This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

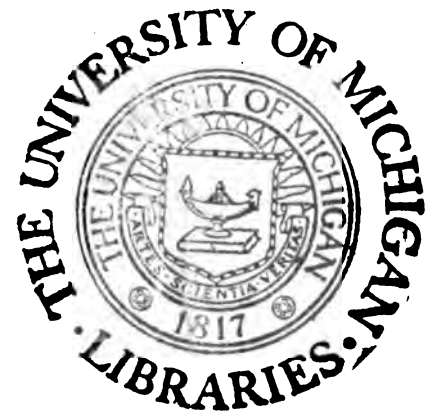
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
1817

L 11

Der Salon

r Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

A. H. Payne.

Band I. 1887.

Reudnitz bei Leipzig,
Verlag von A. H. Payne.
1887.

N. Campus
AP
30
.S17
1887
v.1

Hackley Public Library

15422

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Der Stein des Anstoßes. Humoreske von M. Kornazky	1
Minna Herzlieb. Von Hans Sundelin	21
Gedicht. Von Hermance Potier	30
Einige Tage in einer indischen Dschungel. Aus dem Tagebuche des Prinzen Karl von Schweden	31
Langer Herbst. Gedicht von Alfred Friedmann	38
Prinz Augustin. Novelle von Hermann Rehm	39. 171
Bacchus in Graubünden. Von Dr. H. K.	75
Die Duelle der Pariser Journalisten und Parlamentarier. Von Eugen von Jagow	88
Sprüche der Weisheit. Von Alfred Friedmann	92
König Ludwigs Grabeszug. Kanzonen von Franz Wichmann	97
Die Ludlamshöhle. Von K. A. von Schulenburg	99
Herbstzeitlose. Novellette von Heinrich Stobitzer	121
Karl Stieler. Ein Dichterporträt von Ernst Ziel	147
Bismarck. Gedicht von Franz Wichmann	161
Italienisches Bauernleben. Von F. S.	162
Durch die verschlafenen Gassen. Gedicht von Hermann Conradi	204
Die polnische Geistlichkeit. Von H. P.	205
Die Termiten. Von Dr. H. vom Haff	210
Ihr Ideal. Eine Weihnachts- und Veilchengeschichte von Hermann Birkenfeld	241
Es war einmal. Gedicht von Jeanne Bertha Semmig	268
Erinnerungen an M. G. Saphir. Von Dr. Adolph Kohut	269
Herbst. Gedicht von Frida Schanz	278
Stiefmütterchen. Genrebild in einem Aufzuge. Von Ludwig Soyaux	279
Das alte und das neue Berlin. Von Conrad Alberti	289
Meine Idee von Glück? Novellette von Gräfin Agnes Klinckowstroem	299
Charlotte von Kalb. Literaturgeschichtliche Skizze von Dr. Ruhe	326
Das ist die Liebe! Gedicht von Franz Raab	332
Die australische Wein-Industrie. Von B.-R.	333
Der Leuchtthurmwächter. Nach dem Dänischen des Rudolph Schmidt von Pauline Schanz	361
Leopold von Ranke. Skizze von Dr. Heinrich Ruhe	377
Faust als Puppentheaterheld. Von —r	385
Hocheppan. Von G. Dahlke	400
Geopfert. Erzählung nach dem Leben von Frida de Mojean	406. 523
Tröstung. Gedicht von D. Saul	429
Aus dem Cauerschen Atelier. Skizze von Helene Stökl	430
Geheime Wissenschaften. Von Dr. Heinrich Boehnke-Reich	436
Nowaja Semlja und die Insel Kalgujew. Von Alex. v. Wald	445
Fürst Leopold zu Anhalt-Dessau. Von Dr. T.	454
Der Mann aus dem Monde. Novelle von Ant. Andrea	481
Die Universität Upsala. Von K. M. Thorden	503
Wanderskizze. Gedicht von Alfred Bock	522

Seite

Goethe und Ernst II. von Gotha-Altenburg. Von Max Berbig 564
Die Berliner Theater. Von Hermann Dupont 569
Fenella. Eine italienische Idylle in Prosa. Von Luigi 601
Grabbe und Immermann. Von Rich. Jul. Georgs 613
Neuer Dramenspiegel. Von Dr. E. Tr. 621
Briefe aus Portugal. Von John Henry Mackay 640
Wunsch. Gedicht von Hermance Potier 650
Der Herzbändel. Von Karl Georges 651
Nachtgebet. Gedicht von Alfred Friedmann 668
Die Dresdener Oper. Von Dr. Adolph Kohut 669
Thränen. Gedicht von Otto von Leitgeb 673
Aus der guten alten Zeit. Von J. Reimann 674
Attila. Von Dr. A. Berghaus 680
Ueber prähistorische Funde. Von Karl Gander 684
Am Kamin 104. 216. 337. 460. 577. 691
Neueste Moden 113. 233. 353. 473. 593. 709

Kunstblätter.

Eine Bescheerung. Nach dem Originalgemälde von Carl Reichert.
Die Poste d'amour des Herrn Lieutenant. Nach dem Originalgemälde von C. Sellmer.
Minna Herzlieb. Nach einem Originalgemälde von Luise Seidler.
Gelegenheit macht Diebe. Nach dem Originalgemälde von F. Schlesinger.
Strickunterricht. Nach dem Originalgemälde von H. Werner.
In Gedanken.
Der Schandpfahl und die Auspeitschung in Nordamerika.
Starnberger oder Würmsee.
Heimfahrt von der Jagd auf dem Königssee. Nach dem Originalgemälde von Wilh. Wex.
In der Schänke zum stillen Vergnügen.
Die kranke Puppe.
Auf der Fuchshetze.
Kommt zu Tische! Nach dem Originalgemälde von Fr. Sonderland.
Mutterliebe. Nach dem Originalgemälde von W. Roegge.
Reh zur Fegezeit.
Hirsch zur Brunftzeit.
Waldmärchen. Nach dem Originalgemälde von A. Dieffenbach.
Das Märchen von den Winterveilchen.
Schmetterlingstod.
Schloß Kronborg.
Lektüre.
Reinekes Ende.
Beim Frühstück.
Die Nonne am Fuße des Schlosses von Duino im Golf von Triest.

Eine Bescheerung.

Nach dem Originalgemälde von Carl Reichert.

Der Stein des Anstoßes.

Humoreske von A. Kornazky.

Ausgangs der Schloßstraße zu X. erhob sich das herrschaftliche Haus, worin der Oberst von Hehrenkamp die stattliche Bel-Etage bewohnte, und hinter dem eleganten Gebäude, in der dazu gehörigen schattigen Gartenlaube saß an einem ungewöhnlich warmen Frühlingsnachmittage die liebliche Tochter des reichen, bei Hofe beliebten Offiziers mit zwei schönen Freundinnen in heiterem Mädchengeplauder beisammen. Es war gut dort sein, besser wie in der Schloßstraße, die breit, langweilig, mit steif in Parade stehenden Häusern sich ihrer Sonne, dem fürstlichen Schlosse zuzog, als sei sie nur ein langer, geradliniger Lichtreflex desselben. Hin und wieder unterschied man darin einen rothen Fleck — das weithinleuchtende Fensterkissen eines Gardelieutenants, dessen Besitzer — gleichfalls glänzend im betreßten Kragen und Aermelaufschlag und der neuesten Frisur — darauf lehnte, um ungeachtet des Regens oder glühenden Sonnenscheins jede freie Tagesstunde zum Fenster hinauszuschauen. Nicht etwa, weil dies so besonders ergötzlich gewesen wäre, es war einmal „Chic“ in der Schloßstraße, theils um gesehen zu werden, theils um an die unglücklichen Schlachtopfer, die ihr Schicksal diesen distinguirten Weg führte, das Secirmesser der strengsten Kritik zu legen. Begreiflicherweise scheuten daher alle jungen Damen der Stadt die ominöse Schloßstraße sehr und es gab eigentlich nur die drei am Gartenplätzchen vereinten, die jung, schön und gefeiert genug waren, um der scharfen Kritik Trotz bieten zu können. Doch thaten auch sie es nur ungern und waren froh das schattige Asyl auf einem Schleichwege erreicht zu haben.

„O, es war herrlich auf General Lichtensteins Zauberfest“, rief die siebzehnjährige anmuthige Helene von Hehrenkamp. „Nach langer Zeit tanzte ich mit Heinau wieder die erste Quadrille, denn da der Erbprinz ihn zum vis-à-vis befahl, konnten meine Eltern nichts dagegen einwenden. Daß man auch nicht ein paar Jahre älter ist und sich immer vorwerfen lassen muß, bei so großer Jugend dürfte eine

ernstliche Annäherung Heinaus doch noch nicht gestattet werden! Uebrigens, Paula — wie sehr Dir der Kotillon mit Herrn von Krummann zusagte, das konnte man auf Deinem strahlenden Gesichte deutlich lesen."

„Und ich würde mich noch viel besser amüsirt haben", entgegnete die reizende Paula von Krohm, des alten Generals jugendfrisches Töchterchen, wenn dieser langweilige Lieutenant von Steinach uns nicht zu guter letzt wieder so entsetzlich mit der Schilderung seiner unübertrefflichen Steinsammlung zugesetzt hätte."

„Ja, es ist nicht mehr zum Aushalten mit dieser seiner Manie", lachte Helene. „Ich glaube, schon zum hundertsten Mal setzte er uns auseinander, daß ihm zu all' seinen Bergkristallen, Kieseln und anderem geschliffenen und ungeschliffenen Gestein nur noch ein gewisser indischer Krötenstein fehle, auch Glücksstein genannt, weil er als eine Art Talisman seinem Besitzer besonderes Glück brächte — und er, Steinach, würde nicht aufhören nach diesem seltenen Kleinode zu suchen."

„Möge ein gütiger Geist ihm helfen, es bald zu finden", rief Helene, „damit wir Ruhe haben oder — er selbst darüber zum Steine werden! Aber was sagt unsere Felice dazu?"

Felice von der Gracht, in der Gesellschaft, dessen Zierde sie bildete, wie von schwärmerischen Verehrern kurzweg „Fee" genannt, war unstreitig die schönste von den dreien. Ein reizender pikanter Gegensatz thronte auf ihrem feingezeichneten Elfengesichtchen — zu dem sinnigen Ernst der klaren Stirn wollten allerlei schalkhafte Lachgeister, die den vollen graziösen Mund umzuckten, nicht passen, doch vermittelten die leuchtenden Augen den scheinbaren Kontrast. Augen von unbestimmt schillernder Farbe mit dem goldnen Ring der Waldnymphe um die Pupille — es sollte sehr gefährlich sein, nahe hineinzusehen, wie mancher schon zu seinem Leide erfahren.

„Ich verliere kein Wort mehr über besagtes Uebel Steinachs", rief Fee übermüthig, „sondern fordere Euch zum Handeln auf. Wir müssen dem Dinge ein Ende machen, indem wir den fehlenden ausländischen Stein schleunigst selbst herbeischaffen."

„Wie sollten wir das wohl anfangen?" riefen Helene und Paula wie aus einem Munde.

„Nichts leichter", lachte Fee. „Da hängt der Rock des liebenswürdigen Lieutenants von Steinach — Deines Hausgenossen, Helene — noch über dem Gartenzaun. Sein impertinenter Bursche hat sich nicht entblödet ihn fast vor unseren Augen auszuklopfen. Schon dies verdient Strafe; benutzen wir seine augenblickliche Entfernung, um dieses Ungethüm von einem Tropfstein, das sich von der Grottenanlage dort ablöste und uns so recht à propos vor die Füße rollte, in die Rocktasche zu praktiziren. Dann wird er wohl genug haben und sein Glück kaum tragen können."

Der Vorschlag fand ungetheilteste Zustimmung und nachdem die drei lieblichen Verschwörerinnen sich vergewissert, daß kein Beobachter an der Hinterfront der Häuser zu sehen war, wurde im Umsehen der bewußte Stein mit der Kreideinschrift: „Indischer Kröten- oder Glücksstein" versehen und in die Rocktasche des ahnungslosen Lieutenants

geschoben. Hätte sein guter Genius ihm zugeflüstert, daß die zarten Hände derjenigen ihr neckisches Spiel mit ihm trieben, derjenigen ihm bis jetzt unnahbaren Huldgestalten, auf deren Kommen er vorn nach der Straße zu, sehnsüchtig an sein rothes Fensterkissen gelehnt, im Schweiße seines Angesichts wartete — es wäre vielleicht alles anders gekommen; so aber nahm das Verhängniß seinen Lauf.

„Lorenz", rief der Lieutenant Stein von Steinach sich im höchsten Grade verstimmt von seinem vergeblichen Wachtposten am heißen Fenster erhebend. „Lorenz — heiliger Lorenzius, wo in drei Teufelsnamen steckt dieses Ungeheuer!"

Erst auf diese kräftige Beschwörung hin zeigte sich das fingirt dumme Gesicht seines Burschen in der Thür. Mit einem unschuldsvollen: „Herr Lieutenant befehlen?" legte er das Werk seines Klopfstocks, den gereinigten Rock, sorgfältig über einen Stuhl.

„Befehlen — hol' der Kuckuck den Befehl über solchen Schwachkopf", murrte sein Gebieter. „Hast Du die drei jungen Damen, auf die ich Dir strengstens Acht zu geben gebot, etwa durch den Garten kommen sehen?"

„Zu befehlen, Herr Lieutenant, keine lebende Seele kam", (der treffliche Lorenz log diesmal ausnahmsweise nicht, da er die jungen Damen bei seinem Eintritt in den Garten schon in der Laube sitzen sah), „und ich lauerte doch hinter dem Steinhaufen wie 'ne Unglückskröte auf 'nen Glücksfang."

„Unverschämter Schlingel, willst Du Dir etwa Anspielungen erlauben!" zischte der Lieutenant, der es selbst im Zorn unter seiner Würde hielt laut zu sprechen. „Wenn Du mir nicht zu dumm wärst — drei Tage Mittelarrest, daß der Kopf brummt. Rock her — Buch zum Lesekränzchen bei Frau Generalin von Spinnenfang."

„Zu Befehl, Herr Lieutenant." Und mit dem Gesicht eines neugeborenen Kindes hielt Lorenz den Rock, dessen eine Seite sich bedenklich senkte, seinem Herrn zum Anziehen entgegen.

Zu dem genußreichen Lesezirkel bei der Generalin von Spinnenfang, der mit diesem Abend für den Winter abschloß und bei dem viele Offiziere und Damen der Gesellschaft betheiligt waren, fehlten auch unsere drei jungen muthwilligen Freundinnen nicht und wurden gleich nach ihrem Erscheinen von einer älteren Vertrauten in Beschlag genommen.

„Sie hat etwas besonderes gegen Euch, die gute Spinnenfang", flüsterte diese den drei gewöhnlich sehr von Huldigungen umdrängten zu, „verlaßt Euch darauf, ich sah die Blicke, die sie Euch beim Eintreten zuwarf, und die sagten genug. Habt Ihr etwa einmal versäumt pflichtschuldigst Eure Reverenz zu machen? Seid auf Eurer Hut."

Wir haben nicht das Geringste gegen die Generalin verbrochen", entgegneten heiter die Gewarnten, „kein Kompliment versäumt, unser Gewissen gegen sie ist rein, wie frisch gefallener Schnee. Aber hört nur, hört!"

„Es ist unglaublich", sagte in diesem Augenblick die Generalin von Spinnenfang mit scharfer Betonung zu der neben ihr auf dem Sopha thronenden allmächtigen Hofdame Gräfin Wüstenwolf, „wie

weit junge Mädchen der besten Gesellschaft sich oft vergessen, ja geflissentlich gehen lassen, sobald sie sich unbeobachtet dünken. Ein trauriges Zeichen unserer Zeit und herabgekommenen Jugenderziehung. Von der Hinterfront meines Hauses sah erst diesen Nachmittag meine arglose Näherin durch die Gardine —"

Alle Götter! was würde nun zutage gekommen sein, wenn die gute Spinnenfang nicht zum Glück unterbrochen worden wäre. Den drei leichtsinnigen Wesen ging schon ein gelinder Schauder über die blühende junge Haut: Sie waren im Garten gesehen worden, ihr harmloser, unbedachter Mädchenscherz sollte hier öffentlich verkündet — und gerichtet werden. Unter den Augen der unbarmherzigen Wüstenwolf, für die der geringste Etikettenfehler, das kleinste Abweichen vom schnurgeraden Pfade strengster Schicklichkeit ein nie zu sühnendes Vergehen war. Doch da kam Hilfe in der Noth und zwar in der Person des sonst nicht gerade sehr willkommenen Lieutenants Stein von Steinach.

„Meine gnädigste Commandeuse", lispelte der Athemlose die Fingerspitzen der Generalin an die Lippen ziehend, „wollen mein unverschuldetes Zuspätkommen gnädigst vergeben. Ein unerhörter Streich meines Burschen ist die Veranlassung, doch büßt er seine schwarze That schon im Arrest."

„Sie machen mir förmlich bange, lieber Herr von Steinach", fiel die Generalin gespannt ihrem besonderen Günstling in die Rede. „Der Lorenz ist doch sonst ein so gefälliger, dienstbereiter Mensch" (er hatte oft genug den Spion für sie gemacht), „und sollte ein wirklich schweres Vergehen —"

„Ein sehr schwerwiegendes! Sie sprechen es gelassen aus, meine Gnädigste, denn die Höhe solcher Bosheit ahnt Ihre schöne Seele nicht. Können Sie es sich vorstellen? Einen mindestens zwei Pfund wiegenden scharfkantigen Stein hat dieser heimtückische Bösewicht mir in die Rocktasche eskamotirt. Die Naht hielt natürlich nicht Stand, er rutschte zwischen Futter und Tuch bis zum Saume des Rockes hinab und schlug mir im vorwärtseilen die Füße fast wund; ich mußte auf der Straße spornstreichs umkehren, denn o! — auch diese letzte Naht platzte."

Mit dem Lachen platzte niemand heraus, es zuckte nur wie Wetterleuchten auf allen jungen Gesichtern, wie vom Gewitterwind aufgewirbelt ging ein Taschentuchschwenken im Kreise, ein halbunterdrücktes Husten und Niesen — dann alles wieder still. Man war sehr wohl erzogen.

„Aber der Gipfel der Abscheulichkeit", fuhr der aufgeregt lispelnde Lieutenant fort, „ist erst die Kreideaufschrift des Steins: Indischer Kröten- oder Glücksstein! Dieser freche Hohn meines eifrigen Strebens! Wie sehr ich nach diesem letzten Schatz meiner werthvollen Sammlung suche — Sie wissen es alle, meine Herrschaften."

„Zur Genüge, in der That, lieber Steinach", wurden nun einige der lachsichersten Stimmen unter den Kameraden laut. „Ihrem Ungethüm von Burschen ist recht geschehen — in die Wolfsschlucht mit ihm!"

„Ich habe denn doch meine eigene Ansicht von der Sache", be-

gann die Generalin Spinnenfang im Tone höchster Ueberlegenheit und einem Blick vernichtender Majestät auf die drei schönen Uebermüthigen, die rosig übergossen vor Scham und peinlicher Verlegenheit in einer Fensternische standen. Die erhoffte Rettung war Trug gewesen und sie vielmehr vom Regen in die Traufe gerathen. O, diesen Herrn von Steinach — diesen schon übereingebildeten Gecken am Ende gar glauben zu machen, es sollte ein besonderer Anreiz sich ihnen zu nähern in ihrem unschuldigen Scherze liegen — die Strafe war sehr hart.

„Ich habe meine eigene Ansicht", wiederholte die Generalin. „Mir steht es fest, daß Sie dem armen Menschen, dem guten Lorenz bitteres Unrecht thaten, lieber Steinach. Von der Hinterfront meines Hauses sah diesen Nachmittag meine Näherin durch die Gardine —"

„Gnädigste Frau gestatten gütigst, daß ich das langbegehrte Rezept zum italienischen Salat überreiche", sagte in diesem kritischen Moment eine sonore, wohlklingende Stimme, und ein hochgewachsener Offizier stand neben der Wirthin. „Meine Cousine hat es mir auf die Seele gebunden, ich eile also es Ihren kunstfertigen Händen zu überliefern. Die Mischung soll unübertrefflich sein, muß aber strenges Geheimniß bleiben. Dies die Bedingung der Geberin."

„Tausend Dank, mein bester Herr von Kronseck", rief die Generalin vollständig aus dem Text gebracht und griff hastig nach dem ihr über alles werthvollen Papier. „O ich bin gerührt! So soll ich denn wirklich den Triumph erleben in wenigen Tagen zu meinem Frühjahrs-thée-dansant, wozu selbst meine hochverehrte Freundin hier, Gräfin Wüstenwolf, mir im Namen des Hofes ihr Erscheinen huldvoll zugesagt, meinen Gästen den echten, kunstvoll gemischten italienischen Salat vorsetzen zu können."

Gräfin Wüstenwolf nickte mit zustimmender Herablassung.

„Wir werden Ihre Kunst gebührend bewundern, meine Liebe. Doch à propos — von der Hinterfront Ihres Hauses sah diesen Nachmittag Ihre Näherin durch die Gardine — —"

„Spanische Zwiebeln und Pimpernellen!" rief die Generalin ganz in Ekstase das ersehnte Rezept studirend. „Ich habe es immer gesagt, es ist hauptsächlich das Letzte, dies würzige Salatkraut, was der ganzen Mischung den pikanten, geheimnißvollen Wohlgeschmack verleiht. Pimpernellen, saftig und frisch in der Blüte gepflückt."

„Aber das Geheimniß, Gnädigste", mahnte Hauptmann von Kronseck, mit dem überaus angenehmen Lächeln seines bärtigen, sympathischen Gesichtes auf die im Eifer Glühende hinabsehend.

„Das wird doch niemand von den Anwesenden verrathen — wir sind ja hier ganz entre nous und alle so diskret. Aber woher dies vorzügliche Kraut, diese selten echt zu findende Pimpernelle nehmen — ah, das ist ein sehr schwieriger cas."

„Wollen Sie es uns überlassen, gnädigste Frau", sagte Felice von der Gracht ganz leise und schüchtern mit Helene und Paula zu der Generalin tretend. „Wir wissen einen Platz, wo die schönsten Pimpernellen, jetzt gerade in der Blüte, wachsen und schaffen Ihnen zu dem bestimmten Tage einen ganzen Korb voll davon herbei, sorgsam von uns selbst gepflückt."

„Sie wären imstande, meine liebenswürdigen jungen Damen?“ versetzte die Spinnenfang auf das Freudigste überrascht mit ihrem süßesten Lächeln. „Aber was frage ich noch — was ist so holdseliger Jugend nicht möglich, nicht wahr, meine Herren? Und eigenhändig wollten Sie sich bemühen — o, wie man sich doch täuschen kann! Herr von Steinach, Ihr Bursche —“

„Gnädigste Gebieterin belassen mich in begreiflicher Spannung. Ich bin athemlos. Von der Hinterfront Ihres Hauses sah diesen Nachmittag Ihre Näherin — —“

„Meine Näherin ist eine Närrin“, fuhr die Generalin heraus. „Es kommt nicht im geringsten darauf an, was sie sah oder nicht sah. Ich finde es für Sie durchaus nicht konvenable, Herr von Steinach, in diesem Kreise ein athemloses Interesse für diese obskure Person zu zeigen. Hier handelt es sich nur noch darum, ob Sie die freche That Ihres scheinheiligen Burschen mit gebührend langem Arrest bestraften. Und nun zu den Büchern, meine Damen und Herren, wir wollen das Lesen über der interessanten Unterhaltung nicht ganz vergessen.“

Der abgefertigte Lieutenant mit dem bestürztesten Gesicht zurücktretend, erlebte auch noch das Mißgeschick am Sporn die Schleppe der Gräfin Wüstenwolf mitzunehmen, worauf sie ihn mit dem berüchtigten, starren Blick ihrer runden Augen vom Kopf bis zu den Füßen lähmend maß, indem sie fragte:

„Haben Sie auch den Stein des Anstoßes in Ihrer Sammlung, mein junger Freund, so thäten Sie besser ihn auszumerzen.“

Als die Lektüre endlich glücklich beendet war und die Anwesenden sich der Wirthin empfohlen hatten, floh die schöne Felice von der Gracht „wie ein duftiger Hauch“ an dem Hauptmann von Kronseck vorüber. Eine Oleanderblüte löste sich von ihrer Schulter und fiel, das Ordensband seiner Brust streifend, auf den Helm in seiner Hand. Wie glücklich bin ich, flüsterte er für sich, sie vor dem Erröthen vor diesem — Steinach bewahren zu können. Wäre ich imstande sie stets zu hüten und zu schirmen!

Und er drückte die Blüte verstohlen an seine Lippen und verbarg sie auf seinem Herzen.

Am zweitfolgenden Tage darauf begab sich ein fröhlicher Wanderzug auf den Weg nach dem Fort Konradin. Es war herrlich am Flusse eine Strecke vor der Stadt X. gelegen, zu dessen äußersten Befestigungen es gehörte. Die jungen Damen hatten ermittelt, daß das gesuchte Kraut, der Kaufpreis des Schweigens für die salatliebende Generalin, die schönste Pimpernelle, dort in Hülle und Fülle wuchs. Also flugs dorthin zum Bußpflücken, im sicheren Geleit einer älteren Ehrendame, eines mit einem riesigen Korbe versehenen Dieners und außerdem noch unter dem Schutze von Felicens Onkel und Vormund, des sehr „grilligen“ aber äußerst chevaleresken alten Herrn von der Gracht. Ja, seine Grillen waren allgemein bekannt, am beklagtesten die, daß er die Hand seiner schönen Nichte, seines reizenden Mündels, nur demjenigen geben wollte, der ihm eine eklatante Genugthuung bei Hofe zu verschaffen imstande war. Mit dessen gefürchtetsten und einflußreichsten Repräsentanten, der Gräfin Wüstenwolf nämlich, hatte

er sich auf das Bitterste überworfen und brannte darauf, eine wohlverdiente Strafe über sie verhängt zu sehen. Wie konnte sie es sich unterfangen einen jungen, ihm nahe verwandten Offizier, Hellmut von der Gracht, den er gerade sehr protégirt wünschte, dreimal mit einer Einladung bei Hofe zu übergehen, von seinen wiederholten Besuchen nicht die mindeste Notiz nehmend. Die hohen Herrschaften ahnten gewiß von solcher ganz unmotivirten Zurücksetzung nichts, nur ihre Willkür war schuld daran, ihre Tyrannenlaune — aber die Vergeltung sollte sie doch noch ereilen!

„Meine Familienehre ist dadurch verletzt, nur wer sie wiederherstellt, verdient und erhält die Hand meiner Nichte", erklärte der alte Herr kurz und bündig.

Aber das war gerade für die jungen Verehrer unmöglich, da keiner es mit der allmächtigen bei Hofe verderben konnte.

Wenn es nur einen gewöhnlichen Drachen todtzuschlagen gäbe, klagten sie oft in ihrer Aussichtslosigkeit, aber dieser „Hofdrache" ist uns unerreichbar. Und damit war das Ziel ihrer Wünsche in nebelhafte Ferne gerückt.

In nebelhafte Ferne gerückt war auch die Besatzung des Fort Konradin, auf weitabgelegenem Manöverterrain ihre Schießübungen anstellend und darauf hatten die jungen Damen eben gerechnet, um bei ihrem Unternehmen ganz freie Hand zu haben. Alle Offiziere ihrer Bekanntschaft waren auf dem Manöverfelde thätig, nun konnten auch sie ungestört und emsig an die Arbeit gehen. Sie war anfänglich angenehm genug. Herrlich — in der balsamischen Lenzluft sich frei auf dem grünen Plan zu tummeln, wo gerade vor dem Fort die bewußte Pimpernelle mit üppig wuchernden Veilchen und Primeln vermischt in schönster Fülle duftete — und die jungen Damen ahnten wohl nicht, welch einen lieblichen Anblick ihre anmuthig sich bewegenden, von der Sonne umspielten Gestalten dabei darboten.

„Kinder, Ihr müßt der Generalin Spinnenfang äußerst dankbar sein", scherzte der alte Herr von der Gracht. „Sie macht Euch zu vorzüglichen Hausfrauen, lehrt Euch die Kunst des Salatmischens gründlich, und ich habe wahrhaftig geglaubt, sie verstände nur die des Kartenmischens. Einen guten Rath aber nehmt dabei auch von mir an: verwendet Pimpernelle so viel Ihr wollt, nur thut keine blaue Bohnen hinein, die den Beneidenswerthen, die das Gemisch aus-essen müssen, höchst fatal an die Köpfe fliegen könnten."

„Aber Onkelchen, wie meinst Du denn das", fragte Felice lachend.

„Werdet es bald genug verstehen. Damen, die anderen Steine in den Weg oder in die Rocktasche schieben, sind zu allem möglichen fähig. Aber nun hurtig voran mit der Strafarbeit. Die Sonne wird nachgerade heiß und macht durstig."

„Ja, wirklich Strafarbeit!" lachten die jungen Mädchen. „Und daß wir auch versäumt haben einen kühlen Trunk und einen kleinen Imbiß mitzunehmen, beides käme uns sehr zustatten."

Kaum war der Wunsch ausgesprochen, that sich wie durch Zauberschlag die festverschlossene Pforte des Fort Konradin auf und aus dem geöffneten Thor drangen zwar nicht Tiger und Leuen im ge-

wöhnlichen Sinne des Worts hervor, aber doch die tonangebenden Offiziere des beliebten Erbprinzenregimentes. Den anderen voran Herr von Heinau und der Adjutant von Krummann, welche sich sofort als die Begünstigten der hocherröthenden Helene und Paula näherten, ganz mit der edlen Unbefangenheit, wie sie nur ein liebender Lieutenant zur Schau tragen kann. Ihnen nach Hauptmann von Kronseck und der junge Hellmut von der Gracht, das streitige Hofobjekt.

„Das Fort Konradin enthält ein Tischchen Deckedich", erklärte Herr von Kronseck, die ritterliche Gestalt vor den jungen Mädchen beugend, „welches die Herren Kameraden von der Artillerie uns für diesen Vormittag abtraten. Wollen die Damen uns nicht die Ehre und das Vergnügen bereiten, es einmal zu versuchen?"

Wahrhaftig, auch er machte Miene auf Felice zuzuschreiten, doch der alte Herr von der Gracht kam ihm zuvor.

„Erlauben Sie, mein Bester, aber meine Nichte führe ich selbst", sagte er, Felicens Hand auf seinen Arm legend. „Ritterlichen jungen Herren kommt es zu, erst den Kampf mit dem Drachen zu bestehen. Sollte ein St. Georg unter Ihnen sein, der ihn tödtet, so mag er sich danach bei meiner Nichte melden."

Die jungen Herren kannten zu ihrem Verdrusse alle diese unverblümt herausfordernden Anspielungen, denen sie doch nicht nachkommen konnten, Herrn von Kronseck aber entschädigte ein Blick aus den goldig leuchtenden Augen der Fee.

Im innern Raume des Forts, mitten unter aufgehäuften Bomben und Granaten stand ein zierlich gedeckter Tisch, der kalte Küche und eine mit Laub und Blumen umkränzte Maiweinbowle enthielt, um welche sich alle in animirtester Stimmung und fröhlichster Unterhaltung reihten.

Der Adjutant von Krummann, bekannt als der Spaßvogel des Regiments — er sollte einmal auf einem Hofballe den Haupthahn der Gasröhrenleitung zugedreht und dadurch mitten beim Tanz eine ägyptische Finsterniß heraufbeschworen haben, an die alle ängstlichen Mütter und Duennen in Besorgniß um ihre verrathenen Küchlein nur noch mit Schauder dachten — besagter Adjutant und Spaßvogel also erhob sein Glas und sprach:

„Meine Damen und Herren! Von der Hinterfront eines Schloßstraßenhauses sah eine Näherin durch die Gardine. — — — Fürchten Sie nichts, meine Damen, kein Sterblicher wird es je erfahren, es wird nie das Licht des Tages und der Oeffentlichkeit erblicken, was diese spähende Näherin oder nähende Späherin sah, denn wir, die Beschützer holdseliger, argloser Jugend und Schönheit, würden eine jede ausgesprochene Wahrnehmung darüber als eine uns persönlich zugefügte Beleidigung ahnden."

„Aha, das scheint mir schon ganz nach einer blauen Bohne auszusehen, die unter die Pimpernellenmischung geräth — nun, bon appétit, meine Herrschaften" äußerte Herr von der Gracht mit dem ihm eigenen ruhigen Humor. „Und einzig und allein um den Damen die obige beruhigende Versicherung zu geben, haben die Herren sich rückwärts vom Manöver konzentrirt und uns mit Ihrem überraschenden

Erscheinen hier erfreut? Wenn Sie nur nicht heut Abend sämmtlich im Arrest Zeit gewinnen gründlich über Dienstversäumniß nachzudenken."

„Davon kann gar keine Rede sein", erklärte Herr von Kronseck, „wir haben den Dienst nicht versäumt, wußten nur Hoheit, den Prinzen, zu bestimmen mit unserm Bataillon die Wachen zu besetzen, so blieben wir selbstverständlich von den Uebungen zurück."

„Gewiß sehr zur angenehmen Ueberraschung der verehrten Herrn Eltern, welche die Töchterlein vom Zuschauen des Manövers ausschlossen und diesen harmlosen Spaziergang mit mir gestatteten, um sie einmal in stiller Naturanschauung von gewissen kriegerischen Elementen fern zu halten und —"

„Und so finden allzu große Grausamkeit, wie allzu feine Berechnung oft durch sich selbst ihre Strafe", rief Herr von Krummann unter dem nicht zu unterdrückenden allgemeinen fröhlichen Lachen, in welches selbst die jungen Mädchen, wenn auch etwas befangen in ihr Glas sehend, nicht widerstehen konnten mit einzustimmen. „Aber lassen Sie mich meinen unterbrochenen Toast zu Ende bringen. Es lebe vor allem die edle Kunst des Salatmischens, die uns hier glücklich zusammenführte, es leben alle Steine des Anstoßes, welche jungen Damen in den Weg rollen, um mit unserer Hilfe beseitigt zu werden."

Danach lautes Gläserklingen und die sehr erheiterte Tafelrunde des Tischchen „Deckedich" löste sich in Wohlgefallen auf, um ihre Anwesenheit auf Fort Konradin durch allerlei neckische Merkmale zu dokumentiren. Während zarte Händchen das Mordwerksmaterial durcheinander rollten, als ob die eisernen Bälle nur Kinderspielzeug seien und Laub und Blüten darüber ausstreuten, schoben die Herren mit vereinten Kräften mühsam die schwere Kanone vor dem Thor herum und in die nun drohend dem Innern zugekehrte Mündung wurde ein weißes Tuch als Friedensfahne gesteckt, das die Inschrift trug:

„Der Besatzung des Fort Konradin kund und zu wissen, daß Feen und Elfen an diesem unvergeßlichen Maitage selbigen Platz mit ihrem lieblichen Spuk beglückten."

O schnell verrauschte Stunden, von denen geschrieben steht:

Das ist die schöne, die glückliche Zeit,
Das sind die Tage der Rosen! — —

„So weit wäre alles recht gut und schön, Kinder", äußerte Herr von der Gracht gleichfalls in bester Laune, „ich bin gewiß kein Spielverderber und gönne Euch das Vergnügen dieses Tages, das mir zu anderen Feindschaften den Groll Eurer lieben Eltern reichlich eintragen wird, von Herzen, von ganzem Herzen, aber den nun folgenden Heimweg zur Stadt, auf der schattenlosen staubigen Chaussee in der brennenden Mittagssonne, den möchte ich uns doch erspart wünschen."

„Wenn Sie, geehrter Herr von der Gracht, geneigt wären, das bescheidene Fuhrwerk anzunehmen, welches wir Ihnen zu bieten vermögen, würde dem Uebelstande abgeholfen sein."

Und Herr von Kronseck deutete mit seinem gewinnenden Lächeln auf einen eben vorfahrenden nagelneuen Fouragewagen des Forts,

bequem mit Säcken als Sitzplätze ausgestattet, worüber sich gleichfalls leuchtend neue Pferdedecken breiteten — mit grünem Laubgeflecht vor der Sonne geschützt und mit zwei auf den Handpferden des Viergespannes reitenden, rosselenkenden Artilleristen versehen.

„Herrlich, herrlich!" riefen die jungen Damen und hatten mit Hilfe der nachfolgenden Herren schon den Wagen erklommen, der die muntere Gesellschaft bequem faßte und, wie sie versicherten, eine höchst angenehme Abwechselung aller eleganten Equipagen bildete.

„Sind auch die edlen Salatkräuter nicht vergessen", rief Herr von der Gracht, als der Wagen unter dem lustigen Knallen der Artilleristen schon anzog. „Diese drei jungen leichtsinnigen Wesen wären es imstande die Hauptsache zurückzulassen."

„Ohne Sorge, ich habe den Korb in meine Obhut genommen", erwiderte Herr von Kronseck, „und werde ihn nun hier im Schatten des Laubgeflechts an die Wagenleiter binden. So — da ist er vorzüglich aufgehoben.

„Bester Herr von Kronseck", neckte der alte Herr, „wie liebenswürdig Sie sich stets in meiner Nähe halten, wie mein Schutzgeist stets hilfreich zur Stelle. Wenn Sie nur etwas mehr vom heiligen Georg an sich trügen! Ha—ha—ha, Kinder, es wäre doch zu köstlich, wenn uns meine „hohe Feindin", die Wüstenwolf, jetzt in diesem ländlichen nonchalant sehen könnte! Die höchsten Herrschaften haben uns ja zu diesem Abend noch ganz unerwartet zu einer Reunion befohlen, um den ebenfalls überraschend eingetroffenen fürstlichen Gast zu unterhalten — da würde besagte Dame uns einen schönen Empfang bereiten."

„Um Gottes willen, Herr von der Gracht, beschwören Sie keine Dämonen herauf, wir kämen alle ins schwarze Register", rief Heinau, der sich natürlich den Platz an Helene von Hehrenkamps Seite nicht hatte nehmen lassen, während Krummann dicht neben Paula saß und ihr angelegentliches Geflüster den Höhepunkt erreicht hatte, wo selbst dieser Allerweltsbeobachter sich der Vorgänge in seiner Umgebung nicht mehr bewußt war. Doch er sollte unliebsam geweckt werden.

„Wenn man vom Wolf spricht, ist er nicht weit", sagte Herr von Kronseck und deutete resignirt auf ein leichtes elegantes Jagdgefährt, das mit rapider Schnelligkeit aus einem staubigen Nebenwege heran sauste.

„Denn das Unglück schreitet schnell!"

„Herab, meine Damen und Herren, die schuldigen Honneurs gemacht!"

„Herab, Kronseck hat recht! Herab, es ist die höchste Zeit! Himmel, der Erbprinz, die Fürstin Mutter, die Wüstenwolf!! Alle guten Mächte steht uns bei!" tönte es durcheinander, der ländliche Wagen hielt, und in höchster Eile stürzte alles von den primitiven Sitzen, um vor dem blitzgeschwind herangebrausten Hofwagen und seinen Insassen „Front" zu machen.

Es war in der That der Erbprinz selbst, der das so zur Unzeit herbei fliegende Gefährt lenkte. Vom Manöverfelde zurückkommend, hatte er nur den Helm mit der Mütze vertauscht und einen Staubmantel über die Uniform geworfen. Die Fürstin Mutter liebte es,

sich gelegentlich vom großen Train abzusondern und, kleine Exkursionen auf eigne Hand machend, hier und da wie ein deus ex machina zu erscheinen. Mit wohlwollender Freundlichkeit sah sie auf die „starr wie Mauern" stehenden und salutirenden jungen Krieger, auf die wie vom Sturm gebeugte Lilien sich vor ihr zu Boden senkenden lieblichen Mädchen herab.

„Die Jugend amüsirt sich, das liebe ich", sagte sie im vorbeifahren huldvoll mit der Hand winkend, dem fast verlangenden Gruße des Erbprinzen merkte man es an, daß er sich am liebsten der ländlichen Partie auf dem Fouragewagen angeschlossen hätte — aber was half das den Theilnehmern? Was alle Huld und Güte? Auf dem Gesichte der Wüstenwolf stand mit furchtbarer Deutlichkeit das Wort Dantes über dem Höllenthor geschrieben: Laßt alle Hoffnung hinter Euch.

„Ihr werdet keine Einladung zu einem diesjährigen Sommerfeste im Schlosse erhalten und alle mit Hellmut auf gleichem Fuße stehen", meinte Herr von der Gracht ironisch, als der leichte Wagen in einer Staubwolke wie eine Vision verschwunden war. „Sie führt die Listen, streicht nach Belieben jeden ungestraft aus den Reihen der Lebenden. Das thut mir leid um Euch, junge Herrschaften, ich biete ihr Trotz — doch o — wenn ich es noch erlebte sie einmal gedemüthigt zu sehen!"

„Das alte Thema! Der Versuch wäre jetzt vollends der Todesstoß eines jeden von uns", versetzte Krummann sehr kleinlaut; „und dazu ist uns unser Leben doch zu lieb", fügte Heinau mit einem vielsagenden Blick auf Helene hinzu. „Opferten wir auch —"

„Unsere Bußarbeit! Unser Kraut! Unsere Pimpernellen!" riefen in diesem Augenblick die drei jungen Damen. „Alles ist verloren, der Korb ist fort!"

„Er ist herabgestürzt und hat sich unglücklicherweise in diesem lehmreichen Graben seines Inhalts entleert", lachte Herr von Krummann, bei dem die Heiterkeit immer bald wieder siegreich durchbrach, „machen wir den Schaden sogleich wieder gut."

„Als der junge Offizier zum Ergötzen der ihn im Kreise Umstehenden die lehmvermischten Kräuter mit vollen Händen zusammenraffte und die durchaus nicht einladende gelbe Masse wieder in den Korb drückte, fragte plötzlich die erstaunte Stimme des Erbprinzen, der sich der Gruppe unbemerkt genähert hatte, in höchster Neugier über des Beschäftigten Schulter:

„Aber was machen Sie denn da, mein bester Herr von Krummann?"

„Italienischen Salat, Hoheit", antwortete ihm ohne Zögern der Schlagfertige, den Korb mit einer unnachahmlichen Miene dem Prinzen präsentirend. „Aber die Mischung muß strenges Geheimniß bleiben."

Alles lachte frei heraus, und der junge Prinz, der erst ein wenig verdutzt dreinschaute, that das Beste, was er in diesem Falle thun konnte, er stimmte in das unwiderstehliche Lachen aller mit ein.

„Werden die Damen mir wohl einen Platz auf diesem einladenden Wagen für die Rückfahrt einräumen?" fragte er, sich artig vor den

Mädchen verbeugend, mit einer feinen Wendung nach Fee, dessen Nixenaugen es ihm (wie allgemein bekannt) auch angethan hatten. Sie sagte ihm lächelnd im Namen aller Gewährung seines Wunsches zu — einem Erbprinzen ist so etwas nicht abzuschlagen obgleich — Kronsecks Augen sich sichtlich verdüsterten. Aber Eifersucht gegen jenen zu zeigen, wäre doch zu geschmacklos und außerdem war in diesem Kreise jeder gewohnt „bolle mine“ zu machen. So saß man bald scheinbar lustiger noch als zuvor, obgleich von Grund aus gestört, auf der improvisirten Equipage.

„Können mir denn die Damen und Herren nicht Auskunft über einen räthselhaften Vorfall geben“, begann nach einigen allgemeinen Scherzen der Prinz, „der sich in der Schloßstraße zugetragen haben soll? Von der Hinterfront eines Hauses hat eine Näherin —“

„Diese Näherin ist ein verleumderisches, boshaftes Geschöpf — glauben Hoheit um Gottes willen kein Wort, von dem, was sie sagt“, fiel ihm Krummann ungestüm in die Rede.

„Aber sie sagt ja gar nichts, lieber Krummann“, entgegnete der Prinz ganz eingeschüchtert von der Energie des Adjutanten. „Das ist es ja eben, man bringt weder aus ihr, noch aus anderen Betheiligten ein Wort heraus, welches zur Aufklärung beitragen könnte und wird schließlich zu Gewaltmaßregeln greifen müssen, um sich die nöthige Einsicht zu verschaffen. Die widersinnigsten Gerüchte durchlaufen bereits die Stadt. Nur so viel scheint fest zu stehen, daß dem armen Herrn von Steinach auf das Empörendste mitgespielt worden ist. Ein nicht zu entdeckender Attentäter soll ihm ein Mordinstrument, einen Stein, wahrscheinlich mit Dynamit gefüllt, in die Rocktasche zu schieben gewußt haben. Er soll verwundet sein. Einige wollen wissen, daß hochgestellte Damen diesen Angriff aus Eifersucht ins Werk gesetzt hätten, meine Damen, ich sage kein Wort weiter, ich sehe Sie schon bei der bloßen Erwähnung solcher Verderbtheiten bald erröthen, bald erblassen, dergleichen gehört nicht vor ihr zartes Forum. Die Polizei wird schon herausbringen, was der Sache zu Grunde liegt, und ich gedenke zu Ihrer besonderen Beruhigung noch einen Preis auf die Entdeckung des Uebelthäters zu setzen, der diesen Stein — — halt! halt!“

Ein gewaltiger Stoß erschütterte das schwerfällige Fahrzeug, und entlockte dem hohen Sprecher, der mit dem Kopfe seines Nachbarn unliebsam zusammenfuhr, den obigen Ausruf.

„Der Stein! Ein abscheulicher Stein des Anstoßes liegt auf dem Wege, Hoheit!“ rief Krummann und leiser setzte er hinzu: „Ich glaube dieser Steinach hat uns seine ganze Sammlung unter die Füße gestreut. Da finde der Kuckuck heraus.“

„Wir sind am Thor und müssen hier mit Hoheit gütiger Erlaubniß aussteigen“, sagte Herr von der Gracht. „Doch möchte ich mir zuvor den Vorschlag gestatten, die diffizile Angelegenheit nicht der Polizei, sondern unseren jungen Kavalieren hier zu übergeben. Sie werden die Sache schon im Interesse der Damen herausbringen und diskret verfahren, wenn wirklich hohe Eifersucht — —“

„Wir geloben es, auf Ehre! Diese verstockte Person hinter der

Fenstergardine endlich gebührend zum Reden zu bringen", rief Herr von Heinau, „und Hoheit sofort von allem zu unterrichten."

„Ja, überlassen Hoheit getrost die Sache uns", setzte Krummann in sprudelnder Laune hinzu. „Wir schaffen diesen Stein aus dem Wege und wäre er selbst mit Dynamit gefüllt."

So trennte man sich eiligst, um sich am Abend zu dem im Schlosse befohlenen, keineswegs rosig erscheinenden „Vergnügen" vorzubereiten, die Damen ungewöhnlich still, verstohlene Thränen in den sonst so hellen Augen.

Was in aller Welt sollte daraus werden?

Die mühsam gepflückten Kräuter der Versöhnung, die nöthiger wie je als Preis des Stillschweigens waren, sind total unbrauchbar geworden! Die Eltern Helenens und Paulas auf das äußerste erzürnt über das von ihnen streng zu vermeiden gesuchte Zusammentreffen ihrer Töchter mit den bewußten Offizieren; Herr von der Gracht „grilliger" wie je über die kühle Reserve, mit der seine Fee verschiedene Artigkeiten des Prinzen zurückwies, der ihm doch als der alleinige „Rächer" gegen die anmaßende Hofdame erschien, Herr von Kronseck dennoch im Herzen vor Eifersucht brennend, die er nicht zeigen durfte, alle Herren auf Ehrenwort engagirt eine Sache ans Licht zu bringen, die sie sich den jungen Damen gegenüber verpflichtet hatten im Dunkel zu begraben — und über all den Wirren schwebte das Gesicht der Wüstenwolf, die es sicher auch den Damen zur Last legte, den Erbprinzen zum Verlassen ihres Gefährts und der „horreusen Fouragewagenfahrt" verführt zu haben, das Gesicht, auf dem geschrieben stand: Laßt alle Hoffnung hinter Euch.

„Ach Jesses mein Joseph! Das ist ja nicht zum Aushalten, da muß man ja mit ganz melancollerisch werden", klagte am anderen Morgen der ehrliche Hubert, der als strammer Grenadier des Erbprinzenregiments entlassen, zum Kammerdiener des Herrn von der Gracht avancirt war. „Wenn gnädiges Fräulen ein so blasses Gesichtchen machen, ist's einem ja zu Muthe, als wär's Fett von der ganzen Prostemahlzeit verschwunden und der Bissen würgt einem im Halse. Und das alles um die paar elendiglichen Salatkräuter willen, die ich als Lehmklumpen auf den Hof hinauswerfen mußt'! Darum brauchten gnäd'ges Fräulen freilich nicht nach Fort Konradin hinaus und sich auch weiter nicht zu grämen, hätten's nur gleich dem Hubert sagen sollen! Einen ganzen Haufen von dem Unkraut pflück' ich Ihnen hinter'm Hof auf dem alten Bauplatz und trag' ihn, noch ehe eine halbe Stunde um ist, zur gnädigen Frau Generalin von Spinnensang 'rum."

„Dies wäre mir außerordentlich lieb, guter Hubert, sehr lieb und wünschenswerth", versicherte Fee und erhob ein klein wenig das allerdings sehr blasse, übernächtige Gesicht, aber diese Hilfe genügt nicht mehr, denn —"

„Ein denn und ein aber sind also doch noch dabei", schmunzelte Hubert treuherzig; „dacht's mir wohl — nun, wollen auch damit fertig werden. Gnädiges Fräulein haben wohl schon so etwas von der großen Neuigkeit hier in der Schloßstraße gehört, wo eine —"

„Eine Näherin — ich weiß, Hubert, ich weiß", wehrte Felice matt, mit dem leidenden, resignirten Ton, in dem sie bisher gesprochen. „Vor kurzem noch verfolgte diese unglückselige Person mich wie ein Schreckgespenst, sie beunruhigte mich in meinen Träumen, doch seit gestern bin ich darüber hinaus. Sagen Sie mir daher nichts weiter."

„Aber mein Jesses, Fräulen Fee, von einer Näherin ist ja gar nicht die Rede, sondern von meinem ehemaligen lieben jungen Herrn Hauptmann Kronseck, mit dem ich zusammen vor Straßburg lag und von dem ich noch reden werd', so lange ich die Zunge gebrauchen kann. Von ihm —"

„Von ihm sprechen Sie mir erst recht nicht", entgegnete Felice und richtete sich gebieterisch empor. „Nie wieder, hören Sie — ein für alle Mal, nie — niemals wieder!"

Und bei jedem „nie" warf Fee trotziger das Köpfchen empor und nahm eine solche energische Haltung an, als richtete sie eben so viele unübersteigbare Mauern zwischen sich und dem in Rede stehenden auf. Doch Hubert, der Stürmer von Straßburg, verstand sich auf das Mauernnehmen.

„Nie? Und gnädiges Fräulein wollte nicht einmal wissen, was es heut in aller Frühe mit ihm gegeben hat?"

„Es hat etwas mit ihm gegeben, doch nein — ich will es nicht wissen." Und Fee wandte sich stolz ab.

O, wie es in ihrem Herzen schmerzte und brannte und sie glaubte doch überwunden zu haben, indem sie in ihrem Innern auf immer mit ihm brach. Was sie gestern im Schlosse über ihn gehört, das war zu viel für ihr liebendes Herz gewesen. Nicht allein, daß er von der Reunion rücksichtslos ohne Entschuldigung fortgeblieben — unter den Bäumen hinter dem Schloßpark, einem versteckten Winkel, hatte er eine Zusammenkunft mit einer dicht verschleierten Dame gehabt! Während er alle Kameraden fern, zu dem „befohlenen Vergnügen" wußte, war er dort ungestört mit der geheimnißvollen Unbekannten umhergewandelt, so vertieft in ein eifriges Gespräch, daß er nicht einmal Steinach wahrgenommen, der dicht an ihnen vorüber gegangen. Er, Steinach, liebte es auf versteckten Wegen zu gehen, doch davon sprach er nicht, wohl aber hatte er sich beeilt, die interessante Neuigkeit, das Rendezvous Kronsecks, „der stets den Tugendhaften spielte", so laut wie möglich zu verkünden und besonders Felicens aufhorchendes Ohr damit zu kränken. Wie schwer hatte es sie getroffen! Ihre Nähe zu verschmähen, jetzt, wo sie seines Schutzes mehr wie je bedurfte, sie treulos im Stich zu lassen, um mit einer anderen vertraulich zu lustwandeln. Wer konnte diese Unbekannte sein? Zu ihrem Aerger grübelte sie immer von neuem darüber — ihr konnte es ja gleich sein, ganz gleich, sie hatte ihr schon den Platz geräumt, sich stolz von Kronseck losgesagt.

„Na, was wird's mit ihm gegeben haben", versetzte Hubert, als hätte er ihr strenges Verbot ganz überhört. „Ein paar blaue Bohnen! Die bringen 'nen Menschen nicht gleich um, wenn's ihm auch fatal an den Kopf gefahren und sie ihn bewußtlos vom Platze trugen. Seine Hoheit der Erbprinz —"

„Er — er ist verwundet — vielleicht in Gefahr! Und dieser

schreckliche Stein — dieser fürchterliche Salat — diese Unbekannte — nein, ich, ich Unglückliche allein bin an allem schuld!"

Und die stolze Fee sank ganz gebrochen auf einen Stuhl.

„Selbst wenn er glücklich wieder hergestellt wird, ist seine Carrière vernichtet — lange Festungshaft, Verbannung sein Loos. Und ich bin, wenn auch wider Willen, die Veranlassung dazu, verzweifelt gegen den Prinzen vorzugehen, der in jugendlicher Uebereilung sich ihm stellte — — o, niemals werde ich darüber wieder zur Ruhe kommen."

Vergessen war die Unbekannte und ihre so wohl begründet geglaubte Eifersucht; jetzt, wo sie ihn im Unglück und ernstlich von sich getrennt wähnte, wußte sie erst, was er ihr war.

Hubert stand mit ganz verdutztem Gesicht dabei.

„Mein Jesses, gnädiges Fräulen! Fräulen Fee, hätte ich doch mein Lebtag nicht gedacht, daß Sie sich um diesen Herrn Stein von Steinach vom 1. Garde so verzweifelt anstellen —"

„Steinach? Wer spricht von dem?"

„Nun, natürlich Steinach war's, den mein Hauptmann ein bißchen an den Kopf getroffen. Der hat 'nen harten Schädel, dem schadet's nichts, im Gegentheil, wird ihn wohl etwas zur Vernunft bringen. So — nun kommt wieder Leben in das blasse Gesichtchen!"

„Steinach also und nicht Kronseck ist verwundet? Wie Sie mich geängstigt haben, Hubert, halb zu Tode gefoltert, aber Sie sprachen doch auch vom Prinzen?"

„Seine Hoheit der Prinz wollten zwischen den Herren vermitteln, kamen aber zu spät und dann — was mein Herr Hauptmann einmal wollen, das wollen Sie. Der Steinach sollte d'ran glauben. Er forderte ihn, weil —"

„Weil?" wiederholte Felice mit verhaltenem Athem und ganz vergessend, daß sie von ihm nichts mehr hören wollte. „Weil — pst — weil —"

„Felice, Fee, meine Zauberin!" rief in diesem Augenblick die triumphirende Stimme Herrn von der Grachts aus dem Nebenzimmer. „Komm zu mir herein, ich habe Dir unerhörte Dinge mitzutheilen."

„Kann das Unerhörte nicht lieber ungehört bleiben, Onkel? Ich zittere schon von allem, was ich vernahm."

„Ja, Fräulen Fee sind ganz nervios", bestätigte Hubert. „Es schwirrt von Steinen, blauen Bohnen, Kräutern und Näherinnen in Ihrem gnädigen Köpfchen."

„Das mußt Du unter allen Umständen hören", rief aufgeregt der alte Herr. „Es ist ihm gelungen! Er hat ihn vollständig besiegt, er hat ihn getödtet!"

„Das ist schrecklich, Onkel! Wirklich todt? Ich hielt sehr wenig von ihm, aber das beugt mich schwer darnieder."

„Von wem sprichst Du denn, wunderliches Mädchen?"

„Nun, von Herrn von Steinach. Hubert sagte mir eben, er sei nur leicht verwundet; sollte aber dieser Stein die Ursache seines Todes —"

„Der Stein! Und immer wieder der unvermeidliche Stein des Anstoßes, über den wir nicht mehr hinwegzukommen scheinen! Ueber

Steinach beruhige Dich. Er ist wohl und munter, läuft kokettirend mit einem schwarzen Pflaster umher und findet mit demselben sein Milchgesicht äußerst interessant. Nein, ich spreche vom Herrn von Kronseck. Er hat mir endlich die ersehnte Genugthuung bei Hofe verschafft. Dort hat er den Drachen besiegt, vollständig unschädlich gemacht, die Wüstenwolf ist zu einer längeren Badereise beurlaubt, gewissermaßen in die Verbannung geschickt."

„Und das alles hat er gestern vollbracht, als er mit seiner Abwesenheit geglänzt?" fragte Felice spitz; ihr ganzer Groll gegen Kronseck war wieder erwacht, da sie ihn aus aller Gefahr wußte.

„Er hat unsere Familienehre wieder hergestellt und der Lohn soll ihm nicht vorenthalten bleiben. Serenissimus zeigen mir die bevorstehende Abreise der Gräfin Wüstenwolf eben selbst in einem huldvollen Handschreiben an, lassen sich herab, die von ihm nicht geahnte Zurücksetzung unseres Hellmuts zu entschuldigen und befehlen ihn mit mir zusammen zu einem kleinen vertraulichen Diner, wozu solche junge Leute sonst niemals die Auszeichnung haben, zugezogen zu werden. Das ist mehr, als ich in meinen kühnsten Erwartungen beanspruchen konnte. Dein Georgsritter mag also kommen und die Rosen des Sieges pflücken."

„Er mag sich hüten, nicht in die Dornen zu greifen", entgegnete Felice herb und kalt, doch der alte Herr hörte in seiner Aufregung gar nicht danach hin.

„Und Du fragst nicht einmal, Mädel, wie es zugegangen? Und kennst doch kaum den äußeren Hergang, nicht das Spiel hinter den Coulissen; laß Dir also erzählen."

„Wenn Du Dich durchaus aussprechen mußt, Onkel."

„Ha—ha—ha! Wie erschienet Ihr drei schönen Verbündeten gestern Abend im Schloß? Wie zur Schlachtbank geführte Lämmer. Das Gesicht der Wüstenwolf hielt reichlich, was es versprach, die hohen Herrschaften, von ihren Einflüsterungen beirrt, konnten ihre Verstimmung kaum verbergen, der Empfang war Eis, glattes, aber sehr dünn gefrorenes, das jeden Augenblick unter den Füßen eines Unvorsichtigen einbrechen konnte, um ihn in der Tiefe zu begraben. Du weißt, Feechen, welche Mühe es dem Erbprinzen machte die nöthigen Paare zu der beliebten, neu eingeübten Quadrille zusammenzubringen (die man des Fürsten Alexanders, seines Gastes wegen dringend zu tanzen wünschte), Du, mein Kind, übersahst es am ersten, warum diese Quadrille nicht getanzt werden konnte. Kronseck allein verstand dieselbe zu arrangiren, zu kommandiren und — Kronseck fehlte! Wo ist er? Schafft ihn herbei, todt oder lebendig hieß es und suchende Boten flogen nach allen Seiten. Eine verloren gegangene Stecknadel hätte sich im Schlosse finden müssen — Herr von Kronseck fand sich nicht. Weiß der Himmel, was man alles über seine Abwesenheit zischelte und was das Ohr der hohen Herrschaften erreichte!

„Es ist nicht einmal eine Absage von ihm da, unerhört! Wie kommt es, daß der Herr Kamerad uns verschmäht?" fuhr Serenissimus höchst ungnädig den in seiner Nähe stehenden Adjutanten von Krummann an.

„Kronseck ist erkrankt, Hoheit", log dieser mit bekannter Virtuosi-

tät, dem Abwesenden zu Hilfe kommend. „Er saß, als wir fortgingen, total heiser im Kasino und verlangte Orangenblütenthee, der leider nicht so schnell zu beschaffen war; danach wollte er sofort ins Bett."

„Nun sammelten mitleidige Seelen unter den Damen (zu denen Du freilich nicht gehörtest) alle Orangenblüten, die in den Ballbouquets reichlich verwendet waren und händigten sie Krummann ein. Prinzeß Wilhelmine an der Spitze, die ihm dabei huldvoll sagte: „Bringen Sie ihm dies Zeichen unserer Theilnahme sogleich mit unserem Gruß."

„Und vergessen Sie nicht hinzuzufügen, daß die Damen ihn danach noch genesen hier zu sehen hoffen", rief Seine Hoheit sehr gereizt über diese Demonstration zu Gunsten des Unartigen. Hu — der Aufstand, als der Adjutant mit dem Bescheid zurückkehrte: Herr von Kronseck dankte gerührt für die unverdiente Güte der Damen, er fühlte sich dadurch wieder hergestellt, doch es sei ihm leider unmöglich zu erscheinen.

Serenissimus, im höchsten Grade aufgebracht, ließ ihn daraufhin augenblicklich in sein Kabinett beordern.

„Wie können Sie das verantworten", ließ er Kronseck heftig an. „Warum kamen Sie nicht, sandten nicht einmal eine Entschuldigung, das — das übersteigt alle Dehors!"

„Hoheit — ich bin nicht eingeladen", antwortete ruhig Herr von Kronseck.

Hoheit standen starr. „Ja, freilich dann — dann konnten Sie nicht kommen! Aber das ist doch nur ein Versehen unserer guten Wüstenwolf."

Der diensthuende Kammerherr, der bei dieser Unterredung zugegen war und mir heut morgen schon darüber berichtete, wagte kein Wort gegen die „Allmächtige" einzuwenden, Kronseck aber berichtigte unerschrocken den Irrthum des hohen Herrn. Gräfin Wüstenwolf hatte erfahren, daß Kronseck die Offiziere des Erbprinzenregiments zu bestimmen suchte, die von ihr ausgehende willkürliche Zurücksetzung eines jungen Regimentskameraden, unseres Hellmuts, nicht länger zu dulden, sondern sich insgesammt von den Hoffesten zurückzuziehen, bis dem Gekränkten Genugthuung geworden — und sie hatte, empört über diese Anmaßung Kronsecks, ihn zur Strafe einfach selbst übergangen. Damit hat sie sich aber die Grube gegraben. Möge ihr das Bad gut bekommen!

„Und nun ein fröhliches Gesicht, Fee! Ich erwarte Kronseck jeden Augenblick und werde ihm Deine Hand nicht länger vorenthalten."

„Spare ihm die Mühe des Kommens, er wird sich den Dank wohl anderswo holen müssen."

Nun erst wurde der alte Herr aufmerksam.

„Was soll das heißen, Felice? Hoffentlich nur eine Mädchenlaune, mit der Kronseck sich bald genug abfinden wird."

„Niemals! Der Verräther! Ach, Onkel, diese Unbekannte — diese Unbekannte bricht mir das Herz." Und weinend sank die stolze Fee dem verwunderten alten Herrn in die Arme.

„Eine Unbekannte? Doch still, ich glaube, da kommt er."

„Er ist schon da, wir bringen ihn selber mit", tönte es hell zur

Thür herein und Helene und Paula stürmten ausgelassen in das Zimmer.

„Um Gottes willen haltet ihn zurück", bat Felice und streckte abwehrend die Hände aus. „Es ist mir jetzt unmöglich, ihn zu sehen. Ich bin ganz verwirrt, meine Toilette nicht geordnet."

„Das wird er wohl nicht groß übel nehmen", riefen die beiden übermüthig. „Da liegt er zu Deinen Füßen — der unglückliche Stein des Anstoßes, der ausländische Glücksstein! Rühr' ihn nicht an, er ist mit Dynamit gefüllt!"

Und wirklich, der ungeheuerliche Tropfstein, der so viel Wirren verursachte, lag vor ihr auf dem Boden.

„Gut, daß wir ihn wiederhaben", sagte Felice etwas obenhin. Sie hatte einen ganz anderen zu ihren Füßen erwartet. „Wo habt Ihr das Corpus delicti herbekommen?"

„Kronseck veranlaßte Herr von Steinach nach ihrem Rencontre ihn zum Zeichen der Versöhnung auszuliefern. Du weißt doch, Felice, daß ihn Kronseck forderte, weil er sich über sein Zusammentreffen mit einer geheimnißvollen Unbekannten, wobei Kronseck am Schloßpark von ihm gesehen worden war, boshafte Bemerkungen erlaubte."

„Da war denn Steinach doch wohl im Recht", entgegnete Felice kurz. „Aber übergehen wir die Sache mit Stillschweigen, denn was geht uns Herrn von Kronsecks — Abenteuer an?"

„Was es uns angeht?" rief Paula ganz entrüstet, „Du kannst es im Ernst fragen? Sind wir denn nicht im höchsten Grade dabei interessirt? Muß unsertwegen der arme Herr von Kronseck nicht alle Vermuthungen über diese — die Unbekannte stillschweigend über sich ergehen lassen? Hoffentlich hat er durch sein energisches Vorgehen gegen Steinach die Schwätzer alle zur Ruhe gebracht."

„Schau' ihre verwunderte Miene, Paula", versetzte Helene mit mitleidiger Ueberlegenheit. „Sie weiß sicher noch nicht einmal, wer diese Unbekannte ist."

„Potztausend, meine Damen, das möchte ich jetzt für mein Leben gern auch erfahren", fuhr Herr von der Gracht heraus, dem ein Verständniß über Felices räthselhaftes Wesen aufdämmerte.

„Da haben wir aufmerksamere Verehrer", kicherte Paula. „Krummann und Heinau waren schon bei unseren Eltern, um ihnen ihr Avancement anzuzeigen. Von ihnen erfuhren wir alles ausführlich."

„Nun, dann bitte ich, auch uns gütigst aufklären zu wollen! Ich habe über „diese Unbekannte" denn doch ein Wörtchen mitzusprechen und hoffe, daß es Kronseck gelingt, sich ihretwegen vollständig zu rechtfertigen."

„Was konnte er denn dafür, daß sie sich ihm in den Weg drängte, als er sich im Dunkel des Schloßparks ergehen wollte, um die für uns wie für die Herren keineswegs erfreuliche Situation gründlich in Ueberlegung zu ziehen", parirte Helene lachlustig wie Paula den fast drohenden Einwand Herrn von der Grachts. „Wie sollten die Herren ihr dem Prinzen gegebenes Wort einlösen, ohne uns zu kompromittiren? Da erschien die Unbekannte.

„Wollen Sie mir Gehör schenken, Herr Hauptmann, ich habe eine so große Bitte."

„Ich habe keine Zeit Sie anzuhören", sauste Kronseck sie an, daß die Schüchterne fast in den Boden sank.

„Aber, Herr Hauptmann, ich bin —"

„Seien Sie, wer Sie wollen, interessirt mich durchaus nicht."

„Ich bin — die Näherin der Frau Generalin von Spinnenfang und —"

„Was? Von der Hinterfront des Schloßstraßenhauses? Die Näherin hinter der Gardine? Ja, das ändert die Sache! Mit Ihnen verlangt es mich außerordentlich zu reden, mein Fräulein."

Hier gelang es Felicen nicht mehr, ihre bis dahin fingirte Gleichgiltigkeit aufrecht zu halten und sie wandte in höchster Spannung ihr Gesicht der munteren Rednerin zu, die sich bemühte, den Dialog mit theatralischem Effekt wiederzugeben.

„Ja, ich bin es — die Näherin, bester Herr Hauptmann! Und, liebster Herr Hauptmann, ich wollte Sie recht schön bitten, mir doch behilflich zu sein, daß Herr von Steinach den armen Lorenz, der mein Schatz ist, aus dem Arrest frei giebt. Er ist unschuldig — ich schwör' es Ihnen zu, denn ich weiß —"

„Was wissen Sie", fällt ihr Kronseck mit absprechender Autorität streng ins Wort. „Bedenken Sie, wie trügerisch eine Gardine ist! Und Sie wagen zu behaupten, andere gesehen zu haben —"

„Ach, ich behaupte ja gar nichts! ich habe ja davon nichts gesehen —"

„Wie, Sie wollen es nun ableugnen, die Frau Generalin boshafterweise davon unterrichtet zu haben, wer den harmlosen Spaß mit dem Stein —"

„Das hab' ich ja gar nicht gesehen und nie ein Sterbenswörtchen darüber gesagt! Ich meinte nur, der von Lorenz zum Ausklopfen dort aufgehängte Rock sähe gerade aus, als ob ein Offizier vor den jungen Damen in der Laube kniete und das nahmen die Frau Generalin für Ernst und fanden es höchst unschicklich."

Nun mußte der alte Herr mit den Damen um die Wette lachen.

„Das also ist des Pudels Kern! Und so hat eigentlich keiner etwas gewußt, alle Angst und Unruhe ist umsonst gewesen, und das würde sich sogleich herausgestellt haben, hättet Ihr die gute Spinnenfang und ihre Näherin nur einmal ausreden lassen! Aber der Uebereifer Eurer Verehrer hat den Knoten immer fester geschlungen."

„Kronseck hat ihn mit dem Schwerte zerhauen!" rief Paula. „Er stellte der bittenden kleinen Person mit überzeugender Beredtsamkeit vor, daß wenn Lorenzens Unschuld erwiesen werden sollte, doch ein anderer gefunden werden müsse, der den Stein in die Rocktasche gebracht, und da hat sie sich denn schnell entschlossen, ist zu Steinach gegangen, um — um sich selbst für die Thäterin auszugeben!"

„Die gute, verkannte Seele! Der Schutzgeist hinter der Gardine!" spottete Herr von der Gracht.

„Wir werden es ihr reichlich belohnen!" rief Helene. „Steinach schweigt nun mäuschenstill, tief verletzt in seiner Eitelkeit, daß eine Näherin und keine „hohe Dame", wie er so gern geglaubt, dahinter steckt, der Prinz lachte herzlich über dies Stückchen „Viel Lärm um

nichts" — und unsere Eltern sind versöhnt, da Heinau und Krummann brillante Carrièren vor sich haben."

„Eins ist aber doch schade, Kinder, wir kommen um den Salat!"

„Keineswegs, Herr von der Gracht", lachten die beiden frohherzig. „Der Salat ist vorzüglich gelungen. Wir waren gerade bei der Generalin von Spinnenfang, als Hubert die Kräuter brachte. Die Gute strahlt in Wonne, denn anstatt der schon mit Reisevorbereitungen beschäftigten Gräfin Wüstenwolf hat die Fürstin selbst ihr Kommen zugesagt. Auch der Erbprinz will den italienischen Salat versuchen."

„Nun, wohl bekomm's! Wenn auch nicht die zarten Hände der Damen, wie man allgemein annimmt, sondern Huberts grobe Fäuste die Kräuter pflückten, Kinder — die Welt will betrogen sein. Einen Stein werdet Ihr niemandem wieder in den Weg legen — dafür stehe ich! Ich aber werde einen Glaskasten anfertigen lassen und darunter „den Bewußten" meiner Fee als Hochzeitsgeschenk überreichen, damit sie ihn nicht so leicht aus dem Gedächtniß verliert — den Stein des Anstoßes!"

Minna Herzlieb.*)

Von Hans Hundelin.

Anläßlich des Todes des Jenaer Buchhändlers Friedrich Johannes Frommann iſt auch wieder einmal der Name Minna Herzlieb öfters genannt worden. Bekanntlich hat man in ihr das Urbild der Ottilie in Goethes „Wahlverwandtſchaften“ ſehen zu dürfen geglaubt, läßt ſeine ſiebzehn Sonette an ſie gerichtet ſein, und es entſtand in den letzten Jahrzehnten eine umfangreiche Literatur über die Beziehungen der ſpäteren Frau des Oberappellationsgerichtsraths Walch zu unſerem Dichterfürſten. Im Hauſe des Vaters des jüngſtverſtorbenen Frommann lernte Goethe Minchen Herzlieb kennen, die, am 22. Mai 1789 als Tochter des Inſpektors (Superintendenten) Herzlieb in Züllichau geboren, nach dem frühen Tode ihrer Eltern ſeit dem Jahre 1798 dort weilte. „Sie wuchs“, erzählt ihr Pflegebruder F. J. Frommann in ſeinem prächtigen Büchlein „Das Frommannſche Haus und ſeine Freunde“. (Jena, 1870, 2. Auflage 1872), „neben uns als ältere Schweſter auf, wurde auch von beiden Eltern als ſolche behandelt, vielleicht mit etwas mehr Nachſicht als wir, wie das bei Pflegekindern, die nicht im früheſten Kindesalter aufgenommen werden, wohl geſchieht. So geſund ſie von Jugend auf war, entwickelte ſie ſich doch geiſtig nur langſam, ſo daß ihr keine anhaltende und ſtrengere Verſtandesarbeit zugemuthet werden konnte, und behielt ihr Leben lang etwas träumeriſches, obgleich es ihr keineswegs an Mutterwitz fehlte. So wuchs ſie allmählich zur Jungfrau heran. Eine regelmäßige, ſchöne Geſichtsbildung hatte ſie zwar nicht, aber ihr reiches ſchwarzes Haar und ihre großen braunen Augen mit dem unbefangenen freundlichen Ausdruck, der auch um ihren Mund ſpielte, ließen nicht an das denken, was etwa fehlen möchte, zumal alles in Harmonie war mit dem Ebenmaß ihrer ſchlanken Geſtalt und der Anmuth jeder ihrer Bewegungen, beſeelt durch allgemeines Wohlwollen, beſcheidenes, hingebendes, auf alle Bedürfniſſe und nicht ausgeſprochenen Wünſche der anderen aufmerkſames Weſen. Einen beſonderen Reiz gewährte dem Verkehre mit ihr der ihr eigene harmloſe

*) Hierzu ein Porträt.

Humor, den sie auch gegen sich selbst wendete. So war es natürlich, daß sie auf alle, die sich ihr — wenn auch nur in gewisser Entfernung — nahten, einen unwiderstehlichen Zauber übte, der ihr auch noch in späten Jahren alle Herzen gewann". Mit diesen Worten schildert eine in dieser Hinsicht wohl maßgebendste Person Wilheminen, über die ein anderer noch an Adolf Stahr*) schrieb: „M. H. lebte fast nur für andere und dachte immer zuletzt an sich. Sie wurde von hoch und niedrig, jung und alt, Gebildeten und Ungebildeten von Jugend auf bis in ihr hohes Alter verehrt und von allen ihr Nahestehenden geliebt. Ich habe niemals auch nur einen Gedanken von Koketterie an ihr wahrgenommen. Bei der ungemeinen Weichheit ihres Gemüths wohnte ihr doch ein überaus strenges Pflichtgefühl bei. Ich habe sie zuweilen bei der Erziehung eines kleinen Mädchens Thränen vergießen sehen, weil sie dem Kinde einen gehegten Wunsch nicht erfüllen durfte, ohne von ihren sehr richtigen Erziehungsgrundsätzen abzuweichen, in welchen sie sich aber nicht beirren ließ. Und dabei war sie doch ein so schwankender Charakter, daß sie stets einer Leitung bedurfte, so widersprechend dies auch klingen mag." Neben diesen schriftlichen Darstellungen des Aeußeren, des Wesens und Charakters der Herzlieb ist auch ein von der Weimarischen Malerin Luise Seidler herrührendes Bildniß von ihr vorhanden, ein Oelporträt, das sich jetzt im Besitz einer Verwandten in Berlin befindet. In über halber Figur zeigt es uns die vollerblühte Zwanzigjährige in landschaftlicher Umgebung, ein Tuch über die linke Schulter geschlagen, in einem hellen, enganschließenden, dicht unter dem Busen gegürteten Gewande, welches bis hoch zum Halse hinaufgeht und hier von einer Art „Stuartkragen" umschlossen ist. Einen Ausdruck außerordentlicher Lieblichkeit und Sanftmuth ruht auf dem ovalen Gesicht; Hängelocken fallen über die Schläfen herab und das leicht gewellte Haar ist auf dem Haupt in starke dunkle Flechten zusammengelegt. Ein gleicher Liebreiz umfließt Antlitz und Gestalt auf einem anderen, von Dilettantenhand in Wasserfarben gemalten Medaillonbrustbild, das Wilhelminen im Alter von etwa vierzehn Jahren darstellt.

Ein mit solchen körperlichen und seelischen Vorzügen ausgestattetes Wesen konnte auf Goethes hierfür so empfängliches Dichtergemüth nicht ohne Einfluß bleiben. „In der Zeit von 1806 hatte er sie bei seinen Besuchen in unserem Hause", erzählt Frommann weiter, „heranwachsen sehen und diese Besuche waren bei seiner längeren Anwesenheit in Jena im Winter 1806 bis 1807 häufiger. Sie stand damals im neunzehnten Jahre und in voller Jugendblüte, er wurde aufmerksamer auf sie und seine Neigung zu ihr wärmer, ohne daß dies äußerlich hervorgetreten wäre. Sie selbst blieb gewiß lange in ihrer unbefangenen kindlichen Verehrung und selbst als sie nicht mehr alle Gunstbezeugungen auf dichterische Ergüsse zurückführen konnte und ihr eigenes Gefühl ihm in anderer Weise als bisher entgegenkommen

*) Anhang zu „Goethes Frauengestalten" von Ad. Stahr. „Minna Herzlieb, Goethes „Ottilie" der Wahlverwandtschaften, und mit einem Faksimile eines von Goethe an dieselbe gerichteten Gedichts." Berlin, Guttentag, 1870. Vorher in Westermanns Monatsheften (März 1870) abgedruckt.

mochte, hat sie sich doch nie den Gedanken an eine wirkliche Verbindung mit ihm hingegeben; nannte sie ihn doch stets den lieben alten Herrn". Mag nun Frommann auch recht haben, wenn er von Minna sagt, es habe ihr ebenso sehr wie an Willenskraft auch an Energie der Leidenschaft gefehlt, und betonte sie selbst auch in einem Gespräch mit Loeper am 6. August 1857 immer wieder, man müsse stets bedenken, „Goethe war ja ein Dichter" — so ist es doch mehr als unwahrscheinlich, daß die Huldigungen des zu jener Zeit noch nicht sechzigjährigen Hochgefeierten auf das junge Mädchen ohne jeglichen tieferen Einfluß gewesen sind, wenngleich thatsächliche Beweise dafür fehlen. Für eine innige Neigung Goethes zu Wilhelmine sind sie dagegen zur Genüge vorhanden, schon allein die von Frommann mitgetheilten Briefe sind es. In ihnen ist „das liebe Minchen" stets direkt oder indirekt erwähnt und wenn sie der Dichter auch an Frau Frommann oder „an die Freundinnen" adressirt, so macht der Inhalt doch, wie August Hesse*) hervorhebt, den Eindruck, daß er zugleich für eine dritte Person bestimmt gewesen sei." Am 28. November 1806 schreibt Goethe: „Meine Sehnsucht, die lieben Jenaischen Freunde wiederzusehen, wird immer größer und doch kann man sich nicht losmachen, einladen kann man auch nicht; denn jedes ist bei sich gefesselt. Darum will ich nur wieder einmal schriftlich anfragen und Sie abermals um ein Blättchen bitten, wie das tröstliche war, das Sie mir gleich in den ersten Tagen so freundlich zusendeten. Herrn Frommann und dem lieben Minchen viele Grüße. An den letzten Abend, den wir noch so froh zusammen zubrachten, habe ich oft gedacht." In einem kurzen Schreiben aus Weimar vom 18. September 1807 heißt u. a.: „Das liebe Minchen wird sich mit dem kleinen Andenken von Karlsbad gefällig herausputzen;" besonders wichtig erscheint die erste Hälfte und der Schluß seines Briefes vom 26. Dezember desselben Jahres an Frau Frommann. „Theure Freundin", so beginnt er. „Für eine recht hübsche Brieftasche hoffte ich Ihnen zu danken, nun überrascht mich eine sehr schöne, die mir außerordentliches Vergnügen macht. Dank! Den besten Dank! Daß Sie mich auf ewig vor der Versuchung gerettet haben, meine liebsten Papierschätze, wie Beyreis seinen Diamanten, wie Werner seine Sonette, auf eine wunderliche Weise zu verwahren und zu produziren. Eben diese Sonette voll feuriger, himmlischer Liebe sind nun an der einen Seite des Portefeuilles eingeschoben, die sich auf diesen Gehalt schon sehr viel einzubilden scheint. Jetzt bleibt uns nichts übrig als an der andern Seite, durch ein zwar irdisches und gegenwärtiges, aber doch auch warmes und treues Wohlmeynen und Lieben eine Art von Gleichgewicht hervorzubringen. In der Mitte mag dann Fremdes Platz finden, heiter, gefühlvoll — wies zutrifft. Sehr angenehm ist mir dieses Zusammensammeln und Anreihen in der Hoffnung, bald etwas davon mittheilen zu können. Da es aber sehr ungewiß ist, wann ich wieder zu dem Glück gelange, so mache ich einen Versuch, dasjenige, was Sie an mir durch Nadelstiche gethan haben, durch Lettern und Sylben zu erwidern. Nehmen

*) Minchen Herzlieb. Von August Hesse. Heft 297 der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge von Virchow u. Holtzendorff. Berlin, 1878.

Sie die alten Bekannten freundlich auf, ich hoffe das Uebrige bald nachsenden zu können." Und am Schluß: „Unterstützen Sie meine Bitte bei Minchen." Unter den „alten Bekannten" sind die Goetheschen Sonette zu verstehen, in denen der Dichter seine Liebe zu Wilhelmine ausströmen ließ, mit welchen er einen unvergänglichen Strahlenkranz um ihr Haupt wand. Daß sie an Minna gerichtet sind, ist nun zwar eine fast allgemein anerkannte Thatsache, herausgelesen hat man jedoch aus ihnen sehr verschiedenes. Stahr und Düntzer namentlich haben sich deßwegen heftig befehdet und stehen auf völlig entgegengesetzten Standpunkten; Freiherr von Biedermann deutet das fünfte Sonett „Wachsthum" auf eine ganz andere Person, auf die Prinzessin Karoline, während Hesse meint, gerade aus diesem Sonett würde so recht eigentlich das Heranreifen der Goetheschen Liebe zu Minna Herzlieb klar; Stahr sieht in dem im Dezember 1807 zu Jena gedichteten Sonett „Epoche" den Ausdruck der Freude über die Entdeckung, daß der Dichter von Minna wiedergeliebt werde, wogegen es Düntzer lediglich „als eine im Tone der italienischen Sonette gehaltene Galanterie gegen das anmuthige Mädchen" betrachtet — wie so oft, liegt wohl auch bei diesen so sehr von einander abweichenden Meinungen das Richtige und die Wahrheit in der Mitte. Nach Riemers Mittheilung wurden zwölf der siebzehn Sonette vom 29. November bis 19. Dezember 1807 verfaßt und zwar im Wetteifer mit einer Reihe ähnlicher aus dem Jenaer Dichterkreise hervorgegangener Liebessonette. In einem, in den „Preuß. Jahrbüchern" (XXV. Bd.) erschienenen Aufsatze von F. K. M. (vermuthlich der vor nicht langer Zeit verstorbene Legationsrath Meyer) heißt es: „Jena war damals noch mehr als Weimar der Versammlungsort einer Anzahl poetisch-philosophischer, für weiblichen Reiz überaus empfänglicher junger Schöngeister, die, indem sie sich besonders häufig um den geistreichen Hamburger Theetisch des Frommannschen Hauses — Frau Frommann war eine geborene Wesselhöfft aus Hamburg — zu versammeln pflegten, nicht umhin konnten, auch dem Anblick der hier vor ihnen aufwachsenden minniglichen Schönheit mit Blick und Wort ihre Huldigung darzubringen. Knebel, Tieck, Steffens, Schelling, Hegel, Gries, Klinger, Riemer, Z. Werner gehörten als eifrigste, beinahe allabendliche Gäste, theils gleichzeitig, theils hintereinander, zu diesem Kreise, vor allen aber eben Goethe . . . Indem er nun die mehr künstliche Form des Sonetts zum Ausdruck seines Gefühls wählte, konnte er nicht umhin, ihr letzteres selbst, der Form den Gehalt, möglichst anzubequemen, so daß er in der breiten langsamen Bewegung dieses dreigliedrigen Gedankenschlags weniger den feurigen Erguß als den stauenden, „zum See zurückgebeichten" Stillstand seiner Liebe, weniger seine wirkliche Leidenschaft als ein heiteres Spiel mit derselben zum Ausdruck gelangen ließ. Und nur unter dem anmuthigen Zwange eines solchen künstlerischen Ansichhaltens konnte ihm dann auch der im letzten Sonette vorliegende Versuch gelingen, daß er das freilich anderweitig unaussprechbare Räthsel seiner Leidenschaft der Geliebten in Form eines Namenräthsels, den Ernst seiner Empfindung unter der Hülle eines Scherzes vortrage. Freilich könnte man, von dem strengen Standpunkt aus, den Goethe selbst später in den „Wahlverwandt-

schaften" eingenommen, zweifeln, ob auch unter solchen Hüllen seine Neigung bei den obwaltenden Verhältnissen berechtigt gewesen sei, sich der Geliebten so unumwunden zu erklären und sich ihr namentlich auch, wie bald darauf „im ersten Feuer" geschah, durch briefliche Uebersendung der Sonette persönlich vorzustellen. Indessen genügt, um solche Zweifel zu beschwichtigen, eine uns vergönnte Bezugnahme auf die freundliche Offenheit dieser, an Tochter und Pflegemutter zugleich gerichteten Uebersendung und auf die heitere, unbefangene Weise, in welcher der begleitende Brief die Sonette als das Erzeugniß mehr äußerlicher Anlässe, nur gewissermaßen als ein heiteres Gegengewicht gegen die zugleich übersandten leidenschaftlichen Wernerschen Sonette (Frommann theilt Ws. „Charade" und „Liebesgesells Abschied" ebenfalls S. 87 f. mit) einzuführen weiß." Die Beweise für die Bezugnahme der einzelnen Sonette auf Minna Herzlieb hat, wie uns scheint, August Hesse (a. a. O. 16 ff.) aufs beste geliefert; ein ferneres Beweisstück ist der Umstand, daß Goethe am 22. Mai 1817, dem Geburtstage Minnas, ihr als Angebinde seine kleinen Gedichte mit folgender, darin eigenhändig eingezeichneten Widmung sandte:

An Fräulein Wilhelmine Herzlieb.

Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet,
Sei dieser auch ihr zugewandt.
Und wenn Sie hier Bekannte findet,
So hat Sie Sich vielleicht erkannt.

Jena, am 22. Mai 1817. Goethe.

Minna Herzlieb schenkte dieses Exemplar einige Zeit vor ihrem Tode einer Verwandten: es ist die Cottasche Ausgabe in zwei Bänden aus dem Jahre 1815 und unter dem Deckel die Adresse eingeklebt, welche sich auf dem blauen Umschlage — er erinnert unwillkürlich an den gleichfarbigen, den die „Liebende" im zehnten Sonett „neugierig schnell, wie es geziemt dem Weibe" aufreißt — bei der Uebersendung befand. Die oben mitgetheilten Verse aber sind von Goethe unter der Ueberschrift „Zum Geburtstage" in den 6. Band seiner gesammelten Werke (S. 183) aufgenommen und von folgender Anmerkung begleitet worden: „Mit meinen kleinen Gedichten, wo Sie sich auf manchem Blatt wie im Spiegel wiederfinden konnte." Erwähnt sei noch, daß auch Minna Herzlieb selbst in dem erwähnten Gespräche mit Loeper nicht in Abrede stellte, daß viele der Goetheschen Sonette ihr gewidmet seien, und sich besonders das Sonett „Wachsthum" aneignete, welches ganz ihr Verhältniß zu Goethe ausdrücke. Andererseits leugnete Minna Herzlieb freilich, die Sonette von Goethe zugesandt erhalten zu haben, und erklärte, weder Briefe noch Gedichte von ihm zu besitzen, außer seinen gedruckten Gedichten, nichtsdestoweniger erscheint Hesses Urtheil durchaus gerechtfertigt: Wenn trotz alle dem, trotz des Inhalts der (oben mitgetheilten) Briefe, trotz des Inhalts der Sonette, trotz des eigenen Bekenntnisses Goethes, in jener wörtlich angeführten Note, daß Minna Herzlieb in den Sonetten alte Bekannte und sich darin wie in einem Spiegel wiederfinden würde, Fritz Frommann dabei verharren sollte, zu behaupten, daß der Inhalt jener Gedichte nicht an Minna Herzlieb gerichtet sei, so könnten wir nur bedauern, daß eine allzu pietätvolle Scheu gegen seine Eltern, unter deren Augen

der Roman spielte, ein ungerechtfertigtes Bedenken gegen den allzu feurigen Inhalt der Sonette den liebenswürdigen und geachteten Mann zu einem irrthümlichen Urtheil treibt.

Der nunmehr verstorbene treffliche Frommann und mit ihm andere Freunde und Verwandte Minna Herzliebs haben es überhaupt übel vermerkt, daß man sich mit ihr und ihrem Verhältniß zu Goethe öffentlich beschäftigt hat, und Fritz Frommann sagt in seinem mehrerwähnten Buche am Schluß des zweiten Abschnitts über die Pflegeschwester: „Es gehört zum tragischen ihres Schicksals, daß es noch nach ihrem Tode von unberufenen Händen an die Oeffentlichkeit gezogen ist unter Verunglimpfung solcher, mit denen sie durch gegenseitige Liebe am engsten verbunden war und die schon bei ihren Lebzeiten am meisten um sie gelitten hatten." Allerdings sind ja hier und da Aeußerungen laut geworden, die nicht anders aufzufassen waren, als sei Minchen Herzlieb ein Unrecht vonseiten der Frommannschen Familie widerfahren; sicherlich ist auch in der Stahrschen Darstellung des Vorganges vieles falsch und macht ihm Düntzer mit Recht den Vorwurf, er habe sich dabei „von raschen Einfällen rücksichtslos hinreißen lassen, die vor jedem prüfenden Blicke sich verflüchtigen;" es kann auf Grund der besten Zeugnisse ausgesprochen werden, daß Düntzer, wenn auch nicht in jeder Beziehung, so doch im großen und ganzen höchst wahrscheinlich die Sachlage viel richtiger aufgefaßt hat („Magazin f. d. Literatur des Auslandes" Nr. 20 und 21 vom 14. und 21. Mai 1870); andererseits erscheint es jedoch sehr natürlich, daß man, wie anderen Punkten im Leben Goethes, auch diesem nachgespürt hat. Namentlich des großen Dichters eifrigste Verehrer mußten danach trachten, die wirklichen Grundlagen, auf denen seine poetischen Schöpfungen sich entwickelten, kennen zu lernen und bloß zu legen. Goethe selbst hat diese Nothwendigkeit herausgefühlt und derselben in den von eigener Hand gemachten biographischen Aufzeichnungen Rechnung getragen. Der fremde Forscher darf um so sicherer vorschreiten, als er überzeugt sein kann, bei seinen Nachgrabungen nur auf edles Gestein zu treffen. Nicht also Neugier führte auf diese Bahn, nicht das Verlangen eines Lauschers, den es belustigt, den Genius in seinem alltäglichen Thun und Treiben auszuspähen, der ernsten Kritik muß dies Klarlegen jener ursprünglichen Beziehungen erwünscht sein. Erschließt doch diese Kenntniß oft erst das richtige Verständniß des Gedichts, wenn auch mitunter für das Interesse der Biographen wenig ersprießliches dabei abfällt. Gegen solche, mit Hesses Worten ausgesprochene Anschauung dürfte sich kaum etwas triftiges einwenden lassen, wenngleich es Ausnahmefälle giebt und vielleicht gerade in dem hier besprochenen Falle eine derartige Ausnahme hätte gemacht werden können, zumal Goethe selbst den irdischen Namen des geliebten Gegenstandes, so oft er dessen auch sonst gedenkt, die bürgerliche Wahrheit seiner Leidenschaft außer in den beiden letzten, in ihrer Räthselhaftigkeit nur wenigen verständlichen Sonetten, dem Publikum niemals verrathen hat, in der That, wie der Verfasser des Artikels in den „Preußischen Jahrbüchern" annimmt, manche Schweigen gebietende Rücksicht nicht nur vorlag, sondern noch heute fortbesteht. Nachdem aber trotz alledem einmal der Schleier berechtigt oder

unberechtigt bis zu einem gewissen Grade gelüftet worden ist, wäre eine völlige Klarlegung vonseiten Eingeweihter, soweit sie überhaupt möglich, vielleicht am richtigsten, erscheint uns wenigstens eine erneuete Besprechung bei dem gebotenen Anlaß nicht unberechtigt oder tadelnswerth.

Als Loeper an Minna Herzlieb die Frage richtete, „ob sie sich in der Ottilie der „Wahlverwandtschaften" wiedererkenne", wich sie gewandt und etwas verlegen schmunzelnd aus. Düntzer meint, Goethe „nahm einzelne Züge von ihr zu seiner Ottilie" — nun, es läßt sich wohl kaum noch in Abrede stellen, daß Goethes Ottilie in der That und in jeder Beziehung eins mit Wilhelm Herzlieb ist. Bei Abfassung der Studie über „Goethe, die Wahlverwandtschaften und Wilhelmine Herzlieb" in den „Preußischen Jahrbüchern" haben ihrem Urheber zweifellos die Mittheilungen solcher Personen zur Seite gestanden, welche am genauesten über Minna unterrichtet sind, und er giebt die in jeder Beziehung richtige Parallele: Ottiliens gesammtes inneres wie äußeres Wesen, die schlanke, leise wandelnde Gestalt; das dunkle Haar und Auge; das einseitige Kopfweh; die Mäßigkeit im Essen; die Innigkeit der Geberden; das zugleich Weiche und Zähe, Schwankende und Gehaltene, Ausweichende und Zuvorkommende ihres Benehmens; bei Unentschlossenheit im Handeln eine plötzlich hervorbrechende Entschiedenheit des Gefühls, der Neigung und Abneigung; bei Langsamkeit und Ungeschicktheit im wissenschaftlichen Begreifen eine treffende Schärfe stiller menschlicher Beobachtung; bei geselliger Schüchternheit und Befangenheit ein allen Glanz und Witz anderer weiblicher Reize überbietender Magnetismus des stillen Liebreizes — alle diese Züge hat Goethe, wie sich aus Schilderungen und Bildnissen, brieflichen und mündlichen Mittheilungen heute mit Sicherheit nachweisen läßt, den Zügen Wilhelminens, wenn auch im ganzen nicht ohne dichterische Verklärung, doch im einzelnen getreu nachgezeichnet. Und nicht minder getreu hat sich der geheime Reiz dieser Persönlichkeit nun auch in der ganzen Empfindung der Anlage des Romans, in der denselben durchziehenden Stimmung des Gemüths und Schicksals abgedrückt, und bildet gleichsam die himmlische Musik, der der Dichter seinen Text anzupassen und den leisen freien Todesgang seiner Tragödie den Schritten der Geliebten abzulauschen, ihrer Unschuld und Enthaltsamkeit abzulernen versucht hat. Nicht an äußeren Umständen, auch nicht an Charlottens Widerspruch scheitert zuletzt der Plan der Ehescheidung und Wiedervermälung, sondern bloß an dem heiligen Verhängniß und Gelübde Ottiliens, die, indem sie den Tod des Kindes, den Untergang der ersten Frucht ehelicher Schuld, halb mitschuldig, unwillkürlich herbeiführt, zugleich in sich den sühnenden Entschluß unbedingter Entsagung zur Reife bringt und über dem Grabe, in das sie den Geliebten nach sich zieht, kein anderes Denkmal zurücklassen will, als, hochaufgerichtet, das, trotz aller Nachgiebigkeit weltlicher Verhältnisse, unbedingt, unverletzbar wiederhergestellte Gebot des Ehegesetzes, in der ganzen weiblichen Heiligkeit und Unverletzbarkeit seines Mysteriums.

Düntzer erklärt Ottilie für kein Abbild Minnas. „Ottilie, welche er selbst eine seiner liebsten Töchter nennt, bei welcher er selbst, schon

während der Ausarbeitung des Romans, in einem Briefe an Frau von Stein an die heilige Ottilie erinnert, die sich dem Jüngling so lebhaft eingeprägt hatte, wie er es mit bestimmter Hindeutung auf die Ottilie des Romans 1813 in Wahrheit und Dichtung darstellt — Ottilie ist ein Bild seiner Phantasie, wie es sich aus der Absicht des Romans herausbildete. Um seinen dichterischen Zweck nach der Idee desselben zu erreichen (daß der Roman nach einer Idee gearbeitet sei, bekannte er selbst), mußte sie so und nicht anders sein, wobei er freilich einzelne Züge in seiner Weise von dem lieben Kinde hinnehmen konnte, das vom Advent 1807 sein Herz gewonnen hatte, das aber damals nichts weniger als unglücklich, sondern zu einem fröhlichen Familienereignisse nach der Heimat gereist war. Von der tragischen Geschichte Ottiliens stimmt auch kein einziger Zug zu den Lebensereignissen von Minna ꝛc."

Wie Goethe, so schreibt Hesse (a. a. O. 48), eine frühere Jugendneigung zu Wetzlar in Werthers Leiden aus sich herausschrieb, dabei auch vieles in sich hineinbildete, genau in derselben Weise trieb eine späte Neigung zu Jena ihn zu dem Roman „Die Wahlverwandtschaften". Charlotte Buff hat ihr Seitenstück in Wilhelmine Herzlieb. Aber die Zeiten und die sonstigen Verhältnisse sind verschieden. Die Lotte Werthers ist ein frisches, kerngesundes, die Ottilie Eduards ein krankhaftes, nervös reizbares, räthselhaftes und verschlossenes Wesen. Wie dort in jener frischen Naturwahrheit, so liegt hier in der verschleierten, krankhaften und doch so schönen Erscheinung das Anziehende der poetischen Gestalt. Beide sind nach dem Leben gezeichnet, aber derjenige, der diese Porträts mit Meisterhand entwarf und der gleichzeitig sein eigenes Bild jenen an die Seite setzte, war ein anderer in Wetzlar, ein anderer in Jena. In Wetzlar würde den jugendlich schönen, genialen Mann eine Ottilie völlig kalt gelassen haben; es bedurfte eines gewissermaßen unnatürlichen, eines krankhaften Reizes, um den achtundfünfzigjährigen Dichter zu fesseln und sein spätes jugendliches Aufglühen erklärlich zu machen. Dieser Reiz umschwebt die Gestalt Ottiliens. Er tritt weniger in ihrer äußeren Erscheinung als in ihrem Bildungsgange, ihrem Auffassungsvermögen, ihren Hallucinationen, dem Unerklärlichen ihres Wesens hervor und zeigt sich am schärfsten in dem Entschlusse, welcher dem eigenen Leben der innerlich bereits Aufgelösten ein Ziel setzt.

So viel über Minna in ihren Beziehungen zu Ottilie; kehren wir nun noch einmal zu dem weiteren Leben der ersteren zurück. Zunächst sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß aus den von Frommann mitgetheilten Briefen seiner Mutter und denen Goethes an dieselbe eigentlich recht klar hervorgeht, daß sie des letzteren Neigung kannte, dann aber, daß zwischen dem Mai 1808 und dem Herbst 1812 ein tiefer Eingriff in das Gemüthsleben Minchens erfolgt sein muß, mit welchen beiden Punkten sich gleichfalls Hesse eingehend beschäftigt. Der bereits oben wörtlich in seinem Haupttheil wiedergegebene Brief vom 26. Dezember 1807 beweist, daß Johanna Frommann von den Goetheschen Sonetten und ihrer Widmung an Minchen Herzlieb genaue Kenntniß hatte. Goethe schreibt, daß er diese Sonette voll feuriger, himmlischer Liebe vorn in der Brieftasche eingeschoben habe;

das Gleichgewicht soll durch die andere Seite der Brieftasche hergestellt werden: durch ein dort Platz findendes, zwar irdisches und gegenwärtiges, aber doch auch treues Wohlmeinen und Lieben. Wir glauben annehmen zu müssen, daß die gestickte Brieftasche von Johanna Frommann und München gearbeitet war. Die Gegenüberstellung der feurigen, himmlischen Liebe mit dem irdischen gegenwärtigen aber doch auch warmen und treuen Wohlmeinen und Lieben macht das Verständniß vollkommen klar: Die feurige, himmlische Liebe, sie war dem schönen Pfleglinge Johanna Frommanns gewidmet; das gegenwärtige, warme Wohlmeinen und Lieben ward der wackeren Hausfrau Goethes, der einfachen, schmucklosen Waldblume, die er mit allen Wurzeln ausgehoben und in seinen Hausgarten gepflanzt, Christianen Vulpius zugetheilt. Auf den zweiten Punkt weist der Inhalt eines Briefes von Frau Frommann an ihren Gatten, datirt vom 24. Oktober 1812, dem Tage nach der Rückkehr Minnas nach Jena, hin. Da heißt es u. a.: „Es ist mehr wie ein Unrecht geschehen, ich kann weder mit Gedanken noch mit Worten schelten, denn ich kenne die Gefühle eines jugendlichen Herzens. Manchmal ist mir's, als wünschte ich diese Helena zu verkoppeln, um dem schönen Paris das Blendwerk zu geben, damit er den Wunsch seines Herzens erfüllt glaubt. Erwacht, im reiferen Besinnen würde er mir's vielleicht danken. Das wirkliche, häusliche, sittliche Weib scheint mir bei dem andern noch immer recht und gut angebracht. Aber es kann auch sein, daß die erste Liebe ein treues Herz bewahrt, wie ist man dann befugt, wozu soll man etwas stören, was so schön und heilig ist! Doch ich muß, ich kann mit Dir noch nicht über eine Sache sprechen, die mir selbst noch nicht klar ist." Sollte Frau Frommann damit nicht sagen wollen, daß Minna nicht das sei, nicht mit all' den Vorzügen bekleidet wäre, die ihr angedichtet würden; daß der, welcher sie so feiere, von seiner Schwärmerei von selbst zurückkommen würde, wenn er sie im Lichte des alltäglichen Lebens erblickte? Sollte „der schöne Paris" nicht ein mit einer gewissen Bitterkeit ausgesprochener Hinweis auf Goethe, mit der Bemerkung „ein wirklich hübsches Weib", der Wunsch einer Fortsetzung seines bestehenden ehelichen Verhältnisses mit Christiana als das Beste und Gerathenste gemeint sein? Doch genug der Vermuthungen; es bleibe auch dahingestellt, ob Wilhelmine seiner Zeit Goethes wegen, was sie selbst bestritten hat, oder aus anderen Gründen entfernt worden ist; ob sie aus gleichen Rück- und Absichten — sie, die Vielumworbene — mehrere, stets wieder gelöste Verlobungen einging. Endlich, zweiunddreißig Jahre alt, vermälte sie sich mit dem Professor und akademischen Mitgliede des Oberappellationsgerichts Walch, der jahrelang in treuer Liebe um sie geworben. Aber diese Ehe war eine unglückliche; mit der Zeit steigerte sich immer mehr Minnas Widerwillen gegen den zwar pedantischen und äußerlich wenig einnehmenden, aber wahrhaft edlen und trefflichen Mann, so daß eine Trennung erfolgte. Mehr als einmal machte Wilhelmine, die in der Zwischenzeit in Prittag bei ihrem Bruder und später nach dessen Tode in Züllichau bei ihrer Schwägerin weilte, den Versuch eines neuen Zusammenlebens, es war ihr jedoch unmöglich. Eine thatsächliche Scheidung der Ehe fand jedoch nicht statt, auch noch nach seinem

Tode hatte der geduldige, beklagenswerthe Mann aufs treueste für sie gesorgt; bei der krankhaften Naturanlage Minnas entwickelte sich ihre Reizbarkeit bis zur geistigen Erkrankung, die sie wiederholt nöthigte, in einer Anstalt zu Görlitz Heilung zu suchen, ohne sie zu finden, und endlich am 10. Juli 1865 daselbst von ihren Leiden durch den Tod befreit zu werden. Ihr Bild aber lebt fort in den unvergänglichen Schöpfungen unseres größten Dichters, verklärt durch seinen Genius.

Gedicht.

enn ich an Dir vorübergleite
Und Du mich anstarrst schreckgebannt,
Dann sag' dem Freund an Deiner Seite:
„Sieh dort dies Weib, ich hab's gekannt;
Es war ein Kind, ein heißbegehrtes,
Voll Liebe und voll Phantasie —
Ein armes — krankes — thränenwerthes,
Ach, unzureichendes Genie!

Hermance Potier.

Einige Tage in einer indiſchen Dſchungel.*)

Aus dem Tagebuche des Prinzen Karl von Schweden.

Deutſch von **Emil Jonas.**

Heute Nacht kämpfte ich in der ſchwachen Hängematte mit wilden Träumen und Mosquitos. Der merkwürdigſte Tag während unſerer Reiſe in Indien, der 27. Januar 1885, nahte ſich. Um halb fünf Uhr des Morgens ſaßen wir in unſeren Wagen auf dem Wege nach Salar Jungs Wohnung, wo die Jagdgeſellſchaft ſich verſammelt hatte, um ſpäter gemeinſam die Reiſe nach dem Lager fortzuſetzen.

Es war noch volle Nacht, aber ein klarer und freundlicher Mond beleuchtete unſern Weg. Der Premierminiſter Salar Jung hatte ſich bereits vorausbegeben, wahrſcheinlich um ſeinem ſchweren Körper die Beſchwerlichkeit einer ſchnellen Reiſe zu erſparen. Sobald wir in den leichten Jagdequipagen Platz genommen hatten, ſetzten wir unſern Weg fort. Die Straße war ſtill und öde und nur durch die eine oder andere halb geöffnete Balkonthür drang noch ein mattes flimmerndes Licht auf die Straße hinaus. Es war der Wiederſchein von einer der erſtorbenen nächtlichen Orgien und die Töne der Guitarre oder der Laute, die zu den Schritten der Tänzerinnen erklungen waren, drangen noch einförmig und einſchläfernd in die ſtille Nacht hinaus. Bald verkündeten die immer gewaltſamer werdenden Stöße des Wagens, daß wir uns außerhalb der Stadt befanden.

Der Weg, wenn man ihn ſo nennen darf, wurde immer ſchlechter. Große Rollſteine und tiefe Löcher drohten jeden Augenblick den Wagen

*) Bekanntlich machte Prinz Karl von Schweden in Begleitung des Kammerherrn Adelborg, früher Legationsſekretär in Berlin, zuletzt in London, Ende 1884 eine Reiſe nach Indien, um in Kalkutta mit ſeinem Bruder, dem Prinzen Oskar, der mit der Fregatte „Vanadis" — auf der er als Offizier Dienſte that — eine mehrjährige Reiſe um die Welt gemacht hatte und ſich jetzt auf der Heimreiſe befand, zuſammenzutreffen. Prinz Karl trennte ſich ſpäter wieder von ſeinem Bruder und ſeinem Gefolge und kam fieberkrank in Konſtantinopel im Frühjahr 1885 an. Dieſe anſcheinend gefährliche Krankheit veranlaßte, wie bekannt, den König Oskar und die Königin Sophie an das Krankenlager des geliebten Sohnes zu eilen — der durch die ſorgfältigſte Fürſorge des Sultans und die mütterliche Pflege dem Leben erhalten wurde.

umzustürzen oder die dünnen Federn des Wagens zu zerbrechen. Die Landschaft war hier wie rings um die Stadt übrigens höchst eigenthümlich. Das coupirte Terrain war von gewaltigen Felsblöcken, die eine launenhafte Natur durcheinander geworfen hatte, erfüllt. Einige Steine waren aufgethürmt, der eine auf dem anderen und stellten sich einer lebhaften Phantasie als Riesen und Zauberer dar, die unseren Weg versperren wollten. Die indische Volkssage weiß von diesen Steinen zu erzählen, daß sie vor etwa viertausend Jahren hierher geführt wurden. Die Aben, welche vor undenklich langer Zeit in großen Schaaren die Gegend des Himalaya bewohnt hatten, kamen nämlich auf die sonderbare Idee, eine Brücke vom Festlande nach Ceylon zu erbauen. Mit ihren Häuptlingen an der Spitze zogen sie millionenweise gen Süden, von ihren Bergen die Materialien zu dieser kolossalen Brückenarbeit mit sich führend. Aber der Weg war ihnen zu lang und dort, wo Hyderabad jetzt liegt, mußten sie ihre Bürde von sich werfen, und da liegen nun die Blöcke noch heutigen Tages. So glauben wenigstens die Hindu. Es mag sich nun mit der Richtigkeit dieser Volkssage verhalten, wie es wolle, diese gigantischen Steinmassen waren von großer Wirkung wie sie dalagen im Mondschein, der Landschaft einen großartigen und wilden Charakter verleihend.

Je nachdem der Mond erblaßte, wurde das Naturspiel um uns immer großartiger. In kurzer Zeit war der Mond gänzlich erloschen und der flammende Horizont im Osten verkündete einen neuen Morgen. Es war eine schnelle Scenenveränderung. Ein rother Feuerschein erglühte plötzlich über unserer Gegend. Ich mußte unwillkürlich an die Walpurgisnacht in der Oper „Mephisto" denken. Der kleine See zur linken schien lauter Feuer zu sein und man erwartete jeden Augenblick, Mephistos Unterweltsgeister den Reigen an den von Klippen besetzten Ufern tanzen zu sehen.

Die nächtliche Scenerie war prachtvoll und paßte vortrefflich zu einer Fahrt nach einer Tigerjagd und einem Eingang in die Tiger-Dschungel. Das Morgengrauen ist wie ja auch die Dämmerung hier in Indien ebenso kurz wie glänzend, und als wir nach einstündiger Fahrt den Ort erreichten, wo wir zu Pferde steigen sollten, war es bereits heller Tag geworden. Bald hatte Ali Beck einen feurigen arabischen Springer an jeden der Gesellschaft vertheilt und die Kavalkade setzte sich in Bewegung. Es ging sogleich im Galopp fort und an der Spitze ritt der kühne Ali Beck, uns daran erinnernd, daß der Tag kurz und die Zeit der Tigerjagd kostbar sei. Wir ritten bald an Salar Jung und seinem Hindugefolge vorüber. Das Pferd des mächtigen Ministers schien fast unter seiner Bürde zusammen zu brechen. Stets im Galopp drangen wir tiefer und tiefer in die Dschungel ein. Der Weg war nur noch ein unebener schmaler Pfad, bezeichnet mit weißen gewaltigen Steinen. Derjenige, der nicht folgte, hatte für sich selbst zu sorgen, aber mit der wenig angenehmen Aussicht vor Augen, in der Wildniß sich zu verirren; daher verließ man nicht gern Ali Beck und seine Wegweiser, obgleich es den ungewohnten Reitern schwierig genug war. In dem prachtvollen, kühlen Morgen war es ein unbeschreiblich herrlicher Ritt für uns und nicht am wenigsten für mich. Es war nie die Rede von einem Halt; in ununter-

Die Poste d'amour des Herrn Lieutenant.

Nach dem Originalgemälde von C. Sellmer.

brochenem langen Galopp legten wir eine englische Meile nach der andern zurück. Welcher Genuß an diesem Galopp ohne Ende auf Pferden, die keinen einzigen Fehltritt thun und deren kräftiger Lauf bewies, daß keine Anstrengung ihnen zu groß sei. Es war unbeschreiblich vergnüglich. Nachdem wir zehn englische Meilen zurückgelegt hatten, befanden wir uns an einem Pferdewechsel; aber ich und mehrere mit mir behielten unsere unermüdlichen Thiere bis zur nächsten Station. Als diese erreicht war, hatte mein Pferd in ununterbrochenem Galopp über zwanzig englische Meilen in kaum sieben Viertelstunden zurückgelegt. Ich hatte nie geglaubt, daß die Ausdauer des Pferdes eine solche Höhe erreichen könnte. Welche Dienste würde nicht ein Kavalleriecorps, beritten mit diesen indischen Araberpferden, einem Feldherrn in unsern Tagen leisten!

Auf der zweiten Station benutzten wir die fünf Minuten, die mit der Umsattelung verstrichen, um eine Schaar nomadisirender Eingeborener zu sehen, die in der Nähe lagerten. Diese führen wie unsere Lappen ein Wanderleben und ernähren sich von ihren oft bedeutenden Heerden.

Während der zehn Meilen, die noch zurückzulegen waren, wurde der Weg immer unebener, so daß wir unsern gewaltsamen Ritt mäßigen mußten. Auf dem steinigen Pfade, der nach unserm Lager hinabführte, zeigten unsere Araber sich als ebenso gute Kletterer, wie sie sich vorher als gute Renner gezeigt hatten. Von dieser Höhe herab hatten wir Gelegenheit, die großartige Wildniß einer indischen Dschungel zu bewundern. Auf allen Seiten, soweit das Auge gegen den Horizont streifen konnte, sah es nur einen grenzenlosen Ozean von Büschen und Gestrüpp. Es liegt etwas imponirendes in einer indischen Dschungel, die prachtvoll in ihrer düsteren Eigenthümlichkeit ist. Indessen war ein Theil der Gesellschaft zurückgeblieben und mein Bruder Oskar schien vom Wege abgekommen zu sein; denn unser Rufen wurde nicht beantwortet. Bevor wir ins Lager hineinritten, waren wir jedoch wieder versammelt. Oskar hatte sich wirklich verirrt und frische Tigerspuren gesehen.

„Ein neuer Tiger-Kill — die Engländer nennen es Tiger-Kill, wenn ein als Lockspeise für Tiger ausgesetztes Thier getödtet worden ist — heute Nacht und nur anderthalb englische Meilen vom Lager" war die frohe Botschaft, die uns der entgegenkommende Shikari — ein Indier aus der Jägerkaste — überbrachte, als wir uns in fliegendem Galopp den prächtigen weißen Zelten näherten, die in Abständen zwischen den Gebüschen sichtbar waren.

Es war keine Zeit zu verlieren; in einer Stunde sollten wir bereit sein, die Elephanten zu besteigen, so lautete die Ordre, und diese ungewöhnlich gute Gelegenheit, den Tiger sozusagen auf dem Bett zu nehmen nach seiner guten nächtlichen Mahlzeit, durfte keinen Augenblick unbenutzt bleiben. Schon gegen halb elf Uhr verließ ein Trupp von zwölf Elephanten das Lager. In den verschiedenen „Howdas" — Schießkörbe auf den Rücken der Elephanten — waren wir folgendermaßen vertheilt: auf einem kolossalen Elephanten dicht hinter Salar Jung, der sich an der Spitze befand, saßen mein Bruder Oskar und Kapitän Sundström, dann folgten Kammerherr Adelborg und ich

auf einem fast ebenso großen, dann kam Lieutenant Ribbing mit dem englischen Oberst Dobbs und zuletzt Dr. Holmer, der in seiner Gesellschaft einen Hindu, schrecklich anzuschauen, hatte, dessen Gewerbe, wie es hieß, darin bestand, Glück auf der Jagd zu schaffen, denn wenn er anwesend war, dann fehlte es nie. Der Zug zog leise und feierlich in die Dschungel ein, kein Wort durfte gewechselt werden, um nicht die schlafenden Tiger zu stören. Obgleich es die sogenannte kalte Jahreszeit in Indien war, so war mir unter meinem breitkrempigen indischen Hut doch entsetzlich heiß. Aber wir hatten jetzt keine Zeit, über Wärme zu klagen, obgleich man kaum athmen konnte und der Schweiß in Strömen herabfloß.

Nach einstündigem Ritt gab eine große Anzahl kreisender Raubvögel zu erkennen, daß wir uns dem Platz der nächtlichen Mahlzeit des Tigers näherten. Die eingeborenen Jäger behaupteten, daß der Tiger nicht weit sein könne, da die Raubvögel nur unruhig über dem Punkt kreisten, ohne es zu wagen, auf ihre Opfer niederzuschießen. Bald darauf marschirten die Elephanten in einem Halbkreise auf. Der bestimmte Platz für jeden Elephanten wurde seinem Führer — Mahout — von einem alten graubärtigen Shikari angewiesen, der aussah, als sei er gewohnt, mit den wilden Bewohnern der Dschungel umzugehen. Adelborg und ich erhielten unsern Platz auf einer kleinen Erhöhung in der Dschungel, von wo wir einen guten Ueberblick hatten. Niedriges Gebüsch, das an mehreren Stellen ein für das Auge undurchdringliches Gestrüpp bildete, umgab den Platz, wo unser Elephant hinter einem Paar großer Felsblöcke verborgen stand. Dasselbe Gebüsch bedeckte den Abhang der Höhe an der Stelle, von wo wir die Treiber erwarten konnten. Ein tiefer Hohlweg öffnete sich rechts von uns, aus dessen Grunde, wie man uns sagte, der Tiger kommen würde, als die andern den Weg fortsetzten und uns allein auf unserem Posten ließen. Auf der andern Seite der Kluft standen mein Bruder Oskar und Sundström, dann kam ein Elephant mit einigen Personen aus dem Gefolge des Ministers, dann Salar Jung zusammen mit Ali Beck, auf dem äußersten linken Flügel hatte Holmer seinen Platz, und links von uns sahen wir Ribbing und den Obersten.

Nach einstündigem Warten ertönte lautes Geschrei, sowie die Laute von Trommeln und Cymbeln, und in sehr kurzer Zeit begann eine schwarze Figur nach der andern über dem Höhenkamm sich zu zeigen. Wir hatten uns in der Howda erhoben und standen mit dem Expreßstutzer in der Hand. Der Shikari hinter uns hielt unser Reservegewehr. Es begann wieder das „exciting“ (Antreiben), aber noch sah man keinen Tiger. Die Treiber begannen bereits sich in Gruppen zu sammeln und die Glieder zu durchbrechen. Adelborg und ich waren fest überzeugt, daß sich kein Tiger in dem Treiben befände, als plötzlich ein Schuß von Salar Jungs Elephanten herabknallte, der natürlich zu erkennen gab, daß etwas passirt sei. Es war Ali Beck, der auf einen Tiger geschossen hatte, der neben dem Elephanten durchdringen wollte. Gleich darauf hörte man wieder einen Schuß von der Seite, wo die Adjutanten des Ministers ihren Platz hatten, und dieser Schuß war von einem förmlichen Schnellfeuer begleitet, das von dem Elephanten des Ministers gegen den sich zurück-

ziehenden Tiger gerichtet war. Wir verdoppelten unsere Aufmerksamkeit, konnten aber nur den Rauch der dicht aufeinander folgenden Schüsse sehen. Die Treiber sammelten sich hinter unserer Aufstellung, während einige erschreckte Coolies schreiend nach allen Seiten hin sich zerstreuten. Auch die Elephanten begannen Zeichen der Unruhe zu geben; sie stampften mit den Beinen und schwangen die Rüssel. Es war in der That ein lebendiges Bild und wir befanden uns einen Augenblick in der größten Spannung, da man jede Sekunde bereit sein mußte, dem Anfall eines verwundeten Tigers entgegenzutreten. Indessen schien Ali Beck, indem er seinen Hut schwang, uns zu sich rufen zu wollen, und wir gaben unserm Mahout Zeichen, daß er den Elephanten dahin führen solle, froh über die Aussicht, daß auch wir in Aktivität treten konnten. In sehr kurzer Zeit waren wir oben an der Seite Ali Becks, der im nächsten Augenblick auf unsern Elephanten hinübersprang und sich in unserer Howda installirte. Der ruhige und abgehärtete Mann zitterte an allen Gliedern vor Gemüthsbewegung; er sagte uns kurz, daß der Tiger verwundet sei, und gab nun Befehl zur Verfolgung. Aber nachdem wir einige Schritte vorwärts gethan hatten, weigerte sich unser Elephant weiter zu gehen. Ali Beck zeigte auf ein Gebüsch gerade vor uns und forderte mich zum Schuß auf; aber trotz der größten Anstrengungen, die ich machte, vermochte ich doch den Tiger nicht zu entdecken, den das geübte Auge des Eingeborenen sofort gesehen. Adelborg sah das Thier in demselben Augenblick durch das Gebüsch kriechen, als unser Elephant sich plötzlich ganz umdrehte und einige Schritte zurückging. Ein paar kräftige Stöße von der Pieke des Führers zwangen jedoch den erschreckten Elephanten, wieder vorwärts zu schreiten, und nun entdeckte ich ganz nahe bei mir die glänzende Haut eines Tigers, der zum Angriff bereit zu sein schien. Ich drückte sofort ab, gerade als der Tiger den ersten Sprung machen wollte, so kam es mir wenigstens vor. Nun folgte ein Schuß aus Adelborgs Expreß und dann einer aus meinem langen Lauf; beide Schüsse trafen das Ungeheuer. Die übrigen Elephanten rückten konzentrisch vor gegen den Platz, wo der Tiger stand und zu derselben Zeit, als Adelborgs Schuß krachte, knallte es auch von allen Seiten. Der Tiger machte noch einen letzten Versuch, sich zu erheben, fiel aber sofort wieder zurück, und leblos lag der König der Dschungeln vor unseren Füßen. Als wir gleich darauf uns um das stattliche Thier versammelten, hatten alle geschossen und jeder von uns suchte mit mehr oder weniger Glück nach seiner Kugel. Unsere Beute war ein ungewöhnlich großer Tiger, 2,82 Meter lang.

Inzwischen hieß es, daß auch eine Tigerin mit zwei Jungen innerhalb des von Treibern eingeschlossenen Jagdterrains sich befunden hätte, daß sie aber in südwestlicher Richtung ausgebrochen wäre. Obgleich die Chancen nicht sehr groß waren, beschloß man doch eine Strecke weiter vorzugehen, um eine Berghöhle abzutreiben, wo man annahm, daß der entkommene Tiger Zuflucht gesucht hatte. Da dies zu keinem Resultat führte, kehrten wir nach unserem Lager zurück. So endete unsere erste Tigerjagd. Freilich hatten wir nicht das gefürchtete wilde Thier sich frei und unbeschädigt in der Dschungel bewegen gesehen, aber die Spannung, die in jedem Augenblick lag, dem

Angriff eines wüthenden Tigers ausgesetzt zu sein, war ein hinlänglicher Genuß für den Jagdsinn.

Wir wohnten ausgezeichnet schön in den stattlichen Zelten. Die eine Seite des Lagers war von den schwedischen Jägern eingenommen, die entgegengesetzte von den Hindus; in der Mitte stand das kolossale Versammlungs- und Speisezelt. Trotzdem wir uns fast einige sechzig Kilometer von jeglicher menschlichen Wohnung entfernt, mitten in der Wüste, befanden, fehlte es uns doch nicht an jedem Komfort; Betten mit Mosquitonetze, Teppiche, Spieltische, Stühle, Badewannen und andere Bequemlichkeiten fanden sich in ausreichender Menge vor. Oskar und ich wohnten in einem Zelt, das einer ganzen Compagnie Soldaten Platz gewährt haben würde. Sicherlich waren über tausend Personen zum Transport des Lagers verwendet worden, daß zum Theil getragen, zum Theil auf Wagen den langen Weg durch die Dschungel geführt werden mußte. Man merkt, wie gering diese orientalischen Magnaten die Arbeit und den Werth des Geldes achten, wenn es gilt ihre Vergnügungssucht zu befriedigen.

Eine Stunde nach unserer Ankunft wurde die Luft von einem ohrenbetäubenden Geschrei erfüllt. Wilder Freudenjubel vermischte sich mit dem Laut der Trommeln und Cymbeln. Gleich darauf sah man den getödteten Tiger auf dem Rücken eines Elephanten ausgestreckt, umgeben von allen Shikaris, die ein Siegeszeichen über seinem Haupte schwangen.

Das Mittagsmahl wurde, wie man sich wohl denken kann, in fröhlichster Stimmung eingenommen. Die Champagnerflaschen gingen fleißig im Lager herum unter uns Schweden, während die Worte des großen Propheten unsere muhammedanischen Freunde abhielten, den verbotenen Trunk zu berühren, besonders wenn „Ungläubige“ es mit ansehen. Ich nähre doch einen starken Verdacht, daß unsere Indier nach dem Mittag und unter sich die Entbehrung wettmachten und wie gute Christen tranken.

In der darauf folgenden Nacht wurden dreißig Ochsen ausgesetzt, und als wir am nächsten Morgen, den 28. Januar, erwachten, hatten die heimkehrenden Shikaris berichtet, daß drei Ochsen von herumstreifenden Panthern getödtet worden waren. Es war jedoch nur möglich, einen von diesen zu jagen, denn die Spuren der übrigen führten in ganz undurchdringliche Berghöhlen hinein. Man beschloß zu versuchen, den erstgenannten Panther aus der Lichtung, wo er vermuthlich verborgen lag, herauszutreiben. Bald saßen wir wieder auf unsern Elephanten in derselben Vertheilung, wie am vorhergehenden Tage. Da der Versteck des Panthers nur eine kurze Strecke vom Lager entfernt war, so konnte die Jagd bald beginnen. Wir waren indeß nicht lange auf unserm Platze gewesen, als wir merkten, daß etwas ungewöhnliches passire. Die lange schwarze Linie stand plötzlich still, brach durch und wogte zurück, während gleichzeitig das Geschrei der Treiber sich verdoppelte.

Ali Beck warf sich auf sein Pferd und eilte dahin, und bald erfuhren wir, daß der wüthende Panther zu wiederholten Malen die Treiber angegriffen hatte, welche daher weiter vorzuschreiten nicht den

Muth hatten. Ein Mann sollte getödtet worden sein, sagte man, allein wie es sich damit verhielt, bekamen wir nie zu wissen. Nun rückten die Elephanten schnell vor und bald waren wir alle auf beiden Seiten der Lichtung vor der Stelle versammelt, wo der Panther lag. Da die Lichtung nur 30 Meter breit und 5 Meter tief war, so waren wir unserm gefährlichen Feinde ziemlich nahe, ohne ihn sehen zu können. Nun wurde die Frage aufgeworfen, was jetzt zu thun sei. Die Treiber waren viel zu erschreckt, um noch weiter nützlich sein zu können, und der Panther zeigte keine Neigung, gutwillig sein Lager zu verlassen.

Sowohl Salar Jung wie der Oberst riethen uns auf das bestimmteste davon ab, in die Lichtung hineinzudringen, da der Panther unzweifelhaft den ersten, der sich in seine Nähe zu wagen den Muth hätte, anfallen würde. Da der Panther viel beweglicher als der Tiger ist, ist er um so gefährlicher als dieser. Ist er erregt, greift er selbst an und ist mit dem zweiten Sprunge oben in der Howda, während der Tiger niemals höher als bis zum Nacken oder zum Bauch des Elephanten gelangt. Der Ausfall eines solchen Kampfes beruht in diesem Fall auf der Ruhe des Jägers und der Uebung, sein Gewehr zu gebrauchen. Stürzt aber der Elephant davon, was mitunter geschieht, dann ist man so gut wie verloren. Der Elephant weicht dann vor nichts zurück, und befindet sich ein Baum in der Nähe, so entledigt er sich ohne weiteres des Reiters, der dann leicht von dem rasenden Thiere zertreten wird, welches den Jäger für den folgenden Panther hält. Es ist das daher gerade kein Sport mehr, wenn man außerstande ist, auf sein Schicksal einzuwirken; und eben aus diesem Grunde befolgten wir den Rath der erfahrenen Jäger und warteten vor der Lichtung, während Ali Beck auf seinem Elephanten sich vorsichtig dem Versteck des Panthers näherte. Der vorsichtige Salar Jung nahm Platz im zweiten Gliede. Es war ein Augenblick der athemlosesten Spannung. Jeder glaubte, der Panther würde sich uns entgegenstürzen, oder, was noch wahrscheinlicher war, Ali Becks Elephanten angreifen. Plötzlich hörten wir einen Schuß, und Ali Becks sichere Kugel streckte das Thier gerade in dem Augenblick nieder, als es sich zum Anfall vorbereitete. Oskar und ich gaben dem zähen Thiere die Todeswunde.

Am folgenden Tage, den 29. Januar, war nichts zu thun, da das Terrain um die „Panther Kill", wie man am Morgen berichtete, viel zu ungünstig sei, um eine Jagd unternehmen zu können. Wir schossen des Vormittags ziellos, und es war daher bestimmt, daß wir am Nachmittage ein wiederholtes Abtreiben in der Dschungel haben sollten, um „small game" (junge Schafe, Papageien, Rebhühner, Hasen u. s. w.) zu jagen; aber daraus wurde nichts. Wir dachten bald an alles andere, denn ungefähr um zwei Uhr ertönte der Ruf, daß die Cholera im Lager ausgebrochen sei. Ein Mann war gerade gestorben und lag unter einem Baum dicht bei den Zelten. Es wurde beschlossen, daß das Lager sofort aufgelöst und wir uns so schnell wie möglich nach Hyderabad begeben sollten. Es herrschte keine geringe Panik im Lager, und als ich gleich darauf aus meinem Zelt hinausschaute, sah ich Salar Jung mit seinem Gefolge in wil-

der Flucht das Lager verlassen, ohne seinen Gästen ein Wort gesagt zu haben. Nun hatte die Excellenz merkwürdige Eile. Drei Viertelstunden später saßen auch wir im Sattel und galoppirten davon, doch besonnener als unser indischer Wirth. Um acht Uhr abends desselben Tages saßen wir am Mittagstisch in der englischen Residenz, in Hyderabad.

Langer Herbst.

Noch im Oktober und schon im September
Hat es geregnet jeglichen Tag,
Deßhalb das Blatt im düstern November
Noch vom Aste nicht trennen sich mag!

Und, an des Winters Beginn steh'n die Wälder,
Reich wie noch niemals, im farbigsten Laub,
Schütteln nur ungern auf Wiesen und Felder
Den vom Sturme begangenen Raub.

Vollgetränkt noch sind sie mit Säften,
Zögernd vergilbt nur das glänzende Grün,
Mit den lange gesparten Kräften
Wollen die Zweige noch knospen und blüh'n,

So, gesättigt von trügendem Hoffen,
Das der Dezember doch nimmer erfüllt,
Harren wir, bis wir vom Nordsturm getroffen,
Sinken, und Schnee uns're Gräber verhüllt!

Alfred Friedmann.

Prinz Auguſtin.

Novelle von **Hermann Rehm.**

Im Sommer des Jahres 1832 ſah ſich Aachen als der Sammelplatz einer glänzenden Badegeſellſchaft. Der Name eines „petit Bruxelles“, welchen irgend ein Epikuräer zu Ende des vorigen Jahrhunderts in panegyriſcher Begeiſterung für den Ort, der ihm geholfen hatte, eine kurze Spanne ſeines weltfrohen Daſeins in angenehmer Weiſe zu überwinden, erfunden hatte, war der Badeſtadt noch bis zur Mitte der dreißiger Jahre verblieben, und wo er irgend in der eleganten Welt auftauchte, da erweckte er auch das Verlangen, den vielbeſprochenen Ort kennen zu lernen.

Comment trouvez-vous Aix-la-Chapelle, Madame? — Ah, c'est une ville très-charmante, un petit Bruxelles, sans doute.

Dieſer, wenn uns der Ausdruck geſtattet ſein mag, „geſprochenen Reklame“, welche ſich faſt ein halbes Säkulum hindurch in allen Kreiſen des high-lifes fortpflanzte, hatte das Bad vorzugsweiſe ſeine immer wachſende Bedeutung zu verdanken. Ganz in der Stille war ſie, die ſich bis in das Boudoir der Weltdame, bis in die geſchloſſenen Cerkles der Sportsmen, in das Kabinett des Finanziers einzuſchleichen wußte, eine fleißige Werberin, die ſtets — und das gewiß nicht zum Verdruß der noch zum Theil mit franzöſiſchen Ideen erfüllten Einwohnerſchaft — für eine Geſellſchaft Sorge trug, die ſich bereit finden ließ, ihre theueren Bedürfniſſe ebenſo theuer zu bezahlen.

Die vielfachen Zerſtreuungen, welche Aachen zu damaliger Zeit ſeinen Gäſten bot, rechtfertigten im allgemeinen den guten Ruf, welchen es auswärts genoß. Die Hazardſpiele, Bälle, Konzerte, Soiréen, vorzügliche Schauſpiele, Ausflüge, kurzum dieſes ganze bric à brac von Vergnügungen und Unterhaltungen, in denen die vornehme Welt ihre Langweile zu tödten liebt, war hier in großſtädtiſcher Ausbildung anzutreffen und half neben dem Schwefelwaſſer, den kalten und warmen Douchen, gewiſſenhaft mit, die Kurgäſte von ihren eingebildeten oder wirklichen Leiden zu befreien. Der „Graben“ mit ſeinen ſchmucken Bauten, ſeinem breiten, wohlgepflegten Spazier- und Fahrwege, ſeinen hübſchen Baumreihen und vor allem mit der ſchönſten architektoniſchen

Zierde Neu-Aachens, dem „Eliſenbrunnen“, deſſen jedesmaliger Anblick bei dem Dichter Matthiſſon helleniſche Erinnerungen weckte, war der Ort, an welchem ſich um die Mittagszeit alles einzufinden pflegte, was Aachen an vornehmen und vornehmthuenden Badegäſten aufzuweiſen hatte. Hier wurden Bekanntſchaften geknüpft und erneuert, die Neuigkeiten ausgetauſcht und altes dafür eingetauſcht. Hier wurde mediſirt und intriguirt, wie es die „Stützen der Geſellſchaft“ nun einmal als ihr unveräußerliches Recht in Anſpruch genommen haben, geſcherzt, gelacht, geplaudert. — Merkwürdig, Madame B., die alle Welt mit Klagen über ihre Migräne plagte und immer behauptete, daß es nicht mehr zum aushalten ſei, konnte hier niemals mit ihren unzähligen Geſchichten und ihren „Entdeckungen“, welche ſie überall gemacht haben wollte, zu Ende kommen. Baroneſſe O. und Komteſſe Z., die jeden Morgen vor dem Brunnenarzte lange Jeremiaden über ihre Appetitloſigkeit anſtimmten, zeigten hier einen wahren Heißhunger nach all den öffentlichen und diskreten Geſchichten, welche ſich die vornehme Welt von Aachen zu erzählen hatte und naſchten dazwiſchen von den Vanillekaramellen, mit denen ihre zierlichen Ridikülś vollgepfropft waren. Und der dicke Graf N., der den Arzt jedesmal mit ſehr ungräflichen Grobheiten empfing, wenn dieſer das Unglück hatte, bei Regenwetter nach dem Befinden ſeines gichtleidenden Patienten ſich zu erkundigen, war hier der liebenswürdigſte Kavalier von der Welt, der mit ſeinen Bonmots das ganze Corps ſowohl der jüngeren als älteren Damen in Entzücken verſetzte. — Einen ſolchen wohlthuenden Einfluß übte zur Zeit, als ſich die Vorgänge, welche der Gegenſtand unſerer Erzählung ſein ſollen, in der Aachener Geſellſchaft zutrugen, das Grabenpflaſter verbürgten Nachrichten zufolge auf die Gemüthsſtimmung aller ſich dort Verſammelnden. Ob ſich daſſelbe dieſe Eigenſchaft auch noch bis heute zu bewahren verſtanden hat, überlaſſen wir unſeren verehrten Leſerinnen, im Falle ſie es einmal aus eigener Anſchauung kennen lernen ſollten, zur eigenen Beurtheilung.

* * *

Es war Mittag. Die Rathhausuhr und die vielen Kirchenglocken zeigten die Zeit durch Schlagen und Läuten an. Ein kurzes, aber deſto heftigeres Gewitter war eine Stunde vorher losgebrochen und hatte die vorhin ſtaubigen Straßen gereinigt. Jetzt war es vorüber. Nur noch eine dünne Wolkenſchicht bedeckte nach einer Seite den Himmel. Aus dieſer träufelte ein feiner Regen herab, der immer ſchwächer wurde, ſo daß die meiſten der Paſſanten ihre Schirme ſchloſſen. Die Dächer des Eliſenbrunnens und der umliegenden Gebäude erglänzten von der Näſſe, ebenſo die Blätter der Bäume, aus welchen die Tropfen langſam zur Erde fielen.

Vor dem Eliſenbrunnen ſchritten die fremden Honoratioren, Damen und Herren, ſich laut und lebhaft unterhaltend, auf und ab. Ein anderer Theil der Geſellſchaft promenirte in der weiten Säulenhalle. Mehrere ſtiegen die Treppe, welche zum Trinkbrunnen führte, hinab, andere kamen herauf. Das ganze Leben in und vor der Brunnenhalle trug ein eigenartiges Gepräge. Deutſche, engliſche und franzöſiſche Laute miſchten ſich untereinander, und da nach alter Regel das Individuum immerhin als Träger nationaler Eigenart gilt, ſo hatte

man hier zu intereſſanten Vergleichen hinreichende Gelegenheit. Franzöſiſche Lebendigkeit, engliſcher Indifferentismus und ruſſiſche Schwerfälligkeit traten hier nebeneinander und zeigten ſich dadurch in ihrem Weſen um ſo auffallender. Die Toiletten der Damen ſtreiften oft ans Bizarre. Luxus war überall, Geſchmack nur wenig zu finden. Die Herren kamen alle wohlfriſirt und elegant gekleidet. Viele der Stutzer mit ihren blaſirten Geſichtern erſchienen bei dem Bemühen, ihr geiſtiges Unvermögen durch eine überladene Kleidung möglichſt zu verdecken, geradezu lächerlich.

Auf der andern Seite der breiten Straße zog das geſchäftige Aachen vorüber. Kaufleute, junge Kommis, Arbeiter und Fabrikmädchen. Bürger aus den unteren Ständen ſammelten ſich an, um die vornehme Geſellſchaft am Eliſenbrunnen aufmerkſam zu muſtern. Equipagen rollten vorüber, Karren zogen ſchwerfällig daher. — —

Durch die Gruppen der Badegäſte drängte ſich eine hohe Männergeſtalt, welche, von der Theaterſtraße kommend, dem Brunnen zuſchritt. Der Anzug des Fremden, welcher die meiſten der Herren durch ſeine Körpergröße überragte, war von höchſter Eleganz. Er trug einen dunkelblauen Frack mit ſilbernen Knöpfen, der ſich eng an den tadellos gebauten Körper anſchmiegte, und eine Weſte von gleicher Farbe. Die ebenfalls enganſchließenden, perlgrauen Beinkleider ſtaken in Halbſtiefeln mit gelbem Lederumſchlag, wie man dieſelben damals auf Reiſen zu tragen pflegte. Ein Hemd von blendender Weiße war hinter den weiten Aufſchlägen des Rockes ſichtbar, und an den Aermeln kamen feine Spitzenmanſchetten zum Vorſchein. Auf dem linken Arme trug er einen Mantel von dunklem Stoffe. Den Kopf bedeckte ein breitrandiger Filzhut, der, etwas nach vorn gerückt, den obern Theil des Geſichtes beſchattete.

In vornehmer Haltung und ohne ſeine Umgebung weiter zu beachten, trat er in den Garten. Die Damen, welche am Eingange ſtanden, ſahen ihre Kavaliere fragend an. Dieſe zuckten mit den Achſeln, der Fremde mußte erſt ſeit heute in der Stadt weilen.

Nach wenigen Minuten ſchon kam er zurück in den Säulengang. Jetzt auch konnte die kleine Geſellſchaft, welche vor der Gartenthüre Poſto gefaßt hatte, ſein Geſicht erkennen. Es war nicht ſchön, nicht regelmäßig und bildete einen ziemlich großen Gegenſatz zu der männlich kraftvollen Geſtalt ſeines Körpers, zu dem vollendeten Ebenmaß ſeiner Formen. Die Backenknochen traten ſtark hervor und der Naſenrücken war eingedrückt. Doch wurden dieſe Mängel der Geſichtsbildung durch ein herrliches Augenpaar gemildert, das unter den dunklen Brauen funkelte und blitzte. Wie die äußere Erſcheinung des Mannes denſelben, als zu der oberſten Geſellſchaft gehörend, kennzeichnete, ſo gab das Auge davon Zeugniß, daß er ebenfalls jener Ariſtokratie beizuzählen war, die den Werth des einzelnen niemals nach Rang, Reichthum oder Geburt bemißt — der Ariſtokratie des Geiſtes.

Mit raſchen Schritten trat der Fremde, unbekümmert um die neugierigen Blicke, mit welchen er betrachtet wurde, auf den Platz und muſterte das Gebäude. Ein ihm wohlbekannter Geiſt ſchien ihm aus dieſem formedlen Baue entgegenzuwinken, der Geiſt der Antike, welchen des genialen Schinkel Drang zu neuem Leben erweckte, nachdem eine

Epoche voll von geistigen Verirrungen jedes reine Kunstgefühl in der Mehrzahl der Gebildeten erstickt hatte. Dann wandte der Prüfende sich um und schlug die Richtung zum Holzgraben ein.

Er war unter den schönen Kastanien vor dem „Klüppel" angelangt und schien unschlüssig, ob er seinen Weg fortsetzen oder in die Restauration eintreten sollte, aus deren geöffneten Fenstern die laute Unterhaltung der zahlreichen Gäste bis auf die Straße drang. Da legte sich eine feine, stark beringte Hand auf seine Schulter. Sie gehörte einem Herrn, der sich von einer Gruppe junger Elegants losgelöst hatte und hinter den hochgewachsenen Mann getreten war.

„Sie sind es wirklich, Prinz?" redete er ihn mit einer Betonung der Silben an, die den Polen verrieth.

Der Angeredete wandte sich, überrascht von der bekannten Stimme, um.

„Tolnocky, Sie hier?"

Der Ton, mit welchem er diese wenigen Worte sprach, war ein überaus herzlicher. Die beiden schüttelten sich die Hände.

„Schon seit Wochen. Aachen ist süperbe. Viel Welt hier. Kommen Sie, ich stelle Sie den Herren vor." Und schon hatte der Pole vertraulich seinen Arm in den des ihn überragenden Mannes gelegt, um ihn den Herren entgegenzuführen. Dieser aber wehrte ab.

„Jetzt nicht, lieber Freund. Mein Aufenthalt hier kann nur kurz sein, und es ist nicht meine Absicht, mich in die Gesellschaft einführen zu lassen. Zudem reise ich unter dem Namen eines Freiherrn von Ramm. Doch lade ich Sie ein, mich im Hôtel zu besuchen. Heute Abend, wenn Sie wollen. Werden Sie kommen?"

„Gewiß."

Der Prinz bezeichnete ein in der Nähe liegendes Hôtel, wohin ihm sein Diener voraufgegangen war, als seine Wohnung und verabschiedete sich mit erneutem, warmem Händedruck von Tolnocky.

Prinz Augustin von *** war der Bruder des regierenden Fürsten Maximilian von ***. Für den Soldatenstand erzogen, zu welchem er jedoch weder Neigung noch Beruf in sich verspürte, trat er noch zu Lebzeiten seines Vaters, dessen Zustimmung er sich allerdings erst nach langen Bitten und Vorstellungen versicherte, aus dem Heeresdienst und widmete sich zunächst juristischen, dann aber Kunst- und Literaturstudien. Augustin war Idealist. Eine pedantische Jugenderziehung, die unbekümmert um natürliche Anlagen dem Geiste eine durch konventionelle Normen bestimmte Richtung zu geben versuchte, hatte sein warmes Empfinden nicht unterdrücken können. Seine Seele hing am Schönen, das ihn mit Begeisterung erfüllte. Er suchte es in Natur und Kunst und ließ es auf sich einwirken. Anfangs war er ehrlich bemüht gewesen, seine Denkweise nach den ihm eingeimpften Grundsätzen zu regeln, aber schon bald erzeugten der in ihm lebendige Drang nach Selbsterziehung und das, was er bewußt von jenen praktisch, nüchternen Theorien in sich aufgenommen hatte, Konflikte in seinem Innern, welche ihn anfangs mit Bangigkeit erfüllten, dann aber den Entschluß in ihm zur Reife brachten, eine Carrière aufzugeben, die nicht mit seinen Wünschen und Neigungen zusammenfiel. Da diese ideale Grundstimmung nicht allein in ihm vorherrschend blieb, sondern sich von Jahr zu Jahr immer mehr befestigte, so sah seine Familie

ſich auch ſchließlich in der Hoffnung getäuſcht, ihn als Diplomat für den Staatsdienſt zu retten. Kurz nach dem Regierungsantritt ſeines fürſtlichen Bruders verließ er den Hof. Eine reiche, wenn auch nicht gerade glänzende Apanage ſetzte ihn in den Stand, das Leben eines wohlhabenden Privatmannes zu führen. Mehrere Jahre brachte er emſig ſtudirend auf den erſten Univerſitäten zu. Dann aber unternahm er große Reiſen nach Italien, Spanien, dem ſüdlichen Frankreich und ſchließlich nach dem Orient. Seine Kunſtſtudien führten ihn nach Beendigung ſeiner Weltfahrt nach Wien, deſſen Boden er hiermit zum erſten Male betrat. Bald feſſelten ihn die Stadt und ihre Geſellſchaft dergeſtalt, daß er den Entſchluß faßte, dieſelbe wenigſtens für eine Reihe von Jahren zu ſeinem Aufenthalte zu wählen. Die erſten Kreiſe öffneten ſich ihm. Seine hohe Abſtammung, noch mehr aber der Ruf ſeiner außergewöhnlichen Bildung, welcher ihm voraufging, machte das ariſtokratiſche Wien auf dieſe neue geſellſchaftliche Größe lüſtern. Zunächſt rief ſeine Erſcheinung einige Enttäuſchung hervor. Man fand den großen Mann mit ſeinen unſchönen Geſichtszügen von einer Reſerve, wie man dieſelbe in den bewegten Zirkeln der Donauſtadt nicht gewohnt war. Statt mit den gehofften Exzentrizitäten eines fahrenden Künſtlers, ſah man ſich den Prinzen in den ernſteſten und gemeſſenſten Formen bewegen. Er hatte die Gabe, ſeine Umgebung zu beobachten, ohne daß dieſe es fühlte, und dort, wo man mit einem Urtheile über ihn noch ſchwankte, hatte er das ſeinige ſchon gewonnen.

Wenige Wochen nach ſeinem Eintritt in die Wiener Geſellſchaft erſchien in einem der erſten Journale der Stadt eine Kunſtkritik, welche durch die Klarheit ihrer Darſtellung ſowohl, als auch durch die rückſichtsloſe Schärfe, mit welcher der Autor die Kunſttendenzen eines bis dahin von der Gunſt des Publikums ohne Grund ausgezeichneten Malers angriff, das allgemeinſte Aufſehen erregte. Mit unerbittlicher Logik wies der ſchneidige Kritiker die Mängel in den Werken des überſchätzten Künſtlers nach und mit überzeugender Kraft des Ausdrucks legte er die verderblichen Konſequenzen klar, welche ſolch' verkehrte Anſchauungen für die Kunſt haben müſſe, die doch allein das geiſtige Leben forme und bilde. Die Fama bezeichnete Prinz Auguſtin von *** als den Verfaſſer der geiſtreichen Kritik.

Wenige Tage ſpäter war große Soirée bei einem hochangeſehenen Mitgliede des Miniſteriums. Unter den Eingeladenen befand ſich auch Prinz Auguſtin. Er hatte ſeinen Platz neben der jungen Gemalin des Gaſtgebers, der das Abendfeſt galt. Dieſe, eine geiſtreiche Dame, wußte, nachdem das Theaterthema für den Abend als beendigt angeſehen werden durfte, in geſchickter Weiſe die ſenſationelle Kritik zu berühren. Der Prinz blieb ruhig auch dann noch, als ihn die Gräfin mit anſcheinender Harmloſigkeit fragte, ob er ihr wohl den Namen des Verfaſſers nennen könne.

Er entgegnete, daß beſondere Gründe ſeine Anonymität veranlaßten.

Der zur Linken ſitzende Bruder der Gräfin bemerkte, daß man in gewiſſen Kreiſen der Stadt die Hülle, hinter welcher der allzubeſcheidene Gelehrte ſich verſtecke, durchſchaut haben wolle. Ein feines Lächeln umſpielte bei dieſen Worten die Lippen des Prinzen, er drehte

den Fuß des Weinglaſes und ſah zur Gräfin hinüber, in deren Zügen ſichtbar war, daß ſie die Verſtellung von vorhin aufgegeben hatte.

„Nun, Prinz, werden Sie endlich bekennen? Sie ſehen, in Wien hat man ſcharfe Augen für derlei Heimlichkeiten.“

„Gnädige Frau, die Gewißheit, Ihren Beifall gefunden zu haben, giebt mir allerdings den Muth, mich als den Verfaſſer des Artikels zu nennen.“

„Bravo“, rief der Schwager des Miniſters, und auch die übrigen Anweſenden gaben in unzweideutiger Weiſe ihre Zuſtimmung zu der Erklärung des Prinzen zu erkennen.

Zwiſchen dieſem und der Gräfin entſpann ſich nun ein lebhaftes Kunſtgeſpräch, doch ſchon bald überließ ſie dem Prinzen allein das Wort, der dieſes äußern Anſtoßes bedurfte, um mit ſeiner Meinung hervorzutreten.

Er hatte ſchon eine geraume Zeit geſprochen, da ließ ihn die geäußerte Befürchtung, die Geſellſchaft zu ermüden, ſeine Ausführungen unterbrechen, und er bat um Entſchuldigung, daß er ſich von dem Gegenſtande ſo habe hinreißen laſſen.

Allein die Gräfin forderte ihn mit den verbindlichſten Worten auf, fortzufahren und ſah ſich bei dieſer Bitte von ſämmtlichen Anweſenden unterſtützt. Viele, die am untern Ende der Tafel ſaßen, verließen ihre Plätze und traten in die Nähe des Sprechenden.

Der Prinz nahm den Faden ſeiner Rede wieder auf und ſprach faſt eine halbe Stunde, ohne ſich zu unterbrechen. Sein Vortrag gipfelte in der Behauptung, daß der Kunſt die Ideale erhalten bleiben müßten. Eine Kunſt ohne Ideale ſei ein Widerſpruch in ſich. Die Art und Weiſe, mit welcher er ſeine Ueberzeugung darlegte, die gewählte Form, deren er ſich bediente, hatte etwas eigenthümliches, feſſelndes auch für diejenigen, welche ihm nicht bis auf die Höhe ſeines ſcharfen Denkens zu folgen vermochten. Keinen Augenblick verlor er ſeine edle Ruhe, ſeine Sammlung. Nur ſein Auge, welches ſich bald auf dieſen, bald auf jenen der Geſellſchaft richtete, war heftig erregt, mehr noch als die Worte, welche er ſprach, drückte es die Klarheit ſeines Geiſtes, ſeine warmen und echten Empfindungen aus.

Als er geendigt, fühlte jeder den bedeutenden Eindruck, welchen er durch den Geiſt ſowohl als die Perſon dieſes ſeltſamen Mannes empfangen hatte, der, von ſeinem edlen Drange geleitet, alle Hohlheit und Halbheit bekämpfte und die Schäden, an welchen die moderne Geſellſchaft krankte, offen legte, unbekümmert darum, ob der Einzelne ſich davon betroffen fühlte oder nicht. Bis zum Schluſſe der Soirée war er mehr noch als die Gräfin, der Gegenſtand allſeitiger Huldigungen, die er jedoch mit der ihm eigenen Beſcheidenheit ablehnte.

Schon bald hatte man ſich in den Wiener Salons daran gewöhnt, das Kunſturtheil des Prinzen als maßgebend zu betrachten. Er feierte geſellſchaftliche Triumphe, an welchen berechnende Eitelkeit nicht den geringſten Antheil hatte. Jeder, der mit ihm in Berührung trat, unterlag dem Zauber, welcher an ſeiner Perſon haftete. Die Damen ſchwärmten für ihn, für ſeine Araberaugen. Keine wollte mehr die unſchöne Geſtaltung ſeines Geſichtes gelten laſſen, ſie fanden es intereſſant, wie man auch bei berühmten Leuten alles zu entſchuldigen

geneigt iſt, was bei gewöhnlichen Sterblichen zum Tadel herausfordert. Die vortheilhafteſten Verbindungen wären Auguſtin von *** leicht gemacht worden, wenn nicht eben ſein ganzes Benehmen gezeigt hätte, daß eine ſolche vorläufig ſeinen Gedanken ferne lag.

Indeß entging es den Augen der Tieferblickenden doch nicht, daß ſich der Prinz lebhaft für Mercedes, die Tochter einer bereits vor Jahren verſtorbenen ſpaniſchen Gräfin, intereſſirte. Ueber die Herkunft der Komteſſe, die durch eine Freundin ihrer Mutter in die Geſellſchaft eingeführt worden, waren die verſchiedenſten Gerüchte im Umlauf. Man wußte, daß ihr Vater ein Deutſcher von hoher Abkunft war, allein über Namen und Stellung hatte man weiter nichts als Vermuthungen.

Mercedes war ein wundervolles Weſen. Eine faſt orientaliſche Weichheit vermiſchte ſich bei ihr mit germaniſcher Feſtigkeit. Ihr Charakter hatte etwas fertiges im Vergleiche mit den koketten Schönheiten der Wiener ariſtokratiſchen Zirkel. Es konnte nicht befremdlich erſcheinen, daß dieſes Gemiſch von weiblicher Anmuth und ſelbſtbewußter Kraft und Würde, wie ſie die Erſcheinung Mercedes' zum Ausdruck brachte, den Prinzen nachhaltig berühren mußte. Es vergingen nur wenige Wochen, da ſah man ihn ſchon im öffentlichen Verkehr mit Mercedes und deren Vormündern, und nach Verlauf von einigen Monaten trugen reich gallonirte Diener die mit dem Wappen des Prinzen und der Komteſſe verſehenen Verlobungskarten in die vornehmſten Familien der Stadt.

Da geſchah etwas, was die Wiener Geſellſchaft in Aufregung und begreifliches Erſtaunen verſetzte. Prinz Auguſtin verſchwand plötzlich aus der Stadt, ohne daß auch nur jemand ahnte, wohin er ſich gewandt. Mercedes aber ſah man nach wie vor in Begleitung ihrer Freundinnen und deren Gemals auf Bällen und in Geſellſchaften erſcheinen. Mit Ausnahme eines Zuges von Schwermuth, der ihr ſchönes Geſicht noch mehr vergeiſtigte, fand man ihr Weſen unverändert. Den Winter über verblieb ſie in Wien, mit Beginn des Frühjahrs aber verließ ſie die Kaiſerſtadt, um ſie nicht wieder zu betreten.

Ueber die Urſache der Trennung zwiſchen den Verlobten war die öffentliche Meinung der Wiener Geſellſchaft die Aufklärung noch immer ſchuldig geblieben.

* * *

Es war ſchon Abend, als der Diener des Prinzen meldete: „Graf Ladislaus von Tolnocky."

Im Zimmer brannten auf einem Armleuchter mehrere Kerzen. Die Gepäckſtücke ſtanden auf dem Boden, nur eines war geöffnet, welchem der Prinz den augenblicklichen Bedarf an Toilettengegenſtänden entnommen hatte. Alles deutete darauf hin, daß der Aufenthalt des Reiſenden nur kurz bemeſſen werden ſollte. Auf dem Tiſche lag Schreibzeug und ein verſiegelter Brief. Der Prinz ſtand am Fenſter, durch das die laue Abendluft in das Zimmer drang. Von hier aus ging er dem Angemeldeten entgegen, als dieſer nun eintrat. Herzlich wie immer war die Begrüßung des liebenswürdigen, hochgebildeten Mannes. Er ſchob dem Grafen einen Seſſel hin, in welchem er ihn

Platz zu nehmen bat, er ſelbſt ließ ſich auf ein Sopha nieder. Der Diener brachte Wein.

Graf Ladislaus von Tolnocky war wie der Prinz ein vollendeter Weltmann. In den Wiener Salons gebildet, war er äußerlich vom feinſten Schliff, anregend und witzig in der Unterhaltung, jedoch ohne feſte Grundſätze. Auch ihn könnte man gewiſſermaßen einen Idealiſten nennen, wenigſtens inſofern, als er ſich für veredelnde Einwirkungen empfänglich zeigte. Indeß Theorie und Praxis deckten ſich bei ihm nicht. Im Strudel eines wahlloſen Lebensgenuſſes verwechſelte er häufig Moral und geſellſchaftliche Uſancen, jede tiefere Lebensauffaſſung, welche ſich nur aus geläutertem Denken gewinnen läßt, fehlte ihm vollſtändig. Und merkwürdig, dieſe beiden grundverſchiedenen Charaktere, wie der Prinz und Tolnocky, zogen ſich gegenſeitig an. Während ſeines Wiener Aufenthaltes hatte Auguſtin von *** keinen ergebeneren Freund als den Grafen, der ſich mit faſt aufdringlicher Zähigkeit ihm anſchloß. Sie beſuchten zuſammen die Muſeen, die Galerien, die Ateliers, und Tolnocky, der als vorzüglicher Porträtmaler viele Stunden vor der Staffelei verbrachte, machte dankbar von den Winken Gebrauch, die ſein Freund, deſſen geiſtige Superiorität er vom erſten Augenblick des Zuſammentreffens an fühlte, gab. Unter den Anregungen des Prinzen entſtand manch' ſchönes Bild, welches von Tolnockys nicht gewöhnlichem Talente das günſtigſte Zeugniß ablegte. Jedesmal, wenn der Graf die Klub- und Sportfreuden bis zum Ueberdruß ausgekoſtet hatte, ſuchte er des Prinzen Geſellſchaft, welcher er ſich oft mehrere Tage hintereinander ausſchließlich widmete. Mit einem wahren Feuereifer vertiefte er ſich dann in alle möglichen Kunſtgeſpräche; er ſprach von ſeinen Studienreiſen, die er bald unternehmen wolle, von einer größeren allegoriſchen Kompoſition, mit welcher er das Wiener Publikum zu überraſchen gedenke. Aber ſeine Sybaritennatur hielt ſolchen geiſtigen Intereſſen nicht lange Stand. Bald nachher ſah man Ladislaus Tolnocky überall dort auftauchen, wo ſich Welt und Halbwelt der Donauſtadt ihr Stelldichein gaben, und ſein Kopf war angefüllt von den zahlloſen Nichtigkeiten, wie ſie nur einen Lebemann beſchäftigen können, welcher der Erfüllung eingebildeter geſellſchaftlicher Pflichten alles andere zu opfern bereit iſt.

„Ich komme aus Paris", begann der Prinz, nachdem er die Gläſer gefüllt hatte, „und gedenke mich für den Reſt des Sommers auf meine Güter in Böhmen zurückzuziehen. Der Brief hier iſt für meinen Verwalter. Vielleicht gelingt es mir, noch vor Winter mein Werk über Phidias zum Abſchluß zu bringen. Sie wiſſen, ich ſprach mit Ihnen ſchon in Wien davon. Ja, ich werde ſehr fleißig ſein. Trinken Sie, Tolnocky."

Er ſprach dieſe Worte haſtig, ſie ließen die gewohnte Ruhe vermiſſen. Auch erſchien dem Grafen die Geſichtsfarbe des Sprechenden bleicher als ſonſt. Ohne Zweifel, er mußte heftige Seelenſtürme durchlebt haben. Sie ſtießen an.

„Wir werden Sie doch hoffentlich kommenden Winter in Wien ſehen", ſagte Tolnocky. „Ihre Verehrer ſind untröſtlich, Sie ſo lange entbehren zu müſſen."

„Wirklich? Ach ja, Wien iſt ſchön. Man hat mich dort ver-

ſtanden. Doch ich werde nicht dorthin zurückkehren. Vielleicht ſpäter. Nach Jahren.“ Der Prinz leerte ſein Glas. Dann lehnte er ſich in eine Ecke des Sophas und betrachtete den Grafen mit ſeltſamen, leuchtenden Blicken. Es lag etwas ſchmerzliches in ihnen. Es war, als ob die Gegenwart des Freundes wieder alle Bilder in ſein Gedächtniß zurückriefen, die er ſich während all' der Jahre zu vergeſſen bemüht hatte. Eine Pauſe trat ein. Dann, ſeine Blicke zu Boden heftend, fragte Auguſtin von *** mit zögernder Stimme: „Wie ſprach man in Wien von meinem Fortgange?“

„Man war erſtaunt im höchſten Grade und ſuchte vergebens nach einer Erklärung dafür.“

„Ich begreife es. Hat man den Grund erfahren?“

„Nicht im mindeſten.“

„Alſo hat Mercedes Wort gehalten. O, Mercedes!“

Tolnocky bemerkte, wie ſich der Prinz bei der Nennung dieſes Namens noch mehr entfärbte und wie er mühſam gegen eine aufſteigende Erregung ankämpfte. Er ſchien dieſe dem Freunde verbergen zu wollen, denn er ſtand auf und ſchritt einmal in dem geräumigen Gemach auf und ab. Der Graf ahnte, daß er vor der Enthüllung des Räthſels ſtehe, welches die Wiener Kreiſe ſo lange beſchäftigt hatte. In ſeinen Mienen drückte ſich die höchſte Spannung aus.

Auguſtin trat an den Tiſch und füllte die Gläſer von neuem. Dann nahm er wieder ſeinen vorigen Platz ein.

„Ja, ja, mein Freund, das Schickſal iſt mitleidlos mit mir verfahren. Um einen Schlag, wie er mich getroffen, vergeſſen zu können, muß man leichtſinnig ſein oder es werden. Ich bin es nicht. Laſſen Sie mich kurz ſein, damit ich bald darüber hinwegkomme. Am Tage vor meiner Verlobung empfing ich einen Brief von meinem Bruder, dem Fürſten. Ich hatte ihm dieſelbe angezeigt und in dem Glauben, es ſei ein Glückwunſch oder vielleicht irgend eine wohlgemeinte Vorſtellung, die meinen etwas raſchen Entſchluß betreffe, ließ ich ihn uneröffnet. Erſt einen Abend ſpäter, als ich nach Abſchied von Mercedes mein Hôtel betrat, nahm ich das Schreiben mit der übrigen Poſt zur Hand. Was las ich da! Mein Bruder zeigte mir an, daß Mercedes die Tochter meines Vaters ſei.“

Der Graf fuhr unwillkürlich auf. „Ah, iſt es möglich!“

„Wie wir alle, ſo wußte auch ich von der Exiſtenz einer illegitimen Schweſter. Aber die näheren Umſtände erfuhr mein Bruder erſt kurz vor dem Ableben meines Vaters durch ihn ſelbſt, wie ihm auch bekannt war, daß Mercedes laut letztwilliger Verfügung des Verſtorbenen eine lebenslängliche, nicht unbedeutende Rente zugeſichert war. Auf das Bitterſte klagte ich mich wegen meines Verſäumniſſes an. Wenigſtens wäre dann der öffentliche Schritt nicht geſchehen, wenn auch die Wunde, welche dieſe unſelige Entdeckung meinem Herzen ſchlug, dieſelbe blieb. Stundenlanges Grübeln und Erwägen brachte mich faſt dem Wahnſinn nahe. Erſt jetzt, als ich unter den Trümmern meines Glückes ſeufzte, empfand ich, bis zu welchem Grade meine Leidenſchaft gediehen war. Einmal war ich entſchloſſen, den Frevel zu begehen, mochten ſpäter Reue, Schmerz, Verzweiflung kommen und mich zugrunde richten, was lag daran. Ich wollte das

fürchterliche Dokument, welches mir ſo grauſam meinen ſchönſten Traum zerſtörte, an der Flamme des Kamins verbrennen, fliehen mit der Angebeteten. Sie ſehen, mein Zuſtand war der eines Verwirrten. Doch da entſetzte ich mich vor mir ſelbſt. Nein, ein Wiederſehen durfte nicht mehr ſtattfinden. Zu welch' bitterm Schmerz hätte ihr nochmaliger Anblick mein reines Empfinden umgewandelt. Noch in derſelben Nacht packte ich das Nothwendigſte und floh von Wien. Keinen letzten Gruß, kein Lebewohl ſandte ich ihr. Sie empfing durch meinen Kammerdiener den verhängnißvollen Brief, unter deſſen Schluß ich wenige Worte gekritzelt hatte. Ich bat um gänzliches Schweigen. Den Winter verbrachte ich in Venedig, dann reiſte ich nach Paris. Hier allmählich gelang es mir, den Widerſtreit in meinem Innern zur Ruhe zu bringen. Die Wogen der Julirevolution riſſen auch mich mit ſich fort. Wie raſch doch lebt ſich alles aus. Auch wir müſſen uns von Zeit zu Zeit aus uns heraus erneuern, wenn wir geſund bleiben wollen. Da iſt ein ſolcher Stoß, wie ich ihn erleben mußte, die beſte Anregung. Man wird zwar arg ernüchtert, aber ſieht doch die Dinge in ihrem richtigen Lichte." Der Prinz lachte bitter auf. Es trat eine Pauſe ein.

„Sie wollen etwas von Mercedes wiſſen?" fuhr er fort. „Vor einem Jahre meldete man mir aus Rom ihren Tod."

Der Graf drückte dem Sprechenden die Hand. Die Art, wie der Prinz ihm dieſe kurzen und doch ſo inhaltsſchweren Mittheilungen machte, berührte ihn peinlich. Es war faſt, als bereite es dem noch immer Erregten eine gewiſſe düſtere Freude, die qualvollen Augenblicke noch einmal in ſchnellem Gedenken durchzukoſten.

„Sie haben mich überraſcht", ſagte er dann, „auf ſolche Enthüllungen war ich nicht vorbereitet. Doch ſeien Sie verſichert, daß ich Ihren Schmerz mitempfinde."

„Ein Theil des Trauerſpieles iſt nun zu Ende", fuhr Auguſtin von *** fort, faſt ohne auf die Worte des Freundes zu achten. „Der Schluß bleibt für mich erſpart."

„Prinz, welche Gedanken, ich erkenne Sie nicht wieder!"

„Beruhigen Sie ſich, mein Freund, es geht alles nach natürlichen Geſetzen. Es giebt eine tragiſche Schuld, nicht allein auf der Bühne, auch im Leben. Sie verlangt ihre Sühne." Er hielt wieder inne, dann richtete er ſich mit eigenthümlicher Betonung der Worte an ſein Gegenüber: „Wiſſen Sie, weßhalb ich zugrunde gehe?" Er ſchwieg einen Augenblick und ſah Tolnocky mit weitgeöffneten Augen an. „Ich vermag keine Liebe einzuflößen. Auch Mercedes hat mich nicht geliebt."

Der Angeredete lachte gezwungen. „Aber Prinz . . ."

„Nennen Sie es meinetwegen Einbildung, Graf, doch ich weiß, daß ich mich nicht täuſche. Es haftet eine Kälte an mir, die jede innige Neigung verſcheucht. Ich habe oft an Sie gedacht und Sie um Ihre heitere Lebensauffaſſung beneidet. Ich weiß es ja, unſer Glück beſtimmt allein unſer Denken. Wie viele giebt es nicht, die nur in der Einbildung glücklich ſind. Aber es giebt Naturen, die den Weg zu ihrem Glücke klar erkennen und doch nicht imſtande ſind, ihn zu betreten. Auch ich gehöre zu dieſen."

„Und das ſagen Sie, der die Herzen der Wienerinnen im Sturm für ſich gewonnen hat. Wenn Sie wüßten, wie oft Sie im geheimen der Gegenſtand eines begründeten Neides geweſen ſind, Sie würden alle Urſache haben, ſich über Ihre ſogenannte Kälte zu freuen. Aber ich ſehe wohl, Sie wollen mit aller Gewalt ein Sonderling werden. Doch wenn Sie trotzig genug ſind, den als richtig erkannten Weg zu meiden, ſo werden Sie aber wohl erlauben, daß ein Freund Sie leiſe am Arme auf denſelben führt. Sie dürfen ſich nicht länger der Geſellſchaft entziehen, Prinz. Kommen Sie nach Wien, man wird Sie dort mit offenen Armen empfangen.“

„Ihre Wiener Schönen ſind allerdings von einer Liebenswürdigkeit und Grazie, wie ſie mir nicht wieder entgegengetreten iſt. Ich geſtehe es ein. Uebrigens“, fuhr der Prinz, der dieſe Worte mit einem ruhigen Lächeln begleitet hatte, fort, „ich verpflichte Sie nicht zum Schweigen. Machen Sie, wenn Sie nach Wien zurückkehren, von meinen Mittheilungen nach Belieben Gebrauch. Es war ohnedieß nicht gut, daß die Dinge ſo lange geheim blieben. Und nun gute Nacht, Tolnocky. Hoffentlich ſehe ich Sie morgen wieder bei mir. Aachen iſt eine intereſſante Stadt, es war ſchon vor vielen Jahren mein Wunſch, ſie kennen zu lernen. Die kurze Zeit, welche mir geſtattet iſt, hier zu verweilen, möchte ich zum Beſuche der hiſtoriſchen Stätten verwenden. Sie begleiten mich doch?“

„Ich ſtelle mich ganz zu Ihrer Verfügung.“

Die beiden trennten ſich für die Nacht.

* * *

Den Morgen des darauffolgenden Tages benutzten die beiden Freunde, um die hervorragendſten Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenſchein zu nehmen. Von der Außenarchitektur des Domes war Auguſtin von *** entzückt, und doch bedauerte er es lebhaft, daß ein Bauwerk, aus dem ein ſo gewaltiges Stück Weltgeſchichte zu uns rede, ſo wenig einheitlich in die Erſcheinung trete. Die Barockarchitektur des Innern nannte er geradezu eine Verſündigung gegen den Geiſt des Ernſtes und der Würde, welcher auf dem erhabenen Gotteshauſe ruhe, die nur Ignoranz und gänzliche Verkennung der nationalen Bedeutung des Baues ſich erlauben konnte. Den Kaiſerſaal auf dem Rathhauſe, den „alterthümlichen Saal“, mußte er in einem Zuſtande gänzlicher Verwahrloſung antreffen. Er äußerte zu Tolnocky, der die Gegenſtände mehr mit dem Auge des nach maleriſchen Wirkungen ſuchenden Künſtlers als des prüfenden Gelehrten und Kunſtforſchers betrachtete, daß die Kunſtwelt es als eine Gewiſſensſache betrachten müſſe, hiſtoriſche Stätten von ſo eminenter Bedeutung der Mitwelt und der Zukunft zu erhalten und es nicht länger dulden dürfe, daß ſie, wie dies hier der Fall ſei, den materiellen Intereſſen einer engherzigen Bürgerſchaft geopfert würden. Gerade in einer Zeit, die ſo der Verweichlichung zugeneigt wäre, wie die unſerige, führte er aus, müſſe der hiſtoriſche Sinn gepflegt und alles aufgeboten werden, damit die Erinnerung an eine heldenhafte und kraftvolle Vergangenheit lebendig bliebe.

Der Nachmittag war einer Spazierfahrt durch das ebenſo romantiſche wie fruchtbare Sörsthal gewidmet, das im Schmucke ſeiner

grünen, von klaren Bächen durchrieselten Wiesen, seiner freundlichen Gehöfte und Landhäuser sich wie ein kleines Eden vor den Augen der Beschauer ausbreitete.

Der Prinz und Tolnocky ließen sich bis zum sogenannten „Landgraben" fahren, welcher die Grenze des alten Aachener Reiches bezeichnete, und genossen von hier aus den wundervollen Anblick auf Stadt und Landschaft. Links schob sich der bewaldete isolirte Bergrücken des Lousberges wie eine mächtige Dekoration vor und rechts, weit in den Hintergrund gerückt, war ein Theil der Stadt sichtbar. Er zeigte sich von einem leichten, blauen Dunst umflossen, hier und da blitzten ein Fenster, ein Metallknopf irgend eines Kirchthurmes, auf welche die Sonnenstrahlen trafen, hervor, und die wunderlichen Rathhausthürme, die Fabrikschlote, die hier und da emporschossen, gaben dem Ganzen in dieser stimmungsvollen Beleuchtung ein fast märchenhaftes Aussehen. Dicht vor den beiden aber dehnten sich die Baumwiesen und Felder mit ihren prächtigen Baumgruppen aus, dann und wann von leichten Bodenanschwellungen unterbrochen, welche sich mit dem aus Architektur und Landschaft bestehenden Prospekte zu einem Bilde von höchstem malerischem Reize vereinigten.

Es war ein wundervoller Sommernachmittag. Leuchtend und klar erschien alles in der Natur, und diese selbst athmete solche friedensvolle Ruhe, daß jedes verwundete Gemüth linden Trost in ihr finden mußte.

Der Wagen fuhr zurück und nach einer halben Stunde hielt er vor dem großen, mit einer Kuppel geschmückten Restaurationsgebäude des Belvedère, welches sich in halber Höhe des Lousberges an dessen Ostseite erhebt. Auf der Esplanade war schon die elegante Badewelt versammelt, um den Vorträgen einer vortrefflichen Musikkapelle zu lauschen, die jeden Nachmittag dort konzertirte. Die Gesellschaft saß an Tischen, Erfrischungen aller Art zu sich nehmend, und wer nicht an der Unterhaltung theilnahm, der ließ seine Blicke über das herrliche Thal schweifen, in welches wir soeben den Prinz und Tolnocky begleitet haben, oder musterte neugierig die neu Ankommenden.

Die Musik begann eben mit der Ouvertüre zum Donauweibchen, als die beiden in das komfortabel eingerichtete Etablissement eintraten. Nach einem Platze suchend, schritten sie durch die verschiedenen Tischreihen, und der hochgewachsene Mann mit seinen unregelmäßigen, unschönen Gesichtszügen erregte auch jetzt wieder die allgemeinste Aufmerksamkeit.

Bei ihrem Suchen stießen sie auf einen älteren, vornehm aussehenden Herrn, der, ein junges Mädchen am Arme führend, ebenfalls unschlüssig schien, welchen von den noch unbesetzten Plätzen er einnehmen sollte.

Der Graf zog seinen Hut und sagte: „Wie gut sich das trifft. Wenn Sie erlauben, leisten wir Ihnen und Ihrer liebenswürdigen Tochter Gesellschaft. Dann stellte er die Herrschaften vor. „Mynheer van den Weyern, Fräulein Angelika van den Weyern — Freiherr von Ramm."

Der Prinz machte eine tiefe Verbeugung, zuerst vor der jungen Dame, dann vor ihrem Vater, welch' letzterer sie nicht ohne eine ge-

wiſſe Steifheit in Ausdruck und Bewegung erwiderte. Dann ſetzte man ſich an einen der freigebliebenen Tiſche und Auguſtin von *** bemerkte, wie das junge Mädchen eine auffallende Aengſtlichkeit in ihren Blicken zeigte, als Mynheer van den Weyern einen Augenblick ſeinen Arm aus dem ihrigen löſte. Indeß verſchwand dieſelbe ſofort wieder, nachdem Tolnocky einen Stuhl hervorgerückt hatte und denſelben Angelika zum Sitzen anbot. Dieſe dankte und duldete es, daß der Graf ihre Hand erfaßte, um ihr beim Niederſitzen behilflich zu ſein.

„Welch' eine wundervolle Natur umgiebt doch das ehrwürdige Aachen", begann der Prinz die Unterhaltung, nachdem alle Platz genommen. „Die Chroniſten nennen es eine Perle unter den deutſchen Städten, gewiß mit Recht. Aber meines Erachtens verdient die Einfaſſung, welche aus der Hand der allmächtigen Weltkünſtlerin Natur hervorgegangen iſt, eine nicht minder große Beachtung, als die vielgerühmte Perle ſelbſt. Was ich während meines kurzen Hierſeins wahrnehmen konnte, läßt es mich faſt bedauern, daß die geringe Zeit, welche mir noch zur Verfügung bleibt, es nicht geſtattet, auch die übrigen Schönheiten kennen zu lernen."

„O ja, die Gegend iſt ſchön, ſehr ſchön", bemerkte in gedehntem Tone Mynheer van den Weyern, der ſich ſelbſt bei oberflächlicher Betrachtung ſofort als den Typus des richtigen Holländers mit ſeiner unerſchütterlichen Ruhe darſtellte.

Auguſtin von *** bemerkte, wie die veilchenblauen Augen Angelikas fortwährend auf ihn gerichtet waren. Der halb verſchleierte Blick berührte ihn ſeltſam, Staunen und kindliche Neugierde drückten ſich in ihm aus.

„Sie, mein Fräulein", wandte er ſich nun direkt an das junge Mädchen, „hegen gewiß ebenfalls, wie die meiſten Angehörigen ihrer Nation, eine große Verehrung für Naturſchönheiten. Jener Zug von Friſche und Kernhaftigkeit, welcher durch das Volksleben Ihres Landes geht, hat ja zum großen Theil in dieſen innigen Beziehungen zu der daſſelbe umgebenden Natur ſeinen Grund."

„Sie täuſchen ſich in mir nicht, Herr Baron. So lange ich zu denken vermag, gewährte es mir ſtets das größte Vergnügen, die Natur in allen ihren Regungen und Geſtaltungen zu beobachten."

„Dann ſind Sie gewiß gleich mir ſehr zufrieden mit dem, was die Umgebungen dieſer Stadt an landſchaftlichen Reizen bieten."

Angelika van den Weyern lächelte, und wie es dem Prinzen ſchien, hatte dieſes Lächeln etwas wehmuthvolles. Dann wandte ſie ihr Geſicht wie fragend dem Vater zu, welcher zu ihrer Rechten ſaß. Auguſtin konnte ſich dieſe Bewegungen nicht deuten, doch ſchon in demſelben Moment ſollten ihm des Mädchens eigene Worte Klarheit bringen.

„Bis jetzt hat das Schickſal mir verwehrt, mich an dem Anblick dieſer Schönheiten, welche Sie ſo zu entzücken ſcheinen, zu erfreuen. Meine Augen zeigen mir immer daſſelbe troſtloſe Bild. Eine weite graue Fläche, in die ſeit langer Zeit kein Strahl des Lichtes mehr gefallen iſt. Ich fühle und höre nur noch, was ſich um mich bewegt, ſehen kann ich es nicht."

„Wär's möglich, was Sie da ſagen", ſprach erſchreckt der Prinz. „Sie ſind alſo . ."

„Blind. Jawohl, Herr Baron. Sprechen Sie das Wort nur aus, ich kann es jetzt hören, ohne dabei zu ſchaudern. Man lernt alles ertragen, und ſeitdem ich mit meinem Leiden behaftet gehe, begreife ich erſt, wie es dem Menſchen möglich iſt, im größten Unglück ſtark zu bleiben. Die Zeit, die Zeit, ſie iſt es, die wiederum ausgleicht, was Schickſalsſtürme an unſerem Herzen verſchuldet. Nicht immer war ich ſo gefaßt wie heute. Als ich nach überſtandener Krankheit dieſes beängſtigende Flimmern in meinen Augen merkte, als alles, was ich ſah, eine kalte, graue Farbe annahm und die Gegenſtände in ihren Umriſſen mir verſchwommen erſchienen, als es vor mir immer mehr dämmerte und endlich ganz dunkelte, was habe ich da gelitten, wie habe ich da gerungen mit dem Dämon, der meine Seele umklammert hielt. Ich, die ſich an jedem Thautropfen erfreute, der im Blumenkelch erglänzte, die ſo gern und ſo oft ihr Auge auf den ſonnenerhellten Fluren ruhen ließ und jeden Schimmer des großen Himmelslichtes mit inniger Freude begrüßte, ich ſollte nun die freundliche Helle des Tages entbehren, ich war nun dazu verurtheilt für lange Zeit, vielleicht für immer in Nacht und Dunkel einherzuwandeln. O, es war ſchrecklich. Doch bald verſöhnte ich mich wieder mit dem Schickſal. Hatte es mir ja doch nicht alles geraubt. Mir blieb ja noch der Geſang der Vögel, ich hörte noch das Rauſchen des Windes; im Walde, wohin man mich führte, vernahm ich das Liſpeln der Bäume und das Plätſchern des Baches. Und dazu ſchuf mir die Phantaſie Bilder, viel ſchöner als ſie in Wirklichkeit waren. Ja, eine innere Welt that ſich mir auf, von welcher ich vorher keine Ahnung hatte. Alles Schöne und Große, von dem ich gehört und geleſen, es trat mir wieder in die Erinnerung, ich fühlte zum erſten Male, welchen Werth das Leben erſt gewinnt, wenn man es mit Ernſt prüft und ſich ſtets beſtrebt, ſein ganzes Handeln an edlen Beiſpielen zu meſſen. Sehen Sie, zu ſolcher Einſicht bin ich gekommen, und ich betrachte dies als einen großen Gewinn. Ich wäre ſicher noch wie ein unvernünftiges Kind, das von der Welt eben nichts weiter verſteht, als daß ſie da iſt, um uns recht viel Angenehmes zu bereiten, hätten mir meine Leiden nicht erſt Gelegenheit gegeben, über den höheren Zweck unſeres Daſeins nachzudenken. Ja, ich bin recht vernünftig geworden. Nicht wahr, Papa?"

Mynheer van den Weyern lächelte. „Ja, die reine Philoſophie biſt Du geworden."

Tolnocky ſagte: „Ich fürchte nur, daß Sie wieder zu Ihren natürlichen Anſchauungen zurückkehren, wenn Ihnen, was hoffentlich bald der Fall ſein wird, die Sehkraft wiedergegeben wird. Sie können nun einmal nicht leugnen, daß Sie das reine Naturkind ſind, Fräulein Angelika, und als ſolches muß es nothwendig Ihrem Charakter widerſtreben, an der Löſung metaphyſiſcher Probleme Zeit und Mühe zu verſchwenden."

„Ach ja, die Sehkraft, wie verlange ich wieder nach ihrem Beſitz. Der Doktor hat geſagt, daß etwa nach Verlauf von acht Wochen die Operation ſtattfinden könne. Ich zähle die Tage bis dahin. Der

gute Doktor, ich habe ein großes, ein ſehr großes Vertrauen zu ihm, und der Gedanke, daß ſein Unternehmen nicht den gewünſchten Erfolg haben könne, iſt mir noch nicht gekommen. Es ſind ſo viele, die ihm das Licht der Augen wieder zu verdanken haben."

Der Prinz empfand eine tiefe Rührung für das ſchöne Mädchen, das ſo vertrauensvoll und doch, wer wußte es, vielleicht umſonſt auf die Kunſt des Arztes hoffte. Er ergriff die zarte, zierlich geformte Hand Angelikas, welche auf dem Tiſche ruhte und ſagte: „Seien Sie überzeugt, mein Fräulein, daß ich den höchſten Antheil an Ihrem gewiß harten und unverdienten Geſchicke nehme und daß die Botſchaft Ihrer Geneſung mich zur größten Freude ſtimmen wird."

Auguſtin von *** ſprach dieſe Worte mit einer ſolchen Wärme, daß Angelika innerlich tief davon berührt wurde. Nicht die ausgedrückten Empfindungen aufrichtigen Mitgefühls bei einem ihr völlig fernſtehenden Manne, etwas anderes in Ton und Stimme war es, das ſie plötzlich eine große Hochachtung vor dem Fremden empfinden ließ. Sie fühlte, wie ihre vorige Unbefangenheit ihm gegenüber ſchwand und eine leichte Röthe ihr Geſicht überzog, indem ſie einige Worte des Dankes erwiderte.

Die Unterhaltung nahm eine andere Wendung und drehte ſich um die verſchiedenſten Dinge. Tolnocky war ſehr aufgeräumt und erzählte mit vielem Humor ein Reiſeabenteuer, welches er vor ſeinem Eintreffen in Aachen erlebt hatte.

Mynheer van den Weyern und auch Angelika lachten herzlich über die ſcherzhaften Einfälle, mit welchen der Graf, der, in welcher Umgebung er ſich auch befinden mochte, ſich ſtets als ein liebenswürdiger Geſellſchafter erwies, ſeinen Vortrag würzte, während der Prinz immer ſchweigſamer wurde. Häufig trafen ſeine Blicke das junge Mädchen, deſſen Schickſal ſeine Gedanken beſchäftigten. Es lag etwas heldenhaftes in der Art und Weiſe, wie ſich dieſes ſchöne Kind ſeine Selbſtſtändigkeit erſtritten hatte. Ohne Zweifel hob dieſe ernſte Lebensauffaſſung, zu welcher ſie ſich ſoeben bekannt hatte, ſie weit über die flache Stufe jener glücklichen Vertrauensſeligkeit, auf welcher die Mehrzahl ihres Geſchlechtes und Alters ſtand, und doch hatte ihr ganzes Denken und Empfinden nichts von der Naivetät des Naturkindes eingebüßt. Ihr ganzes Sehnen ging dahin, wieder in den Beſitz ihres Augenlichtes zu gelangen, ihre Bruſt war mit frohen Hoffnungen erfüllt, ſie ſagte es ja ſelbſt, daß ihr jeder Gedanke an ein Mißlingen der Operation fern liege. Und wer wußte es, vielleicht mußte ſie, die ſchon ſo vieles erkämpft hatte, noch weiter kämpfen, kämpfen bis zur endlichen Reſignation, die ſie nur noch mit Wehmuth ihrer früheren Hoffnungen ſich erinnern und ſie nicht einmal mehr Bitterkeit empfinden ließ beim Gedenken ihres harten Looſes. Trübe Ahnungen beſchlichen Auguſtins Gemüth. Wie wenig Fortſchritte hatte die Ophthalmologie ſeit den letzten Jahren gemacht, wie oft hatte Unwiſſenheit quakſalbernder Chirurgen erhöhte Leiden an Stelle von Erlöſung gebracht. Er hatte in Paris von einem berühmten Augenarzte gehört, der den wiſſenſchaftlichen Nachweis erbracht hatte, daß die Urſachen des grauen Stars völlig andere ſeien als diejenigen, welche die Medizin bisher angenommen habe. Er nahm ſich vor,

dieſe Nachricht jedenfalls nicht vor Angelikas Vater zu verſchweigen, für den es eine große Beruhigung ſein müſſe, dieſen Mann der Wiſſenſchaft konſultirt zu haben, ehe die Operation ſtattfinde.

Das Konzert war zu Ende und der größte Theil der Anweſenden verließ den Platz, um ſich theils zu Wagen, theils zu Fuß zurück zur Stadt zu begeben. Auch die kleine Geſellſchaft, mit welcher wir den Leſer bekannt gemacht haben, erhob ſich. Galant legte Tolnocky Angelika das weiße Spitzentuch um die Schultern und reichte ihr Sonnenſchirm und Handſchuhe. Dann nahm er mit der Vertraulichkeit eines guten Bekannten ihren Arm in den ſeinigen und ſchritt vorauf, während der Prinz und Mynheer van den Weyern dem Paare folgten. Sie wählten den Weg durch die ſchattigen Promenaden bis zum Adalbertsthor an der alten Stadtmauer vorbei, und Auguſtin von ***, obſchon in ein Geſpräch über die holländiſche Kunſt vertieft, verwandte kein Auge von Angelika. Ihre mittelgroße Figur war vom vollſten Ebenmaß. Sie trug ein roſarothes, zierlich geblumtes Muſſelinkleid, und unter dem gelben Strohhut war noch ein Theil ihres wundervollen, blondgelockten Haares ſichtbar. Sie konnte kaum zwanzig Jahre zählen. So ſchritt ſie dahin am Arme des ſtattlichen Grafen, ein Bild jugendlicher Anmuth und Friſche, in völliger Vergeſſenheit ihres Leidens, Scherz mit Scherz erwidernd. Auguſtin fühlte, wie ſein Intereſſe für das Mädchen wuchs, ein Intereſſe, welches ſich zuſammenſetzte aus Bewunderung und Mitleid.

Vor dem Hauſe Mynheer van den Weyerns, welches auf dem Graben in der Nähe des Theaters lag, verabſchiedete man ſich.

„Alſo ich habe morgen Vormittag die Ehre, Herr Baron?“ fragte der alte Herr, dem Prinzen die Hand ſchüttelnd.

„Gerne mache ich von Ihrer liebenswürdigen Einladung Gebrauch.“ Dann ſich zu Angelika wendend, fragte er: „Darf ich hoffen, daß auch Ihnen, mein Fräulein, mein Beſuch willkommen ſein wird?“

„O, ich freue mich aufrichtig, mein Herr, daß uns ſchon ſo bald wieder das Vergnügen Ihrer angenehmen Geſellſchaft zutheil wird. Seien Sie davon überzeugt.“ Hierauf reichte ſie dem Fragenden unbefangen die Hand und ließ ſich dann von ihrem Vater die Stufen hinaufführen. Der Prinz nahm die Einladung Tolnockys, in deſſen Hôtel zu ſoupiren, an. Bei Tiſche vernahm er dann näheres über die Art und Weiſe, in der ſich die Bekanntſchaft des Grafen mit van den Weyern, der als wohlbeſtellter Millionär galt, angeknüpft hatte. „Ein Verwandter van den Weyerns, den ich bei meinem Münchener Aufenthalte kennen und als Künſtler ſowohl wie als Menſch ſchätzen gelernt“, erzählte der Graf, „führte mich in dieſe höchſt liebenswürdige Familie ein. Es mögen ſeit ſeiner Abreiſe von hier etwa vier Wochen vergangen ſein. Er hat, wie er mir ſagte, in der Kaſſeler Galerie mehrere Reſtaurationsarbeiten vorzunehmen, die ihn bis zum Winter beſchäftigen. Wie geſagt, ein tüchtiger Menſch. Seit meinem erſten Bekanntwerden mit van den Weyern habe ich faſt täglich mit letzterem verkehrt. Er hat einige Bildung, doch ſind ſeine Anſichten von der Einſeitigkeit, wie ſie die meiſten ſeiner Landsleute charakteriſirt. Seine kleine Galerie iſt höchſt ſehenswerth. Sie werden erſtaunt ſein, Prinz. Adrian van Oſtade, Franz Hals, Peter de Hoogh,

ein muthmaßlicher Rembrandt u. ſ. w. Angelika iſt, wie Sie ſehen, ein reizendes Geſchöpf. Schade, daß ihr Zuſtand eine tiefere Annäherung unmöglich macht."

Die letzten Worte riefen bei dem Prinzen eine innerliche Entrüſtung hervor. Sie verſchafften ihm die Ueberzeugung, daß die Aufmerkſamkeiten Tolnockys gegen Angelika keineswegs, wie er anfangs geglaubt hatte, aus Theilnahme für die wahrhaft Bedauernswerthe entſprangen, ſondern auf Rechnung ſeiner Eigenliebe zu ſetzen waren, die durch den ungezwungenen Verkehr mit einer jungen Dame, welcher die öffentliche Aufmerkſamkeit galt, befriedigt werden mußte.

Tolnocky war ein Phraſenmenſch; chevaleresk allerdings in ſeinen Manieren, aber nicht in ſeinem Denken. Schon hatte Auguſtin von *** die Frage auf den Lippen: „Wie ſtehen Sie zu Angelika". Aber die Aeußerung des Grafen machte ſie unnöthig, er wußte genug. Doch fühlte er gleichzeitig, daß ſie ihn beunruhigt haben würde, wenn ſie weniger gleichgiltig geweſen wäre.

Die Unterhaltung gerieth oft ins Stocken. Beide fühlten, daß die Wärme ihrer Freundſchaft in den Jahren der Entfernung voneinander abgenommen hatte. Beſonders der Prinz empfand dieſes lebhaft. Er fand Tolnocky ſehr verändert, vieles unzarte in ſeinem Weſen, das er früher überſehen, berührte ihn jetzt unangenehm. Sein Mangel an feſtem Charakter trat jetzt mehr denn je zutage, und es ſchien dem Prinzen unmöglich, ihm das ehemalige Vertrauen auch noch jetzt entgegenbringen zu können. Früh trennten ſie ſich.

Als Auguſtin auf ſeinem Zimmer angelangt war, verfiel er in tiefes Nachdenken. Eine ſeltſame Unruhe erfaßte ihn. Der Anblick Angelikas hatte ihn weich geſtimmt, ihre Zartheit und Natürlichkeit ihn wohlthuend berührt. Das Wenige, was ſie zu ihm geſprochen, klang noch immer in ihm nach, ungemein lieblich war der Ton ihrer Stimme. Warum mußte das arme Kind ſo leiden? Aber es litt ja nicht. Hatte es nicht gelernt, ſein Uebel geduldig zu ertragen, hatte es nicht noch heute geſcherzt und gelacht an der Seite des galanten Grafen, deſſen glänzende Außenſeiten das Mädchen ſicherlich bald beſtechen würden? Welches Weib bliebe denn kalt bei den Schmeicheleien eines ſchönen Mannes. Und Tolnocky? Wer bürgte ihm denn dafür, daß deſſen geäußerte Gleichgiltigkeit nicht dennoch eine geheuchelte war. Angelika war die Erbin einer Million, und des Grafen Achtung vor ſeinem Stammbaum konnte unmöglich ſo groß ſein, daß er um deſſen Reinerhaltung willen die Ehe mit einer bürgerlichen Kaufmannstochter, die ihm ſo bedeutende pekuniäre Vortheile verſprach, ausſchlagen würde. Und wenn es ſich darum gehandelt hätte, Vorurtheile adelsſtolzer Verwandten zu widerlegen, ſo hätte ſich ja nöthigenfalls beweiſen laſſen, daß das holländiſche „van" und das deutſche „von" identiſch ſeien. Aber Tolnocky hatte nach keinen Verwandten zu fragen, und ſo wie der Prinz ihn kannte, würde er ſich auch im entgegengeſetzten Falle um keinen Einſpruch gekümmert haben.

Einen Augenblick ſchon hielt ſich Auguſtin von *** davon überzeugt, daß ſeine Vermuthungen die richtigen ſeien. Ein gewiſſer Stolz mochte den Grafen vorderhand noch abhalten, die Wahrheit zu bekennen. Vielleicht liebte er Angelika nicht einmal, und das liebens-

würdige Geschöpf ging an der Kälte und Herzlosigkeit dieses unbeständigen Mannes zugrunde. War es da nicht seine Pflicht, sie zu warnen vor Tolnocky, ihr zu entdecken, daß er seiner ganzen Natur nach sich niemals in ein Familienleben finden werde, wie sie es gewiß ersehne, ein Zusammenleben, sich gründend auf gegenseitige Achtung und Liebe! Ach, wozu das alles, wozu! Hatte er nicht oft genug einsehen müssen, daß es thöricht sei, den Lauf des Schicksals hemmen zu wollen, daß jedem sein Geschick vorgezeichnet sei, das ihn entweder auf die Bahn des Glücks oder des Unglücks führe. Nein, er wollte Angelika nicht mehr wiedersehen, auch Tolnocky nicht. Mochten sie ein Paar werden oder nicht, was kümmerte es ihn. Nur fort aus ihrer Nähe, fort aus der Stadt; er fühlte wieder den alten Schmerz erwachen, und nur ein Mittel gab es, ihm zu entrinnen: das blinde Mädchen fliehen, das ihm die Seele erschüttert hatte.

Er sprang auf von dem Fauteuil, in welchem er eine Zeit lang geruht, und schritt erregt im Zimmer auf und ab. Da erblickte er auf dem Tische den an seinen Verwalter gerichteten Brief. Der Mann war in der letzten Zeit häufig mit Krankheiten geplagt und außerstande, sein Amt mit der erforderlichen Umsicht zu versehen. Der Prinz hatte schon oft daran gedacht, den Beamten, welcher sich in seinen gesunden Tagen als ein pflichtgetreuer Diener erwiesen hatte, mit einer ausreichenden Pension zu entlassen, und es war sein Vorsatz, diese Angelegenheit bei seiner Ankunft sofort zu ordnen. Er prüfte noch einmal die Adresse des Briefes, welchen er in der Hand hielt, und ein Zug von großer Unentschlossenheit malte sich in seinem Gesicht. Seine Gedanken schweiften wieder zurück zu Angelika, er konnte den rührenden, unschuldsvollen Blick, mit welchem sie ihn zum ersten Male betrachtet hatte, nicht vergessen. Er mußte sie noch einmal sehen, wäre es auch nur, um ihn sein Alleinsein doppelt schmerzlich empfinden zu lassen.

* * *

Die Aufnahme, welche der Prinz am andern Tage im Hause Mynheer van den Weyerns fand, war eine überaus herzliche. Der Hausherr empfing ihn in einem, mit kleinen Kunstwerken und überseeischen Raritäten reich ausstaffirten Gemach, welches mit seinem kostbaren geschnitzten Mobiliar, das, seiner Form nach zu urtheilen, wohl schon mehrere Generationen der Familie zum Gebrauche gedient haben mochte, einen sehr anheimelnden Eindruck machte. Anheimelnd waren auch die übrigen Räume des nicht großen, aber geschmackvoll eingerichteten Hauses. Ueberall sah man mehr oder minder werthvolle Gegenstände der Kunst oder des Kunstgewerbes aufgestellt, welche man theils aus Pietät gegen Familienmitglieder, deren Besitze sie entstammten, theils aus wirklichem Kunstinteresse aufbewahrte. Dabei herrschte überall die peinlichste Reinlichkeit, die ja ein hervortretender Grundzug in allen hauswirthschaftlichen Dingen der Holländer bildet und von welcher der Gast um so wohlthuender berührt wurde, als er sie auf Angelikas Sorgfalt zurückführen zu müssen glaubte, die, wie er soeben durch den Mund ihres Vaters vernommen hatte, trotz ihres Leidens dem Hauswesen vorstand.

Der größte Stolz des jovialen Herrn van den Weyern war jedoch ſeine Bilderſammlung, welche ſich im erſten Stockwerke befand. Dorthin führte er nun ſeinen Beſuch. Es war ein ziemlich geräumiger Saal, der die ganze Front des Hauſes einnahm, in welchem ſich der Prinz nun befand. Ehe er jedoch den einzelnen Kunſtwerken ſeine Aufmerkſamkeit zuwandte, lag ihm die angenehme Pflicht ob, Angelika begrüßen zu müſſen, die ſoeben in einer Nebenthür erſchien. Bei ihrem Anblick wurde er von neuem ſeltſam tief ergriffen, traumhaft ſchön erſchien ſie ihm, und einen Augenblick ſtarrte er ſie wie verloren an, ohne den Gruß, den er auf den Lippen hatte, ausſprechen zu können.

Angelika kam ihm zuvor. Mit einer Sicherheit der Bewegungen, die ihre Krankheit keineswegs verrieth, trat ſie auf ihn zu und ſagte: „Wie freue ich mich, daß Sie Ihr Wort gehalten haben. Sie ſind mir jetzt nicht mehr ſo fremd, wie Sie vielleicht vermuthen. Der Herr Graf hat mir geſtern auf dem Heimwege ſo vieles von Ihnen erzählt, daß ich Sie bereits in die Reihe meiner guten Bekannten einfügen darf.“

„Ich würde glücklich ſein, wenn ich mich als ſolcher auch gleichzeitig Ihrer Sympathie erfreuen dürfte“, entgegnete der Prinz, die dargebotene Hand erfaſſend und leiſe drückend.

„Wie ſoll ich Ihnen dieſe verſagen können. Vielleicht bedurfte es noch nicht einmal der Schilderung Ihres Freundes, um Ihnen eine ſolche entgegenzubringen.“

„Mein Fräulein . . .“

„Nun, was ſagen Sie zu unſeren kleinen Schätzen“, fuhr Angelika fort, als Mynheer van den Weyern noch immer ſchwieg und ſeine Augen mit erſichtlichem Wohlgefallen auf ſeiner Tochter ruhen ließ, die in ihrem hellen Morgengewande ungemein liebreizend erſchien. „Bitte, prüfen Sie, Herr Baron. Sehen Sie dort links in der Ecke dieſer Peter de Hoogh iſt mein Lieblingsſtück. Der Meiſter muß doch etwas von einem Poeten in ſich verſpürt haben, ſonſt würde er meiner Anſicht nach nicht auf dieſes romantiſche Motiv verfallen ſein.“

Der Prinz ſah zu und erblickte eine von der Abendſonne beleuchtete Kloſterruine, aus deren Dunkel die Geſtalt eines weißgekleideten Mönchs wirkungsvoll hervortrat. Auf dem Ganzen ruhte allerdings eine weiche, träumeriſche Stimmung, wie ſie nur wenigen Werken der holländiſchen Landſchaftsmalerei eigen zu ſein pflegt.

Dann fuhr man in der Beſichtigung der Sammlung fort, die in der That mehrere Meiſterſtücke aufzuweiſen hatte. Von Angelika erfuhr Auguſtin, daß dieſelbe zum größten Theil ererbt ſei, doch habe der Vater ebenfalls nicht geſcheut, größere Summen auf den Ankauf von neuen Bildern zu verwenden. In den einzelnen Malerbiographien wußte das Mädchen vorzüglich Beſcheid und die Details, welche es vorbrachte, gewannen für den Prinzen ein um ſo größeres Intereſſe, als er ſie aus dem Munde einer ſolch' ſympathiſchen Erſcheinung zu hören bekam.

Man ſtieg wieder hinunter in das Wohnzimmer, und ein alter Diener ſervirte einen feinen Morgenwein. Als man Platz genommen, fragte Angelika: „Nun und wie denken Sie im allgemeinen über die

holländiſche Malerkunſt? Bei Ihren umfaſſenden Studien ſind Sie gewiß ſchon zu einem abſchließenden Urtheil über dieſelbe gekommen."

„Mein Fräulein, auf dieſe offene Frage, eine offene Antwort", erwiderte der Prinz. „Was Naturmalerei anbelangt, das heißt die künſtleriſche Wiedergabe einer ſie umgebenden Wirklichkeit, ſtehen die alten Holländer unbeſtritten auf einer bisher unerreichten Höhe. Sie waren Meiſter der Form, aber nicht des Gedankens, die reine Technik ſtellten ſie über alles, und jeder Gegenſtand, ob ſchön, ob häßlich, war ihnen willkommen, wenn er ihnen nur Gelegenheit gab, ihre ohne Zweifel oft auf dem Wege der Empirie erworbenen techniſchen Fertigkeiten an demſelben zu erproben. Ein ſelbſt ſchöpferiſches Genie war den holländiſchen Meiſtern in den meiſten Fällen verſagt und meines Erachtens verdienen ſie mehr den Namen vorzüglich geſchulter Kopiſten als ſelbſtſtändiger Künſtler, die ſich zur Verwirklichung eigener Ideen gedrungen fühlten." Er hielt inne und blickte zu Angelika hinüber, welche am geöffneten, rebenumſponnenen Fenſter ſaß, durch das ein lauer Wind in das Zimmer drang, der ſein Spiel mit ihren goldenen Löckchen trieb. Er ſah, wie ihr Kinderblick fragend auf ihn gerichtet war, ſie hatte mit etwas vorgebeugtem Kopfe aufmerkſam zugehört und ſchien mit Spannung das Weitere ſeiner Erklärungen zu erwarten.

Mynheer van den Weyern war auf dem ſammetgepolſterten Sopha mehrere Male hin- und hergerückt. Die Anſichten, welche er ſoeben entwickeln hörte, waren ihm neu und den ſeinigen ziemlich entgegengeſetzt. Dieſe Wahrnehmung hatte den alten Herrn in eine gewiſſe Unruhe verſetzt, die ſich ebenfalls durch ein häufiges Zupfen an ſeiner weißen Halsbinde kundgab.

Da keiner ſeiner Zuhörer etwas erwiderte, fuhr Auguſtin von *** fort. „Die holländiſche Schule war es", ſagte er, „welche zu allen Zeiten unbedingte Naturwahrheit, unbekümmert um das Schöne oder Häßliche, anſtrebte und allerdings aus dieſem Grunde auch wie keine zweite unter den nationalen Künſten den Geiſt, den Charakter des Volkes, welchem ſie entſtammt, abgeſpiegelt hat. Während die vlämiſche Kunſt ſich unter dem zeitweiligen Einfluß italieniſcher Vorbilder entwickelte und mehr oder weniger ſchönen Formen huldigte, finden wir bei den Holländern, wie Sie zugeben müſſen, hiervon keine oder doch nur geringe Spuren. Sie griffen einfach hinein „ins volle Menſchenleben" und ſchilderten uns daſſelbe in ſeiner nackten, ungeſchminkten Wahrheit. Dieſe Verzichtleiſtung auf ſchöne Formen, dieſes tiefe Eingehen auf alles charakteriſtiſche und äußerliche finden wir bei den Porträts eines Rembrandt, den Genrebildern eines Jan Steen ſowohl als bei den Landſchaften eines Ruysdael. Sogar dieſer letztere Künſtler, in deſſen herrlichen Werken wir ſo vielem Stimmungsvollen, ſo vieler echter Naturpoeſie begegnen, that bei ſeinen Schöpfungen nichts eigenes hinzu, er gab nur das, was er ſah und wie er dieſes ſah. Bei der Porträtmalerei mußte dieſe, auf völligen Realismus abzielende Tendenz allerdings zu außerordentlich günſtigen Reſultaten führen, und die Urſache, warum uns die köſtlichen Werke eines Rembrandt, Engelbrechtſen und Kornelis de Vos ſo ſehr anmuthen, iſt in der ſtrengen Individualiſirung des Objekts zu ſuchen,

die ſich frei von allen Willkürlichkeiten hielt und nur auf eine treue Wiedergabe des natürlichen Bildes bedacht war.“ Er hatte ſich in eine gewiſſe Erregung hineingeſprochen und leerte ſein Glas in einem Zuge.

Angelika war überraſcht von der Schärfe dieſes Urtheils, welches ſie nicht zu widerlegen vermochte. Es war das erſte Mal, daß das junge Mädchen die Kunſt ihres Vaterlandes in ſo knappen Zügen charakteriſiren hörte. Was ſie ſoeben vernommen, hatte ſie in gewiſſem Sinne ernüchtert, denn bis zu dieſer Stunde hatte ſie die Anſicht des Vaters getheilt, der die holländiſche Malerei überhaupt an die Spitze aller Kunſt ſtellte, bei dieſer Beurtheilung aber mehr konventionellen Anſchauungen als eigenem Nachdenken huldigte. Jetzt aber ſah ſie ein, daß ſie die Werke jener Meiſter doch zu ſehr überſchätzt hatte, und der Prinz empfand keine geringe Genugthuung, als er ſie in dieſem Sinne ſich äußern hörte.

Mynheer van den Weyern jedoch war ziemlich verblüfft über das Urtheil. Vergebens ſuchte er nach Argumenten, mit denen er darlegen wollte, daß das Prinzip der holländiſchen Kunſt das allein richtige ſei. Doch mußte er ſich ſchließlich damit begnügen, ſeinem Gaſte zu erwidern, daß dieſer in mancher Beziehung allerdings Recht habe.

Nachdem eine kurze Pauſe in der Unterhaltung eingetreten war, fragte Angelika: „Sie haben alſo wirklich die Abſicht, ſchon ſo bald Aachen zu verlaſſen?“

Es lag in der Frage nichts auffallendes, ſie war nach den Umſtänden eine ganz natürliche, und doch ſchien es dem Prinzen, als ob ſie mit einer gewiſſen Befangenheit geſprochen worden wäre. Aber er mußte ſich geſtehen, daß er ſelbſt nicht mehr unbefangen ſei, ſchon mehrere Male hatte ihre Gegenwart ihn um ſeine Faſſung gebracht. Ihre Augen, die doch ſein Bild nicht ſehen konnten, waren faſt beſtändig auf ihn gerichtet, er vergaß es, daß ſie vom Schleier der Blindheit umhüllt waren, er fühlte nur die eigenthümliche Wärme, welche dieſe herrlichen, ſeelenvollen Augen ausſtrahlten, die ihn wonnig und ſchmerzlich zugleich berührte.

Schnell erwiderte er: „Nein, nein, mein Fräulein, ich habe über Nacht doch den Entſchluß gefaßt, meinen Aufenthalt in hieſiger Stadt noch für mehrere Wochen zu verlängern. Ich finde hier ſo manches, das mich lebhaft anzieht. Von meinem Verwalter erwarte ich brieflich Nachricht über den Stand meiner Angelegenheiten.“

Indem der Prinz dieſe Worte ſprach, hatte er Angelika ſcharf angeſehen und glaubte zu bemerken, wie ihr Geſicht von einer feinen Röthe angehaucht wurde, die aber alsbald wieder verſchwand. Eine gleiche Veränderung ging am Tage vorher in ihren Zügen vor, nachdem er ihre Hand erfaßt und einige Worte der Theilnahme geäußert hatte. Waren das wirklich Anzeichen eines tieferen Intereſſes, ſollte er mehr als einen nur flüchtigen Eindruck auf ſie gemacht haben. In dem Augenblicke, als ihm der Gedanke kam, wünſchte er auch ſchon, daß es ſo ſein möchte. Aber er mußte ihn wieder verwerfen, es war Thorheit, das zu denken. Begegnete Angelika nicht jedem mit Zuvorkommenheit, drängte ſie nicht ihr heiterer, liebenswürdiger Charakter dazu, allen, die ſich ihr nahten, freundliche Worte zu ſpenden! Wie

ſollte er da in ihrer ganzen Haltung ihm gegenüber mehr als die Zeichen freundſchaftlicher Geſinnung erkennen dürfen. Aber war es nicht ſchon ein großer Gewinn, die Freundſchaft einer ſo edlen und reinen Mädchennatur errungen zu haben, einem ſolch' frauenhaft-zarten, lieblichen Geſchöpf mehr zu ſein als das, was man für gewöhnlich einen „guten Bekannten" nennt! Ja, ja, er wollte bleiben, ſo lange wie möglich ſich dem Zauber, den ihr ganzes Weſen in ſeiner Friſche und Jugendlichkeit auf ihn ausübte, gefangen geben. Bis auf den Grund ihrer ſchönen, unentweihten Seele wollte er ſchauen, die ſeinige vor ihr öffnen, vielleicht, daß ſie ihn verſtand. Dann hatte er ja auch ihre Freundſchaft, ihre Achtung, die er mit ſich nehmen wollte als Troſt, für bittere, ſchwere Stunden, die ihm noch etwa aufgeſpart ſein ſollten.

Seltſam durchſchauerte es den hochgewachſenen Mann, als er ſich erhob, um ſich zu verabſchieden.

Angelika ſagte als Erwiderung auf des Prinzen Worte: „O, das iſt hübſch von Ihnen. Hoffentlich werden wir dann während dieſer Zeit das Vergnügen haben, Sie noch recht oft in unſerm Hauſe zu ſehen."

„Ja, wir müſſen noch einmal über die Kunſt ſprechen, Herr Baron", fiel Mynheer van den Weyern dazwiſchen. „Sie haben mich da auf ſonderbare Gedanken gebracht. Alſo kommen Sie, ſo oft es Ihnen beliebt. Ihr Beſuch wird uns ſtets angenehm ſein."

Nach der Herrlichkeit des Empfanges, welcher ihm zutheil geworden war, hatte der Prinz keine Urſache, die Verſicherung ſeines freundlichen Wirthes nur als eine Form der Höflichkeit zu betrachten, aus allem hatte er die Gewißheit gewonnen, daß er auch in der Folge die gleiche Zuvorkommenheit zu erwarten habe. Dieſe Wahrnehmung ſtimmte ihn zur Freude, ein Gefühl des Glücks erwachte in ihm und erfüllte ihn mit neuer Hoffnung.

Sich zu Angelika wendend, die ſich an ihren Vater ſchmiegte, ſagte er heitern Tones: „Ich freue mich nun umſomehr über die Aenderung meines Entſchluſſes, als mir heute ſo angenehme und genußreiche Stunden in Ausſicht geſtellt worden ſind." Er ergriff ihre Hand und blickte in ihre Augen. Wie war es doch nur möglich, daß dieſe nichts mehr unterſcheiden konnten, ſie, die ihn ſo voll und ruhig anſahen. Von neuem erfaßte ihn die Rührung, welche er geſtern bei ihrem Anblick empfunden. Er hätte ſie in ſeine Arme ſchließen und einen Kuß auf dieſe weiße Stirn drücken mögen. Aber er beherrſchte ſich. Zum zweiten Male drückte er die kleine Hand, die unmerklich in der ſeinigen zitterte, und gerade als ob Angelika etwas von ſeinem Gedankengange errathen habe, ſenkte ſie nun die Wimpern und wandte ihr Köpfchen verlegen zur Seite.

* * *

Am Abende deſſelben Tages traf der Prinz wieder mit dem Grafen zuſammen, der nicht wenig über die Mittheilung ſeines fürſtlichen Freundes, Aachen noch nicht verlaſſen zu wollen, erſtaunt war. Er glaubte den Beweggrund zu dieſem Entſchluſſe ſchon halb errathen zu haben und hielt ſich umſomehr von der Richtigkeit ſeiner Vermuthung überzeugt, als der Prinz erklärte, daß es ſeine Abſicht ſei, ſein

Inkognito zu brechen. Auch erſuchte er Tolnocky, im Falle dieſer noch vor ihm der Familie van den Weyern einen Beſuch abzuſtatten gedenke, dort des Prinzen wahren Namen und Stand zu enthüllen. Der Graf hatte zu alledem gelächelt und konnte ſich nicht enthalten, zu bemerken: „Prinz, Prinz, nehmen Sie ſich in Acht. Was wird man in Wien ſagen, wenn man Sie hier den Weg zur Liebe wandeln ſieht.“

„Und was wird man in Wien ſagen“, hatte er geantwortet, „wenn man Sie hier ein Gleiches thun ſieht.“

„Bah, das iſt ein großer Irrthum.“

Das Lachen, mit welchem der Kavalier dieſe Worte begleitete, hatte für den Prinzen etwas beleidigendes.

Der geäußerten Bitte hatte Graf Ladislaus, ſo raſch es ihm möglich war, entſprochen; denn es gehörte zu ſeinen Paſſionen, Bekannten Ueberraſchungen zu bereiten, wo er nur konnte, und eine Ueberraſchung mußte die Namensenthüllung des Prinzen für Mynheer van den Weyern und ſeine Tochter doch jedenfalls ſein, die umſomehr wirken würde, als ja ſchon ein ziemlich intimer Verkehr voraufgegangen war.

Schon am nächſtfolgenden Tage erhielt der Prinz von Herrn van den Weyern eine ſchriftliche Einladung zum Souper. Auf der Adreſſe fehlte die Bezeichnung „Sr. Durchlaucht“ nicht. Er konnte nicht umhin, über den Eifer ſeines Freundes zu lächeln.

Am darauffolgenden Abende fand er ſich zur feſtgeſetzten Stunde in dem gaſtlichen Hauſe, in welches er gebeten, ein. Es war ihm lieb, zu bemerken, daß in dem Benehmen gegen ihn keine Aenderung eingetreten war, es trug wie vorher den Charakter äußerſter Zuvorkommenheit, nur daß Vater und Tochter ihn jetzt mit dem ihm gebührenden Titel anredeten. Tolnocky hatte ſich ſchon kurz vorher eingefunden, und die heitere Stimmung, in welcher ſich Angelika befand, war gewiß auf die Späße des redegewandten Grafen zurückzuführen, mit welchen dieſer immer zur Hand war, wenn die Umſtände es erlaubten.

Man ſetzte ſich zu Tiſche; Hendrik, der alte Diener, reichte die Speiſen umher. Tolnocky bediente mit großer Aufmerkſamkeit Angelika. Er war es hauptſächlich, der die Konverſation anfänglich in Fluß erhielt, dabei geſchah es oft, daß ihm Trivialitäten entſchlüpften, welche regelmäßig den Spott ſeiner Nachbarin herausforderten, der es erſichtlich ein nicht geringes Vergnügen bereitete, dem Wortſchwalle des Lebemannes mit einer ſcharfen Kritik zu begegnen.

Der Raum, in welchem man ſich befand, war ein mäßig großer; es war derſelbe, in dem einige Tage vorher ſich der Prinz mit ſo großer Offenheit über die holländiſche Kunſt ausgeſprochen hatte. Die Ausſtattung war koſtbar und vornehm. Ein weicher Brüſſeler Teppich bedeckte den Fußboden, das große Gartenfenſter war mit geſchmackvoll drapirtem Damaſt verhangen und die Polſterung der Sitze zeigte Velours d'Utrecht von höchſter Güte. Ein Flügel mit kunſtvoll geſchnitzten Pfoſten nahm einen ziemlichen Theil des Gemaches ein; ihm gegenüber befand ſich das ſchwere, reich ornamentirte Eichenbüffet, ein Prachtſtück im wahren Sinne des Wortes. Zahlreiche Gemälde, zum Theil von werthvollen Rahmen umkleidet, ſchmückten die Wände

und ließen nur hier und da die großgemusterte Zeichnung der Ledertapete zum Vorschein kommen. Der Raum, trotzdem er überladen war, machte nicht den prahlerischen Eindruck, den man gewöhnlich im Salon des Emporkömmlings empfängt, gemahnte vielmehr an den ererbten Reichthum alter Patrizierhäuser, deren solide Pracht nur der Kenner zu würdigen versteht.

Mehrere Wandlampen gossen ein ruhiges, weiches Licht in das Zimmer. Die gleichmäßige Beleuchtung gestattete keinem Gegenstande, besonders hervorzutreten. Auch das schwere, die Formen des Barockstiles zeigende Silbergeräth, mit welchem die Tafel besetzt war, schimmerte nur matt.

Der Prinz blieb noch immer schweigsam. Er verwandte kein Auge von Angelikas zarter, liebreizender Gestalt, die, von dem dämmerigen Lichte umflossen, vor ihm saß. Ein milder Glanz verlieh den Augen Leben und Ausdruck, über welchen man nothwendig vergessen mußte, daß ihnen das Sehvermögen genommen war. Die Wangen bedeckte eine leichte Röthe, die anmuthsvoll zu dem Goldschimmer des Lockengewoges auf dem kleinen Köpfchen kontrastirte. Sowie der schweigsame Mann sie erblickte, die formschönen Glieder von einem weißen Spitzenkleide umhüllt, reizvoll in allen ihren Bewegungen, erschien sie ihm als die Verkörperung einer jener Märchengestalten, die wir uns aus Waldesduft und Blütenhauch gewoben denken. Immer deutlicher fühlte er, wie groß die Gewalt war, welche dieses elfenzarte Geschöpf auf ihn ausübte. Wie war es doch nur möglich, daß die Nähe des Mädchens, dieses Kindes durfte er beinahe sagen, ihn so verwirren, seine Brust so seltsam beengen konnte! War es nur ihre Schönheit allein, welche diese Erregung in ihm verursachte? Er war sich ja bewußt, welche Macht von jeher alles Schöne und Vollendete in Kunst und Natur auf ihn ausübte, wie sein Auge nicht eher ruhte, bis es dessen Inhalt voll erfaßt. Da jedoch die rein geistigen Interessen bei ihm stets die Oberhand behielten, so wurde es ihm nicht schwer, selbst angesichts des herrlichsten Frauenbildes, seinen Gleichmuth zu bewahren, was vielen, die ihn da bewundern sahen, wo er andererseits wiederum kühl blieb, räthselhaft erscheinen mußte.

Hier jedoch war es anders. Hier trat ihm zum ersten Male ein Wesen entgegen, bei welchem Schönheit der Seele und des Körpers in seltener Harmonie sich vereinigten. Mercedes, welche er so leidenschaftlich geliebt, war eine tiefernste Natur. Das Außerordentliche ihres Charakters hatte ihn angezogen, sie hatte etwas Ehrfurchtgebietendes, und gerade als ob die Schatten eines vorgeahnten frühzeitigen Todes sich auf ihre Seele gelagert hätten, drückte sich ein weicher Schmerz auf ihrem schönen Gesichte aus, der ihr etwas verklärtes gab. Angelika war gerade das Gegentheil. Frohsinn und kindliche Heiterkeit zeigten sich als die hervorstechendsten Grundzüge ihres Naturells, obschon ihr Leiden sie frühzeitig gelehrt hatte, ernste Dinge mit Ernst zu erfassen. Dabei hatte ihr Denken nichts oberflächliches, ein klarer Geist war ihr eigen, der sie schnell zu einer richtigen Anschauung aller Verhältnisse gelangen ließ.

Wenn sie sich in Gesellschaft befand, so ging es von ihr aus wie Frühlingshauch, vor dem sich die Herzen öffnen. Ihr glockenhelles

Lachen, ihr muthwilliger Scherz, alles dieſes war ungeſucht, ungekünſtelt, reine, volle Natürlichkeit.

So trat ſie dem Prinzen entgegen, umfloſſen vom Schimmer friſcheſter Jugendlichkeit, unvergleichlich in ihrer Schönheit, rührend in ihrer Duldung, Sanftmuth und Hilfloſigkeit, welche ſie ſich Mühe gab, zu verbergen. Was empfand er nicht alles bei ihrem Anblick, wie heiß wallte das Blut in ihm, wenn das liebliche Auge ſich ihm plötzlich zukehrte, der kleine, roſige Mund ſein reizendes, ſchelmiſches Lächeln zeigte. Da hätte er jedesmal zu ihr niederſinken mögen, er, der ſtille, ernſte Mann, den das rohe Weltgetriebe mit Verachtung erfüllte, niederſinken in ſeiner gänzlichen Faſſungsloſigkeit, um ihr überwallenden Herzens zuzurufen: „Angelika, Mädchen, wie ſchön Du biſt, wie unſagbar ſchön!“

Aber ach, wie gut, daß dieſes ſanfte Mädchenauge verſchleiert war, es wäre gewiß erkaltet beim Anblick ſeines entſtellten Geſichts. So viele Unſchönheit, Regelloſigkeit mußte ſie verletzen, den ſonnig heiteren Zug in ihrem Antlitz verlöſchen. Konnte ihn denn ein Mädchen jemals um ſeiner ſelbſt willen lieben, wo doch ſo vieles abſtoßende in ihm lag? Hatte ihn denn Mercedes geliebt, mit ganzer Hingebung ihres Herzens geliebt, wie er es verlangte? Es war nicht zu leugnen, in Wien hatte man ihn mit großer Auszeichnung behandelt, auch bei der dortigen Damenwelt ſtand er in Gunſt, ohne daß er ſich beſonders um dieſelbe bemüht gezeigt. Es war dieſes ein Intereſſe, welches man, wie er annahm, lediglich dem Prinzen, dem Abkömmling eines fürſtlichen Geſchlechts, entgegenbrachte, deſſen Hand auszuſchlagen, in den Augen vieler Mütter ein geradezu unerhörter Leichtſinn geweſen wäre. Sein größter Fehler beſtand eben darin, wie er niemals eingeſtehen wollte, daß er den Frauen mit einem zu großen Vorurtheil entgegentrat. Er ſah in ihnen nichts mehr als eitle, berechnende Geſchöpfe, nur dem leeren Tand, dem Prunke zugeneigt. Und doch ſuchte er ſchmerzlich nach Liebe, er empfand in Stunden des Alleinſeins, wie nothwendig die Ergänzung ſeiner ſelbſt durch eine harmoniſch gebildete Frauenſeele zu dem von ihm erſtrebten Glücke ſei. Alle die Konflikte aber, die ihn mit Schwermuth und Troſtloſigkeit erfüllten, waren die natürliche Folge jener falſchen Prämiſſen, von denen er ausging und nicht minder jener angenommenen Kälte, deren Preisgabe ihm als eine Entäußerung ſeiner männlichen Würde erſchienen wäre.

Hendrik und das Stubenmädchen hatten die Tafel ſchon abgeräumt, als Auguſtin von *** verſuchte, ſich von ſeiner ſchmerzlichen Stimmung loszureißen.

„Wie angenehm berührt es mich, Sie in ſo heiterer Laune zu ſehen. Sie ſind beneidenswerth um Ihre Zufriedenheit, Fräulein Angelika“, wandte er ſich an dieſe.

Er hatte ſich bemüht, jene Worte mit Gelaſſenheit zu ſprechen, aber dennoch war ein leiſes Zittern in ſeiner Stimme zu vernehmen.

Sie wandte ihm ihr volles Geſicht zu. Der weiche Ton in ſeiner Aeußerung mußte ſie befremden.

„Zufriedenheit, wie leicht iſt es, ſie zu erringen. Mir erſcheinen die Menſchen verächtlich, deren einzige Sorge die Vermehrung ihres Beſitzes bildet.“

„Sie dürfen ſo ſprechen“, fiel Tolnocky ihr ins Wort, „weil Sie niemals das unangenehme Gefühl, welches die Gewißheit, nichts zu beſitzen, erweckt, gekannt haben.“

„Und doch, wie vieles muß ich entbehren, Graf.“

Die Unterhaltung ſchien ſich durch Angelikas Einwurf einem Punkte zuwenden zu wollen, den zu berühren für alle peinlich ſein mußte. Dies zu vermeiden, nahm der Prinz wieder das Wort und erzählte intereſſante Einzelheiten aus ſeinem Leben in Paris. Angelika hörte geſpannt zu. Auch hier zeigte es ſich wieder, welche tiefe Wirkungen er mit dem Worte auszuüben imſtande war. In der That, in ſeiner Rede lag eine Gewalt, der jeder unterliegen mußte, dabei wußte ſein wohllautendes, biegſames Organ ſich überall dem Inhalte des Erzählten anzupaſſen, wodurch ſeine Darlegungen etwas beſonders feſſelndes erhielten. Gewöhnlich ſprach er ruhig, in tadellos gebauten Sätzen; wer ſeine Stimme einmal gehört hatte, vergaß ſie nie wieder. Tolnocky hatte mehrere Male verſucht, dem Geſpräche eine weniger ernſte Wendung zu geben, bis er den Eintritt einer längern Pauſe benutzte, Angelika um den Vortrag eines Liedes zu bitten, wobei er ſich vom Prinzen unterſtützt ſah.

Die alſo Aufgeforderte wählte eine franzöſiſche Romanze, ihr Lieblingslied. Der Graf akkompagnirte. Die vier Strophen, welche das Ende eines Ritters behandelten, welchen die Untreue der Geliebten in den Tod getrieben, ſang ſie mit vieler Empfindung. Für den Schmerz des gebrochenen Herzens, der zum Schluß in dem verzweifelten Ruf nach der Treuloſen ſeinen Ausklang fand, ſtand ihr ein Ausdruck zu Gebote, der in ſeiner Wahrheit den Prinzen mächtig ergriff. Er bat um eine Wiederholung des düſteren, ſchwermüthigen Liedes, und dieſe geſtaltete ſich noch ſeelenvoller. Feucht ſchimmerte es in Angelikas Augen, als ſie geendet.

„Prächtig, prächtig“, rief der Graf, „ſo haben Sie noch nie geſungen!“

„Ich glaube es wohl, daß man durch dieſes Lied zu rühren vermag, wenn man das Leiden eines ſolchen zu Tode verwundeten Menſchenherzens verſteht.“

Die Anſtrengung des Singens ſchien ſie etwas erſchöpft zu haben. Sie ließ ſich in einen Seſſel nieder, welcher in der Nähe des Fenſters ſtand. Das ſtürmiſche Wogen ihrer herrlichen Büſte verkündete die innere Bewegung. Dann fuhr ſie mit leiſer Stimme fort: „Ja, in der That, ich begreife es, wie ein Verrath, geübt an der beſeligendſten aller Empfindungen, ſtark genug iſt, das zart gewebte Band zu ſprengen, das unſer Leben umſchloſſen hält.“

Der Prinz ſchwieg. Es war ihm unmöglich, das auszudrücken, was er in dieſem Augenblick empfand. Weh, unſagbar weh war es ihm ums Herz. Er hätte weinen, ſchluchzen mögen wie ein Kind, es koſtete ihm Mühe, ſich zu beherrſchen. Schmerzliche Erinnerungen ſtiegen von neuem in ihm auf und wechſelten ab mit ſehnſuchtsvollem Verlangen nach einem reinen, ſtillen Glück, wie er es ſchon einmal eine kurze Spanne Zeit hindurch genoſſen. Ach, dort ſaß ſie, die Holdſelige, die ſein ganzes Innere verwandelt hatte und deren Seele ſich in ihrer ganzen Klarheit vor ihm aufgethan. O, welch' ein Mädchen,

Minna Herzlieb.

Nach einem Originalgemälde von Luiſe Seidler.
(Das Original befindet ſich im Beſitz der Frau Luiſe Sundelin in Berlin.)

welch' ein zartes, ſinniges Geſchöpf, reich ſchon allein durch ſeine Tugenden, durch ſein warmes, edles Mitgefühl. Dort ſaß ſie, bebend und zitternd wie er, der ſich unglücklich gefühlt hätte, wie nie zuvor, wenn er nun ihre Nähe hätte meiden müſſen, nachdem ihr Zauber ihn ſo feſt und gewaltig umſtrickt hatte. Er fühlte, daß ihr Anblick ihm nothwendig war, wie das Licht, daß er Balſam war für die brennende Wunde in ſeinem Herzen. Ach, wo waren nun ſeine vielgeprieſene Stärke, ſein Gleichmuth, der ihn für Frauenreize unempfänglich machte! Dahin waren ſie, verflogen wie der Nebel, der vor dem ſtarken Sonnenlichte entweicht. Hier half kein Zwang, kein ſcheues Zurückweichen vor verführeriſchem Lächeln mehr, das Herz hatte ſein Ideal, das ſchönheitstrunkene Auge einen Lichtpunkt gefunden, der es in ſeinem Banne hielt.

Ob ſie, die in erklärlicher Aufregung vor ihm ſaß, etwas von dem peinvoll beklommenen Zuſtand ahnte, in den ihr Lied ihn verſetzt hatte? Vielleicht, denn ſein Schweigen mußte ihr ſagen, daß er mit ihr empfunden. Aber daß ihr tiefinniger Geſang den Grund ſeiner Seele aufgewühlt, mit Wehmuth und bangem, troſtloſem Verzagen ſein Herz erfüllt hatte, wie ſollte ſie dieſes denken können?

In ihrem Anſchauen verſunken, ſaß er da. Feſt war ſein großes, tiefes Auge, das in ſeinem weichen, ruhigen Glanze den Seelenſchmerz des ſo mächtig Ergriffenen ahnen ließ, auf ſie gerichtet, als ob er ihr Bild unauslöſchlich dem Geiſte einprägen wolle. Ach, wie gut jetzt, daß ſie außerſtande war, das Heiße und Verlangende in ſeinen Blicken wahrzunehmen, ihre Mienen würden ihn bald belehrt haben, daß er jede Hoffnung aus ſeinem Innern verbannen mußte. Ein Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt, leiſe, von niemand gehört.

Tolnocky ſpielte in Mollakkorden fort. Dann brach er plötzlich ſein Spiel ab; er war der erſte, welcher ſich von der weichen, nachdenklichen Stimmung, die ſich aller bemächtigt hatte, losriß.

„Nun, Fräulein Angelika, das ſchottiſche Trinklied."

„Iſt das Ihr wirklicher Ernſt, Graf?"

„Ach, Sie ſingen es ſo reizend. Bitte."

„Ich begreife nicht, daß echte Poeſie Sie ſo wenig berühren kann, da Sie doch oft genug erklärt haben, es ginge die Kunſt Ihnen über alles. Ich muß nun aber wirklich zweifeln, daß es Ihnen mit jener Behauptung ernſt iſt."

Dieſe Entgegnung rief ein ſpöttiſches Lächeln auf den Lippen Tolnockys hervor. Er wandte ſich auf ſeinem Stuhle um und ließ auf dem Klavier ein Durcheinander von Opernmelodien ertönen.

Mynheer van den Weyern, welcher nur hin und wieder mit in die Unterhaltung eingriff, ſaß in einer Sophaecke und rauchte aus einer kurzen Pfeife einen feinen, aromatiſchen Tabak. Der Biedermann ſah recht würdevoll aus in ſeinem hohen, von weißer Halsbinde umſchlungenen Kragen und der nach altmodiſchem Schnitt gefertigten Kleidung. Er präſentirte ſich als ein Bürger jenes alten Schlages, der niemals ſeine hohe Meinung von der Würde und Bedeutung ſeines Standes aufgab, und der, erfüllt von der Wichtigkeit deſſelben, für das Gedeihen des Staates ängſtlich auf Wahrung alles deſſen bedacht war, was er Bürgerehre und Bürgertugend nannte.

Der Prinz hatte ſich erhoben, um mit Angelika ein Geſpräch anzuknüpfen. Sein Herz war zu voll, als daß er es vermocht hätte, länger zu ſchweigen. Bei der Annäherung des ernſten Mannes, der langſamen Schrittes vortrat, befiel ſie ein leichtes Beben. Sie fühlte, daß eine Veränderung in ihren Zügen vorging, welche ſie ihm verbergen wollte, und neigte ihren Kopf tiefer auf die Bruſt herab. Wie unbedeutend erſchien ſie ſich ihm gegenüber, dem verſtandesklaren, hochgebildeten Mann, deſſen geiſtiges Uebergewicht in allen Dingen ſich ſo bedeutend geltend machte, ſo daß auch der Vater erklärt hatte, es ſei ihm ſeit langer Zeit keiner mehr gegenübergetreten, der mit einer ſolchen Vornehmheit der Geſinnung ein ſo hervorragendes Wiſſen vereinigt habe. Der Prinz ſei durch und durch ein ritterlicher Charakter, den man nicht allein achten, ſondern auch bewundern müſſe. Ja, auch ſie war von Bewunderung für ihn erfüllt, ſie erblickte in ihm einen Mann in der vollſten Bedeutung des Wortes, geſinnungstüchtig und ſtark in ſeinen ſeltenen, hohen Geiſteseigenſchaften. Was war neben ihm Tolnocky, jener gefallſüchtige, eitle Graf mit ſeinen Phraſen und ſeinem Witz, der ſie oft genug ermüdet. Auch fehlte es ihm an Gemüth, an Empfindung; ein Mangel, der ihm niemals geſtattet hätte, ſich auf die Höhe echten Künſtlerthums zu ſchwingen, wenn auch ſeine Begabung für das Techniſche noch ſo groß geweſen wäre. Obſchon ihr dieſes alles ſchon nach kurzer Zeit ihres Verkehrs mit Tolnocky klar geworden, hatte ſie doch das Freundſchaftsbündniß, welches ihr dieſer in ſeiner humorvollen Weiſe angetragen, nicht von ſich gewieſen, wenn es auch mit der Ueberzeugung geſchah, daß die Erinnerung an ſie raſch verlöſchen würde, wenn er wieder ihrer Nähe entrückt ſein werde. So war ſie denn Freundin eines Mannes geworden, den ſie nicht einmal beſonders achtete, welcher aber in ſeinem Benehmen viel zu aufmerkſam und zuvorkommend war, als daß ſie ihm hätte zürnen können. Wie ganz anders fühlte ſie ſich dagegen bewegt, wenn ſie ſich dem Prinzen gegenüber befand, der niemals lachte und über deſſen Lippen nur ſelten ein Scherzwort floß. Wenn er ſprach, ſo war ſie wie gebannt von dem Tone ſeiner Stimme. Eine ſolche wunderbare Stimme glaubte ſie noch niemals vernommen zu haben; ſtundenlang hätte ſie dieſer Fülle von Wohllaut und Klangſchönheit lauſchen mögen. Beſtrickend dachte ſie ſich ein Lachen, ein ſo recht dem Herzen entquellendes Lachen aus dieſem Munde. Schon ſeine erſten Worte, welche er auf dem Platze des Belvedères an ſie richtete, hatten ſie tief berührt, ſchon damals glaubte ſie, die ganze Geradheit und Offenheit ſeines Weſens aus ihnen herausleſen zu können. Wie wohlthuend war für ſie die warme, ungeheuchelte Theilnahme, welche er bei der Wahrnehmung ihres Leidens kund gab. Immer noch klang jener weiche, empfindungstiefe Ton in ihr nach, mit welchem jene Worte geſprochen wurden; ſie glaubte ihn niemals vergeſſen zu können.

Auguſtin ſtand dicht vor Angelika, die nicht zu ihm aufſah, ſondern, wie es ihm ſchien, etwas verſchüchtert daſaß. Hatte ſie ſich wirklich in eine ſolche Aufregung geſungen, daß ihr Buſen noch immer ſo heftig wallte? Mit entzücktem Auge betrachtete er die herrliche Wölbung ihres Nackens, die ſanfte Rundung der Schultern. Wo war

hier eine Form zu finden, die nicht den Stempel vollendeter Schönheit an ſich getragen hätte!

Endlich ſprach er, noch einmal den Inhalt des ſoeben gehörten Liedes berührend: „Ja, der Schmerz verrathener Liebe muß wirklich etwas vernichtendes an ſich tragen. Wem die Vorſtellung für denſelben gegenwärtig iſt, der kann unmöglich zu einer Untreue fähig ſein.“

Angelika hatte ſich erhoben und mit einer Hand den Seſſel zurückſchiebend, trat ſie bis an den Damaſtvorhang des Fenſters. Es bemächtigte ſich ihrer ein nicht geringer Grad von Verlegenheit, nachdem ſie ſich erinnerte, auf welch' zartes Gebiet ſie ihre Unterhaltung geführt hatte. Noch immer hielt ſie ihren Kopf zu Boden geſenkt, ſie fühlte, daß ihre Röthe zugenommen hatte. Erſt nach einer kurzen Pauſe erwiderte ſie: „Sie haben recht. Leider giebt es ſo viele, die ſich nicht ſcheuen, dem Herzen, das ſich ihnen geweiht, jene tiefe, nie vernarbende Wunde zu ſchlagen, wenn ſie nicht finden, was Augenblicke der Erregung verſprachen.“

„Zu dieſen gehören Sie nicht, das würden Sie niemals vermögen“, ſprach er mit Wärme und Ueberzeugung.

„O, gewiß nicht.“

„Doch ſetzen wir den Fall, der ja möglich wäre, daß Sie eine Abnahme in Ihrer Liebe fühlten. Würden Sie dann auch aus reinem Mitleid ſchweigen und leiden?“

„Ich glaube, daß ich es könnte“, verſetzte ſie leiſe und ſchüchtern.

Auguſtin wußte nicht, wie er zu dieſer Frage gekommen war. Jetzt aber durfte er nicht weiter, er fühlte, daß er auf dem Punkte ſtand, eine Indiskretion zu begehen. Er bemerkte Angelikas ſteigende Verlegenheit; es war ihm peinlich, ſie veranlaßt zu haben, obſchon ihn alles dazu trieb, das ganze innere Leben dieſer ſo tief angelegten Natur zu ergründen. Es war ihm daher willkommen, daß der Graf ſein Spiel abbrach und irgend eine gleichgiltige Frage an das Mädchen richtete.

Wenige Minuten ſpäter trennte man ſich, nachdem man vorher verabredet hatte, am morgigen Abend gemeinſchaftlich die Oper zu beſuchen. Tolnocky nahm wie gewöhnlich einen ziemlich geräuſchvollen Abſchied, während der Prinz keinen Augenblick ſeine edle Ruhe preisgab. Als er Angelikas Hand ergriff, fühlte er deutlich das Zittern in derſelben. Was mochte es nur ſein, das dieſe heftige Erregung verſchuldete, warum drückte ſich Verwirrung in ihren Mienen aus, weßhalb war die Wimper geſenkt? Er beugte ſich nieder und drückte einen Kuß auf die weiße Hand; mit welcher Empfindung that er dies!

Als die beiden Freunde auf die Straße traten, ſchlug Graf Ladislaus noch einen Gang ins Wirthshaus vor, wo er dem Prinzen eine angenehme Geſellſchaft verſprach. Aber es war dieſem nicht möglich, nach ſolch' ſchönen, ihm unvergeßlichen Stunden, das leichtfertige und oberflächliche Geplauder jener Elegants anzuhören. Er ſchützte Ermüdung vor und begab ſich, nachdem er Tolnocky noch eine kurze Strecke begleitet, in ſein Hôtel.

Lange noch ging Auguſtin von *** in ſeinem Zimmer auf und ab, bevor er ſich zur Ruhe legte. Immer wieder ſchweiften ſeine Gedanken zurück zu dem blinden Mädchen, das ihm die Seele verwandelt

hatte. Die Anmuth ihrer Bewegungen, das reizvolle Spiel ihrer Mienen rief er sich unzählige Male in die Erinnerung zurück; er konnte nicht davon ablassen, sich stets von neuem in ihr so harmonisch und lichtvoll gestaltetes Wesen zu versenken. Jenes war es ja, das ihn mehr für sie empfinden ließ, als er bis jetzt für alle die strahlenden Frauenbilder, mit welchen ihn Zufall oder Absicht zusammengeführt hatte, fühlen konnte. Jetzt wurde es ihm klar, daß ihn niemals eine jener üppigen, stolzen Schönheiten befriedigen konnte, die den Sinnen, aber nicht dem Herzen genügen. Das Zarte, Sanfte beim Weibe zog ihn an, das mehr ein Gefühl der Rührung als der Bewunderung in uns aufkommen läßt; jenes Innige und Wahre, unter dessen Hauche die Seele dahinschmelzen möchte vor Wonne und Entzücken. O, von einem solchen seelenvollen Geschöpf geliebt zu werden und wiederum ihm alles sein, alles gewähren zu können, was es zu seinem Glücke bedarf, was ihm bedürftig ist, um sich zu heiterem schönem Glanze zu entfalten, das wäre die Befriedigung, die er suchte, das allein wäre imstande, ihn mit dem Schicksal auszusöhnen, das so herb mit ihm verfahren war.

Er dachte nicht daran, sein Lager aufzusuchen. O, wie hätte er wohl Schlaf finden können bei dieser mächtigen Bewegung, die sein Inneres durchflutete. Seufzend warf er sich in einen Sessel, aber der Druck wollte nicht von seinem Herzen weichen. O, wie lastete es auf ihm voll Schwermuth und Bangigkeit! Welch' ein peinigendes Gefühl gleichzeitig von Lust und Schmerz erfaßt, von Hoffnung und Furcht bewegt zu werden! Seine Seufzer waren die einzige Erleichterung in diesem unnennbaren Zustande; hier im Dunkel seines Zimmers hörte sie ja niemand, hier durfte die gepreßte Brust sie von sich wälzen, wenn sie auch gleich darauf sich wieder neuem Kummer öffnete.

Im Gemache war es finster, er hatte, als er eintrat, das Licht gelöscht, um sich im verschwiegenen Dunkel ungestört dem hingeben zu können, was Herz und Hirn gefangen hielt. Die warme Nacht mit ihrem betäubenden Blütenduft und ihrer melancholischen Stille wirkte verwirrend auf seine Sinne ein. Traumverloren saß er da. Er fühlte nicht, daß seine Blicke sich gefeuchtet hatten. Mehrere Male hatten seine Lippen „Angelika" gelispelt, jetzt rief er diesen Namen laut, schmerzlich, sehnsüchtig.

Weßhalb hatte er sie nicht gemieden, weßhalb hatte er die nach langen Kämpfen erstrittene Ruhe, den Gleichmuth seiner Seele preisgegeben, wo seine Hoffnung doch nur eine so geringe war! Sie meiden! Nein, nein, niemals. Vor ihr fliehen! Wahnsinn, Thorheit. Er liebte sie, er betete sie an, mit allen Fasern seines Herzens hing er an diesem wonnigen Frauenbilde, und er fühlte, daß ein Kampf gegen diese mächtig emporlodernde Liebe vergebens sein würde. Ja, er liebte Angelika, glühend, heiß, sie war das einzige Wesen auf der Welt, dessen Besitz ihn zu beglücken vermochte. Er wollte sie erringen, sie gehörte zu ihm. Oder sollte sie schon einem anderen ihr Herz geöffnet haben? Tolnocky vielleicht! Unmöglich, daß sie diesen lieben konnte. Nein, nein, Angelika liebte Tolnocky nicht; nur einem starken, fest in sich selbst ruhenden Charakter konnte diese große, tiefe Mädchenseele sich erschließen.

Mitternacht war längst vorüber, als er sich auf sein Lager streckte, ohne indeß irgendwelchen Schlummer finden zu können. Neue Angst, neue Sorge erwachten in ihm. Sie, die Blinde, konnte sich nur aus dem rein geistigen Mittel des Wortes sein Bild formen. Vielleicht nahm es auf diesem Wege freundliche Züge an. Doch wenn das Dunkel vor ihr endlich schwand, wenn wieder wie früher ein Moment genügte, um ihr klar vor die Sinne zu führen, was eine Zeit lang nur als unbestimmte, aus Fragen und Erklären gewonnene Vorstellung in ihr lebte, wenn das Licht nun zerstörte, was die Phantasie begünstigt, durch die Ohnmacht des Auges vielleicht zu schöner Form ausgesponnen. Was dann?

So fuhr er fort, zu grübeln und sich selbst zu quälen. Immer glaubte er neue Hindernisse zu entdecken, welche ihm den Weg zu Angelikas Herzen erschweren. Sollte sie ihn lieben, so hingebend, wie er es verlangte, lieben können, ohne ihn zu sehen? Nein, nein, das war nicht denkbar; die Liebe erzeugt sich ja nur aus geistigem und körperlichem Erkennen, sie ist nothwendig das Produkt eines doppelten Prozesses, eines seelischen und physischen Empfindens. Und sei es auch, daß die Blinde es vermocht hätte, ihm mit gleicher inniger Neigung zu begegnen, wäre es denn da so ganz zweifellos, daß die Sehende ebenfalls noch derselben Hingebung fähig sei? Konnte es nicht vielmehr der Fall sein, daß an Stelle von Liebe Gleichgiltigkeit, vielleicht Abscheu sogar treten würde, wenn das Auge sich verletzt von all' der Unschönheit, die seinem Gesicht anhaftete, abwandte? O, wer gab ihm Antwort auf diese Frage, wer befreite ihn von diesem peinvollen Zweifel? Wer? Nur eine gab es, die dieses konnte, und diese eine war Angelika. Ja, sie selbst mußte ihm Aufklärung geben; das Außerordentliche seiner Lage stellte ihm eine schwere, ungewöhnliche Aufgabe, die er unbedingt vollenden mußte, wenn er es vermeiden wollte, das Opfer einer vielleicht fürchterlichen Täuschung zu werden. Er wollte Angelika sagen, daß die Natur in ihrer Launenhaftigkeit ihm zu einer weichen Seele abstoßende, fast häßliche Gesichtszüge gegeben habe, treu, mit der Kunst eines Malers wollte er ihr ein Bild seines Aeußeren entwerfen, klar wie seinen Charakter mußte sie auch den äußeren Menschen begreifen lernen, so daß, wenn ihr Auge wieder zur Wahrnehmung alles vor ihm erscheinenden gelangen würde, er vor sie wie etwas bekanntes trete, mit dessen Härten und Mängel gewohnter Anblick sich längst versöhnt hat. Und wenn sie dann endlich sein Bild erfaßt, wenn sie auch von den zwei entstellenden Falten wußte, die sich ihm um Nase und Mund zogen, und welche Mercedes einmal die „Engpässe des Grolls" genannt hatte, dann wollte er sie fragen, ob ihr nicht doch der Inhalt, der in jener unschönen, plumpen Form verborgen sei, ein wenig theuer wäre, ob bei seinem Prüfen und Betrachten ihr Herz nicht etwas wärmer schlage? Und wenn sie sich alsdann nicht kalt und stumm von ihm abwandte, wenn sie ihm nicht verbot, davon zu schweigen, o, so wollte er diesen Funken der Liebe zu starker Flamme entfachen, so wollte er sich fest anklammern an sein neu erblühtes Glück, vor dem alter Schmerz entweichen mußte.

* * *

Jener im Hauſe van den Weyerns verbrachte Abend war der Anfang zu den intimen Beziehungen, in welche Auguſtin von *** von nun ab zu dieſer gaſtlichen Familie treten ſollte. Es verging faſt kein Tag, an welchem er nicht mehrere Stunden in der Geſellſchaft Angelikas und ihres Vaters verbrachte. Auch Tolnocky, der einer inzwiſchen in Aachen eingetroffenen ſchönen Landsmännin eifrig den Hof machte, fand ſich nach wie vor häufig in dem kleinen Zirkel ein. Er war es hauptſächlich, welcher gewiſſenhaft über die Neuigkeiten, die ſich in Stadt und Land zutrugen, Bericht erſtattete, während der Prinz gewöhnlich in die Vergangenheit zurückgriff und wahrhaft ſtaunenswerthe Kenntniſſe auf dem Gebiete der Literatur und Geſchichte verrieth. So war die Unterhaltung nach jeder Seite hin belebt, anregend und erheiternd. Mehrere Male in der Woche unternahm man Ausflüge in die herrliche Umgebung Aachens. Die hervorragendſten Punkte beſuchte man, und der Prinz übernahm es, die Schönheiten derſelben Angelika zu ſchildern. Er gab die Form der Gebirgszüge an, die Lage der einzelnen Dörfer zu einander, ſchilderte die Details der Landſchaften, charakteriſirte die Farbe, die Stimmung, und Angelika freute ſich wie ein Kind, wenn ſie allmählich das ſo treu und mit dem Schilderungsvermögen eines Dichters entworfene Bild vor ihrem Geiſte entſtehen ſah. Ja, ſie äußerte oft zu ihrem Begleiter, daß ſie jetzt erſt kennen gelernt habe, was Naturgenuß ſei, ein Kompliment, welches Auguſtin ſtets ein zufriedenes Lächeln abnöthigte.

Graf Ladislaus indeſſen kehrte nie von dieſen Ausflügen ohne eine reiche Ausbeute an Skizzen zurück. Einen ſolchen Fleiß hatte er niemals entwickelt; ſein fürſtlicher Freund konnte ſich nicht genug hierüber verwundern. „Unſer lieber Tolnocky“, ſagte er einmal, als ſie zuſammen in der Laube eines vielbeſuchten Sommerreſtaurants ſaßen, „führt etwas im Schilde. Entweder will er demnächſt einen großen Maler aus dem Sattel heben oder aber er iſt bankerott und geht nun mit ſeiner Kunſt nach Brod“.

Doch hatte es mit dieſem emſigen Schaffen eine andere Bewandtniß. Er gedachte dieſe Skizzen, Darſtellungen der intereſſanteſten und maleriſchſten Punkte, welche man gemeinſchaftlich beſucht hatte, einem Bilderalbum zugrunde zu legen, das er in künſtleriſcher Ausführung bei ſeinem Abſchiede von Aachen Angelika zu verehren die Abſicht hatte. Es war ihm nicht entgangen, daß der Prinz auf ſie einen großen Eindruck gemacht hatte, gewiſſe untrügliche Zeichen hatten ihn davon überzeugt. Jener Wahrnehmung gegenüber blieb er durchaus nicht gleichgiltig. Eiferſucht war es ja nicht, die ihn erregte; ſein Intereſſe für die Blinde diktirte ja nur freundſchaftliche Zuneigung; er war ſich genügend darüber klar, aber er ertrug es nicht, daß ſie ihm ſtets mit einer gewiſſen Keckheit entgegentrat, die faſt dem Uebermuthe glich. Erſt ſeitdem der Prinz ſeinen Verkehr mit van den Weyern angebahnt hatte, fühlte er dieſes, und es kränkte ihn, ſich von ihr wie einen unreifen Knaben behandelt zu ſehen, dem gegenüber man ſich keinen Zwang aufzuerlegen braucht. Ha, das kleine, merkwürdige Mädchen wußte eben nichts von ſeiner vornehmen Kavalierserſcheinung, nichts von ſeinem melancholiſchen Augenaufſchlag, den die

Wienerinnen nicht vergeſſen konnten. Wäre ſie nur ſehend, mit ſeinen Blicken allein, die ſchon ſo manchen Widerſtand beſiegt, würde er das kleine Herz getroffen haben, das wäre die verdiente Strafe für ihr muthwilliges Spiel. Und was war er ihr jetzt. Nichts. Ein galanter Mann, deſſen Dienſte man heute annimmt und morgen wieder vergißt. Das hatte ſeinen Stolz gekränkt, in ſeiner Würde als Mann fühlte er ſich durch ſolche Geringſchätzung verletzt.

Einmal hatte er verſucht, ſich in einen feierlichen Ernſt zu kleiden, er wollte Angelika beweiſen, daß er auch fähig ſei, wie er ſich einbildete, ſich in höhere geiſtige Dinge einzuleben. Aber die Wirkungen dieſer unfreiwilligen Metamorphoſe waren gerade die umgekehrten von denjenigen, welche er gehofft hatte. Sie hatte ihn ausgelacht und ihm geradezu erklärt, er fange an langweilig zu werden, dieſer Ernſt kleide ihn gerade ſo, wie den Hahn der Fabel die Pfauenfedern.

Der Gedanke, daß mit ſeiner Trennung von ihr, welche zu Ende des Sommers geſchehen ſollte, auch in Angelika die Erinnerung an ihn erlöſchen würde, da er ihr, wie er ſich nicht verhehlen durfte, zu wenig galt, als daß er nachdrücklich auf ihren Geiſt hätte wirken können, machte ihn unzufrieden mit ſich ſelbſt. Aber die Achtung, welche ſie ihm verſagte, wollte er ſich erzwingen. Es war ja Angelika doch eine ganz andere, wie die koketten Schönen, die bisher ſein leicht entzündbares Herz ausgefüllt hatten. Erſt ihr Verhalten dem Prinzen gegenüber hatte ihn das Gehaltvolle ihres Charakters erkennen laſſen; in der That, ſie war eine Perle unter den Frauen, reich der, welchem ſie einſt gehören würde. Wer ſollte das verkennen können. Ob ſie wohl ein Paar werden würden, ſein Freund und ſie? Er konnte es kaum noch bezweifeln.

Aber auch ihn ſelbſt ſollte ſie noch ſchätzen lernen. Das Album ſollte ein Kunſtwerk werden, welches er mit Aufbietung ſeiner ganzen künſtleriſchen Kraft auszuführen gedachte. Wenn ſie dann dereinſt dieſe Bilder alle ſehen würde und ſich dabei der frohen Stunden des Zuſammenſeins erinnerte, ſo ſollte ſie ſagen: „Tolnocky war ein Künſtler, kein gewöhnlicher Menſch, ich habe ihn doch zu ſehr verkannt.“

Selten war es bei dieſen gemeinſchaftlichen Spaziergängen ein anderer als der Prinz, der Angelika am Arme führte, und hier an der Seite dieſes edel empfindenden, hochherzigen Mannes war es, wo ſich im beſtändigen Gefühlsaustauſch die anfänglichen unbeſtimmten Neigungen bei ihr zu einer innigen, wahrhaften Liebe entwickelten. Ja, ſie liebte, zum erſten Mal in ihrem Leben echt und heiß, wie ſehr ſie ſich auch Mühe gab, dieſes vor ſich ſelbſt zu verbergen. Aber weßhalb denn dieſes Beben, wenn er ſich ihr nahte, weßhalb dieſes ſcheue Senken des Kopfes, wenn er ſich mit leiſem Vibriren ſeiner weichen, wohllautenden Stimme an ſie wandte, bei deren Klange ſie von ſo eigenen, nie gekannten Empfindungen beherrſcht wurde. Ja ihm hätte ſie angehören mögen fürs ganze Leben, alles hätte ſie für ihn, den theuren Mann, hingeben können. Und doch, wie mußte ſie über ſich wachen, daß keiner, namentlich er ſelbſt nicht, etwas von dem errathe, was in ihr vorging. Ob er ſie auch liebte? Manchmal hatte ſie das Gefühl, als ob dem ſo ſei. Oft nahm ſie wahr, wie er plötz-

lich ihren Arm fest an sich drückte, und ein wonniges Schauern erfaßte sie dann bei dem Gedanken, daß dies der Ausdruck von Liebesregungen sein könnte. Und wie seltsam tief bewegt er mitunter war. Dann verstummte er gewöhnlich eine Zeit lang, um später von neuem mit feurigen, eindringlichen Worten von den Schönheitsidealen zu sprechen, wie sie in seinem geläuterten Geiste lebten. „Durch das Schöne zur Erkenntniß" war sein Wahlspruch. Hat der Kultus des Häßlichen und Trivialen in der Kunst denn überhaupt eine sittliche Berechtigung, ganz abgesehen davon, daß er das ästhetische Gefühl beleidigt, daß er in seiner Formlosigkeit einen schweren Verstoß gegen die obersten Kunstaxiome bildet? Nein, sage ich, da seine Wirkungen negirende sind. Wahrheit rufen die Realisten. Ganz gewiß. Doch nur schöne Wahrheit. Und was bedeutet denn eigentlich dieses Wort für die Kunst? Ist es in dem Sinne zu verstehen, als ob es nur erlaubt sei, das Wirkliche, welches uns umgiebt, zum Gegenstande einer künstlerischen Darstellung zu wählen? Ginge der Begriff dieses Wortes nicht weiter oder wäre er vielmehr nicht ein anderer, so dürfte ja eigentlich gar kein Grund vorhanden sein, sich gegen die Tendenz des Naturalismus aufzulehnen, der zwar die Natur nur da sucht, wo sie uns abschreckend, verkrüppelt und verkümmert erscheint, aber indem er sie, wie sie ist, ohne Milderung der Härten und Formmängel schildert, die erste Bedingung des Kunstwerks — nämlich wahr zu sein — erfüllt hat. Nun kann es jedoch keinem Zweifel unterliegen, daß wir bei einem Kunstwerke den Begriff der Wahrheit von dem geistigen Inhalte desselben abstrahiren müssen. Ist ein solches, vermöge seiner harmonischen Durchbildung, seines in ihm zum Ausdruck gelangten Gedankens imstande, jene sittliche Reinigung und Läuterung in uns zu vollziehen, welche schon die Alten von jedem echten Kunstwerke forderten, so ist es im höchsten und edelsten Sinne wahr. Um so weiter aber ist ein Kunsterzeugniß von der geforderten Wahrheit entfernt, je schwächer es in seinen Wirkungen auf unser Gemüth ist.

So hatte er einmal zu Tolnocky gesprochen, als dieser, angesichts eines jener französischen Gemälde, die durch das Raffinirte der Technik den Beschauer über ihre innere Gehaltlosigkeit hinwegzutäuschen suchen, in helles Entzücken gerieth. Lange hatte sie über den Sinn seiner Worte nachdenken müssen, ehe sie zum Verständniß derselben gelangte, aber sie konnte nicht mehr daran zweifeln, daß er auch hierbei sich im Rechte befand.

Was galt es ihr, daß der geliebte Mann nicht schön war, wie sie so oft hatte hören müssen. Namentlich auch Tolnocky hatte sich in letzter Zeit sehr bemüht, ihr das zu erklären und hierbei eigentlich wenig Zartgefühl bekundet. Der Graf war eitel, er erzählte gern von seinen gesellschaftlichen Triumphen, und wo es nur immer mit dem Wohlanstande verträglich, suchte er seine eigene Person in den Vordergrund zu drängen.

Einen solchen Fehler hatte sie an dem Prinzen niemals bemerkt. Entfernt von allem Stolze, blieb er sich stets gleich in seiner vornehmen Zurückhaltung. Anstatt sich selbst zu nähern, ließ er die anderen an sich herantreten. In allen Verhältnissen wußte er sich den männlichen Ernst seines Charakters zu bewahren, der ihm ein so

großes Uebergewicht über die meiſten ſeines Geſchlechts verlieh, die ſich zwar Männer nennen und doch oft genug mit dem Leichtſinn eines Knaben handeln.

Dieſe edle Männlichkeit, gepaart mit ſolch' hohen Vorzügen des Geiſtes, wie ſie Auguſtin von *** aufzuweiſen hatte, waren es, welche ſie mit Bewunderung, die faſt an Verehrung grenzte, für ihn erfüllte ſeit der erſten Stunde ihres Begegnens. Es lag von jeher ihrem Weſen fern, durch alle die kleinen Reizmittel, wie ſie die Damen zum Nachtheil ihrer Frauenwürde gebrauchen, die Herren, mit welchen ſie bisher in Berührung getreten war, an ſich zu feſſeln. Gefallſucht war die am wenigſten ausgeprägte Seite ihres Charakters. Aber ihm hätte ſie gefallen mögen, oder beſſer geſagt, es ging ihr Wunſch dahin, in ihren tiefen Empfindungen von ihm verſtanden zu werden, denn ſie fühlte es deutlich, daß etwas in ihr war, das ſie auf gleiche Stufe mit ihm hob. Und wenn nicht alles ſie betrog, ſo hatte ſich ihr geheimes Begehren erfüllt. An jenem Abende, als er ſich zum erſten Male bei ihnen zur gemeinſchaftlichen Tafel eingefunden hatte, ließ ſie ihren Geiſt zu dem ſeinigen reden. Seine Gegenwart war die Urſache, daß ſie mit jenem, von ihr ſo oft geſungenen, bretagniſchen Liede eine ſo mächtige Wirkung erzielt hatte. Für ihn allein nur hatte ſie es geſungen, für ihn allein. Da mußte er erkennen, daß auch ſie mehr erſtrebte, als ein von materiellen Genüſſen ausgefülltes Leben, daß ſich ihr Herz an dem Alltagstand niemals ſättigen konnte.

Ja, anfangs war es nur Bewunderung, welche ſie für ihn hegte. Doch als ſie merkte, wie der ſtete Verkehr mit ihm ſie hob und veredelte, als ſie ganz dieſe große Mannesſeele erfaßt, da pochte die Liebe an die Thür ihres Herzens, erſt leiſe, kaum vernehmbar; dann lauter und dringlicher; endlich mit ſtürmiſcher Gewalt, vor der jeder Widerſtand vergebens war. Aber ſo ſehr ſie auch die Geheimhaltung alles deſſen, was ſich ſo mächtig in ihr regte, anſtrebte, dem Prinzen war dennoch die Veränderung, welche mit ihr vorgegangen war und von der er vieles für ſich zu hoffen wagte, nicht entgangen. Unmöglich täuſchte er ſich, Angelika liebte ihn; er hatte hiervon Anzeichen bemerkt, die keine andere Deutung erlaubten. In ſeinem Herzen jubelte es auf. Sollte ihm wirklich dieſes große Glück beſchieden ſein!

(Schluß folgt.)

Bacchus in Graubünden.

I.

Ein mehrjähriger Aufenthalt in Graubünden hatte mich mit allen Arten Valtellinischer Weine bekannt gemacht: mit dem kräftigen aber harten Inferno, dem edlen Forzato, dem köstlichen Sassella, dem herben Montagner, dem himbeerartigen Wohlgeschmack des Grumella, dem scharfen, kräftigenden Gewächs von Villa. Die vom Granat- bis zum Almandin- oder Rubinroth wechselnde Farbe ließ mich Qualität und Alter des Weines erkennen, und aus dem Niederschlage in der Flasche konnte ich genau beurtheilen, ob derselbe genug Faßreife besaß. Im Laufe der Zeit hatte ich auch die Ueberzeugung gewonnen, daß der beste Valtelliner nur in den Kellereien des Engadin oder von Davos zu finden ist, wo diese Sorte in der Bergluft langsam reift und eine Blume bekommt, die man an den Erzeugnissen anderer Lagen vergeblich suchen würde.

Mit einem Worte, es war mir zum Vergnügen geworden, mich zum Weinkenner zu machen oder für einen solchen zu halten. Mein literarischer Geschmack fand sich geschmeichelt durch das den räthischen Trauben schon im Zeitalter des Augustus durch Virgil gespendete Lob:

. . . Et quo te carmine dicam,
Rhaetica? Nec cellis ideo contende Falernis?

Ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß der Dichter, hätte er in Samaden eine Flasche getrunken — wie Stilicho gelegentlich seines berühmten Rekrutirungszuges denselben gekostet haben konnte — wohl ein weniger warmes Panegyrikon gesungen hätte. Denn die minder gute Eigenschaft, welche er besonders zu betonen scheint — die nämlich, daß der Valtelliner Wein sich im Keller nicht gut halte — trifft nur bezüglich des Gewächses in der niedrigeren und weniger günstig wirkenden Luft der Lombardei zu.

Solche Betrachtungen führten mich unbewußt auf den Pfad geschichtlicher Forschung. Ist es wohl richtig, was eine unbestimmte Tradition meldet, daß dieses Bergland von Etruskern besiedelt worden

war? Ist Ras der Stamm von Rhätia? Die Etrusker waren bekanntlich vorzügliche Weinbauer. Ihr Montepulciano war es, wenn man Livius glauben darf, der die Gallier nach Rom trieb. Vielleicht pflanzten sie zuerst den Wein in Valtellin an; vielleicht rührt die sorgsamere Kultur in diesem Distrikt noch von alter, in dem verschlossenen Alpenthale fortlebender Gepflogenheit her. Jedenfalls ist das eine gewiß, daß die Bauern von Sondrio und Tirano sich auf die Weinkultur besser verstehen als die Italiener in der Lombardei.

Dann wendeten sich meine Gedanken jener Periode der neueren Geschichte zu, wo die Graubündner Valtellin als Kriegsentschädigung von den Herzögen von Mailand in Besitz nahmen. Drei Jahrhunderte hindurch behandelten sie dasselbe als unterworfene Provinz. Vom Rathhaus zu Davos oder Chur aus entsandten sie die Von Salis und Buol, Planta und Sprecher von Bernegg als Statthalter und Podestas von Poschiavos, Sondrio, Tirano und Morbegno über die Berge hinab. In jenen alten Tagen kamen die Valtelliner Weine jeden Winter über die verschneiten Pässe, um die Keller der Signori Grigioni zu füllen. Der merkwürdige Reisende, Tom Corpat, erwähnt in seinen sogenannten „Crudities" dieses Gebrauchs zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Und so wie man sich damals gewöhnt hatte, besteht der Gebrauch mit nur geringer Veränderung noch heute. Die „Weinführer" erklommen zunächst den Berninapaß und hielten dann, wie vielleicht noch heute, in Poschiaro und Pontresina. Nachher erhob sich vor ihnen, wenn sie Davos erreichen wollten, der Paß von Scarletta — eine Wildniß voll pfadloser Schneewehen. Die Leute in dortiger Gegend zeigen noch kleine leichte Handschlitten, auf welchen die Fässer verladen über die höchsten Gebirgsgipfel geschafft wurden. Eine gewisse Menge Wein kam unzweifelhaft auf Packsätteln. Eine Wiese dicht vor dem Dschimathale in dem der Bergpaß ausläuft, trägt noch den Namen „Roßweide". Hier ruhten die von langer Anstrengung ermüdeten Saumthiere aus. Bei günstiger Witterung nahm die ganze Reise von Tirano aus höchstens vier Tage, freilich mit nur kurzer Nachtruhe, in Anspruch.

Das Valtellin kam in diesem Jahrhundert schon zeitig aus den Händen der Graubündner. Es ging das Gerücht, einer der Von Salis habe damals mit Napoleon mehr in seinem persönlichen Interesse, als im Nutzen des Landes liegende Verhandlungen gepflogen. Doch wie dem auch sein mochte, jedenfalls wurde Graubünden nach vierhundertjähriger Selbstständigkeit ein Schweizer Kanton, und das ganze Valtellin fiel an Oesterreich und von diesem später an Italien. Nach den neueren und wohl gerechteren Anforderungen der Nationalität wäre ja dagegen nichts einzuwenden. Zur Zeit ihrer Oberherrschaft hatten die Graubündner Herren ihre italienischen Untergebenen mit großer Härte behandelt. Das Valtellin ist ein italienisches Thal, das mit der übrigen Halbinsel durch die Bande der Rasse und Sprache verknüpft ist. Es erscheint auch geographisch an Italien gebunden durch den starken Wasserlauf der Adda, der auf dem Stelvio seinen Ursprung nimmt und, nachdem er den Comersee durchströmt, das Thal des Po vergrößert.

Obgleich politisch vom Valtellin abgeschieden, haben die Bewohner

des Engadin und von Davos noch immer die Gewohnheiten beibehalten, ihre besten Erzeugnisse dahin auszuführen. Was sie früher dort als Herren erhoben, das erwerben sie jetzt als Händler. Der italienische Staat erzielt einen nicht geringen Nutzen aus dem Grenzzoll, der am Uebergang zwischen Tirano und Poschiavo auf der Berninastraße erhoben wird. Nicht wenig von demselben Wein kommt nach der Schweiz auf anderem Wege, indem er von Sondrio, quer über den Splügen, nach Chiavenna transportirt wird. Bis vor kurzem war der Wein selbst außerhalb des Kantons kaum zu finden. Man sieht ihn wohl auf Weinkarten in der Lombardei verzeichnet, aber niemand trank ihn, und als ich denselben in Mailand kostete, hätte ich ihn schwerlich wieder erkannt. Es scheint das daran zu liegen, daß die Graubündner allein ihn richtig behandeln und zu pflegen verstehen, und er verlangt auch, wie schon angedeutet, wirklich ein Bergklima, um sich vollkommen zu entwickeln.

II.

Das Gebiet, auf dem der Valtelliner Wein wächst, umfaßt von Tirano bis Morbegno eine Strecke von etwa sechsundachtzig Kilometer. Die besten Sorten entstammen der Mitte dieser Gegend. Höher oben im Thale sind Sonne und Klima weniger günstig. Tief unten wieder, wo das breitere Thal von fettem Erdboden gebildet ist, wächst nur eine gewöhnlichere erdige Sorte. Die nördlichen Bergwände sind bis zu beträchtlicher Höhe über den Fluß mit Weinanlagen bedeckt; die südlichen Abhänge am linken Ufer der Adda liegen mehr im Schatten und liefern nur wenig. Inferno, Grumello und Peola di Sassella sind die Namen sehr berühmter Weinberge. Sassella wird als allgemeiner Name für einen größeren Bezirk gebraucht. Kauft man aber Inferno, Grumello oder Peola di Sassella, so würde man sich sehr täuschen, wenn man glaubte, diese stammen speziell von den Geländen her, deren Namen sie führen. Jeder dieser Weinberge erzeugt nämlich eine sich von den anderen unterscheidende Qualität, welche gleichsam als Hauptrepräsentant gilt, und man klassifizirt deßhalb die Fechsung ganzer Distrikte nach jenen Mustern, denen sie sich mehr oder weniger nähern. Die Inferno, Grumello und Peola di Sassella des Handels sind also drei Sorten guten Valtelliner Weines, welche hochberühmte Namen tragen, um auf gewisse unterscheidende Eigenschaften derselben hinzudeuten. Der Montagner ist, wie schon der Name sagt, ein in hoher Lage in Gebirgsgehegen gewachsener leichterer Wein. Auch von dieser Klasse giebt es mehrere Arten, deren einige sich bezüglich der Feinheit der Blume dem Sassella, andere durch ihre herbe Leichtigkeit dem Vilba-Wein nähern. Der letztere erhielt seinen Namen von einem Dorfe in der Nähe von Tirano, wo hauptsächlich Tischwein erzeugt wird.

Forzata ist der stärkste, theuerste, sich am längsten haltende dieser ganzen Familie von Weinen. Er wird vorzüglich in Tirano hergestellt und begiebt sich, wie sein besonderer Name sagt, von vornherein des Anspruchs, aus einer jener berühmten Weinlagen zu stammen. Forzato oder Sforzato, also „gestärkt“ oder „gekräftigt“ ist in der

That ein Wein, der einem gewissen künstlichen Prozesse unterworfen worden war. In Deutschland sagt man dafür „Strohwein". eine Bezeichnung, die schon auf die Methode seiner Herstellung hinweist. Es werden dazu die besten Trauben ausgesucht und acht bis neun Wochen lang in der Sonne — nämlich auf Stroh gelegt — getrocknet. Erst wenn die Beeren sich fast zu Rosinen verwandelt, werden dieselben ausgepreßt. Der Most enthält dann verhältnißmäßig viel Zucker und kräftige Fermente. Ein auf diese Weise gewonnener Wein bedarf mehrerer Jahre zur vollen Reife. Zuerst sehr süß, entwickelt er zuletzt eine höchst feine Qualität und Blume und schmeckt auf der Zunge rauh, fast sauer. Seine Farbe geht dabei aus einem tiefen feurigen Karmin in das Lohgelb des Portweins über, mit dem er überhaupt viel Aehnlichkeit hat.

Alter Forzato, der lange auf dem Faß und vielleicht drei Jahre in Flaschen gelagert hat, erzielt einen Verkaufspreis von mindestens sechs Francs, kann aber auch auf zehn Francs die Flasche zu stehen kommen. Der beste Sassella kostet selten mehr als fünf Francs. Guten Montagner und Grumello kann man schon für vier Francs haben, und Inferno von ausgewählter Qualität für sechs Francs. Der Mittelpreis alten Valtelliner Weines kann demnach auf fünf Francs angenommen werden. Das sind, wie hierzu bemerkt sei, die Hötelpreise für die Flasche.

Im Faß gekaufte Valtelliner Weine wechseln natürlich im Preise je nach ihrem Alter und dem Jahrgange. Ich habe gefunden, daß zweieinhalb bis dreieinhalb Francs per Liter ein annehmbarer Preis für auf Flaschen abgezogene Sorten ist. Der Wein von 1881 wurde zum Beispiel im folgenden Winter zu ein Franc fünf Centimes bis ein Franc achtzig Centimes das Liter abgegeben.

Bei den Graubündner Weinhändlern ist es üblich, gegen Ende der Weinlese das ganze Erzeugniß eines Weinberges von den Bauern zu erstehen. Sie gehen dann selbst oder schicken sachverständige Agenten, den Wein zu besichtigen und zu prüfen, schließen ihren Handel ab und verschließen dann die Keller, in denen das ganze Produkt aufbewahrt bleibt. Wenn dann Schnee gefallen ist, senden sie ihre eigenen Pferde mit Schlitten und verläßlichen Leuten über die Pässe, um alles heim zu führen. Gewöhnlich haben sie daneben eine Vertrauensperson in Tirano, dem Ausgangspunkte für die Heimfahrt, welche die Fässer schon nach diesem Platz geschafft und deren sorgsame Verladung überwacht. Länger bestehende Handelshäuser unterhalten Beziehungen immer mit denselben Bauern, denen sie ihr Erzeugniß regelmäßig abnehmen, so daß man von Lorenz Gredig in Pontresina oder Andreas Gredig in Davos Dörfli, von Fancoin in Samaden oder von Giacomi in Chiavenna stets besondere Weinspezialitäten, die Erzeugnisse gewisser Lagen, erhalten kann. Bis zu unseren Tagen ist dieser Weinhandel sowohl vonseiten der Käufer wie der Verkäufer immer einfach und ehrlich betrieben worden, und ein Hauptvorzug des Valtelliner Weines war von jeher dessen unzweifelhafte Reinheit. Wie lange dieser wünschenswerthe Zustand die langsame aber unaufhaltbare Entwickelung des Exports noch überleben wird, muß freilich dahingestellt bleiben.

III.

Bei dem lebhaften praktischen und theoretischen Interesse für das Erzeugniß des Valtellin, welches meine Wißbegierde nur weiter steigerte, beschloß ich diese Gegend zu einer Zeit zu besuchen, wo der Wein von da versandt wurde. Es war im Winter 1881—82, einem Winter von unvergleichlicher Schönheit in den Hochalpen. Tag auf Tag verrann damals ohne das kleinste Wölkchen. Eine Nacht folgte der anderen gleichmäßig mit glänzenden Sternen, welche über die klaren Profile der Bergzüge und über die Wälder mit dunklen, von keinem Windhauch bewegten Fichten hinzugleiten schienen. Eine günstigere Zeit konnte ich gar nicht erhoffen und benutzte dieselbe also auch in der Weise, daß ich zwischen Januar und März sechs Alpenpässe — den Flüela-, Bernina-, Splügen- Julier-, Maloja- und Albulapaß — im offenen Schlitten und mit weniger Schwierigkeit und Unannehmlichkeit mitten im Winter überschritt, als der Reisende sonst nicht selten im Juni zu überwinden hat.

Gegen Ende des Januar verließen mein Freund Christian und ich Davos vor Sonnenaufgang und klommen vier Stunden lang durch die endlosen Schneetriften der Flüela in kaltem düsterem Dämmerschein empor. Das Sonnenlicht schien uns ordentlich aus dem Wege zu gehen. Es floh vor uns längs der Schlucht, durch die wir uns abmühten, tauchte nieder, um die obersten Spitzen der Fichten über unserem Haupte zu berühren; lag in goldener Ruhe auf dem Schiahorn hinter uns; spielte neckisch hier und da über das Weißhorn zu unserer Linken und ließ die Abhänge des Schwarzhorn zu unserer Rechten hell erglänzen. Unseren Pfad selbst erreichte sie aber nie, wenigstens nicht bevor wir den eigentlichen Gipfel des Passes erreichten. Dann ging's weiter in der vollen Pracht des Wintermorgens — ein ruhiger Strom von Sonnenstrahlen durchdrang die kristallklare, kalte, unbewegte Luft. Weiße Spitzen und dunkelbraune Felsen stiegen empor und bildeten scharfgeschnittene Lichtbilder an dem fast purpurblauen Himmel. Eine Ruhe und Stille, die jeder fühlen mußte, lag über der ganzen Welt vor uns ausgebreitet; diese Stille hatte aber nichts trauriges an sich und trug nicht den Stempel abgestorbenen Lebens. Es erschien vielmehr wie die Ruhe ungestörten Wohlergehens, der alles vermögenden, aber nicht in Anspruch genommenen Kraft.

Von der Hochspitz der Flüela senkt sich die Straße wie mit einem Sprung nach dem Thale des Inn hinab, folgt dabei einem schmalen Karnies, der aus der glatten Schneeschlucht ausgeschnitten ist, und hängt selbst ohne Schutzwand oder Geländer tausend Fuß oder mehr über dem brodelnden Strome. Die Sommerfahrstraße liegt in Schneetriften vergraben; die Galerien, erbaut zum Schutze gegen Lawinen, welche von den furchtbaren, nackten Höhen hernieder donnern, sind vom Schnee verschüttet. Nur der obere Theil ihrer nutzlosen Bogendecke steht noch offen, während wir über sie oder neben ihnen hin über Pfade weggleiten, welche Pferd und Führer nur aus Instinkt als gangbar erkennen. Ruhig wie eine Fliege längs des schrägen Daches eines Hauses hinunterkriecht, so gleiten wir thalabwärts, der kleinste Theil von dem beschwingten Schweife einer Lawine würde uns, gleich

einer Fliege, in den gähnenden Abgrund und ins Verderben stürzen. Gerade dieses Jahr war aber auf den hohen Bergen wenig Schnee gefallen, und was davon da oben lag, hatte der Frost gehärtet. Wir eilen also furchtlos und immer schneller aus dem Schneegefilde hinunter in die Wälder voller knorriger Kiefern und windzerzauster Fichten. Dann wird Süß erreicht, wo der Inn sein seichtes, mit Eisstücken beladenes Wasser durch ein ruhiges Dörfchen treibt. Das Wasser selbst erscheint sehr rein und grünlich; seine Gletscherquellen sind durch den Winterfrost verschlossen. Von Süß aus verloren wir wieder die Sonne und klommen nun in schimmernder Dunkelheit und andächtiger Stille, von der zunehmenden Kälte des Abends durchbebt, vier Stunden lang aufwärts nach Samaden.

Der nächste Tag galt einem Besuche der Winterkolonie zu San Moritz, wo das Kulmhôtel, welches jetzt nur zwanzig Gäste beherbergte, bei seiner Größe mehr den Eindruck eines vornehmen Landsitzes machte. Einen der reizendsten Erdenwinkel bildet die Eisbahn, die Herr Caspar Badoutt mit ebensoviel Geschick und Geschmack auf einer hohen Terrasse angelegt hat, welche durch ihre Lage das Thal des Inn und die mächtigen Bollwerke der Bernina beherrscht; die sich von dem blendenden Weiß der Landschaft scharf abhebenden Gestalten der Schlittschuhläufer flogen unter wolkenlosem Himmel scherzend nach dieser oder jener Richtung hin. Kein Windhauch war zu spüren und wohlthuendes warmes Sonnenlicht füllte das unermeßliche Luftmeer. Erst als der Tag zur Neige ging, bedeckten einige irisirende Wölkchen den Westen, und genau über Maloja schien das Auftreten sogenannter Nebensonnen rings eines kreisrunden Streifens von opalem Licht — der in regelmäßigen Zwischenräumen von vier hellen Kugeln unterbrochen wurde — auf einen bevorstehenden Witterungswechsel hinzudeuten. Zum Glück erwiesen sich diese Anzeichen dies Mal als trügerisch. Wir fuhren durch die schweigende Schneelandschaft zurück nach Samaden, und ergötzten uns an den rosa-safranfarbenen und violetten Tinten, welche eine Stunde lang die weiße Einöde des Alpenwinters zu verschönern pflegen.

Nach einhalbacht Uhr am nächsten Morgen erhob sich die Sonne über den Piz Languard, als wir den Inn überschritten und in vollem Lichte durch Pontresina zogen, mit seinen vornehmen, jetzt ganz leeren Hôtels, während sich auf den Straßen auch nur sehr wenig Ortsbewohner erblicken ließen. Diejenigen, welche das Engadin nur im Sommer kennen, haben nur eine geringe Vorstellung von dessen Schönheiten. Gerade der Winter mildert die harten Details der nackten Felsen, rundet die melancholischen, grasloſen Berggelände ab, hängt flammende Eiszapfen an jede Kante und verstreut glitzernde Kristalle über die weiten Schneeflächen. Die Landschaft gewinnt an Klarheit und, was vielleicht unglaublicher klingt, an Zartheit, während sie an Großartigkeit nicht verliert. Ließ man an jenem Morgen den Blick das Thal der Morteratsch hinaufschweifen, so schimmerte die grünliche und saphirblaue Farbe der Gletscher deutlich durch die leichte Schneedecke derselben und die höchsten Gipfel stiegen in durchsichtigem amethystfarbenen Lichtschein unter einem blauen, mit den leichten Federn einiger Windwolken gestreiften Himmelsgewölben empor. In Italien

mochte wohl ein Sturm die Atmosphäre aufgewühlt haben, denn gespenstergleiche Nebelgestalten umwallten gelegentlich die Sonne, hingen sich als Schleier an die Bergkuppen und zerschmolzen unbemerkbar in der Luft, bis sich, nachdem wir die Region der Kiefern unter uns hatten, der reine tiefblaue Himmel über der ganzen Landschaft ausbreitete. Diese ganze Hochlandwildniß ist jetzt ansprechender als im Sommer; und an dem Morgen, von dem ich schreibe, war die Luft selbst wirklich fast sommerlicher als ich sie sonst im Engadin während des August gefunden habe. Wir konnten kaum die Hand auf das Holzwerk des Schlittens halten, so stark war dasselbe von der direkten Bestrahlung der Sonne erwärmt. Und doch herrschte in der wunderbar klaren Atmosphäre ein stiller dichter Frost. Wie um den merkwürdigen Eindruck dieser Kontraste noch zu erhöhen, war die Schneeschicht auf dem Erdboden noch gesprenkelt mit rothen Tropfen, die aus den Weinfässern gesickert waren, welche auf diesem Wege transportirt wurden.

Der Hauptcharakterzug der Bernina — der das Ueberschreiten derselben im Sommer etwas mühsam, im Winter aber unvergleichlich reizvoll macht — ist deren Breite; unbegrenzte Strecken wellenförmiger Schneewege, weit offener Himmel, unterbrochene weiße Linien, welche sich in sanften Bogen von glitzernden Eisgipfeln hinabziehen. Ueber den gefrorenen Seen hängt hier und dort ein Gletscher in der Luft, der mit seinen bläulichen Eismassen in blendendem Lichte glänzte. Der Piz Palu schaut hernieder ins Thal wie bearbeiteter Marmor, der von weichem, zartem, blau durchscheinenden Luftschatten geädert ist. Auf dem Gipfel des Passes scheint sich ganz Italien dem Auge aufzudrängen in jenen schroffen, zusammengedrängten Bergreihen mit den felsigen Kämmen, auf denen der Mittagssonnenschein eine pflaumenblaue Tinte hervorzaubert, als wäre ein Reif, wie er auf Pflaumen oder Weintrauben liegt, über dieselben gegossen, der ihre gezackten Abhänge emaillirte.

Der oberste Theil der Bernina zeigt sich im Winter nicht immer so freundlich. Er ist sogar berüchtigt wegen der Wuth der hier hausenden Stürme, wenn der frisch herabwirbelnde Schnee sich mit dem durch den Wind von den Schneewehen losgerissenen mischt und die ganze weiße Masse sich gepeitscht von tollem Wirbelwind fortwälzt. Dann bleiben die Reisenden zuweilen tagelang durch Unwetter in dem Hospiz selbst zurückgehalten, in dem eine Linie dicht unter dem Dache noch zeigt, wie tief das Gebäude selbst noch vor wenigen Jahren einmal von dem winterlichen Leichentuche verhüllt gewesen war. Am heutigen Morgen frühstückten wir gleich am Thore, während die Pferde rasteten und Kutscher und Kärrner in valtelliner Wein einander Bescheid thaten.

Weiterhin sinkt die Straße plötzlich sehr tief hinunter ohne Rücksicht auf den sorgsam in Stand gehaltenen Postpfad. Zu dieser Jahreszeit zeigt der Weg infolge des Weintransports vielfache Hervorragungen und tief eingesenkte Gleise. An manchen Stellen war er geradezu gefährlich; eine schmale Eisschicht begrenzte da an der Oberfläche die gefrorenen Schneebänke, welche an der Seite hunderte von Fuß tief schroff herabfielen. Wir glitten zum Glück niemals über

diese leichte Brustwehr hinaus, wenn wir auch öfter kaum noch einen Zoll davon entfernt waren. Wäre unser Pferd einmal gestrauchelt, so glaub' ich kaum, daß ich heute noch diese Zeilen hätte schreiben können.

An den Galerien, welche die Straße vor den Lawinen schützen sollen, angelangt, sahen wir vor uns einen Zug von über vierzig Schlitten heraufkommen, die alle mit valtelliner Wein beladen waren. Unser Kutscher hielt sich an der inneren Seite der Galerie, zwischen massiven Säulen reinen Eises, welche von der rohbehauenen Decke und den felsigen Wänden herabhingen. Eine Art offener Loggia, die aus einer Klippe weiter vor uns geschnitten schien, ließ die Vignetten der valtelliner Gebirge mit ihren tiefblauen Schatten und greller Sonnenbeleuchtung erkennen. Zwischen uns und jener Fernsicht glitten die Schlitten herauf, und als wir aufeinander stießen, boten uns die Männer einen Schluck aus ihren Trinkettis. Es sind das längliche, sechskantige Fäßchen von etwa vierzehn Liter Inhalt, die der Kärrner sich vor dem Aufbruch aus dem Valtellin füllt, um sich auf der Heimreise zu laben. Man hält diese mit beiden Händen und läßt nach Entfernung des Spundes die Flüssigkeit stromweise in die Kehle hinablaufen. Das ganze bildete eine außergewöhnliche Prozession zu Ehren Bacchus', eine Art Festfeier, welche, wenn auch unbekannt an den Ufern des Ilissus, doch die Gottesnatur des Dionysos unzweideutig versinnlichte. Unruhige Pferde, welche auf dem überreiften Boden mit den scharfen Hufeisen scharrten, hochgewachsene, schon halb betrunkene Treiber, die einen mit italienischen Lammfellen bekleidet, die anderen Bauern und wie Bären erscheinend, in rohem graubündner Hausgewebe; Fässer, aus denen der blutrothe Inhalt auf den Schnee tropfte; Begrüßungen, Umarmungen; das Patois von Bergamo, von romanischen und deutschen Lauten, die unter dem niedrigen Gewölbe und den fast klingenden Eispfeilern ertönten; strömende Libationen zu Ehren des neuen, kräftigen valtelliner Weines — das alles ergänzte sich zu einer seltsamen Scene von Ausgelassenheit und mannhafter Arbeit, wie ich eine solche unter solch' ungebundenen Verhältnissen nirgends wieder erlebt habe. Aus Davos waren verschiedene mit hier, zum Beispiel die Leute von Andreas Gredig, von Valär und anderen. Alle begrüßten Christian und zwangen uns fast, einen Schluck aus ihren unhandlichen Gefäßen zu trinken. Dann ging es wieder schweigend, knurrend, schimpfend und gedrängt weiter. Durch den langen Gang, der alles zum taubwerden wiederhallte — während der schimmernde Kristall der aufstrebenden italienischen Berge in ihrem Winterkleide zu dem wilden bacchantischen Lärmen des Zuges einen Hintergrund voll stiller Schönheit bildete.

Wie wenig bedenken die Gäste, welche in St. Moritz oder Davos über den valtelliner Wein gelegentlich das Gesicht verziehen, auf welch' beschwerliche Weise sie diesen nur erhalten können. Bei der Bergfahrt kann ein Schlitten kaum mit mehr als dreihundert Litern belastet werden, und diese Fracht muß, je nach dem Zustand der Straße, oft wiederholt von dem Wagen auf die Pferde und umgekehrt verladen werden, ehe das Ziel erreicht wird. Ein Kärrner besorgt gewöhnlich zwei Pferde und folglich auch zwei Schlitten und Frachten,

wobei er die Thiere mehr durch Zurufe und Geſten, als durch Zaum und Zügel antreibt. Wenn ſie vom Valtellin ausziehen, ſuchen die Kärrner den Paß gewöhnlich in Trupps zu überſchreiten, damit ſchlechtes Wetter oder ein Unfall ſie auf der Straße wenigſtens nicht einzeln und hilflos betreffen kann. Zur Nacht raſten ſie höchſtens drei Stunden, denken aber ſelten an Schlaf, ſondern verbringen dieſe Zeit ſchwatzend und trinkend. Die Pferde werden gefüttert und mit Streu verſehen, aber auch für dieſe iſt die Raſt in der Nacht nicht viel mehr als eine kurze Pauſe zum Freſſen. Bei ſchönem Wetter iſt die Paſſage über das Gebirge nicht ſchwer, ſondern nur ermüdend. Aber wehe Mann und Roß, wenn Stürme ſie überfallen! Nicht wenige derſelben kommen in den Päſſen ums Leben, und häufig bleibt ihnen kein anderes Rettungsmittel, als die Pferde abzuſpannen, die Schlitten einfach ſtehen zu laſſen und ſelbſt nach einem Obdach zu ſuchen, das ſie doch oft erſt halb erfroren, nach ſtundenlangem Kampfe mit dem furchtbarſten Schneetreiben, auffinden. Der Wein ſelbſt gefriert oft zu einer feſten Maſſe roſafarbenen Eiſes, bevor er nur Pontreſina erreicht. Für junges Gewächs entſteht daraus kein Nachtheil, wohl aber können alte Weine, die ſchon mehrere Jahre gelagert haben, ſehr ſtark davon leiden. Die Gefahren der Reiſe werden überdies durch die Wildheit der Treiber eher noch geſteigert. Zwiſchen Leuten aus rivaliſirenden Diſtrikten kommt es zu allerhand Eiferſüchteleien, und man findet nicht ſelten Leute, welche den ganzen Weg hinab von Flüela, Hoſpiz bis Davosplatz mit Meſſern und Steinen, mit Hammern und Hacken, mit Knütteln und zerbrochenen Radſpeichen gekämpft, den Schnee mit ihrem Blute gefärbt haben und welche geſprungene Schädel, zerbrochene Gliedmaßen und außerdem noch bewußtloſe Kameraden heimbringen zu ihren Weibern, um ſich wochenlang nothdürftig ausheilen zu laſſen.

Bacchus Alpinus geleitete ſeinen Zug von uns weg nach Norden, während wir in der Galerie ſüdwärts weiter zogen. Bald zeigte ſich, daß der Kutſcher und der Führer vollſtändig berauſcht waren. Die tolle Jagd hinab auf dem gefrorenen Wege, begleitet von Geſchrei, von Jauchzen und Peitſchenknallen, brachte uns manchmal in ernſte Gefahr. Dennoch kamen wir heil und geſund in La Roſa an. Das iſt ein liebliches, vereinſamtes Plätzchen neben rauſchendem Waſſer, zwiſchen grauen Granitwänden, die mit Pechtannen und Rhododendrons bedeckt ſind; eine wirkliche Roſe von Jericho in der Wüſte. Die kahlen Höhen von Bernina erheben ſich darüber und rundherum lagern einige der abſchreckendſten ſcharfzahnigen Spitzen, die ich jemals ſah. Vorwärts durch den ſtillen Schnee glitten wir im unerbittlichen Sonnenſchein durch offene Thäler und Fichtenwaldungen, vorüber an den Räuberhütten von Piſciadella, bis wir mit einbrechendem Abend im Gaſthaus an der Landſtraße zu Poſchiavo einkehrten.

IV.

Die Schlittenbahn war in Poſchiavo zu Ende, und als wir am folgenden Tage mit der erſten Morgenſonne wieder aufbrachen, geſchah es in einem Gefährt auf Rädern. Aber auch hier befanden wir uns ſonſt noch im vollen Winter. Jenſeit Le Preſe zeigte ſich der

See mit glatter, dunkelblauer Eisfläche bedeckt, die ebenso jede Spitze und Spalte der Berge wiederspiegelt, wie sie die Unterwasserfelsen zeigte und da und dort die Pflanzen am Grunde noch durchscheinen ließ. Die glitzernde Fläche erstreckte sich auf unabsehbare Weite hin, aber ohne einen Schlittschuhläufer, der hier die geheimnißvollen Höhlen am Ufer hätte bequem erforschen oder das schräg einfallende Sonnenlicht durchstreifen können, das durch die Spalten des überhängenden Felsgesteins quoll. Nahe dem Ufer schimmerten die Eistafeln hier und da in allen Farben des Regenbogens, gleich dem Farbenstaube des Schmetterlingsflügels unter dem Mikroskope, da hier das Licht auch in die ausgezackten oder schräg verlaufenden Risse eindrang, welche das sonst solide Kristall äderten. Vom See aus senkt sich die Straße plötzlich auf beträchtlicher Strecke durch eine enge Schlucht, wobei sie einem Bergbache folgt, der zwischen Granitblöcken dahinbraust. Nun treten edle Kastanien an die Stelle der Fichten. Die sonnigeren Terrassen sind mit Tabak bepflanzt, und in niedrigeren Lagen erscheinen stellenweise Weingärten. Man gelangt endlich zu einem großen, rothen, die Straße quer abschließenden Thore, welches die Schweiz von Italien scheidet und wo der Ausgangszoll für den Wein erlegt wird. Das italienische Wachthaus ist romantisch über dem wirbelnden Wasser gebaut. Zwei höfliche und elegante finanzieri saßen in die Uniformmäntel gehüllt und Novellen lesend in der Sonne, als wir daselbst anfuhren. Während sie sich den Anschein gaben, als untersuchten sie sorgsam unser Gepäck, entschuldigten sie sich gleichzeitig mit freundlichem Lächeln — sie erfüllten offenbar eine ihnen unangenehme Pflicht.

In kurzer Zeit gelangten wir nun nach dem ersten Dorfe in Valtellin, wo sich die Straße nordwärts nach Cormio und dem Stelvio-Paß, und südwärts nach Sondrio und der Lombardei gabelt. Es ist das ein kleiner, unter dem Namen La Madonna di Tirano bekannter Weiler, aufgewachsen rings um eine wunderschöne Wallfahrtskirche mit großem lombardischen Glockenthurm, der von mehreren Reihen von Pfeilerfenstern durchbrochen, in eine wunderliche Spitze ausläuft und einen phantastischen, der Frührenaissance angehörigen Kuppelbau überragt. Im ganzen betrachtet, bildet das Bauwerk ein reizendes Stückchen Architektur, vorzüglich auch wegen seiner malerischen Lage zwischen den schneebedeckten Granithäuptern des Valtellin. Der Ueberlieferung nach wurde die Kirche dereinst auf besondere Veranlassung der Madonna errichtet, um der ketzerischen Hochflut, die sich vom Engadin herunterwälzte, Einhalt zu thun, und im Jahre 1620 schaute die Bronzestatue des heiligen Michael, welche noch heut ihre Schwingen weit über die Kuppelwölbung breitet, auf die von dem Patrioten Jacopo Robustelli geleitete Niedermetzelung von 600 Protestanten und Fremden herab.

Von Madonna aus führt die Straße thalaufwärts durch eine enge Pappelallee nach dem Städtchen Tirano. Wir befanden uns nun in dem Bezirke, wo der Forzato hergestellt wird, und jeder Weingarten hier hatte seinen Namen und seine Geschichte. In Tirano begaben wir uns nach dem Hause eines alten Freundes der Buolschen Familie, Bernardo da Campo, oder, wie die Graubündner

ihn nennen, Bernard Campbell. Ihn fanden wir in einem großen, düstern, dürftig ausgestatteten italienischen Zimmer mit seinem Sohne und seinen Enkeln bei Tische. Es möchte sehr schwer sein, einen mehr typischen alten Schotten aus den Niederlanden aufzufinden als diesen Mann mit seinem klaren, scharf geschnittenen Gesicht, den glänzendbraunen Augen und dem weißen, unter breitkrämpigem Hut hervorquellenden Haar. Er hätte recht wohl einem Maler als Modell dienen können zu dem Porträt eines Covenanter, nur daß seinen Zügen jede Härte abging, oder zu einer Illustration in Burns' „Cotter's Saturday Night". Seine aus gerader Ehrlichkeit und Schlauheit gemischte Erscheinung mit einer Andeutung trocknen Humors war vollkommen schottischer Art; und wenn er nach der Schnupftabaksdose griff und Geschichten aus vergangenen Tagen erzählte, konnte ich mich kaum enthalten, ihn nach — seinem Podagra zu fragen. Hierbei sei erwähnt, daß es in Graubünden eine weitverzweigte Familie Campell oder Campbell giebt, welche — unverbürgterweise — ihren Ursprung von einem schottischen Protestanten aus Zwinglis Zeit herleitet; eben das legte mir besonders die Vorstellung nahe, in unserm Freunde Bernardo ein bemerkenswerthes Beispiel von Atavismus gefunden zu haben. Was er genauer wußte, beschränkte sich darauf, daß sein Urahn ein Fremder gewesen sei, der vor zwei Jahrhunderten über die Berge nach Tirano gekommen.*)

Der alte Herr ist ein bedeutender Weinhändler. Er schickte uns mit seinem Sohne Giacomo durch einen langen unterirdischen Gang in seine Kellereien, wo wir verschiedene Sorten valtelliner Wein kosteten — vorzüglich den neuen, erst vor wenigen Wochen bereiteten Forzato, der Süßigkeit mit Kraft bei leichtem Mousseux verbindet. Das war so recht ein Wein, einen Polyphem in Versuchung zu führen, und ganz geeignet, auch einem Riesen den Kopf zu verdrehen. Von Tirano aus und nochmals durch die Pappelallee von Madonna fuhren wir das Thal hinunter längs der Weingelände von Villa und durch das ausgedehnte Gebiet von Sassella. Hier und da an den Wirthshäusern der Landstraße haltend, wurde ein Glas eines besonderen Gewächses gekostet, und überall schien es, als ob Gott Bacchus daselbst heimisch wäre. Das ganze Thal längs der rechten Seite der Adda bildet einen ungeheuren Weingarten, der in langen Reihen und Terrassen die Hügel bedeckt und die gebräuchliche italienische Bezeichnung teatro di Bacco rechtfertigt. Der Felsen hier besteht aus ursprünglich grauem Granit, der, wo er Wetter und Sonne ausgesetzt ist, eine mürrische braune und rothgelbe Färbung annimmt. Der Wein wird hier an Pfählen gezogen, nicht durch Holzgitter über Bäume geführt oder kreuzweise an Gestelle geheftet, wie das in Chiavenna oder Terlan Gebrauch ist. Jeden Vortheil der Berglage nutzt man aber geschickt genug aus; vorzüglich sind Ecken und Spalten beliebt, wo die Sonnenstrahlen von den Felswänden noch einmal zurück-

*) Der graubündnische Zuname Campbell mag wohl von dem romanischen Campo bello abgeleitet sein. Der Gründer des Hauses war aber ein gewisser Kaspar Campell, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Engadin die reformirte Lehre predigte.

geworfen werden. Das Erdreich scheint ziemlich tief zu sein und zeigt eine dunkelgelbe Farbe. Wo der Weinstock aufhört, wächst Reisigholz lustig empor, das sich zuletzt am kahlen Fels und im Schnee verliert. Einzelne Alpenhäuschen und Sennhütten, die sich schwach vom Hintergrunde abheben, beweisen, daß über den Weingärten noch etwas Hirtenleben herrscht. Pan schwingt da den Thyrsus mit der Fichtenspitze über dem rebenumrankten Dionysus.

Der Adda fließt majestätisch inmitten fetter Weiden hin und das Thal selbst ist nahezu eben. Das hübscheste Fleckchen ist vielleicht Tresenda oder San Giacomo, wo sich ein Paß von Edolo und Bresria die Hügel hinabschlängelt. Sonst kann das Valtellin selbst keinen großen Anspruch auf Schönheit der Scenerie erheben. Seine Hauptstadt Sondrio, wo wir zur Nacht aßen und eine besondere Weinsorte, il vino de' Signori Grigioni, tranken, ist nur in schlechtem italienischen Stile modernisirt.

V.

Im Gasthause La Maddalena zu Sondrio herrschte die ganze Nacht hindurch — es war die Zeit des Karnevals — das wilde Lärmen von Masken, Trinkern und Musikanten, und wir hatten am folgenden Morgen die größte Mühe, einige verschlafene Leute des Dienstpersonals zu erwecken, um nur eine Tasse Kaffee zu erlangen, ehe wir in der Kälte des Tagesgrauens weiter fuhren. Nur längere Erfahrung bestätigt den ersten Eindruck, daß die Kälte eines italienischen Winters durchdringender ist, als jede Kälte anderswo. Als wir in schwerer Postkutsche aus Sondrio hinausschwankten, konnte ich mich lebhaft nach Radicofani oder in die Alpenwelt Limas zurückversetzt fühlen. Der Frost war geradezu schneidend; auch Pelzkleidung würde nicht gegen ihn geschützt haben, und wir hätten uns wirklich lieber auf der Bernina im offnen Schlitten, als hier in dem verschlossenen kalten Coupé sitzen sehen. Jetzt passirten wir Grumello, den zweitgrößten der berühmten Weinbezirke, und fuhren endlich, immer die weiße Masse des Monte di Disgrazia vor Augen, in Morbegno ein. Hier endigt der eigentliche valtelliner Weinbau, obgleich auch wahrscheinlich schon viel gewöhnlicherer Wein von dem geringeren Gewächs dieser Lagen herstammt.

Es war neun Uhr vorüber, als wir Colico erreichten und im Sonnenlicht den Comersee vor uns glitzern sahen — daneben blendende Schneehüllen auf allen Bergen, welche sonst dürr und braun erschienen wie abgestorbenes Buchenlaub. Unsere Bacchusfahrt war zu Ende; es gehört nicht hierher, noch eingehend zu schildern, wie wir den Splügen überschritten, niedergegangene Lawinen in niedrig gewölbten, aus soliden Schneemassen ausgeschnittenen Gängen passirten und in unserem Schlitten fast senkrechte Schneeflächen in einer Weise hinunterflogen, welche keiner, der jemals diesen Platz von der italienischen Seite aus im Winter überschritten hat, vergessen dürfte. Wir verließen die Zufluchtsstation auf dem Gipfel gleich im Anschluß an einen Wein-Schlittenzug und sausten in wilder Flucht noch an demselben vorbei. Zurückblickend, sah ich noch zwei Pferde des Zuges straucheln und kopfüberstürzen, und leider wurde bei einem dieser Un-

fälle auch ein Mann schwer verletzt. Bei der ersten scharfen Neigung des Schlittens vornüber in den Schnee geschleudert, rollten Schlitten und Weintonne wie eine Gartenwalze über ihn weg. Wäre sein Lager nicht von Schnee gewesen, so wurde er sicherlich zermalmt und getödtet; aber auch so bot er, bei der endlichen Ankunft in Splügen einen bejammernswerthen Anblick.

VI.

Wenn auch nicht ganz im Zusammenhange mit dem Thema des Vorhergehenden, seien diese Bilder von Winterwanderungen in den Hochalpen doch mit einer Episode geschlossen, welche recht greifbar die unerwarteten Wechselfälle bei solchen illustrirt.

Es war schon ziemlich spät im Monat März und fast jede Bergstraße für Wagen gangbar. Mit der Bahn eben in Ragatz angekommen, erwartete uns daselbst schon ein Wagen mit vier Pferden. Wir verwendeten jedoch noch einen Tag zu Besuchen bei mehreren vornehmen Graubündner Familien in Mayenfeld und Zigers, und erquickten uns an dem warmen Sonnenschein, der die Felder schon mit Primeln, Veilchen, Anemonen, blauen Meerzwiebeln und anderen Frühlingsblumen geschmückt hatte. In Chur nahmen wir Nachtquartier und fuhren am nächsten Morgen schon zeitig nach unserem Ziele Davos ab. In der Nacht war ein ungünstiger Witterungsumschlag erfolgt. Es wehte ziemlich heftig, der zuerst fallende feine Regen verwandelte sich bei bitterkaltem Nordwind bald in Schnee. Die Fahrt über die traurige Haide von Lenz war ebenso schön als gefährlich. Inzwischen erreichten wir den Ort Wiesen, wo alle Wälder schwer mit Schnee beladen, alle Straßen tief verweht waren, der uns also, mit einem Wort, noch die volle Winterscenerie der vorhergegangenen Monate zeigte.

In Wiesen hätten wir bleiben sollen, denn schon brach der Abend heran; bei gewöhnlicher Witterung nimmt die Fahrt von Wiesen nach Davos jedoch nur zwei Stunden in Anspruch, und da unser Kutscher keinen Einwand gegen die Fortsetzung der Reise erhob, seine vier Pferde ja auch nur eine verhältnißmäßig leichte Last zu ziehen hatten, so bestellten wir telegraphisch in Davos ein Nachtmahl und fuhren zwischen fünf und sechs Uhr weiter.

Zunächst mußte eine tiefe Schlucht passirt werden, durch die ein Bergstrom sich sein Bett aus dem Kalkstein gebrochen hat. Die Straße verläuft entweder längs dessen Rande oder ist durch Felsen gehauen. Wegen der Lawinen, welche diese Gegend von den Bergen daneben häufig überschütten, führen diese Tunnels den Namen „Züge" oder „Schneepfade". Als wir in die Thalschlucht kamen, wurde es schon dunkel, die Pferde zogen nur mühsamer an und es zeigte sich bald, daß unser tiroler Kutscher völlig betrunken war. Er warf uns durch zu scharfe Wendungen des Wagens zweimal beinahe um, fuhr an Telegraphenstangen und Felsvorsprünge an, berührte fast das steile Ufer des Bergstroms an Stellen, wo keine Brustwehr angebracht war, und, das Schlimmste von allem, wollte auf keinen Fall gutmüthig vom Bocke weichen. Allmählich war es ganz dunkel geworden und heulend brauste ein augenblendender Schneesturm durch die Thalschlucht.

Endlich brachten wir den Wagen ganz zum Stehen und arbeiteten uns durch feuchten, tiefen Schnee vorwärts bis zu einigen halbverfallenen Holzhütten, die frühere Wohnung von Grubenarbeitern, die mit sonderbarer, wohl unbewußter Ironie den Namen „Hoffnungsau" erhalten hatte. Immerhin ist er nicht schlecht gewählt zu nennen; denn manche Reisende, die so wie wir in stürmischer Nacht aus der Lawinenschlucht flüchteten, mögen, wenn sie dieses Obdach erreichten, wohl ihre Hoffnung aufs neue belebt gefühlt haben.

Ein Licht war nicht zu entdecken; nichts darüber, darunter, dahinter oder an den Seiten als heulender Sturm und durch die Schlucht hinwirbelnde Schneemassen. Die Pferde wurden vom Wagen abgespannt; auf dem Wege nach der Stallung — zum Glück findet sich in diesen Bergregionen auch neben der ärmlichsten Wohnung allemal ein Stall — fiel das eine rückwärts gegen eine Wand und hätte sich fast das Rückgrat gebrochen. Hoffnungsau ist das ganze Jahr über bewohnt. In einem schrecklichen, auch als Küche dienenden dunklen Raume fanden wir eine Anzahl Waldarbeiter versammelt und hörten, daß außer den unsrigen noch zwei andere Pferde in einem Nebenstalle standen. Da kam uns der Gedanke, ob wir nicht den Rest der Fahrt mittels der Schlitten zurücklegen könnten, auf denen sie im Winter das Holz von den Bergen herunterschaffen, wenn nur Kohlenkasten oder irgendwelche Kasten, die auf dem Schlitten befestigt werden konnten, hier aufzutreiben waren, die dann hätten mit Heu gefüllt werden können. Wir waren nur vier Personen. Meine Frau und ein Freund von mir sollten den einen, ich mit meiner kleinen Tochter den andern einnehmen. Diese originellen Gefährte wurden in der That improvisirt, und nach zweistündigem Aufenthalt in Hoffnungsau fuhren wir nach halb neun Uhr glücklich weiter.

Kaum jemals habe ich eine durchdringendere Kälte empfunden, als bei dieser Fahrt. Schritt für Schritt nur gelangten wir durch die aufgethürmten Schneemassen. Oft schien der Weg gänzlich versperrt und ich mußte immer eine Petroleum-Stalllaterne hinaushalten, um die pfadlose Wildniß einigermaßen zu beleuchten. Mein Töchterchen lag vollständig in Heu begraben und schlief gesund mit einer dichten, weißen Schneedecke über ihr. Dabei schlugen die zu feinen Eisnadeln erstarrten Flocken uns ins Gesicht und der Wind blies so scharf, daß man nur mühsam athmen konnte. Mich schmerzte die Stirn wie bei einer Neuralgie von der Eismaske, die der Frost daran geklebt hatte. Nichts war zu sehen, als Millionen weißer Flöckchen, die in Kreisen um uns zu wirbeln schienen. Unfern dem Eingange des Dorfes trafen wir unsere Wirthsleute, die mit Laternen nach uns suchten. Ihre verwunderten ängstlichen Gesichter, als sie die Laternen über die schneeverhüllten Insassen der Kasten erhoben, die sie für todt halten mochten, waren wirklich sehenswerth. Schon hatte die elfte Stunde geschlagen, als wir endlich in warme Zimmer kamen und uns für den anstrengenden Tag durch ein heiteres Champagnersouper entschädigten. Pferde, Wagen und der betrunkene Kutscher kamen erst am nächsten Morgen nach Hause. Dr. H. K.

Die Duelle der Pariſer Journaliſten und Parlamentarier.

Von Eugen von Jagow.

Das Duell, welches ſo alt iſt wie das Menſchengeſchlecht mit ſeinen Rivalitäten, ſeiner Eitelkeit und ſeiner Selbſtſucht und nur in ſeiner mehr oder weniger chevalereſken Form und ſeinen mehr oder weniger primitiven Waffen im Laufe der Jahrhunderte ſich gewandelt hat, hat gerade in Frankreich von jeher einen ſehr fruchtbaren Boden gefunden. Der ureingeborene Kelte war raufluſtig, und dieſe Freude am Streit und der Austragung deſſelben durch die brutalen Mittel der Gewalt hat ſich auch auf den modernen Franzoſen übertragen, trotzdem in ſeinen Adern kein unvermiſchtes Blut mehr fließt. Eine Duellſtatiſtik auch nur des letzten Jahrhunderts, indem ſich der dritte Stand emanzipirt und frei entwickelt hat, würde ganz ungeheure Ziffern ergeben.

Die Thatſache ſteht mit dem eigenartigen Ehrbegriff der Franzoſen im innigſten Zuſammenhange. Derſelbe kommt in ſeiner Aeußerlichkeit übrigens nicht nur im Zweikampf zum Ausdruck, ſondern, in entſprechend modifizirter Form, im geſammten geſellſchaftlichen Leben, das von der Konvenienz mehr, als irgend ſonſt, beherrſcht wird. Nur ein Beiſpiel! In Augiers „Fourchambault“ iſt Marie Letelliers Ruf durch den jungen Leopold Fourchambault kompromittirt. Trotz ihrer Unſchuld und trotzdem ſie ihn nicht liebt, will ſie ihr eigener Liebhaber, der Muſterheld des Stückes, zu einer Ehe mit demſelben zwingen, lediglich um dem franzöſiſchen Ehrbegriff Genüge zu thun. Wie man dieſem im Stück willig das Lebensglück eines jungen Mädchens opfern will, ſo im Duell ſeine heiligſte Ueberzeugung, ſeine perſönliche Ehre, ſeine Familie, ſein Vaterland. Eine ſolche Auffaſſung mag im erſten Augenblick paradox erſcheinen, aber verſuchen wir es, ſie an einem beliebigen Beiſpiele zu erläutern.

Der Kriegsminiſter Boulanger bezeichnet im Senate einen vom Herzog von Aumale an den Präſidenten der Republik geſchriebenen Brief als „unverſchämt“. Baron Lareinty ruft demſelben zu: „Sie ſind ein Feigling!“ und der Beleidigte ſchickt dem Beleidiger, offenbar

um seinen Muth zu beweisen, seinen Kartellträger. Wie liegt die Sache? Der Minister hat lediglich als Vertreter der republikanischen Regierung, gewissermaßen im Namen der Republik gesprochen, es beliebt einem seiner politischen Gegner, ihn deßhalb persönlich anzugreifen, und sofort erniedrigt er sich bis zu dessen Niveau, und denkt nur noch an sein eitles Ich, obgleich er weiß, daß sein Tod oder seine Verwundung der einer stetigen Ausbildung so bedürftigen Armee und damit der Sache des Vaterlandes erheblichen Schaden zufügen würden.

Freilich mag sich der französische Kriegsminister gesagt haben, daß bei einmaligem Kugelwechsel und bei einer Entfernung von fünfundzwanzig Schritten die Lebensgefahr nicht eben groß sei, daß es sich nur um ein Scheingefecht „für die Galerie" handele, um ein Wort des großen Duellanten Rochefort zu gebrauchen. Aber gerade dieser letztere Umstand, diese Entartung des modernen Duells zur Spiegelfechterei und zu einem Reklamemittel, ist für die Gehaltlosigkeit und für die Oberflächlichkeit des französischen Ehrbegriffs besonders kennzeichnend. Man schlägt sich auch in anderen Landen, aber dann handelt es sich doch meist um eine ernstere Ursache und um einen ernsthaften Kampf. Wir kommen auf diesen Punkt im Laufe unserer Betrachtungen noch zurück.

Unter den französischen Duellen nimmt das der Journalisten und Parlamentarier die öffentliche Aufmerksamkeit natürlich am meisten in Anspruch, und zwar aus dem guten Grunde, weil die Reklametrommel für sie am ausdauerndsten gerührt wird und sie ja ohnehin der Oeffentlichkeit am meisten angehören. Ein Blick auf die französische Literatur lehrt, eine wie bedeutsame Rolle es in der Gesellschaft spielt. Obgleich es sich zur Lösung der Konflikte nicht mehr eignet, als das Schwert Alexanders zur Lösung des gordischen Knotens, wird es doch beständig dazu verwerthet, so beispielsweise in der „Fremden" oder in den „Effrontés", in welchen sich ein Journalist nach einer Schramme von der Hand eines Marquis sehnt, wie dereinst ein Page nach dem Ritterschlage. Die Verhältnisse haben sich freilich seit der Zeit, da jenes Stück im Hause Molières seine erste Aufführung erlebte, bedeutend verändert, aber selbst noch in Gondinets „Christiane" wird das Duell mit einem vornehmen Manne als ein zweckmäßiges Mittel zur Beschleunigung der Laufbahn angelegentlichst empfohlen. Letzteres gilt auch heute noch, nur daß es nicht mehr darauf ankommt, ob der Gegner einen Stammbaum besitzt. Wofern man nur das Glück hat, einen Clémenceau, Rochefort oder Boulanger zum Gegner zu haben, so ist man bald ein gemachter Mann und ein Abglanz von ihrer Ruhmesaureole schmückt auch unseren Scheitel.

So oft das Duell in der französischen Literatur verwerthet wird, so selten wird es darin verurtheilt, so beispielsweise in dem bekannten Girardinschen „Le Supplice d'une femme", einem Werke, das der Dichter bald nach seinem für Armand Carrel tödtlich verlaufenden Duelle schrieb. In der That hat er seit jener Stunde nie mehr eine Herausforderung angenommen oder ergehen lassen. Der tragische Ausgang des Zweikampfes, der damals noch ernst genommen wurde, hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht.

Aehnlich wie Girardin nahm auch der Marschall Soult keine

Herausforderung an. In seiner Eigenschaft als Kriegsminister hatte er dem General Hulot den Abschied ertheilt und war von diesem gefordert worden. „Sie vergessen", soll er ihm geantwortet haben, „daß ich mich nur noch mit Kanonen schlage." Ein schönes Beispiel persönlicher Entsagung und eines Pflichtbewußtseins, das dem jüngsten Kriegsminister Frankreichs in demselben Maße leider nicht eigen zu sein scheint.

Das älteste Duell, von dem in der Geschichte des französischen Parlaments berichtet wird, ist dasjenige, welches am 11. August 1790 zwischen Cazalès und Barnave stattfand. Man schlägt sich in dem für derartige Zwecke heute nur noch selten gewählten Boulogner Gehölz. Während des Pistolenduells entwickelt sich zwischen den Gegnern, was ebenfalls gegen die heutige Sitte verstoßen würde, ein sehr merkwürdiges Gespräch. „Ich wäre unglücklich", sagte der eine, nachdem er den andern zweimal verfehlt hat, „einen so ritterlichen Mann zu tödten, aber Sie sind uns in der Nationalversammlung entsetzlich lästig und ich möchte Sie für einige Zeit von der Tribüne entfernen." Die Antwort ist außerordentlich witzig und satirisch: „Ich bin edelmüthiger, als Sie. Ich möchte Sie kaum berühren, denn Sie sind der einzige Redner Ihrer Partei, während man in der meinen meine Abwesenheit kaum bemerken würde."

Noch merkwürdiger ist das Duell Lameth-Castries, allerdings weniger um seines Verlaufes willen — Lameth wurde schwer verwundet — als um seiner Folgen willen. Eine erboste Menge zerstörte nämlich das Schloß des Siegers, und da dieser gedroht hatte, er werde allen hervorragenden Mitgliedern der Volkspartei dasselbe Schicksal bereiten, wie Lameth, bildete ein gewisser Boyer sogar eine Gesellschaft von fünfzig vorzüglichen Fechtern und Schützen, welche jede Beleidigung der Bedrohten als eine persönliche auffassen und der Gewalt die Gewalt entgegensetzen sollten.

Es fehlt leider der Raum, die berühmtesten Duelle zwischen Journalisten, Parlamentsmitglieder und Diplomaten auch nur aufzuzählen. Aufs gerathewohl seien daher einige derselben herausgegriffen, so das zwischen dem berühmten General Bugeaud und dem Deputirten Dulong. Man stellte die Gegner in einer Entfernung von vierzig Schritten einander gegenüber. Jeder hatte das Recht, vor Abgabe des Schusses zehn Schritte vorzugehen. Bugeaud thut nur einen Schritt, feuert und sein Gegner sinkt, in die Stirn getroffen, todt zu Boden. Ein ähnliches Schicksal traf den Journalisten Noir, der vom Prinzen Peter Napoleon erschossen wurde.

Im Jahre 1849 fand ein Duell zwischen Bixio und Thiers statt, das ohne Ergebniß verlief. Der große Staatsmann hat bekanntlich Dank seiner Eitelkeit und seiner kleinen Figur häufig das für ihn sehr empfindliche Schicksal gehabt, belächelt und bespöttelt zu werden. So sagte ein Witzblatt unmittelbar nach jenem Duell, Bixio habe ihn nur deßhalb verfehlt, weil er „in Mannshöhe" gezielt habe. Und doch verdiente der kleine große Mann, der sich brav geschlagen hatte, den Spott vielleicht weniger, als die Helden späterer und gleichfalls „famoser" Duelle!

Mit demjenigen zwischen Gambetta und de Fourtou, der bekannt-

sich am 16. Mai eine ziemlich zweifelhafte Rolle gespielt hatte, beginnt die Aera der Scheinduelle, die noch keineswegs abgeschlossen ist. Im Gegentheil! Ein einmaliger Kugelwechsel bei einer Entfernung von fünfunddreißig Schritt — das waren die Kampfbedingungen bei dem vorgenannten Duell — bedeutet nichts anderes, wie eine Komödie, welche lediglich Reklamezwecken dient. Alle Details derselben werden in der gesammten Presse, deren Einfluß in den letzten Decennien gewaltig gestiegen ist, gewissenhaft veröffentlicht; nichts bleibt der Neugier oder der Skandallust des Lesers vorenthalten, die geringste Geste der Duellanten, ihre gleichgiltigsten Unterhaltungen, die gerührten Umarmungen nach überstandener Gefahr, alles das wird von einem ebenso geschwätzigen, wie unzuverlässigen Reporter durch den Druck verewigt. Nicht selten werden die nüchternen Thatsachen von ihnen romantisch aufgeputzt, wie die Legende von dem sein Pistol edelmüthig in die Luft abfeuernden Kriegsminister Boulanger anschaulich darthut.

Um diese mehr oder weniger auf Kamaraderie beruhende Reklamethätigkeit der Pariser Blätter zu ermöglichen, pflegen sich an jedes Duell wie ein Kometenschweif ebenso endlose, wie gleichgiltige Abhandlungen über technische Fragen anzuschließen, welche die Fechtkunst und die Duellvorschriften betreffen. Da hat einer der Gegner, wie im Duell Drumont-Meyer, mit der linken Hand die feindliche Klinge festgehalten, oder ein anderer ist flüchtig geworden, hat sich dann aber ermannt und in zwei folgenden Duellen die verlorene Ehre wiedererkämpft, ein dritter endlich hat in der Bedrängniß seiner Seele irgend eine andere Inkorrektheit begangen — flugs setzen sich an hundert Federn in Bewegung und geben über diese Scenen, die meist ebenso tragikomisch, wie unblutig sind, ein mit gelehrten Citaten bekräftigtes, hundertfach variirendes Urtheil ab, wobei denn die immer und immer wieder rühmend genannt werden, deren Namen man dem Gedächtniß des Lesers einprägen will.

Mit der Gefahrlosigkeit der modernen französischen Duelle ist ihre Zahl bedeutend gewachsen, das ist eine unverkennbare Thatsache. In demselben Maße aber ist auch das Motiv derselben geringfügiger, um nicht zu sagen gewissenloser und berechneter geworden, wie sich denn andererseits der Ton sowohl in den gesetzgebenden Versammlungen, wie auch in der Presse vergröbert hat. Schimpfwörter sind in der Deputirtenkammer keine Seltenheit mehr, ja, Paul de Cassagnac sandte dem Gegner kürzlich — ein bisher unerhörter Fall! — mitten während der Sitzung seine Kartellträger. In der französischen Presse hat sich das aus Amerika überkommene Reporterthum mit seinen Personen-Indiskretionen rasch entwickelt und den vornehmeren Schriftsteller in den Hintergrund gedrängt. Vielleicht ist dies eine der Hauptursachen für die Verrohung der Presse und die Zunahme der Duellleidenschaft in Frankreich.

Sprüche der Weisheit.

In Colchis stellt man seit Medeas Zeiten, und wohl noch länger, Felle gegen den Strom. Die fettgetränkte Wolle fängt die Goldkörner auf, welche das reißende Wasser des Ingur und anderer Flüsse mit sich führt. Goldschimmerndes Lammfell; das ist das goldene Vließ, nach dem die Griechen mit ihrem Jason zogen. So führt der Völkerstrom des Lebens Weisheit mit sich. Der Kaiser, der Fürst prägt das vom Volke gewonnene Gold zu Münzen, die ja auch Kunstwerke sein können. Der Fürst unter den Denkern, oft ein Ungekannter, Namenloser, macht aus der Volksweisheit Sprüche, Sprichwörter. Das sind dann kurze, eine Lebenswahrheit enthaltende Aphorismen, Epigramme, „vierzeilige“ etwa, die in stehend gewordener Form im Volksmunde fortleben. Der „Spruch“ erinnert an den Schiedsspruch, die Entscheidung eines hohen Gerichtshofes. Viele solcher Sprüche sind in der That nichts anderes. Sie verurtheilen einen Menschen — man hat Beispiele in Griechenland, wo sich durch ein Distichon der Lächerlichkeit Preisgegebene aufhängten! Sie verurtheilen eine Mode, eine Geschmacksrichtung, eine Literatur und — ist die Stimme des Richters nur mächtig und weithallend genug, so sind die Tage jener Verirrungen gezählt.

Die buddhistischen und brahmanischen Inder, die muhammedanischen Perser überliefern uns Sprüche der Weisheit. Die griechischen Epigramme, die von höchster Zartheit, wie die vom keckſten Witze, sammelte uns das byzantinische Zeitalter in umfangreichen Anthologien. Wir besitzen in Herder und Bodenstedt vorzügliche Verdeutscher. Die Namen Simonides, Martialis, erinnern uns an die scharfsinnigsten Einfälle, die vielen späteren — sogar Lessing — wieder eingefallen sind! Die Sprüche Salomonis, der Prediger mit seinen Parallelstellen gehören nicht minder hierher. Die Franzosen haben unter anderen ihren Clement Marot, aus dem Madrigal entwickelte sich das vierzehnzeilige Sonett. Die Spottsprüche Littendanks, des Schlesiers Friedrich von Logau 3000 Sinngedichte, die noch weid-

lich gepländert werden, kommen nach dem altdeutschen Präameln, Prameln (Präambulum) des 13. und 14. Jahrhunderts. Es folgen bei uns Wernicke, Käſtner, Leſſing, Goethe und Schiller mit ihren zahmen und wilden Xenien und anfechtbaren Hexametern; Platen, Hebbel, Geibel, Bodenſtedt, in neueſter Zeit hat ſich Max Kalbeck auf die Spruchdichtung geworfen. J'en passe, et des meilleurs. Einer aber, den man nicht vergeſſen, an dem man nicht vorübergehen kann, iſt Paul Heyſe. Er verſucht ſich als Architekt im dreibändigen Roman und Drama hohen Stils, er iſt Bildhauer geweſen und hat die ſchönſten Novellenfiguren geſchaffen, er war Landſchaftsmaler und Muſiker als Lyriker. Nun hat er ſich einen Prägſtock bereitet und ſchlägt Goldmünzen. Oder er greift zum Stahl und Demant und ſchneidet Gemmen und Caméen wie die „Athene des Eutyches", oder wie Marc Aurel. Man ſoll kleine Kunſtwerke nicht verachten: aus der antiken Minerva medica, einem geſchnittenen Stein iſt uns ja wieder ein großes Prachtwerk, ein Pendant zur „Clythia" entſtanden.

Schon eine geraume Zeit hat Heyſe den jetzt wieder geſammelten Strauß zerſtreut. Die Roſen — und Neſſeln — erregten Aufmerkſamkeit und hier und da Verwunderung. Der Abbé Joſef Roux in St. Hilaire ſagt zu Anfang ſeiner Aphorismen: Maximiste-Pessimiste! Das heißt, wer Maximen aufſtellt, wird vorzugsweiſe Peſſimiſt ſein. In den meiſten Sprüchen Heyſes traf das auch zu. Man wunderte ſich, bei einem verzogenen Liebling der Grazien und Muſen, einem Manne, der ſich der Anerkennung aller Edlen erfreut, der mit Lebensgütern geſegnet iſt, dem Feinde nichts anhaben können, der in der Vollkraft ſeines Schöpferthums ſteht, oft eine ſo trübe Stimmung, ſo ſtreitluſtige Geſinnung, etwas wie verzagte Verzweiflung herausleſen zu müſſen. Aber man thut Heyſe Unrecht. Die Welt iſt nicht vollkommen und wer Sittenrichter ſein will, muß das Schlimme tadeln, das Böſe angreifen. Langweilig war ſtets, wer von der Tugend allein ſprach. Und nichts ſchlimmeres, als Sprüche der Weisheit, die langweilig ſind. Es iſt kein einziger langweiliger unter den Sprüchen Heyſes auf den 216 Seiten. Vielleicht ein matter und ein mißlungener.

Die anderen ſind ſilberne Aepfel in goldenen Schalen oder umgekehrt. Die Form iſt von einer durchſichtigen Klarheit und Schöne; da iſt kein Flickwort, kein auseinander gezerrtes Verbum, wie es Dichterlinge haben müßten, um die Versfußzahl zu erreichen (glaubet, raubet, ſtatt glaubt, raubt ꝛc.). Was Scherer in ſeiner vortrefflichen Literaturgeſchichte über Logau ſagt, gilt auch cum grano salis von Heyſe. Er zog wieder bekannte Themata der älteren und Zeitgenoſſen in den Bereich ſeiner Satire, das Hofleben, den Verfall des Vaterlandes, Unſittlichkeit und Charakterfehler jeder Art mit munterem Witz und ernſter Satire. Er zürnt gegen die ausländiſche Kleidertracht, aber lieber iſt ihm noch der Deutſchen unmäßiges Trinken, als ihr Kultus der Mode. Seine Ueberzeugung tritt am ſchönſten hervor, wenn er Nächſtenliebe predigt, Scheinheilige brandmarkt, Gewiſſensfreiheit fordert und neben den Religionen die Religion vermißt!" — Ich citire aus dem Gedächtniß. Die „ausländiſche Mode" iſt heute durch „ausländiſche Literatur zu erſetzen. Aber welch' eine Schulung

liegt zwischen Logaus und Heyses Formgebung. Jede Kritik ist nur eine subjektive Meinung, aber ich glaube, daß die neueste deutsche Literatur den Heyseschen Gemmen und Caméen nichts ebenbürtiges an die Seite zu stellen hat.

Proben!? Wo fange ich an, und wo höre ich auf. Der Leser, und das sollte jeder gebildete Deutsche sein, muß selbst seine Auswahl treffen, obwohl Heyse meint:

Ich fürchte, daß ich nur wenigen
Mit diesen Sprüchlein gefalle.
Gastgeschenke sind Xenien
Und geladen sind nicht alle!

Der erste Spruch aus der Abtheilung: „Lebensweisheit" ist, wie angedeutet, pessimistisch:

Was lehrt mich das Leben? Gieb
Mir bündigen Bescheid
Hingeben, was Dir lieb,
Hinnehmen, was Dir leid.

Wir sind in einer verbitterten Zeit und trüben Strömung. Tauche die herrlichste Marmorgestalt in gefärbtes Wasser und sie nimmt etwas von der Färbung des Mediums an. Wie sollte es Heyse anders gehen, in einer Zeit, die ohnehin schwarz sieht! Nur in der stillen Behausung, fern vom Menschen, vom Weltgewühl ist Friede:

Kein Glück ist auf dem Erdenrund,
Heilkräft'ger, süßer, reiner,
Als Kindermund an Deinem Mund
Und Kinderhand in Deiner!

Sprachspiel gelingt nur dem Sprachmeister:

Durchschweife frei das Weltgebiet,
Willst Du die Heimat recht versteh'n,
Wer niemals außer sich gerieth,
Wird niemals gründlich in sich geh'n.

Zeitgemäß ist:

Grüne Jugend, was prahlst Du so?
Ein jeder Halm wird endlich Stroh!

Allzuwahr:

„Freunde in der Noth" will nicht viel heißen;
Hilfreich möchte sich mancher erweisen.
Aber die neidlos ein Glück Dir gönnen,
Die darfst Du wahrlich „Freunde" nennen!

Ford're kein lautes Anerkennen,
Könne was, und man wird Dich kennen!

Die „Frauen" werden mit dem Spruche

Hüte Dich, wahllos einzustimmen,
Wenn Lästerzungen die Frauen kränken:
Man kann nicht schlimm genug von den Schlimmen,
Nicht gut genug von den Guten denken.

zufrieden sein — je nach dem sie in die eine oder andere Kategorie gehören.

Nie wird ein Weib sich ganz Dir weih'n
Hat es Dir nie was zu verzeih'n.

Wie trefflich Weib und Mann
Sich miteinander ständen,
Fingen wir schwerer an,
Und könnten sie leichter enden!

Aus: „Persönliches":

Daß man an mir sein Müthchen kühle,
Das sei Euch herzlich gern gegönnt,
Doch daß ich mich durch Euch beleidigt fühle,
Ist mehr, als ihr verlangen könnt.

Aus „Literatur und Kunst":

„Ich bin ein Anfänger, Sie verzeih'n!
Ich hoffe, Sie werden mich belehren."
Anfänger möchtet Ihr immer sein,
Wenn Ihr nur lerntet, aufzuhören!

Im Gegensatz zu „modernster" Anschauung und Auffassung:

Ihr mögt die Hülle und Fülle haben
An Kunstgeschick und technischen Gaben,
Doch seid Ihr als Person nichts werth,
Ward Euch das alles umsonst beschеert!

Ein hübsches Bild:

Laß niemand durch Dein Lied erfahren,
Wer Dich gekränkt auf Deinem Pfade.
Es wär' um Deinen Bernstein Schade,
Müßt' er die Mücken aufbewahren!

An einen Erzähler:

Was mußt Du stets Dein Ich dazwischenschieben
Und Deines Helden Mentor sein?
Die Leserin will sich in ihn verlieben,
So laß sie doch mit ihm allein!

Treffend:

Versuch's und übertreib's einmal,
Gleich ist die Welt entzückt!
Das grenzenlose heißt genial,
Wär's auch nur grenzenlos verrückt.

Den Naturalisten:

Im Leben pflegt es uns zu frommen,
Wenn wir in gute Gesellschaft kommen,
Und sollen uns in der Kunst bequemen,
Mit der Crazüle vorlieb zu nehmen!

In jedem Hause, noch so rein,
Giebt's ein geheimes Kämmerlein,
Doch gilt es, Fremde durchs Haus zu führen,
Hält man verschlossen gewisse Thüren!

Auch Koth gehört ja zur Natur,
Wer kann davor sich schützen?
Und meinethalb auch zur Literatur;
Doch soll er uns an die Stiefel nur,
Nicht an die Nase spritzen!

Bettler am Küchenfenster steh'n,
Bei trock'nem Brod den Braten zu riechen,
Nicht besser pflegt es denen zu geh'n,
Die heut bewundern die Kunst der Griechen.

Theater:

Der echte Mime haßt, das merke,
Des echten Dichters Genius.
Er macht sich nichts aus einem Werke
Draus er nicht erst was machen muß.

Charaktere müssen im Lustspiel sein,
Nicht bloßer Witz, wie keck er sprühe,
Thu' ein Stück Fleisch in den Topf hinein,
Das Salz allein giebt schlechte Brühe.

Wie dünken sich so herrlich doch
Die Leute mit ihren Gaben,
Die zu fünf Sinnen den sechsten noch,
Den Sinn für Unsinn haben!

Kritik:

„All' seine Werke mußt Du kennen,
Gerecht zu schätzen des Mannes Werth."
Darf ich den Wein nicht sauer nennen,
Eh' ich das ganze Faß geleert?

Süß ist ein neidlos Anerkennen,
Doch eine Wollust dann und wann,
Einen aufgeblasenen Charlatan
Recht grabheraus einen Wicht zu nennen!

Was hilft's die Esel aufzuklären,
Daß Rosen ein bess'res Futter wären.
Seid froh, daß es auch Disteln giebt,
Da Eseln sie zu fressen beliebt.

Politik:

Wie soll man in der Welt sich regen?
Wer Unrecht hat, der büßt's mit Schlägen,
Wer Recht behält, den liebt man nicht,
Und wer neutral bleibt, heißt ein Wicht.

Zu den matten rechne ich:

Sei vor den Xenien auf der Hut:
Sie prickeln und reizen das träge Blut.
Wie eine Schüssel von Mixedpickel(s)
Sind aber keine Glaubensartikel!(s)

Es folgt noch: „Philosophie" und „Gott und Welt". Für das ganze Spruchbüchlein gilt, was Paul Heyse von Goethes zahmen Xenien sagt:

Manch Sprüchlein hat er neugeprägt,
Das abgegriffen am Wege lag,
Nun, da es seinen Stempel trägt,
Im Kurs bleibt bis zum jüngsten Tag!

Alfred Friedmann.

Gelegenheit macht Diebe.

König Ludwigs Grabeszug.

Kanzonen von Franz Wichmann.

I.

Ein trauernd Volk drängt ſich in Münchens Gaſſen,
Es gilt des Königs Leichenzug zu ſehen,
Entblößten Hauptes harrt die ſtille Menge,
Im Mittagswind die ſchwarzen Wimpel wehen,
Kanonen donnern und die Glocken laſſen
Ihr dumpfes Lied erſchallen; Trauerſänge,
Gedämpfter Trommeln Klänge
Vermiſchen ſich mit ſchmerzerſticktem Weinen,
Und mit zerſchoſſ'nen Fahnen, florumfangen,
Kommt Regiment auf Regiment gegangen,
Im Sonnenglanz die lichten Waffen ſcheinen.
Vorüber zieht's in ſtummen, bunten Wogen
Und hinterdrein kommt's endlos nachgezogen.

II.

Ein Ahasver auf ſeinem letzten Wege,
Der wandernd ruhelos geirrt im Lande,
Und dem zu eng des Königs Freiheit deuchte —
Zieht Ludwig in die Gruft, der Schmerzensbande
Entledigt, ſeit in Schlaf geſenkt der rege,
Raſtloſe Geiſt, der aus der Welt ihn ſcheuchte.
Des Wahnſinns düſt're Leuchte
Ward ſeines Lebens Irrſtern, der ihn führte.
Zum Gotte wollte ſich der Menſch erheben;
Da zürnte Gott: in Nacht verſank ſein Leben,
Bis ihn des Tods Erlöſerhand berührte.
Nun wird er, da ihm ew'ge Nacht bereitet,
Durchs grelle Licht des Tags zu Grab geleitet.

III.

Vorüber wallt's und will kein Ende nehmen,
Im Todeszug des Lebens Lichtgeſtalten,
Der Uniformen und der Waffen Glänzen —
Schwarz eingemummte Gugelmänner halten
Gekreuzte Kerzen gleich geſpenſt'gen Schemen,
Indeß der König unter duft'gen Kränzen
Naht ſeiner Herrſchaft Grenzen.
Sieh, plötzlich ſteh'n die ſchimmernden Kohorten,
Das Ziel iſt da, die letzte Fahrt geendet,
Dem müden Pilger, den der Tod geſendet,
Thut gern Sankt Michel auf die kühlen Pforten.
Nun ruht er ſtumm in düſter'n Kirchenhallen —
Hoch war ſein Streben, tiefer noch ſein Fallen.

Die Ludlamshöhle.

Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts hatte sich in Wien ein sonderbares Völkchen zusammengethan, dessen Ruf sich weit verbreitete. Es nannte sich Ludlam und wurde ein Stern am Himmel des Humors. Aber nach kaum zehnjährigem Bestehen zerschnitt die rauhe Hand der irdischen Atropos, in Gestalt des Hofrathes Persa, seinen Lebensfaden. Wenn auch der Ludlam damit an sich aufhörte, blieb sein Gedenken dessen ungeachtet für alle Zeit mit dem Stabe des Jokus in die Geschichte des Grotesk-Komischen eingetragen. Die Entstehung der Ludlamshöhle fällt in die Jahre 1816 und 1817, wo sich im Blumenstöckchen, einem Wiener Gasthofe, verschiedene Jünglinge zu fröhlichem Thun zusammenfanden. Dazu gehörten unter anderen: Der Künstler-Dramendichter Deinhardstein, die Schauspieler Küstner und Korntheuer, der Theaterdichter Hassaurek, ein Deklamator Sydow, sowie der am 5. Juni vorigen Jahres zu London verstorbene Kapellmeister Benedict, der einst Jenny Lind auf ihren Triumphzügen begleitete. Durch ihre lustigen Streiche erwarb sich diese Gesellschaft, wenn sie in früher Morgenstunde nach Hause ging, einen gewissen Ruf, der sie sehr bald immer größer werden ließ. Daher konnte das Blumenstöckchen die Zahl der Gäste nicht mehr fassen, weßhalb man in den damals rühmlichst bekannten Gasthof des Schlossergäßchens übersiedelte. Genau um diese Zeit wurde zum ersten Mal im Theater an der Wien Oehlenschlägers „Ludlamshöhle" gegeben, das seiner mangelnden Bühnenwirkung wegen keinen Erfolg zu verzeichnen hatte. Es entspann sich, da Oehlenschläger ebenfalls jener Abendgesellschaft angehörte, über seine Dichtung nach ihrer Aufführung in gedachtem Gasthofe ein lebhafter Kunststreit, der erst am frühen Morgen sein Ende fand. Man hatte sich hierbei so gefallen, daß man beschloß sich eine Verfassung zu geben und ein Oberhaupt zu wählen, wie man denn seit jenem Tage den Versammlungsort im Schlossergäßchen die „Ludlamshöhle" nach dem Oehlenschläger-

schen Stücke taufte. Die ludlamitische Verfassung wurde weder geschrieben, beschworen noch gebrochen, aber es blickte auch aus diesem Höhlengrundgesetze der Schalk mit der Schellenkappe, denn nichts schien so närrisch, als daß es nicht hätte im Ludlam Beifall gefunden. Das in der Verfassung vorgesehene Oberhaupt erhielt den Titel Kalif und Hofschauspieler Karl Schwarz wurde einstimmig hierzu gewählt.

Dieser Kalif war urkomisch, sowohl durch sein Wesen, als durch seine Erscheinung. Groß und stämmig, wies er bereits graudurchsetzte Haare auf und

„Hatte sich ein Kränzlein angemäst't,
Als wie der Doktor Luther!"

Sein Oberkörper mit dickem Kopf, etwas nach links geneigt, ruhte auf einem Piedestal von gewaltiger Größe, denn seine plumpen Stiefel glichen auf ein Haar kleinen Donaukähnen. Doch am auffallendsten blieb sein Gesicht!

Mit kleinen, stechenden Augen von wasserblauer Färbung, sowie mit einer wahren Pfundnase begabt schimmerte sein Antlitz roth und zwar so roth, daß es den Anschein hatte, als sei es mit Zinnober getüncht. Deßhalb erhielt Schwarz neben seinem ludlamitischen Namen: „Rauchmar der Cigarringer", die Bezeichnung: „Der rothe Moor" und ein Zeitgenosse schrieb darüber: „Wer jemals des hohen Glückes theilhaftig ward, den großen Kalifen, Rauchmar den Cigarringer zu sehen, mit der unveränderlichen Miene in der Beschauung versunken, wenn der bläuliche leichte Dampf um das Vorgebirge der Nase schwebte, deren Röthe wie Sonnenaufgang durch den leichten Duft des Morgens strahlte, wer die stieren Augen je beobachtet hat, die nur auf die Nasenspitze und diesen Dampf gerichtet waren, unbekümmert um das Treiben der Thoren umher, diesen Mund, der zwischen den festgeschlossenen Lippen die glimmende Cigarre hielt und sie nicht losließ, wie der Geliebte, der sich an der Lippe seines Mädchens festgesogen — der wird es begreifen, warum der Mann Rauchmar der Cigarringer heißen mußte und nicht anders."

Mit diesem gerade nicht anmuthigen, jedoch recht komischen Aeußern verband der Kalif eine seltene Gutmüthigkeit und er war sozusagen, ein seelenguter Kerl. Anfänglich hatte er in Väterrollen als guter Schauspieler gegolten, später zurückgesetzt, sank er zur Mittelmäßigkeit herab. Dagegen erwarb seine Tochter sowohl als Sängerin, wie als Schauspielerin einigen Ruf, was Schwarz veranlaßte, sie in väterlicher Zärtlichkeit auf den Gipfel des Helicon zu stellen. Berührte man diese Schwäche, wurde er freilich für einige Augenblicke ärgerlich, aber sein Zorn glich dem Mairegen, der nicht erkältet, sondern erfrischt. Diese periodischen Schwächen nun gaben beständigen Anlaß zu Neckereien, ohne welche auch Schwarz nicht fröhlich schien, dem Kosackenweibe ähnlich, das an Liebe ohne Prügel nicht glaubt. So war der Kalif und Beherrscher von Ludlam. Daher bestimmte eins der Grundgesetze: Jeder Kalif müsse stets der Dümmste der Gesellschaft sein und müsse eine Tochter haben. Außerdem blieb es unter anderm verboten über Politik, Handels- oder Geschäftsangelegen-

heiten zu sprechen. Ferner durfte kein Mitglied Schriften, Gesänge oder Abbildungen mit nach Hause nehmen. Als hiergegen einmal der Großhändler Joseph Biedermann verstoßen hatte, wurde er während der Börse abgeholt und gefesselt nach der Ludlamshöhle gebracht, wo er bis zum Abend eingesperrt blieb.

Die Dichter der Gesellschaft schrieben bald Lieder, welche die Tonkünstler in Musik setzten. Sie bezogen sich durchweg auf das Leben in der Ludlamshöhle und waren meist an Ort und Stelle gedichtet. Später setzte man einmal einen Preis auf eine Tragikomödie mit Chören, von der jeder Akt einen andern Dichter zum Verfasser haben mußte. Der vorgeschriebene Titel hieß: Wahnsinn und Stockfischfang oder die Titel in Lebensgefahr. Die darin vorkommenden Chöre hatte Karl Blum in Gemeinschaft mit Moscheles komponirt. Das ganze Machwerk jedoch bezog sich, wenn auch den Titeln entsprechend einzig und allein auf den Kalifen. Auch erschienen in Menge literarische Aufsätze nicht nur in den fünf ludlamitischen Zeitungen, sondern auch als fliegende Blätter. Sie kamen, sofern es ihre Anzahl gestattete, gewöhnlich Sonnabends zur Verlesung. Witz, Geist oder höherer Blödsinn wetteiferten förmlich darin, die Lachlust immer wieder von neuem anzustacheln, während in den beregten Zeitungen mit der ganzen Schärfe ihres attischen Salzes Castelli, Lembert, Saphir und Ignatz Zeitteles schrieben.

Die nach und nach hundert Mitglieder zählende Gesellschaft schied sich in Aspiranten und wirkliche Mitglieder. Letztere hießen „Körper", die andern „Schatten". Nur dem Körper stand es zu, Schatten einzuführen, die dann, wenn sie längere Zeit die Ludlamshöhle besucht hatten, aus ihrem Nichts zum Körper befördert werden konnten. Bevor dies geschah, mußte sich der Schatten einer Prüfung unterwerfen, welche die Professoren der Ludlamsgeschichte, der Ludlamsfinanzen und der Frivolitätswissenschaft abhielten. Dem Neophiten war es hierbei erlaubt, sich vorsagen zu lassen. Hatte der Prüfling glücklich bestanden, schritt man in folgender Weise zu seiner Aufnahme. Alle Ludlamiten stützten dazu in die auf den Tisch gestemmten Arme nachdenklich den Kopf, sozusagen das mecklenburgische Wappen darstellend. In dieser Stellung verharrte man fünf Minuten, um den Namen zu ergrübeln, welchen der neue Körper erhalten sollte. Sobald man sich darüber ausgesprochen hatte, wurde er durch Stimmenmehrheit festgestellt, woran sich der Gesang des Aufnahmeliedes, sowie ein kräftiger Trunk auf das Wohl des neuen Körpers schloß. Von andern Gebräuchen berichtet Castelli: Ueberstürzte sich jemand im Sprechen, sagte er Unsinn oder stockte er auch nur in der Rede, so erhob sich der Chorführer, Hofschauspieler Anschütz, mit allen Ludlamiten und auf ein gegebenes Zeichen deklamirte die ganze Gesellschaft taktmäßig die Worte:

„O Hanfewurste! Hanfewurste! Du dummer Mensch, was sprichst Du da?"

Dieser Chorus wurde so gleichstimmig in Ton und Fall, mit solchem Pathos, und vorzüglich die vier letzten Worte so blitzzackig herausgestoßen, daß ihn selbst Urludlamiten, obschon sie ihn wohl hundertmal oder noch öfter gehört hatten, nie ohne Lachen vernehmen konnten.

Drohte die Unterhandlung beleidigend zu werden oder mischte man darin Politik und Handel, wurde sofort ein allgemeiner Chorgesang angestimmt. Dieser von Moscheles komponirte, seltsam unsinnige aber seinen Zweck stets erreichende Gesang lautete:

„Schdad! Schdad! Schdad!
Sans me still von Dispotirowad!
Schwätzet nicht gar so viel,
Traut nicht dem Zungenspiel;
Wudidlhe, Wudidlhe, Wudidlhe!"

Wurde dem Kalifen ein Hoch gebracht, rief man statt: Heil dem Kalifen, Heu dem Kalifen und als Zeichen des Beifalls nach einem Vortrag oder einer Verlesung eines Aufsatzes galt ein dreifach wiederholtes Hurrah, dagegen drückte man Mißfallen durch trompetenähnliche Töne aus.

Ein dem Kalifen ähnliches Holzpüppchen wurde als ludlamitisches Palladium verehrt und bei seiner Abwesenheit über der Mitte des Tisches aufgehängt, während man in Anspielung auf den Beherrscher Ludlams als Wahlspruch gewählt hatte: „Roth ist Schwarz und Schwarz ist roth!" Der ludlamitische Kalender war ein Meisterstück des Humors und durch Eugen von Stubenrauch, einem vortrefflichen Karrikaturenzeichner, hergestellt. Unter anderm bezeichneten in demselben die Mondphasen der „rothe Moor" und Quatember, wenn Saphir ein Stück von Bäuerle rezensirte. Bei Abreise eines Ludlamiten stellte man ihm einen Paß aus, der auf eine Speisekarte geschrieben und statt mit Sand, mit Pfeffer bestreut sein mußte. Um mit der Außenwelt gänzlich zu brechen, führte jedes Mitglied in der Höhle seinen besondern Namen, welchen er bei der Aufnahme erhielt und der nicht uneigentlich ein verlautbartes Spiegelbild seiner Originalität darstellte. Es würde hier zu weit führen, die Namen sämmtlicher Ludlamiten aufzuzählen, weßhalb nur die von den hervorragendsten Mitgliedern herausgegriffen sind. So hieß Friedrich Rückert: Voran der Geharnischte; der Dichter Baron Zedlitz: Columbus Turturella; der Dichter Atterbom: Thiodolf der Dalekarlier, der Schriftsteller Castelli: Cif Charon, der Höhlenzote; der Theaterdichter Töpfer: Geist vom Hafnerberg; Grillparzer: Saphokles, der Istrianer; Saphir: Witzbold, der Rebeller; der Dichter Harlisch: Peter der Grantige; Holtei: Hudltei, Schirmherr der Abbruzzen; der Schriftsteller Rellstab: Spreesprung der Kühne; der Schriftsteller Kuppelwieser: Domwiesel, der Eiltrichter; der Dichter Ziegler: Mirsa Abdul-Hassan Temparament Chan; der Dichter Rupprecht: Vom der Gumpendorf; der Schriftsteller Lewald: Blut von Sühne; Schriftsteller Karl Winkler (Pseudonym Theodor Hell): Faiser von Faisersberg; der Dichter der „Flinserln", Gabriel Seidl: Zweipfiff der Sizilianer; der Historiker Graf Mailath: Traubinger a Codexi; ein Baron Schlechta: Gutauch mit dem grünen Mantel; der Komponist Benedict: Maledünnius Wagner der Weberjunge; der Generalmajor Marsano: Punjavaz Ossagott mit dem Mantelkragen und dem Mantelkrogen; Maler Eugen von Stubenrauch: Tacitus Lachelberger; ein Sänger Grill: Zirpzirp der Arianer; der Komponist Würstel: Cubus der Rübenzähler und

der bekannte Jurist Puffendorf*): Barbolini. Manche Bezeichnungen hier nicht erwähnter Höhlenbewohner erscheinen freilich heute bedenklich, doch Prüderie kannte man in der Ludlamshöhle nicht, da alles genehm war, nur nicht das Langweilige. Auch blieb der Charakter der Ludlamsvergnügungen ebenso harmlos als heiter, daher glich die in der Höhle herrschende Fröhlichkeit dem schattenlosen Licht aus den Gefilden der Seligen. Denn jeder Ludlamsbewohner verfolgte nur den einzigen Zweck nach des Tages Last und Mühe sich abends am Altare des Humors wieder aufzufrischen. Gewiß erscheint manches in unsern Tagen abgeschmackt, was damals ungeheuere Heiterkeit hervorrief. Aber Witze wie humoristische Einfälle sind Kinder der Zeit, deßhalb später oft nicht wegen mangelnder Kenntniß der begleitenden Umstände oder einschläglicher Beziehungen verstanden werden und so fade wie witzlos erscheinen.

Auf diese Weise hatten die Ludlamiten zehn Jahre hindurch ihren höheren Blödsinn und nichts weiter getrieben, als es plötzlich dem damaligen Chef der Wiener Polizei, Hofrath Persa, gefiel, eine geheime politische, wie staatsgefährliche Verbindung im Ludlam zu entdecken. Infolgedessen wurde in der Nacht vom 26. zum 27. April 1826 die Ludlamshöhle von Polizeibeamten einer Durchsuchung unterworfen, wobei man Schriften, Bilder, selbst unschuldige Tabakspfeifen, kurz, was sich fand, beschlagnahmte. Schon tags darauf begann gegen mehrere Mitglieder, die belastet erschienen, eine Untersuchung. Indeß sahen die damit betrauten Beamten bald ein, daß der Chef zu amtseifrig gehandelt hatte. Dessen ungeachtet übersandte man die Untersuchungsakten der Landesregierung; indem man die Einbehaltung der Gesellschaftspapiere und des Vermögens, sowie die Bestrafung verschiedener Mitglieder zu Geldbußen und Gefängniß beantragte. Jedoch herrschte höheren Orts eine mildere Auffassung; man erklärte darum das polizeiliche Vorgehen als ungehörig und ordnete die Rückgabe des Beschlagnahmten mit Ausnahme der frivolen Schriften oder Bilder an, aber auch die Selbstauflösung der Gesellschaft. Damit hörte eine Gesellschaft auf, die ihresgleichen, was Frohsinn betraf, nicht wieder gehabt hat, denn die Furchen auf den Stirnen selbst der verhärtetsten Misanthropen glätteten sich, wenn das Quosego des ludlamitischen Komus erscholl.

K. A. von Schulenburg.

---

*) In Schillers Gedicht: „Die Philosophen" wird Puffendorf wie folgt, eingeführt:

„Rechtsfrage.
Jahre lang bedien' ich mich meiner Nase zum Riechen;
Hab' ich denn wirklich an sie auch ein erweisliches Recht?
Puffendorf.
Ein bedenklicher Fall! Doch die erste Possession scheint
Für Dich zu sprechen, und so brauche sie immerhin fort!"

Ein Blatt.

Von M. Schelcher.

Meine schöne Freundin saß am Kamin. Ich weiß nicht wie es kam, daß es heute so herbstlich aussah in ihrem Zimmer. Der Novembersturm draußen machte das Feuer unruhig brennen, und die großen, fahlen Gräserbüschel drüben am Spiegel zitterten leise. Der Feuerschein lief unablässig über Teppich und Wände, und über ihr aschblondes Haar, und färbte das alles rothgolden. Sie hüllte sich fröstelnd in ihr Tuch, und lag in dem Lehnstuhl, müde, als hätte der Wind sie hineingeweht.

„Wie verdrießlich Sie aussehen, mein Herr", rief sie mir schmollend entgegen.

„Ich war es, ehe ich über diese Schwelle trat; aber wie befindet sich meine gütige Freundin?"

„Ich kann's nicht sagen — es giebt Tage, an denen ich mir vorkomme wie ein verwehtes Blatt!"

Ich blickte lächelnd auf ihr braunes Kleid von rauschender Seide, und auf das bunte herbstfarbene Tuch, das sich um ihre Schultern schlang.

„Huh—u—uh, fahr hin, fahr hin", rief die kleine Schwester drüben von der anderen Seite des Kamins herüber, ganz langsam und nachdrücklich, und dabei sah sie von uns weg mit großen Augen in die Flammen hinein, die eben ein Holzscheit prasselnd zerstörten und drückte ihr kleines ausgestopftes Kaninchen fest an das Herz.

„Ich habe ihr ein Märchen von Andersen vorgelesen mit diesem Refrain, und das hat uns beide ganz schwermüthig gemacht, nicht wahr, Kleine?" ergänzte die Freundin und küßte sie auf die Augen.

Wie doch die Kleine der Schwester glich, als sie sich so mit den schmalen Schultern in den Sammetstuhl schmiegte, und die Locken über ihrer Stirne wehten.

„Kann Dein Kaninchen auch schreien?" fragte ich.

„Nein, es raschelt bloß!" war die sanfte Antwort, und sie zeigte auf das getrocknete Gras, welches aus einer Stirnwunde ihres Lieblings hervorquoll. Wir lachten auf, wir beiden erwachsenen Leute.

„Eine zahme Lebensäußerung, nicht wahr?" rief meine Freundin aus, „und doch, wie manchem von uns ist keine andere gegeben!"

„Sie kommen auf das verwehte Blatt zurück", spottete ich.

Das gefiel ihr nicht, darum fragte sie schnell: „Warum sind Sie heute verdrießlich gewesen, was fehlt Ihnen?"

„Ein Feuilleton, welches bis morgen geschrieben sein muß!"

„Armer Dichter von Gottes Gnaden! Uebrigens was ist denn ganz eigentlich ein Feuilleton?"

„Ein Blättchen!"

„Sie kommen auf das verwehte Blatt zurück!" drohte sie lächelnd.

„Kann ich lange genug dabei verweilen! Und wenn meine schöne Freundin mir nun gar daraus ein „Blättchen“ machen wollte!“

„O, ich habe nie über so ernsthafte Dinge nachgedacht!“

„Graziöse Beweglichkeit ist Haupterforderniß; wer fragt heutzutage nach Ernst und Tiefe!“ Ich erschrak fast über meinen lautgewordenen Gedanken, mit dem ich ihr Wesen getroffen zu haben meinte. Sie sah mich an, zögernd und traurig.

„Und wie soll ich dann beginnen?“

„Erst machen wir uns die Grundidee klar.“

„Die habe ich längst!“

„Nun?“

„Nun, daß wir eben Blätter sind. Nichts als Blätter, wir armen Frauen, denen der Wind ihr Schicksal macht, wenn er sie hin und her treibt, die selbst nichts wollen dürfen; und Ihr, Ihr seid Bäume, und könnt ein selbstständiges etwas sein, und Euch entfalten, und sicher, frei und stolz aufwachsen bis in den Himmel hinein!“ — —

„Halt, halt, schöne Freundin! Sie plaudern Geheimnisse aus. Der Gedanke muß orakelhaft verhüllt werden in die kunstvoll gewebte Fabel. Ja, ja wer vom Handwerk nichts versteht! Und nun beginnen Sie frisch, ich schreibe.“

Sie begann:

„Es war einmal ein Blatt. Dem gefiel es nicht auf seinem Baume, wenigstens auf seinem Aste gefiel's ihm nicht. Es wollte höher oben sein, an der Krone der Eiche, die in den Himmel sah. Darum sagte es zum Winde, brich mich ab. Und der Wind brach es ab, und trug es hinunter zu den anderen Blättern, die schon im Grase lagen. Heisah, wie es dort lustig war! Grüne Blätter, rothe, gelbe Blätter und gar noch alte, braune vertrocknete Blätter tanzten miteinander im tollen Freudenrausch —“

„Huh—u—uh, fahr hin!“ rief die kleine Schwester dazwischen.

„Ja, ja, fahre hin! — Und das kleine Blatt tanzte mit in dem Jubel, und meinte es müsse so fortgehen. Nein, schöner müsse es kommen. Die wilde Windsbraut müsse sie alle in ihre Arme nehmen, und zum Himmel hinauftragen, in die Wolken hinein, denn dorthin wollte es. Aber die trieb die Blätter nur auseinander, dann zog sie fort.

„Aber ich wollte doch in die Wolken hinauf!“ sagte das kleine, grüne Blatt zu den andern, die noch bei ihm weilten und die auch noch jung und frisch waren, und so schön tanzten, wie es selber tanzte.

„In die Wolken. Ja, wer kann sich so etwas vornehmen, und wem glückte das gleich! Dazu muß man bestimmt sein. Und dann — ist es denn ein Vergnügen? Es ist ja schön genug hier unten auf der Erde — wollen wir uns nicht unserer Jugend freuen und tanzen, tanzen? Wer weiß wie bald wir welk und häßlich sind und — huh! — stöhnen, wenn der lustige Wind uns besucht, und Du willst Dich in Gefahr begeben und vor der Zeit alt machen — geh doch!“

„Aber ich wollte so gern die Sonne in der Nähe sehen!“ sagte das kleine Blatt.

„Nun, dann sieh zu, wer Dich mitnimmt, oder versuch's allein, da Du gar so unternehmend bist!“ kicherten sie und flogen davon.

Ein alter Dornbusch stand am Wege und hatte zugehört.

„Geh' in Dich, Kind!“ ächzte er, „Du bist nicht das erste, das so thöricht schwärmte, und später doch verständig war. Ohne mich wären sie alle in das Wasser gerathen, oder gar in den Sumpf zu den Irrlichtern, und dort elend verkommen; man muß nichts außergewöhnliches wollen, das bestraft sich immer. Ja, wenn Du der Eichbaum wärst, der ganz von selbst in den Himmel wächst, und droben nach allem greifen darf, was ihm gefällt — aber so!“ Er hielt das arme Blatt ganz fest in seinem dürren Arm. Es zitterte sehr.

„Vielleicht könnte mich jemand mitnehmen, wenn es für mich allein zu gefährlich ist!“

„Da soll wohl gar noch für Dich ein Wunder geschehen. Kannst Du das Experimentiren nicht lassen, so bleibe nur hübsch in meinem Bereich, damit ich über Deine unbesonnene Jugend wache!“ — Es dunkelte schon in der weiten Natur, die Sonne sagte den Bergen gute Nacht, der Wind spielte mit den Zittergräsern — „ach, meiner nahm sich niemand an.“ — —

Die schöne Freundin schwieg eine Weile. Das Tuch war von ihren Schultern geglitten, es schien als bebte ihre Gestalt.

„Huh—u—uh — fahr hin!“ rief das Schwesterchen ungeduldig über die Unterbrechung.

„Ja doch, fahr hin, wohin denn? Ich sah mich um, vielleicht könnte mich jemand fliegen lehren. Dort saß eine vornehme, schwarze Schaar von Vögeln im Gras. Sie schlugen mit den Flügeln und schienen in ernste Berathung vertieft. Neugierig flog ich näher. Raben waren es, lauter Raben, und vor ihnen lag ein todter Fisch. Also ein Leichnam sollte secirt werden. Ehrfurchtsvoll ließ ich sie zu Ende kommen mit ihrem Werke, dann faßte ich mir ein Herz und flog mitten in ihren Kreis hin. „Meine hochgelehrten Herren“, flüsterte ich, „welcher von Ihnen hätte wohl die Güte mich fliegen zu lehren?“ Alle die schwarzen Köpfe drehten sich langsam nach mir um, ich fühlte, daß ich purpurroth aussah. Warum die Abendsonne auch noch so sehr auf mich scheinen mußte! Sie blickten einander an, anfangs befremdet, dann immer heiterer werdend. „Hat man dergleichen je vernommen“, krächzte der eine. Köstliche Naivetät!“ schnarrte der andere. Schon wollte ich davoneilen, da kam der eine Jüngste und Schönste mir nach. „Dürfte ich Sie vielleicht ersuchen, mir anzudeuten, welche Zwecke Sie mit diesen Bestrebungen verbinden?“ — „O“, sagte ich, noch röther erglühend, „ich wollte in die Wolken hinauf.“ Jetzt drohte auch er seinen gemessenen Ernst zu verlieren, allein er bezwang sich ritterlich. „In die Wolken hinauf! Das gelingt ungemein selten, und ist auf alle Fälle außerordentlich anstrengend; bei Ihrer zarten Konstitution dürfte davon abzurathen sein!“

„Ich danke verbindlichst!“ stammelte ich ganz verwirrt. Aber ich wußte, daß ich ihn lange nicht vergessen würde und seine schönen, schwarzen Augen und das glänzende Gefieder.

So war ich wieder bei meinem Dornbusch angelangt, und frühmorgens lagen noch Thränen auf mir von der Nacht her, und er

ſchalt mich gründlich aus, und rühmte dazwiſchen ſeine Sorge für mich, weil Regentage kamen und ich mich unter ſeinen Zweigen barg.

Dann war wieder einmal Sonnenſchein. Wieder wehte die Windsbraut einher, und forderte die Blätter zum Tanze auf. Ich war nicht mehr bloß roth angehaucht, ſondern ſchon ein wenig gelb an der Spitze. Doch die anderen meinten, ich ſähe dadurch hübſcher aus. Ich könnte ohne meine eigenthümliche Richtung überhaupt viel Glück machen. Beſonders ſagten dies die bunten Käfer und Libellen, die mich umſchwärmten, ſo lange ſie es voreinander verheimlichen konnten. Ich wandte mich ab, ſtolz und müde. Mich kümmerte es nicht mehr, was ſie ſprachen. Aber ein ſchöner, übermüthiger Schmetterling verfolgte mich, wo immer ich ging, und das rührte mich doch. Da war doch einmal einer, der mich verſtand und nicht an mir tadelte. „Können wir nicht nebeneinander herfliegen?“ raunte er mir zu. Ich wußte nicht recht, ob ich ja ſagen ſollte, aber ich ſagte doch wenigſtens nicht nein, und duldete ihn an meiner Seite. Wann würde er mit mir zu den Wolken aufſteigen? Ich konnte es endlich nicht mehr erwarten und fragte ihn danach.

„Ja, wer will denn in die Wolken hinauf, und ſich vom Sturm ſeine ſchönen Flügel beſchädigen laſſen? Was das für wunderliche Schwärmereien ſind. Ich denke, wir koſen hier um die Blätter und Blüten, und wollen uns die Zeit nicht mit Grillen verderben.

O, wie riß ich mich von ihm los, den Flatterer, der mich durch ſeine goldigen Flügel geblendet hatte, und wie ſehnte ich mich nach dem ſchönen, ernſthaften jungen Raben zurück. Da, ſieh, ſtand er plötzlich vor mir, ſinnend, würdevoll und ſchien den Waldboden zu durchforſchen. Ich zitterte ſchon wieder und ſah ihm heimlich zu. Ob er wohl Schätze grub? Ja, was ſah ich? Regenwürmer fand er, häßliche Regenwürmer und — war zufrieden damit.

Da war es ganz aus bei mir. Ich ging wieder zum Dornbuſch nach Hauſe und ſagte ihm alles. Ich hätte es ihm nicht ſagen ſollen! Den Schmetterling möchte ich nicht mehr, verſicherte ich, ganz trotzig, wenn er auch wiederkäme, und den Raben, den hätte ich nur deßhalb geliebt, weil ich ihn für einen Adler gehalten. Denn nur ein Adler dürfe kommen und mich holen. Der trüge mich denn geraden Wegs zu den Wolken an den Himmel, ja mitten in die goldene Sonne hinein. Das war dem alten Dornbuſch zuviel. Er ſagte, die Phantaſtereien ertrüge er nicht mehr, und den Uebermuth nach ſo viel Niederlagen, und ſo heftig ſchalt er, daß ich's nicht länger aushielt, und ihm davonlief bei Nacht und Nebel

„Huh—u—uh, fahr hin!“ rief das Schweſterlein noch einmal, aber ſchon mit müdem Stimmchen, weil der Sandmann kam.

Ja, fahr hin, fahr hin, bei Nacht und Nebel! So tanzte ich mitten in den Bach hinein. Die Welle nahm mich in ihre kühlen Arme, und mir war, als wäre alles vorbei. Aber ſo war es nicht, ſie wußte es beſſer. „Du wirſt weiter leben, tröſtete ſie, aber anders wirſt Du ſein, ruhig, geduldig, nicht mehr ſo ungeſtüm. Du wollteſt Großes, doch wer das will, der muß alles wagen können — oder auf alles verzichten. Das lerne Du jetzt, es iſt ſo ſchön. Sieh' wie ſanft ich Dich trage, wenn auch nicht in den Himmel, ſo doch in das

Meer, in das weite Meer, das unendlich ist, wie er, und tief wie der Gedanke des Weisen. Hier finde Du Frieden. Aber dann, dann lege ich Dich am Ufer nieder; zu schönem Tode bette ich Dich, bei Deinen Gefährten. Du stirbst wie sie, allein Du stirbst freudiger, denn Du weißt es, wofür. Und die alte Eiche rauscht über Euch wie mit Dankesgeflüster und vergißt Euch nie.

„Denn es werden sterbend ihre Kinder
Ihrer nächsten Frühlingspracht Begründer!"

Meine theuerste Freundin schwieg eine lange Zeit. Dann sagte sie leise:

„Und doch — und doch wollte ich lieber der Baum sein, der in den Himmel wachsen darf!"

„Baum in der Wüste, laß mich zu Deinen Füßen ruhen, Palme, neige Dich auf den armen, sehnsüchtigen Wanderer nieder!"

Ich weiß nicht, was ich weiter sagte, und ob ich noch sprach. Aber ich weiß, daß ihre beiden Hände sich auf meine Stirne legten.

Das kleine Schwesterchen lächelte im Schlaf.

Dresdener Brief.

Dresden, im September.

Im Anfang Oktober wird es, wie ich schon früher dem geehrten Leser berichtet habe, am hiesigen Hofe hoch hergehen. Die anläßlich der Vermälung Ihrer K. Hoheit der Prinzessin Maria Josepha von Sachsen mit Seiner K. Hoheit dem Erzherzog Otto von Oesterreich stattfindenden Festlichkeiten werden sich auf zwei Tage erstrecken. Der Trauungsakt wird am 2. Oktober vor sich gehen, in den Gemächern der hohen Mutter der Braut, jetzt der Königin Carola von Sachsen, findet die Ceremonie der Kreuzaufsetzung statt. An den feierlichen Akt schließt sich ein Tedeum, welches unter Mitwirkung der königlichen Kapelle und unter dem Geläute sämmtlicher Glocken und Abgabe von Kanonen- und Gewehrsalven abgehalten werden wird. Ein Théâtre paré im Altstädter Hoftheater bildet den Beschluß der Festlichkeiten des ersten Tages. Für den folgenden Tag ist unter anderem die Abhaltung eines Hofballes in Aussicht genommen. Ich erwähne noch, daß die Einsegnung durch den Bischof Dr. Bernert in der katholischen Hofkirche vor sich gehen wird. Bei der großen Verehrung, welcher das erhabene Herrscherhaus und die graziöse Prinzessin Maria Josepha speziell sich in allen Kreisen der Bevölkerung erfreut, kann man sich denken, wie rührig die Vorbereitungen der courfähigen Damen zu dem Balle getroffen werden. Die Modistinnen arbeiten im Schweiße ihres Angesichts; aber der Anblick der vielen Schönen, die aus Sachsen und Oesterreich sich einfinden werden, wird auch des Schweißes der Edelsten werth sein.

Unsere an Standbildern so reiche Stadt ist soeben mit einem sehr bemerkenswerthen Denkmal bereichert worden. In den Anlagen vor der Kreuzschule neben dem Monument Theodor Körners, dem Dichter und Helden, erhebt sich dasjenige Julius Ottos, des hochverdienten Kreuzschulkantors und Liedermeisters, des eifrigen Förderers

des deutschen Männergesangvereins, des Komponisten des bekannten Liedes: „Das treue deutsche Herz“. Die Enthüllungsfeier wurde durch einen Festzug zahlreicher Gesangvereine, an ihrer Spitze der Julius Otto-Bund, Festessen ꝛc. würdig begangen. Die Festrede hielt der Konsistorialrath Dr. Dibelius. Er hob unter anderem hervor, daß Julius Otto, auf Königstein geboren, bereits im neunten Jahre die Orgel beim Gottesdienst gespielt und, dreizehn Jahre alt, in der Dresdener Kreuzkirche eine von ihm selbst komponirte Kantate für Chor, Solo und volles Orchester geleitet habe, nachdem er in Leipzig musikalisch durchgebildet, ein halbes Jahrhundert hindurch auf hervorragendem Posten dem deutschen Sang und Klang in Dresden gedient hat. Der Schöpfer des Denkmals ist Gustav Kietz. Der bekannte Bildhauer, der das Kunstwerk sehr pietätsvoll und mit feinem Verständniß für die Individualität Julius Ottos ausgeführt hat. Als die etwa 400 zählenden Sänger unter der Leitung des Herrn Musikdirektors Reichel um das Denkmal Aufstellung nahmen und ihre hübschen Lieder sangen, wobei ein ungewöhnlich schönes Wetter die Statue beleuchtete, machte dieses Schauspiel einen sehr weihevollen Eindruck. Im schwungvollen Festgesange war die Bedeutung des deutschen Liedes trefflich geschildert.

Im übrigen ist demnächst noch ein anderes Denkmals-Enthüllungsfest, welches noch weitere Kreise interessiren wird als dasjenige des Julius Otto-Denkmals — die Feier der Enthüllung des Karl Gutzkow-Monuments, welches der Bildhauer E. Andresen, gegenwärtig künstlerischer Leiter der königlichen Porzellanmanufaktur in Dresden, geschaffen hat. Warum übrigens Theodor Körner, Julius Otto und — Karl Gutzkow, die so wenig Berührungspunkte miteinander gemein hatten, an ein und demselben Flecke ihre Standbilder erhalten, ist mir unerfindlich. Giebt es denn nicht genug schöne und freie Plätze in Elbflorenz — wozu die drei großen Männer so zusammenpferchen? Ja, wenn sie noch alle im Leben ein Metier betrieben hätten und sämmtlich Dichter, Musiker, Schriftsteller ꝛc. gewesen wären, so ließe sich das begreifen . . . aber so? Hier wird das Unwahrscheinliche Ereigniß.

Dr. Adolph Kohut.

Nippsachen.

Französische Mädchenerziehung. Ueber die Erziehung der vornehmen jungen Mädchen in Frankreich theilt der „Figaro“ folgendes mit: im neunten oder zehnten Jahre, wenn der Unterricht beginnt, giebt man den jungen Mädchen eine Gouvernante. In der Hausordnung nimmt die Gouvernante eine Stellung zwischen der Kammerfrau und der Lehrerin ein. Sie ist zu keiner der gewöhnlichen Dienstleistungen verpflichtet, welche der ersteren obliegen, sie speist aber auch nicht, wie die letztere, mit am Tisch. Da sie aber eine Person ist, der man Vertrauen schenken muß, so ist bei ihrer Wahl große Vorsicht anzurathen. Mit der Gouvernante machen die Mädchen ihre Fußpromenaden meist in den großen Avenuen; denn viele Mütter lassen nicht gern ihre Töchter in den Champs-Elysées oder gar auf den Boulevards sich ergehen. In dem Alter, von welchem wir reden, ist die Toilette überaus einfach; dunkelfarbige Kleider aus Alpaka oder Jaconnet, von einem allerdings etwas puritanischen Schnitt. Die Haare werden in einfache Flechten geflochten. Wenden wir uns zum Unterricht, das heißt zur Ausbildung des Geistes und des Herzens. Es ist leicht gesagt, daß die Wahl einer Lehrerin ebenso schwierig wie die einer Gouvernante sei. Will man für seine Kinder einen wirklich tüchtigen

Unterricht, so nimmt man eine Französin, welche in einer der von den Töchtern der besseren Stände besuchten Schulen ihre Ausbildung empfangen hat. Eine solche Lehrerin kann ihre Schülerin so weit bringen, daß dieselbe mit 16 Jahren zur Ableistung des ersten Examens befähigt wäre. Allein viele Eltern — leider die meisten — bekümmern sich mehr um die äußerliche Politur, als um den wirklichen Unterricht ihrer Kinder, und nehmen eine Person an, deren einzige Aufgabe darin besteht, die Manieren und die Konversation ihrer Zöglinge zu schleifen und zu bilden. Solche Eltern engagiren häufig eine Engländerin, welche in irgend einem katholischen Kloster von London oder Northampton ausgebildet worden ist.

An den Empfangsabenden der Eltern erscheinen die jungen Mädchen nicht im Salon, desgleichen nicht bei den Diners, wozu Einladungen ergangen sind, es sei denn, daß die Gäste lediglich vertraute Freunde sind, es sich also um „diners intimes" handelt. In die Gesellschaft werden sie mit achtzehn Jahren eingeführt, und zwar bildet der Besuch der großen Oper den Anfang. Bevor die junge Dame zum ersten Male sich in der Gesellschaft zeigt, stattet sie in weißer Toilette älteren Freundinnen und Bekannten des Hauses Visite ab. In den hochadligen Familien nennt man die Tochter des Erstgeborenen einfach Fräulein. In manchen Familien kommt es vor, daß zwei Schwestern zwei verschiedene Namen führen: Zum Beispiel der älteste Sohn des Herzogs von Noailles heißt Herzog von Ayon. Es könnte daher sein, daß die eine seiner Töchter sich Fräulein von Noailles, die andere Fräulein von Ayon nennt. Eine junge Dame führt niemals Visitenkarten, sondern die Mutter schreibt den Namen der Tochter auf die ihrige. Sie öffnet auch nicht selbst die an sie gerichteten Briefe, sondern diese werden zuerst der Mutter gegeben, welche sie geöffnet oder geschlossen, je nachdem sie den Absender kennt oder nicht kennt, der Adressatin wieder zustellt. Von den Theatern besucht sie nur die große Oper, Théâtre français und die Opera Comique. Auch die Orte, wo sie promeniren kann, sind genau bestimmt. Morgens reitet sie mit dem Vater aus oder fährt mit dem Bruder, wenn sie einen solchen hat, im Ponywagen aus. Früher hat man ihr die Zügel der Pferde nicht anvertraut; aber heute hat die englische Mode den Sieg davongetragen. Was die Verheiratung anbetrifft — denn welcher für Damen bestimmte Artikel könnte, ohne dieser zu gedenken, schließen — so werden heute die jungen Damen weit mehr als früher um ihre Meinung gefragt, ja zuweilen sogar aufgefordert, eine Wahl zu treffen. Manche junge Damen haben es gegenwärtig gar nicht eilig mit dem Heiraten, eine Sitte, die recht lobenswerth sein dürfte.

Der kleine Attaché. Unter diesem Titel enthält der Pariser „Figaro" einen Beitrag zur Physiologie von Paris, der einen neuen, erst aus den Einrichtungen der französischen Republik entstammenden Typus beleuchtet, nämlich den sogenannten „kleinen Attaché". Jung, aber schon ein Feinschmecker; voller Bewegung, aber immer mit einer gewissen Bedeutung; übersprudelnd und doch voller Reserve ist der kleine Attaché. Wohlverstanden, nicht von dem Gesandtschaftsattaché ist hier die Rede, nur von den jungen Leuten, welche dem Kabinett eines Ministers „attachirt" werden. Der kleine Attaché ist nämlich ein Erzeugniß der Republik; er ist 20 bis 25 Jahre alt; er ist reich, gut erzogen in einer politisch bekannten Familie und hat viele Prätensionen, ohne eigentlich etwas rechtes zu wissen. Seine Mutter, Tante, Cousine, Pathin haben einen Gatten oder Bruder oder sonstigen Verwandten, der Deputirter oder Senator ist. Seine Stimme ist dem Minister vielleicht von Nutzen. Also „schnell den Sohn, Neffen, Vetter, Enkel untergebracht! Aber Stellen sind keine frei. So macht man welche. Der Minister hat ja Bureaux leer; er „attachirt" sich einige junge Leute. So wird der Jüngling in einigen Tagen zum jungen Politiker. Er trägt nun ein schwarzes Jaquet, rothe Handschuhe und eine Mappe unter dem Arm. Den Kopf hält er wie sein Minister; er ist frisirt, wenn er es ist; und läßt sich gehen, wenn er es thut. Er wartet auf seinen Minister, folgt ihm in die Kammer, begleitet ihn in die Couloirs, trägt seine Mappe und schlägt sich im Duell für ihn, wenn man ihn beleidigt oder beschimpft. Er arbeitet absolut nichts. Sein Vormittag verdampft mit einem Dutzend Cigarretten und verfliegt mit einigen Briefen auf Bögen mit der Spitzmarke „Kabinett des Ministers". Grand chic ist es nun, einen Dragoner mit diesen Briefen durch die Stadt zu schicken, der sich dann mit einem großen Staatsgeheimniß beladen glaubt und keine Ahnung hat, daß seine Botschaft in Wirklichkeit etwa so lautet: „Meine geliebte Titine! Schicke

mir doch meinen Regenschirm, den ich im Vorzimmer habe stehen lassen." — Der kleine Attaché empfängt die Redacteure der politischen Blätter, die Reporter und Interviewers, zu denen er mit Diskretion und möglichst mysteriös spricht; er lächelt, wenn man ihn fragt, wie der Minister über dieses oder jenes denkt, läßt einige Brocken darüber fallen und empfiehlt dann die größte Vorsicht. Zuweilen diktirt er ihnen auch den Sinn eines offiziösen Artikels, verspricht ihnen die Protektion seines Meisters und entläßt sie mit einer grandiösen Geste. Dann und wann ruft der Minister seinen Attaché. Dann will er ihn nämlich um eine Cigarrette bitten, oder sich irgend einen galanten Scherz von ihm erzählen lassen; der kleine Attaché versteht sich nämlich auf „feine" Scherze. Der kleine Attaché attachirt jedoch nicht. Er verschwindet mit dem Minister, der ihn geschaffen. Sein Dasein hat keine Wurzeln — es ist eine Blume in der Vase, die verwelkt, noch ehe sie aufblüht. Wenn ein Attaché keiner mehr ist, so ist er als Mensch zu Ende. Er hat von der Macht gekostet und wird sie in Zukunft nicht mehr entbehren können. Zum Glück ist er wenigstens reich. In der Gesellschaft macht der kleine Attaché den Liebenswürdigen. Er tanzt gut Kotillon und widmet sich den Damen. Er ist der talon rouge der Republik; ohne ihn wäre in Frankreich die Galanterie aus der Politik verbannt.

Salon-Büchertisch.

Von Hüben und Drüben. Scherz und Ernst in Versen von Julius Bruck. Dritte vermehrte Auflage von „Bunte Blüten". Leipzig. C. Reißner. 1886.

Der nun wieder seiner deutschen Heimat zurückgegebene Dichter dieses hübschen Büchleins weiß kräftige Töne anzuschlagen, wenn es gilt Freiheit und Geisteshelle zu feiern und die noch lange nicht ausgestorbene Brut der Finsterniß zu bekämpfen; auch zart und innig weiß er zu singen, von der „Lieb im Lenze", und von dem bald täuschenden „Ade — ade bis übers Jahr", aber seine Stärke und Eigenart liegt in der heitern Poesie; seine „lachenden Lieder" sind von dem köstlichsten Humor eingegeben und bieten uns die tröstliche Bürgschaft dafür, daß jene unvergleichliche Gabe des deutschen Volksthums nicht mit Scheffel begraben ist, „Beim Federweißen", „Die liebe, böse Welt", „Nie zu alt", („ist ein braver Mann zur Liebe und zur Narrheit"), „Meister Rausch" und andere Trinklieder sind von herzerfrischender Wirkung. Die Ballade von den „römischen Musikanten" und vor allem das „Lied vom tollen Hund" gehören zu den gelungensten Schöpfungen ihrer Gattung. Das kleine Buch wird sicher fortfahren, sich und seinem Verfasser „hüben und drüben" Freunde zu erwerben.

Wir geben nachstehend zwei Proben von Bruck's trefflicher Lyrik und hoffen, daß dieselben unsere zahlreichen Leser anregen, ebenso zahlreiche Käufer des Bruckschen Buches zu werden:

Die Lieb' im Lenze.

Wer nie in jungen Tagen
In grünem Waldrevier
Und duft'gen Blütenhagen
Gepflückt des Maien Zier,
Des Liebchens Hand gebunden
Zum Strauß, der ihn geschmückt,
Der hat auch nie empfunden,
Wie Lieb' im Lenz beglückt.

Des reifen Mannes Streben
Erringet Gold und Ehr',
Doch kann es ihm nicht geben
Des Maien Wiederkehr,
Kein flammenweckend Kosen,
Der ersten Liebe Glüh'n,
Nicht eine jener Rosen,
Die nur im Lenze blüh'n.

Zum seligsten Genusse
Stieg nimmermehr hinan,
Wer nie im Wonnekusse
Ein liebend Herz gewann,
Da noch dem blüh'nden Baume
Der junge Lenz gelacht;
Eh' nach entschwund'nem Traume
Des Lebens Ernst erwacht.

Ob immer wir auch fanden,
Was sehnlichst wir begehrt,
In fremder Herren Landen
Wie an der Heimat Herd,
Bald sind es welke Kränze;
Nur Eins bleibt ewig jung:
Das ist „die Lieb' im Lenze"
In der Erinnerung.

Die Thräne von Limoux.

Auf eines Hügels Höhe stand,
Von Rebenlaub umhüllt,
Im sonn'gen Albingenserland
Ein Muttergottesbild.
In himmelblauen Aeugelein
Erglänzte spat und fruh
Wie Maienthau im Mondenschein
Die Thräne von Limoux.

Und wer der Heil'gen, hilfbereit,
Die sünd'ge Seel' empfahl
In opferfreud'ger Frömmigkeit,
Ward ledig jeder Qual.
Ihm floß aus reichem Gnadenquell
Des Edens süße Ruh',
Aus zween Aeuglein, blau und hell,
Die Thräne von Limoux.

Es wälzte sich der Pilger Schaar
Wie Wogendrang im Meer
Und brachte der Madonna dar
Manch' Säcklein, goldesschwer.
Auch Mönch und Pfaff' von Berg und Thal
Erschienen ab und zu,
Da war versiegt mit einem Mal
Die Thräne von Limoux.

Und zürnend hub zu reden an
Die Himmelskönigin:
„Seit ich der Kutten Gunst gewann,
„Sind Ruh' und — Truh' dahin.
„Mag, wer da will, umsonst sich müh'n,
„Ich thu' die Aeuglein zu
„Und laß fortan auf Flaschen zieh'n
„Die Thräne von Limoux."

Unser Bildertisch.

Eine höchst drollige Bescheerung ist es, welche sich da, wie unser erstes Bild zeigt, dem Korbe, den soeben der Packetträger gebracht hat, entwindet. Fünf junge dicke tolpatschige Hunde — wie sie sich drehen und wie sie winseln und nach der Mutterbrust stöhnen, von der sie so grausam gerissen sind! Fürchtet nur nichts, ihr kleinen ungeschlachten Burschen, schlecht wird es euch im Leben nicht ergehen! Fräulein Eulalia Amacani, eine reiche altjungferliche Dame, wird euch zärtlich an ihr liebevolles Herz drücken und euch die fehlende Mutter getreulich ersetzen. Schon sehe ich euch, wie ihr, alt und dick und fett geworden, hinter Fräulein Eulalia auf der Morgenpromenade mit bunten Halsbändern und schön gestickten, perlenverzierten Schabraken mühselig einherhumpelt und fast in eurem Fett zu ersticken droht. Ist das denn endlich, dank der trefflichen Pflege eurer mütterlichen Herrin, vor sich gegangen, werden Leichensteine eure Gräber zieren, auf denen Eulalia manche stille Thräne ihren verewigten Lieblingen nachweinen wird.

Eine andere Bescheerung hat der Herr Lieutenant vorbereitet, welche der famose Offiziersbursche, das köstliche militärische Mädchen für Alles, der Angebeteten des gefühlvollen Lieutenantsherzens — nach unserm zweiten Bilde — überbringen soll. Prächtig ist das dummpfiffige Gesicht des braven Pommern, wie er die Adresse des Briefchens studirt und wie er abwechselnd an dem duftigen billet doux und dem wundervollen Blumenstrauße mit seiner breiten, sonnenverbrannten Nase herumschnüffelt. „Minna", sagt er seufzend zu sich, indem er an seine Köchin denkt, „ach könnte ich Dir auch so meine Liebe erklären, indessen, so gebildet sind wir nicht, wie der Herr Lieutenant, aber die Gefühle haben wir gerade so, wie er, besonders wenn's aus Minnas Küche so lieblich, so herzerquickend zu mir herüberduftet. Herr Lieutenant, es soll alles bestens besorgt werden, und heute Abend giebt's Punsch oder Bowle zur Verlobungsfeier!" Mit diesen halb laut gesprochenen Worten trottet die „Poste d'amour des Herrn Lieutenant" ab, das Gesicht in ernst feierliche Falten legend, ist sie sich doch ihrer ernsten Mission sehr wohl bewußt.

Welch ein Unglück trägt sich auf unserm letzten Bildchen zu! Max ist von der Mutter mit dem Morgensüppchen vor die Thür gesetzt! Da passirt das Schreckliche, das Unerhörte! Der Suppennapf fällt von dem Bänkchen auf die Erde und zerschlägt; die Suppe fließt aus, und Bello, der sonst so gute, liebe Spielgefährte, schleckt die delikate Suppe auf, ehe sie ganz verrinnt. Mäxchen erhebt ein großes Zetergeschrei und er muß zum ersten Male in seinem Leben Zeuge sein, wie Gelegenheit Diebe macht!

Neueste Moden.

Nr. 1. Kleid für Kinder.

Das Kleid ist von rother, beige- und grüngestreifter Serge. Der Rock ist in tiefe Falten gelegt und der Blousentaille untergesetzt, deren Schooß hinten Falten bildet und vorn glatt auf die Hüften fällt. Die Falten der Blouse sind oberhalb in einem Coller gefaßt. Der Stehkragen, sowie der breite Aufschlag, welcher von diesem ausgeht und bis zum Rande des Rockes reicht, ist von Sammet. Die Aermel

Nr. 1. Kleid für Kinder.

sind auf der Außenseite mit einem Faltentheil versehen. Auf der rechten Achsel ist eine große Schleife mit langen Enden angebracht, sowie auch vorn eine Gürtelschleife herabfällt. Vom Coller aus bis zum Rand des Rockes sich zuspitzend, befindet sich auf der linken Seite eine breite, weiße, bestickte Spitze, die auch vorn an den Aermeln angebracht ist.

Nr. 2. Anzug für Mädchen.

Dieses Kleid ist aus hellblauem Surah gefertigt und mit breiter Bindfaden-guipüreſpitze verziert. Der ringsum in tiefe Doppelfalten gelegte Rock wird mit der Blouse durch einen hellblauen Bandgürtel mit langen Schleifen und Enden verbunden. Unterhalb des Gürtels ist eine breite Guipüreſpitze angebracht, welche

den Falten des Rockes glatt aufliegt. Die Blouse hat oben ein Collertheil, welches ebenfalls mit dieser breiten Guipürespitze bedeckt ist und am Vorder- und Rückentheile einen herzförmigen Ausschnitt hat. Auch oben auf den Schultern am Stehkragen, sowie auch als untere Aermelverzierung ist Spitze angebracht.

Nr. 3. Kleid für Mädchen.

Das Vordertheil des Rockes, sowie das Blousentheil der Taille ist von Spitzenstoff gebildet, die übrigen Rockfalten und die lange Schooßtaille sind aus himmelblauem Surah gefertigt. Die Taille ist fest anschließend und vom Kragen aus offen, sich nach unten erweiternd. Die Spitzenärmel sind oben in Puffen gezogen und durch himmelblaue Seidenbänder und Schleifen gehalten. Die Ränder der offenstehenden Theile sind mit Perlen besetzt. Schleifen mit Perlenschnuren sind oben am Stehkragen rechts über der Brust nach links angebracht. Auf der linken Hüfte befindet sich eine Perlenrosette mit Schnuren, durch eine Schleife vorn auf dem Rocktheile befestigt. Auf der rechten Seite befindet sich eine lange Schleife mit Enden.

Nr. 2. Anzug für Mädchen.

Nr. 4. Empfangs-Anzug.

Derselbe ist aus malvenfarbiger Faille und Chantillyspitzen angefertigt. Der erste Rock ist auf der rechten Seite mit sieben Spitzenfalbeln von oben bis unten besetzt und bildet rundum Doppelfalten. Der zweite Rock ist vorn in der Taille in Doppelfalten angesetzt und geht bis zum Rande des ersten Rockes herab; von da aus ist der Stoff umgebogen und wieder nach der Taille heraufgenommen und dort befestigt. Im Rücken bildet derselbe ein lang herabfallendes bauschiges Theil, welches oben schlupfenartig übergebogen ist. Die glatte lange Taille hat hinten und vorn eine Schnebbe und ist auf den Vordertheilen von der Schulter bis zur Taille herab mit schmalen Falten besetzt; das von diesen frei gebliebene Mittelstück ist mit Spitzenwindungen von oben bis unten bedeckt. Die weiten Puffärmel sind von Spitze und haben am Ellbogen ein Faillebündchen.

Nr. 5. Trauer-Anzug.

Der erste Rock aus einfachem mattem Wollenstoff ist in Doppelfalten gelegt, welche auf der linken Seite mit Band durchzogen sind. Die Tunika von englischem Crêpe ist mit dem rechten Vordertheile im Ganzen geschnitten und bildet vorn eine Schürze und hinten einen lang herabgehenden Puff. Die glatte Untertaille von schwarzer matter Seide ist ausgeschnitten. Der Rücken hat eine glatte Schnebbe.

Der Stehkragen iſt von mattem ſchwarzem Band; ebenſolche Schlupfen ſind vorn herab auf der Taille angebracht und endigen in einer Bandroſette mit langen Schlupfen und Enden, welche die Falten des Schürzentheils hält. An Stoff zu dieſem Anzug iſt erforderlich: 8 Meter ſchwarzer Wollenſtoff, 10 Meter engliſcher Crêpe und 5 bis 6 Meter Band.

Nr. 6. Schürze für junge Mädchen.

Dieſelbe iſt aus Muſſelin, Etamine, Foulard oder ſonſt einem leichten Stoff mit einer Kante oder auch mit Zwiſchenſatz anzufertigen. Dieſe Schürze bildet unten eine ſcharfe Spitze, iſt an den Seiten über den Taſchen durch einen Stoffſtreifen in loſe Falten gehalten und an den Ecken mit einer kleinen Schleife, an welcher ein über das Kleid gehender geſtickter Streifen befeſtigt wird, beſetzt. Die Taſchen werden durch feine Falten, welche in der Mitte einen geſtickten Streifen haben, gebildet und obenauf mit einer Schleife verſehen. Die oben gerade geſchnittene Spitze des Tuches wird eingereiht. Der Latz, genau den Taſchen ent-

Nr. 3. Kleid für Mädchen.

ſprechend angefertigt, wird durch drei herzförmig demſelben aufgeſetzte Stickereiſtreifen gehalten. Der untere dieſer Streifen verbindet den Latz mit der Schürze. An beiden Seiten deſſelben befindet ſich ein ebenſolcher Streifen, welcher um den Hals, über das Kleid gelegt, zur Befeſtigung derſelben dient; oben und unten am Latz ſind Schleifen angebracht.

Nr. 7. Morgenrock.

Das Kleid iſt aus roſa Seidenſtoff gefertigt. Die Vorder- und auch die Rückentheile ſind an den Schultern auf einem untergeſetzten Coller gereiht. Die Reihfalten der Taille ſind ebenfalls auf einem untergeſetzten Streifen befeſtigt. Als Stehkragen iſt eine an ein Bündchen geſetzte Spitze angebracht. Die Aermel ſind oben glatt und fallen unten weit, wo ſie durch ein Bündchen zuſammengefaßt werden; dieſelben ſind am Rande mit einer Spitze verziert und mit einer Schleife beſetzt. Lange hängende Schleifen ſind oben am Kragen, am Gürtel, ſowie eine dritte auf der Bruſt befeſtigt. Eine doppelt angeſetzte gereihte Spitze geht von oben bis unten an den Saum; auch dieſer iſt mit einer Spitze beſetzt.

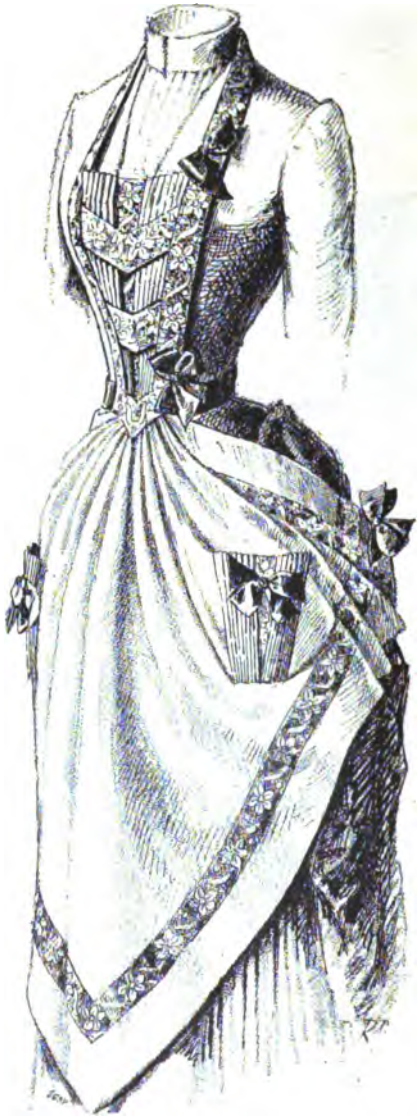
Nr. 8. Anzug für Damen.

Der erſte Rock, welcher von mattroſa Faille angefertigt iſt, fällt vorn ganz glatt. Am untern Rande iſt derſelbe bis zur Höhe von 30 Centm. mit gleichfarbigen,

Nr. 4. Empfangs-Anzug.

Nr. 5. Trauer-Anzug.

ſchräg aufgeſetzten Perlenſchnüren verziert. Die unteren Zacken, welche dieſe bilden, liegen auf einem kleinen vorſtehenden Pliſſé. Der zweite Rock aus rother Faille läßt die rechte Seite offen, iſt nach links gerafft, unten emporgeſchlagen und nach hinten genommen, wo er in loſen Falten ausgeht. Die Schooßtaille iſt vorn offen



Nr. 6. Schürze für junge Mädchen.

und läßt einen in ſchräge Falten genommenen Latz von weißem Crêpe ſehen, welchen am Hals eine ebenſolche emporſtehende Krauſe abſchließt. Den Ausſchnitt der Taille begrenzen ebenfalls Perlen, welche die Zacken, ſowie den Schooßrand umſäumen. Auf den Achſeln, auf die Aermel reichend, ſind Perlenverzierungen angebracht; auch

der untere Aermelrand ist damit besetzt. Das Haar ist mit einem Kamm von ebensolchen Perlen befestigt.

Nr. 9. Anzug für junge Mädchen von 15 Jahren.

Dieses Kleid ist aus einfarbigem blauem Wollenstoff und blauem Surah mit granatrothen Punkten angefertigt. Der einfache Faltenrock hat an jeder Seite eine

Nr. 7. Morgenrock.

breite Doppelfalte. Das ebenfalls glatt in Falten genommene Vordertheil des Rockes ist aus Surah hergestellt. Die Taille von einfarbigem Stoff hat einen langen Schooß und steht vorn offen. Ein breiter Ueberschlagkragen von granatrothem Sammet reicht bis zur Brust und läßt den Faltenlatz aus Surah frei. Die Falten desselben werden am Hals durch einen Stehkragen von Sammet und in der Taille

durch einen ebensolchen Gürtel mit lang herabfallenden Schlupfen und Enden zusammengehalten. Die weiten Aermel sind am Ellbogen durch ein Sammetbündchen

Nr. 8. Anzug für Damen. Nr. 9. Anzug für junge Mädchen von 15 Jahren.

gehalten. Der große Kragen und die Taille ringsum, sowie die Grenzen des eingesetzten Vordertheiles am Rock sind mit granatrothen Chenillebällchen besetzt. Die schlicht nach hinten herabfallenden Haare sind durch eine rothe Sammetschleife gehalten.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Strickunterricht.

Nach dem Originalgemälde von H. Werner.

Herbstzeitlose.

Novellette von **Heinrich Hobitzer.**

„Nun, Sie lächeln nicht einmal?“ fragte der Graf, indem er die Feuerzange, mit der er die brennenden Scheite im Kamin geschürt hatte, weglegte und den Kopf zu der Dame erhob, die ihm gegenüber in einem bequemen Fauteuil ruhte; „Sie lächeln nicht einmal? War der Witz so schlecht?“

Die Dame wandte ihr Auge, das schon seit längerer Zeit durch das gegenüberliegende Fenster auf die Landstraße hinausgespäht hatte, ihm zu und fragte zerstreut:

„Haben Sie einen Witz gemacht?“

„O!“ machte er vorwurfsvoll.

„Pardon! Ich habe ihn überhört. Wiederholen Sie ihn!“ Und wieder kehrte ihr Blick zu dem Fenster und der Landstraße zurück.

Der Graf schüttelte den Kopf.

„Witze und Liebeserklärungen wiederholt man nicht, wenn man ein Mann von Geschmack ist“.

„Sollten Sie mir auch eine Liebeserklärung gemacht haben, die mir verloren ging?“

„Noch nicht.“

„Das beruhigt mich. So habe ich also die Gelegenheit, mein Glück zu machen, noch nicht versäumt!“

Es klang spöttisch. In dem Blick, mit dem der Graf die nicht mehr ganz junge, aber immer noch sehr schöne, üppig blühende Frauengestalt umfaßte, lag Mißstimmung und Bewunderung zugleich.

„Sagen Sie, gnädige Frau“, fragte er, „können Sie auch einen Augenblick ernsthaft sein?“

„Wenn es sich der Mühe lohnt, warum nicht?“ erwiderte sie.

„Und meine Liebe, meinen Sie, lohne sich nicht der Mühe!“ rief er verletzt aus.

„Ihre Liebe!“ Sie wandte sich ihm plötzlich voll zu und blickte ihm gerade in die Augen. „Ihre Liebe! Mein Gott, wie könnte ich sie ernsthaft nehmen! Seit zwanzig Jahren kennen wir uns, ich war

noch ein fünfzehnjähriges Kind, Sie ein bartloser junger Mann, als wir uns zum ersten Mal auf einem Ball begegneten. Sie kamen dann häufig von Ihrem benachbarten Gut zu uns herüber, wir wurden Freunde, wir blieben Freunde, auch als ich Herrn von Ermland meine Hand reichte, und seit mir der Gute durch seinen frühzeitigen Tod entrissen wurde, ist Ihre treue Anhänglichkeit an mich noch gewachsen." Sie reichte ihm die Hand und fuhr dann fort: „Allein von Liebe, Sie wissen es, war zwischen uns niemals die Rede. Erst seit einigen Tagen, seit die Herbststürme über das Land brausen und die fallenden Blätter Sie melancholisch stimmen, erinnern Sie sich plötzlich, daß sich im deutschen Sprachschatz auch das Wort Liebe befindet. Nun, mein Freund, nachdem Sie dieses inhaltsschwere Wort so lange Zeit nicht angewendet haben, ist es kein Wunder, wenn Sie es jetzt falsch anwenden."

„Wieso?"

„Soll ich Ihnen sagen, was Ihre „Liebe" ist?"

„Sie würden mich sehr verbinden."

„Nun denn, so hören Sie. Sie plaudern gern mit mir . . ."

„Außerordentlich gern!" stimmte er zu.

„Sie lieben es, im Sommer Ihre Cigarre auf der Veranda draußen zu rauchen . . ."

„Die Nachtigallen in Ihrem Park singen so herrlich."

„Und im Winter wärmen Sie Ihre Füße gern an diesem Kamin hier . . ."

„Und mein erfrierendes Junggesellenherz an Ihrem lebenswarmen Gemüthe!"

„Seit fünfzehn Jahren sind Sie das so gewohnt. Ich bemerke nebenbei, daß das eine sehr hübsche Gewohnheit ist, die Sie sich hoffentlich noch weitere fünfzehn Jahre konserviren werden."

Er verbeugte sich dankend. Sie fuhr fort:

„Aber wir sind in diesen fünfzehn Jahren nicht jünger geworden, lieber Freund; wir fühlen, daß es Herbst um uns wird, besonders lebhaft in dieser Jahreszeit, wo die ersterbende Natur um uns nur zu deutlich erinnert, daß auch in uns Blume um Blume verblüht."

„Ich dispensire Sie davon, sich aus Höflichkeit in dieses herbstliche Bild mit einzubeziehen", fiel er lächelnd ein. „Das „Verblühen" ist vorläufig noch mein Privilegium."

„Und Sie finden", fuhr Frau von Ermland, ohne den Einwurf zu beachten, fort, „daß der Weg zu mir von Jahr zu Jahr weiter wird . . ."

„Der Weg zu Ihnen wird mir immer kurz!" versicherte der Graf.

„Daß die Unbilden der Witterung immer unbequemer werden, daß oft die ganze Macht der Gewohnheit und die ganze Größe Ihrer Freundschaft nöthig ist, um Sie diese Mühseligkeiten überwinden zu lassen. Und Sie sagen sich: „Du bist ein Thor, mein lieber Pranken, täglich zweimal diesen weiten Weg zwischen Schloß Friedenheim und Schloß Ermland zurückzulegen! Warum bereitest Du Dir diese angenehmen Abende nicht in Deinem eigenen Heim? Heirate Frau von Ermland, und der Weg zu ihr ist Dir erspart." Die Hand aufs

Herz, Graf, lauten nicht so oder ähnlich die Monologe, die Sie in den geheimen Tiefen Ihres Herzens immer und immer wiederholen?"

Der Graf räusperte sich, stieß einige verlegene „Hm! Hm!" hervor und schwieg.

„Wer schweigt, stimmt zu; ich habe also recht", nahm die Dame wieder das Wort. „Nun, sehen Sie, das also ist Ihre sogenannte Liebe — Bequemlichkeit, nichts weiter!"

Er schwieg wieder eine Weile, dann sagte er:

„Nun ja, Sie mögen recht haben. Mein Gott, wir sind beide nicht mehr jung genug — pardon! Sie selbst haben vorhin wiederholt unser Alter betont! — um überschwengliche Illusionen von der Ehe zu hegen, und ich dächte, eine erprobte freundschaftliche Zuneigung wie die unserige wäre eine sicherere Bürgschaft für ein ruhiges häusliches Glück, als jugendlich schwärmende und überschäumende Leidenschaft."

Sie lächelte träumerisch vor sich hin:

„Hm! Vielleicht bin ich doch noch weniger resignirt, als es meinem „Alter" — sie konnte sich nicht enthalten, das Wort etwas pikirt zu betonen — „als es meinem Alter angemessen wäre. Vielleicht giebt es in meinem Herzen Stellen, die noch jung sind — verborgene Winkel, die ich sorgsam schütze, wo der rauhe Wind des Lebens nicht hin kann und noch manche süße Blume duftet."

„Und Sie meinen, ich sei nicht der Gärtner, um diese Blumen zu pflegen?"

Sie betrachtete ihn mit kritischem Blick vom Kopf bis zum Fuß und schüttelte dann langsam das Haupt.

„Aufrichtig, nein! Ich fürchte, Ihnen fehlt der Sinn für derartige — Spätlinge des Herzens; sonst hätten Sie sie entdecken müssen, ohne daß ich erst nöthig gehabt hätte, Sie darauf aufmerksam zu machen."

„Aber wenn Sie den Winkel, wo sie blühen, so sorgsam verborgen halten!" entschuldigte er sich.

Sie machte eine abwehrende Handbewegung, als ob sie diesen Punkt nicht weiter erörtern wolle.

„Genug von mir! Sprechen wir von Ihnen. Sie fühlen sich also vereinsamt, Ihr Garçonleben wird Ihnen zu monoton, Sie sehnen sich nach einer Gefährtin. Ich finde das alles so natürlich, daß ich mich nur wundere, wie es nicht schon längst eingetreten ist. Nun, gut, warum suchen Sie sich nicht die Gefährtin unter den Töchter des Landes?"

„Weil unter den Töchtern des Landes keine ist, die Ihnen gleicht."

„Ach! Keine Komplimente!"

„Es ist mein bitterer Ernst. Ich kann mir nicht denken, daß ich jemals glücklich werde mit einer Frau, die nicht körperlich und seelisch Ihnen gleicht."

„Nun, wenn dem so ist, warum . . ." Sie hielt einen Augenblick inne, dann vollendete sie entschlossen: „warum heiraten Sie nicht meine Nichte?"

Er starrte sie frappirt an.

„Fräulein Rowena?“ fragte er ungläubig und zweifelnd, als ob er sie nicht recht verstanden zu haben glaube.

Sie nickte.

„Ist sie nicht mein getreues Ebenbild, nur verjüngt und verschönt? Sie wissen, meine verstorbene Schwester hatte eine außerordentliche Aehnlichkeit mit mir, wir wurden häufig miteinander verwechselt. Diese Aehnlichkeit hat sich auf ihre Tochter vererbt. Und auch unsere Charaktere sind sich so ähnlich, daß . . .“

„Sie machen sich lustig über mich!“ fiel er ein. „Rowena, das Kind, und ich . . . !“ Er vollendete den Satz pantomimisch, indem er sich seufzend mit der Hand über den gelichteten Scheitel fuhr, der es nur der Kunst des gräflichen Kammerdieners verdankte, wenn er dem Auge keine allzu großen Blößen darbot.

„O!“ protestirte sie. „Rowena ist fast achtzehn Jahre alt, also kein Kind mehr, und Sie sind noch immer ein Mann in den besten Jahren, distinguirt, wohl konservirt, geistvoll, liebenswürdig und charaktervoll: Sie können mit unseren nichtssagenden jungen Herrchen noch recht gut in die Schranken treten.“

„Aber mein Gott, ist denn das alles Ihr Ernst?“

„Mein voller Ernst! Ich spreche als Ihre treue Freundin und als die besorgte Tante meiner Nichte. Ich kenne sie beide, ich kann Ihnen keine bessere Frau und ihr keinen besseren Gatten wünschen. Sie werden glücklich miteinander werden. Und das Kind hat Sie immer lieb gehabt, Sie wissen es.“

Er war aufgesprungen und sichtlich erregt im Salon auf- und abgegangen. Nun blieb er vor der Dame stehen.

„Lieb gehabt! Jawohl, wie einen Onkel. Das ist vielleicht ein Grund, mich zu hassen, wenn ich nun plötzlich eine andere Liebe von ihr verlange.“

„Ach, Sie sind zu ängstlich, lieber Freund. Wenn man auf Freiersfüßen geht, gleicht man immer ein wenig einem Seiltänzer: man darf nicht ängstlich nach rechts und links sehen, ob das Wagniß auch gelingt, sonst wird man schwindelig und verliert die Balance. Muthig vorwärts! Das ist die beste Bürgschaft für den Erfolg.“

„Oder das sicherste Mittel, den Hals zu brechen.“

Sie lächelte:

„Nun, wenn Sie ausgleiten, auf diesem Teppich“, sie deutete auf die weichen Smyrnateppiche, die den Boden bedeckten, „auf diesem Teppich fallen Sie nicht hart, und meine Freundschaft wird bestrebt sein, Ihnen auf die etwaigen Wunden lindernden Balsam zu träufeln.“ Und in vertraulichem Tone fuhr sie fort: „Hören Sie! Ich habe Sie gebeten, heute bei mir zu diniren. Rowena ist gestern aus der Pension zurückgekehrt, dies Ereigniß soll festlich begangen werden. Ich erwarte noch einen jüngeren Freund . . .“, bei diesen Worten verlor ihre klare Stimme den sicheren Klang und nahm eine leise verlegene Färbung an, und wäre der Graf nicht zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt gewesen, er hätte die feine Röthe bemerken müssen, die in das Gesicht der schönen Frau aufstieg; „ich erwarte noch einen jüngeren Freund, Herrn von Dönitz . . .“

„Ah, Dönitz! Der sich jüngst in Ihrer Nachbarschaft angekauft hat?“

„Derselbe. Er hat mir vor vierzehn Tagen seine Antrittsvisite gemacht und mich seitdem einige Male besucht.“

„Ah!“ machte der Graf, während er sie etwas überrascht fixirte. „Ich werde mich mit ihm beschäftigen“, fuhr sie rasch fort, um ihre Verlegenheit zu verbergen, „Sie haben also hinlänglich Gelegenheit, Rowenas Herz zu sondiren.“

„Sondiren!“ Er seufzte. „Liebe Freundin, Sie wissen wohl, daß das Frauenherz unergründlich ist. Wer es sondiren will, stößt wohl auf manche Klippe und Untiefe, aber der Grund bleibt ihm ein ewig unerforschtes Mysterium.“

„Nun, so studiren Sie die Klippen und Untiefen“, versetzte sie lächelnd, „ob es rathsam für Sie ist, sich hineinzustürzen. Und was die unbekannten Tiefen anbelangt“, setzte sie ernster hinzu, „so glaube ich Ihnen versichern zu können, daß darin bei Rowena keine gräulichen Ungeheuer hausen. Uebrigens . . .“, sie blickte nach der Uhr, „wo bleibt die Kleine so lange? Verzeihen Sie, ich will nachsehen!“

Damit verließ sie den Salon.

Der Graf trat an die breite Glasthüre, die in den Park hinabführte, und blickte auf die entlaubten Bäume hinaus. Wirre Gedanken durchkreuzten seinen Kopf.

„Hm! Das kommt mir so überraschend . . ! Daß ich früher nie daran gedacht habe . . . ?! Freilich . . . Rowena war immer noch ein halbes Kind . . . als ich sie voriges Jahr zum letzten Mal sah, sprang sie mir noch auf den Schoß und zauste mir den Bart . . .“ Er seufzte beklommen auf. „Ja, ja, sie sah in mir immer den alten Onkel, der sie mit Bonbons fütterte und ihre Gaminerien nachsichtig belächelte. Und nun soll sie in mir plötzlich etwas anderes sehen . . . Den Geliebten . . . Den Bräutigam . . . ! Wie wird sie sich darein finden? Und ich selbst . . . hm!“ Er trat vor den Spiegel und betrachtete sich mit prüfendem Blick. Die spärlichen Haare, die etwas abgelebten Züge, der stark mit Grau durchzogene Bart dienten nicht gerade dazu, sein Selbstbewußtsein zu erhöhen. „Aus dem Fach des jugendlichen Liebhabers bin ich eigentlich herausgewachsen“, kritisirte er sich; „ich werde vielleicht eine komische Rolle darin spielen.“ Und an den grauen Fäden in seinem Bart herumzupfend: „Wie alt ich aber auch heute wieder aussehe! Diese grauen Haare! Sie werden täglich aufdringlicher.“ Und einer plötzlichen Eingebung folgend, zog er einen Sessel vor den Spiegel, setzte sich und begann sich die grauen Haare auszuziehen und eins neben das andere auf die Konsole unter dem Spiegel zu legen, wobei er in seinem Monolog fortfuhr: „Eine unangenehme Farbe, dieses Grau! Die Farbe des Herbstes! Sie ist mir zuwider, besonders wenn sie sich wie ein lebendiger, jedem in die Augen springender Taufschein in meinem Gesichte breitmacht!

„Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.“

Er seufzte wieder. „Ja, ja, des Lebens goldener Baum! Ich schicke mich vielleicht ein wenig spät an, ihn zu erklettern und seine Früchte

zu pflücken! Vielleicht falle ich herab mit gebrochenen Gliedern, oder die Früchte fallen einem andern in den Schoß, ehe ich sie erreiche."

Unterdessen war in der Thür, durch die vorhin Frau von Ermland verschwunden war, eine junge Dame erschienen, die erst erstaunt, dann mit einem heitern Lächeln des Verständnisses der sonderbaren Beschäftigung des Grafen zugesehen hatte. Nun schlich sie auf den Zehen vorwärts, näherte sich ihm von der Seite, daß er ihr Bild nicht im Spiegel erblicken konnte, und saß plötzlich mit einem Sprung auf seinen Knieen, während sie ernsthaft sagte:

„Halten Sie, Onkelchen, ich helfe Ihnen!"

Hätte ein Blitz vor dem also Ueberraschten niedergeschlagen, er hätte nicht mehr erschrecken können als bei diesem, von den rosigsten Mädchenlippen klingenden freundlichen Anerbieten. Unwillkürlich entrang sich seinen Lippen der Ausruf: „Himmel!" dann blickte er sie wie erstarrt vor Schreck an.

Die junge Dame schien selbst ein wenig erschrocken über die unvermuthete Wirkung ihrer Ueberraschung. Rasch kletterte sie wieder von seinen Knieen herab und fragte mit der verlegen lächelnden Miene einer armen Sünderin:

„Hab' ich Sie erschreckt, Onkel? Vergeben Sie!" Damit hielt sie ihm beide Hände zur Begrüßung hin.

Er faßte sich ein wenig.

„O . . . Sie . . . Sie . . . Kobold!" stammelte er, ihre Hände ergreifend, und im stillen setzte er ergrimmt hinzu: „Nun ist's aus mit der Liebeserklärung!"

„Nun?" Sie bot ihm erwartungsvoll die Stirn. „Bekomm' ich keinen Kuß?"

„Wie arglos und unbefangen sie ist!" dachte er; natürlich, dem „Onkel" gegenüber! Einen Kuß . . ." entgegnete er laut, „das würde sich doch nicht mehr schicken, liebes Kind. Sie sind jetzt eine erwachsene Dame . . ."

„Ah so! Ich bin jetzt eine erwachsene Dame. Das vergesse ich immer." Sie wurde plötzlich roth und ihre bisherige Sicherheit verließ sie. „Dann war es wohl auch sehr unschicklich, daß ich Ihnen eben auf die Kniee . . . ?" Aber rasch ihre Schalkhaftigkeit wieder gewinnend, machte sie ihm einen würdevollen Knix, während sie mit drolligem Ernst sagte: „Verzeihen Sie, mein Herr; ich werde es nicht wieder thun!" Dann in ihren natürlichen Ton zurückfallend: „Aber es ist so schwer, so alte und so liebe Gewohnheiten abzulegen. Ihre Kniee waren früher mein Lieblingsplätzchen. Dort schaukelten Sie mich, dort erzählten Sie mir Märchen, und wenn ich dann an Ihnen emporkletterte und Ihnen zum Dank einen Kuß gab, so waren Sie gar nicht böse darüber. Freilich . . . damals war ich noch ein kleines Ding . . . so hoch . . .", sie bezeichnete mit der Hand die Höhe, „und keine erwachsene Dame . . ."

„Die bald ans Heiraten denken und ihre Küsse dann für Ihren glücklichen Bräutigam reserviren wird!" fiel er mit einem Versuch, dem Thema, das ihn seit einer halben Stunde so sehr beschäftigte, näher zu kommen, ein.

„Heiraten!“ Sie stieß einen schweren Seufzer aus. „Ach, Onkel, ich werde niemals heiraten.“

„Wie?“ fragte er bestürzt.

„Niemals!“

„Und warum nicht?“

„Weil hier . . .“, sie deutete mit lächelndem Ernst auf das Herz, „weil hier mein Ideal begraben liegt.“

„Ihr Ideal?“

„Ja. Ich habe es einmal im Leben gesehen und dann verloren für immer.“

„Gott sei Dank!“ dachte er, erleichtert aufathmend. „Ach, gewiß irgend eine thörichte Kindergeschichte!“ sagte er laut.

„O nein! Aus der jüngsten Vergangenheit, als ich bereits — eine erwachsene Dame war.“

Sie ließ sich in einen Fauteuil vor dem Kamin nieder und blickte träumerisch in die knisternden Flammen.

„Ah, das ist ja sehr interessant! Wollen Sie mir nicht erzählen . . . ?“

Sie machte eine abwehrende Handbewegung.

„Wozu alte Wunden wieder aufreißen?!“ sagte sie in einem elegischen Ton, der aber unwillkürlich eine leise komische Färbung annahm.

„Nun, mein liebes Kind“, erwiderte der Graf, indem er sich zu ihr setzte, „derartige Wunden haben wir alle in unseren Herzen, und der Ton, in dem sie von der Ihrigen sprechen, beweist mir, daß Sie nicht daran sterben werden. Sie wird sie nicht hindern, glücklich zu werden und glücklich zu machen.“

„Trauen Sie mir die Fähigkeit zu letzterem zu?“ fragte sie mit einer koketten Geberde.

„So sehr“, entgegnete er, ihr näher rückend, „daß ich selbst mich mit tausend Freuden zu dem Experimente hergeben würde.“

Sie blickte ihn ruhig an, sie hatte den Sinn seiner Worte offenbar nicht verstanden.

„Wieso?“

„Rowena!“ Er ergriff ihre Hand, und seine Stimme klang unsicher und bewegt, „Rowena, Sie kennen mich nun schon so lange . . .“

„Seit ich denken kann“, nickte sie.

„Sie haben mich immer lieb gehabt . . . nicht wahr?“

„Ja, Onkel! Immer!“ versicherte sie einfach und herzlich. „Und sehr lieb!“

Er war leise zusammen gezuckt, als ob ihn etwas unangenehmes berührt hätte.

„Onkel!“ murmelte er mißtrauisch in sich hinein. „Immer und immer dieses häßliche Wort! Sie nennen mich da beständig Onkel . . .“ begann er etwas verlegen.

„Hören Sie es nicht gern? Es bezeugt die Verehrung, die ich für Sie fühle.“

„Verehrung!“ Er zuckte bei dem Wort wiederum zusammen. „Jawohl, mein Kind, und ich müßte Ihnen dafür dankbar sein . . .

Allein . . . sehen Sie . . . das Wort Onkel schließt so ein gewisses — wie soll ich sagen? — Embonpoint in sich . . .“

„Hahaha!“

„Es erinnert an Glatzkopf, weiße Haare, Gicht und dergleichen fatale Dinge, an die man nicht gern erinnert ist.“

„Aber“, wendete die junge Dame etwas erstaunt ein, „Sie haben sich doch früher niemals gegen dieses arme Wort aufgelehnt?“

„Früher . . . ja . . . so lange Sie noch Kind waren und das nicht verstanden“, erklärte er mit steigender Verlegenheit. „Aber jetzt . . .“

„Nachdem ich eine erwachsene Dame geworden bin“, warf sie schalkhaft ein.

„Ganz richtig, nachdem Sie eine erwachsene Dame geworden sind, wäre es mir lieb, wenn Sie durch dieses häßliche Wort nicht immer wieder an den Unterschied der Jahre erinnern würden, der zwischen uns besteht.“

„Unterschied der Jahre? Das ist doch nichts Unehrenhaftes? Aber, Onkel . . . Ah so! Pardon! Ja, wenn ich Sie nun nicht mehr Onkel nennen darf, wie soll ich Sie denn nennen?“

„Nennen Sie mich . . . nennen Sie mich . . .“ Er schien ein recht gewagtes Verlangen stellen zu wollen, denn er stockte wiederholt, bis er endlich, seinen Muth zusammenraffend, vollendete: „Nennen Sie mich bei meinem Vornamen, Eberhard!“

Sie sah ihn mit ungläubigem Lächeln an.

„Eberhard? O, das würde sich doch wohl nicht schicken.“

„Nicht schicken? Warum nicht?“

„Es würde gegen den Respekt verstoßen, den ich . . .“

„Respekt! Respekt! und immer Respekt!“ fiel er, zornig mit dem Fuß aufstampfend, ein. „Man sollte glauben, ich sei ein Greis von achtzig Jahren!“

Sie schüttelte den Kopf.

„Sie sind heute so sonderbar!“

„Aber begreifen Sie denn nicht, daß es für einen Mann in den besten Jahren, wie ich es doch noch zu sein hoffe . . . ?“ Er hielt inne und blickte sie, ihre Zustimmung erwartend, an.

„Gewiß! Gewiß!“ beeilte sie sich zu versichern.

„Daß es für einen solchen Mann demüthigend, ja geradezu beleidigend ist, beständig mit den Versicherungen von Respekt, Verehrung und ähnlichen schönen Dingen erdrückt zu werden, während er doch noch nicht jeden Anspruch darauf aufgegeben hat, wärmere Gefühle hervorzurufen.“

„Wärmere Gefühle?“

„Nun ja, zum Beispiel . . . zum Beispiel . . .“ Das Wort schien wieder sehr schwer über die Lippen zu wollen. „Hingebung . . . Liebe!“

„Liebe?“ Sie stand rasch auf und blickte ihn ängstlich an. Plötzlich aber schlug sie sich mit der Hand an die Stirn, als ob ihr nun des Räthsels Lösung gekommen sei, und lachte laut und fröhlich auf.

Er erhob sich beleidigt.

„Sie lachen? Sie finden es lächerlich, daß ich noch daran denke, Liebe zu erwecken?“

„O! Aber Onkel! Onkelchen! Wie können Sie nur so etwas von mir denken!“ protestirte sie. „Nein, mir wurde nur plötzlich klar . . . Hahaha!“

„Nun?“ fragte er, noch immer mißtrauisch, was wurde Ihnen klar?“

„Sie wollen ohne Zweifel heute Ihren Heiratsantrag machen, und deßhalb haben Sie sich vorhin . . .“ Sie war an die Spiegelkonsole getreten, hatte die noch dort liegenden, aus seinem Barte stammenden grauen Haare aufgehoben und zeigte sie ihm, gleichsam zur Ergänzung ihres unvollendeten Satzes, hin.

Er wandte sich mit einem ingrimmig in seinen Bart gemurmelten „Verdammt!“ ab.

Sie legte die unschuldige Veranlassung seines Zornes auf die Konsole zurück, näherte sich ihm und sagte mit verändertem Tone, ernst und herzlich:

„Uebrigens wünsche ich Ihnen zu Ihrem Entschluß von ganzem Herzen Glück. Sie hätten keine bessere Wahl treffen können.“

Er fuhr mit einem Ruck zu ihr herum:

„Wie?“

„Die Tante ist es werth, einen Gatten wie Sie zu erhalten . . .“

„Die Tante!“

„Und wenn ich jemand für würdig halte, der Gatte einer so edlen Frau zu werden, so sind Sie es.“ Sie hielt ihm die Hand hin.

Er nahm sie nicht.

„Aber, mein liebes Kind“, stammelte er, „Sie befinden sich im Irrthum . . .“

„Wie?“

„Vollständig im Irrthum! Es ist nicht die Tante . . . nicht Frau von Ermland, der meine Bewerbung gilt . . .“

„Nicht?“

„Es ist eine junge Dame . . .“

„Ah!“

„Die ich schon als Kind auf den Knieen geschaukelt, der ich schon damals die schönsten Märchen erzählt habe!“ Er beugte sich zu ihr, faßte ihre Hand und fuhr mit bewegter Stimme fort: „Und jetzt möchte ich gemeinsam mit ihr ein neues Märchen lesen, neu für mich und sie, obwohl es schon alt ist wie das Menschengeschlecht: Das Märchen von der Liebe, das Märchen vom Glück.“

Sie hatte plötzlich begriffen.

„Ah so!“ murmelte sie traurig, während sie ihm ihre Hand entzog. „So ist es gemeint!“

„Ja, Rowena, so ist es gemeint!“ Er wiederholte es stockend und sein Auge hing mit ängstlicher Spannung an ihrem Gesicht.

Sie schwieg eine Weile. Dann richtete sie sich hoch auf und sagte mit fremdem Ton, kalt und förmlich, wie ihn der Graf noch nie an ihr gehört hatte.

„Nun, Herr Graf, ich wünsche Ihnen viel Vergnügen zu Ihrer Lektüre, und eine aufmerksame Zuhörerin! Doch . . . Sie haben jetzt

wohl die Güte, mich zu entschuldigen. Ich bin gewohnt, der Tante jeden Tag einen Blumenstrauß zu bringen, ich will gehen, ihn zu pflücken."

Damit öffnete sie die Glasthüre und schritt in den Park hinaus.

Der Zurückgebliebene blickte ihr nach.

„Das war deutlich! Sie wünscht mir eine aufmerksame Zuhörerin — und geht! Wem soll ich nun mein Märchen erzählen? Den Möbeln hier?" Er begann auf und ab zu gehen. „Ach, es wäre vielleicht das Beste. Sie könnten mich wenigstens nicht auslachen! Thor, der ich war!" zürnte er sich. „Einem so jungen Mädchen . . . !" Er kam bei diesen Worten am Spiegel vorüber und warf einen Blick hinein. „Und mit diesen Haaren!" Er raffte die grauen Haare von der Konsole auf und warf sie in den Kamin. „Fort damit!" Und seinen Hut ergreifend, wandte er sich der Thüre zu: „Ah! Ich will einen Gang ins Freie machen. Die frische Luft wird mich abkühlen."

Er trat auf die Terrasse hinaus, blickte sich spähend um, bis er Rowena zwischen den Stämmen hindurch auf einem fernen Rasenplatz entdeckt hatte, und schlug dann schnell einen Pfad ein, der ihn in entgegengesetzter Richtung in den Park hineinführte. Aber Rowena hatte ihn doch bemerkt. Sie lächelte wehmüthig vor sich hin, während sie leise murmelte:

„Der Arme! Ich habe ihm weh gethan. Ich hätte nicht so hart gegen ihn sein sollen! Wer hieß ihn aber auch . . ." unterbrach sie zornig ihre Selbstanklagen, „wer hieß ihn auch, mir eine Liebeserklärung zu machen? Nun ist unser bisheriges schönes Verhältniß für immer zerstört. Ich werde nie mehr unbefangen mit ihm verkehren können!"

Und sie schritt weiter auf der feuchten Wiese dahin; aber ihre Gedanken waren heute nicht beim Blumensuchen!

Der Graf hatte kaum den Salon verlassen, als sich die Thür, die in das Innere des Hauses führte, öffnete und Frau von Ermland in Begleitung eines jüngeren Herrn eintrat.

„Kommen Sie, Herr von Dönitz", sprach die Dame noch unter der Thür, „hier finden Sie . . ." Sie unterbrach sich und blickte sich um. „Ah, die Herrschaften sind verschwunden. Sie werden einen Spaziergang im Park machen."

„Um so besser, gnädige Frau", rief Herr von Dönitz aus, „um so besser! So werde ich wenigstens noch einen Augenblick das Glück haben, mit Ihnen allein plaudern zu können. Es wird ohnehin zum letzten Mal sein!" Er seufzte schwer auf. „Ihre Fräulein Nichte, die nun für immer hier bleibt . . ."

„Großer Gott, mit welchem Ton Sie das sagen!" fiel sie lachend ein. „Als ob meine Nichte ein Ungeheuer wäre! Fassen Sie sich! Sie ist ein schönes, liebenswürdiges junges Mädchen."

Dönitz zuckte leicht die Achseln, als ob ihm die gerühmten Eigenschaften der jungen Dame sehr gleichgiltig wären, und entgegnete mit schlecht verhehlter Mißstimmung:

„Aber sie wird nun immer hier sein, sie wird da sein, so oft ich komme, man wird sich mit ihr beschäftigen müssen, man wird ihr den Hof machen sollen . . "

„O! O!“

„Jungen, hübschen Damen soll man das immer! Und mit unseren reizenden Plauderstündchen ist es ein- für allemal zu Ende!“

Sie lud ihn zum Sitzen ein, und während sie sich selbst auf ein Sopha niederließ, fragte sie mit einem jugendlich verschämten Lächeln, das ihrem schönen Gesicht einen neuen eigenthümlichen Reiz verlieh:

„War Ihnen denn an diesen Plauderstündchen so viel gelegen?“

„Und das fragen Sie! Das können Sie fragen! Sie waren meine Erholungsstunden, die einzigen Lichtpunkte in der Einförmigkeit meines jetzigen Daseins. Sie wissen wie vernachlässigt, wie herabgekommen mein Gut ist. Ich muß meine ganze Kraft und Energie einsetzen, um es wieder zu heben. Und wenn ich hier und da unter der Last der Arbeit zu erlahmen drohte, wenn mir die Widerwärtigkeiten, die mir überall begegnen, die Betrügereien meiner Beamten, die Nachlässigkeiten meiner Dienstboten allen Muth rauben wollten, so sagte ich mir: Du wirst das mit Frau von Ermland besprechen, Frau von Ermland wird Dir rathen, Frau von Ermland wird Dich trösten, und mit neuem Eifer ging ich an meine Aufgabe. Frau von Ermland war meine Trösterin, meine Beratherin, sie war mein guter Engel geworden. Und nun . . . !“

„Aber mein Gott, all' das können wir doch auch künftig noch miteinander besprechen? Meine Nichte wird uns daran nicht hindern.“

„All das, jawohl. Aber das übrige? Konnte ich mit Ihnen nicht auch sonst besprechen, was mir durch Herz und Seele ging? Meine Hoffnungen, meine Wünsche, meine tiefsten Gedanken und meine verwegensten Phantasien, alles fand bei Ihnen ein liebevolles Entgegenkommen, einen verständnißvollen Wiederhall.“

„Sie sind ein Schwärmer!“ Das gütige Lächeln und der warme Blick, mit dem sie diese Worte begleitete, bekundete genugsam, daß sie ihn damit nicht tadeln wollte.

„Ein Schwärmer!“ wiederholte er. „Und Sie? Haben Sie nicht mit mir geschwärmt? Mit mir gelacht, geweint, gefühlt und phantasirt? O, ich schlug keinen Ton an, der in Ihnen nicht einen verwandten zum Klingen gebracht hätte!“

„Nun ja“, gab sie lächelnd zu, „ich bin wieder jung geworden mit Ihnen.“

„Jung geworden! Lästern Sie nicht! Wer ein Gemüth besitzt wie Sie, bleibt jung mit hundert Jahren. O, gnädige Frau, der Gedanke, daß sich nun ein drittes, ein Fremdes zwischen uns drängen, daß unsere schöne Harmonie zerstört werden soll — er ist mir unerträglich.“

„Aber . . . !“

„Er hat einen Entschluß in mir gereift, den ich schon wiederholt gefaßt und immer wieder unterdrückt habe, weil er mir zu kühn, zu vermessen erschien. Wie hätte ich es auch wagen können, meine Hand nach dem höchsten Glück auszustrecken? Aber jetzt, wo ich meine Zukunft, mein Lebensglück in Gefahr sehe, jetzt kenne ich kein Bedenken mehr. Gnädige Frau . . . ! Alice . . . !“ Er faßte ihre Hand und fuhr mit gedämpfter, vor innerster Bewegung zitternder Stimme fort:

„Wollen Sie mich zum glücklichsten Menschen machen, den die Erde trägt?“

Sie blickte ihn verwirrt an, senkte aber sofort mit tiefem Erröthen die Lider, als sie seinen flammend auf sie gerichteten Augen begegnete.

„Wenn es in meiner Macht steht . . . ?“ stammelte sie verwirrt.

„Wollen Sie mir diese Hand . . .“, er küßte sie, „wollen Sie mir diese Hand lassen? Fürs Leben? Mein Weib werden? Mein angebetetes Weib?“

„Herr von Dönitz!“ Es klang erschrocken und beseligt zugleich.

„O, ich weiß, ich bin dieses Glückes noch nicht werth . . .“

„O!“ protestirte sie.

„Ich bin ein gährender, unfertiger Charakter, ich bedarf noch sehr der Klärung, der Festigung: aber wer vermöchte mich rascher dazu zu führen als Sie? Ihr bloßer Anblick wirkt beruhigend auf mich ein. Die sanfte Bestimmtheit Ihres Wesens, Ihre abgeklärte Ruhe, die harmonische Durchbildung Ihres Charakters — wie sollte der Anblick von so viel Vollkommenheit nicht zur Nacheiferung anspornen?“

Frau von Ermland hatte ihre Fassung, die sie seinem stürmischen Andrängen gegenüber einen Augenblick verloren hatte, wieder gefunden.

„Mein lieber, junger Freund“, sprach sie mit mütterlichem Ton, „Sie sind exaltirt. Sie sehen mich nicht, wie ich bin, Sie sehen mich nur durch das Vergrößerungsglas Ihrer Schwärmerei, die Ihnen alles in verklärtem Lichte zeigt; was sollte aus mir Armen werden, wenn einst dieses Medium zerbräche und ich in meiner wahren Gestalt vor Ihnen stände?“

„Wie könnte es je zerbrechen?“ versetzte er mit begeisterter Zuversicht. „Dient nicht alles, was Sie thun und sagen, nur dazu, meine Schwärmerei zu vergrößern? Und so werden Sie mir täglich edler, liebenswürdiger und vollkommener erscheinen, und in dem Bestreben, Ihnen nahe zu kommen, werde ich selbst von Tag zu Tag besser und edler werden.“

Doch sie schüttelte ernst den Kopf:

„Nein, nein, mein Freund! Unsere Bekanntschaft ist noch zu jung, als daß wir jetzt schon einen so folgenschweren Schritt thun dürften.“

„O, ich kenne Sie schon länger, als Sie glauben!“

„Mich?“

„Nicht eigentlich Sie, aber Ihr Bild, Ihre Augen, Ihre Züge. Seit einem Jahr begleiten Sie mich bei Tag und Nacht, Sie stehen vor mir, wenn ich wache und wenn ich träume, und ehe ich Sie selbst noch mit einem Aug' gesehen hatte, waren Sie mir schon untrennbar ans Herz gewachsen.“

Sie blickte ihn mit verständnißlosem Kopfschütteln an.

„Sie sprechen in Räthseln. Erklären Sie mir . . . !“

Er entsprach ihrer Aufforderung.

„Es war in Baden-Baden, im vergangenen Herbst. Die Sonne hatte uns noch ein paar prächtige Tage beschieden, da wanderte ich eines Nachmittags hinauf nach der Burgruine Hohen-Baden. Sie

kennen das schönste aller deutschen Bäder und seinen herrlichsten Aussichtspunkt; so brauche ich nicht den ohnmächtigen Versuch zu machen, Ihnen die Pracht der Aussicht zu schildern, die sich hier dem Auge darbietet."

Frau von Ermland blickte träumerisch vor sich hin.

„Unmittelbar zu Füßen das entzückende Thal, in dem sich Baden-Baden hindehnt, mit seinen glänzenden Villen die grünen Bergwände hinanklettternd, im Hintergrund die dunklen Kuppen des Schwarzwaldes, vor sich die weite Ebene mit den zahllosen Städten und Flecken, vom Neckar und Rhein gleich ungeheuren Silberbändern durchzogen, und am fernen Horizont die Berge des Haardt und Odenwaldes . . . o, es ist herrlich!"

Er nickte.

„Stundenlang hatte ich droben auf der Burgzinne im Anblick dieser Herrlichkeit geschwelgt, dann stieg ich hinab in den Burghof, wo in einem ehemaligen Gemach des Schlosses ein altdeutsches Trinkstübchen eingerichtet ist."

„Ich kenne es. Ein lauschiger, stimmungsvoller Winkel!"

„Er war leer. An der einen Wand stand ein Klavier." Er stand auf und setzte sich an das Klavier, das im Salon stand. „Ich setzte mich davor und begann zu spielen." Seine Hände glitten über die Tasten.

„Chopin!" sagte sie.

„Ja. — Als ich geendet, blieb ich noch sitzen, um die süß wehmüthige Stimmung in mir nachklingen zu lassen. Da schallte plötzlich von einer weichen Mädchenstimme ein „O, Dank! Dank, mein Herr!" an mein Ohr. Ich wandte mich um. Hinter mir stand ein reizendes Mädchen, das mir in stummer Andacht die Hände gefaltet hielt. „Was haben Sie mir für einen Genuß bereitet!" fuhr sie fort. „Chopin . . . ja, Chopin . . . man kann hier nichts anderes spielen." Dabei schweifte ihr Auge mit verklärtem Glanz in die weite, schimmernde Landschaft hinaus, die eben von der Abendsonne mit den wundersamsten Tinten übergossen wurde. Ich wollte etwas erwidern; aber der Anblick dieser vom süßesten Jugendreiz umflossenen Gestalt machte mich stumm und verwirrt. Da begann sie plötzlich mit ihrer melodischen Stimme Geibels schwermüthiges Lied:

Es schleicht um Busch und Halde
Der Sonnenstrahl so matt . . .

zu deklamiren. Mir wurde eigenthümlich zu Muthe. Eine märchenhafte Stimmung überkam mich. Ich faßte die Hand des jungen Mädchens. In diesem Augenblick erschien unter der Thür eine alte Dame, der man die Institutsvorsteherin auf den ersten Blick ansah. Sie schlug beim Anblick der bedrohlichen Nähe, in der sie ihren Schützling einem unbekannten jungen Manne gegenüber fand, die Hände zusammen und rief in kreischenden Tönen: „Aber Fräulein! Um Gottes willen, Fräulein! Was muß ich sehen!" Das Mädchen zuckte zusammen und erröthete, riß ihre Hand aus der meinen und eilte auf die alte Dame zu, die sie sofort unter ihre schützenden Fittige nahm und mit ihr davon eilte. Ich starrte ihnen einen Augenblick rathlos

nach, dann stürzte ich hinter ihnen drein und sah gerade noch, wie sie in einen Wagen stiegen und davon fuhren. Ich blickte mich um, es war kein anderer Wagen mehr vorhanden; ich mußte mich entschließen zu Fuß zu folgen, so rasch ich konnte. Aber bald hatte ich den Wagen mit den Damen aus dem Gesicht verloren. In Baden-Baden angekommen, suchte ich sie im Kurgarten, in den Alleen, im Theater, überall: aber vergeblich. Sie waren und blieben verschwunden, und nach einigen weiteren Tagen fruchtlosen Suchens mußte ich mich der Ueberzeugung hingeben, daß das holde Geschöpf, dessen Züge sich mir unverwischbar in die Seele gegraben hatten, nur auf der Durchreise hier gewesen und mir entschwunden war für immer."

Er schwieg. Frau von Ermland hatte seiner Erzählung mit wachsender Unruhe zugehört; sie war zuletzt aufgesprungen und erregt auf und ab gegangen. Nun blieb sie vor ihm stehen und fragte mit stockender, tonloser Stimme:

„Und?"

„Ein Jahr verging", berichtete Dönitz weiter, „ich kam hierher und — hatte mein verlornes Ideal wiedergefunden, nur in anderer Gestalt: statt der keimenden Knospe die aufgeblühte Rose!" Dabei blickte er mit schwärmerischer Verehrung zu ihr auf.

Sie aber entgegnete bitter:

„Sie lieben mich also nur, weil ich zufällig jenem „holden Geschöpf" gleiche, das Ihnen in einer romantischen Stunde das Herz gestohlen hat!"

„O! O!" protestirte er, lebhaft aufspringend, und suchte ihre Hand zu fassen.

Sie zog sie zurück.

„Sie lieben in mir nicht mich, sondern nur das Ebenbild jener!"

„Alice! Welcher Gedanke! Liebe ich denn bloß Ihr Gesicht, Ihr Aeußeres? Liebe ich nicht vielmehr Ihr Gemüth, Ihren Geist, Ihre Seele? Ich habe Ihnen jenes Abenteuer erzählt, um Ihnen zu beweisen, daß Sie mir nicht so fremd sind, wie Sie glaubten. Seit einem Jahr habe ich Ihre Züge in meinem Herzen getragen . . ."

„Die Züge meines Ebenbildes!" korrigirte sie.

„Die auch die Ihrigen sind! Seit einem Jahr beschäftigt sich meine Phantasie mit Ihrem Bild, und als Sie mir nun in Wirklichkeit entgegentraten, so schön, so hoheitsvoll, so anbetungswürdig: mußte da nicht jenes Wesen, das den ersten Funken in mein Herz geworfen hatte, verschwinden, um Ihnen Platz zu machen? Was weiß ich von jener? Was ist sie mir? Ein Traum, eine Fata Morgana, kaum geschaut und schon entschwunden, nichts zurücklassend als die Erinnerung und die Sehnsucht nach ihrer Wiederkehr." Er bemächtigte sich gewaltsam ihrer Hand. „Und nun ist sie wiedergekehrt, geschmückt mit neuen Reizen, die äußere Schönheit überstrahlt von der inneren, und sie will es mir nicht glauben, daß ich sie liebe, sie, und nur sie?" Er bedeckte ihre Hand mit leidenschaftlichen Küssen.

Sie ließ es einen Augenblick hingerissen geschehen.

„Sie sind ein Poet . . ." murmelte sie, und in ihrem Ton lag zärtliche Hingebung, „ich fühle mich schwach werden, wenn ich Ihnen noch länger zuhöre . . ."

„So hören Sie, Alice, hören Sie! Ich will nicht müde werden zu reden, bis . . .“

„Nein, nein! Es darf nicht sein. Sie sind jung, Sie geben sich Ihren Gefühlen hin und denken nicht an die Folgen. So muß ich Vernunft bewahren für uns beide. Ich will Ihren Antrag nicht abweisen . . .“

„Alice!“ jubelte er auf.

„Aber ich kann ihn auch nicht annehmen“, dämpfte sie seine Freude.

„O!“

„Vorläufig wenigstens nicht. Ihre Ergebenheit rührt mich, und wenn ich überzeugt sein könnte, daß sie Bestand hat . . .“ Er legte betheuernd die Hand aufs Herz. „Nun ja, Sie glauben daran, ich weiß das; aber das menschliche Herz ist wandelbar, drum prüfen Sie das Ihre reiflich! Lassen Sie Ihren Gefühlen Zeit, sich abzuklären, und wenn sie dann noch dieselben geblieben sind . . .“

„Dann, Alice? Dann?“

„Dann wollen wir sehen, wie dem armen kranken Kind zu helfen ist!“ sagte sie mit einem gerührten Lächeln. „Und nun nichts mehr davon!“ Sie trat an die Glasthüre und blickte in den Park hinaus. „Wo bleibt meine Nichte so lange? Ah, da kommt sie eben!“

„Die Nichte!“ In diesem Ausruf lag all' die Antipathie, die Dönitz gegen die Störerin seines Glückes empfand. „Gnädige Frau, ich bin jetzt zu bewegt . . . ich kann kein fremdes Gesicht sehen. Gestatten Sie, daß ich mich auf mein Zimmer zurückziehe, bis ich ruhiger geworden bin.“

„Gehen Sie, mein Freund, gehen Sie!“ sagte sie sanft, „und kommen Sie uns heiter und guter Dinge zurück!“

Er verbeugte sich und ging.

Die Zurückgebliebene sank in ein Fauteuil und überließ sich, da sie sich ohne Zeugen sah, ganz ihrem Gefühl, das sie bisher mit aller Energie zu beherrschen gesucht hatte.

„O mein Gott, wenn es wahr wäre!“ flüsterte sie in tiefster Bewegung vor sich hin. „Wenn seine Liebe echt wäre und Bestand hätte! Wie wollt' ich ihn lieb haben! Wie wollt' ich mich ganz seinem Glücke opfern!“ Sie preßte die Hand auf die Brust. „Wie mir das Herz schlägt! Ja, ich glaubte da drinnen längst alles abgestorben, und nun kommt dieser Jüngling mit seinem göttlichen Jugendfeuer und seiner Begeisterung und steckt mich an . . . und ich träume wieder, als ob ich noch achtzehn Jahre zählte!“ Die lächelnde Selbstironie, mit der sie diese Worte sprach, machte rasch wieder einer ernsten Miene Platz. Fast wehmüthig starrte sie in die knisternden Flammen des Kamins und ein unwillkürlicher Seufzer entflog ihr. „Ach, es ist vielleicht mein letzter Traum! Und er ist so schön! Warum sollte ich ihn freventlich selbst zerstören? Träumen wir, träumen wir — bis das Schicksal uns weckt!“

Ein kühler Luftzug ließ sie zusammenschauern. Sie wandte sich um. In der geöffneten Gartenthüre stand Rowena, eine lila Blume in der Hand, die sie der Tante lächelnd entgegenhielt.

„O Tante, liebe Tante! Heute komm' ich fast mit leeren Händen.

Der gestrige Sturm hat die letzten Blumen entblättert. Nur dies hier fand ich noch." Damit reichte sie ihr die Blume hin.

Frau von Ermland trat betroffen einen Schritt zurück.

„Eine Herbstzeitlose!" murmelte sie, auf die Blüte starrend, und es überkam sie wie eine düstere Ahnung, „die letzte Zierde des Herbstes! Solute das eine Vorbedeutung . . . ?"

„Nun, Du freust Dich nicht darüber?" unterbrach Rowena mit leisem Vorwurf ihren trüben Gedankengang.

Sie rafft sich auf, bezwang ihre Bewegung.

„O doch, mein Kind, doch! Ich danke Dir!"

„Komm, ich will sie Dir anstecken. Sie wird Dir gut lassen."

Alice wich wiederum unwillkürlich zurück.

„Nein, nein! Behalte sie lieber für Dich."

„O nein, Tante, nein! Für Dich! Alles, was schön ist, für Dich!" Damit begann sie ihr die Blume an die Brust zu stecken.

Die Tante ließ sie gewähren.

„Du kleine Schelmin meinst wohl, daß ich etwas Schmuck recht nöthig habe", sagte sie dabei lächelnd, „während Du ihn entrathen kannst."

„Du weißt wohl, daß Du auch ohne Schmuck schöner bist als ich", erwiderte Rowena mit Ueberzeugung. „So!" Sie trat zurück und betrachtete zufrieden ihr Werk. „Wie reizend Du aussiehst! Die Herren an der Tafel werden sich wieder in Dich verlieben!" Und den Arm um die Taille der Tante schlingend, zog sie sie dem Spiegel zu.

„Du wirst mich noch ganz eitel machen!" lächelte Alice. Aber plötzlich blieb sie, wie von einem Gedanken erschreckt, stehen. „Weißt Du aber auch, mein Kind, daß die Herbstzeitlose eine Giftpflanze ist?"

„Ah!" machte Rowena erschreckt.

„Und daß ihr Duft betäubend wirkt?"

„So laß' sie geschwind . . ." Rowena streckte die Hand aus, die gefährliche Zierde wieder zu entfernen.

Doch Frau von Ermland wehrte ihr mit einer entschlossenen Geberde. Ein Gefühl plötzlichen Trotzes schien sich ihrer bemächtigt zu haben.

„Nein! Laß! Ich will sie genießen, diese letzte Blume. Und wenn ihr Duft mich betäuben sollte: der blütenlose Winter ist lang genug, mich wieder zu ernüchtern!"

Sie trat vor den Spiegel und betrachtete mit einem Gefühl stolzen Triumphes ihr Bild. Ja, diese stolze Gestalt mit der herrlichen Büste und dem prächtigen Kopf hatte noch ein Recht, nach den Blumen des Lebens zu verlangen! Jedoch plötzlich schrak sie zusammen. Rowena war neben sie getreten und deren Spiegelbild strahlte ihr neben dem ihrigen entgegen. Die Aehnlichkeit zwischen beiden war, trotz des unverkennbaren Unterschieds der Jahre, zu frappirend, als daß sie hätte übersehen werden können. Ein jäher Gedanke durchzuckte Alice.

„Warst Du jemals in Baden-Baden?" fragte sie, sich voll zu der Nichte wendend.

Diese schrak zusammen, eine glühende Röthe stieg ihr bis an die Haarwurzeln hinauf.

„Wie kommst Du plötzlich darauf?“ stammelte sie.

„Gleichviel! Warst Du jemals dort?“ Ihr Blick lag durchbohrend wie der eines Inquisitors auf dem Antlitz des jungen Mädchens, das zögernd und mit der Miene peinlichster Verlegenheit erwiderte:

„Allerdings, Tante.“

Frau von Ermland stieß ein erregtes „Ah!“ hervor.

„Vorigen Herbst . . .“, beichtete Rowena weiter.

„Vorigen Herbst!“ Alicens Vermuthung steigerte sich zur Gewißheit.

„Mit meiner Institutsvorsteherin.“

„Ah! So! Und das erfährt man so zufällig! Warum hast Du mir davon nichts geschrieben?“

„Ja, weil . . . siehst Du, liebe Tante, ich . . .“ Sie stockte und senkte mit neuem Erröthen die Augen vor dem zornigen, strengen Blick der Tante.

„Nun?“

„Ich . . . ich hatte dort ein Abenteuer . . .“

„Ah! Ein Abenteuer. Sieh doch!“ wiederholte Alice spöttisch; es bereitete ihr eine grausame Freude, sich an der Verlegenheit des armen Mädchens zu weiden.

„Einen Traum, den ich niemand mittheilen wollte“, fuhr Rowena fort, „den ich ganz allein für mich weiter träumen wollte . . .“

„Um ihn nicht zu profaniren!“ spottete Alice.

„Verzeih! Es war nicht recht . . .“ Sie wollte bittend die Hand der Tante ergreifen. Doch diese stieß sie heftig zurück.

„Laß mich!“

Rowena blickte mit schmerzlicher Verwunderung zu ihr auf.

„Aber Tante! War denn die Sünde so groß? Ich will Dir ja jetzt alles erzählen.“

„Ich will nichts hören! Ich weiß genug! Verlaß mich!

„Tante!“ schrie Rowena halb weinend auf.

„Einen fremden jungen Mann anzusprechen, ihm die Hand zu drücken, ihm Gedichte zu deklamiren . . . !“ sprudelte Alice in heftigster Erregung hervor; „ah, es ist unerhört!“ Sie durchmaß mit großen Schritten das Gemach.

Rowenas Verlegenheit war plötzlich der freudigsten Bewegung gewichen.

„Du weißt . . . ?“ rief sie aus. „Du hast ihn also gesprochen? Du kennst ihn?“

Frau von Ermland blieb verwirrt stehen. Ihre eifersüchtige Erregung hatte sie zu weit geführt.

„Ja . . . nein . . .“ sagte sie unsicher, „das heißt . . .“

„O, nenn' ihn mir!“ fiel Rowena flehend ein. „Wo ist er? Wie heißt er? Ich bitte Dich, Tante, sag' mir's!“

„Damit Du Deinen Unbesonnenheiten gegen ihn neue hinzufügen kannst?“ erwiderte Alice hart. „Geh! Du hast Dich nicht benommen, wie sich eine wohlerzogene junge Dame benimmt.“

„O! Du bist ungerecht! Wenn Du Dich in meine Stimmung denkst . . .“

„Es giebt keine Stimmung, die einer Dame das Recht gäbe, einem Herrn derartige — Avancen zu machen!“

„Tante!“ rief Rowena erregt aus; doch sie bezwang sich sofort und fuhr ruhig fort: „Ich sehe, Du bist aufgeregt . . . ich gehorche daher und gehe, um Dir Zeit zu lassen, Dich zu beruhigen.“

Sie verließ das Gemach.

In dem Blick, mit dem Alice ihr nachsah, lag etwas wie Haß.

„Sie also!“ murmelte sie zwischen den Zähnen, „sie ist es, die mein Glück bedroht! Und in meinem eigenen Hause! Die Schlange! Die Schlange!“

Aber bald gewann der bessere Theil ihres Charakters die Oberhand, sie schämte sich der gehässigen Eingebungen ihrer Eifersucht; die schnöde Behandlung, die sie der sonst so geliebten Nichte hatte zutheil werden lassen, fing an, ihr leid zu thun.

„Was kann das Kind dafür? Der Zufall hat jene Begegnung herbeigeführt, an mir ist es, zu verhindern, daß weitere üble Folgen daraus entstehen.“ Sie machte entschlossen einige Schritte, um Rowena zu folgen. „Ich muß sie entfernen . . . er darf sie hier nicht wiedersehen!“ Doch ehe sie noch die Thür erreicht hatte, blieb sie wieder stehen und schüttelte mit einem trüben Lächeln den Kopf. „O, ich Thörin! Kann ich sie aus der Welt schaffen? Wenn es mir gelingt, sie ihm heute zu verbergen, muß er sie nicht morgen, übermorgen doch sehen? Und wird dann nicht seine Leidenschaft, wenn er noch etwas für sie fühlt, morgen gerade so mächtig aufschlagen wie heute? . . .“

„Wenn er noch etwas für sie fühlt!“ wiederholte sie mit einem neu aufleuchtenden Hoffnungsschimmer. „Ja, das ist es! Vielleicht ist meine ganze Furcht grundlos. Hat er mir nicht selbst geschworen . . . ?

„Er! Natürlich!“ flüsterte ihr wieder die Zweifelsucht ins Ohr, „er ist überzeugt, daß er Dich liebt! Aber täuscht er sich nicht selbst? Wird er nicht bei ihrem Anblick . . . ? Ha!“ Sie zuckte von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, zusammen. „Vielleicht ist dies ein Wink des Schicksals, das mich vor großem Leid bewahren will. Wie könnte ich besser prüfen, ob seine Liebe echt ist? — Ja, er soll sie wiedersehen! Und kann er mir dann noch mit gutem Gewissen sagen, daß er mich liebe, dann darf ich ihm glauben und darf mich ruhig meinem Glück überlassen. Besteht er die Prüfung nicht, dann . . .“ Sie stockte und preßte die Hand auf die unruhig wogende Brust. „Ruhig, mein Herz, ruhig!“

Auf dem Korridor wurden leise Schritte vernehmbar. Sie lauschte einen Augenblick hinaus:

„Da kommt er! Und auch sie muß bald zurückkehren. Sie sollen sich hier finden! Und ich will Sorge tragen, daß der Graf sie nicht stört!“

Damit enteilte sie durch die Glasthüre in den Park.

Gleich darauf trat Herr von Dönitz ein und sah sich etwas erstaunt in dem leeren Raume um.

„Niemand hier? Auch gut! So warten wir.“ Langsam im Zimmer auf- und abschreitend, überließ er sich seinen Gedanken: „Ah,

diese Nichte! Warum muß sie gerade jetzt kommen? Warum blieb sie nicht in ihrem Institut? Ich werde auf Mittel sinnen müssen, sie bald wieder zu entfernen. Ich werde unausstehlich gegen sie sein, ich werde ... Heureka!" er schlug sich an die Stirn, „ich werde sie verheiraten! Ja, das ist das Beste!"

Ein Strom goldenen Sonnenlichtes, der durch die Parkthür in das Zimmer brach, gab seinen Gedanken eine andere Richtung. Die Sonne hatte die grauen Wolken, die bisher den Himmel umzogen hatten, zertheilt und spielte mit zitternden Strahlen um die wenigen gelben Blätter, die sich noch an den Aesten erhalten hatten.

„Ein schöner Tag ..." murmelte Dönitz, mit träumerischem Blick in die Herbstlandschaft hinausschauend, „ein Tag wie damals, als ich sie zum ersten Mal sah ... und zum letzten Mal! So lag die Sonne damals auf den Blättern ... so rauschte der Herbstwind leise in den Aesten ..." Er trat, halb unbewußt einem inneren Zuge folgend, ans Klavier; das Chopinsche Nokturno, das er schon vorhin Frau von Ermland angedeutet hatte, zitterte durch den Raum.

Kaum waren die ersten Akkorde erklungen, als Rowena in das Zimmer trat und, überrascht lauschend, an der Thüre stehen blieb.

„Chopin!" murmelte sie. „Dasselbe Nokturno, das er damals ..." Sie trat einige Schritte näher, bis sie das Profil des Spielers sehen konnte, dann hielt ihr Fuß wie erstarrt inne und ein leiser Schrei entrang sich ihren Lippen.

Dönitz unterbrach sein Spiel und blickte sich um. Im nächsten Augenblick stieß auch er einen Schrei aus, sprang auf und starrte die junge Dame wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt an.

Rowena fand zuerst die Sprache wieder.

„Mein Traum!" rief sie in jubelndem Entzücken aus. „Er ist es! Er ist es! Er ist es!"

Dönitz griff sich an die Stirn, er glaubte zu träumen.

„Großer Gott! Sie ...! Sie ...! Aefft mich ein Phantom?"

„Nein, nein! Es ist Wahrheit! Wirklichkeit!" jubelte sie; sie war eine zu unverdorbene Natur, als daß sie ihr Entzücken über dieses Wiedersehen durch konventionelle Rücksichten hätte dämpfen sollen. „Sie erinnern sich also! Sie haben mich ... Sie haben jenen Tag nicht vergessen?"

„Vergessen? Den schönsten Tag meines Lebens?"

„O!" Ein glücklicher Blick traf ihn.

„Ich habe ihn wohl tausendmal durchlebt, denn kaum eine Stunde verging mir, in der ich nicht seiner gedacht hätte."

„Wirklich!"

Er betrachtete sie mit unverhohlener Bewunderung.

„Ja, Sie sind es", sagte er leise, träumerisch. „So habe ich Sie oft vor mir gesehen, in stillen Stunden, wenn ich mich in das Reich meiner Träume flüchtete und dort das Glück suchte, das ich im Getriebe der Welt nicht fand. Da baute ich mir eine Zukunft, geschmückt mit allem Schönen, was die Erde bot, und als Schlußstein in das Ganze, als Göttin in den Tempel setzte ich Sie. Mein ganzes Sinnen und Trachten strebte unbewußt nur einem Ziel zu, Ihnen, und

mein ganzes Leben schien mir zwecklos, wenn ich es nicht für Sie leben durfte."

Sie hatte während seiner Rede schwärmerisch, mit holder Freude, zu ihm aufgeblickt und mehrmals lebhaft mit dem Kopfe genickt.

„Ja, ja, so ist es . . .", murmelte sie jetzt, „so habe ich's auch empfunden, gerade so . . . tausendmal . . . im Wachen und im Träumen . . ."

„Auch Sie! O, ich wußte es! Ich wußte es, daß jener Augenblick ein Band um uns geschlungen hatte, das nur der Tod lösen konnte. Ihre Erscheinung hatte sich mir unverlöschbar in die Seele gegraben . . . Sie waren mir die Verkörperung aller Poesie und allen Jugendreizes, die Erfüllung aller unklaren Wünsche und Hoffnungen, die mein Herz durchkreuzt hatten."

Sie erschauerte süß unter seinen leidenschaftlich glühenden Worten; ungekannte Wonnen durchbebten ihr Herz.

„O, sprechen Sie weiter, sprechen Sie weiter!" bat sie.

„Wie habe ich mich nach Ihnen gesehnt! Wie heiß habe ich oft vom Schicksal Ihre Wiederkehr erfleht! Aber Sie blieben mir verschwunden, und selbst die Hoffnung, Sie jemals wiederzusehen, erstarb allmählich in mir. Ich gewöhnte mich daran, Ihrer nur noch wie eines schönen Traumes zu gedenken, der mir einen Blick in das Paradies erschlossen und mir dann entschwunden war für immer. Mein einziger Trost blieb die Erinnerung, und eben jetzt, als Sie eintraten, war sie wieder in mir aufgewacht: draußen die herbstliche Scenerie . . . der Sonnenschein darauf . . . das leise Windesrauschen . . ."

„Und Chopin, der große Zauberer, der uns die schönsten Träume vor die Seele gaukelt", fiel sie ein.

Er nickte und sah sie mit begeistertem Blick an:

„Jawohl, die schönsten Träume! Aus dem Tongewoge war leise Ihr Bild emporgestiegen; ich hörte Sie wieder Ihr „Dank! Dank, mein Herr!" lispeln und hörte von Ihren Lippen wieder die süßtraurigen Verse Geibels . . ."

Sie legte ihm mit einer Handbewegung Schweigen auf, trat einen Schritt gegen die Glasthüre vor und begann, den Blick auf die kahlen Bäume draußen gerichtet:

„Es schleicht um Busch und Halde
Der Sonnenstrahl so matt,
Im herbstlich stillen Walde
Fällt langsam Blatt um Blatt.
Die Welt versinkt in Todesruh,
Was ist's denn mehr? Auch Du, auch Du
Mein Herz, Du findest balde
Die rechte Lagerstatt.

Du brachst am Lebensteige
Die Früchte, die er bot,
Der Jugend Rosenzweige,
Der Minne Himmelsbrod.
Doch endlich wird des Windes Raub
Die letzte Lieb, das letzte Laub —
So neige Dich, o neige
Dich lächelnd in den Tod."

Er stand, tief ergriffen, einen Augenblick stumm und unbeweglich. Dann rief er plötzlich leidenschaftlich aus:

„Nein, nein! Nicht in den Tod! Zum Leben, zur Liebe, Du süßes Geschöpf! Der Jugend Rosenzweige, der Minne Himmelsbrod, es ist noch für uns! Denn in uns ist Frühling und Sonnenschein, mag draußen der Herbst auch stürmen!" Und er riß die bebende Gestalt des jungen Mädchens an sich und preßte sie an seine Brust.

Sie blickte selig lächelnd zu ihm auf.

„Ja, Frühling ... Sonnenschein ... Wo die Liebe ist, da giebt es kein Verblühen ..."

„Und wir wollen sie hüten und bewahren, daß sie nie in uns verlösche!"

Sie nickte fest; dann machte sie sich sanft von ihm los und faßte seine Hand.

„Nun komm; wir wollen es der Tante sagen."

Er zuckte heftig zusammen und fuhr mit der Hand nach der Stirn, als ob er aus einem Traum erwache.

„Der Tante?" stammelte er, „Frau von Ermland?"

„Ja. Sie soll theilnehmen an unserem Glück!" Damit wollte sie ihn fortziehen.

Er aber riß seine Hand aus der ihren und sank wie vernichtet in einen Sessel.

„Allmächtiger Gott!" stöhnte er. „Was habe ich gethan!"

Rowena blickte ihn mehr erstaunt als erschrocken an.

„Was ist Dir? Was hast Du?"

„O, ich Schuft! Ich Schurke! Ich Elender!" Er schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn.

„Aber mein Gott, was haben Sie denn?"

„Daß ich das vergessen konnte! Aber Ihr Anblick ...! Ich vergaß die ganze Welt ...!"

Sie wurde allmählich besorgt.

„Ich bitte Sie ...", sagte sie, zu ihm tretend und ihm die Hand auf die Schulter legend.

Doch er wehrte sie hastig ab.

„Lassen Sie mich! Rühren Sie mich nicht an! Ich bin nicht werth, daß mich noch Ihr Blick streift!" Und in seine verzweifelten Selbstanklagen zurückfallend, rief er aus: „O, was habe ich gethan! Was habe ich gethan!"

Rowenas Geduld war erschöpft.

„Nun, was haben Sie denn gethan?" fragte sie zornig. „Sie haben mich umarmt. Ist das ein Verbrechen?"

„Ja, ein Verbrechen!" nickte er, und scheu den Blick auf den Boden heftend, bekannte er: „Denn es ist noch keine Stunde her, da habe ich Ihrer Tante gesagt, daß ich sie liebe."

Sie wich jäh zurück, ein erschrockener, ungläubiger Blick traf ihn.

„Meiner Tante?"

„Ich hatte die Hoffnung, Dich jemals wiederzusehen, aufgegeben, da lernte ich sie kennen. Ihre Aehnlichkeit mit Dir bestach mich, ihr Geist, ihre Liebenswürdigkeit nahm mich vollends für sie ein; ich glaubte allen Ernstes, sie zu lieben. Seit ich Dich wiedergesehen

habe, ist es mir klar, daß es eine Täuschung war, daß ich in ihr nur Dich liebte, daß ich ewig Dich, nur Dich lieben kann!"

„Und die Tante?" fragte Rowena hastig. „Erwidert sie Ihre — Liebe?"

„Ich — fürchte es!"

„Ha!" Ein plötzlicher Gedanke durchzuckte ihren Kopf. „Haben Sie ihr unsere Begegnung in Baden-Baden erzählt?"

„Ja."

„O, so ist mir alles klar! Ihre Erregung vorhin . . . Ihr Zorn über mein Verhalten . . . es war Eifersucht . . . ! Es ist kein Zweifel, die Tante liebt Sie . . . und wir . . . wir müssen entsagen!" Es klang wie ein Verzweiflungsschrei.

„Rowena!"

„Sie darf niemals erfahren, was hier zwischen uns vorgefallen ist! Niemals! Sie würde unglücklich werden, und ich würde eher ins Wasser springen, als ihr ein Leid zufügen."

„Aber wir . . . ! So werden wir grenzenlos unglücklich werden!"

„Ich . . . jawohl . . . grenzenlos!" murmelte sie mit thränenerstickter Stimme. „Aber nicht Sie! Die Tante wird Sie glücklich machen . . . glücklicher, als ich es vermöchte . . ." Er schüttelte heftig den Kopf. „Sie ist ja so gut, so liebenswürdig . . . ! Sie ist es tausendmal mehr werth als ich, geliebt zu werden . . ." Sie fühlte, daß ihre Kraft und Selbstbeherrschung zu Ende ging. Sie streckte ihm mit abgewandtem Kopf die Hand hin. „Leben Sie wohl . . . ! Und vergessen Sie mich . . . wie auch ich versuchen will, Sie zu vergessen . . ."

„Rowena!" schrie er leidenschaftlich auf. „Ich kann nicht! Ich kann es nicht! Sie muthen mir, Sie muthen sich unmögliches zu! Ich fühle es hier . . ." er preßte die Hand aufs Herz, „daß wir für einander geschaffen sind . . . daß uns keine Macht der Erde auseinander reißen kann . . ."

„Wenn Sie mich lieb haben, so schweigen Sie! Quälen Sie mich nicht noch mehr . . . ich bin unglücklich genug!" Sie schluchzte laut auf.

Da nahm er sie in die Arme und bedeckte ihr Haupt mit Küssen.

„Mein Kind!" Mein theures, heißgeliebtes Kind!"

Sie ruhte einen Augenblick an seiner Brust, ihr ganzer Körper bebte; dann riß sie sich los und sagte mit einem seltsam festen, ruhigen Gesichtsausdruck:

„Nun geh'! Wenn wir uns wiedersehen, sind wir uns fremd. Und sorge Dich nicht um mich. Dieser Augenblick entschädigt mich für alles Leid, das noch über mich kommen sollte. Leb wohl!" Sie wandte sich der Parkthüre zu.

Er machte eine Bewegung, sie zu halten.

„Nein, nein! Ich lasse Dich nicht!"

Aber sie wandte ihm einen ruhigen Blick zu, der ihn zurückschreckte.

„Hoffen Sie nicht meinen Entschluß zu erschüttern. Sie wissen nicht, was ich der Tante schulde, was sie für mich gethan hat. Sie

hat mich nach dem Tod meiner Eltern zu sich genommen, sie ist mir Mutter, Freundin, Schwester . . . sie ist alles gewesen! Ich wäre ein Ungeheuer, wenn ich ihr so viel Liebe mit so schwarzem Verrath vergelten würde; Sie selber müßten mich verachten." Sie wandte sich wieder ab, ihr Blick fiel durch die Glasthüre in den Park, sie schrak leicht zusammen. „Da kommt sie. Fort! Wenn sie uns hier beisammen sähe, mit diesen verstörten Mienen, sie würde sofort die Wahrheit durchschauen . . . und das darf nicht sein."

Sie drängte ihn der Seitenthüre zu. Er ließ es geschehen.

„Gut, ich gehe. Aber . . . ich gebe Dich nicht auf!"

Die Thüre schloß sich hinter ihm.

Rowena eilte vor den Spiegel und betrachtete sich aufmerksam. „Was ich für Augen habe! Sie wird es mir sofort ansehen, daß ich geweint habe . . . ! und wird alles errathen . . . und wird unglücklich sein . . . ! Durch mich . . . ! Durch mich undankbares Geschöpf!" Sie wischte sich krampfhaft die Augen mit ihrem Taschentuch, um die Spuren der Thränen zu verwischen. Dann warf sie energisch den Kopf zurück. „Nein, sie soll es nicht! Ich werde . . . ich muß sie täuschen . . . um jeden Preis!" Sie ließ sich auf das Sopha sinken und legte die Stirn nachdenklich in die Hand. Da kam ihr ein rettender Gedanke. „Der Graf! Wenn ich seinen Antrag annähme! Dann wäre ihr Verdacht entwaffnet . . . Denn sie hegte bereits Verdacht . . . ihre Eifersucht vorhin . . . Ja, ja! Es giebt kein anderes Mittel. Und so werde ich auch ihn leichter vergessen . . . Vergessen! O mein Gott, wie kann man denn das, wenn man jemand so lieb hat! Aber ich muß es versuchen . . . ich muß! Ich werde mich ganz an den Grafen anschließen . . . er muß mein Denken ausfüllen . . . er . . ."

Das Geräusch der aufgehenden Thür unterbrach ihre düsteren Gedanken. Sie griff rasch nach einem Buch und stellte sich lesend, um der Tante ihre Erregung zu verbergen.

Alice, deren ganzes Wesen eine erregte Spannung verrieth, fixirte mit einem raschen Blick die Nichte.

„Sie hat geweint!" sagte sie sich. „Was bedeutet das?" Und laut fuhr sie fort: „Du bist allein? War niemand hier?"

„Ja . . . Herr von Dönitz", erwiderte Rowena mit erkünstelter Gleichgiltigkeit.

„Und er ging wieder fort?"

Rowena zuckte die Achseln.

„Ich scheine ihn gelangweilt zu haben. Wir unterhielten uns nicht gut."

„Und da verließ er Dich?" inquirirte die Tante argwöhnisch weiter. „Das war aber unhöflich, und Unhöflichkeit ist sonst nicht seine Art."

„Sie hegt Verdacht", sagte sich Rowena im stillen.

„Nun, und wie gefiel er Dir?" Ihre Stimme bebte vor erwartungsvoller Spannung.

„O, ganz gut. Er scheint kein übler Mensch. Nur etwas langweilig."

„Langweilig!" Sie athmete auf.

„Wenn ich den Grafen damit vergleiche . . .“, fuhr Rowena fort.

„Nun? Nun?“

„Er ist zwar nicht mehr so jung . . . und vielleicht auch nicht mehr so hübsch . . . aber sein Geist, sein Witz entschädigt hundertmal für diese kleinen Mängel.“

„Und doch hast Du seinen Heiratsantrag ausgeschlagen, wie er mir eben klagte“, warf Frau von Ermland mit neu aufwachendem Argwohn ein.

„O . . . vorhin . . . in der ersten Ueberraschung . . . er kam mir so unerwartet . . . er befremdete mich so . . . Aber gerade die Begegnung mit Herrn von Dönitz hat es mir zum Bewußtsein gebracht, wie hoch der Graf . . .“ Sie stockte, es kostete ihr Anstrengung, die Lüge über die Zunge zu bringen. Dann vollendete sie tapfer „Wie hoch der Graf über derlei jungen Herren steht.

„Oho!“

„Gewiß! Ich könnte Herrn von Dönitz nicht lieben, wenn er auch frei wäre, wenn er mir auch sein Herz schenken dürfte, wenn es auch nicht ein abscheulicher Verrath . . .“ Sie hielt wieder inne, erschrocken, daß sie in ihrem Eifer bald zu viel gesagt und alles verrathen hätte. Dann fuhr sie in überstürzter Hast fort: „Und ich liebe den Grafen, ich schwöre Dir's! Ich liebe den Grafen!“

Der leidenschaftliche Eifer dieser Versicherung erzielte das Gegentheil des beabsichtigten Effektes.

„Diese Aufregung, diese plötzliche Sinnesänderung . . . ! Ah, wenn sie mir eine edelmüthige Komödie vorspielte, um mir eine Enttäuschung zu ersparen!“ zuckte es Alice plötzlich durch den Kopf. „O, warte! Du sollst mir die Wahrheit sagen! — Du liebst also den Grafen“, sagte sie laut. „Wie schade, mein Kind, wie schade!“

„Du billigst meine Neigung nicht?“ fragte Rowena aufathmend.

„O, er ist ja ein vortrefflicher Mann . . . ich könnte Dir keinen besseren wünschen . . . Aber ich hatte einen anderen Plan mit Dir . . .“

„Einen anderen Plan?“

„Einen so schönen Plan! Und der ist nun zu nichte!“

„Aber was war das für ein Plan?“

„Ja, siehst Du, dieser Herr von Dönitz, den Du so unausstehlich findest, ist ein merkwürdiger Junge . . . ein Schwärmer, ein Poet. Er hat sich vor einem Jahre sterblich in eine junge Dame verliebt, die er nur einen Augenblick sah und dann aus dem Gesicht verlor, und als er nun in mir eine flüchtige Aehnlichkeit mit ihr entdeckte, bildete er sich ein, daß er mich liebe. Ich glaubte natürlich keinen Augenblick an diese Liebe . . .“

„Wie? Du glaubtest nicht . . . ?“

„Ich wußte, sowie er jenes Urbild wiedersehen würde, müßte er seine Verirrung einsehen und zu ihr zurückkehren. Nun, dieses Urbild . . .“

„Ist zurückgekehrt?“ fragte Rowena mit gut gespielter Unwissenheit.

„Ja, es ist zurückgekehrt, es ist hier . . . Du selber bist es!“

„Ich, Tante?!“

„Heuchlerin!“ glossirte Alice im stillen die Nichte, und laut fuhr sie, indem sie sie scharf beobachtete, fort: „Jawohl Du! Und ich

träumte, Du würdest seine Liebe erwidern und ihr würdet ein glückliches Paar werden."

Rowena stieß einen hellen Glücksschrei aus:

„Das träumtest Du?!"

Alice war schwer getroffen zusammengezuckt; sie hegte keinen Zweifel mehr.

„Ja, das träumte ich", sagte sie mit Anstrengung; ihre Stimme bebte. „Ich habe ihn nicht abgewiesen, um ihn zu halten, bis Du kämst. Nun bist Du da, und mein Traum — ist zu Ende!" Sie wandte sich ab, um ihre Bewegung zu verbergen.

Aber Rowena warf sich in überwallendem Glück, lachend und weinend an ihre Brust.

„Nein, Tante, nicht zu Ende! O, Du herrliche, goldene Tante! Nicht zu Ende! Er soll sich erfüllen! Ich habe Dich belogen . . . ich liebe den Grafen nicht, ich liebe Dönitz . . . aber wir glaubten, daß Du . . . O wir Thoren! Wir wollten Dir nicht wehe thun, und darum die Komödie . . . O mein Gott, wie war ich unglücklich! Wie bin ich glücklich! Du herrliche, einzige Tante, Du!" Sie bedeckte das Gesicht, die Hände der Tante mit Küssen. „Und nun will ich ihn holen! O, wie wird er jubeln, wie wird er glücklich sein!" Sie eilte fort.

Alice nickte mehrmals schwermüthig vor sich hin.

„Ja, ja! Wie wird er glücklich sein! Und ich? O mein Gott, und ich?! Wer frägt nach meinem Glück?!" Ihr Herz bäumte sich einen Augenblick verzweiflungsvoll auf gegen das Geschick. Doch bald senkte sie wieder resignirt den Kopf. „Thörin! Welches Recht hast Du noch, nach solchem Glück zu verlangen? Vorbei! Vorbei!

Doch endlich wird des Windes Raub
Die letzte Lieb, das letzte Laub —
So neige Dich, o neige
Dich lächelnd in den Tod!"

In ihrer Stimme zitterte es wie von verhaltenen Thränen. Nun nahm sie die Herbstzeitlose vom Busen und zerpflückte sie langsam, Blatt um Blatt.

Indessen trat der Graf vom Park herein. Das verstörte Aussehen der Freundin fiel ihm auf.

„Was thun Sie, liebe Freundin!" rief er vorwurfsvoll. Sie zerpflücken die letzte Blume, die zu finden war!"

Sie nickte mit trübem Lächeln.

„Ja, mein Freund! Diese letzte Blume war eine Giftpflanze, ich hätte sie gleich hinwegwerfen sollen, statt sie am Herzen zu hegen. Und dann . . . die Zeit der Blume ist für uns vorüber. Es will Winter werden, und es ist Zeit, sich darauf vorzubereiten."

Eine sanfte Wehmuth zog über sein Gesicht.

„Winter, jawohl! Auch ich habe heute den ersten Frostschauer verspürt. Aber dort . . ." er deutete auf die Thür, wo eben Hand in Hand, mit glückstrahlenden Gesichtern, Rowena und Dönitz erschienen,

„dort blüht uns ein neuer Frühling auf; an *seinen* Blumen wollen wir uns erfreuen!“

Da heiterte sich Alicens Antlitz auf, sie reichte dem Freunde dankbar die Hand.

„Sie haben recht! Die Freude an *fremdem* Glück ist der einzige Ersatz für den Verlust des eigenen!“ Und das junge Paar versöhnt umarmend, lächelte sie mit wehmüthigem Humor: „Werdet also glücklich! Ihr seid es uns *schuldig*!“

„O, wir wollen bezahlen“, jubelte Rowena, „wir wollen, bezahlen! Nicht wahr, Clement?“

„Tausendfach!“ nickte er, „mit Zinsen und Zinseszinsen!“ Und er zog sie an seine Brust.

Karl Stieler.

Ein Dichterporträt von Ernst Ziel.

Der Dialekt hat im Organismus der Sprache eine wichtige Aufgabe zu vollbringen. Man darf ihn den Jungbrunnen nennen, aus dem ihr unablässig frische Kraft und neues Leben strömt, indem er ihr aus dem schöpferischen Munde des Volkes ungeahnte Laut- und Wortbildungen rastlos zuführt, ja selbst das Gefüge ihrer Sätze und Perioden durch die naiven Formen volksthümlichen Ausdrucks allmählich umprägt. Ist aber der Dialekt der Verjünger der Sprache, so kann man die mundartliche Literatur als einen Regenerator der Kunstpoesie und des Schriftthums überhaupt bezeichnen. Nirgends so sehr wie in den Werken der Dialektdichter sprudeln die erfrischenden und verjüngenden Quellen unserer wie jeder anderen Literatur; bewahrt doch das Provinzielle in der Poesie die literarische Produktion einer Zeit vor akademischer Vertrocknung und Einseitigkeit, indem sie dieselbe mit dem belebenden Hauche des Individuellen wohlthuend erfüllt — des Individuellen, weil ein Volksstamm im Kreise seiner Brüderstämme immer ein bestimmtes Individuum von eigenartig ausgeprägter Physiognomie ist.

Im Leben ist es nicht anders wie in der Literatur. Denken wir uns einen modernen Salon! Da rauscht und plauscht, da kokettirt und medisirt alles geschäftig durcheinander; Geistreiches und Triviales schwimmt auf derselben Welle des Konventionellen; alles bewegt sich in den abgegriffenen und abgeschliffenen Formen des gesellschaftlichen Jargons, und von den vielen kleinen Göttern, die hier schwirren, ist keiner so mächtig wie die Göttin mit den breiten Flügeln, die Monotonie. Da plötzlich platzt in den seichten Strom von Eleganz und Korrektheit ein frisches Naturkind hinein, so etwa eine Unschuld vom Lande im Stile von Auerbachs „Frau Professorin“. Nun erst haben wir auf dem unfruchtbaren Parkett das belebende Element. Nachdem die Momente des Staunens über die keck hereingehagelte Naivetät überwunden, fängt man an, sich das Wunder genauer zu betrachten und entdeckt, daß es, trotz unserer eigenen Vornehmheit, gar nicht so üble

Sitten hat. Man findet die hier aufgeschlossene Natürlichkeit pikant; man findet sie neu, unterhaltend, nachahmungswürdig — und wirklich: die Kunst entschließt sich endlich zu thun, was sie schon längst hätte thun sollen: sie geht bei der Natur in die Schule.

Die Dialektpoesie ist im Hause der Dichtung so ein zuerst angestauntes, dann pikant und endlich nachahmungswürdig gefundenes Naturwunder; sie vor allem spielt in der Literatur die Rolle der ewigen Jugend; sie ist die Iduna der Poesie, und wie der Sozialphilosoph in dem allmählichen Nachwachsen der Gesellschaft aus den niedrigen Schichten heraus eine normale Entwickelung erblickt, so wird der Literarhistoriker, nach den Verjüngungsgeheimnissen eines nationalen Schriftthums befragt, unter andern Faktoren immer auf die zeitgenössische Dialektdichtung hinzuweisen haben.

Das heutige Deutschland darf sich beglückwünschen, daß es bei der verwirrenden Ziel- und Programmlosigkeit seiner Literatur eine so reich und theilweise so glücklich angebaute mundartliche Dichtung aufzuweisen hat. Seit der bahnbrechenden Initiative Norddeutschlands, welche in den Schöpfungen eines Fritz Reuter, eines Klaus Groth ihren Ausdruck findet, hat das Provinzielle nach Form und Inhalt in der deutschen Dichtung eine immer wachsende Bedeutung gewonnen, und gegenwärtig singt man bei uns im Dialekt von den Vogesen bis zur Bernsteinküste.

Ueberblicken wir die Vertreter der heutigen provinziellen Dichtung in Deutschland, so tritt uns als einer der liebenswürdigsten unter ihnen Karl Stieler entgegen, der dichterische Porträtmaler und lyrische Psycholog des biederen Bayernvolkes, eine Gestalt von großer Weichheit der Empfindung und doch zugleich von mannhafter Sicherheit in seiner Stellung zu Welt und Leben.

Ich will im Folgenden versuchen, das Charakterbild Stielers in Kürze zu entwerfen.

In München am 15. Dezember 1842 als zweiter Sohn des bekannten königlich-bayerischen Hofmalers Joseph Stieler geboren, der sich namentlich als Porträteur einen bedeutenden Namen erworben, wuchs der talentvolle Knabe unter den wohlthuenden Einflüssen eines geistig angeregten Familienlebens auf. Ein Nachglanz der bereits untergegangenen Ruhmessonne von Weimar leuchtete aus den Erinnerungen des Vaters, der mit Goethe innige Beziehungen unterhalten, noch von fern herüber um die Wiege des Knaben, während die hervorragendsten künstlerischen und literarischen Repräsentanten der Epoche Ludwigs I., die zum Theil in intimem Verkehr mit Stielers Elternhause standen, aus unmittelbarer Nähe auf ihn wirkten. Seine wissenschaftliche Vorbildung empfing er auf dem Ludwigsgymnasium zu München; später stand er wie Herkules am Scheidewege: das geistige Leben der süddeutschen Kunstmetropole hatte durch den um König Max II. versammelten Dichterkreis — Geibel, Bodenstedt, Lingg, Dingelstedt u. a. — an Inhalt wie an Tiefe gewonnen, während die künstlerischen Bestrebungen durch gleichbedeutende Namen vertreten waren. Von beiden Seiten her sah sich der empfängliche Jüngling, der zwischen Malern und Dichtern aufgewachsen war, beeinflußt. Nach beiden Seiten hin begabt, zauderte er: sollte der Pinsel, sollte die Feder das Werkzeug

seines Lebens werden? Einstweilen diente er beiden Musen: er malte; er dichtete. Ein harter Kampf mußte durchgerungen werden, bis er sich über den einzuschlagenden Weg klar wurde. Das ist begreiflich. Mit den Augen der Sphinx blickt das Leben den Jüngling an, und je mehr in ihn gelegt ist, um so schwerer pflegt er den entscheidenden Schritt einer Wahl fürs Leben zu thun, den die seichte Oberflächlichkeit thut, als handelte es sich nur um die gaukelnde Rolle eines Karnevalabends. Es ist merkwürdig, wie häufig wir die Vertreter unserer neuesten Dichtung zwischen die beiden Feuer: Malerei und Dichtkunst gestellt sehen. Fritz Reuter, Gottfried Keller, Joseph Viktor von Scheffel sind Beispiele dafür; sie alle rangen, ganz ähnlich wie Stieler, in ihren Entwicklungsjahren mit der Wahl zwischen Palette und Leier. Unser Dichter entschloß sich endlich, die materielle Basis seines Lebens überhaupt nicht auf dem Boden der Kunst zu suchen, sondern ein exaktes Studium zu ergreifen und seinen ästhetischen Neigungen nur in den ihm bleibenden Mußestunden nachzugehen. So sehen wir ihn denn als Hörer der Rechtswissenschaft die Universität seiner Vaterstadt beziehen und fleißig dem Jus obliegen. Inzwischen führte das Leben ihm manche innere Bereicherung zu. Namentlich nach einer bisher weniger von ihm kultivirten Richtung hin, die für seine poetische Entwicklung von der allergrößten Bedeutung wurde, erweiterte sich in diesen Jahren Stielers Verkehrskreis: hatte er sich bis dahin vorwiegend in künstlerischen Kreisen bewegt, so wendete er sich von jetzt an in Beobachtung und Umgang zugleich dem Volke zu. Hierin unterstützte ihn ein besonders glückliches Moment in seinem Leben: sein Vater hatte sich seinerzeit in Tegernsee ein freundliches Landhaus erbaut und zwar auf der „Point" am See. In den Ferien und sonst in guter Jahreszeit pflegte die Familie Stieler hier wochen- und monatelang zu rasten, und namentlich der junge Karl schlug hier seinen Lieblingssitz auf. Von hier aus wuchs er mehr und mehr mit dem Landvolke von Tegernsee und Umgebung zusammen; er lernte es von außen und innen genau kennen und wandte diesen treuherzigen Bauern allmählich sein ganzes Herz zu. So wurde er bald eine populäre Persönlichkeit in den Bergen um Tegernsee und im ganzen bayerischen Gebirge. Den „Stieler-Karl", wie der Volksmund ihn taufte, kannte alt und jung. Die Joppe über den Schultern, den federgeschmückten Hut auf dem Kopfe, kehrte er im Bauernhofe wie in der Sennhütte ein und wußte mit den Leuten „in die Berg" nicht nur in ihrer landesüblichen Mundart, sondern zugleich — und das bekundete die feinere Seite seines Wesens — auch in ihrer Herzenssprache, je nach Zeit und Umständen, ein warmes oder auch ein derb kräftiges Wort zu sprechen.

In dem sogenannten „Stielerhause" auf der Point am See hat unser Dichter bis zuletzt (seit 1871 mit seiner jungen Gattin) seine Ferien verlebt. Hier, in dem lieblichen Asyl weltabgeschiedenen Glücks, wurzeln seine schönsten Kindheitserinnerungen; hier hat er bis ans Ende die Weihestunden seines Lebens und eine hübsche Summe seiner Erdentage überhaupt verbracht, und der köstliche Bergwinkel von Tegernsee, diese uralte Stätte deutscher Kultur, mit den ragenden Felswänden, mit dem abgrundtiefen See, ist die eigentliche Heimat und

zugleich — landschaftlich betrachtet — das treffendste Bild der Stielerschen Dichtung. Wie konnte es denn auch bei unserm Stieler, diesem Poeten, der, fern von aller Anempfinderei, sich in seiner ganzen Produktion durchaus auf Selbsterlebtes, Selbstgeschautes stellt, anders sein, als daß in gewissem Sinne der genius loci Tegernsees auch der Genius der Stielerschen Dichtung ist? Wollte man eine Allegorie ausspinnen, schwankend und dehnbar freilich wie alle Allegorien, so könnte man sagen: wie der Grundcharakter der Landschaft von Tegernsee übereinstimmt mit dem Grundcharakter der Stielerschen Dichtung, wie beide weder großartig noch gewaltig, wohl aber überaus anmuthig und kräftig, dabei in einzelnen Linien bedeutend sind, so ist auch eine gewisse Aehnlichkeit in den Einzelheiten hier wie dort nicht zu verkennen. Diese lauschige, dämmervolle Waldnacht mit Vogelruf und Sternenschimmer ist die träumerische Phantasie, die Stielers Dichtungen durchathmet, diese in warmem Licht ergossene Seeflut mit den saftig grünen Almen darüber ist die lachende Treuherzigkeit, die unseres Sängers Lieder erfüllt; diese markigen Berge aber mit ihren schroffen Felssäulen sind die ethische Kraft, die zur Physiognomie der Stielerschen Poesie gehört, und diese tüchtigen Bauerhöfe mit dem gesunden Volke darin, sie bedeuten den kernigen Realismus, der trotz aller ihnen eigenen Zartheit die Gedichte unseres Poeten charakterisirt.

Stieler absolvirte 1868 sein juristisches Staatsexamen, praktisirte bei Gericht und in der Anwaltschaft und wurde 1869 zu Heidelberg zum Doktor der Rechte promovirt, um sich alsdann namentlich staatsrechtlichen Studien zu akademischen Zwecken zu widmen. Abhandlungen dieses Genres mit vielfachen Exkursen auf politische Gebiete, die er in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichte, stammen größtentheils aus dieser Zeit. Um sich jedoch eine feste Position zu gründen, nahm er im Jahre 1870 eine Stellung im bayerischen Reichsarchiv zu München an, in welcher Thätigkeit er bis an sein Lebensende, zuletzt als Assessor, gewirkt hat. Gesellschaftlich gestalteten sich die Verhältnisse in München äußerst günstig für unseren Dichter; in den geistig bewegten Salons Paul Heyses, Liebigs, Pilotys, der beiden Kaulbachs war er stets ein freudig begrüßter Gast, und sein warmes Freundschaftsverhältniß zu Franz Defregger wurde ihm, namentlich in den letzten Jahren, ein Born der Erquickung und Erfrischung. Aber auch über München hinaus knüpfte er in seiner, die Herzen gewinnenden Art ein Band nach dem andern in die Weite hin, hin in alle bedeutenderen Städte Deutschlands, wo er nur immer eine Aussicht sah, der dichterischen und literarischen Propaganda für seine bayerische Heimat Boden zu gewinnen. In alle bedeutenderen Städte Deutschlands! Denn im Norden wie im Süden unseres Vaterlandes hörte man ihn, etwa während der letzten zehn Jahre, immer häufiger jene nach Form und Inhalt gleich bedeutsamen Vorträge über Land und Leute von Bayern halten, die zur Verbreitung seines Namens und seiner Werke nicht wenig beigetragen haben, und auf einer solchen Apostelfahrt, um das nebenbei zu bemerken, war es auch — in Leipzig — wo ich den herzenswarmen Menschen kennen lernte, um fortan bis an sein Ende in dauernder freundschaftlicher Beziehung mit ihm zu bleiben.

Die Anregung für sein poetisches und literarisches Schaffen strömte unserem Dichter vorwiegend aus drei Quellen: es waren Anregungen gesellschaftlicher, wissenschaftlicher und elementarer Art. Wirkten die Münchener Verkehrskreise und die fortgesetzten Wandervorlesungen gesellschaftlich belebend auf ihn, so sah er sich dagegen durch seine Arbeiten in dem umfangreichen Urkundenschatze des Archivs und seine damit zusammenhängende tägliche amtliche Thätigkeit wissenschaftlich ungemein gefördert; fand er doch hier reichen, höchst ausgiebigen Stoff für seine historischen und kulturhistorischen Dichtungen, namentlich aber für diejenigen von episch-lyrischer Art, wie für seine Prosaschriften zur heimatlichen Landeskunde; als eine Anregung elementarer Natur möchte ich aber endlich den Umstand bezeichnen, daß sein äußerer Lebensgang es ihm gestattete, neben die Theorie seiner bayerischen Archivstudien die Praxis lebendigen Verkehrs mit den Kindern des Volkes zu stellen, von dem ich bereits sprach, und diese Verschmelzung von Geist und Wirklichkeit erklärt wohl in erster Linie den Bund, welchen wissenschaftliche Gediegenheit und lebensvolle Wahrheit in den Schriften Stielers schließen.

Zu einem guten Theile ist unseres Dichters tiefe Vertrautheit mit dem Fühlen und Denken des Volkes von Oberbayern übrigens auf den berufsmäßigen Verkehr zurückzuführen, in welchem er während längerer gerichtsamtlicher Thätigkeit zu Tegernsee mit den Gebirgsbauern stand, eine Beziehung, welche die früheren Berührungen Stielers mit dem gewöhnlichen Mann dort zu Lande vielfach vertiefte und gewissermaßen zum Abschluß brachte. Hatte er als Knabe auf den Dorfgassen von Tegernsee mit seinen ländlichen Altersgenossen getollt und getobt und dabei spielend den bäuerischen Dialekt Oberbayerns erlernt, war er später in seiner Studentenzeit, mit den flotten Gebirgsbuben als Holzknecht in die Wälder, als Feldarbeiter auf den Acker gezogen und auf diese Weise ein Vertrauter ihres tiefsten Seelenlebens geworden, so fand er in der Gerichtspraxis Gelegenheit, das Bergvolk mit seiner „Prozeßsach'" und seinen lustigen Raufereien zu studiren, denen allemal eine verschlagene Schlauheit auf den Bänken des Gerichts zu folgen pflegte. Wie große Stücke die Altbayern im Gau von Tegernsee, zumal die frischen jungen Kerle, übrigens auf ihren „Stieler-Karl" hielten, das zeigte sich besonders im Kriegsjahre 1866, wo er, durch die Wahl zum Lieutenant im Regiment der „Waldler" ausgezeichnet, an der Spitze seiner Männer aus den Bergen gen Passau ins Lager zog. Politisch reichsfreundlich und liberal gesinnt und vor anderen mit der Gabe der Rede ausgestattet, machte er auch später seinen Einfluß unablässig im Dienste seiner Ueberzeugung geltend, und vielleicht der treffendste Beweis für sein ebenso mannhaftes wie geschicktes Eintreten nach dieser Seite hin ist die Thatsache, daß er selbst durch die letzten Wahlperioden hindurch mitten im Reiche des schwärzesten bayerischen Staats- und Kirchenregiments eine Enklave von durchaus liberaler und reichstreuer Färbung zu erhalten wußte.

Charakteristisch für Stielers Art und Wesen ist es, wie er zu dichten begonnen. Die Liebe zu einer schönen Almerin — vielleicht ist sie heute irgendwo im bayerischen Gebirge eines biederen Bauern

ehrsame Bäuerin — gab ihm sein erstes Lied ein. Er war damals noch Gymnasiast — und schon so verliebt! Daß es Dialektdichtung sein mußte, war selbstverständlich; denn er wollte verstanden werden, auf der Alm verstanden werden — von ihr! Zuerst gedruckt worden sind Stielersche Dialektgedichte gegen Ende der fünfziger und zu Anfang der sechziger Jahre, und zwar in den „Fliegenden Blättern".

Acht Liederbücher in oberbayerischer Mundart hat unser Dichter veröffentlicht und damit Beiträge zur Volkspsychologie und speziell zur Kulturgeschichte des Bayernlandes von unvergänglichem Werthe geliefert. Es sind die Sammlungen: „Bergbleaml'n" (1865), „Weil's mi freut" (1876), „Habt's a Schneid?!" (1877), „Um Sunnawend" (1878), „Von Dahoam" (1881), „A Hochzeit in die Berg" (1881), „In der Sommerfrisch" (1883) und „Aus der Hütten" (1883). Drei dieser Liedersammlungen sind als Texte zu Bildern und Zeichnungen berühmter Künstler entstanden: „Von Dahoam" zu Bildern von Franz Defregger und „A Hochzeit in die Berg" sowie „In der Sommerfrisch" zu Zeichnungen von Hugo Kaufmann.

Ehrliche Lebenswahrheit, Wärme und Echtheit des Gemüths und jene tiefgründige Herzens- und Geistesbildung, welche sich nicht nur von der Schulbank, sondern zu einem guten Theile vom Markte des Lebens herschreibt — das sind neben großer Humanität und vaterländischer Gesinnung die Hauptmerkmale der Stielerschen Muse, welche zwar keine Erzeugnisse von epochemachender Bedeutung und Genialität hervorgebracht hat, immerhin aber einen ehrenvollen Platz auf dem heutigen deutschen Parnaß in Anspruch nehmen darf.

Stieler ist, wie ich bereits an anderer Stelle ausgeführt, ein realistischer Beobachter von seltener Feinheit des Auges, und in dieser Hinsicht gleicht er seinem Freunde und Landsmanne, dem geistvollen Realisten mit dem Pinsel, Franz Defregger: die künstlerischen Gebilde beider sind, was typische Lebenswahrheit und Drastik betrifft, von unübertrefflicher Echtheit; trägt doch die Produktion beider bis zur Evidenz das Gepräge des Erlebten. Aber das allein würde unsern Poeten noch lange nicht bis zum Range eines so hervorragenden Repräsentanten moderner Dialektdichtung erhoben haben. Was ihn von der überwiegenden Mehrzahl der Dialekt- und Volksdichter seiner Zeit und — ich sage wohl nicht zu viel — aller Zeiten unterscheidet, das ist vor allem dies: er zählt zu den wenigen unter ihnen, die weder bildungsunreif im Volke noch vornehm-kühl über dem Volke stehen. Er vermeidet die Einseitigkeiten und Vorurtheile dieser beiden Pole; denn er ist einer der Bevorzugten, die mit dem warmen Herzen zwar tief im Volke wurzeln, mit dem feingeschulten Kopfe dasselbe aber bewußt überragen; seine Dialektlyrik ist aus dem tief innigen Zusammenhange mit dem Volke seiner Heimat naiv herausgewachsen und doch ganz und gar Kunstpoesie — beides in so glücklicher Verschmelzung, daß ihr Verständniß dadurch weder für den Leser der höheren Gesellschaft noch für den aus dem Volke beeinträchtigt wird. Diese glückliche Mitte des poetischen Standpunktes unseres Dichters aber erklärt sich aus den zwei integrirenden Faktoren, welche seinem äußern Leben die Bahn wiesen: er ist ein Kind der Gesellschaft aber ein Schüler des Volks. Die vornehm-ästhetischen Traditionen seines

In Gedanken.

Elternhauses, seine auf geistige Ziele gerichtete Erziehung und die künstlerische Atmosphäre seines Umgangskreises schützten ihn vor der Gefahr der Plattheit, welche ja für den Volksdichter eine der schlimmsten Klippen bildet; sein langjähriger, vertrauter Verkehr aber mit dem Volke gab seiner Dichtung die sichere und gediegene Basis eines gesunden und schönen Realismus.

Es ist etwas von der würzigen Luft der Almen in diesen Stielerschen Dichtungen, etwas vom weichen Odem, der aus den blumigen Bergwiesen aufsteigt; das Geläute der Heerdenglocken, der Juchzer des in die Berge ziehenden Burschen, Duft von Edelweiß und Almenrausch, alles dies wird in Stielers Liedern vernehmbar; lebensfrische Burschen und Dirnen, schlaupfiffige Alte und alle Geschöpfe der Gebirgswelt blicken uns aus ihnen an, so ernst und sinnig und dann wieder so schalkhaft und verschmitzt, daß unser Herz sich weit aufthun muß wie unter dem warmen, belebenden Strahle der Hochlandssonne. Ueberall hören wir aus diesen Stielerschen Dichtungen heraus, wie der Bauer denkt, fühlt und handelt, und ihr Werth besteht zu einem guten Theile darin, daß sie ihre Grenzen kennt und sie nicht überschreitet. Von zwei verwandten Talenten hat unser Sänger nach dieser wie nach andern Richtungen hin viel gelernt: von dem Alemannen Johann Peter Hebel und von seinem bayerischen Landsmanne Franz von Kobell; namentlich der Einfluß des letzteren auf die Dialektlyrik Stielers ist unverkennbar, aber er ist trotzdem eine Selbstnatur von ausgeprägter Physiognomie.

„Das bäuerliche Thun", sagt Stieler, das Stoffgebiet seiner mundartlichen Dichtung mit feinem kritischen Verständnisse umgrenzend, in der dankenswerthen Abhandlung „Ueber Ziele und Grenzen der Dialektdichtung", welche er der Sammlung „Weil's mi' freut" als Vorwort voranschickt: „Das bäuerliche Thun mit seinen Freuden und Leiden, die Wagstücke der Jagd, die Schelmenstücke der Verliebten, farbenreiche Feste und mitunter wohl der Konflikt der Untergebenen mit ihren Honoratioren, das sind die nächstliegenden und wohl auch die einzigen Motive der Dialektdichtung, allein sie werden erweitert zu tausendfarbigen Nüancen durch die Auffassung, welche Phantasie und Witz des Volkes an diese spärlichen Begebenheiten knüpft."

Es ist oft staunenerregend, was unser Poet aus solchen „spärlichen Begebenheiten" zu formen weiß, wie er sie durch feinsinnige Vertiefung und Pointirung, durch eigenartige Färbung und Beleuchtung unserem Interesse näher zu rücken versteht. Neben epigrammatisch zugespitzte Gedichte, aus denen der sprichwörtlich gewordene Witz des oberbayerischen Bauern zu uns spricht, stellt er breiter ausgeführte Lieder im Ton des Gemüths oder des Humors; neben flüchtige Verse im Stile des Schnadahupfls, die einem plötzlich angewehten Einfalle einen zwanglosen Ausdruck leihen, rückt er tiefernste Genrebilder aus dem Leben des Volkes und der Natur. Einem Gedichte wie dem nachfolgenden wird so leicht niemand seine Zustimmung versagen können; zeigt es doch, wie lebhafte Reflexe die allgemein deutsch-patriotischen Angelegenheiten in die bayerischen Dichtungen Stielers werfen, die in ihrer lokalen Beschränkung niemals den Zusammenhang mit dem großen Vaterlande verlieren. Ich meine das Gedicht:

An Anfrag (1870).

A Bauer hat drei Buabn im Feld;
Sie lassen gar nix hör'n.
Jetzt is er halt nach München 'nein
Zum Fragen in d'Kasern.

„Wie geht's mein Toni?" hat er g'fragt;
Den mag er halt vor allen;
Da schaugen's nach und sagen's ihm:
„Der is bei Wörth drin g'fallen."

„O mein Gott, nei! — und unser Hans?"
„Der is mit siebez'g Mann,
Bei Sedan g'fallen" — „Und der Sepp?"
„Der liegt bei Orleans."

Der Alte sagt koa Wort und geht:
Er hebt sich an am Kasten,
Am Stuhl, am Thürg'schloß, an der Stieg'n —
Er muaß a weni' rasten.

Drunt auf der Staffel vor'n Haus,
Da is er niederg'sessen;
Er halt sein Hut no in der Hand;
Er hat auf all's vergessen.

Es gengant wohl viel tausend Leut,
Viel hundert Wagen vorbei.
Der Vader sitzt no allweil dort . . .
„Drei Buabn und — alle drei!"

Die erschütternde Tragik des Menschenlebens, wie sie in diesem Gedichte aus dem Kriegsjahre von 1870 in so ergreifender Einfachheit zum Ausdruck gelangt, spiegelt sich vielfach in der oberbayerischen Dichtung Stielers ab, aber im ganzen wiegen unter den Liedern unseres Sängers lebensmuthige, frische und kecke Stimmungen vor. Man darf nicht vergessen, daß nach dem einstimmigen Urtheile der landeskundigen Literatur das Völkchen im Bergwinkel von Tegernsee — und hier hat ja die Stielersche Muse vorwiegend ihre Heimstätte — eines der leichtlebigsten und jovialsten ist, so weit die deutsche Zunge klingt. Zwischen Inn und Isar wohnt ein Stamm, der in der lachenden Natur der Alpenvorberge eines Wohlstandes genießt, der es ihm leicht macht, die Welt schön und das Leben lebenswerth zu finden. Der glückliche Mensch ist allein der genußfähige. Man lebt kräftig, und man genießt kräftig in jenen bevorzugten Gauen des deutschen Vaterlandes, und der dichterische Interpret des oberbayerischen Volksgemüthes läßt naturgemäß diesen Zug einer fröhlichen Sinnlichkeit in seinen Liedern am meisten hervortreten. Er bildet den Grundton der gesammten Stielerschen Dialektdichtung.

Ist das Stoffgebiet der mundartlichen Dichtung an sich ein beschränktes, so tritt dies in der oberdeutschen Mundart gegenüber der plattdeutschen in noch erhöhtem Maße hervor. Das Plattdeutsche — man denke an die Dichtungen Fritz Reuters! — hat nahezu ausschließlich geographische, das oberbayerische dagegen überwiegend ständische

Grenzen; denn steht es dem plattdeutschen Dichter frei, neben dem Bauer auch den Städter in den Bereich seiner Darstellung zu ziehen, so ist der oberbayerische auf den ersteren beschränkt, da der reine Dialekt dort nur auf dem Lande gesprochen wird. Was ihm durch diese Beschränkung an Breite der Gegenstände verloren geht, weiß Stieler indessen durch Vertiefung vollauf zu ersetzen; ist es doch vor allem die starke Betonung der kulturgeschichtlichen Seite, durch welche er seine Dichtungen auf eine ungewöhnlich hohe Werthstufe erhebt. Ich sage: der kulturgeschichtlichen Seite; denn wie die Nationaldichtung stets ein Maßstab ist für die Kultur der betreffenden Nation, so ist es die Dialektpoesie für die bezügliche Sprachprovinz; sie ist, wofern sie echt ist, der Ausdruck der Denk- und Gefühlsweise wie der Welt- und Lebensanschauung eines fest umgrenzten und in sich abgeschlossenen Volksstammes. Stieler aber, eben weil er die Natur giebt, wie sie ist, nicht etwa bloß stilisirte Bilder, ist ein echter Dialektdichter und seine Dichtung somit ein werthvoller Kulturmesser für das Volk von Oberbayern. In ihren Liedern und rein lyrischen Gedichten ist die Stielersche Poesie ein Spiegel des bayerischen Gemüthslebens; in ihren spruchartigen und epigrammatischen Theilen enthält sie eine Kritik der berechtigten und unberechtigten Eigenthümlichkeiten dieses eigengearteten Stammes, und die große Enthaltsamkeit, mit welcher Stieler sein persönliches Empfinden hinter die objektive Darstellung seiner Stoffe zurückstellt, erhöht wesentlich diesen kulturhistorischen Werth seiner Dichtungen. Seine Figuren sind ausnahmslos wirkliche Menschen. Riehl sagt einmal: „Der Bauer denkt nur da, hat nur persönliche Meinungen, wo es sich um seinen persönlichen Vortheil handelt. Ueberall sonst hat er nicht Gedanken, sondern Sitte, Herkommen, Ueberlieferung.“ Dieses sehr stichhaltige Axiom findet in den Bauern Stielers durchweg seine Bestätigung. Der realistische Standpunkt unseres Poeten verbietet ihm alles Idealisiren, und die Art, wie er sich das richtige Verhältniß zwischen den beiden Faktoren des Realismus und des Idealismus in der Dialektdichtung denkt, ist sehr charakteristisch für unsern Poeten. „Der Vorwurf, daß ländliche Figuren idealisirt sind“, sagt er in der oben erwähnten Abhandlung, „ist alltäglich zu hören; andererseits zeigt sich die Gefahr, daß der bloße Realismus schließlich zur Rohheit wird, alltäglich auf allen Gebieten der Kunst. Wie soll nun der Dialektdichter die Versöhnung in diesem Konflikte finden? — Darin, daß man, durch das herbe Kolorit hindurch und trotz der ungestümen Lebenskraft noch jenen feinen seelenvollen Klang heraushört, der durch die Tiefe eines jeden gesunden Volkes klingt. — Laßt den Bauern, wo es der Fall einmal erfordert, so grob sein, als er wirklich ist, aber erinnert euch zur rechten Zeit, daß er auch noch mehr ist als ein Grobian! Vergeßt nicht, daß auch sein Leben Stunden hat, deren tiefe Herzenslaute vielleicht noch mächtiger sind als das Empfinden unserer geschulten Seele! Darin, daß der Dichter auch diesen Zügen des Volksgemüths gerecht wird neben, ja mitten drinnen in aller derben, realen Schilderung (nicht in der Abschwächung der Derbheit selbst), liegt der wahre Ausgleich dieser scheinbaren Gegensätze von Realismus und Ideal. So kann jede einzelne Gestalt ohne Schaden ihre drastische Frische behalten, und statt daß alle zärt-

lich idealisirt sind, sind einige wenige, die wirklich das Zeug dazu haben, auch wirklich ideal."

Neben den hier angedeuteten Vorzügen der Stielerschen Muse darf ein hervorstechender Zug nicht übersehen werden, welcher vielleicht die idealste Seite in der Produktion unseres Dichters ausmacht: die national-patriotische Tendenz in ihr. Macht Stieler sich auf der einen Seite zum beredten Dolmetsch bayerischen Wesens und bayerischer Besonderheit, weist er begeistert hin auf die kulturellen und politischen Verdienste Bayerns um das große Vaterland und fordert er dafür als ein dichterischer Anwalt seiner engeren Heimat mit gerechtem Stolze den Dank Deutschlands ein, so drängt es ihn auf der andern Seite, immer und immer wieder einzutreten für die staatliche Unterordnung Bayerns unter Gesammtdeutschland, alle und jede partikularistische Regung in seinen Stammesgenossen zu unterdrücken und das nationale Bewußtsein in ihnen zu wecken und zu kräftigen. Dieser Zug alldeutscher Gesinnung geht durch die gesammte Produktion Stielers. Kommt er namentlich in den mundartlichen Dichtungen oft genug in frappanter Weise und neben der hier gebotenen Einfachheit um so herzpackender zum Ausdruck, so prägt er sich nicht minder überzeugend in Stielers hochdeutschen Prosawerken aus.

Wie warm der oberbayerische Idyllendichter und Ethnograph die deutschen Angelegenheiten in der Seele trug, wie sehr ihm neben seinen lokal-bayerischen Bestrebungen die Antheilnahme an den deutsch-patriotischen Aufgaben der Zeit eine Herzens- und Gewissenssache war, als Zeugniß dafür muß zunächst ein Nachlaßwerk Stielers genannt werden, die mit einem Vorworte von Friedrich Ratzel erschienenen Stimmungsbilder aus dem Jahre 1870—71 „Durch Krieg zum Frieden". Das Buch enthält zeitgeschichtliche Betrachtungen aus dem großen Jahre von allgemeinem Charakter, dann aber auch Skizzen und Situationsbilder von meist novellistischer Färbung und begleitet die kriegerischen Ereignisse jener gewaltigen Zeit vom ersten Donner der Geschütze an bis über den Friedensschluß hinaus. Mit Recht heißt es im Vorworte: „Wie tief Karl Stieler das größte Jahr deutscher Geschichte erlebt hat, das bezeugt dieses Büchlein auf jeder Seite. In dem Freunde der Hirten und Jäger der bayerischen Alpen erkennt man nun mit Erstaunen einen kerndeutschen Mann, in dessen Herzen bei der Liebe zur Heimat das Reich eine gute Stelle fand, in dem Schilderer eines entlegenen Winkels des Gebirges einen staatsmännischen Geist."

Aehnliches gilt von Stielers Prosawerken zur Ethnographie, Sittengeschichte und Landeskunde Bayerns. Unter die in diese Rubrik fallenden Werke sind in erster Linie zu nennen das mit Hermann Schmid herausgegebene, reich illustrirte Prachtwerk „Aus deutschen Bergen" (1871)*) und die erst nach dem Tode unseres Autors mit einem Vorworte von Karl Theodor Heigel gesammelt erschienenen „Kulturbilder aus Bayern". Außerdem hat er zu den auf Franz von Kobells Initiative herausgekommenen „Waidmanns-Erinnerungen"

*) In zweiter Auflage unter dem Titel: „Wanderungen im bayerischen Gebirge und Salzkammergut" erschienen. Der Verfasser.

(1878) manchen dankenswerthen Beitrag geliefert. Aber zeigen alle diese Studien uns den Dichter, wie gesagt, als einen begeisterten Propagandisten des deutsch-nationalen Gedankens, so lehren sie ihn uns doch vor allem, gleich seinen Dialektdichtungen, als einen gründlichen Kenner seines schönen Heimatlandes und zugleich als einen warmblütigen, liebenswürdigen Menschenfreund kennen. Aufsätze wie „Ueber den Volkscharakter im bayerischen Hochland" und „Der Zeitgeist auf dem Lande" (beide in „Kulturbilder aus Bayern") sind von unvergänglichem kulturgeschichtlichem Werthe, und der Essay „Franz Defregger und seine Bilder" (ebenda) darf wohl als die eingehendste und treffendste Charakteristik des markigen Maler-Bauern der bayerischen Berge gelten, dieses Kernmenschen, mit dem unser Poet, wie bereits oben erwähnt, durch eine auf tiefe Seelenverwandtschaft begründete Freundschaft verbunden war.

Wurzeln die eben genannten Veröffentlichungen Stielers im bayerischen Lande und Leben, so müssen seine Beiträge zu den weiteren Prachtwerken, zu „Italien" (1875) — herausgegeben mit Eduard Paulus und Woldemar Kaden — zu „Rheinfahrt" (1877) — mit Hans Wachenhusen und F. W. Hackländer — zu „Elsaß-Lothringen" (1877) und endlich die mit einem Vorworte von M. Haushofer aus dem Nachlasse des Verfassers erschienenen „Natur- und Lebensbilder aus den Alpen" als Früchte seiner mannigfachen Fahrten und Wanderungen ins nähere oder fernere Ausland bezeichnet werden. Die ebenfalls erst nach dem Hingange des Dichters erschienenen vermischten Aufsätze „Aus Fremde und Heimat" (1886) bilden dagegen eine Nachlese aus den gesammten ethnographischen Arbeiten unseres überaus fleißigen Autors und verdienen namentlich durch so gediegene Abhandlungen, wie „Zur künstlerischen und wissenschaftlichen Entwickelung Münchens" die allgemeine Beachtung.

An die beiden Thätigkeitsgebiete Stielers als Dialektdichter und Prosaschilderer von Land und Leuten schließt sich als drittes endlich seine hochdeutsche Lyrik, welche er in den Sammlungen „Hochlandslieder" (1880), „Neue Hochlandslieder" (1881) und „Wanderzeit" (1882) niedergelegt und deren letzte er seinem Jugendfreunde, dem Maler Hermann Kaulbach, gewidmet hat. Ist es in den Dialektgedichten fast ausschließlich das bäuerliche Leben Oberbayerns, zumal das des Tegernseer Reviers, das Stieler uns in kräftigen Farben zur Anschauung bringt, so bietet er uns in seinen hochdeutschen Poesien neben der Lyrik des Herzens und des Vaterlandes stimmungsvolle Balladen und episch-lyrische Dichtungen, zum Theil in cyklischer Form. Was diese letzteren betrifft, so greift er mit Vorliebe in Sage und Geschichte seines Heimatlandes zurück. Der Mönch Werinher von Tegernsee, die blonde Richildis, der geistliche Fischer Gotahelm, fahrende Schüler und allerlei Fischer- und Jägervolk — das sind die Menschen, welche sich in diesen hochdeutschen Gedichten unseres Sängers tummeln, und manche rührende Gestalt blickt uns mit eigenthümlich fesselnden Augen aus ihnen an, wie — um nur ein einziges Beispiel zu nennen — der heimwehkranke Landsknecht, der, den Schlachtentod sterbend, noch einmal die heimatliche Almenluft zu athmen glaubt. Manch romantisches Bild webt der Dichter in den Kranz seiner Schilderungen: aus dem

Waldboden hebt er verschollene Bücher empor, in deren Lettern die Vorzeit neu erwacht, und durch die Blätter einer tausendjährigen Linde läßt er Mythe und Geschichte rauschen. Die Hochlandsliederbücher thun dar, mit wie feinem Geschick ihr Verfasser es verstanden hat, die staubigen Schätze des bayerischen Reichsarchivs dichterisch fruchtbar zu machen und aus dem öden Acker chronikaler Ueberlieferungen Blüten echter Poesie zu zeitigen. Freilich die drastische Originalität, welche in Stielers mundartlichen Dichtungen weht, gehört nicht immer zu den Eigenschaften der hochdeutschen Lyrik unseres Poeten. Er lehnt sich mehrfach — bewußt oder unbewußt — an bekannte Vorbilder an; namentlich sind es die ältern Gedichte Joseph Viktor von Scheffels, an die manches unter den mittelalterlichen Balladen und Romanzen unseres bayerischen Dichters gemahnt. Weniger fremdes Blut, mehr Selbstnatur bekunden die im Persönlichen wurzelnden, rein lyrischen Gedichte dieser Sammlungen, besonders die des fast ausschließlich in diese Rubrik fallenden Liederbuches „Wanderzeit". Als eine Probe dafür, wie subtil und feinfühlig Stieler die Saiten zarter Empfindung anzuschlagen versteht, finde hier das nachfolgende Lied einen Platz:

Fieberträume.

Wie einsam ist ein Krankenbett!
Ans Fenster fliegen dichte Flocken;
Die Mutter sitzt bei mir und strickt,
Und draußen hallen dumpf die Glocken.

's ist Dämmerzeit, und in der Brust,
Da pocht das heiße, heiße Fieber;
An den geschloss'nen Augen ziehn
Die Bilder wirbelnd mir vorüber.

Da plötzlich stand ein Bild vor mir:
Das war ein trautes, warmes Stübchen,
Und lächelnd saß am Fenstersims
Bei ihrem Schatz mein schönes Liebchen.

Zwei Röslein standen auf dem Tisch
Im hellen Glas mit duft'gem Prangen;
Mir war zu Muth, als wären es
Die Rosen meiner bleichen Wangen.

Ich sah ihr fröhlich Minnespiel;
Wie Dornen stach's mir ins Gemüthe,
Und tiefer in den heißen Pfühl
Preßt' ich die Stirn', die zornerglühte.

Die Mutter aber horcht und rückt
Die Decke sacht, die buntbesäumte,
Und küßt die nassen Augen mir,
Als wüßte sie — von wem ich träumte!

Die hochdeutsche Lyrik Stielers wird, wie seine Dialektdichtung, ebenso wohl durch tiefen Gehalt der Empfindung und große Unmittelbarkeit des Ausdrucks, wie durch straffe, frappante Form charakterisirt und zeigt uns den Poeten abermals als warmblütigen deutschen Patrioten; Melodie der Sprache zeichnet sie aus, und ihre Stärke be-

währt sie besonders im Liede und stimmungsvollen Naturbilde. Alles Gekünstelte, Unwahre ist ihr fremd, und aus den feingeschliffenen, immer edel und vornehm gefügten Versen blickt uns eine durchaus liebenswürdige Dichterphysiognomie an, in welcher die sanften Linien zarten Gemüthslebens sich mit kräftigeren Zügen bewußter Männlichkeit zu einem sympathischen Ganzen verbinden.

Wie in der mundartlichen Dichtung Stielers eine lebensmuthige Fröhlichkeit, so herrscht in seinen hochdeutschen Liedern eine gewisse Weichheit des Empfindens vor. Dieser weiche Stimmungston klingt namentlich in einem aus dem Nachlasse*) unseres Sängers veröffentlichten Büchlein durch, das, rein dichterisch betrachtet, vielleicht das Werthvollste, jedenfalls das Zarteste und Tiefste ist, was er überhaupt geschaffen — ich meine das „Winteridyll", eine aus einzelnen Bildern und Liedern zusammengefügte Dichtung in gereimten fünffüßigen Jamben, die uns Blatt für Blatt den Werdegang ihres Verfassers als Menschen und Dichter wie die Stätten seiner Erinnerungen und die Menschen schildert, welche seinem Herzen theuer waren. Vielleicht kein Werk unseres Todten ist so sehr geeignet, ihn uns menschlich näher zu rücken, wie dieses Idyll, das Stieler selbst als eines seiner Lieblingsgedichte zu bezeichnen pflegte und das er auf seinen Wanderfahrten, daran feilend und bessernd, mit sich zu führen liebte. Warm kolorirte und zart abgetönte Situations- und Stimmungsbilder, formvollendete und inhaltreiche Tagebuch- und Gedenkblätter schließen sich in diesem liebenswürdigen Kinde der Stielerschen Muse an pietätvolle und anmuthige Familien- und Naturgemälde, und der weiche Aquarellton des Ganzen ist von überaus wohlthuender beruhigender Wirkung. Das „Winteridyll" ist ein Dichtervermächtniß, wie es edler und reiner kaum gedacht werden kann. Es macht uns schmerzlich fühlbar, was wir an unserem Poeten verloren.

Das reiche und schöne Leben Stielers fand einen viel zu frühen, einen jähen Abschluß: in der Nacht vom 11. auf den 12. April 1885 starb er infolge einer Lungenentzündung. Das letzte Wort, das von ihm in die Oeffentlichkeit gedrungen, war jener in oberbayerischer Mundart verfaßte Glückwunsch, in dem die Bauern des Tegernseer Gaues, jene Leute „weit hint in die Berg, wo's scho einigeht ins Tirolerlandl" den Reichskanzler zu dessen siebzigsten Geburtstage begrüßen.

In seinem geliebten Tegernsee haben sie den Sänger begraben. Burschen in der Tracht der Berge trugen ihren lieben „Stieler-Karl" zur letzten Ruhestätte; Männer der Kunst und Wissenschaft von nah und fern umstanden die reich geschmückte Gruft, und Paul Heyse rief dem Freunde und Sangesgenossen einen poetischen Scheidegruß nach, der in den Worten ausklang:

„Von seinen Lippen klang das Volksgemüth;
Ein Quell vom Hochland rauschten seine Lieder.
O seid getrost! Erwachen wird er wieder,
So oft der Lenz in seinen Bergen blüht."

*) Wir besitzen somit nach dem Gesagten fünf posthume Werke Stielers, die sämmtlich im Verlage von Adolf Bonz & Co. in Stuttgart erschienen sind: „Kulturbilder aus Bayern", „Natur- und Lebensbilder aus den Alpen", „Aus Fremde und Heimat", „Durch Krieg zum Frieden" und „Ein Winteridyll". Der Verf.

Wehmüthig klingen in meinem Ohr diese Heyseschen Verse mit jenen andern zusammen, in denen Stieler einst die Ahnung eines frühen Todes so einfach wie ergreifend aussprach:

„Und wird mein Leben früh zunichte,
Ich trag' es, wie es Gott gefällt;
Ach, nur vom goldnen Sonnenlichte
Scheid' ich so schwer, nicht von der Welt.

Doch manchmal träumt mir's, scheu und leise,
Als blieb ich doch im Sonnenstrahl:
Es singt der Wandrer meine Weise,
Wenn er vom Hochland zieht zu Thal.

Und Minneglanz im Angesichte
Spricht noch mein Wort die Bergmaid nach;
So leb' ich doch — im Sonnenlichte!
Und längst entschlafen bin ich wach."

Es wird Wahrheit sein, was diese Worte vorschauend aussprachen: „im Sonnenlichte" des Hochlands wird unser Dichter noch eine Spanne Zeit fortleben, eine Spanne, die nicht mit dem kurzen Einzelleben rechnet, sondern mit ganzen Geschlechtern. Seine hochdeutsche Lyrik aber und seine ethnographischen und verwandten Schriften gehören Alldeutschland an. Die Literaturgeschichte wird diese in ehrenvoller Weise in ihre Annalen eintragen, in erster Linie jedoch immer den Namen Karl Stieler registriren als denjenigen eines der Hauptrepräsentanten der deutschen Dialektdichtung unserer Tage; sie wird in dem Liedersänger von Tegernsee den typisch-charakteristischen Vertreter altbayerischen Wesens in der Literatur erblicken, der in seinen Schöpfungen einerseits dem Kulturleben seines Heimatlandes einen konzentrirten Ausdruck leiht, andererseits es aber als seine Aufgabe erachtet, die historischen Akten über die Antheilnahme Bayerns am deutschen Gesammtleben dichterisch zu revidiren und die deutschnationale Mission des bayerischen Volkes begeistert zu proklamiren; im übrigen wird sie ihm eine bahnbrechende Bedeutung nicht beimessen können, wohl aber ihm Wahrhaftigkeit und Geradheit des Charakters, Treue und Tüchtigkeit der Gesinnung, sonnige Liebenswürdigkeit des Gemüthes nachrühmen und als das eigentliche Geheimniß seines dichterischen Könnens jenen findigen Instinkt hinstellen müssen, der mit zielsicherem Vollbringen die intimsten Klänge des Volksliedes zu erfassen und sie in bündiger und melodiöser Form auszuprägen vermag.

Bismarck.

Ich ſah ihn ſchreiten durch des Volks Gedränge,
Weiß war ſein Bart und Haar, doch licht erſtrahlte
Sein blaues, deutſches Heldenaug' und zahlte
Mit warmem Blick den Jubelgruß der Menge.

Was fühlten ſie, was lag auf allen Zügen?
War's Götzendienſt, der vor der Macht ſich beugte,
Der knieend eig'ne Schande nur bezeugte,
Und Knechtesſinn, der Meiſter ſtets im Lügen? — —

Nein, edler Stolz auf einen unſ'resgleichen,
Der Mann, der größtes Menſchenwerk vollbracht,
Der wieder Deutſche aus den Deutſchen machte
Mit ſeiner Märkerfäuſte wucht'gen Streichen!

Kein Gott, noch Halbgott, wie ihn Schwärmer nennen,
Ein Deutſcher nur, der ſeine Kräfte fühlte,
In welſchem Blut die heißen Waffen kühlte,
Und uns gelehrt, uns ſelber zu erkennen.

So ſchien er durch die Reihen mir zu ſchreiten
Und trug des Vaterlandes Macht und Ehre,
Europas Neid und ſeiner Thaten Schwere
Auf Rieſenſchultern in die Ewigkeiten.

München. Franz Wichmann.

Italieniſches Bauernleben.

Auffallend lange und bis herab auf die neueſte Zeit iſt der in Deutſchland von Auerbach eröffnete und in Frankreich von Erckmann-Chatrian befolgte Weg in Italien nicht betreten worden und die Schriftſteller dieſes Landes haben den Reichthum an Material, den das ländliche Leben bietet, meiſt ganz außer Acht gelaſſen. Manzoni berührte höchſtens dieſe goldene Ader in einem ſeiner großen Romane und überraſchte gleichſam ſeine Leſer, als er deren Intereſſe für die Schickſale einfacher Bergbewohner wachrief. Immerhin bildeten ſein Renzo und ſeine Julia idylliſche Typen von etwas geſchraubter Erhabenheit, die mit ganz außerordentlichen Schickſalen und geradezu abnormen Qualen kämpften; ſie waren überhaupt nur erfunden, um den Gegenſatz zwiſchen der ländlichen Tugendhaftigkeit und der Verworfenheit hoher Geſellſchaftsſchichten deſto greller hervortreten zu laſſen. Trotzdem kam es nach Manzoni niemand in den Sinn, den einmal gezeigten Rahmen mit einem andern Bilde zu füllen und die öffentliche Aufmerkſamkeit auf die Alltagsereigniſſe eines Renzo und einer Luzia im gewöhnlichen Dorfleben hinzulenken. Manzonis Nachahmer bemächtigten ſich vielmehr des hiſtoriſchen Romans als des beſten Mittels, ſich patriotiſcher Beklemmungen, welche anders nicht wohl zum Ausdruck kommen konnten, zu entledigen, und die ſchönen Novellen von Gozzi, Guerazzi und anderen minder hervorragenden Schriftſtellern waren in Wahrheit hauptſächlich Kampfrufe gegen die Tyrannen des Landes.

Dann kamen die Jahre der Revolution und gleichzeitig erſtand ein Autor — Ippolito Nievo — der mit ſeinen lebensvollen Schilderungen venetianiſchen Lebens im 18. Jahrhundert neue Bahnen erſchloß. Ein zu glühender Patriot, war er leider außerſtande, die Feder zu führen, wo noch Arbeit für das Schwert vorlag; der Tod raffte ihn noch in der Jugend hinweg, als ſein beſtes Werk (**Memorie di un Ottuagenaria**) noch nicht die letzten Feilſtriche erhalten hatte.

Als dann die Zeit, welche gedruckte Proteſte angezeigt erſcheinen

ließ, vorüber war und Kämpfe und Verträge Italien seine Freiheit gesichert hatten, erlahmte aus Mangel an Anregung die italienische Phantasie. Die Muse des Landes verschmähte es, nach dem sie so lange die Trompete geblasen, die Lippen an die Schalmei zu setzen und lieh sich schnell eine Fidel von den Ufern der Seine. Doch, non tutto il male viene per nuocere — nicht alles Ueble bringt Schaden — sagt das italienische Sprichwort, und vieles von dem Gifte, das durch den Realismus eines Flaubert und Zola auf die Literatur Italiens übergeimpft wurde, scheint glücklicherweise durch die ebenfalls von Frankreich importirte Entdeckung neutralisirt zu werden, daß die Lebensschicksale und das Elend des ärmeren Volks der novellistischen Thätigkeit ebenfalls ein würdiges und lohnendes Arbeitsfeld bieten. Hier taucht ganz unwillkürlich die Frage auf, warum sich die so reich entwickelte Literatur Englands gegenüber dem italienischen Zeitroman so einflußlos erwies. Mit alleiniger Ausnahme Salvatore Farinas, dessen Novellen einen schwachen Beigeschmack von Charles Dickens zeigen, giebt es kaum einen italienischen Schriftsteller, von dessen Werken die geistigen Wurzeln bis über den Kanal verfolgt werden könnten; und selbst bei Farina liegt die Vermuthung nahe, daß er weit eher Alphonse Daudet in dessen lichteren Momenten nachtrachtete, als jenem novellistischen englischen Prototyp. Vor vier bis fünf Jahren entrollte der Marchesa Colombi ergreifende Erzählung „In risaia“ ein Bild von dem Elend des Landlebens in den Reisfeldern Piemonts.*) Der geistvolle Dichter Fucini hat unlängst prosaische Skizzen des toskanischen Bauernlebens veröffentlicht, und der volksthümliche Novellist Giuseppe Verga hat sich von der Schilderung der hohen Gesellschaft mit ihren Salonintriguen ab- und dafür der Beschreibung sizilianischer Sitten und Gebräuche zugewandt. Vor einigen Jahren versuchte er mit der aus vollem Leben gegriffenen „Nedda“ seine Leistungsfähigkeit auf diesem neuen Gebiete und benutzte die vollkommene Bekanntschaft mit der Scenerie aus dem Volk der merkwürdigen Insel, wo ebenso bezüglich der Natur und der Menschen Gutes und Böses schärfer hervorzutreten und überraschender gemischt schien, als auf dem Festlande.

Jetzt hat er, in seiner „Vita dei Campi“, ein Original-Meisterstück mit der Schilderung der Schicksale von Zeli il Pastore geliefert. Wir lernen den alleinstehenden kleinen Hirtenknaben zuerst kennen, wenn er „glücklich ist wie ein König“ und seine Füllen mit Hilfe einer alten verläßlichen Stute, die den Weg zeigt, von Weide zu Weide treibt. Der kleine Zeli ist ein frisch empfindender, köstlicher Charakter. Auf eigne Hilfe angewiesen, als er kaum groß genug war, um das Schwanzende der seiner Sorge übergebenen Thiere anfassen zu können, versteht er sich die Kleidung zurecht zu machen und flicht geschickt Schilf- und Binsenkörbe, für die er von gutmüthigen Nachbarn Eier und Zuckerwerk erhält; er kennt den Zug der Vögel, die Wege der Thiere und ist erfahren bezüglich der Vorzeichen der Witterung, wie überhaupt der Naturerscheinungen. Seine Sanftmuth und sonstige

*) Diese bedeutende Novelle voll packenden Realismus brachte der „Salon“, Jahrgang 1886, Heft 10 und 11. Die Redaction.

Unkenntniß, die einfache Verwunderung über alle neuen Dinge und die gewandte Auffassung ihm neuer Ideen sind höchst künstlerisch wiedergegeben.

Eines Tages begegnet er, noch ein vollständiges Kind, einem kleinen Dorfmädchen, mit der er wegen einiger reifen Brombeeren in Streit geräth. Das bildet die stürmische Einleitung zu einem innigen Freundschaftsbund, und Zeli und Mara verbringen miteinander manch' glückliche Stunden, wenn sie indische Feigen verzehren, Vogelnester aufsuchen ꝛc. Die Zeit verrinnt und Zeli, nun ein schlanker Bursch, bewahrt der hübschen Spielgenossin die wärmste Zuneigung. Ob er bei Aufsuchung von Weideplätzen durch die verdorrten Ebenen schweift oder in frostigen Nächten beim lodernden Feuer sitzt, während die Pferde sich der Erwärmung wegen alle dicht zusammendrängen, immer weilen seine Gedanken bei Mara. Er läßt sich von einem Freunde, der Schulbildung genossen hatte, ihren Namen auf ein Stück Papier schreiben und bewahrt dasselbe gleich einem Talisman in seinem Bündel. Bald aber verzieht Maras Vater nach einem entfernten Pachthofe und der Bursch und das Mädchen verlieren einander eine Zeit lang aus dem Gesicht.

Mara entwickelt sich zu einer ländlichen Schönheit und — Kokette, und wenn Zeli endlich den Weg nach ihrem neuen Heim ausfindig macht, ist er wie betäubt über ihre Reize, ihr gewandtes Benehmen und graziöses Auftreten. Jetzt trifft ihn das Unglück mit raschen Schlägen. Sein Vater erliegt der Malaria; seine Mutter verheiratet sich wieder und er wird infolge eines unglücklichen Zufalls aus seiner Stellung als Hirt entlassen. Auf dem Wege zu der großen Mitsommermesse in einer Nachbarstadt scheut seine Heerde vor irgend etwas und erschreckt entfliehend stürzt eins der werthvollsten Thiere in einen Abhang und bricht das Genick. Zeli kommt zur Messe, um Beschäftigung zu suchen und vergißt, obwohl er gänzlich mutter- und heimatlos ist, doch alles Ungemach über der Freude, mit Mara zusammen zu sein, über alles neue was er sieht, die Musikbanden, Feuerwerk, Illumination und über der großen Menge von „Cristiani", wie ihm eine solche noch nicht vorgekommen ist. Plötzlich aber wird seine Befriedigung vergiftet durch die Wahrnehmung, daß ein schöner junger Mann, der Sohn des reichen Farmers Neri, der zu dem Feste viel Lichter und Raketen beigesteuert hat, Mara sehr auffällig den Hof macht.

Endlich erhält er gar selbst eine Stelle als Schäfer bei jenem Neri selbst, und hier wie überall erringt er sich durch Fleiß und Sanftmuth die Gunst aller Insassen des Hofes. Er fühlt sich jedoch höchst unglücklich, denn nimmer kann er die schöne Mara vergessen, die jetzt mit dem vornehmen Neri verlobt ist. Da hört er eines Tages andere Arbeiter auf Kosten des Mädchens giftige Scherze erzählen und vernimmt, daß das Verlöbniß gelöst worden sei wegen ihres Verhältnisses mit einem anderen vornehmen Herrn, namens Don Alfonso. Dieser Don Alfonso hatte aber oft mit Zeli und Mara gespielt, als alle drei noch kleine Kinder waren und Zelis ehrliches Herz sträubt sich, die Verleumdungen zu glauben, welche hier über seine alte Freundin ausgeschüttet werden.

Einige Monate später kommen Mara und deren Angehörige, um die Bohnenernte von einem Feldstück einzuholen, das gleich neben den Weideplätzen von Zelis neuem Herrn liegt.

Dabei sieht der Schäfer die Geliebte wieder, diese kommt eines Abends zu ihm, setzt sich auf einen niedrigen Erdwall neben die weidende Heerde und plaudert mit Zeli, während dieser seine Heerde überzählt.

„Das erinnert recht an die Tage in Tebidi", sagte Mara, „als wir beide noch Kinder waren und an der kleinen Brücke zu spielen pflegten."

Zeli hatte das wohl nicht vergessen; trotzdem gab er keine Antwort, denn er war von jeher eine mehr tieffühlende Natur und nicht angelegt zu viel zu sprechen.

Nach Einbringung aller Bohnen kam Mara nochmals, „um Zeli Lebewohl zu sagen, und fand diesen, wie er ricotta bereitete und sorgsam die Molken durchseihte.

„Ich komme von Dir Abschied zu nehmen", begann sie, „denn morgen früh kehren wir nach Vizzini zurück."

„Habt Ihr eine gute Ernte, wie?"

„Nein, leider eine schlechte. Der Wolf (la lupa)*) hat das meiste davon verzehrt."

„Ja, überall ist die Ernte nicht gut, da dieses Jahr nicht genug Regen gefallen ist. Wir haben auch unsere Lämmer schlachten müssen, da kein Futter für sie da war; das Gras ist weit umher kaum drei Finger hoch."

„Für Dich hat's ja nicht viel zu bedeuten; Du erhältst denselben Lohn in guten wie in schlechten Jahren."

„Wohl wahr", antwortete er, „aber es kostet mich viele Ueberwindung, die armen kleinen Dinger zum Schlächter zu führen."

„Entsinnst Du Dich noch der Mitsommermesse, wo Du außer Stelle warst?"

„Natürlich erinnere ich mich daran."

„Du verdankst es meinem Vater, daß Du bei dem Pächter Neri Unterkommen fandest."

„Und warum hast Du Pächter Neris Sohn nicht geheiratet?"

„Weil es doch wohl nicht Gottes Wille war. Der Vater hat manches Unglück gehabt", fügte sie nach kurzem Stillschweigen hinzu. „Seit wir in Marinea wohnten, ist uns alles verkehrtge gangen. Bohnen und Getreide, selbst unser kleiner Weingarten am Berge wollten nicht gerathen. Mein Bruder mußte unter die Soldaten und überdies verloren wir einen Maulesel, der wenigstens vierzig Kronen werth war."

„Ich weiß", sagte Zeli, „Euren braunen Maulesel."

„Und jetzt, wo wir so arm sind, fällt es natürlich keinem ein, mich heiraten zu wollen."

Mara drehte, während sie sprach, ein Pflaumenreisig zwischen den Fingern, hielt die Augen zur Erde gesenkt und ließ das Kinn auf dem Busen ruhen, berührte aber, wie aus Zufall, mit ihrem Ellen-

*) Hier im Sinne eines übelwollenden bösen Geistes gebraucht.

bogen den Zelis. Der Jüngling wandte seine Aufmerksamkeit jedoch der ricotta-Pfanne zu; er erwiderte nichts, und sie fuhr fort:

„Erinnerst Du Dich noch, daß die Leute in Tebidi immer sagten, wir würden noch einmal Mann und Frau werden?"

„Ja freilich", sagte Zeli, der den Schöpflöffel auf den Rand der Pfanne legte; „ich bin nur ein armer Schäfer und darf nicht darauf rechnen, die Tochter eines Pächters wie Dich zur Frau zu bekommen."

Mara schwieg ein Weilchen und sagte dann: „Wenn Du mich haben willst — ich wäre gleich bereit Dich zu nehmen."

„Das ist aber nicht Dein Ernst?"

„Gewiß ist es mein voller Ernst."

„Was würde aber der Pächter Agrippino dazu sagen?"

„Mein Vater? Der sagt, Du verständest Deine Sache und glichst nicht den jungen Leuten, die ihr Geld sinnlos verschwenden, denn Du wüßtest aus einem soldo zwei zu machen; Du verzehrtest wenig, so daß Dir etwas übrig bliebe und Du würdest einmal noch eigne Schafheerden besitzen und gar noch ein reicher Mann werden."

„Wenn es so steht", antwortete Zeli, „bin ich sogleich bereit, Dich zur Frau zu nehmen."

„Nun gut", fuhr Mara fort — der Abend war schon herangekommen und die Schafe hatten sich gelagert — „wenn Du einen Kuß haben willst, will ich ihn Dir geben, da wir doch Mann und Frau werden."

Zeli nahm das Anerbieten mit Freuden an und stammelte, da er nicht gleich wußte, was er darauf sagen sollte:

„Ich habe Dich ja immer lieb gehabt, Mara, auch als Du nahe daran warst, mich um Farmer Neris Sohnes willen zu verschmähen."

Er hatte jedoch nicht das Herz dazu auch des anderen Mannes zu erwähnen.

„Siehst Du nun nicht, daß wir doch für einander bestimmt waren?" fragte Mara zum Schlusse.

Dieser schmucklose kleine Dialog ist sehr naturwahr und läßt recht gut die Verschiedenheit in dem Charakter der Sprechenden durchblicken.

Alles ging nach Wunsch. Pächter Agrippino gab willig seine Zustimmung und Mutter Lia nähte eilig eine neue Weste und ein Paar Sammethosen für den zukünftigen Schwiegersohn.

Mara erschien so frisch und schön wie eine Rose in ihrem Mäntelchen, das so weiß war wie ein Osterlamm, und mit der Bernsteinkette, die an ihrem Halse so reizend aussah.

Zeli ging an ihrer Seite so steif wie ein Zaunpfahl in dem neuen Anzug aus Leinen und Sammet und wagte gar nicht das rothseidene Taschentuch mit der Nase in Berührung zu bringen, aus Furcht, daß die Leute ihn darum anstaunen könnten. Die Nachbarn freilich und alle, welche die Geschichte mit Don Alfonso kannten, lachten ihm etwas spöttisch ins Gesicht.

Als dann Mara „Sissignore" gesagt und der Priester unter dem großen Zeichen des Kreuzes sie ihm als Gattin übergeben, nahm Zeli sie mit heim und glaubte, er besitze alle Schätze der Madonna, und Wiese und Feld wäre sein, so viel er davon je gesehen.

„Jetzt, wo wir nun wirklich Mann und Weib sind", begann er, als sie glücklich nach Haus gelangt waren und er ihr gegenübersaß, „jetzt, wo wir Mann und Weib sind, kann ich Dir wohl gestehen, wie es mir zu herrlich erscheint, um wahr zu sein, daß Du mich lieben konntest, da Du, so schön wie Du bist, wohl einen vornehmeren Mann hättest haben können!"

Der Arme konnte keine anderen Worte finden, ihr seine Ergebenheit auszudrücken und legte voller Freude die neue Kleidung ab, als er seine Mara beschäftigt und so lieblich die Hausfrau spielen sah. Es wurde ihm recht schwer ums Herz, als der Montag Morgen herankam und er wieder auf die Weide hinausziehen mußte, wo er die junge Gattin dann vierzehn Tage lang nicht sehen konnte. Er brauchte diesmal weit länger als sonst, um den Knappsack zu packen und Kleider nebst Oeltuchschirm auf dem Rücken seines Esels zu befestigen.

„Du solltest auch mit nach Salonia kommen; solltest mich eigentlich begleiten", sagte er zu seiner Frau, als diese zum Abschied auf der Schwelle stand. Mara aber lachte und meinte, sie sei nicht zur Schäferin geboren und habe in Salonia nichts zu schaffen.

Ach, der arme Zeli! Eine Zeit lang fühlte er sich wohl noch glücklich. Wenn die Sonne auf ihn herabbrannte oder ein eiskalter Wind seine Glieder schüttelte; wenn er sein hartes halbschimmeliges Brod verzehrte oder den langen, langen Tag über die Heerde über dürre schweigende Ebenen trieb, dann tröstete er sich mit dem Gedanken, daß seine Mara ruhig im warmen Bette schlummerte, am Kamine saß und mit den Nachbarinnen spann oder in der Sonne auf der kleinen Terrasse des Hauses lustwandelte. Wenn dann der Tag der Heimkehr kam, wußte er, daß sie an der Thür, mit dem Spinnrocken in der Hand, auf ihn wartete, daß sie ihm helfen würde, die Gamaschen aufzuknöpfen, seinen Rock aufhängte, daß sie ihm einen Schluck Wein vorsetzen und die Suppe bereiten würde, während sie mit ihrer sanften Stimme über das und jenes mit ihm plauderte — über die Hennen, welche eben brüteten, über das Kälbchen, das sie aufzogen und dergleichen. Und wenn er zu Haus war, hielt sich Zeli für einen größeren Mann als den Papst selber.

Auch als er einmal zufällig in der Nacht unerwartet heimkam und im strömenden Regen eine halbe Stunde an der Thür pochen mußte, ehe sein Weib kam, um ihn einzulassen, da erwachte kein Verdacht in seiner reinen Seele und er ahnte nicht das Geringste davon, was die Nachbarn darüber flüsterten.

Und eines Tages, als ein Hirtenjunge, den er ausschalt, ihm seine Schande gerade ins Gesicht sagte, starrte ihn Zeli nur höchst verwundert an, glaubte von den Reden aber kein Wort.

Trotz seines Unglaubens nagte sich allmählich aber doch ein peinigender Gedanke in seiner Seele fest, und als er jenem Don Alfonso einmal begegnete, fühlte er einen recht schmerzlichen Stich im Herzen. Er hatte seines früheren Spielkameraden immer gedacht als des hübschen, krauslockigen Knaben der alten Tage, und jetzt stand dieser als erwachsener Mann vor ihm, noch immer mit dem Lockenhaar, mit dunklem Bart, im Sammetrock und mit einer Goldkette über der Weste.

Don Alfonso war nach dem Gute gekommen, um dort mit einem

Kreise von Freunden zu frühstücken, und sofort erschien Mara daselbst unter dem Vorwande, sie möchte gern etwas frische Molken haben.

Dort ging es nun geschäftig her und junge Ziegen, Lämmer und Geflügel wurden gebraten, denn Don Alfonso gehörte zu den Leuten, bei denen es immer hoch hergehen mußte.

Zeli starrte darauf hin und dachte nach; seine Kniee zitterten, das Vließ, welches er eben schor, und der Rasen ringsum erschienen ihm roth wie Blut.

Später begann der Tanz und man hörte Don Alfonsos Stimme, der Mara zu sich rief.

„Du wirst nicht gehen, Mara", rief Zeli.

„Warum nicht?"

„Ich wünsche es nicht. Du gehst nicht, sag' ich Dir!"

„Aber höre doch, sie rufen nach mir!"

Er murmelte einige unverständliche Worte und bückte sich nieder über das Schaf, das er schor. Mara zuckte nur die vollen Schultern und eilte fort zum Tanz. Sie war geröthet und erregt, ihre Augen flammten wie Sterne, ihre weißen Zähne glänzten, wenn sie lachte, und der goldene Zierrath schimmerte ihr an Hals und Nacken, daß sie wie eine Madonna glänzte. Zeli erhob sich, das Scheermesser in der Hand und sein Gesicht war so weiß, wie das seines Vaters, als dieser vor Jahren im Fieber lag.

Auf den ersten Blick sah er Don Alfonso mit dem krausen Barte, der Sammetweste und der kostbaren Goldkette, wie er Maras Hand ergriff und diese in die Reihe der Tanzenden führte; aber gleich dem Wahnwitzigen stürmte er auf ihn zu und durchschnitt ihm mit einem Zuge die Kehle, als ob er ein Lamm geschlachtet hätte.

Seiner Verhaftung setzte er keinen Widerstand entgegen, und seine Aussage vor dem Richter beschränkte sich nur auf die Worte:

„Hatte ich denn kein Recht ihn zu tödten? Er hatte ja meine Mara gestohlen!" — —

Die übrigen Erzählungen in dem Band sind alle sehr gut und voll satter Lokalfarbe, vorzüglich „La guerra di Santi", keine aber kann sich mit der einfachen Tragödie von „Zeli il Pastore", vergleichen.

„Malavoglia" ist eine Arbeit, die weit höhere Ansprüche stellt, denn das Buch bildet den ersten Band einer geplanten Reihe psychologischer Studien über die Entwickelung menschlichen Ehrgeizes, welche die verschiedenen Phasen der Leidenschaft in den verschiedenen Gesellschaftsklassen zeigen sollen. Im Malavoglia werden uns die ersten Regungen derselben, in dem Streben nach irdischem Glück vorgeführt. Der Autor tritt dabei völlig zurück, verbirgt die Hand, welche seine Puppen lenkt und läßt diese sich in ihrer eigenen bäuerlichen Sprache ausdrücken. Das Resultat ist ein bedeutendes, aber entschieden düsteres, fast abstoßendes Werk. Als Schüler der ultrarealistischen Schule versagt es Verga sich doch nicht, seine Erzählung durch einzelne phantastische und idyllische Züge zu beleben. Er liefert uns die eingehende Schilderung des allmählichen Unterganges einer Fischerfamilie in einem Stranddorfe bei Catania. Und nach dem ersten Kapitel mit dem packenden Porträts des derben, starrsinnigen Großvaters, 'Ntoni Malavoglia, seines hochgewachsenen fleißigen Sohnes Bastianazzo mit dessen

geschäftigem Weibe und einer blühenden Gruppe von Kindern, wird jede Seite düsterer und trauriger, bis zuletzt alles schwarz erscheint wie die sciaria oder Lavawüste, welche einen so großen Theil der Gegend auf dieser Seite des Aetna bedeckt.

Der tüchtige alte Ntoni ist ein Musterbild rastlosen zufriedenen Fleißes. Im Anfange des Buches sehen wir ihn frohlockend über seine wohlverdiente günstige Lebenslage und das geräumige Haus neben dem Mispelbaume; vorzüglich stolz ist er auch auf seine vortreffliche Barke „La Providenza". Er bildet das Haupt der Familie, weiß seine Autorität ungeschmälert aufrecht zu erhalten und hat stets eine Menge von Schlagworten und Sprichwörtern auf der Zunge. „Die Menschen sind wie die fünf Finger", pflegt er zu sagen, „der Daumen muß immer zuerst stehen, und der kleine Finger muß sich bequemen, zuletzt zu kommen."

Sein gelehriger Sohn erhebt also auch keinen Widerspruch — obwohl die Mitgift seiner Tochter von dem Ausgange der Unternehmung abhängt — als der alte Mann einmal eine Ladung Bohnen auf Kredit kaufte, um diese nach einem entfernten Hafen zu verschiffen. Es ist eine gewagte Spekulation für die sonst so vorsichtige Familie Malavoglia, und es erheben sich schon Anzeichen eines drohenden Wetterumschlags.

Nun beginnt die Tragödie: Ein plötzlicher Sturm bricht los, die Barke leidet Schiffbruch, der brave Sohn ertrinkt. Schulden und Schwierigkeiten häufen sich, Widerwärtigkeiten drängen sich immer dichter heran; der älteste Knabe wird zum Heeresdienste eingezogen und die Verhältnisse verschlimmern sich mehr und mehr. Nach dem Schiffbruch spielt sich in dem Hause neben dem Mispelbaum eine tiefergreifende Scene ab. Die junge Wittwe sitzt vom Gram verstimmt am Fuße des leeren Bettes; die ungewaschenen Kinder schreien in der Hausthür. Die älteste Schwester Mona schluchzt, die Schürze um den Kopf gezogen, als wollte ihr das Herz brechen. Der verstörte Großvater schreitet von einer Stube zur andern, als suchte er vergeblich nach seinem verlorenen Bastianazzo. Dann erscheint ein ununterbrochener Strom theilnehmender und neugieriger Nachbarn, welche, entsprechend einer sizilianischen Volkssitte, fast alle Geschenke mitbringen. Diese Todtenopfer bestehen meist in Maccaronis, Eiern und Wein; der arme Eseltreiber Mosca aber bringt das Beste, was er hat, ein Paar lebende Hühner und drängt sie der hübschen Mona auf, deren Ausstattung mit der vom Unglück betroffenen Ladung von Lupinenkörnern auf den Meeresgrund versunken ist. Der Syndikus und sein Schreiber, der Apotheker und seine Frau, alle Notablen aus dem Dorfe versäumen es nicht, dem gewöhnlichen Gebrauche nachzukommen und die gezwungene visita pel marito abzulegen. Und beider Absicht, die hartbetroffene Familie trösten zu wollen, thun einige weiter nichts, als daß sie über eignes Ungemach seufzen und klagen, während andere lose Scherze dazwischen werfen, um das Gemüth ihrer Freunde zu erleichtern. Andere wieder sitzen steif und stumm wie Stockfische und starren mit großen Augen und langen Gesichtern vor sich hin, und noch andere endlich ergehen sich ziemlich hörbar in Betrachtungen darüber, daß der Wucherer Crocifisso doch immer das Geld für seine

Lupinen herauszuschlagen verstehe, obgleich hier jedermann gewußt habe, daß diese schon sehr beschädigt und nicht den zehnten Theil von den vierzig Kronen werth gewesen wären, die 'Ntoni dafür zu zahlen versprochen habe.

In dem ganzen Buche bilden diese Dorfgevattern, der blutsaugerische Wucherer Zio Crocifisso, der lahme Zwischenhändler mit dem Spitznamen Gänsefuß, der Barbier, der Apotheker, der Brigadier, der Priester und ein Haufen zungenfertiger Weiber den Chor des Schauspiels. Unaufhörliche Schwätzereien und Ausrufungen, Flüche und Gebete füllen die Seiten, bis der Leser sich fast betäubt vorkommt, den hinkenden Schritt des schändlichen Gänsefuß und das Geräusch vieler Zungen zu hören glaubt und meint, er sähe die Rollenträger dieses traurigen Schauspiels vor ihren verfallenen Hausthüren zusammengekauert sitzen, wie sie die Arme um die erhobenen Kniee geschlossen halten und über das Thun und Treiben ihrer Nachbarn reden. Das Ganze ist ein dunkles Gemälde von Elend und geheuchelter Theilnahme und bietet vielleicht die treffendste Wiedergabe des Volkslebens auf Sizilien, die der Leserwelt bisher vor Augen kam. Leider ist es zu grausam realistisch, und wenn Vergas guter Geschmack ihn auch davor bewahrt, gerade auf verletzenden physikalischen Einzelheiten zu verweilen, so zeigt die Behandlung seines Themas doch nach anderen Seiten in jeder Zeile den Einfluß Emil Zolas. Der dem Leser zuletzt verbleibende Eindruck ist ein überaus peinlicher, und I. Malavoglia, ganz wie Turgenieffs wohlbekannter „König Lear der Steppe" und ähnliche grauenerweckende Schilderungen des russischen Lebens, verräth die Ueberzeugung eines Autors, daß Büberei und Korruption doch immer über Treu und Ehrlichkeit den Sieg davon tragen. Das ist wenigstens der Ton, den Verga am häufigsten anschlägt, und ich muß ihn auf jeden Fall des Kunstfehlers zeihen, daß er so leicht über die rührenden Episoden, Moscas geduldige Treue gegen die gute kleine Mona und über die stille Liebe zwischen Alessi und Nunziata hinweggeht. Die zwei letztgenannten sind in der That die einzigen, deren Hoffnungen in Erfüllung gehen, und das Buch schließt mit einem nur sehr schwachen Schimmer neuen Glückes für die letzten Ueberlebenden des unglücklichen Malavoglia. F. S.

Prinz Auguſtin.

Novelle von **Hermann Rehm.**

(Schluß.)

Dan befand ſich in der Nähe der altehrwürdigen Frankenburg. Im Weſten erglühte der Himmel in Purpur und warf ſeinen goldigen Wiederſchein auf das alte Gemäuer. Die Wipfel der Bäume rauſchten, ein Bächlein floß murmelnd zwiſchen hochaufragenden Felsblöcken einher; aus der Ferne drang das verworrene Getöſe der arbeitenden Stadt herüber.

Es war ein wundervoller Sommerabend, an einem ſolchen wohl mochte Max von Schenkendorf, an dem ſchilfbewachſenen Burgteiche gelagert, ſein prächtiges Lied gedichtet haben, das den Liebesſchmerz des alternden Frankenkaiſers um den Tod der ſchönen Faſtrada in poetiſcher Verklärung wiedergiebt.

Hier hat der Held geſeſſen,
Als ihm ſein Lieb entſchlief,
Das Leid war unermeſſen,
Der Schmerz war gar zu tief.

Und was ihn ſo gekränket,
Was ihm das Herz bezwang,
Liegt hier im See verſenket
Schon tauſend Jahre lang.

Heute, nach mehr als ſechzig Jahren, iſt der Hauch romantiſchen Zaubers, von welchem dieſer Ort umweht war, verſchwunden. Die Zeit iſt nüchterner, andere ſagen, praktiſcher geworden. Die maleriſche Wildniß hat man in ſchön geebnete Straßen umgewandelt, und inmitten derſelben ſteht die alte Burg, ſo recht verlaſſen und einſam. Wer von all' den ſpekulativen Erfindern und Projektmachern, die ihre Zeit am liebſten auf den Kopf ſtellen möchten, hat denn noch ein Verſtändniß für die Sprache, die ſo ein altes Gemäuer redet. Nein, nivelliren wir, nicht allein den Boden, auf welchem wir wandeln, auch unſere Anſchauungen und Grundſätze! Wie weit kommt man doch mit Grundſätzen, welche ſich ſo bequem umbilden und wie das Wachs in jede beliebige Form zwängen laſſen. Wie herrlich weit!

An jenem Abende, da Auguſtin und Angelika ſich in der Nähe der Burg befanden, muß die duftige Märchenſtimmung des Orts wohl noch einen vollen Eindruck auf ſolche empfängliche Gemüther, als welche wir beide kennen gelernt, gemacht haben. Der Prinz war in Schweigen verſunken und ſelbſt das Mädchen, welches doch keine plaſtiſchen Eindrücke in ſich aufnehmen konnte, ſchien die Schönheit der ſie umgebenden Natur zu ahnen.

Tolnocky und Mynheer van den Weyern, waren auf einen der Felsblöcke geſtiegen und betrachteten von hier aus die Burg, die ſich im Teiche abſpiegelte. Ein impoſantes Bild!

Auguſtin von *** erinnerte ſich der Sage vom Ring der Faſtrada, in welche die Frankenburg ſo poeſievoll hineinverwoben iſt, und theilte ſie der geſpannt Horchenden mit.

„Ach, wie ſchön", ſagte Angelika, als er geendet. „Wie manche von uns möchte wohl auch ein ſolch' magiſches Kleinod beſitzen, das den Gegenſtand ihrer Liebe immer wieder von neuem an ſie heranzieht."

„Der Ring der Dichtung iſt ein Bild", entgegnete der Prinz. „Er iſt das Symbol für die weibliche Anmuth und Zartheit, die überall ihres Triumphes gewiß iſt. Wie viele ſind im Beſitze dieſes Zaubermittels, ohne es zu ahnen. Auch Sie, Angelika, ſind eine von den Glücklichen, die dieſes Kleinod aufzuweiſen haben."

„Aber Prinz, was ſagen Sie da."

Ihre Hand ruhte nur leicht auf ſeinem Arm, indem ſie langſam voranſchritten. Er aber nahm ihren Arm und legte ihn feſt in den ſeinigen.

„Gewiß, Sie beſitzen den Ring. Ich fühle es, Angelika, und es trifft mich nun daſſelbe Schickſal wie den großen Kaiſer, durch den dieſer Ort ſeine Weihe empfing. Ja, ſelbſt wenn Sie ſo grauſam wären, mich von Ihrer Seite zu verbannen, ich müßte wiederkommen, ich müßte, tauſend Feſſeln ziehen mich zu Ihnen hin. Doch Sie haben Mitleid mit mir, Sie werden mich nicht unerträglichen Qualen preisgeben, Sie werden nicht ſagen, daß ich gehen ſoll. Nicht wahr, das werden Sie nicht, Angelika? O, ſprechen Sie."

Stürmiſch gingen bei dieſen Worten die Wogen in der Seele des Mädchens. Das war die Sprache der Liebe. Wie hatte ſie nur daran zweifeln können, daß dieſer Augenblick einſt kommen würde. Nun war er da mit der Fülle ſeines Glücks. Nein, es war keine Täuſchung, dieſer herrliche, edle Mann liebte ſie, ſie, die Blinde. Sie hing an ſeinem Arme, feſt preßte er den ihrigen an ſich und ſie wehrte ihm nicht bei ſeinem Beginnen. Namenlos, unausſprechlich war die Seligkeit dieſes Augenblicks, Wonneſchauer, unbeſchreiblich in ihren Wirkungen, machten ihr ganzes Innere erbeben. So ſchritt ſie neben ihm her, verwirrt, beklommen, mit geſenktem Kopf, ſie vermochte es nicht, ein Wort hervorzubringen.

„Weßhalb verſtummen Sie?"

„Ach, Prinz, hören Sie auf, was ſoll ich Ihnen antworten. Sie wiſſen nicht, welche Wandlung Ihre Worte in meinem Herzen hervorgebracht haben."

„Ich mußte es Ihnen ſagen, länger konnte ich nicht ſchwei-

gen. In Ihren Händen liegt jetzt mein Schickſal. Wollen Sie, daß ich gehe?“

Eine dunkle Glut überzog Angelikas Geſicht. Eine Weile ſchwieg ſie noch, dann hauchte ſie leiſe: „Nein!“

O, was empfand er alles bei dieſem Wörtchen, bei dem Tone, in welchem es geſprochen wurde. Jetzt endlich hatte er die Gewißheit, die dem „Hangen und Bangen“ in ihm ein Ziel ſetzte; ſein unruhiges Sehnen, das ihn ſeit Jahren quälte, ihn niemals raſten ließ, ihn oft in einen Zuſtand dumpfen Brütens und dann wieder fieberhafter Thätigkeit verſetzte, es hatte ſich erfüllt. Lieben und geliebt zu werden, das ſchönſte Loos des Menſchen auf Erden, ihm war es auch zutheil geworden. Wie wollte er ſich an den Strahlen dieſes Glückes wärmen, wie wollte er wieder freudig ſeine Blicke nach vorwärts richten und alles das zu vergeſſen ſuchen, was beinahe Ueberdruß am Daſein in ihm erzeugt hatte. Er ergriff die Hand der Geliebten und hielt ſie lange in der ſeinigen.

Mynheer van den Weyern und der Graf kamen den wortlos nebeneinander Wandelnden jetzt entgegen. Angelikas außerordentliche Erregung, welche ſie nicht zu verbergen vermochte, ſowie des Prinzen leuchtende, glückſtrahlende Blicke verriethen Tolnocky, was zwiſchen den beiden vorgegangen war. Ein eigenthümliches, bitteres Gefühl regte ſich in ihm. Er heftete ſeine Augen auf die anmuthsvolle Erſcheinung des Mädchens, das in ſeiner Verwirrung und Faſſungsloſigkeit ein berückendes Bild jungfräulicher Schüchternheit bot. Bei Gott, Angelika war ſchön, hinreißend ſchön! Wo hatte er nur ſeine Blicke gehabt, daß er dies erſt heute bemerkte! Ob ſie ihn wirklich liebte?

Am andern Tage fand ſich der Prinz bei Tolnocky ein, der ſich in ſeiner Hôtelwohnung ein kleines Atelier eingerichtet hatte, um ihm zum letzten Male zu ſeinem Porträt zu ſitzen, welches der Graf vor einiger Zeit begonnen hatte. Der Künſtler wollte den Verſuch machen, das Bild in etwas idealiſirter Auffaſſung wiederzugeben, aber der Prinz hatte lebhaft widerſprochen. Er ſagte, ein Porträt ſei nur dann als ein Kunſtwerk zu betrachten, wenn es der Natur gemäß die einzelnen Züge des Individuums bis ins kleinſte zurückgäbe. Die meiſten Künſtler ſtrebten wohl ein ſolches Verfahren an, aber nur den wenigſten gelänge es, weil ſie nur ſähen, nicht aber auch dächten.

Dieſe Prinzipien, deren Richtigkeit er nicht beſtreiten konnte, hätte Graf Ladislaus nun auch zu den ſeinigen gemacht und es wurde ihm die Genugthuung zutheil, aus dem Munde des Freundes ein volles Lob über ſeine Arbeit zu hören.

Auguſtin ſtand hinter dem Stuhle des wirklich hochbegabten Mannes, der gewiß ganz bedeutendes geleiſtet hätte, wenn er mehr Begeiſterung für ſeine Kunſt empfunden haben würde, die ihm niemals mehr als eine bloße Unterhaltung war, und ſah zu, wie dieſer der Stirn noch mehr Plaſtik zu geben ſuchte. Es war dieſer Theil eigentlich der regelmäßigſte an ſeinem Kopfe und bedeutend zu nennen, im übrigen aber war die Natur mit ſeinem Haupte ſehr ungnädig verfahren. Mit der Prüfung ſeines Bildes beſchäftigt, mußte Auguſtin lachen, als er ſich ſo emſig bemüht fand, herauszuklügeln, ob ſein Geſicht häßlich zu nennen ſei, oder ob es noch zu den erträglichen

gehörte. Endlich aber wandte er ſeine Blicke ab, es kam ihm unwürdig vor, darüber nachzuſinnen. Er fühlte ſich als Mann und hatte das Bewußtſein ſtets wie ein ſolcher gehandelt zu haben. Alles übrige konnte ihn wenig bekümmern.

Es war kurz vor Mittag, als er den Grafen verließ und ſich, Liebe und Sehnſucht im Herzen, zum Hauſe van den Weyerns begab. Er traf Angelika allein in Geſellſchaft ihrer Kammerfrau. Der Vater war einem neuen Kunſtwerke auf der Fährte und hatte ſich fortbegeben, um daſſelbe einer genauen Prüfung zu unterziehen. Das Mädchen gerieth in holde Verwirrung, als ſie des Prinzen Stimme vernahm; ſie wußte, weßhalb er gekommen war, und im Gefühl einer namenloſen Wonne klopfte ihr Herz mit lauten Schlägen.

Er führte die Erbebende in den kleinen Garten, deſſen Luft von dem Dufte hunderter von Roſen balſamiſch durchwürzt war, die hier üppig erblühten. Hier entwand er ihr endlich das volle Geſtändniß ihrer Liebe, hier war es, wo ſie zum erſten Male ihr liebliches Haupt an ſeine Bruſt legte, wo er zum erſten Male einen langen, innigen Kuß auf ihre Lippen drückte und einen gleichen von ihr empfing. Ihre Zaghaftigkeit war gewichen, ſie folgte nur noch dem Machtgebot der Liebe, das völlige Hingebung an den Theuren heiſchte. Die Sinne ſchwanden ihr faſt in ſeliger Vergeſſenheit, als ſie ſich von ſeinen Armen feſt umſchlungen fühlte und er mit immer neuen Küſſen ihren Mund bedeckte.

Und Auguſtin? Er war wie ein Trunkener. War es denn möglich, daß die Erde ein ſolch' hohes Glück ſpenden konnte! Er nahm ihr ſchönes Haupt zwiſchen ſeine Hände, und ſie feſt an ſich ziehend, wurde er nicht müde es zu betrachten und zu küſſen.

„Angelika, Mädchen, Geliebte, Dein, auf ewig Dein!“ Das waren die Worte, welche ſtets von neuem im höchſten Uebermaß von Seligkeit ſeinen Lippen entfloſſen, eine Welt voll der tiefſten, ſüßeſten Empfindungen ſchloſſen ſie ein.

Am Nachmittage fand die Werbung ſtatt und ſtieß auf keinen Widerſtand. Mynheer van den Weyern erklärte offen, daß er ſich keinen lieberen Schwiegerſohn wünſche, vertrauensvoll lege er Angelikas Zukunft in ſeine Hände.

Schon am folgenden Tage wurde die Verlobung öffentlich bekannt gegeben und erregte großes Aufſehen in der eleganten Badewelt Aachens. Viele meinten, daß es von dem Mädchen leichtſinnig gehandelt ſei, dieſen Schritt ſchon vor der Heilung zu thun, da es ja nicht ausgeſchloſſen ſei, daß mit dem wiederkehrenden Sehvermögen auch eine Enttäuſchung eintreten könne. Andere ſchüttelten über den Prinzen die Köpfe und murmelten etwas von einer Mesalliance. Alle aber, die dergeſtalt urtheilten, erkannten eben nicht, daß ſowohl der Prinz wie Angelika zwei außerordentliche Naturen waren, die ihr Geiſt zuſammengeführt und miteinander verbunden hatte.

Der erſte, welchem ſich das verlobte Paar vorſtellte, war Tolnocky. Einen Morgen ſpäter trat jenes in Begleitung Mynheer van den Weyerns in des Grafen Wohnung, um ihn zu einem Spaziergange abzuholen. Nur mit Mühe vermochte dieſer ſeine Faſſung zu behaupten und einen Glückwunſch zu ſtammeln. Es war ihm ergangen wie

so vielen, die das Gute erst dann erkennen, wenn sie die Aufmerksamkeit anderer ihm zugewandt sehen. Im Verkehr mit dem Prinzen entwickelte Angelika Eigenschaften, die er vorhin niemals an ihr bemerkt hatte und von denen er nun geblendet war. Mit einem Male erschien sie ihm begehrenswerther als alle die vielen Schönheiten, die sein leicht entzündbares Herz gefangen genommen hatten. Ein Bild war es, welches seit den letzten Tagen nicht von seinem Geiste wich, Angelika. Er fühlte, wie eine heiße, verzehrende Liebe für sie in ihm entbrannte, für sie, die er aufgeben mußte, weil ein anderer sie seine Braut nannte. Einen tiefen Groll empfand er plötzlich gegen den Freund, dem er sein Glück nicht gönnte. Wuth und Zorn erfaßten ihn bei dem Gedanken, daß dieser ihn von einem Platze, der ihm nun so beneidenswerth und beglückend schien, verdrängt hatte. Aber war Angelika denn wirklich für ihn verloren? Was hinderte ihn denn, ihr zu gestehen, daß er sie liebe, sie anbete! Wild gährte es in seinem Hirn, aber er beherrschte sich. Keiner hatte die Umwandlung in seinen Zügen bemerkt, der Prinz nicht, welcher die Blicke beständig seiner Braut zuwandte, und Mynheer van den Weyern ebenfalls nicht, der sich nicht von dem nun fertigen Porträt trennen konnte, welches er unübertrefflich und von frappanter Aehnlichkeit fand.

Wochen stiller Freuden verflossen nun den Liebenden; sie erkannten immer mehr, wie sie ganz für einander geschaffen waren. Aber trotz alledem geschah es oft, daß düstere Schatten das Lichtbild in der Seele des Prinzen verdunkelten. Wenn er nach Stunden reinen Glückes, welches ihm Angelikas hingebende Liebe gewährte, sich abends allein in seiner Wohnung befand, so beschlichen ihn manchmal finstere und beängstigende Gedanken, welche, obschon in seiner Lage natürlich, eine Nachwirkung des hohen Genusses unmöglich machten. Er fragte sich, ob die Liebe seiner Braut nicht abnehmen würde, wenn sie wieder sehend sei. Und selbst dann, wenn es das rein Geistige an ihm war, welches das Gefühl der Hochachtung zuletzt in Liebe verwandelt hatte, konnte sie nicht wieder verlöschen, wenn das Auge nicht die gehoffte Befriedigung fand. War es nicht sehr zweifelhaft, ob ihre Neigung zu ihm einen solchen Grad von Stärke angenommen hätte, wenn der Gesichtssinn in eben derselben Weise bethätigt gewesen wäre, wie nun das Herz allein?

Aber was hatte Angelika an jenem Abende gesagt, als nach dem Vortrage des Liedes das Gespräch sie auf das Kapitel gebrochener Treue führte? Hatte sie sich nicht in dem Sinne geäußert, daß sie dennoch ausharren würde an der Seite eines ihr gleichgiltig Gewordenen, daß ihr Mitleid über den äußeren Treubruch siegen würde, wenn er sich auch innerlich schon vollzogen hätte. Mit Aengstlichkeit suchte er alle ihre Aeußerungen zusammen, welche diesen Punkt ihres Seelenlebens betrafen, da er mit seiner strengen, unerbittlichen Logik sich immer die Möglichkeit vor Augen hielt, daß eine Aenderung ihrer Gefühle eintreten konnte, sobald sie imstande sei, seine Erscheinung sinnlich zu fassen.

Damals wagte sie den Ausspruch, sie glaube leiden und schweigen zu können, wenn sie zu spät erkannt habe, daß Momente aufflackernder Leidenschaft sie über ihre wahren Empfindungen getäuscht

hätten. Aber konnte ſie die Größe eines Opfers ermeſſen, ehe ſie vor der wirklichen Entſcheidung ſtand, ehe ſie die Seelenqualen in Wirklichkeit alle durchgekoſtet hatte, welche eine ſolche Täuſchung, nachdem ſie voll und ganz in das Bewußtſein getreten, im Gefolge haben müßten. Und wer würde ein ſolches Opfer annehmen können?

Wie er ſich auch Mühe gab, ſein Herz ganz dem neu gewonnenen Glücke zu erſchließen, immer verfiel er von neuem in ſolch' quälendes Sinnen und Grübeln. Er hatte den Muth, ſich das Ungewöhnliche in ſeinem Verhältniſſe zu Angelika einzugeſtehen; ihre Blindheit hatte für ihn etwas beängſtigendes, es war ihm, als ob mit ihrem Schwinden auch ſein Glückstraum ein Ende finden würde.

Unerträglich wurde es ihm dann in Stunden ſolcher Selbſtpein zwiſchen den engen Wänden der Zimmer; er ging hinaus vor die Stadt, wo er unbeläſtigt war, denn jeder neugierige Blick eines Vorübergehenden konnte ihn in ſolch' troſtloſer Lage erſchrecken.

Oft auch kam eine ganz entgegengeſetzte Stimmung über ihn; er verlangte nach Geſellſchaft und ließ ſich von Tolnocky in den Kreis ſeiner Bekannten führen, junger adeliger Lebemänner, welche in der Redoute unglaubliche Summen verloren und gewannen, und unterhielt ſich mit ihnen über die gleichgiltigſten Dinge, dabei mehr als ſonſt dem Weine zuſprechend.

Nur wenn er ſich in der Nähe der Geliebten befand, kam eine heitere Sorgloſigkeit über ihn, und ſein Liebesglück, welches Augenblicke des Zweifels und der Unruhe ihm ſo vergällen konnten, genoß er dann in um ſo volleren Zügen. Welche andere Gefühle als die der höchſten Beſeligung konnten denn auch in ihm aufkommen, wenn die Heißgeliebte in ſeinen Armen ruhte, wenn er die kleinen goldigen Löckchen aus ihrer Stirne ſtrich und er Kuß um Kuß auf Mund und Wangen drückte. Ja, das war das reine Glück, nach welchem er ſich geſehnt hatte, geliebt zu werden von einem Mädchen, das die ganze Anmuth holder Weiblichkeit mit dem Ernſt gereiften Denkens vereinigte, ein Kind, ein fröhliches, unbefangenes Kind, und eine Jungfrau, geläutert durch frühes Leid, mit einem Herzen voll Sanftmuth und Milde, erſtarkt in einer reinen, beſeligenden Liebe. Wer konnte ſolchem Zauber widerſtehen! Würde er noch leben können, wenn die rauhe Hand des Schickſals ihm dies heiß erkämpfte Gut entriß!

Zu verſchiedenen Malen hatte es den Prinzen gedrängt, Angelika ſeine Beſorgniſſe auszudrücken. Er hatte ihr ſein Aeußeres geſchildert, nichts gemildert, nichts verſchönt, und ſeiner Meinung nach mußte eine ziemlich richtige Vorſtellung ſeiner Perſon in ihr lebendig ſein.

Aber Angelika hatte ihn gebeten, davon zu ſchweigen und ſeine Lippen jedesmal mit einem feurigen Kuſſe verſchloſſen. Sie ſagte, daß ſie es gar nicht für möglich hielt, ihn jemals weniger zu lieben, als dies gegenwärtig der Fall ſei. Daß er nicht ſchön wäre, ſei ja nicht ſeine Schuld, wohl aber ſei es ſein Verdienſt, ſich zu einer ſolchen Höhe der Geſinnungen und des Denkens emporgeſchwungen zu haben; dieſes ſei groß und erhaben, und dafür müſſe ſie ihn lieben immerdar, weil ſie fühle, daß der Verkehr mit ihm ſie edler und beſſer mache.

Nach ſolchen mit innigſter Empfindung geſprochenen Worten zog

er sie zärtlich an sich und in seinen schönen Augen leuchtete es freudig auf. Aber die Wirkungen solchen Trostes waren dennoch nicht nachhaltig genug, das Gefühl der Wehmuth und Bangigkeit zu verscheuchen, das sich in Stunden des Alleinseins immer wieder in ihm regte.

In Tolnocky tobte der Sturm, welcher ihn so unversehens gefaßt hatte, noch immer weiter. Er hatte versucht, mit seiner Leidenschaft zu kämpfen, aber dieser erste Versuch war auch schon fehlgeschlagen. Nur äußerlich war er ruhiger geworden; er vermochte es wieder, seinem Freunde unbefangen entgegenzutreten, aber sein Groll gegen ihn war nicht gewichen, im Gegentheil er nahm an Heftigkeit zu, je mehr er sich überzeugte, daß Angelikas Liebe eine innige, ihre Treue eine unerschütterliche war. Aber er fühlte noch mehr, er fühlte, daß der Prinz auch dann den Sieg davon getragen hätte, wenn er mit ihm als offener Bewerber um Angelikas Hand aufgetreten wäre. Dieses Gefühl der Schwäche verstärkte noch seine Erbitterung gegen den ahnungslosen Rivalen. Graf Ladislaus war Egoist, der sich keinen Wunsch versagt. Je begehrenswerther erschien ihm ein Genuß, um so größer das Raffinement war, durch welches er ihn erkaufen mußte. Aus diesem Grunde war auch seine Freundschaft für den Prinzen und jeden anderen keiner Opfer fähig. Zum ersten Male in seinem Leben mußte er, der über jede weibliche Zaghaftigkeit triumphirt hatte, der sich des tiefen Eindrucks, welchen seine Person bei Frauen hervorrief, bewußt war, sich mit der Rolle eines platonischen Liebhabers begnügen. Der Gedanke, nichts mehr über des Mädchens Herz zu vermögen, war ihm unerträglich. Er wollte ihren Anblick meiden, die Stadt, an welche ihn ja nichts band, fliehen, aber theils schämte er sich vor einer solchen Flucht, theils war er nicht stark genug, sie auszuführen.

So trat in seinem Verkehr mit der Familie van den Weyern keinerlei Unterbrechung ein. Er suchte indeß zu vermeiden, mit Angelika zusammenzutreffen, wenn er sie in Gesellschaft des Prinzen wußte; wollte es aber der Zufall, daß er sich mit ihr allein befand, so ging er aus seinem früheren scherzhaften Tone in einen Ernst über, welcher sie befremden mußte. Oft auch legte er tiefere Beziehungen in seine Worte, die Angelika jedoch, wenn sie ihren Sinn verstand, ein jedesmaliges Lächeln abnöthigten, da sie in denselben nichts weiter fand als eine Bethätigung seiner galanten Denkungsart, die, nach jenen Aeußerungen zu schließen, eher zu- als abgenommen haben mußte. Graf Ladislaus aber fühlte sich tief innerlich gekränkt, wenn er bemerkte, mit welcher Harmlosigkeit die heimlich Angebetete seine zarten Andeutungen aufnahm. Indessen fand er doch nicht den Muth, weiter zu gehen. Ihr jetzt zu gestehen, daß er sie liebe, wäre ihm selbst lächerlich vorgekommen. Obschon seine Leidenschaft von Tag zu Tag wuchs, sah er sich doch durch die Umstände zum Schweigen verurtheilt. Wie das enden würde, wußte er nicht.

Man befand sich in den letzten Tagen des August und der Tag von Angelikas Operation stand nahe bevor, von ihr selbst mit Unruhe erwartet. Es hatte sich herausgestellt, daß der die Leidende behandelnde Arzt dieselben Prinzipien befolgte, wie sein berühmter

Pariſer Kollege, auf welchen der Prinz ſchon in den erſten Tagen ſeiner Bekanntſchaft mit van den Weyern letzteren aufmerkſam gemacht hatte und es war in der That bei den vielen Heilerfolgen des erfahrenen, weitaus über die Grenzen Aachens bekannten und geſchätzten Mediziners ein ungünſtiges Reſultat kaum zu befürchten.

Prinz Auguſtin ſah dieſer Stunde nicht mit ſo vieler Ruhe entgegen, wie ſeine Braut; ſein Glücksloos war ja noch nicht entſchieden. Die Stunde, welche er nun am liebſten in eine möglichſt weite Ferne gerückt ſähe, war es, welche über ſein Schickſal richten ſollte. Ein Zittern überfiel ihn, wenn er an den Augenblick dachte, in welchem er zum erſten Male vor die Sehende treten ſollte.

Mehr wie zuvor ſuchte er die beſtändige Nähe des geliebten Mädchens und ließ ſich von ihr unzählige Male die Verſicherung ihrer Liebe geben. Hierin fand er wieder einige Beruhigung. Sollte es wirklich möglich ſein, daß ein Band, welches ſo feſt geknüpft war, das zwei Herzen, die ſich gegenſeitig geprüft und ihr Glück nur in ihrer Vereinigung erkannten, für eine Ewigkeit zu umſchlingen ſchien, nun dennoch zerriſſen würde, weil es nicht auch gleichzeitig auf Sympathie der Sinne beruhte? War es denkbar, daß bei einem Mädchen, welches in der rein geiſtigen Welt ſeine höchſte Befriedigung fand, das Herz von den Sinnen unterjocht würde? O, welch eine fürchterliche Täuſchung wäre dies!

Der Prinz hatte das Mittagsmahl in Gemeinſchaft Mynheer van den Weyerns und ſeiner Tochter in deren Hauſe eingenommen und begab ſich nun zu ſeinem Hôtel zurück. Auf ſeinem Schreibtiſche fand er einen Brief vor, welcher mit der Eilpoſt angekommen war. Er entfaltete das Schreiben, welches ihn im höchſten Grade überraſchte. Es enthielt die Anzeige von dem plötzlichen Ableben ſeines Verwalters, infolge deſſen nun dringend ſeine Anweſenheit auf ſeinen Gütern nothwendig war. Der Mann war alt und ſchon lange kränklich, aber dennoch war Auguſtin zu wenig auf einen ſolchen Fall vorbereitet, als daß er ihm jetzt, wo er eingetreten, ſofort mit Faſſung hätte begegnen können.

Er mußte lange nachdenken, ehe er zu einem Entſchluſſe kam. Wichtige Intereſſen ſtanden auf dem Spiel, und ſeine Abreiſe mußte ſofort erfolgen. In einigen Tagen ſollte die Operation Angelikas ſtattfinden, aber er konnte ſie nicht abwarten, ſpäteſtens in der Frühe des nächſtfolgenden Tages mußte er mit der Schnellpoſt ſeine weite Reiſe antreten. Er wußte nicht, ob er den ebenſo mißlichen wie unverhofften Zwiſchenfall als ein gutes oder böſes Omen betrachten ſollte.

Unverzüglich begab er ſich zurück in das Haus ſeiner Braut. Dort gab es natürlich eine große Aufregung. Angelika war untröſtlich, denn ihr Bräutigam hatte von einer ſechs- bis ſiebenwöchentlichen Abweſenheit geſprochen.

Tolnocky, welcher ebenfalls anweſend war, empfand eine geheime Freude bei der Mittheilung des Prinzen. Was konnte ihm wohl gelegener kommen als dieſe Entfernung. Jetzt hieß es, die Zeit geſchickt benutzen, er wollte einen Sieg erringen, der alle früheren in den Schatten ſtellen ſollte. Pah, er kannte den Wankelmuth der Frauenherzen, wer zu gefallen weiß, der gewinnt ſie. Alle die kühnen

Hoffnungen, welche er der Reihe nach aufgegeben hatte, lebten nun mit einem Schlage wieder auf.

Im geheimen hatte Auguſtin ſchon längſt dem Freunde wegen des gehegten Mißtrauens Abbitte gethan. Es widerſtrebte ſeiner edlen Natur Schwächen und Fehler anderer hart und lieblos zu beurtheilen; nur wirkliche Schlechtigkeit und Bosheit konnte ihn bis zum äußerſten erbittern. Jetzt in ſeinem Herzensjubel über das errungene Glück brachte er dem Grafen wieder das alte Wohlwollen und Vertrauen entgegen, welches dieſer egoiſtiſche, charakterſchwache Mann doch ſo wenig verdiente.

„Mein lieber Freund“, ſagte er zu ihm, „Ihnen übertrage ich das Amt des Paladins meiner Angelika, ſo lange mich die leidigen Geſchäfte von hier fernhalten. Höflichkeit und Ritterlichkeit, die beiden ſchönſten Manneszierden, ſind Ihnen ja in ſo hervorragendem Maße eigen, daß die Ihrer Obhut anvertraute Dame ſicherlich niemals Grund zu einer Klage finden wird.“

„Sind Sie überzeugt, Prinz“, repliziirte Tolnocky, „daß ich, da ich nicht Egmont ſein kann, mit der Anhänglichkeit eines Brakenburg Ihrer ſchönen Braut, deren Willen ich mich völlig unterwerfe, zu Dienſten ſein werde.“

„Ah, alſo doch Brakenburg? Nehmen Sie ſich in Acht, Graf“, ſcherzte der Prinz und drohte lächelnd mit dem Finger.

Der darauffolgende Abend war der letzte des Zuſammenſeins vor der Abreiſe des Prinzen. Mynheer van den Weyern hatte vorgeſchlagen, daß die Heirat Ende Oktober ſtattfinden ſollte; ein Vorſchlag, den Auguſtin mit großer Freude aufnahm. Man hatte am Nachmittage eine Spazierfahrt nach dem ſogenannten „Paulinenwäldchen“ unternommen und die hochintereſſanten Fernblicke, welche man von dort aus auf Stadt und Landſchaft genießt, hatte Auguſtin ſeiner Braut in der ihm eigenen feſſelnden Weiſe geſchildert, die ihn für den Landſchaftsmaler mit der Feder wie kaum ein Zweiter berufen erſcheinen ließ.

Angelika behauptete, wieder einmal einen echten und rechten Naturgenuß gehabt zu haben und freute ſich auf den Augenblick, in welchem ſie das alles ſo beſtätigt finden würde, wie es die geiſtreiche Erklärung vorausſetzen ließ. Mynheer van den Weyern war aus dem Wagen geſtiegen und betrachtete mit erſichtlichem Intereſſe die ſchmuckloſe Steinpyramide, welche in der Nähe des Wäldchens errichtet war. Als er ſich wieder zu dem Paare geſellte, erklärte der Prinz, daß dieſes Denkmal eine recht ergötzliche Geſchichte habe, die zu hören, ihm gewiß vieles Vergnügen bereiten würde. Doch müſſe er die Mittheilung derſelben bis auf den Abend verſchieben, da er ſich noch verſchiedene Details in die Erinnerung zurückrufen müſſe. Als nun abends eine Pauſe in der Unterhaltung eingetreten war und Tolnocky auf dem Klavier recht ſchwermüthige Improviſationen ertönen ließ, bat Angelika um die Erzählung der verſprochenen Geſchichte. Sie gab dem Grafen ein Zeichen, ſein Spiel zu unterbrechen, und dieſer wandte ſich um, auf ſeinem Stuhle eine nachläſſige Haltung annehmend. Sonderbare, keineswegs edle Gedanken durchkreuzten ſein Hirn.

Mynheer van den Weyern nahm wie gewöhnlich in bequemer

Hauskleidung, den hochaufſtehenden, ſteifleinenen Halskragen von einer weißen Binde umſchloſſen, ſeinen Platz in der Sophaecke ein und rauchte ſeelenvergnügt aus ſeinem Pfeifchen, das die Urſache einer ziemlich großen Rauchwolke war, die in den oberen Regionen des Zimmers umherwogte.

„Es iſt eine luſtige Geſchichte", begann der Prinz, „doppelt intereſſant dadurch, daß ſie ſich in einer für Deutſchland ſo ſchweren und traurigen Zeit zugetragen. Ein Bruder meines Hofmeiſters, welcher ſich während der Franzoſenherrſchaft lange in Aachen aufgehalten, das nicht minder wie die anderen okkupirten Städte des linken Rheinufers unter dem franzöſiſchen Volksbeglückungswahne viel zu leiden hatte, gab ſie bei Tafel oft zum beſten, und ich erinnere mich, daß ich trotz meiner Jugend mich gerade wie die anderen höchſtlich darüber ergötzte. Im Jahre 1811 nämlich war Ladoucette Präfekt des Roerdepartements und hatte als ſolcher ſeinen Sitz in der ehemals freien kaiſerlichen Reichs- und Krönungsſtadt Aachen. Zu gleicher Zeit befand ſich Napoleons ſchöne Schweſter Pauline, die der Uſurpator zur Prinzeſſin von Borgheſe erhoben hatte, ebenfalls an dieſen Ort, dem ſie ſowohl ſeiner prächtigen Umgebung als auch der lebensfrohen, mitunter auch ſehr leichtlebigen Geſellſchaft wegen, welche ſich damals hier aufhielt, ſehr zugethan war, und welch letztere ihr um ſo mehr ſympathiſch ſein mußte, als ſich die Prinzeſſin in der Geſchichte bekanntlich nicht den Namen eines Tugendſpiegels verdient hat. Der Lieblingsaufenthalt der fürſtlichen Dame war eben jenes Wäldchen, welches wir uns zum Ziel unſerer heutigen Spazierfahrt auserſehen hatten, und man that der Prinzeſſin die Ehre an, daſſelbe nach ihrem Namen, Paulinenwäldchen, zu benennen.

Der Präfekt Ladoucette war einer von jenen Männern, die ihre hohe Stellung weniger ihrem Geiſte und ihren Kenntniſſen, als ihrem Servilismus Vorgeſetzten gegenüber zu verdanken haben, welch letzterer ihn aber nicht daran hinderte, ſeine Untergebenen mit rückſichtsloſer Härte zu behandeln. Seine Geſchmeidigkeit und perſönliche Liebenswürdigkeit hatten ihm die Gunſt von Pauline Borgheſe in ziemlich hohem Grade verſchafft, deren Scharfblick nicht eben ſehr groß geweſen ſein muß, die aber auch andererſeits zu ſehr Weltdame war, um an dergleichen galanten Künſten, die ſich ihre Formen von der Etikette liehen, wie ſie am Hofe des fünfzehnten Ludwig geübt wurde, keinen Gefallen zu finden. Ladoucette hatte aber auch Gunſt, außerordentlich viel Gunſt nothwendig, um zur Erreichung ſeiner ehrgeizigen Ziele zu gelangen. So zeigte er ſich unerſchöpflich im Veranſtalten von Feſten, Bällen, Unterhaltungen, immer hatte er neue Ueberraſchungen, neue Effekte zur Hand, wenn die alten ihre Anziehungskraft verloren, denn die Prinzeſſin durfte um keinen Preis des Ortes überdrüſſig werden. Aber der Herr Präfekt war ſchlau genug, ſich zu ſagen, daß die Verehrung eines Einzelnen, wenn ſie auch noch ſo glühend war, die Eitelkeit einer durch Huldigungen aller Art verwöhnten Dame auf die Dauer nicht befriedigen konnte, ſie mußte angebetet werden von allen, von den Bürgern, vom Volke. Aber den guten Bürgern von Aachen war die verſchwenderiſche, launiſche Prinzeſſin mit ihrem leichtfertigen Gefolge von Herren und Damen herzlich gleich-

giltig. Doch Herr Ladoucette war ein Mann, der Kniffe und Pfiffe verſtand. In der Folge kam es häufig vor, daß die Prinzeſſin auf ihren Ausflügen von kleinen Bauermädchen überraſcht wurde, die ihr in zierlich geflochtenen Körbchen Blumen und Früchte überreichten. Aehnliche Geſchenke wurden ihr in Maſſe zu ihrem Hôtel geſandt. Selbſt größere Ovationen wurden ihr bereitet, wenn ſie die Umgebungen Aachens bis zu den Grenzen der nächſten Dörfer durchſtreifte. Unvermuthet traten ihr dann Schaaren von biederen Landleuten entgegen, die donnernde Vivats ſchrieen und mit Hüten und Tüchern ſchwenkten. Jene „Ueberraſchungen“ waren auf das Geſchickteſte von Herrn Ladoucette dirigirt, der dieſe „biederen“ Landbewohner für ihre Blumen und Vivatrufe mit ganz netten Summen entſchädigte und welche ſich für ein ſolches Aequivalent gerne bereit finden ließen, die Prinzeſſin zu „vergöttern“. Alles ging nach Wunſch, und mehr als einmal erſchien Pauline Borgheſe mit Thränen der Rührung in den Augen an der Tafel, und der Präfekt kommentirte dann durch längere oder kürzere Rede die Begebniſſe und pries eine Frau glücklich und beneidenswerth, welcher das Volk ſo in Liebe und Verehrung zugethan ſei, die, wie es zahlreiche Beiſpiele augenſcheinlich beweiſen, vom Volke vergöttert, angebetet werde. Und frage man ſich nach dem Grunde aller dieſer Zeichen einer ſo großen Unterthanentreue, ſo müſſe man erkennen, daß dieſer nur in der Tugendgröße, in der edlen Weiblichkeit der Prinzeſſin zu ſuchen ſei.

Nach der Meinung des Herrn Ladoucette mußte jedoch etwas geſchehen, das der Prinzeſſin die feſteſte Ueberzeugung zu verſchaffen geeignet war, daß ſie nicht mehr aus dem Herzen des dankbaren Volkes zu verdrängen ſei. Etwas großes, erhabenes mußte geſchehen, das dieſen Ort der hohen Dame ewig theuer machen ſollte, das ſie für immer an dieſe Stätte ihrer Triumphe feſſelte. Doch wie war das zu ermöglichen! Aber Herr Ladoucette lächelte, er war ein feiner Kopf. Bei einer gelegentlichen Inſpektion des „Graßhauſes“, in welchem man alte ſtädtiſche Materialien aufzubewahren pflegte, hatte er eine Granitſäule bemerkt, die dort unbeachtet in einer Ecke lag. Dieſe Säule beſchäftigte jetzt wieder ſeine Gedanken und herrliche Bilder entſtanden vor ſeinem Geiſte. Unverzüglich wurden Steinmetzen in das Graßhaus geſchickt, die den Auftrag erhielten, dieſen alten Stein wieder zu neuer Schönheit herauszuſtaffiren, und bei nachtſchlafender Zeit wurden Säule und Sockel zum Paulinenwäldchen transportirt.

Zwei Tage ſpäter flüſterte man ſich bei Hofe allerlei Geheimnißvolles in die Ohren, es verlautete etwas von einem großen Volksfeſte, welches zu Ehren der Prinzeſſin im Paulinenwäldchen ſtattfinden ſollte. Eine neue Ueberraſchung, die alles dageweſene in den Schatten ſtellen ſollte, war der „Vergötterten“ zugedacht worden. Die Herren und Damen verlangten alle nach Paulinenwäldchen, und die Prinzeſſin ließ ſich raſch bereit finden, dem Wunſche ihrer Umgebung zu entſprechen. Zu Pferde und zu Wagen, eine glänzende Kavalkade, begab ſich der Hof hinaus. Aber was war denn das, da ſtand ja ein Monument, welches vorhin nicht dort zu ſehen war. Die Volksliebe war zu Stein geworden. Und um den Stein ſtanden feſtlich gekleidete Landleute, das brave, biedere Volk, und Schulkinder ſangen einen franzö-

ſiſchen Hymnus zum Lobe der Prinzeſſin. Alles Ladoucetteſche Ideen. Die Erſtaunte, Ueberraſchte trat an das Denkmal heran und las: „A la vertu de la princesse.“ O, das war zu viel, das war wirklich zu viel, das gute, treue Volk! Vor Rührung vermochte ſie kaum zu danken.

Leider wurde die erhebende Feier durch einen unangenehmen Zwiſchenfall geſtört. Von der linken Seite der Straße kam ein Trupp Aachener Bürger, voran ein dicker Bäckermeiſter, die beim Anblick des Monuments in ein unbändiges Gelächter ausbrachen. „Der Katſch, der Katſch, das iſt ja der Katſch!“ riefen ſie ein über das andere Mal aus und ſchienen vor Lachen berſten zu wollen. Natürlich große Entrüſtung unter der Hofgeſellſchaft. Die Prinzeſſin forderte Erklärung über das ungeziemende Benehmen. Der Bäckermeiſter trat vor und gab die nöthige Aufklärung. O, Ironie des Schickſals! Das aufgeputzte Denkmal war nichts anderes, als der alte Aachener Pranger, die Schandſäule, an welche ehemals das gemeinſte Diebesgeſindel, Strolche, liederliche Dirnen ꝛc. angebunden wurden, dem Spotte des Volkes preisgegeben. Sie hatte ihren Platz auf dem ſogenannten „Katſchhofe“ und wurde von den Aachenern kurzweg „der Katſch“ genannt. Als die Franzoſen im vorigen Jahrhundert von der alten Reichsſtadt Beſitz nahmen, duldeten dieſelben natürlich Monumente nicht länger, welche an die Knechtſchaft des Volkes unter das Geſetz erinnerten. Sie, die Verkündiger der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, riſſen die Schandſäule nieder und errichteten an ihrer Stelle den Freiheitsbaum. Und nun war ſie, die lange Jahre im Graßhauſe den Traum der Vergeſſenheit träumte, wieder aufgeſtanden zur Verherrlichung der tugendhaften Prinzeſſin Pauline. Der ganze Vergötterungsſchwindel war aufgedeckt, deſſen Ende je nach den dabei betheiligten Parteien Wuth, Zerknirſchung, Gelächter war.“

Der Prinz hatte geendet. Seine Geſchichte hatte bei den Anweſenden viele Heiterkeit erregt. Angelika nahm die Prinzeſſin gegen Tolnocky in Schutz, der ſie ein eitles Weib genannt hatte, welchem eine ſolche Lektion zu gönnen ſei.

„Die arme Pauline“, ſagte Auguſtins Braut, „ſie verdient mehr unſer Mitleid als unſere Verachtung. Die Art und Weiſe, wie ſie betrogen wurde, muß ſie unbedingt mit Mißtrauen gegen alle Welt erfüllt haben.“

„Und doch wird ſie dieſe Demüthigung raſch vergeſſen haben“, lautete die Entgegnung des Prinzen. „Wurde ihr doch nur genommen, was ſie vermöge ihrer Stellung und Charakteranlage niemals beſitzen konnte. Eine ſchöne Illuſion wurde in ihr zerſtört, weiter nichts.“

Endlich ſchlug die Abſchiedsſtunde. Bewegt umarmten ſich die Liebenden zum letzten Male. Angelika vermochte es nicht, ihre Thränen zurückzuhalten, als der geliebte Mann ſie bat, nicht zu verzagen, ſtark und gefaßt der entſcheidenden Stunde entgegenzugehen. Ach, ſie liebte ihn, den Guten, ja ſo heiß und innig, es war ihr ſchmerzlich, dann ſeinen Troſt, ſeine lieben, beruhigenden Worte entbehren zu müſſen, wann ſie ihrer am meiſten bedurfte. Bitter war der Trennungsſchmerz nach all' den Stunden ſeligen Glücks. Doch welche Freude würde das Wiederſehen bringen!

* * *

Die Operation war von einem überraſchenden Erfolge begleitet, die Heilung vollſtändig gelungen. Ein Freudenſchrei entrang ſich der Bruſt Angelikas, als der erſte Lichtſtrahl wieder in ihr Auge drang. Sie warf ſich dem ergrauten Doktor an die Bruſt, den die Freude, der Herzensjubel der Geheilten faſt bis zu Thränen rührte. Nicht müde wurde das Mädchen in Bezeugung ihres Dankes, und der nicht minder glückliche Vater ließ eine Summe in die Hände des geſchickten Arztes gleiten, welche das gewöhnliche Honorar wohl um das Dreifache übertraf.

Am Tage nach der Operation begab ſich Graf Tolnocky in das Haus van den Weyerns, um Angelika ſeinen Glückwunſch abzuſtatten. Dieſe empfing ihn in einem Raume, deſſen Fenſter derart verhängt waren, daß es kaum noch möglich war, die Gegenſtände von einander zu unterſcheiden. Der Graf, welcher ſich auf den glatteſten Parkettboden mit der Sicherheit des Weltmannes, der Grazie des vollendeten Kavaliers bewegt hatte, zitterte, als er das dunkle Gemach betrat.

Er näherte ſich der Angebeteten, für die er tauſendmal mehr zu fühlen glaubte als der Prinz; er redete ſich ein, ſeine Liebe ſei wie die elementare Gewalt, unbezwingbar und voller Stärke, wohingegen die ſeines Freundes nicht mehr ſei wie ein künſtlich erhaltenes Feuer. Und woraus ſollte dieſes Feuer ſeine Nahrung ſaugen, wenn der karge Stoff verzehrt war? Der Prinz, war er bei all' ſeinem Kunſtſinn und ſeiner freien Lebensanſchauung nicht dennoch ein Pedant, der es verſchmähte, aus der friſch ſprudelnden Quelle der Freude zu ſchöpfen? Wußte er, was Leidenſchaft, was Liebe war, Liebe, die berauſcht, die Herz und Sinne trunken macht, im Gegenſatz zu dem alltäglichen Gefühl eines eingebildeten Glücks, das mehr Phantom iſt als Wirklichkeit? Was hinderte ihn denn daran, zu Füßen des geliebten Weſens zu fallen, ihr zu ſagen, daß er ſie liebe, wahnſinnig liebe, daß ſeine Rechte auf ihr Herz ältere, ſtärkere ſeien als die des Prinzen, daß ſie unglücklich werden würde an der Seite eines Mannes, der ſich vor der Welt ängſtlich verſchloß, vor dem ſchönen, rauſchenden Leben in das ſie hingehöre, um zu bewundern und bewundert zu werden. Nein, heute wollte er ihr dieſes alles nicht ſagen, heute nicht, eine ſeltſame Scheu vor ihrem Zuſtande, vor der ungewohnten Situation, in welcher er ſie erblickte, hielt ihn zurück. Aber bald mußte es heraus, noch bevor der Prinz zurückkehrte. Ha, warum ſollte er großmüthig zurücktreten, wo er gleiche, wenn nicht höhere Anrechte hatte? War es Pflicht, freiwillig zu verzichten; etwa darum, weil er ſich Freund eines Mannes nannte, den er jetzt lieber nicht kennen möchte? O, wer wäre wohl anmaßend genug, ein ſolches Anſinnen an ihn zu ſtellen. Nein, er wollte ſprechen, er mußte. Angelika ſollte erfahren, was ihn ihm brannte, wie er ſich nach ihrem Beſitze verzehrte. Und wehe ihr, wehe dem Prinzen, wenn ſie ſich zu ſeinen Ungunſten entſchied, wenn ſie ihn, den grenzlos Liebenden, verſchmähte. Dann wollte er vor dem Aeußerſten nicht zurückſchrecken, dann wollte er ſie zwingen, ihm zu folgen, ſie entführen. Ja, entführen nach Prag zu ſeinen Beſitzungen, das war dann der einzige Ausweg. Sein werden mußte ſie um jeden Preis.

Dieſer Art waren die Gedanken, welche dem von ſinnlichen Trie-

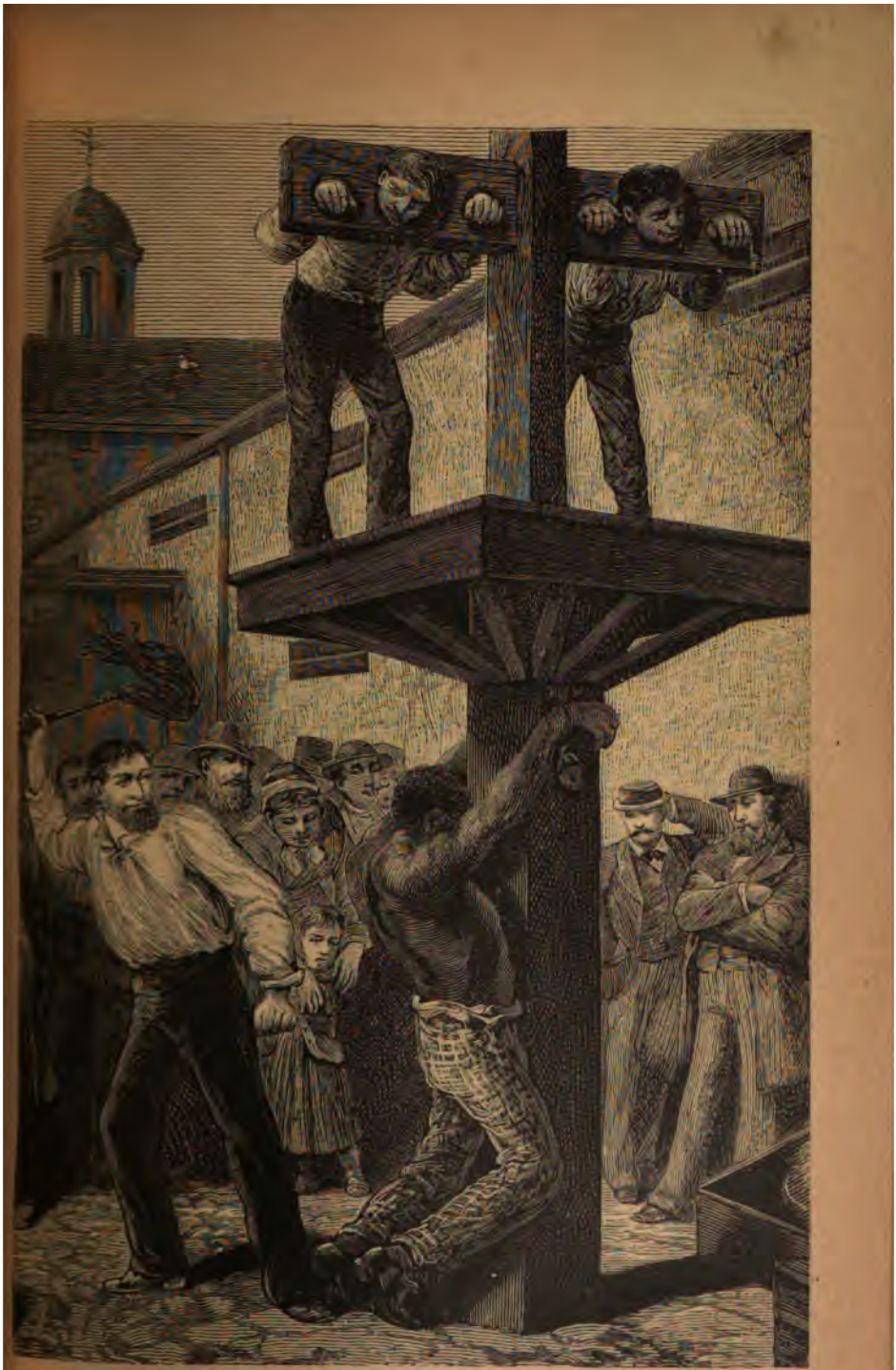
ben beherrſchten Manne, mit ſeinem heißen Blute und den leicht erregten Nerven durch den Kopf fuhren, als er ſich dem Mädchen näherte, welches in einem Seſſel ruhte. Glühende, feurige Küſſe drückte er auf die weiße Hand, die ſie ihm entgegenſtreckte. Wonnig berührte ihn ihr Hauch. Das myſteriöſe Dunkel, welches ihn umgab, ein würziges Aroma, welches das Zimmer durchdrang, die unmittelbare Nähe der Angebeteten, ihr Alleinſein mit ihm, das alles wirkte mächtig auf ſeine Sinne ein, ſo daß er wirklich wie berauſcht war.

„Wiſſen Sie es, Graf“, rief ſie ihm mit einer Stimme entgegen, aus welcher ihre freudige Aufregung hervorklang, „ich kann wieder ſehen. O, ich wußte es ja, daß mein Vertrauen mich nicht betrog. Wüßten Sie nur wie ich den Doktor verehre, dem ich das alles zu verdanken habe. Ich habe gar nicht geglaubt, daß ein Menſch ſo glücklich ſein könnte, wie ich es in dieſem Augenblicke bin. Sie, mein aufmerkſamer Ritter, müſſen es dem Prinzen ſchreiben, hören Sie, ſofort. Und ſchreiben Sie ihm, daß meine Sehnſucht nach ihm überaus groß ſei, daß er ſobald wie möglich wieder zu ſeiner Angelika zurückkehren ſoll.“

Bei dieſen Worten war es Tolnocky, als ob Stiche ſeine Bruſt durchbohrten. Er widerſprach nicht, die kurze Zeit wollte er den Schmerz noch ruhig tragen. Er begab ſich hinunter, um den Wunſch, wie ſie begehrt hatte, ſofort zu erfüllen. Wie er es zuſtande gebracht hatte, die verlangten Zeilen, welche er nun Angelika vorlas, zu ſchreiben, wußte er ſelbſt nicht.

Am andern Tage ging er wieder zu ihr und verbrachte lange Stunden in ihrer Gegenwart, und ſo trieb er es viele Tage lang hintereinander.

In dieſen unausgeſetzten Beſuchen erkannte ſie nichts anderes als einen Freundſchaftsdienſt, als das Beſtreben, ihr, die ihrem Körper noch Schonung auferlegen mußte, die Zeit der Rekonvaleszens möglichſt wenig empfindlich zu machen. In einem Briefe an ihren Bräutigam lobten, welchen ſie ihrer Geſellſchafterin diktirte, hatte ſie Tolnocky den liebenswürdigſten und zuvorkommendſten Kavalier von der Welt genannt, der ſeiner Freundſchaft würdig ſei, umſomehr, da er jetzt auch dem ſittlichen Ernſt zuneige, deſſen Mangel er früher ſo an ihm beklagt habe. Ja, ſchließlich wollte ſie es gar nicht mehr dulden, daß der Graf ihr ſo viele Zeit opferte und den übrigen Freunden ſeine Geſellſchaft entzog. Aber er ging nicht, er blieb. Kalt durchfuhr es ihn jedesmal, wenn ſie vom Prinzen ſprach, und er ſuchte die Unterhaltung immer auf einen anderen Gegenſtand zu lenken. Alle Neuigkeiten theilte er ihr mit, alte Geſchichten ſuchte er zuſammen, erfand neue, erzählte vieles mehrere Male, um ſie nun gar nicht zu Worte kommen zu laſſen. Es ſtand bei ihm feſt, eine Erklärung zu wagen, aber er verſchob ſie von einem Tage zum andern. Die Art und Weiſe, wie Angelika mit ihm verkehrte, benahm ihm allen Muth, und doch mußte ſie ſeiner Meinung nach wiſſen, wie es um ihn ſtand. Kein einziges Mal erröthete ſie bei all ſeinen Schmeicheleien, nicht brachte ſie in Verlegenheit, bei ſeinen Seufzern lachte ſie. Er verzweifelte; ſie ſchien nichts für ihn zu fühlen, nicht das, was er wollte.



Der Schandpfahl und die Auspeitschung in Nordamerika.

Aus Nürnberg hatte der Prinz ein prachtvolles Geſchmeide geſandt. Angelika war überglücklich. In Tolnockys Gegenwart legte ſie es an und bat ihn, ihr behilflich zu ſein. Die Ruhe des verwöhnten Mannes war auf eine harte Probe geſtellt. Beim Anlegen der Goldkette berührten ſeine Finger ihren blendend weißen Hals. Als ob ſie ihn hinderten, ſtrich er die Haarlöckchen nach oben. Angelika lachte über ſein Ungeſchick, aber dieſes Lachen berührte ihn ſchmerzlich. Er erfaßte ihre Hand und drückte einen Kuß auf dieſelbe. Als er dies aber zum zweiten Male thun wollte, litt ſie es nicht. Bei den nun folgenden Zuſammenkünften war ſtets ihre Kammerfrau zugegen, auch geſtattete die faſt vollendete Heilung dem Mädchen, ſich in völlig erhellten Räumen zu bewegen.

Tolnocky mußte endlich zu der Einſicht gelangen, daß nichts mehr für ihn zu hoffen war. Angelikas Treue war unerſchütterlich. Es verging kein Tag, an welchem ſie nicht laut zu allen, welche ſich in ihrer Geſellſchaft befanden, ihre Sehnſucht nach dem Geliebten äußerte. Und als nun endlich ein Schreiben von ihm eintraf, in welchem er ihr kundgab, daß er wahrſcheinlich in der zweiten Woche des Oktober wieder in Aachen eintreffen würde, da kannte ihre Freude keine Grenzen. Sie las es Tolnocky vor, der trotz aller Selbſtpein, die er ſich bereitete, ſeine Beſuche mit derſelben Regelmäßigkeit fortſetzte. Nachdem ſie geendet hatte, ſeufzte er laut auf. Dieſes Zeichen war nicht mißzuverſtehen. Angelika ſah ihn ernſt an und ſchüttelte wie mißbilligend mit dem Kopfe.

„Ich gehe nach Wien zurück, Angelika. Schon in der nächſten Woche“, ſagte er mit gepreßter Stimme.

„Wie, höre ich recht, Sie wollen unſerer Hochzeitsfeier nicht beiwohnen?“

„Ich kann es nicht. Sie wiſſen ja, daß ich Ihnen das Beſte wünſche. Aber bleiben kann ich nicht.“ Dann ging er.

Sie empfand doch etwas wie Mitleid mit ihm. Als er am anderen Tage zurückkehrte, und ſie den traurigen Zug in ſeinem Geſicht bemerkte, fühlte ſie lebhaft das Bedürfniß, ihm etwas tröſtendes zu ſagen.

Einen heiteren Ton anſchlagend, ſprach ſie zu ihm: „Sie meinen wohl, ich wüßte nicht, wie mein Erwählter ausſieht? O, da befinden ſich Euer Gnaden ganz gewaltig im Irrthum. Wenn ich ein ſo geſchickter Künſtler wäre wie Sie, würde ich ihn zeichnen können, denn Sie wiſſen ja, daß er es verſteht, mit plaſtiſcher Anſchaulichkeit zu ſchildern. Freilich, ſo ſtolz wie Sie ſieht er nicht aus, aber er überragt Sie. Habe ich nicht recht? Ihre Züge ſind regelmäßig, ſchön, ich ſpreche die Wahrheit, Graf, es iſt kein leeres Kompliment. Doch Sie wiſſen das ja ſo gut wie ich. Ja, lachen Sie nur. Sehen Sie und ein Mann wie Sie, der alle Eigenſchaften beſitzt, ein liebendes Weib glücklich zu machen, dem alles zu Gebote ſteht, der reich, unabhängig iſt, der ſollte doch nicht zögern, ſich einen eigenen Herd zu gründen. Oder wollen Sie etwa mit grauen Haaren in den Eheſtand treten, wie alle die Herren, die niemals mit ihrer Wahl zu Ende kommen? Nein, nein, das werden Sie nicht, dann iſt es ja vorbei mit aller Poeſie. Jugend gehört zu Jugend. Entſchließen Sie ſich alſo

bald. Wenn es wirklich Ihre Abſicht iſt, wieder nach Wien zurückzukehren, ſo werden Sie dort ſicherlich finden, was Sie ſuchen. Welch reizende Geſchöpfe müſſen dort leben. Und leugnen Sie es nur nicht, an Wien hängt doch Ihr ganzes Herz. O, und wie hübſch wird das werden, wenn wir Sie dann beſuchen in Ihrem ſchmucken Haus, das Sie natürlich als richtiges Künſtlerheim ausgeſtalten. Ich weiß es ganz gewiß, daß Ihre zukünftige Gemalin und ich Freundinnen werden, denn Ihre Wahl wird nur auf eine Gute, Edle fallen. Hoffentlich werden Ihnen dann die alten Freunde willkommen ſein."

Sie ſaßen in dem kleinen Zimmer, in welchem der Prinz zuerſt von Mynheer van den Weyern empfangen wurde, und des Grafen Augen ſchweiften über alle die niedlichen Kleinigkeiten, kehrten aber immer wieder zu Angelika zurück, die vor ihm ſaß und ebenfalls wie ein ſeltenes Kleinod erſchien, wie es die gütige Natur nur in ihrer heiterſten Laune ſchafft. Wie glücklich der, welcher es ſein nennen durfte!

Ihre Worte, welche in der Abſicht geſprochen wurden, weiteren Erklärungen ſeinerſeits vorzubeugen, hatten wirklich etwas tröſtendes, beruhigendes für ihn. In ſeiner gegenwärtigen reſignirten Stimmung empfand er weicher und tiefer als ſonſt. Ein ſchmerzliches Lächeln umſpielte ſeine Lippen und warf auf ſein ſchönes Geſicht einen trüben Schatten. Als er ihre Hand ergriff, welche ſie ihm am Schluſſe ihrer Worte hingehalten, und ſeine Lippen darauf drückte, that er es wieder mit reineren Empfindungen als zuvor. Bewegt ſprach er: „Angelika, Sie ſind gut, engelsgut."

Eine Weile noch hielt er ihre kleine Hand in der ſeinigen umſchloſſen und ſah ihr mit einem vielſagenden Blick in die Augen, deſſen Feuer ſie tief berührte, ſo daß ſie verlegen den Kopf zur Seite wandte.

Nach einigen Augenblicken fuhr ſie fort: „Nun noch eins. Morgen darf ich hinaus; ach, es iſt das erſte Mal mit meinen ſehenden Augen, nachdem ſie ſo lange des lieben Sonnenlichtes entbehren mußten. Eine Stunde iſt mir vorläufig jeden Tag gegönnt. Die morgige nun will ich weiſe benutzen. Ich trage ein großes Verlangen danach, ſein Bild zu ſehen. Papa iſt entzückt davon, er weiß es nicht genug zu loben und ſagt, die Aehnlichkeit ſei eine vollendete. Was ſind Sie doch nur für ein Meiſter! Sehen Sie, nun ergeht es mir gerade wie den vielen Königstöchtern, die ihren Zukünftigen auch zuerſt in effigie zu ſehen bekamen. Freilich habe ich das vor ihnen voraus, daß ich ihn ſchon vor dem Sehen hören durfte. Es hat mir oft vielen Spaß bereitet, daß ich gerade auf dem umgekehrten Wege zur Liebe gekommen bin wie die übrigen meines Geſchlechts. Die durch Sehen, ich durch Hören. Es iſt dies doch recht eigenthümlich, nicht wahr? Aber das Bild müſſen Sie mir überlaſſen, Sie haben es doch für ihn und keinen anderen beſtimmt, und was ihm gehört, gehört auch mir. Die Logik einer Braut, dagegen iſt nun einmal nichts einzuwenden. Dort auf dem Kamin ſoll es zu ſtehen kommen, mit einem Kranz von Eichenlaub umwunden. O, ich weiß es ganz gewiß, daß ihm dies eine große Freude bereiten wird, wenn er zurückkehrt. Noch vierzehn Tage und ich werde ihn ſehen. Alſo morgen Vormittag dürfen Sie mich in Ihrem Atelier erwarten. Papa hat mit einem Freunde aus

Amſterdam einen zweitägigen Ausflug nach Maeſtricht geplant, meine Kammerfrau wird mich daher begleiten. Und dann müſſen Sie mir verſprechen, das Bild ſchon Morgen hierher zu ſenden."

In dieſem Augenblicke gährte es heftig im Innern des Grafen. Starr hefteten ſich ſeine Blicke auf einen Punkt; er hörte ſchon nichts mehr von dem Folgenden. Wilde, dämoniſche Gedanken durchfuhren mit Blitzesſchnelle ſein Hirn und ließen ihn nicht wieder los. O, es waren ſchlechte, niedrige, böſe Gedanken. Aber er prüfte ſie nicht, die ihn trunken machten und ihn ganz beherrſchten. War hier nicht ein Weg gefunden, der zu dem heiß begehrten Ziele führte? Ja, ja, jetzt, wollte er voran, das war ein Wink, den das Schickſal ſelbſt gab, Thorheit, ihn nicht zu nützen, ſo viel Glück preiszugeben. O, wie brannte, wie ſiedete es in ihm, wie ſtürmiſch ſchoß das Blut durch ſeine Adern und machte ihn faſt toll. Der Gedanke ſchon allein beraufchte ihn, die Möglichkeit, ſie, die heiß Begehrte, dennoch für ſich gewinnen zu können, welche ſich jetzt vor ihm aufthat, erfüllte ihn wiederum von neuem mit Liebe und Verlangen heftiger als zuvor. Was kümmerte es ihn, ob der Plan, den er auszuführen geſonnen war, niederträchtig und abſcheulich genannt werden mußte, daß er ſeinen Urheber ſchändete und ihn als Verräther brandmarkte. Keine Stimme in ſeinem Inneren erhob Einſpruch dagegen, nichts regte ſich in ſeinem Gewiſſen. Es galt ja, die eigene Wohlfahrt zu begründen, ſich eine Zukunft voll der ſüßeſten Genüſſe zu ſichern, drum fort mit Freundestreue, Selbſtentäußerung und Entſagung. Nein, nicht mehr zurück, der Gewinn war zu herrlich, zu ſchön, um nicht alles für ihn einzuſetzen, alles für ihn zu wagen.

Kaum war er fähig, einige Abſchiedsworte zu ſprechen, und er ſtürmte hinaus, um die Luft an die erglühten Wangen wehen zu laſſen. Eine Stunde ſpäter ſtand er vor dem Bilde des Prinzen. Es befand ſich noch immer auf der Staffelei. Und für dieſen ſollte jene Blume ſein? Nimmermehr! Ein Lächeln kalten Hohnes trat auf ſeine Lippen, fieberhaft erregt, griff Tolnocky zu Pinſel und Malſtock und miſchte eine häßliche graue Farbe auf der Palette.

Am andern Morgen kurz vor Mittag wurden dem Grafen zwei Damen gemeldet. Er ging hinunter in das Geſellſchaftszimmer des Hôtels und fand hier die dicht verſchleierte Angelika nebſt ihrer Kammerfrau. Letztere blieb zurück, während Tolnocky das Mädchen die Treppe hinaufführte. Er öffnete die Thüre des zu einem Atelier eingerichteten Zimmers und wies auf die Staffelei, welche in der Nähe des Fenſters ſtand. Raſch ging Angelika auf dieſelbe zu, während er ſelbſt bebend und mit funkelnden Augen an der Thür ſtehen blieb. Er verſchlang mit ſeinen Blicken die ſchlanke Mädchengeſtalt, keine ihrer Bewegungen entging ihm. Den letzten Trumpf hatte er ausgebracht und mußte unfehlbar das Spiel gewinnen. Eine Art von Vorhang verhüllte zur Hälfte das Porträt, bei dem gewaltſame Trockenmittel angewandt worden waren. Angelika ſchlug ihn zurück, aber ſchon in demſelben Augenblicke bedeckte eine Leichenblaſſe ihr Geſicht.

Sie ſchaute auf ein bleiches, knöchernes Antlitz, aus welchem zwei große dunkle Augen geſpenſterhaft hervorleuchteten. Um Kinn und

daß er mir nicht flucht. Er iſt ſo gut, ſo edel. Als der beſte der Menſchen lebt er in meinem Gedächtniß fort. Aber dennoch kann es nicht ſein. Niemals! O, mein theurer Papa, verzeihe Deinem armen Kinde, daß es ungehorſam war. Haſt Du mich lieb, ſo zwinge mich nicht, etwas zu thun, was mein Tod, mein Verderben ſein würde. Ich befinde mich auf dem Wege zur Tante in den Haag. Graf Tolnoch begleitet mich auf mein Verlangen. Sehnſüchtig harre ich auf ein Wort von Dir. Angelika."

Vernichtet ſank der aller ſeiner Glückshoffnungen mit einem Schlage beraubte, der ſo ſchmachvoll verrathene und betrogene Mann auf einen Stuhl, das Geſicht mit beiden Händen bedeckend. Van den Weyern ſuchte nach Troſtworten, der Schmerz der Verzweiflung, den er hier ſah, erſchütterte heftig ſein Gemüth, ſein Auge umflorte ſich. Aber welcher Troſt hätte hier Linderung bringen können?

Eine Heldin wollte ſie ſein, die ſich vermaß „ſchweigen und leiden" zu können. Wo war denn nun ihr Mitleid? Nein, falſch war ſie, falſch wie ſie alle!

Nach einer Weile dumpfen Brütens erhob ſich Auguſtin. Der Glanz ſeines Auges war gebrochen, ſein Geſicht verſtört. Als der alte Herr ihn ſo erblickte, übermannte ihn der Schmerz, und als der Prinz ihm ſtumm die Hand zum Abſchied reichte, da ſchluchzte van den Weyern wie ein Kind und drückte ihn, den er wie einen Sohn liebte, krampfhaft an ſeine Bruſt. Aber der Unglückliche hatte keine Empfindung mehr für ſolche Zeichen wahrer und ungeheuchelter Theilnahme, die ihn zu jeder anderen Stunde tief berührt haben würde; als ein an Körper und Geiſt Gebrochener trat er über die Schwelle der einſtigen Glücksſtätte, welche er nun niemals wiederſehen ſollte.

* * *

Drei Jahre waren ſeit jenen Ereigniſſen vorübergegangen. Im Wiener Hofburgtheater gab man Schillers Räuber. Die Rolle des Franz Moor ſollte heute zum erſten Male ein junger Künſtler ſpielen, der ſich bereits durch mehrere andere künſtleriſch abgerundete Darſtellungen vortheilhaft in die Kunſtwelt eingeführt hatte. Es war ein Elitepublikum, welches ſich zu der Vorſtellung eingefunden hatte, die in wenigen Minuten beginnen mußte.

In einer der Proſceniumslogen wurde es laut. Mehrere Herren und eine Dame traten ziemlich geräuſchvoll ein. In der kleinen Geſellſchaft befand ſich Auguſtin von ***, der in Wien nur noch der „luſtige Prinz" genannt wurde.

Wie hatte ſich ſein Ausſehen ſeit der verfloſſenen Zeit geändert. Seine Züge waren ſchlaff geworden, ſie waren ſehr entſtellt und jetzt nicht anders als häßlich zu nennen. Er ſah müde, abgeſpannt, gebrochen aus. Seine Augen waren ohne jeden Ausdruck wie diejenigen eines Irren. Oft glaubte er ſich für einen ſolchen halten zu müſſen. Sie ſtarrten meiſtens ins Leere, als ob ſie unempfänglich ſeien für alle Eindrücke. Nur dann und wann, in Momenten der Erregung kam etwas von dem alten Feuer in ihnen zum Vorſchein.

Die kleine Dame, welche neben ihm in der Loge Platz genommen

hatte, ſchien ſeine Geliebte zu ſein. Sie beugte ſich über die Brüſtung, um die Verſammlung zu muſtern und ſtützte ſich dabei auf ſeinen Arm. Ihr Weſen war von einer ſüdlichen Lebendigkeit. Sie lachte beſtändig, drehte ſich bald rechts, bald links und zeigte ſich überhaupt als das belebende Element der Geſellſchaft.

Als ein in allen ſeinen Hoffnungen betrogener Mann war Auguſtin nach Wien gekommen. Mit zerriſſenem Herzen, halb verſtört, bis ins Innerſte getroffen von dem vernichtenden Schlage, fühlte er, daß er verloren war für die Welt, für dieſe Welt, die nichts edles duldet, die nur das Schlechte, das Gemeine will, Staub, Aſche. Erbarmungslos war das Schickſal mit ihm verfahren. Er fühlte ſich zu machtlos, um noch weiter mit ihm zu ringen. Aber wie den ganzen Jammer vergeſſen, wie dem Wahnſinn wehren, der ſchon an Herz und Hirn pocht! O, es gab ein Mittel, ein herrliches Mittel. Er war ja reich, ſein Geld öffnete ihm ja alle Pforten zur Freude, zum Genuß, zum raſchen, leichten, frohen Lebensgenuß, der alle Sorgen einſchläfert, der uns ſo lieblich hinwegtäuſcht über die ganze troſtloſe Miſère der Unverſtandenen, der Verkannten. Thor, der er war, daß er nicht früher nach dieſem Troſte verlangt hatte, daß er im Zwange ſeines moraliſchen Bewußtſeins verzichtet, gegrübelt, geglaubt und gehofft hatte und nun doch tiefer im Sumpfe des Elends ſtak als der ärmſte Bettler. Nein, fort mit allem Zwange, mit aller Aengſtlichkeit. Hinein in das wilde, tolle Leben, in dem Vergeſſenheit winkt, in das irdiſche Elyſium, jene grobe, plumpe Kopie geträumter Götterfreuden, in die Hand den Thyrſusſtab und ihn ſo lange geſchwungen, bis das letzte Freudenopfer verraucht iſt. Ja, jetzt wollte er ihn ergreifen, den Becher der Luſt, in langen durſtigen Zügen daraus trinken. O, ein Lebenskünſtler wollte er werden wie ſein Freund Tolnocky, ſo recht behaglich wollte er ſich aus tauſend Genüſſen eine Traumſtimmung erkünſteln, in der alles vor ihm weich und weſenlos zerflöſſe. Das war die Stimmung, die er brauchte, Schaum, Rauſch, Taumel. Sich hineinträumen in ſelige Wonne und wiederum zu neuer Luſt erwachen, wie Epikur es will. Sich leiſe wiegen auf ſchaumgekrönten Luſtwogen und dann wieder hinabſteigen in die volle, berauſchende Flut. Ein ewiges Spiel zwiſchem freudigen Ahnen und bewußtem Genießen. Ja, dieſer Tolnocky! Wie oft hatte er an ihn denken müſſen, an ihn und ſeine Bereitwilligkeit, den Freund, den armen Freund preis zu geben, um ihr zu dienen. Welch einen Lohn wohl mochte ihm ſein Dienſteifer eingetragen haben? Weiß es der Henker, Frauen kargen nicht, wenn ihr Herz einmal berührt worden iſt. Und Tolnocky war ein galanter Mann!

Des Prinzen Geſellſchaft in Wien waren die verrufenſten Lebemänner der Stadt. Dazu geſellten ſich Schauſpieler, halbfertige Künſtler von der Feder und der Palette und eine ganze Schaar jener paraſitiſchen Exiſtenzen, wie ſie nur auf dem Boden einer Großſtadt gedeihen. Zu dem Familienvermögen des Prinzen war noch eine bedeutende Erbſchaft hinzugekommen, und dieſe weitreichenden Mittel ſetzten ihn in den Stand, ſich allen Genüſſen hinzugeben, alle die exzentriſchen Einfälle, welche ſein Hirn durchfuhren, zur That zu machen.

Sein Leben war in jeder Hinsicht zügellos und ausschweifend, jeden inneren Halt hatte er verloren. Selbstverständlich verschlossen sich die früheren Kreise vor ihm. Doch hatte er auch nicht im entferntesten daran gedacht, wieder die ehemaligen Beziehungen aufzunehmen. Dieser Mann ward allen, die ihn gekannt, zum Räthsel.

Er hielt in Wien offenes Haus und warf das Geld mit vollen Händen fort. Man hörte oft von seiner großen Wohlthätigkeit und ebenso oft von Schwindeleien, denen er zum Opfer gefallen war. Dann war er Gegenstand allseitigen Bedauerns.

Er sagte oft zu den Genossen seiner Freuden, daß er für keinen Menschen mehr Mitleid empfinde, keine Noth könne ihn mehr rühren. Aber nur augenblickliche Erbitterung ließ ihn diese Worte sprechen, die ihn jedesmal überkam, wenn er das ausgestandene Leid überdachte. In Wirklichkeit aber war sein Edelmuth derselbe geblieben. Kein Hilfesuchender ging unbefriedigt von ihm fort; junge, mittellose Talente unterstützte er, wo er nur konnte. Und keine rettende Hand nahte sich ihm, dem armen Verirrten.

Freilich kamen auch Stunden, in denen er Einkehr in sich selbst hielt. Dann schluchzte und bebte er. Welch ein Ende sollte das alles nehmen, welch ein Ende? Es kamen Briefe von seinem fürstlichen Bruder, der ihn zu einer Unterredung einlud. Aber er war nicht gegangen. Zu groß war die Scham in ihm. Leise, zarte Ermahnungen von wohlmeinenden Familienmitgliedern kamen. Sie hatten nichts gefruchtet. Vor einigen Monaten endlich wollte er sich aufraffen. Er wollte Wien verlassen, fliehen, weit weg über den Ozean. O, er hatte ja kein Ziel, keine Ruhe, wie jener Mann, den der Fluch des Himmels zum rastlosen Lauf durch alle Jahrhunderte treibt. Glaubte er das Glück erfaßt, den nährenden, befruchtenden Quell der Liebe, nach welchem sein armes, geprüftes Herz sehnsuchtsvoll verlangte, gefunden zu haben, wenn er sich so recht anklammern wollte an das heiß erkämpfte Gut, so peitschten ihn die Furien wieder von dannen; und das vermeintliche Glück zerrann vor ihm wie Nebel.

Ja, er hatte den Entschluß gefaßt, Wien zu verlassen. Es war doch zu traurig, zum Aergerniß aller Gutgesinnten zu werden. Da sah er in Gesellschaft Bianka, das launische, verzärtelte Kind eines zugrunde gerichteten Kaufmanns. Ihre Heimat war Genua. Die Kleine fesselte ihn nicht durch ihre Schönheit, denn davon konnte kaum die Rede sein, sondern durch ihre sonderbaren Launen, ihre bizarren Einfälle. Solche liebte er jetzt; es langweilte ihn, alles mit dem Maßstabe der hausbackenen, altväterlichen Moral zu messen, ein geordnetes Leben, wie er es früher zu führen pflegte, nannte er jetzt nüchterne Alltäglichkeit, die ihn anwidere.

Sie, die neue Freundin, wollte zur Bühne und versprach sich viel von ihrem bißchen Stimme. Aber er duldete es nicht. Es bereitete ihm Vergnügen, auf ihre Tollheiten einzugehen, ihre exzentrischen Wünsche zu befriedigen. Er hatte eine Freude daran, sie mit Kostbarkeiten zu überhäufen, sie wie eine Fürstin zu schmücken. So lange hin diese neue Zerstreuung befriedigte, wollte er sich daran sättigen. Später fand sich vielleicht etwas anderes, besseres. Die tolle, schwarz-

äugige Bianka war nicht undankbar, ſie liebte ihn ein wenig. Seit Monaten war ſie ſeine unzertrennliche Gefährtin.

Der erſte Akt des Stückes war zu Ende. Der Darſteller des Franz Moor wurde vom Publikum mit Beifall überſchüttet. Auch Bianka applaudirte lebhaft und ſagte zum Prinzen:

„Dieſer Franz Moor hat gerade ein Geſicht wie Du, wenn Du launiſch biſt. Der muß Dir das abgeſehen haben. Ich werde Dich von jetzt ab Franz Moor nennen.“

Die Herren lachten. Auguſtin entgegnete nichts, ſeine Blicke waren auf die gegenüberliegende Loge gerichtet, in welche eine vornehme Geſellſchaft, Herren und Damen, eintrat.

Des Prinzen Augen wurden größer, Blut ſchoß ihm in die Wangen. Er richtete ſich empor. War es möglich, Tolnocky? Der in Wien? Aber Auguſtin ſuchte haſtig nach etwas anderem. Nein, nein, keine von den koſtbar gekleideten Damen trug Angelikas Züge.

Der Graf, welcher ſich in der That unter der Geſellſchaft befand, trat nun an die Brüſtung der Loge und beugte ſich herüber, um mit ſeinem Monocle das Publikum zu muſtern. Dabei trafen ſeine Blicke den Prinzen, der bleich und hochaufgerichtet daſtand. Er zuckte zuſammen vor dieſer düſtern, unerwarteten Erſcheinung. Auguſtin gewahrte dieſes Erſchrecken. Jetzt wußte er, daß er dieſen Mann als ſeinen Feind zu betrachten habe. Die beiden ehemals ſo eng Verbündeten ſahen ſich an, aber keiner neigte das Haupt zum Gruße. — —

Bei ihrer Flucht von Aachen war es Tolnockys Abſicht geweſen, Angelika nach Paris zu entführen, ohne daß ſie dies zu hindern vermöchte. In Brüſſel jedoch errieth ſie ſeine Abſicht und drang auf eine augenblickliche Abreiſe nach dem Haag. Seine Anträge wies ſie zurück. Aber er ließ nicht ab. Sie bat, ſie flehte. Umſonſt. Er drohte mit Gewalt. Der beſtändige Verkehr mit ihr hatte ſeine Begierden auf das Höchſte entflammt. In ihrer Angſt wußte ſie keinen andern Rath, als ſcheinbar einzuwilligen, nur bat ſie ihn, ſie bis zu ihrer Tante zu führen. Er ließ ſich täuſchen, ſeine Liebe machte ihn blind. Im Hauſe ihrer Verwandten erklärte ſie ihm nun feſt und bündig, daß ſie der Ruhe bedürfe, ſie müſſe erſt mit ſich klar werden, ehe ſie ſich zu einem entſcheidenden Schritte entſchließen könnte. Vor Ablauf eines halben Jahres habe er nichts zu erwarten. Er wurde aufgebracht, nannte das eine unwürdige Liſt, und ließ ſich ſchließlich zu Drohungen verleiten. Seit dieſem Tage wurde er nicht mehr vorgelaſſen.

Mit dem Vorſatze, ſich für dieſe Behandlung zu rächen, aber noch halb wahnſinnig vor Liebe reiſte er ab. Ja, er wollte wiederkehren nach der feſtgeſetzten Friſt und dann konnte ſie nichts mehr retten. Sie mußte ſein werden, wenn auch gegen ihren Willen.

Jedoch ehe noch die ſechs Monate verſtrichen waren, erinnerte er ſich ſeines Bubenſtreiches nur noch als eines „intereſſanten“ Abenteuers. Seine Bilder und ſonſtigen Kunſtwerke, welche er auf Reiſen mitzuführen pflegte, hatte er nach Prag geſandt, wo er eine Stadtwohnung beſaß.

Angelika wußte, daß er nicht zurückkehren würde, und es war ihr

lieb, daß sie von seinem Drängen verschont blieb. Ihm ihre Hand zu reichen hätte sie doch niemals vermocht.

Durch die Vermittelung ihrer Tante war eine Versöhnung zwischen ihr und dem Vater zustande gekommen. Mynheer van den Weyern hatte seinem Kinde, welches sich sonst in allen Dingen seinem Willen unterordnete, den eigenmächtigen, raschen Schritt verziehen. Auf ihre Klagen wußte er nichts zu erwidern. Eine solche Umwandlung hatte er kaum für möglich gehalten.

Angelika litt sehr. Nur selten mehr fand sie eine ruhige Stunde. Nicht die geringste Ahnung von dem, was geschehen war, tauchte jemals in ihr auf. Das Bild, von welchem der Prinz selbst in der anerkennendsten Weise gesprochen hatte, das ihr Vater stets als vortrefflich bezeichnete, mußte ihr genügen. Nein, es wäre ihr nicht möglich gewesen, diesen Anblick im steten Zusammensein zu ertragen, ihr Herz wäre dabei zu Eis erstarrt. O, auf solches war sie nicht vorbereitet. Der Gedanke, ihm noch einmal entgegenzutreten, bis zu seiner Ankunft im Hause des Vaters zu verharren, erfüllte sie mit tödtlicher Angst. Und schnelle Flucht war ja das Einzige, um ein Zusammentreffen zu verhindern.

Sie vergoß die bittersten Thränen über das harte Loos, welches sie ihm bereitet hatte. Ein wie viel besseres hatte er verdient, der zu einer solch großen Liebe fähig war. Einmal kam ihr der Gedanke, in einem Briefe ihm ihren Seelenzustand zu schildern, seine Verzeihung zu erflehen. Aber mußte solches seinen Schmerz nicht noch erhöhen, ihm das Gefühl des Verlassenseins nicht noch empfindlicher machen? Und war ein solcher Reuebeweis imstande die Verachtung, welche er nothwendig für sie hegen mußte, in seinem Innern auszulöschen? Nein, jede Entschuldigung, jede Demüthigung war für ihn, den so bitter Getäuschten, ohne Werth; sie sah dies ein. So wollte sie denn schweigen; es war besser so.

Ob er wohl Trost, wohl Ruhe gefunden hatte? Es waren schon so viele Monate seitdem verflossen. Er lebte in ihrer Erinnerung fort als ein großherziger, edler Mann, dem sie bis an ihr Ende treue Freundschaft bewahrt hätte. Aber Liebe mußte sie ihm jetzt versagen; sie war ausgelöscht in ihr, seitdem sie ihn gesehen. Und er verlangte ja nur Liebe.

Mit dem Entschwinden alles dessen, was sie einst so unendlich glücklich gemacht hatte, war auch aller Muth, alle Lebensfreudigkeit von ihr gewichen. Sie fühlte es deutlich, daß sie an diesem tiefen, brennenden Seelenschmerz zugrunde gehen würde. Ach, wäre es doch nur immer Nacht geblieben vor ihren Augen. Wie gerne hätte sie auch ferner des belebenden Lichtes entbehrt, wenn sie geahnt hätte, daß es nun so erbarmungslos ihren wonnigen Glückstraum zerstören würde. Was war nun ihr Gewinn? Schmerz, Bangigkeit, Trauer. Nichts konnte sie bewegen, in die Gesellschaft einzutreten. Das Einzige, was sie suchte, war Ruhe. Alles andere erfüllte sie mit Gleichgiltigkeit. Schließlich verfiel sie in völlige Apathie, welche ihre Angehörigen mit größter Besorgniß für sie erfüllte.

Eines Tages aber theilte sie ihrer Tante den Entschluß mit, der unabänderlich in ihr fest stand. Thränenden Auges schloß die Matrone

das ſchöne Mädchen in ihre Arme. War ihr Leid wirklich ſo tief, daß ſie im ſchönſten Jugendglanze, im Beſitze ſo reicher Glücksgüter allem zu entſagen vermochte? Es war am Jahrestage ihrer Heilung, da Angelika van den Weyern als Novize in ein Nonnenkloſter Südfrankreichs eintrat.

* * *

In dem großen Saale eines eleganten Hôtels hatte ſich nach Beendigung der Vorſtellung eine ziemlich bunt zuſammengewürfelte Geſellſchaft verſammelt. Sie beſtand aus Schauſpielern und Schauſpielerinnen, Theaterhabitues, Börſen- und Sportsmännern ꝛc.

Gegen Mitternacht kam auch der Prinz dorthin. Er befand ſich in äußerſter Erregung, die er durch eine fingirte Luſtigkeit zu verdecken ſuchte. Dem Schärferblickenden jedoch konnte es nicht entgehen, wie es unheimlich in ſeinen Augen loderte. Die unvermuthete Begegnung mit Tolnocky hatte ſchon halb entſchlummerte, finſtere Geiſter wieder in ihm aufgeweckt. Trübe Ahnungen beſchlichen ihn. Er wußte ſelbſt nicht, warum plötzlich ſein Gemüth von feindſeligen Gefühlen für den ehemaligen Freund erfüllt wurde. Immer mehr befeſtigte ſich bei ihm die Gewißheit, daß er in dem Grafen den Zerſtörer ſeines Glücks zu ſuchen habe. Fürchterliche Gedanken waren dies. Alter Schmerz wühlte wieder in ſeinem Herzen. O, er war nicht zu tödten, was er auch ſann und trieb.

Das Erſcheinen des Prinzen wurde von den Anweſenden, welche ſich in heiterſter Stimmung befanden, mit freudigen Zurufen begrüßt. Jetzt wurde es luſtig. Aber wehe dem Armen, welcher ſeinem Witz zum Opfer fiel. Er war beißend, ſarkaſtiſch.

Auguſtin ging auf den Repräſentanten der „Canaille Franz“ zu. Kein Zug des ſympathiſchen, fünfundzwanzigjährigen Geſichts erinnerte an die häßliche Maske des Abends. Schon dieſe plaſtiſche Umwandlung allein war ein Meiſterſtück.

„Sie haben mir gefallen, junger Mann! Sie haben heute das abſolut Häßliche wirklich ſchön dargeſtellt. Ohne Zweifel, das Häßliche hat auch ſeine Aeſthetik. Ich bemühe mich ebenfalls, meine Häßlichkeit ſchön, das heißt charakteriſtiſch zum Ausdruck zu bringen. Nur ſo allein gewinnt dieſelbe künſtleriſche Berechtigung. Wir müſſen Freunde werden. Kommen Sie mich beſuchen.“

Der junge Künſtler war betreten von dieſer paradoxen Anrede. Er ſah den Prinzen zum erſten Male und ſtutzte bei ſeinem Anblick. Immer wieder mußte er ſeine Blicke auf deſſen Geſicht heften, welches eine ganz auffallende Aehnlichkeit mit einem Bilde beſaß, das ihm zugehörig war. Auch von dem vielgeprieſenen Witz hatte er nun eine Probe. Aber es ſchien Adolf, als ob es mehr ein Witz der Verzweiflung ſei.

Der Prinz leerte ein Glas nach dem andern und war nach einer Stunde völlig berauſcht.

Einer der Anweſenden hatte in einer Rede die Frauenſchönheit gefeiert und ein Langes und Breites von der Ergänzung des Mannes durch das weibliche Prinzip geſprochen.

Jetzt erhob ſich Auguſtin und ſagte mit lallender Stimme:

„Mein Vorredner hat die Frauen leben laſſen. Ich aber ſage, es lebe die Treuloſigkeit der Frauen, ja, ſie lebe. Die wahre Treue iſt nur allein in der Untreue zu finden. Verſtehen Sie mich recht. Sie verſchafft uns Genüſſe, welche die ſogenannte Ehrbarkeit nicht kennt. Nur Treuloſigkeit bringt Wärme und Leben, alles andere iſt ſchal und blaß. Drum fort mit aller Treue, ſage ich. Bilden wir uns doch nicht ein, etwas zu beſitzen, was gar nicht exiſtirt. Heiſſa, meine Herren, wiſſen Sie, was Frauentreue bedeutet . . . ? Sehen Sie, das . . .“

Und bei dieſen Worten warf er ſein Champagnerglas an die Wand, daß es in tauſend Theile zerſprang. In das Klirren der Scherben hinein tönte ſein gellendes Lachen.

Dieſe trunkenen Worte, welche deutlich ſeine Geiſtesverwirrung bekundeten, hatten ſelbſtverſtändlich eine große Verſtimmung hervorgerufen. Die Geſellſchaft ging auseinander.

* * *

Am andern Morgen erwachte der Prinz in der Wohnung des jungen Schauſpielers. Er mußte ſich lange beſinnen, ehe er eine Erklärung für dieſe ungewohnte Situation fand.

Der Zuſtand völliger Trunkenheit, in welchem er ſich in der Nacht befunden hatte, machte es nur ſehr ſchwer möglich, ihn bis zu ſeinem entfernt gelegenen Hôtel zu bringen. Der Künſtler hatte dieſerhalb ſeine eigene, in der Nähe befindliche Wohnung als vorläufige Unterkunft für den Bedauernswerthen in Vorſchlag gebracht. Hier trat er am Morgen an das Bett des Prinzen und reichte dieſem unter Lachen die Hand.

„Ein toller Abend, geſtern“, ſagte der Prinz. „Ich danke Ihnen für den Liebesdienſt, den Sie mir erwieſen haben, Freund. Erzählen Sie mir nichts. Verflucht, die Geſchichte ärgert mich.“

Er lehnte die Einladung ſeines Gaſtfreundes, mit ihm das Frühſtück einzunehmen, welches die Hauswirthin ſoeben in das anſtoßende Gemach getragen hatte, nicht ab. Nachdem ſie ein weniges genoſſen, fragte Adolf: „Alſo es hat Ihnen die Auffaſſung meiner Rolle gefallen?“

„O, gewiß. Sie waren ein vorzüglicher Franz Moor. Die Direktion darf ſich gratuliren und auch das Wiener Publikum.“

„Nun“, fuhr der junge Mann fort, geſchmeichelt durch dieſe verbindlichen Worte, „ſo wird es Sie gewiß ebenfalls intereſſiren, zu vernehmen, wie ich zu meiner Maske gekommen bin. Denn ich glaube wohl annehmen zu dürfen, daß das günſtige Reſultat meiner Darſtellung zum Theil mit auf Ihre Rechnung zu ſetzen iſt.“

„Gewiß, erzählen Sie“, entgegnete der Prinz. Er drückte die Hände an ſeine Stirn, die ihn heftig ſchmerzte. Sein Geſicht zeigte einen mißvergnügten Ausdruck, der es umſomehr entſtellte.

Adolf ſah ihn an und war von neuem frappirt von der Aehnlichkeit dieſes Geſichtes mit dem Gemälde, welches ſich in ſeinem Beſitze befand. Es drängte ihn, zu erforſchen, ob nicht zwiſchen dem

an ſeiner Seite ſitzenden und dem Bilde ein Zuſammenhang beſtände. Vielleicht war es der Fall, daß letzteres eine in der Auffaſſung verfehlte Darſtellung des Prinzen aus deſſen jüngeren Jahren war, die durch irgend einen Zufall in fremde Hände gekommen, aus welchen ſie nun in die ſeinigen übergegangen war. Beſtätigte ſich ſeine Vermuthung, ſo war dieſes ſonderbare Spiel des Zufalls gewiß geeignet, das Intereſſe des Prinzen zu erwecken, wenngleich es für ihn nichts weniger als ſchmeichelhaft ſein konnte, ſich als Vorbild zu der Geſtalt eines Franz Moor benutzt zu ſehen. Allein die herbe Selbſtkritik, die Adolf am geſtrigen Abende aus ſeinem Munde vernommen hatte, überzeugte ihn, daß die Wahrheit dieſen, für ihn noch immer räthſelhaften Mann nicht verletzen konnte, und dieſe Ueberzeugung verlieh ihm den Muth, nach dem Grunde einer ſo auffallenden Uebereinſtimmung zu forſchen.

Er fuhr daher fort und ſagte: „Ich war vordem in Prag engagirt und, ein großer Verehrer der bildenden Kunſt, mit einem dortigen Kunſthändler befreundet, den ich häufig beſuchte, da er ſtets gediegene Werke in ſeiner Verkaufshalle hatte. Kurz vor meiner Abreiſe von Prag ging ich hin, um mich von ihm zu verabſchieden. Unter den neuen Acquiſitionen feſſelte mich beſonders ein durch ſeine flotte Technik hervorragender Studienkopf. Wenn ich nicht irre, hatte mein Freund ihn von dem Verwalter eines dortigen Grafen oder Barons, ich weiß nicht erſtanden, der, wie ich vermuthe, ſchwerlich ahnte, daß er in ſeinem Diener keinen allzu gewiſſenhaften Hüter ſeiner Kunſtſchätze beſaß. Der Gegenſtand intereſſirte mich. Das war ein Franz Moor, wie er ſich nicht ſchöner denken ließ. Den mußte ich unter allen Umſtänden haben. Zu einem verhältnißmäßig geringen Preis überließ mein Freund mir das Bild. Es iſt hier. Wollen Sie es ſehen, ſo werden Sie bemerken, daß meine geſtrige Maske eine treue Kopie deſſelben war!“

Der Prinz hatte anfangs nur halb zugehört. Ermüdet und abgeſpannt lehnte er in einer Ecke des Sophas. Die geſtrige Aufregung hatte ſeine Nerven ſehr angegriffen, die ſich in großer Erregung befanden. Bei den letzten Worten des Sprechenden aber wurde er aufmerkſam. Zu deſſen Frage nickte er bejahend.

„Das nenne ich ein wirklich künſtleriſches Vorgehen. Es wird Ihnen reiche Früchte tragen, Freund. Halten Sie dieſes Prinzip feſt.“

Der von dieſem Lobe ſichtlich Erfreute ging in das Nebenzimmer und nahm dort ein auf dem Boden ſtehendes, auf einem Holzrahmen aufgeſpanntes Bild, deſſen bemalte Fläche der Wand zugekehrt war. Als er nun mit demſelben ins Gemach trat, ſagte er: „Ich will es Ihnen nur geſtehen, Prinz, daß es für mich eine überraſchende Entdeckung iſt, einige dieſer Züge auf Ihrem Geſichte wiederzufinden. Ueberzeugen Sie ſich ſelbſt, ob ich recht habe.“

Er reichte ihm das Bild.

Kaum hatte Auguſtin einen Blick auf daſſelbe geworfen, ſo fuhr er mit einem ſchnellen Ruck zuſammen. Krampfhaft hielt er es in ſeinen Händen und ſtierte es mit weitaufgeriſſenen Augen an. O, entſetzliche Wahrnehmung! Das war er ja ſelbſt, das war ja ſein von Tolnocky gemaltes Porträt, ja von Tolnocky, er erkannte ſeine

Technik und sein Monogramm, welches deutlich in der Ecke zu lesen war. Diese abscheuliche, grinsende Fratze, war er, dieses fleischlose, thierische Mumiengesicht sollte seines sein, kein anderes.

In diesem Augenblicke wurde es ihm fürchterlich klar, was geschehen war, jetzt wußte er, weßhalb seine Braut vor ihm geflohen. Wen sollte nicht das Entsetzen packen beim Anblick einer solch' eklen Mißgestalt. O, der schändlichste, niedrigste, boshafteste Verrath war an zwei Menschenherzen verübt worden, ein Verrath, der zum Himmel um Rache, um Vergeltung schrie. Den reinen Frieden, den er sich nach langer Irrfahrt wieder erkämpft hatte, den kam die Hölle, die nur Sturm und Schrecken will, ihm wieder zu zerstören; das wonnige, lächelnde Glück, das ihn hoch emporgehoben, linden Balsam in sein verzagendes Herz gegossen hatte, wurde ihm durch elende, schändliche, unerhörte Höllenkünste wieder aus der Brust gerissen. Und Tolnocky war der Teufel, dessen fluchwürdige Hand diesen schändlichsten aller Frevel begangen hatte, Tolnocky, sein Freund, dem er vertraut, den er in sein Herz eingeschlossen hatte, für den er jedes Opfer hätte bringen können, der hatte ihm das gethan, der war es, welcher ihm erbarmungslos diese Todeswunde versetzt hatte. O, Niedertracht der Menschen!

Das Bild entfiel seinen Händen, laut aufstöhnend, warf sich der arme, verrathene Mann über den Tisch, so daß sein Kopf hart aufschlug. Schreckensbleich sah Adolf ihn zusammenbrechen. Auf eine solche Wendung war nicht gefaßt.

„Prinz, mein Gott, was ist denn geschehen, kommen Sie zu sich."

Erneutes Schluchzen war die Antwort.

Minutenlang verharrte der Prinz in dieser Lage, Thränen, welche sein Elend ihm erpreßt hatten, benetzen sein Gesicht. Endlich richtete er sich empor. Er ergriff die Hände des jungen Mannes.

„Freund, mein lieber, junger Freund, setzen Sie sich zu mir. Sie sollen alles hören, Sie sollen hören, welch ein schändlicher, nichtswürdiger Betrug an mir verübt wurde, ein Betrug, wie es keinen zweiten mehr giebt. Ich weiß, Sie haben Mitleid mit mir. O, Sie sind gut, ich weiß es."

Und nun erzählte ihm der Prinz seine Vergangenheit. Mit Wehmuth und Rührung im Herzen schilderte er dem gespannt Lauschenden die wenigen Glücksstunden seines Lebens, und seine Mittheilungen wurden geradezu ergreifend, wenn er die Wendepunkte seines Schicksals berührte, wo es galt, von frohen Hoffnungen Abschied zu nehmen, zu scheiden von schönem, beglückendem Wahne, sich loszureißen von den lockenden Idealen, den Träumen seiner Seele, und wieder zur nackten, erbärmlichen Wirklichkeit zurückzukehren. O, welch' bittere Trennungsschmerzen!

Sein Ziel lag außerhalb aller Wirklichkeit, und das war ja sein Unglück, daß er es stets so weit, so weit suchte. Er verstand das Leben entweder zu gut oder zu schlecht. Grausam riß er wieder längst vernarbte Herzenswunden auf; es that ihm wohl, das alles einem Menschen anvertrauen zu können, es mußte heraus aus seinem Innern, schon zu lange hatte es ihn dort gedrückt und gequält.

So erzählte er in einem fort, ohne sich zu unterbrechen und

machte den ſchnellgewonnenen Freund zum Zeugen ſeines widerſpruchsvollen Lebens. Und nun kam die Erinnerung an die Aachener Zeit, und der räthſelhafte, verſtörte Mann, deſſen Stimme oft im Schluchzen erſtickte, oft ſchrill und verzweifelt aufklang, wurde nun plötzlich weich und ruhig. Ach, wie ſchön, wie unendlich ſchön war dieſe Erinnerung. Ja, das war Harmonie, das war der endliche, ſchmerzlich verlangte Ausgleich aller Härten und Bitterniſſe, das war Friede, Ruhe, Beſeligung. Das geſuchte Eldorado war gefunden, der Traum war zur Wirklichkeit geworden, es war da, das reine Glück, faßbar, erkennbar, und erfüllte ganz ſeine Seele. O, wie hatte ſie geſchwelgt in dieſen lichten Wogen, wie begierig ſog ſie dieſen Glücksthau auf, wie nährte ſie ſich an dieſem neu entſprungenen lebendigen Born. Ja, das war Segen, Himmelsſegen, Wonne, Entzücken. Das war der Lohn der Liebe, den er fordern durfte, den ihm das Schickſal nicht länger mehr verweigern konnte. Welch ſüßer, erquickender Lohn!

Leiſe, faſt unhörbar war die Stimme des Erzählenden geworden, den ſein Geiſt noch einmal in eine glückliche Vergangenheit entführt hatte. Seine Augen ſchimmerten feucht. Einen Arm hatte er auf die Schultern des jungen Mannes gelegt. Ein leiſes Keuchen, ein ſchnelles Auf- und Abwogen der Bruſt verkündete, wie er mit den drohenden Gewalten rang, die dieſe Stunde wieder von neuem in ſeinem tiefſten Innerſten entfeſſelt hatte. Nagender Schmerz, tiefes unheilbares Weh blickten hohl und düſter aus ſeinem Geſicht. So ſaß er ſchweigend eine Weile da und ſtarrte ins Leere. Adolf ſah dieſen Schmerz, er war ihm heilig; er empfand ihn mit, als ob es ſeine eigene Seele ſei, die unter ſchwerem Drucke ſeufzte.

„Angelika, o meine Angelika“, rief Auguſtin mit gramerfüllter Stimme und faltete die Hände in einander, „verzeihe, daß ich jemals zweifeln konnte. Du biſt ja ſo rein, ſo ſchuldlos. Ahnteſt Du denn nicht, daß Du betrogen wurdeſt, daß ein Bube unſeres Glückes ſpottete, daß Neid und Bosheit heimlich den Boden unterwühlte, auf dem wir den Tempel unſeres Glückes aufgebaut? O, wie ſollte Deine lautere Seele ſolch grauenvolle Tücke ahnen, begreifen können!“

Dann erzählte er weiter, haſtig, ſchnell, bis zu dem Zeitpunkte, an dem jene ſchöne, reine Melodie mit ſchrillem Mißklang endete, wo ſich der Sturm erhob und die blühende Glücksſaat vernichtete.

Da ſprang der Prinz empor. Die Haare hingen ihm wirr um Stirn und Schläfen. Sein Anblick war furchterweckend.

„Und dieſer Teufel ſoll noch leben. Freund, geben Sie mir eine Waffe, ich werde ihn morden, in dieſer Stunde noch? Aus ſeinem Praſſerleben werde ich das erbärmliche Scheuſal aufrütteln und niederſchießen wie einen tollen Hund. Eine Waffe!“

So tobend durchlief er das Zimmer.

Adolf erbebte beim Anblick dieſer Raſerei. Schrecklich war die Stunde, welche er durchlebt hatte. Dieſem wahren Elend gegenüber gerieth er gänzlich außer Faſſung.

„Um Gottes willen, Prinz, halten Sie ein. Sie machen ſich unglücklich“, bat er und verſuchte ihn wieder auf den Sitz zu ziehen.

Da fielen des Prinzen Blicke wiederum auf das zu Boden liegende Bild. Ein wildes Feuer glühte in ſeinen Augen. Sein Ge-

ſichtsausdruck veränderte ſich. Ein neuer verwirrender Gedanke ſchien ſein Inneres aufzuregen.

„Ha, da liegt ja das Meiſterſtück, das Dokument ſo großer Freundestreue. Ein köſtliches Dokument. Da liegt Prinz Auguſtin, der einſt ſo kühn war, ſeine Blicke bis zu den Sternen zu erheben, der ſein Glück vom Himmel herunterholen, es den Titanen gleichthun wollte; da liegt er nun auf der Erde, der arme Titane, beſiegt, verlacht, verſpottet; er war doch nichts mehr als ein armſeliger Wurm, und der Wurm gehörte auf die Erde, in den Staub, nicht in die ſonnige Höhe des beſchwingten Aars. O ja, auch er war ein „ſtandhafter Prinz“ wie der aus Portugal, ſtandhaft bis alles in ihm zuſammenbrach. Er hatte gerungen, gelitten; mit kühner Mannesſeele hatte er ſich in die brauſenden Lebenswogen geſtürzt, aber es gab eine Macht, die ſtärker war als er, die ihn niederdrückte bis in Abgrundstiefe. Weißt Du, was der ſterbende Löwe thut, den man zu Tode gehetzt, Prinz? Er wartet ruhig, bis einer ſeiner Bezwinger in ſeine Nähe kommt, dann ſtreckt er noch einmal ſeine Tatze aus und mit der letzten Kraft, die in ihm ſchlummert, ſchlägt er den Unbeſonnenen zu Boden. Das iſt Löwenrache. Solch einen Schlag haſt Du nun auch zu thun, bis ins Herz hinein ſoll die Kralle fahren.“ Dann ſich zu dem neben ihm Stehenden wendend, ſagte er mit beſtimmtem Tone: „Das Bild iſt nun mein, Freund Adolf. Mein Vermögen gebe ich Dir dafür, zum reichen Manne will ich Dich machen. Aber das Bild iſt mein.“ — —

Wenige Tage ſpäter befanden ſich die Wiener geſellſchaftlichen Kreiſe in einer nicht geringen Aufregung. Sie hatte ihre Urſache in einem durch ſeine ſeltene Häßlichkeit auffallenden Porträt, welches ſich in der permanenten Kunſtausſtellung befand. Es trug die Unterſchrift: Prinz Auguſtin von *** gemalt von Graf Ladislaus von Tolnocky.

Man war anfangs geneigt, dieſes Geſchehniß auf eine tolle Laune des Prinzen zurückzuführen, dem es um einen neuen Eklat zu thun war, aber ſchon bald ſollte der Wiener Geſellſchaft die nöthige Aufklärung zutheil werden.

Der Schauſpieler Adolf hatte vor ſeinen Kollegen die Schandthat des Grafen aufgedeckt, und mit Blitzesſchnelle hatte ſich die Kunde von dem Geſchehenen durch die Stadt verbreitet und alle edlen Gemüther auf das Aeußerſte erregt. Eine ſolche Perfidie war unerhört. Ueberall rief die Erzählung des kaum Glaublichen das tiefſte Mitleid, das aufrichtigſte Bedauern für den ſo ſchmachvoll Betrogenen hervor. Jetzt allerdings wurde manches klar. Ein Gerücht, welches beſagte, daß Auguſtin von *** an den Folgen einer unglücklichen Liebe kranke, hatte demnach ſeine Beſtätigung gefunden.

Der Schlag hatte den Grafen fürchterlich getroffen, der Racheakt des Prinzen ihn völlig vernichtet. Er ſtand auf dem Punkte, mit einer der reichſten und gefeierteſten Damen der Stadt, einer Bankierstochter, eine Ehe einzugehen, welche er vornehmlich aus dem Grunde anſtrebte, um ſeine arg zerrütteten Finanzen von neuem aufzubeſſern. Die Verlobung wurde rückgängig gemacht. Ueberall zog man ſich von ihm zurück. Die Erbitterung gegen ihn war eine allgemeine. Er war

ebenſo ſehr ein Gegenſtand des Haſſes und der Verachtung, wie der Prinz ein ſolcher der größten Theilnahme war.

In ſeiner erſten Beſtürzung, die ihm gänzlich die Beſinnung geraubt hatte, konnte der ſo fürchterlich Bloßgeſtellte ſich nicht erklären, auf welche Weiſe der vernichtende Schuldbeweis in die Hände des Prinzen gelangt war, bis ihm einer jener Charakterloſen, die vor dem Verkehr mit einem öffentlich Gebrandmarkten nicht zurückſchrecken, mittheilte, was der junge Schauſpieler über die Herkunft des Bildes ausgeſagt hatte. Sein Verwalter alſo war ein Betrüger, der ſich in frecher Weiſe an den ſeiner Hut anvertrauten Gegenſtänden vergriff. Erſt jetzt, als die Folgen ſeiner ſchurkiſchen That in ſolch erſchreckender Geſtalt an ihn herantraten, kam dem Leichtfertigen die Erkenntniß, wie thöricht es war, das Werk einer unſeligen Stunde nicht der gänzlichen Vernichtung preisgegeben zu haben. Aber aus dem Grabe der Vergeſſenheit, in welchem er es ruhen wähnte, war es aufgeſtanden, ihn zu verderben, zu vernichten. Rettung war nicht mehr möglich, aber er wollte ſich mit Trotz, mit Kaltblütigkeit wappnen.

Es war Tolnocky hinterbracht worden, daß der Prinz ſeit einigen Tagen jedesmal zur Mittagszeit in der Ausſtellung erſchiene und ihn vor den zahlreich ſich dort Verſammelnden verhöhne und verſpotte. Dies kam einer Herausforderung gleich. Wenn er ſich den Anſchein geben wollte, als ob es ihm allen Ernſtes noch darum zu thun ſei, ſeine Kavaliersehre zu retten, ſo mußte er für dieſen Schimpf Genugthuung verlangen.

In Begleitung einiger ſeiner Landsleute begab er ſich am folgenden Morgen in das Kunſtinſtitut und fand hier, wie er erwartete, den Prinzen in Geſellſchaft eines bekannten Malers und des Schauſpielers Adolf. Zu ſeiner größten Wuth mußte er Zeuge ſein, wie der Prinz in oſtentativer Weiſe auf das Bild wies und in erbittertem Tone ſeinen Namen nannte. Das war zu viel.

Gruppen von Herren und Damen ſtanden im Saale. Als dieſe den Grafen mit ſtürmiſchen Bewegungen eintreten ſahen, wurde ihre Spannung auf das nun Kommende bis zum höchſten angefacht. Keiner zweifelte mehr daran, daß ſich vor ſeinen Augen nun eine aufregende Scene abſpielen würde.

Außer ſich vor Erbitterung ſchritt Tolnocky auf den Prinzen zu. Dieſer empfing ihn mit einem Hohnlächeln. Seine Ruhe war eine erkünſtelte. Niemand ſah, wie ſeine Finger krampfhaft den Knopf der Reitgerte umſpannten, welche er in der Hand trug.

In drohender Haltung ſtanden ſich die beiden Männer gegenüber.

„Herr, was haben Sie ſich unterſtanden“, knirſchte der Graf.

„Eine Lüge habe ich aufgedeckt, eine gemalte Lüge, deren Urheber Sie ſind.“

„Ha, das iſt eine Schmach! Sie vergeſſen, daß ich ein Edelmann bin!“

Auguſtin brach in ein gezwungenes Lachen aus, in dem ſich eine grenzenloſe Verachtung für das kund gab, was ſein Gegner ſoeben nachdrücklich betont hatte.

„Ein Edelmann, haha! Jawohl, ein Edelmann, aber mit der Seele eines Buben.“

Die Züge des Grafen verzerrten ſich vor Wuth.

„Wagen Sie das Wort nicht noch einmal!“

„Doch, ich ſage es Ihnen ins Geſicht, hier erkläre ich es öffentlich, daß Sie ein ganz gemeiner Schurke, ein niederträchtiger Betrüger ſind!“

Die meiſten der Anweſenden, die lautlos dem peinlichen Vorgange gefolgt waren, überlief es kalt bei dieſer niederſchmetternden Anklage. Tolnocky war wie raſend. Er ſtand auf dem Punkte, ſich auf den Beleidiger zu werfen, der ihm das alles mit kalter Ruhe entgegenſchleuderte. Seine Freunde verſuchten, ihn aus dem Saale zu ziehen.

„Ich werde Sie niederſchießen“, brüllte er mit heiſerer Stimme.

„Doch zuvor nimm das, Hallunke“, entgegnete der Prinz, der ſich nicht länger mehr bemeiſtern konnte. Er trat mit erhobenem Arm einen Schritt vor, und ehe einer der Herren es zu verhindern vermochte, ſauſte die Reitgerte mit Wucht auf die Schulter des Grafen nieder.

Die Verſammelten waren erſchreckt von dieſer Kühnheit, ſtarren Blicks ſahen ſie einander an. Der Schlag hatte Tolnocky die Beſinnung wiedergegeben. Er ſprach kein Wort, aber drohend ſtreckte er dem Prinzen die geballte Fauſt entgegen. Dann entfernte er ſich raſch mit ſeinen Begleitern.

Zwei Tage ſpäter erfolgte die Forderung. Die Freunde Auguſtins drangen in ihn, dieſelbe abzuweiſen, ein Ehrloſer habe kein Recht, Genugthuung zu verlangen. Aber alles Zureden war vergebens; er wolle ihn tödten, äußerte der Prinz beſtändig. Adolf war untröſtlich, er fürchtete Schlimmes. Bianka wußte von nichts. — —

Das Duell fand an einem frühen Morgen in einem bei Wien gelegenen Gehölze ſtatt. Der Prinz geberdete ſich wie raſend, als er ſeines Gegners anſichtig wurde; er wollte ſich auf ihn ſtürzen und die Sekundanten hatten alle Mühe, dies zu verhindern. Die Selbſtbeherrſchung, welche er jetzt doch ſo nothwendig hatte, fehlte ihm vollſtändig.

Tolnocky lehnte mit verſchränkten Armen an einem Baumſtamm. Der Oberkleider hatte er ſich entledigt. Sein Geſicht war bleich, es verrieth keine Spur von Aufregung. Sein Stolz erlaubte es ihm nicht, irgend welche Reue zu zeigen, noch ſich zu vertheidigen.

Die Diſtance wurde abgemeſſen, fünfundzwanzig Schritte, und die Duellanten traten ſich gegenüber. Einen Blick des tödtlichſten Haſſes ſchleuderte der Prinz Tolnocky entgegen. Dieſer aber blieb kalt und ruhig. Wer vermochte zu errathen, was in dem Herzen des wilden Mannes vor ſich ging, den ſeine Leidenſchaft bis zum ſchmählichſten Verrath getrieben hatte, der ſeine edle, ſchöne Kunſt zwang, ſich bis zum Henkerdienſt herabzuwürdigen?

Es fiel der erſte Schuß. Auguſtin hatte ihn abgefeuert. Das Blei flog dicht am Ohre des Grafen vorbei und ſchlug in einen Baumſtamm. Kurz darauf krachte es zum zweiten Male. Blutüberſtrömt brach der Prinz zuſammen. Tolnockys Kugel hatte ihm das Herz durchbohrt.

* * *

In einem fernen Winkel des Friedhofes, da ruht Prinz Auguſtin. Schmucklos war das Kreuz, kurz die Inſchrift. So ernſtes Streben,

ſo hohe Wünſche deckte nun ein kahler Grabhügel. Wie bald hatten ihn alle diejenigen vergeſſen, die ſich im Leben ſeine Freunde nannten. Aber von dem Todten wollte keiner mehr etwas wiſſen. Sie hatten wichtigeres zu thun in der geſchäftigen, rauſchenden Stadt, als ſich eines armen Getäuſchten zu erinnern, der in der wilden Flut des Lebens elend zu Boden ſank.

Nur zwei Menſchen waren es, in deren Herzen noch ein warmes, inniges Gefühl der Freundſchaft, der Dankbarkeit für den Dahingeſchiedenen lebte: es war Bianka, die einſt ſo fröhliche, wilde Bianka, die aber jetzt ruhig und in ſich gekehrt geworden war, und der Schauſpieler Adolf. Beide hatte das Teſtament des Prinzen zu Erben eines nicht unbeträchtlichen Theiles ſeines Nachlaſſes eingeſetzt. Sie waren die einzigen, welche kamen, um von Zeit zu Zeit eine Blumenſpende auf das Grab des todten Freundes zu legen und ihm eine ſtille Thräne nachzuweinen. Hier war es auch, wo ihre Herzen ſich fanden. Sie wurden ein Paar. Nach Jahresfriſt zogen ſie fort von Wien. Dann kam niemand mehr.

Durch die verſchlafenen Gaſſen . . .

Durch die verſchlafenen Gaſſen
Wandle ich mit meinen Träumen
Mutterſeelenallein —
Schreite vergeſſen, verlaſſen,
Mit ſüßſeligem Säumen
Stumm in die Nacht hinein . . .

Von den Dächern rinnen
Perlende Mondlichtthränen
In die Schatten der Nacht
In der Bruſt mir tiefinnen
Iſt ein flutendes Sehnen
Traumhaft leiſe erwacht

Möchte Welten, verſunken
Und im Nebel zerſtoben,
Heben ans goldene Licht!
Möchte glückestrunken,
Sonnenſchleierumwoben,
Singen mein ſchönſtes Gedicht!

Von den Lippen mir fluten
Sollten, um Dich zu preiſen,
Perlende Melodien . . .
Aus meiner Seele Gluten
Sollte in Zauberweiſen
Ein Lenz Dir erblüh'n! . . .

Durch die verſchlafenen Gaſſen
Wandle ich mit meinen Träumen
Mutterſeelenallein —
Schreite vergeſſen, verlaſſen,
Mit beklommenem Säumen
Stumm in die Nacht hinein . . .

Hermann Conradi.

Die polnische Geistlichkeit.

Von H. P.

Wenn wir von der polnischen Geistlichkeit reden, so haben wir den römisch-katholischen Klerus des Königreiches Polen im Auge. Die herrschende Religion in Polen ist ja bekanntlich die katholische; orthodox sind nur die russischen Beamten und die russischen Soldaten, und zur evangelischen Kirche bekennen sich fast durchweg bloß Ausländer, vornehmlich Deutsche und Schweizer.

Die polnischen Geistlichen rekrutiren sich, wie fast überall in den katholischen Ländern, aus den niederen Ständen. Wenn sich Söhne wohlhabender Eltern oder gar Sprossen adeliger und fürstlicher Geschlechter dem Dienste des Altares weihen, so rechnen sie von vornherein auf ein höheres Kirchenamt; ein Adelsbrief bildet geradezu eine Anwartschaft auf ein Kanonikat oder auf einen Bischofsstuhl.

Was die wissenschaftliche Bildung der Pfarrer und der Vikare anbetrifft, so ist es damit ungemein schwach bestellt. Von einer universellen Bildung finden wir nirgends eine Spur. Während meines langjährigen Aufenthaltes in Polen bin ich unter der großen Menge der Geistlichen, welche ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, nur einem einzigen begegnet, mit dem man auch über nichttheologische Gegenstände sprechen konnte. Auf dem Lande oder in einer kleinen, schmutzigen Stadt unter einer engherzigen, abergläubischen und fanatischen Umgebung aufgewachsen, empfangen die Kandidaten des Priesterthums ihre erste Bildung auf dem Gymnasium der Gouvernements- oder Kreisstadt. Wenn man bedenkt, daß der größte Theil der Unterrichtszeit durch die russische Sprache, die russische Literatur und durch die russische Geschichte absorbirt wird, so kann man sich unschwer eine Vorstellung davon machen, was ein russisches Gymnasium in den alten Sprachen und in den Realien zu leisten vermag. So behauptete einmal ein Schüler der achten Klasse, also nach unseren Begriffen ein Oberprimaner, die lateinische Präposition contra regiere den Nominativ, während doch bei uns jeder Quintaner weiß und wissen muß, daß in keiner Sprache der Welt ein Vorwort mit dem

Nominativ verbunden werden kann. Sehr selten absolviren jedoch die Kandidaten das Gymnasium, sondern besuchen meistentheils nur die vier unteren Klassen, und dieses nur deßhalb, um vom Militärdienste befreit zu werden. Nachdem sie das Gymnasium verlassen haben, finden sie im Klerikalseminare ihrer Diöcese Aufnahme. Hier machen sie sich nothdürftig mit der theologischen Wissenschaft bekannt, d. h. mit der scholastischen Theologie; Kirchengeschichte und biblische Exegese lernen sie nur aus der Ferne kennen. Jedes freie Denken, jedes freie Wollen und jedes freie Handeln werden schon im Keime erstickt, und so treten sie denn aus dem Priesterseminare als blinde und willenlose Werkzeuge Roms, übernehmen die Führerschaft der Gemeinden und streuen überall den Samen düsteren Fanatismus, religiöser Unduldsamkeit und geistiger Knechtschaft aus.

Nur wenigen jungen Männern, und in der Regel nur solchen, welche für die höheren Stellen in Aussicht genommen sind, ist es vergönnt, ihre Studien im Auslande zu machen, besonders auf den Jesuitenschulen zu Innsbruck und Rom. Uebrigens sieht die russische Regierung dieses höchst ungern. Mir ist ein Fall erinnerlich, daß der Generalgouverneur einem Kandidaten der Theologie, welcher in Innsbruck studirte, durch den Diöcesanbischof bereits nach Ablauf eines Jahres die Alternative stellen ließ, entweder sofort in die Heimat zurückzukehren oder aber auf eine Verwendung im Kirchendienste innerhalb des Zarenreiches Verzicht zu leisten.

Die geistlichen Herren kleiden sich streng nach den Vorschriften des Konzils von Trient; im Gotteshause, wie im Salon, auf der Gasse, wie auf der Reise tragen sie die römische Sutane, welche hinsichtlich der Reinlichkeit manchmal viel zu wünschen übrig läßt. Statt der sonst üblichen Niederschuhe mit Schnallen haben sie jedoch größtentheils lange Stiefel, da erstere bei den grundlosen Wegen und Morästen in Polen wohl nicht angebracht sein dürften.

Es fehlt den polnischen Geistlichen keineswegs an lobenswerthen Eigenschaften. Die Gastfreundschaft, die in sämmtlichen Ländern slavischer Zunge in höchster Blüte steht, üben sie im ausgedehntesten Maße; was Küche und Keller bergen, tischen sie dem Gaste auf, mag er ihnen bekannt sein oder völlig fremd, ja wäre er auch ein Ketzer, und das ist doch in Polen das schlimmste Verbrechen! Ferner lieben sie Geselligkeit und Unterhaltung über alles; zu sogenannten Spaßverderbern zählen sie nicht. Wenn man den Polen, den „Franzosen unter den Slaven", nachrühmt, sie zeichneten sich durch feines Benehmen, durch elegante Manieren aus, so gilt solches auch von den geistlichen Herren; ihr Auftreten ist sicher und tadellos.

Allein die wenigen Tugenden werden von zahllosen Fehlern, um nicht zu sagen Lastern, übertroffen und verdunkelt. Der römische Klerus steht mehr denn in irgend einem anderen Lande der Regierung in geschlossener feindlicher Haltung gegenüber. Statt Boten des Friedens zu sein, statt allen Ernstes danach zu trachten, die tausend Wunden, aus welchen ihr Vaterland blutet, allmählich zu heilen, suchen die Geistlichen, so viel in ihren Kräften steht, das Feuer des Hasses gegen die bestehende Regierung zu schüren. Wo immer es sich um eine Agitation, um einen Angriff gegen den russischen Staat han-

delt, da wird man den Klerus stets an der Seite der oppositionellen Aristokratie finden. Beide, Geistlichkeit und Adel, träumen bis auf den heutigen Tag von einer Restauration Polens, aber die Bauern wollen, eingedenk der unwürdigen und unmenschlichen Behandlung, die sie erduldet, von einer Polenherrschaft nichts wissen und hängen voll unwandelbarer Treue an dem Zaren, welcher sie mit einem Federstriche aus Sklaven zu freien Menschen gemacht hat.

Und wie walten die polnischen Priester ihres ehrwürdigen Amtes? Sie halten den vorgeschriebenen Gottesdienst, spenden die Sakramente, segnen die Ehebündnisse ein und begraben die Todten, aber um die Schule, um die Bildung und Veredlung des Volkes kümmern sie sich mit nichten. Darf es uns da Wunder nehmen, daß die polnischen Bauern weder zu lesen noch zu schreiben verstehen, daß sie keine Ahnung haben von der großen, schönen Gotteswelt, daß sie der Trägheit und dem Müßiggange mehr als genug sich hingeben und allzu häufig im Wutki Vergessenheit für ihr freudloses Leben suchen? O, welch große Verdienste könnten sich die geistlichen Herren um ihr Vaterland, um ihre Brüder und ihre Schwestern, erwerben, wenn sie wahres und tiefes Heimatsgefühl zu empfinden vermöchten, wenn sie bedenken wollten, daß sie als Seelsorger, als Rathgeber, als Freunde, als Väter zu den Gemeinden geschickt seien, nicht aber um die Leute zu verdummen und nach Kräften sie auszubeuten!

Was die Ausbeutung der Gemeindemitglieder seitens der Pfarrer angeht, so kann man sich davon gar keinen Begriff machen; es ließe sich ein ganzes Buch darüber schreiben. Welche Summen werden den Armen abgenommen für den „Gefangenen im Vatikan", für Meßopfer „zur Errettung verstorbener Verwandter aus den Qualen des Fegefeuers", für Kirchen- und Kapellenbau, für Wallfahrten ꝛc.! Unerhört ist namentlich der entsetzliche Mißbrauch, welchen man mit den Stolgebühren treibt. Allerdings hatte die russische Regierung die Taxen für Taufen, Trauungen, Beerdigungen ꝛc. genau festgesetzt, aber niemand kehrt sich an die gesetzlichen Vorschriften. Eine Taufe kostet z. B. einen polnischen Gulden, also ungefähr dreißig Pfennige, allein selbst dem ärmsten Bauer wird der Pfarrer das Kind nicht taufen ohne fünf Rubel (zehn Mark); mag der arme Schlucker sehen, woher er das Geld nimmt. Eine Klage beim Gerichte würde nichts fruchten; denn bekanntlich stehlen in Rußland sämmtliche Beamte, und „eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus". Die Geistlichen pflegen ihre Forderungen nach dem Stande und dem Reichthume desjenigen einzurichten, welcher ihre Hilfe beansprucht; je höher gestellt, je wohlhabender derselbe ist, desto mehr muß er zahlen. In welcher Weise die Hochwürden zu Werke gehen, davon ein Beispiel.

Einem Bauer in Mrzyglod war die Frau gestorben. Der Pfarrer verspricht dem Wittwer, gegen eine Baarzahlung von 150 Rubeln (300 Mark) die Leiche aus dem Trauerhause abzuholen, nach dem Kirchhofe zu geleiten und am offenen Grabe einige Worte zu sprechen. Tag und Stunde, da das Begräbniß festgesetzt ist, bricht an; sämmtliche Leidtragende sind versammelt, nur der geistliche Herr ist noch nicht erschienen. Endlich sieht man denselben im vollen Ornate, begleitet von dem Sakristan und den Chorknaben, langsam die Straße

herabkommen. Allein wer beschreibt das Erstaunen der Menge, als der Hochwürdige plötzlich etwa zweihundert Schritt vom Hause entfernt ruhig mitten auf der Straße stehen bleibt! Die Leute schütteln die Köpfe, man winkt ihm, daß er näher komme — er verzieht keine Miene. Man schickt Boten und läßt ihn höflich ersuchen, in das Trauerhaus sich zu bemühen — vergebens, er erklärt rundweg, er könne nicht kommen. Außer sich vor Angst und Bestürzung eilt endlich der Wittwer selbst zum Pfarrer.

„Ich bitte, ich beschwöre Ew. Hochwürden", ruft er flehend, „holen Sie doch die Leiche ab, wie Sie es mir versprochen haben!"

„Ja, siehst Du, mein Lieber", antwortete der Geistliche, „für die lumpige Summe, welche Du mir zahltest, kann ich keinen Schritt weiter gehen."

„Jesus, Maria und Joseph!" jammert der Bauer. „Um der Barmherzigkeit Gottes willen, ich bitte Ew. Hochwürden, thun Sie mir und der Verstorbenen doch nicht eine solche Schmach an!"

Der geistliche Herr zuckt leicht mit den Achseln.

„Fordern Sie, Herr Pfarrer", fährt der Wittwer fort, „fordern Sie, ich will ja alles zahlen — nur kommen Sie in mein Haus!"

„Gieb mir noch fünfzig Rubel!"

„Gern, Hochwürden, kommen Sie!"

„Nein, mein Freund, erst hole das Geld und dann gehe ich mit Dir."

Der unglückliche Mann zahlte die verlangte Summe, und hierauf fand die Beerdigung in gehöriger Weise statt.

Eines Kommentars hierzu bedarf es nicht. Wir gehen zu einem zweiten Beispiel über.

In Krumolow hatte ein Schmuggler seine Gattin und seine Kinder verstoßen und lebte in wilder Ehe, ein Fall übrigens, welcher in Polen keineswegs zu den Seltenheiten gehört. Die Concubine starb. Der „Pascher" prahlte abends im Wirthshause, seine „Haushälterin" würde auf dem Gemeindefriedhofe unter den „ordentlichen Christgläubigen" ihre letzte irdische Ruhestätte finden. Dagegen protestirten jedoch die Bauern und meinten, der katholische Glaube verlange, daß jenes Weibsbild, welches ohne Sakrament gestorben, hinter der Kirchenmauer in ungeweihter Erde begraben werde.

„Wollt Ihr wetten?" rief der Schmuggler.

„Zweihundert Rubel!" schrie ein wohlhabender Gutsbesitzer, welcher bereits zu tief ins Glas geguckt hatte.

„Die Wette gilt", lautete die Antwort. „Morgen gehe ich zum Pfarrer, und abends theile ich Euch das Resultat mit."

Am nächsten Vormittag begab sich Petronelli, so hieß der Mann, zum Geistlichen und trug sein Anliegen vor.

„Was denkt Ihr denn eigentlich?" fuhr der Pfarrherr ihn an. „Das ist ja rein unmöglich. Eine liederliche Frauensperson, die in ihren Sünden dahingefahren ist, soll auf dem Kirchhofe unter ehrlichen Christen ihr Grab finden? Davon kann gar keine Rede sein — hinter der Friedhofsmauer soll sie ohne Sang und Klang begraben werden!"

„Hochwürdiger Herr Pfarrer, Sie werden doch nicht über eine Todte zu Gericht sitzen wollen? Sie hat ja bereits vor dem Richterstuhle des allwissenden Gottes gestanden."

„Was wollt Ihr? Das Kirchengesetz schreibt vor, daß dem unbußfertigen Sünder das kirchliche Begräbniß verweigert werde."

„Hm, hm, ich weiß das", meinte der Schmuggler, „aber ich will ja ein gutes Sühngeld an die Kirche zahlen und zahlreiche Seelenmessen für die Verstorbene lesen lassen."

„Nun ja, das ist ja ganz schön, mein Lieber. Wie viel gedenkt Ihr zu opfern?"

„Hundert Rubel, Hochwürden."

Der geistliche Herr wurde freundlicher.

„Das ändert allerdings die Sache. Wenn eine entsprechende Sühne geleistet wird, so kann man von dem strengen Kirchengesetze absehen."

Petronelli legte einen Hundertrubelschein auf den Tisch.

„Wann soll die Beerdigung sein?" fragte der hochwürdige Herr.

„Uebermorgen, Herr Pfarrer, vier Uhr nachmittags, falls Sie nichts dagegen einzuwenden haben."

„Schon gut!"

Der Schmuggler räusperte sich und strich verlegen seinen Schnurrbart.

Habt Ihr vielleicht noch einen Wunsch oder eine Bitte vorzutragen?" forschte der Geistliche.

„Ja wohl, Herr Pfarrer, ich bitte Sie, die Leiche aus meinem Hause abzuholen und am Grabe einige Worte sprechen zu wollen."

Da wurde der Hochwürdige ernstlich böse.

„Ihr unverschämter Mensch, wißt Ihr, was Ihr da redet?" rief er ärgerlich. „Wollt Ihr mich zum besten haben?"

„Hochwürden, ich verlange ja nichts umsonst. Ich kenne Ihr gutes Herz, Sie werden mir meine Bitte nicht abschlagen."

„Hm, hm, hm, Ihr habt gut reden, aber was werden die Leute sagen?"

„Wenn der hochwürdige Pfarrer etwas thut, so finden alle das ganz in der Ordnung."

Nach langem Hin- und Herreden einigte man sich endlich um den Preis von weiteren hundert Rubeln. Der Pfarrer holte die Leiche ab, segnete sie ein und hielt am Grabe eine längere Rede, in welcher er die Tugenden und Vorzüge der Entschlafenen schilderte und besonders darauf aufmerksam machte, wie „die Verewigte bis zur letzten Stunde bestrebt gewesen sei, dem Manne das Leben leicht und angenehm zu machen."

Petronelli lachte ins Fäustchen, die Bauern kratzten sich hinter den Ohren, und Herr Jaszek mußte die ganze „Leichenfeier" bezahlen.

„Nomina sunt odiosa" — übrigens sollen auf Wunsch die Namen der Geistlichen genannt werden. Was hier geschildert ist, kann durch vielfältiges Zeugniß bewiesen werden.

Die Termiten.

In ihrer Lebensweise stehen die Termiten den Ameisen sehr nahe und wurden unter dem Namen, „weiße Ameisen“ lange zu diesen gerechnet, aber sie gehören nicht wie diese zu der Insektenklasse Hautflügler (Hymenoptera), sondern zu den nagenden Netzflüglern (Neuroptera corrodentia), deren Repräsentanten bei uns die Bücher- oder Staublaus und die Holz- oder Papierlaus sind, die als Larven alte Papiere, Schmetterlingssammlungen und dergleichen zerstören und in Staub verwandeln.

Von den Termiten (Termes) sind gegenwärtig 22 verschiedene Arten bekannt, 9 in Afrika, 9 in Amerika, 2 in Asien, 2 in Australien; 3 wohl nur eingeschleppte finden sich in Europa. Gleich den Ameisen leben sie in Gesellschaften und zerfallen wie diese in Männchen, Weibchen und Geschlechtslose (Neutrale); letztere wiederum in zwei unterschiedene Kasten: Arbeiter und Krieger; letztere mit einem gewaltigen Kopf und mächtigen Kinnbacken sind männliche Neutrale, die erstern viel kleinern sind weibliche Neutrale. Anscheinend machen sie keine vollständigen Metamorphosen durch, denn die eben aus dem Ei geschlüpften unterscheiden sich von den ausgewachsenen nur durch die Körperkleinheit.

Die Männchen und ganz ausgebildete Weibchen haben vier große transparente Flügel, deren vorderes Paar größer ist als das hintere. Zu Beginn der Regenzeit verlassen sie die Nester in Myriaden, so daß die Luft wie mit dichten, weißen Schneeflocken gefüllt ist, worauf sie die Flügel verlieren und zu Boden fallen. Nun sind Vögel und andere Feinde so eifrig hinter ihnen her, daß nur wenige Paare dem Verzehrtwerden entgehen; die Ueberlebenden werden von den Arbeitern sorgfältig behütet und werden Könige und Königinnen neuer Kolonien, denn ein einziges Paar genügt zur Gründung einer Ansiedelung. Sie sind viel größer als Arbeiter oder Krieger und werden in enger Gefangenschaft gehalten, denn die Thüren sind zu klein, als daß sie hindurchschlüpfen könnten. Man findet die Königin stets trächtig auf,

mit von Eiern unförmlich erweitertem Leibe. Michelet sagt darüber: „Dieses weiche, weißliche Thier, eher lauter Bauch als ein lebendes Wesen, hat mindestens die Größe eines Mannesdaumens, ein Reisender hat eine Termitenkönigin von der Größe eines Flußkrebses gesehen. Je größer sie ist, desto fruchtbarer, desto unerschöpflicher ist sie, desto mehr wird diese entsetzliche Insektenmutter von ihrem Pöbel vergöttert. Sie scheint dessen Ideal alles Schönen, dessen Poem, dessen Enthusiasmus zu bilden. Nimmt man mit anderem Gerümpel einen Theil der Termitenstadt hinweg, so geht das Volk an der Bresche sofort an das Werk, zum Schutze des verehrten Hauptes der Stammesmutter eine Wölbung zu bauen, ihre Königszelle wieder herzustellen, die bei genügendem Material der Mittelpunkt, die Basis der erneuten Stadt werden wird. Ich bin keineswegs erstaunt über die excessive Liebe, welche das Volk diesem Instrumente der Fruchtbarkeit entgegenbringt. Stellten diesem Geschlechte nicht so viele Feinde nach, so würde diese in Wahrheit erstaunliche Mutter es zu Herren des Erdballs, ja, zu dessen alleinigen Bewohnern machen. Nur die Fische würden übrig gelassen werden, alles andere mit Einschluß der Insekten würde verschwinden. Es sei nur erwähnt, daß die Bienenmutter nicht in einem Jahre so viel Nachkommenschaft hat, wie die Termite in einem Tage produziren kann. Durch ihre Leistungsfähigkeit würde ihr Volk alles verzehren, da dieses aber schwach und schmackhaft ist, so wird es verspeist." Die von einer einzigen Termitin zutage geförderte Zahl der Eier grenzt an das Unbegreifliche. Sie soll in jeder Sekunde eines legen, und da dies ohne Aufhören wochen-, ja monatelang anhält, so kann man sich eine Vorstellung machen, wie viele Millionen dies im Jahre von einer Termitenmutter ergeben muß!

Die Arbeiter und Krieger haben keine Flügel, sind schon im Augenblicke des Schlüpfens aus dem Ei von Männchen und Weibchen ganz verschieden und entwickeln ohne besondere Nahrung nicht die charakteristischen Kennzeichen derselben. Wodurch diese ungleiche Entwickelung der sonst ganz gleichen Eier verursacht wird, ist noch nicht ermittelt. Die abweichenden Erklärungen dafür von Burmeister, Guerin und Erichson haben durch Wood ihre Berichtigung gefunden. Die Arbeiter der größten Termitenspezie, der afrikanischen Termes fatalis oder bellicosus, haben etwa die Gestalt einer großen Ameise und sind ihr auch etwas ähnlich. Ihre Körper sind sehr weich, aber sie sind mit Kiefern versehen, mit welchen sie die härtesten Substanzen zerstören können. Ihre Aufgaben sind, die Wohnungen zu errichten, sie in baulich gutem Zustande zu erhalten, das Königspaar zu bedienen, vom Ei an die junge Brut zu nähren und zu pflegen und die Vorräthe an Nahrung zu ergänzen.

Die Krieger bilden etwa nur den hundertsten Theil der Bevölkerung. Sie sind zweimal so lang und fünfzehn Mal so schwer wie die Arbeiter. Ihre Köpfe sind hornig und viel länger als ihr Körper, ihre Kiefer größer als diejenigen der Arbeiter und eher als Kriegswaffe denn als Handwerkszeug geeignet. Sie sind die Vertheidiger der Kolonie und halten in dieser auf Ordnung; sie erfüllen diese Pflichten ebenso treu als energisch. Auf ihren Biß tritt sogleich Blut hervor und sie sterben eher, als daß sie losließen. Die barfüßigen

und nur wenig bekleideten Neger werden stets in hastige Flucht geschlagen, wenn sie einen Angriff auf eine Termitenburg wagen. Der Termitenbiß dringt auch durch die Kleidung des Europäers und verursacht auf dem nackten Körper des Negers unerträgliche Schmerzen. Aber seltsamerweise sind diese schrecklichen Helden, auf welchen die Sicherheit eines zahlreichen Volkes beruht, völlig blind und sie gewähren einen komischen Anblick, wenn sie auf eine Berührung blindlings ihre monströsen Köpfe von Seite zu Seite werfen und ziellos um sich schnappen.

Die Wohnungen, in Guinea „Bugga-Bug" genannt, sind mit wunderbarer Geschicklichkeit gebaut. Diese, wissenschaftlich **termitaria** genannt, sind kegelförmige Hügel, umgeben von andern Hügeln, die immer kleiner werden, je weiter sie von dem Centralbau entfernt sind, bestehend aus einer zu harter, fester Masse verarbeiteten Lehm. Tschudi erzählt, daß es ihm nie gelungen sei, mit einem guten Mineralienhammer Stücke loszuschlagen, daß eine auf 40 Schritt abgeschossene Spitzkugel in der Wand des Termitenbaues stecken blieb. Sie sind so massiv, daß sie das Gewicht eines erwachsenen Mannes tragen. Figuier berichtet, daß sogar Büffel hinaufsteigen und sie als Wachthürme benutzen, um von der Höhe nach etwa heranschleichenden Löwen oder Panthern auszuschauen. Diese Hügel sind 3 bis 4 Meter hoch, ja ein Reisender giebt sogar 6 Meter Höhe an. Die Wände dieser im Verhältnisse zu der Größe der Termiten gigantischen Bauwerke haben eine Stärke von 5 bis 6 Meter. Der Eingang befindet sich in beträchtlicher Entfernung von dem Hügel und ist mit dem Innern desselben durch unterirdische Gänge verbunden. Jedes **termitarium** enthält eine riesige Anzahl Zellen und Verbindungsgalerien, gebaut aus Thon oder Pflanzensubstanz, die durch den Speichel der Arbeiter mit Gummi verkittet sind. Auf gleichem Niveau mit dem Erdboden und im Mittelpunkte befindet sich das Zimmer des Königspaares, das länglich oval wie ein Backofen anfangs etwa 3 Centimeter, dann mit dem Wachsthume der Königin wohl bis 24 Centimeter lang ist. Die den Königssalon umgebenden Gemächer sind von Arbeitern und Kriegern bewohnt, während die nach außen hin gelegenen Zellen als Vorrathsräume dienen und stets reichlich mit Nahrung gefüllt sind. Die Eierzellen oder Ammenstuben ruhen auf Pfeilern, welche sich über der königlichen Zelle erheben. Ueber den Zellen für die Sprößlinge befindet sich ein großes leeres Gewölbe, etwa ein Drittel so groß wie der gesammte Mittelkegel: er dient nicht allein zur Ventilation der Kinderstuben, sondern mäßigt auch die Temperatur im ganzen Baue. Die Verbindungskorridore zwischen den Zellen sind 1 bis $1^1/_3$ Meter über dem Niveau des Bodens, sie sind gekreuzt von andern, bisweilen spiralig angelegten, engeren Galerien. Ein **termitarium** ist nicht immer das Werk ausschließlich einer Termitenspezies, sondern es können sich mehrere daran betheiligt haben. Im letztern Falle hat jede Spezies ihre besondere Methode der Materialbereitung und beschränkt ihre Arbeit auf eine bestimmte Stelle.

Ein Reisender, der die Termiten beim Bauen beobachten wollte, schlug mit der Axt eine Bresche in einen Hügel. Sofort erschien ein Krieger, gleich nach ihm einige andere und in sehr kurzer Zeit stand

eine ganze Armee am Platze. Da sie blind sind, so entstand eine amüsante Verwirrung, wie sie übereinander stolperten, die Hügelwand hinabkollerten und nach allem bissen, womit sie in Berührung kamen. Aber bald kamen sie zu ihren Sinnen und das Gewühl hörte auf. Da der Reisende sie nicht weiter beunruhigte, so zogen die Krieger endlich ab, und Schaaren der kleinen Arbeiter eilten herbei, jeder mit einer Ladung fertigem Mörtel, die er am Rande des Loches niederlegte und dann mehr holte. So groß war ihre Anzahl und mit solchem Eifer arbeiteten sie, daß in einer halben Stunde die Bresche ausgefüllt war. Die Menge, Gestalt und Regelmäßigkeit dieser Bauten ist in manchen Gegenden derart, daß man sie mit Gruppen von Negerhütten verglichen hat.

Die Arten Termes mordan und Termes atron bauen regelmäßige Säulen, die von kegelförmigen, vorspringenden Kapitälen überragt sind. Diese seltsamen Bauten haben etwa 60 Centimeter Höhe, bestehen aus schwarzem Thon und sehen wie große Pilze aus. Nur wenige Arten bauen ringsum die Aeste und Wurzeln von Bäumen, so ist die Termes cumulans (Cupim do café) ein beständiger Feind des brasilianischen Kaffeebaumes, denn sie baut ihre abgerundete Lehmwohnung um die Wurzeln meistens der kräftigsten und größten Kaffeebäume, wodurch diese absterben, wenn nicht schnelle Abhilfe geschieht, indem die Termiten ihre Gänge unter der Rinde bis zur Krone des Baumes bohren. Die Bauten an Baumästen haben bisweilen die Größe eines Zuckerfasses, sie bestehen zwar nur aus zusammengesteckten Holzstückchen, sind aber dennoch imstande den wüthenden Orkanen der Tropen zu widerstehen.

Die Gewohnheiten der Wandertermiten sind ebenfalls interessant; sie beobachtete der englische Reisende Smeathman in Südafrika. Zunächst erregte ein zischender Laut seine Aufmerksamkeit, worauf er einige Schritte zur Seite ging und eine Armee Termiten aus einem Erdloche hervorströmen sah; sie kamen in immensen Schaaren mit außerordentlicher Schnelligkeit hervor. In kurzer Entfernung von dem Loche theilten sie sich in zwei Heersäulen, fast lauter Arbeiter, 12 bis 15 dicht gedrängt in jeder Reihe mit hier und da einem Krieger, zu beiden Seiten jeder Säule marschirten zahlreiche Krieger, jeden Augenblick bereit, einem etwaigen Angriff auf die Arbeiter zu begegnen. Das Seltsamste war jedoch, daß etliche Krieger auf 4 bis 5 Meter hohe, am Wege stehende Pflanzen kletterten und sich auf die Spitzen der Blätter stellten, wie um den Marsch der Armee zu überwachen. Dann und wann klopften sie mit ihren Kiefern auf die Blätter und bewirkten ein Geräusch, dieses Signal wiederholte die ganze Schaar und gehorchten ihm, indem sie mit noch größerer Eile vorwärts stürmten, bis die beiden Säulen sich vereinigten und in einigen Erdlöchern verschwanden. In anscheinend unverminderter Menge dauerte dieser Vorbeimarsch länger als eine Stunde.

Die von den Termiten verursachten Verwüstungen würden unglaublich erscheinen, wenn sie nicht durch die Berichte glaubwürdiger Forscher verbürgt wären. Sie nagen sich in die härtesten Stoffe, namentlich Holz, das ihnen die liebste Speise zu sein scheint. Stanley, der Auffinder Livingstones, fand bei Revision seiner Vorräthe,

daß die Termiten nicht nur die Gewehrkisten, sondern auch das Holzwerk der Gewehre selbst verzehrt hatten. In den Wohnhäusern bedarf es der größten Wachsamkeit, sich gegen diese verwüstenden Thiere zu schützen. Die Füße der Bettstellen, Tische und Stühle werden in Wasser enthaltende Gefäße gesetzt. Nichts entgeht der Vernichtung, woran sie gelangen können: Stiefel, Schuhe, der Inhalt der Koffer wird in einer einzigen Nacht zerstört, wenn man sie am Boden stehen läßt. Selten bekommt man die Termiten zu Gesicht, sie arbeiten so im geheimen, daß meistens alle Vorsichtsmaßregeln fruchtlos sind. Sie zernagen alles nur von innen, so daß noch ein äußeres Gerüste, eine dünne Schale stehen bleibt, das dann bei der geringsten Berührung zum staunenden Schrecken des Besitzers zusammenstürzt, worüber spaßhafte Geschichtchen erzählt worden. Haben sie die Gänge von ihrem Bau bis unter ein Gebäude ausgedehnt, so höhlen sie die Fußböden, die Balken und Sparren aus, und wenn der Schaden nicht rechtzeitig ausgebessert wird, so können sie wirklich ganze Häuser zerstören, wie sie im Jahre 1814 den Palast des Generalgouverneurs zu Kalkutta demolirten und in den sechziger Jahren ein Linienschiff auf der Werfte von Bombay durch inneres Zernagen zum Zusammenbrechen brachten. Nach Humboldt haben in Mexiko die Termiten alle geschichtlichen Dokumente verzehrt. „Sie können", sagt Leunis, „sich in einer Nacht durch den Boden eines dicken Koffers fressen und dessen ganzen Inhalt an Kleidungsstücken verzehren. Sie sind besonders den Bewohnern des niederländischen Indiens höchst lästig und haben dort auch an Papiergeld schon großen Schaden angerichtet und einmal die Schäfte der Gewehre derart zernagt, daß diese neu geschäftet werden mußten. Andererseits sind sie ungetreuen Staatsdienern oft willkommene Gäste, denn Archive aus früheren Zeiten geben an, daß die „weißen Ameisen" baares Geld, Waffen und Munition gänzlich aufgefressen, sogar den Wein und Genever aus Kisten mit vollen Flaschen gänzlich ausgesoffen hätten!"

Die Ende des vorigen Jahrhunderts mit Waarenballen nach Südfrankreich eingeschleppte Termes lucifugus (die lichtscheue Termite) zerstört dort nach Angabe von Quatrefages in La Rochelle, Rochefort, Saintes und anderen Orten Holzmagazine und Häuser. In Tournay-Charente stürzte eine lustige Tischgesellschaft durch den von Termiten unterminirten Fußboden des Speisesaals in den Keller hinab. Im Bureau des Präfekten von La Rochelle öffnete eines Tages ein Sekretär eine Kiste mit Amtsdokumenten, die äußerlich im besten Zustande zu sein schienen, als er sie jedoch herausnehmen wollte, zerfielen sie in seiner Hand zu Staub. Die Termiten hatten ihr lichtscheues Werk gethan! Termes flavicollis (die gelbhalsige Termite) zerstört in der Umgegend von Marseille Oelbäume und Termes flavipes (die gelbfüßige) war, wie Kollar angiebt, in die Gärten von Schönbrunn bei Wien eingedrungen und hatte schon angefangen, sich anzusiedeln, als sie durch die Winterkälte vernichtet wurde.

Aber selbst diese schädlichen Thiere haben im Haushalte der Natur ihre Aufgabe zu erfüllen. Sie sind nicht nur Straßenreiniger, indem sie thierische und pflanzliche Abfälle beseitigen, sondern sie dienen den Eingeborenen auch als Speise. Wie geschätzt sie in dieser

Beziehung sind, zeigt eine Mittheilung Livingstones. Eines Tages unterhielt er sich mit einem Häuptlinge über einige Delikatessen, und dieser fragte ihn, ob er schon einmal weiße Ameisen gekostet habe. Er verneinte. „Aha", sprach der Häuptling, „hättest Du das, so würdest Du nie nach etwas besserem begehren!" Der Reisende Anderson gab einst Palany, einem Bayein-Häuptlinge, Aprikosen-Marmelade zu schmecken und mußte hören: „Das schmeckt zwar ganz nett, aber lange nicht so gut wie weiße Ameisen!"

Das von einer Termite Südamerikas (Termes destructor) in eine feine Filzmasse verwandelte Holz gebrauchen die Indianer, ebenso wie die von gewissen Ameisen bereitete ähnliche Masse, als Zunder (sogenannter „Ameisenzunder").

Dr. H. vom Haff.

Daheim.

Von Bernhard Hoff. Deutsch von Emil Jonas.

Sie kehrten heim. Wie ein heiteres Spiel hatte ihre Ehe begonnen, und die Berge am Rhein waren der Rahmen um ihr junges Glück gewesen. Jetzt zogen sie heimwärts.

Er hielt ihre Hand in der seinigen, mit dem Arm sie an sich schmiegend, leise flüsternd, indem er versuchte, sie zu einem Lächeln zu bewegen. Aber sie war ernst und schweigsam geworden.

Die Lokomotive pustete und stöhnte. Ihre Hand zitterte in der seinen. Dann glitt der Zug in die Halle und hielt am Perron.

„Sind wir da?“ fragte sie erschreckt.

„Ja, Ingeborg, jetzt sind wir daheim!“ Er beugte sich tiefer auf sie herab und küßte sie auf die Wange. Der Kuß war kalt.

Der Schaffner riß die Thür auf. Er sprang heraus, setzte den Reisekoffer auf dem Perron nieder und sah sich lächelnd um. Dann hob er schnell seine junge Gattin aus dem Waggon.

Sie drückte sich ganz in die Ecke der Equipage des Konsuls, die ihrer vor dem Stationsgebäude harrte. Er war außerordentlich aufgeräumt, gab Trinkgelder an alle möglichen Leute, nickte dem Briefträger zu, trällerte — und ringsum flüsterten die Menschen miteinander.

Der Weg macht eine Biegung, der Wagen fährt längs der See. Der Abend ist still. Das Meer wirft die Röthe des Himmels ruhig zurück, die Buchen am Wege flüstern leise einander zu. Ein würziger Duft blühender Linden schwebt herüber und drunten im Gebüsch flöten die Nachtigallen. Und in der Stille des Abends breitet sich langsam der Schleier der Nacht über die schlummernde Natur.

„Du bist so schweigsam?“

„Mir ist bang.“

„Bang?“

„Ja, Wilhelm. Du mußt nicht böse sein — ich kann nicht dafür, aber in der That, mir ist bang.“

„Aber wovor denn?“

Sie antwortet nicht. Der Lindenduft weht auf sie herab wie eine warme Woge, aus dem Gebüsch bebt ein langgezogener Ton hervor. Sonst herrscht die Stille der Sommernacht überall.

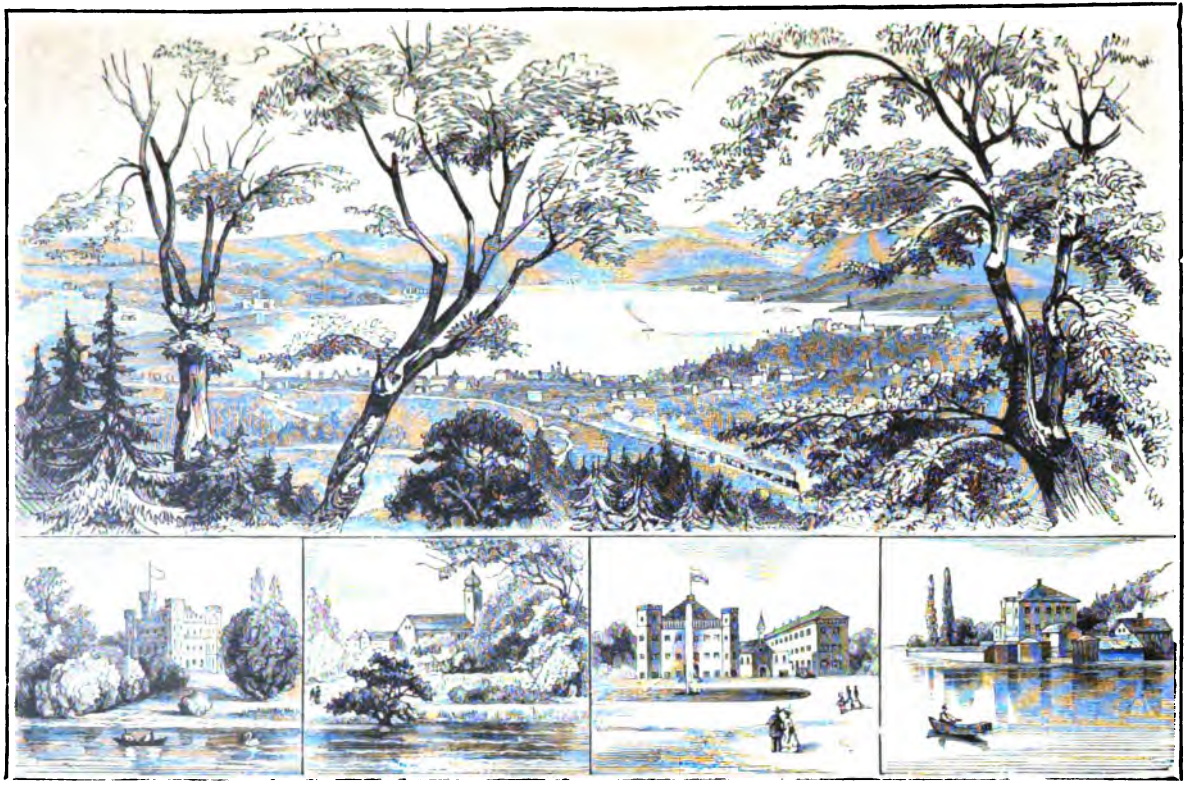
„Ist Dir bang vor dem Leben, das Du mit mir führen sollst?“

„Nein, nein, Wilhelm —, aber . . .“

„Aber . . .?“

„Mir kommt es vor, als ob ich jetzt erst Deine Frau werden sollte.“

Sie erreichen die Stadt, und der Wagen rollt über die stillen Straßen dahin. Die Bewohner sind im Begriff, zur Ruhe zu gehen, nur hier und dort in den Häusern gewahrt man noch erhellte Fenster, die Straßen sind menschenleer. Endlich hält der Wagen.



Berg. Bergried. Possenhofen. Ammerland.

Starnberger oder Würmsee.

Ex Libris

„Hier ist es, Ingeborg!“

Den Arm um ihre Taille schlingend, führt er sie die Treppe hinauf, an den Mädchen vorüber, die an der Straßenthür stehen und sich grüßend verneigen.

Sie ist blaß und er bemerkt, daß sie zittert.

„Sei nur guten Muthes“, flüstert er, „ich laufe die Treppe voran!“

Sie bleibt einen Augenblick stehen und stützt sich auf das Treppengeländer. Dann trocknet sie die Augen und erhebt den Kopf.

„Alles ist in Ordnung!“

Er tritt mit strahlendem Gesicht aus dem Zimmer heraus.

„Ich werde Dir die Augen verbinden, Ingeborg — und dann, wenn Du mitten im Zimmer stehst, nehme ich die Binde ab.“

Und er verbindet ihr mit dem Taschentuch die Augen.

„Jetzt!“

Sie steht mitten im Zimmer. Mit einem einzigen Blick überschaut sie alles.

„Hier ist es herrlich!“

„Nicht wahr, hier ist es schön?“

„O, Wilhelm, wer hat uns doch die Kandelaber geschenkt?“

„Holtens.“

„Sie sind wirklich prächtig!“

„Und der Teppich —?“

„Wir haben auch einen Teppich?“

„Ja, den habe ich selbst gekauft.“

„Aber eigentlich müßte er während des Sommers nicht gebraucht werden.“

„Nein, natürlich nicht. Er wird auch wieder weggenommen werden, Du solltest nur sehen, wie er sich ausnimmt!“

„O, wie weich das Sopha ist!“

„Ja, aber probire einmal den Schaukelstuhl!“

„O ja, Du hast recht!“ Und sie beginnt, sich auf dem Stuhle zu schaukeln.

„Und die Lehnstühle —“

„Ja, die Lehnstühle!“ Dann laufen sie wie zwei Kinder umher und probiren alle Stühle.

„Wollen wir jetzt nicht den Thee einnehmen?“

„Ja, laß uns Thee trinken.“

Sie eilt ins Speisezimmer.

„Nein, wie niedlich, wie allerliebst hier alles ist!“ Sie schänkt den Thee ein, aber sie hat keine Ruhe, ihn zu trinken.

Während er trinkt, öffnet sie alle Schränke, guckt in alle Schiebladen, läuft hinaus und kommt herein. Dann setzt sie sich ruhig nieder und blickt ihren Mann an, der immerfort speist, lacht und dabei ein weich gekochtes Ei in die unrechte Kehle bekommt. Plötzlich springt sie wieder auf und eilt hinaus.

Wilhelm hört ihr Lachen von der Küche her. Endlich ist er mit dem Abendessen fertig. Draußen in der Küche stehen die Mädchen und kichern zusammen.

„Wo ist meine Frau?“ ruft er mit einem ganz neuen Behagen.

„Die Frau ist — ins Schlafzimmer gegangen.“ Beide Mädchen erröthen bei diesen Worten.

Wilhelm öffnet leise die Thür. Es ist halb finster darin. Der Schein der Lichter vor dem Spiegel verliert sich in den Falten der Gardinen, unter den Draperien der dunklen Portière ist die Luft etwas schwer.

„Wo ist sie?“

Er macht leise ein paar Schritte. Halb verborgen hinter dem Vorhang des Himmelbettes steht sie, die daunengefüllte seidene Steppdecke über den Arm geschlagen, und läßt langsam die Hand über die Decke gleiten, als ob sie den weichen Stoff liebkose.

„Ingeborg!“

„Bist Du es?“ Sie läßt schnell die Decke fallen und flieht, die gerötheten Wangen in den Händen, an ihm vorüber.

Er hinter ihr her.

Dann wird alles besehen, und Lächeln und Ernst wechseln auf ihrem Gesicht.

„Jetzt hast Du alles gesehen.“

„Ja, und es ist alles sehr schön!“

„Und doch lächelst Du nicht, wie auf der Reise!“

„Nein, denn nun müssen wir auch ernst sein.“

„Weßhalb?“

„Jetzt ist es ja Ernst!“

„Und früher?“

„Früher? Ja früher, — Du wirst mich auslachen, wenn ich Dir sage, was ich früher dachte.“

„Gewiß nicht — außerdem mußt Du mir alles sagen, was Du denkst — ich besitze ja auch Deine Gedanken!“

„Aber es ist gewiß nicht hübsch von mir, so zu denken.“

„Alles, was Du denkst, ist hübsch und gut! Sage es mir —“

Sie sitzt auf einem niedrigen Stuhl zurückgelehnt. Das Licht der Lampe fällt auf ihr Gesicht, auf dem Röthe mit Blässe wechselt, aber ihre Augen schließen sich halb, als ob sie seinem Anblick ausweichen wolle. Er kniet auf dem Teppich neben ihrem Stuhle nieder, den Arm um ihre Taille geschlungen. Und durch die offenstehenden Fenster strömt die Kühle der Sommernacht herein.

„Damals, als wir uns verlobten, Wilhelm, bekam ich eines Tages, als Du eben abgereist warst, einen Brief, der — der mir — sehr weh that —“

„Einen Brief?“

„Ja, einen Brief von — einer Dame. Deine Hand zittert, Wilhelm — Du weißt sehr gut, von wem der Brief kam! Er war von —“

Sie hält inne, sie vermag das Wort nicht auszusprechen. Er sitzt halb emporgerichtet mit gebeugtem Kopfe da.

„Zuerst weinte ich sehr viel, ich war ein Kind und glaubte, daß Du nie zuvor geliebt habest . . .“

„Ich habe es auch nicht —“

„Pfui, Wilhelm. Ich zwinge Dich ja nicht, zu lügen! Aber dann wurde ich vernünftig und verstand Deine Lage. Du warst zehn Jahre älter als ich und Du warst ein Mann. Und zudem war es auch wohl wahr, was die Bücher so oft erzählen, daß die Männer mehr der Liebe bedürfen. Außerdem schrieb sie mir, daß Du nichts mehr

von ihr wissen wolltest, und dann bestand das Verhältniß ja, bevor Du Pflichten gegen mich hattest!"

„Schweige, Ingeborg, ich bitte Dich, schweige!"

„Nein, Wilhelm, laß uns mit dieser Sache fertig werden. Oft wurde ich doch bitter bei dem Gedanken, daß Du anderen geschenkt hattest, was Du einst mir schenken solltest! Dann weinte ich und war eifersüchtig —"

„Ingeborg!"

„Aber das war Unrecht von mir. Ich durfte auf die anderen gar nicht eifersüchtig sein — ich sollte ja Deine Frau werden!"

„Wie lieb Du bist!"

„Das war es, was ich früher dachte." Sie hielt inne — aber langsam, halb geflüstert arbeiteten sich die Worte hervor, während sie die Augen mit ihrer zitternden Hand bedeckte.

„Siehst Du, Wilhelm, das war es, was ich dachte. Draußen, während wir umherreisten und von Ort zu Ort eilten, glich ich sicherlich ihnen — den anderen. Hier aber — hier — in unserm Heim ist es, wo ich Deine Gattin sein soll!" Sie senkt den Kopf und bricht in konvulsivisches Weinen aus.

Er erhebt sich und bedeckt ihre Hände mit Küssen. Sie steht auf, geht zum Flügel, öffnet ihn und schlägt ein paar Akkorde an.

Er setzt sich ruhig nieder, mit dem Kopf in seinen Händen.

Ingeborg spielt. Es ist eine einfache Melodie, ein Gesang, den sie mit leiser Stimme intonirt. Und die Töne steigen auf und nieder, es ist stets dieselbe Melodie.

„Erinnerst Du dich des Liedes?"

„Ob ich mich seiner erinnere! Es ist das Lied, das ich an jenem Abend am Meeresstrande sang —"

„Es war's, das mich gewann, Wilhelm! Das Liedchen macht mich stets heiter".

„Ich werde es singen."

„Nein, nicht heute Abend. Jetzt wollen wir gute Nacht sagen."

Sie gehen ans Fenster, schließen es — draußen auf dem Marktplatz ist es still, unten auf der Straße hört man die Schritte des Nachtwächters, sonst ist alles erstorben.

Sie stützt den Kopf auf den Arm und schaut empor. Im Osten erglüht der neue Tag — die kurze Sommernacht ist bald zu Ende.

Sie fühlt sich vom Arm ihres Mannes umschlungen. „Meine Frau!" flüstert er.

Bald darauf waren die Lichter erloschen. Drinnen in der Wohnstube drang langsam der grauende Tag ein.

Ueber das Heiraten.

„The world was sad, the garden was a wild,
And Man, the hermit, sighed till Woman smiled."

Campbell.

Ueber das Heiraten etwas neues sagen zu wollen? — nein, das möcht' ich mich doch nicht unterfangen. Allein, wie es Leute giebt, die nicht müde werden können, anderer Menschen Heirats-Annoncen zu

leſen, von ihren Trauungsfeierlichkeiten zu hören und ſich über das Heiraten zu unterhalten — wobei ſie doch auch nicht immer etwas neues vorbringen können — ſo, habe ich mir gedacht, wird es auch vielleicht Leſer geben, die für dieſes höchſt intereſſante Thema, dieſes begehrliche Gericht, auch wenn es nur als ein aufgewärmtes Ragout geboten wird, nicht allen Appetit verloren haben mögen. Und wenn ſie dann bei jedem Biſſen, den ſie zu ſich nehmen, auf den Koch ſchimpfen und meinen, ſie hätten das Aufwärmen viel beſſer verſtanden — was dieſer keinen Augenblick bezweifelt — nun um ſo beſſer dann für ſie. Sie können ſich dann tröſten, daß ſie wiſſen, was Heiraten heißt. Und wer das recht weiß, der iſt auch des Segens der Ehe um ſo gewiſſer.

„Le pays du mariage a cela de particulier que les étrangers ont envie de l'habiter, et les habitants naturels voudroient en être exilés“, was beſagen dieſe Worte Montaignes anderes, als den Ausſpruch des Weiſen, der auf eines Freundes Befragen nach der Zweckmäßigkeit des Heiratens ſeinen Rath dahin abgab: „Thu' es oder thu' es nicht, — bereuen wirſt du es auf alle Fälle.“ Allein es giebt doch verſchiedene Grade der Reue; und in anbetracht deſſen, daß die große Majorität heiratsfähiger Menſchen es dennoch „thut“, die geringfügige Minorität es gleichfalls gern thäte, wenn ſie nur könnte, niemand aber toller nach dem Heiraten iſt, als diejenigen, die es bereits gekoſtet, die Wittwer und Wittwen, wie die Statiſtik — und nicht auch ſchon eine Umſchau unter den verwittweten Eheleuten unſerer Bekanntſchaft? — auf das Untrüglichſte darthut, müſſen wir entſchieden zu dem Schluß gelangen, daß die Ehe nicht einen ſo hohen Grad der Reue im Gefolge hat — oder, was nicht ganz daſſelbe iſt und was ich zur Vermeidung eines Sturmes von Widerſpruch vonſeiten enttäuſchter oder auch nur ſich enttäuſcht wähnender Eheleute genauer zu konſtatiren mich beeile — nicht einen ſo hohen Grad der Reue in Ausſicht ſtellt, als das Cölibat. Es geht mit der Ehe im Leben wie im Luſtſpiel, wo dieſelbe auch mit Vorliebe allerorts Spötteleien unterworfen, während doch der große Endzweck des Stückes allemal der iſt, „daß ſie ſich kriegen“. Iſt nicht das auch bei vielen Menſchen die große Lebensaufgabe in verſchiedenen, veränderten Geſtaltungen? Einmal — oder unter Umſtänden auch wohl einige Male! — ſind ſie voll Eifers für die eigene Kandidatur thätig. Und waren ſie erfolgreich, dann kommt auch gewöhnlich die Zeit, wo ſie als Mama oder Papa und mit unverringertem Eifer ſelbſt als Großmama im Intereſſe der lieben Nachkommenſchaft ihre Netze ſtellen. Die Neckereien oder und Spötteleien über das eheliche Glück haben ihren Urſprung zum Theil in der Eiferſucht derer, die die Hymensfackel nie zu zünden vermocht, zum andern Theil aber und zum größeren Theil gehen ſie gerade von denjenigen aus, die in der Ehe ein beſonderes Glück ſehen. Denn ſo verkommen iſt die Menſchheit nicht, daß ſie über ein Unglück ſo vielfach ein Geſpötte erheben würde, wie es in Hinſicht auf die Ehe geſchieht. Es braucht uns nur in irgend einer Beziehung ein rechter Glücksfall getroffen zu haben, ſo werden wir ſicher erfahren, unſere lieben Freunde werden uns die Anerkennung am deutlichſten in ihren Neckereien ausdrücken.

Diese Form der Werthschätzung der Ehe — wie amüsant, wie verlockend sie auch sein mag — will ich nun nicht auswählen. Allein wie viel Gewicht man auch auf die Heilsamkeit des Heiratens legen mag, es ist doch leider niemand imstande, ein Universal-Rezept abzufassen, aller Welt zu diesem Segen zu verhelfen. Wie in allen Fragen des Lebens, so beweisen auch in der Lösung dieser Frage manche Personen viel mehr Geschick, wie andere. Und gerade solche, die im übrigen in nichts sich hervorthun, entwickeln häufig genug in diesem einen Punkte die eminentesten Fähigkeiten, so daß die Beobachtung ihres modus operandi leicht sich als recht ersprießlich erweisen könnte, wenn nicht alles Operiren wieder auf diesem Gebiete nicht nur so unrecht und verwerflich, sondern auch äußerst gefährlich wäre. Pope hat nicht Unrecht, wenn er sagt:

All other goods by fortune's hand are given,
A wife is the peculiar gift of Heaven.

Nicht nur eine Gabe des Schicksals, wie alle anderen Güter dieser Welt, ist die Frau, sondern die direkte Sendung des Himmels. Und ist das nicht mit dem Ehemann ebenso? Nein? Sehen Sie nur noch einmal nach, gnädige Frau, der Poststempel ist in einzelnen Fällen nur ein wenig verwischt.

„Das mag alles recht hübsch und ideal gedacht sein, aber es ist doch auch recht traumhaft und unpraktisch, — auf diese Weise bekomm' ich keinen Mann. Und da ich den Assessor nun wirklich einmal gerne habe — und ich glaube, er mich auch! — warum soll ich's ihm denn da verheimlichen?"

Freilich, das brauchen Sie um so weniger, mein Fräulein, als von Ihnen jedermann weiß, daß Sie allezeit in den schicklichen Grenzen bleiben werden. Aber das thun leider nicht alle jungen — sowie die zu diesem Attribut nicht mehr berechtigten — Damen. Sie, Verehrteste, werden „das Operiren" der Frau Großmama und der Frau Tante überlassen, die es nun doch einmal nicht unterwegs lassen können und die, wenn sie einmal von dem zum Opfer Ausersehenen auf der Operationsfährte entdeckt werden — was zuweilen vorkommen soll, wenn auch lange nicht so häufig, wie die armen Opfer sich das einbilden! — doch nicht eine ganz so klägliche Figur darstellen, wie das Enkelchen oder Nichtchen, das auf eigene Hand für die eigene Hand zu Felde zog. Nicht jedes junge Mädchen hat allerdings so dienstbereite Angehörige, doch selbst wenn auch eine „gute Freundin" sich nicht fände, die Obliegenheiten jener zu übernehmen und das junge Mädchen lediglich auf sich selbst angewiesen wäre, sollte sie darum nicht weniger vorsichtig und zurückhaltend zu Werke gehen. Nichts wirkt auf den mit Heiratsgedanken sich tragenden vernünftigen Mann abstoßender, als das Wesen der kokettisch hier und dort liebäugelnden, mit Männern gar zu gern sich einlassenden, mit ihnen nur zu gern intim werdenden Person, die die Engländer als „flirt" bezeichnen. Wir müssen uns des fremdländischen Ausdrucks bedienen, weil der deutschen Sprache ein solcher mangelt, ebenso wie die, damit bezeichnete Spezies von Mädchen — und Frauen — in Deutschland mehr oder weniger — unbekannt ist!

„Nur eine Macht, der nichts entgeht
Und eine kenn' ich nur:
O Mädchen, wenn sie bei dir steht! —
Sie heißt: Natur! Natur!

So sagt Herder am Schluß seines kleinen Gedichts über den „einzigen Liebreiz". Natur hat mit flirtation doch wenig genug gemein. Freilich verlangt ein natürliches Benehmen nun auf der andern Seite auch nicht, daß ein Mädchen unter allen Umständen ihr Herz zu einem uneinnehmbaren Bollwerk machen soll. Und doch, sind es nicht gerade die bestverschanzten Festen, die den Muth des Jünglings am meisten reizen? Wohl mag manches starke Bollwerk vergeblich des stürmenden Feindes harren. Allein würde derselbe eher einziehen, wenn die Thore weit offen ständen? Nichtsdestoweniger mag aber die Burg gleichwohl eine äußerst werthvolle begehrenswerthe Eroberung sein. Es ist nur noch nicht der rechte Kriegshauptmann gekommen, — der rechte für beide Seiten! Doch nur Geduld! Tröstend ruft, wenn auch nicht mit direkter Bezugnahme auf das Heiraten, der amerikanische Dichter Longfellow uns zu:

No one is so anurs'd by Fate
No one so utterly desolate
But some heart, though unknown
Responds unto his own.

Wohl wird manches Blümchen immerhin im Verborgenen blühen — und verblühen; aber welken nicht ebenso viele unter den sengenden Blicken der Welt dahin, ohne gepflückt zu werden! Und ist das Gepflücktwerden denn unter allen Umständen der Blume Bestimmung? Und wäre sie dazu bestimmt, wäre es immer zu ihrem Heile? Wie es irrig ist, aus Prinzip nicht zu heiraten, so ist es mehr als ein Versehen, es ist ein Vergehen, zu heiraten, nur um zu heiraten. Wie die Dame im Ballsaal, nur um nicht das Programm leer zu behalten, um nicht den Wänden als unfreiwillige Zier zu dienen, dem albernen verhaßten Gecken oder dem im Tanzen wie in der Konversation gleich ungeschickten Tölpel die Hand bietet, daß er seinen Arm um ihre Taille lege, so vergiebt sie nur zu oft ihre Hand unter ganz ähnlichen Umständen von ähnlichen Motiven getrieben für das Leben. Das ist Weltpolitik! Im Ballsaal war sie unter dem Zwang der Etikette, soll sie auch im Leben unter solchem Banne stehen? Sollen wir sie tadeln, wenn sie den Muth hat, denselben zu brechen? Die Weltweisen werden über sie lächeln. Vielleicht haben sie recht. Vielleicht handelt sie nicht weise — doch handelt sie nicht ehrlich? Wird sie aber unter allen Umständen für die Zukunft unglücklicher davon sein, selbst wenn keine andere Chance sich ihr bietet? Und wenn sie eine „alte Jungfer" wird — sollen wir sie dann weniger schätzen als sie, die „weise" war und nun „Frau" heißt? Wahrlich, es sind nicht immer die schlechtesten, die „sitzen bleiben", weder im Ballsaal noch im Leben. Bleiben nicht manche auch ihr ganzes Leben Fräulein aus „unglücklicher Liebe", einer Liebe, die unglücklich sein mag aus mancherlei Gründen, mit oder ohne ihr eigenes Verschulden, eine Liebe, die aber nicht so leicht aus dem Herzen zu tilgen ist, um für eine neue Raum zu machen. Die Fälle mögen nicht so zahlreich sein, wie manche äl-

tere Fräulein — andeutungsweise oder auch mit scheinbarer Umgehung aller auf diesen Punkt bezüglichen Andeutungen! — uns glauben machen möchten, doch sie kommen vor. Andere waren zu wählerisch, zu stolz, zu anspruchsvoll. Das mögen alles Fehler sein, aber wer wähnte sich nicht auch zu gewissen Ansprüchen berechtigt! Und das Schicksal hat es nun einmal so gewollt, daß der Rechte ausbleiben sollte!

Wie, und wenn ein guter Engel nun den Herrn Gemal nicht in seine Obhut genommen und nicht dem ihn allein selig machenden Ziele zugeführt hätte, würde die gnädige Frau dann einfach einen andern zum Gemal genommen haben? Nein, nimmer, gewiß nicht! Und wenn der Herr Gemal die gnädige Frau nicht gefunden, würde er seinerseits — — Nun, wir wollen den Gedanken nicht weiter verfolgen. Es ist nicht abzusehen, wozu nicht diese Männer imstande wären. Einzelne unter ihnen würden in solchem Fall indessen gewiß nicht anders gehandelt haben. Es bleibt für sie freilich, wenn sie ledig bleiben, im allgemeinen keineswegs so viel zur Entschuldigung übrig, wie bei den Damen. Selbstsucht, Dünkelhaftigkeit und Ansprüche, zu denen sie nicht die mindeste Berechtigung haben, bestimmen sie ihre Wahl hinauszuschieben, bis es schließlich zu spät geworden. Wie indessen ihr Ledigbleiben viel weniger entschuldbar, so ist auch ihr Loos als alte Junggesellen ein viel kläglicheres als das der Damen in analoger Lebenslage.

„Aber wenn ich nun nicht nur nicht das Ideal, von dem ich geträumt, sondern auch nichts diesem im entferntesten ähnliches zu finden vermag, oder wenn ich es gefunden, dieses mich verschmäht — warum soll dann meine Schuld eine so große sein, wenn ich nicht heirate, da ich nicht lieben kann? Wäre es nicht vielmehr Unrecht, mich an ein Wesen zu ketten, für das ich nicht solche Gesinnungen hege, wie sie einem angehenden Ehemann zukommen?“ So sagen wohl die „späten Jünglinge“ nicht ohne einen Schatten des Rechts zu ihrer Entschuldigung, aber etwas weniger wählerisch, etwas weniger anspruchsvoll — und sie sollten nicht auf den zahllosen prächtigen Blumenauen dieser Welt auch ihr Blümchen zu pflücken vermögen?

Anders schon steht die Sache, wenn ungünstige Vermögensumstände des Mannes — sei es, daß dieselben mit oder ohne seine eigne Schuld solche geworden — ihm „den Luxus einer Frau nicht gestatten“. Denn wer hat das Recht, sich eine Frau zu nehmen, wenn er sie nicht zu ernähren vermag:

„Sans pain, sans vin, amour n'est rien“ sagt ein altes Sprichwort und

„When poverty enters the door, young love
Will out of the window fly“

heißt es in einem alten Liede; und beide werden im Leben nur zu häufig bewahrheitet. Wenn ich übrigens auf mein Thema bezügliche Aussprüche in den verschiedensten Sprachen und von Leuten in den verschiedensten Lebenslagen etwas zahlreich hier anzuführen mir erlaubte, so darf ich dafür wohl in dem heiklen Thema selbst meine Entschuldigung suchen, über das jeder Ausspruch, auch der einfachste und nichtssagendste, leicht gemacht erscheinen mag, so daß man sich

naturgemäß gern unter dem schützenden Deckmantel einer Autorität verkriecht!

„Ich möchte meinen Knochen etwas Ruhe gönnen", antwortete ein Dienstmädchen der Herrin, die sie von der beabsichtigten Heirat abzuhalten suchte.

„Nun, Minna", fragte dieselbe kurze Zeit darauf, nachdem die Heirat dennoch stattgefunden, „haben Deine Knochen Ruhe bekommen?"

„Jawohl, gnädige Frau", antwortete Minna kleinlaut, „aber nur die — Backenknochen!"

Aehnlichen Erwartungen folgen auch in besseren Lebenslagen nur zu häufig ganz ähnliche Enttäuschungen. Allein ist es nicht auch wieder eine Autorität, wie Virgil, der da singt:

„Omnia vincit amor, et nos cedamus amori."

Ist es nicht Schiller, bei dem es heißt:

„Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar."

So vermag in der That die Liebe über mancherlei Unzulänglichkeiten und Mängel hinwegzuhelfen und uns ein Glück zu bereiten, das wir ohne dieselbe bei allen Reichthümern, Ehren und Vorzügen nicht zu genießen imstande sind. Das ist eine Bemerkung, die vielleicht schon früher gemacht worden; aber kann sie, wenn wir sehen, wie gerade die Klugen und Weisen dieser Welt derselben stets entgegen handeln, zu oft wiederholt werden? Es ist nicht die große Mitgift an sich, welche die Ehe glücklich macht, wenn sie auch eben als „Mitgabe" unter Umständen nicht zu verschmähen sein mag. Allein ist der Mann nur seines, wenn auch nur bescheidenen Auskommens, sowie der anspruchslosen und haushälterischen Eigenschaften der Frau sicher, so sollte er sich nur nicht zu lange besinnen. Geht es dann auch einmal ein wenig knapp zu, „die Liebe fliegt" nicht immer gleich „zum Fenster hinaus". Wohl mag es ein recht weiser Mann sein, der da sagt, „ein Mann sollte nie vor dem dreißigsten und eine Dame nie vor dem zwanzigsten Jahre an das Heiraten denken". Das mag in der Theorie schon ganz richtig sein, aber in der Praxis trifft sich das leider nicht immer so, daß sich zwei Herzen nach Wunsch auf Tag und Stunde finden. Praktischer ist jedenfalls die französische Maxime, die da lautet: „**marie ton fils quand tu voudras, mais ta fille quand tu pourras**". Allein es giebt auch Männer, die es eben zu lange hinausschieben, solche, die eben glauben, es sei für sie immer noch früh genug, aber auch solche, die nie zu dem heroischen Entschluß kommen können, sich zu erklären. Wohl sagt Shakespeare:

„That man that hath a tongue, I say, is no man
If with his tongue he cannot win a woman."

Doch wie schwierig dies für manche Männer sein muß und zu welch' ungeheuerlichen Mitteln sie oftmals greifen, dennoch zum Ziele zu gelangen, das mögen zum Schluß noch zwei kleine Anekdoten darthun:

Ein Küster, der die Erkorene zur Begleitung auf einen langen einsamen Spaziergang zu bewegen gewußt, aber gleichwohl sich nicht ermannen konnte, das verhängnißvolle Wort auszusprechen, führte die-

selbe schließlich auf den Friedhof des Ortes, wo er, auf den Begräbnißplatz der Seinen deutend, endlich hervorstammelte: „Meine Leute liegen hier — Hanne, — möchtest Du — nicht auch — da liegen?"

„Es würde das Glück meines Lebens sein", antwortete sie und lag — zunächst an seiner Brust.

Ein anderer angehender Bräutigam, dessen Zunge dem Gebot des Herzens nicht recht folgen wollte, hatte erspäht, daß die Angehörigen seines angebeteten Lieschens ausgegangen und sie allein daheim geblieben. Er war kühn genug, sich zu ihr zu wagen, aber sie direkt fragen, nein, das konnte er doch noch nicht über das Herz bringen. In großer Verlegenheit nahm er ihr Kätzchen auf den Arm und streichelte es. Da lispelte er, einer momentanen kühnen Eingebung folgend, leise zu dem Thierchen: „Mieschen, frag' doch Lieschen — ob sie mich haben will?"

Lieschen erröthete, wie sich's unter solchen Umständen geziemt; doch sie erwiderte schnell: „Mieschen, sag' Fritz, ich will'n nehmen".

W. F. B.

Kippsachen.

Damen an der Börse. Nicht nur die Pariser Damenwelt spielt, was ja längst bekannt ist, an der Börse, sondern auch die Londoner. Und zwar haben an der Londoner Börse die Damen einen großen Einfluß auf die Börsenverhältnisse gewonnen. Daß das weibliche Geschlecht stark spekulirt, ist eine bekannte, auf die Sucht nach starken Aufregungen basirte Thatsache, doch die Zwangslage, in die sie der Ausschluß von den Versammlungen des Merkurtempels bringt, will sich die freie Tochter Albions nicht mehr gefallen lassen. In den vornehmsten Straßen des Westends haben sich Bureaux von Fondsmaklern aufgethan, die sich hauptsächlich dem Verkehr mit dem zarten Geschlecht widmen. Durch Telephonleitungen mit der Börse in fortwährenden Konnex gebracht, haben die Kundinnen Gelegenheit, jede Kursschwankung ausnutzen zu können, was sie denn auch redlich thun. Dutzende von hocheleganten Equipagen mit Dienern und Kutschern in reichen Livreen halten täglich während der Stunden von 11—4 Uhr vor diesen mit dem höchsten Luxus ausgestatteten Etablissement, in denen die englischen Damen auf schnelle, aber angenehm aufregende Weise ihr oder ihrer Gatten Geld an den Mann bringen. Und es wird ihnen in Wahrheit angenehm gemacht. Der Fuß wandelt in diesem Comptoir überall auf dicken, weichen Teppichen; bequeme Polsterstühle, weiche Causeusen bilden die Möblirung; an den Wänden hängen kostbare Gemälde, in den Ecken stehen Statuen, während überall auf Tischen und Etagèren die reizendsten bric a brac's zu sehen sind. Die mit buntfarbigen Malereien versehenen Scheiben lassen ein sanftes Licht in das Innere der Räume fallen, in verschwenderischer Fülle angebrachte Portièren dämpfen eine etwa zu große Helligkeit, damit der Sinn sich ungestört in die Geheimnisse der mystischen Zahlen des Kurszettels vertiefen könne. Hier werden Umsätze gemacht, die in ihrer Höhe Erstaunen erregen; mit kaltem Blut riskirt eine zarte Frauenhand Summen, die einen Mann in die höchste Aufregung versetzen würden; in den meisten Damenbörsen werden sogar keine Depots unter 500 Pfd. Sterl. angenommen. Es sind meist verheiratete Frauen, die ihre Mußezeit hier auf so angemessene Weise hinbringen, von der Herzogin herunter bis zur einfachen Ehehälfte eines biederen Shopkeepers; beim Austauschen von Ideen über das voraussichtliche Steigen und Fallen der Kurse vermischen sich aber die Standesunterschiede erstaunlich schnell, und diejenigen, die bekannten Spekulanten nahestehen, werden mit einer gewissen Ehrfurcht behandelt, denn man könnte ja von ihnen „tips", das sind nützliche Fingerzeige für Börsenoperationen, erhalten. Wetten auf Pferderennen dauern zu lange bis zur Entscheidung, hohes Spiel läßt sich nicht arrangiren, darum hat die Tochter Albions ihr Auge auf die Börse gelenkt, wo Einsatz, Verlust und Gewinn unbeschränkt sind, wo

man Aufregungen ad libitum genießen kann. Glückliche Väter, beneidenswerthe Gatten, die in dieser neuesten Passion ihrer Angehörigen nichts finden, was ihren Gleichmuth beeinträchtigt!

Die Thätigkeit des Gehirns nach den jüngsten Forschungen. Bekanntlich bildet das Gehirn zusammen mit dem Rückenmark das Centralorgan des Nervensystems und besteht im wesentlichen aus drei großen Abschnitten: dem Großhirn, Kleinhirn und Mittelhirn. Das Großhirn wird von oben her durch eine in der Mitte verlaufende tiefe Längenspalte in zwei symmetrische Seitenhälften, Hemisphären, getheilt, welche mit dem Mittelhirn verbunden sind. Die Hemisphären des Großhirns sind nach den neuesten Ergebnissen der physiologischen Forschung der Sitz aller geistigen und seelischen Thätigkeit. Der Vorgang des Denkens, des Fühlens und des Wollens ist nur möglich, wenn das Großhirn normal beschaffen ist. Sind die Hemisphären des Großhirns zerstört, so sinkt der Organismus auf den Werth einer Maschine herab, deren ganze Arbeit nur noch als der Ausdruck innerer und äußerer Reize gelten kann. Nach Wegnahme beider Großhirnhemisphären hört jede bewußte Bewegung, ebenso jede bewußte Empfindung und sinnliche Wahrnehmung vollkommen auf.

Hingegen ist merkwürdigerweise die gesammte Mechanik, die Harmonie und das Gleichgewicht der Bewegungen verblieben. Letzteres Vermögen ist im Mittelhirne lokalisirt; dasselbe steht nicht allein mit der grauen Substanz des Rücken- und verlängerten Markes in Verbindung, dem Sitze der ausgebreiteten geordneten Reflexe, sondern es enthält auch Fasern, die von den höheren Sinnesorganen herkommen, die ebenfalls reflexerregend auf die Bewegungen einwirken können. Die Zusammenwirkung aller dieser Theile macht das Mittelhirn zu einem leitenden Organ für die harmonische Ausführung der Bewegungen. Fritsch und Hitzig entdeckten auf der Oberfläche der Windungen des Großhirns eine Anzahl von umschriebenen Stellen, deren elektrische Reizung Bewegungen von Muskeln der entgegengesetzten Körperseite hervorruft.

Ferrier und H. Munk haben gefunden, daß sich auf bestimmten Stellen der Großhirnrinde Bezirke befinden, an denen sich der Akt der bewußten sinnlichen Wahrnehmung vollzieht. Diese Punkte stehen durch Faserzüge mit den Sinnesnerven in Verbindung und können als „sensorielle Centra" bezeichnet werden. Dieselben sind gewissermaßen die Aufbewahrungsorte der gemachten Sinneserfahrungen, das geistige Band zwischen Wahrnehmung und Bewußtsein. Durch die Untersuchungen von Kußmaul und Benedikt ist ermittelt worden, daß die dritte Stirnwindung des Großhirns von wesentlicher Bedeutung für die Sprache ist, welche bei den meisten Menschen in der linken Hemisphäre lokalisirt ist. An den Gehirnen bedeutender Männer hat man eine größere Ausdehnung und eine weniger einfache Form der dritten Stirnwindung gefunden.

Chirurgisch-elektrische Instrumente. Anläßlich der im letzten Mai in St. Louis in Nordamerika abgehaltenen Jahresversammlung amerikanischer Aerzte fand daselbst auch eine Ausstellung chirurgischer Instrumente statt. Besonders merkwürdig sind diejenigen, zu deren Konstruktion die Elektrizität verwendet wird.

Da ist z. B. eine neue elektrische Glühlampe zur Erleuchtung der Höhlen des Innern des menschlichen Körpers. Dieses Lämpchen wird vom „Anzeiger des Westens" so beschrieben: „Es ist ganz nach dem Prinzip der Edisonschen Glühlampen eingerichtet, nur kleiner, hat etwa die Dicke eines Fingers und eine Länge von circa zwei Zoll. Gespeist wird es von einer aus zwei Elementen bestehenden Batterie, mit der es durch feine Isolirdrähte verbunden ist. Mit diesem elektrischen Lämpchen kann man alle Höhlen des Innern auf die ausgezeichnetste Weise, weit besser, als es durch Reflexspiegel geschehen kann, erleuchten. Will man beispielsweise die Rachenhöhle, Larynx, Pharynx und die Trachea untersuchen, so hat der Patient den Mund zu öffnen, und das Lämpchen, das an einem bequemen stabförmigen Griff befestigt ist, wird, je nachdem es erforderlich, mehr oder weniger weit in die Rachenhöhle eingeführt. Sehr gute Dienste leistet diese Lampe natürlich auch bei Operationen, wo eine Oeffnung der Bauchhöhle und genaue Untersuchung der Unterleibsorgane nothwendig ist."

Ebenso merkwürdig ist die erst in allerneuester Zeit von Alve in St. Louis geschaffene kleine, durch Elektrizität in Umdrehung versetzte kreisrunde Knochensäge „Elektro-Osteotom" (Elektrischer Knochenschneider) genannt, die im „Anz. d. W." so beschrieben wird: „Dies Instrument wird berufen sein, mit der Zeit die Handsäge,

den Meißel und Hammer, jene, fast möchte man sagen, barbarischen Hilfsmittel der Chirurgie, zu verdrängen.

Es ist eine kleine, kreisrunde aus dem härtesten und feinsten Stahl verfertigte Säge, welche durch eine starke Batterie, die mit dem Instrument verbunden ist, in sehr rasche Umdrehung versetzt wird. Das Instrument soll seine Umdrehungen bis zu 12,000 in der Minute erhöhen können und mit ihm kann man infolgedessen den stärksten langen Knochen im ausgewachsenen Körper in fünf Sekunden durchsägen. Wie viel durch einen derartigen Erfolg gewonnen wird, läßt sich ermessen, wenn man bedenkt, daß bei vielen Operationen, bei denen Knochen durchsägt werden müssen, trotz der Betäubung und Gefühllosmachung ein großer Prozentsatz der Operirten durch die Nervenerschütterung, den shock, wie man im Englischen sagen würde, zugrunde geht. Die elektrische Knochensäge hat auch noch den großen Vortheil, daß die durch sie erzeugten Schnittflächen ganz glatt und sauber sind, was bei der Anwendung von Hammer und Meißel nie erreicht wird. Mit einer solchen elektrischen Säge wurde kürzlich im Osten an einem verkrüppelten Mädchen eine wunderbare Operation vorgenommen. Das Mädchen, ein fünfjähriges italienisches Kind, war derart verkrüppelt, daß fast kein Knochen in seinem Körper die richtige Form und Lage hatte, besonders mißgestaltet waren alle langen Knochen, die der Gliedmaßen und der Rippen. Die Oberarmknochen beispielsweise waren halbkreisförmig und die Unterarmknochen S-förmig gekrümmt. Ebenso mißgestaltet waren die Knochen der unteren Extremitäten. Mit Hilfe des Elektro-Osteotoms und nachdem vorher die überdeckten Muskeln durch Einschnitte in die Haut freigelegt und zurückgeschoben worden waren, wurden fünfzehn Durchsägungen der Knochen der Extremitäten zum Zwecke, diese in die gehörige Form zu bringen, vorgenommen und der kleine Patient überstand die Operation ausgezeichnet und hatte nur verhältnißmäßig unbedeutend von Wundfieber zu leiden."

Aus Russisch-Polen. Der hoch offiziöse „Warszawski Dnewnik" beschäftigt sich in auffallender und sehr verdächtiger Weise mit den in Rußland ansäßigen Deutschen. Das Blatt hebt hervor, daß die Fremden und namentlich die Deutschen, sich nicht nur auf die Industrie werfen, sondern alle wirthschaftlichen Hilfsquellen ausbeuten, besonders auch das Handels- und Kommissionsgeschäft und zwar in einer solchen Weise, daß sie nicht nur durch die Stammesgleichheit, sondern auch durch materielle Interessen zu einem besonderen Organismus verbunden werden. Der Deutsche in Rußland richte sich so ein, daß er einheimische Handwerker nicht gebrauche; Schneider, Schuhmacher, Advokat, Arzt und Buchhändler, kurz alle Leute, die ihm gegebenen Falles nothwendig sind, seien seine Landsleute, wie er denn auch ein deutsches Wirthshaus aufsuche, um deutsches Bier zu trinken. Auf diese Weise seien die Beziehungen der Deutschen mit der lokalen Bevölkerung auf ein Minimum beschränkt, das sich ausschließlich nach dem Vortheile richte, den sich der Deutsche verspreche. Als den allezeit hilfsbereiten Genossen des „Kulturträgers von der Spree" schildert der „Dnewnik" den Juden. Der eingewanderte Deutsche, der nur seine Muttersprache kennt, finde überall an den Juden eine willkommene Stütze. Die Juden hätten niemals und nirgends gegen deutsches Vorgehen und deutsche Unternehmungen eine Gegenwirkung ausgeübt; sie seien nicht Gegner des Fortschritts der fremden Kolonisation, sondern ihre Pioniere, und sie allein verständen es, aus derselben Nutzen zu ziehen als Mittelspersonen und eifrige Förderer der deutschen Industrie. Der Absatz von Waaren aus Lodz ꝛc. auf russischen Märkten gehe ausschließlich mit Hilfe jüdischer Agenten und Kommissionäre vor sich, die aus dieser Vermittelung nicht geringen Gewinn ziehen. „Die Deutschen und Juden fördern dadurch, daß sie Hand in Hand miteinander gehen, ihre Interessen ganz vortrefflich und sichern sich immer mehr und mehr in wirthschaftlicher Beziehung die Herrschaft in unserem Lande."

Auch ein Trost. Französische Staatsweise und Volkswirthe haben seit Jahrzehnten mit Bangen und Sorgen die Thatsache erörtert, daß die Bevölkerung Frankreichs sich viel langsamer vermehrt, als die der Nachbarländer, namentlich Deutschlands. Sie haben berechnet, daß, wenn es so fortgehe, nach einem Menschenalter schon Frankreich aufgehört haben werde, als Großmacht gegenüber Deutschland in Betracht zu kommen. Denn wenn es 40 Millionen Einwohner habe, werde Deutschland mindestens 60 Millionen haben, und lange ehe es auf 20 Millionen angelangt sein werde, werde Deutschland auf 80 Millionen oder mehr stehen.

Nun tritt aber in der „Revue Scientifique" ein Gelehrter, namens Delauney, auf, welcher diese für das Selbstgefühl seiner Landsleute sehr verdrießliche Berechnung zwar nicht ansicht, aber ihnen einen vollwichtigen Trost dafür giebt. Nämlich so:

Er weist nach, daß unter allen Lebewesen, von den Pflanzen und Weichthieren aufwärts, stets die niedrigsten Ordnungen zugleich die fruchtbarsten, die edleren und höher begabten dagegen verhältnißmäßig unfruchtbar seien. Je tiefer man im Thierreiche hinabsteige, desto massenhafter — je höher man hinaufsteige, desto spärlicher sei die Vermehrung. Das Gleiche gelte von den Menschen. Die rohesten Wilden hätten am meisten, die edelsten und feinstgebildeten Völker am wenigsten Kinder. Dagegen stünden Fruchtbarkeit und Langlebigkeit im umgekehrten Verhältnisse zueinander. Mit anderen Worten: unter denjenigen Völkern, welche die geringste Zahl von Kindern hervorbrächten, sei die durchschnittliche Lebensdauer der Menschen weit größer, als unter den mit zahlreicherer Nachkommenschaft bedachten.

Da hätten nun also die Franzosen ihren Trost. Sie sind, nach Herrn Delauney, ein Volk „erster Güte". Darum setzen sie zwar weit weniger Kinder in die Welt, als die „barbarischen" Deutschen, leben aber dafür um so länger. Und was ihrer Nachkommenschaft an Menge fehlt, ersetzt sie durch größere Güte.

Freilich, wenn es wieder zum Kriege käme, würden die langlebigeren Franzosen, also die alten Knasterbärte, die von ihren Renten leben, nicht in Betracht kommen, sondern nur der spärliche Nachwuchs von jungen Leuten. Und da es im Kampfe weniger auf die innere Güte, als auf körperliche Kraft und Ausdauer ankommt, würden wohl die deutschen „Barbaren" die Nachkommenschaft der „glorreichen Besiegten" von 1870 ebenso gewaltig zusammenhauen, wie deren Väter. Immerhin aber könnten dann die Franzosen, ebenso wie vor 1400 Jahren die Römer, als sie von den Ostgothen unter Theodorich verhauen wurden, in dem erhebenden Bewußtsein Trost finden, daß sie doch unendlich viel edler, besser und höher geartet seien, als ihre Besieger. Das ist nicht viel, aber doch etwas!

Millionärsbäder. Die oberen Zehntausend der modernen Zeit haben sich in ihren Palasthäusern Bäder erbauen lassen, welche theilweise die berühmten altrömischen Prachtbäder an Großartigkeit noch übertreffen.

Der Stil fast aller dieser Bäder ist denjenigen in den Königspalästen und namentlich in dem berühmten Badekabinett des Königs Franz I. von Frankreich im Schloß Chenonceaux nachgebildet, welches gegenwärtig von Daniel Wilson, dem Schwiegersohne des Präsident Grevy, bewohnt wird. Das Innere dieses Bades ist im wesentlichen unverändert geblieben. Die Wände ringsum sind mit vielen kleinen, schräg geschnittenen Spiegeln bedeckt; zwischen den Spiegelchen laufen ganz dünne Goldruthen, und an den Kreuzungen dieser hängen kleine metallene Tropfen, die wie Thränen aussehen und wunderbar in den vielen Spiegelchen reflektirt werden. Die Wanne besteht aus gediegenem Silber, und das Wasser strömt aus Schwanenköpfen, hinter denen sich gleichfalls ein Spiegel befindet, so daß man wirklich Schwäne auf dem Wasser schwimmen zu sehen glaubt. Alle übrigen Einrichtungen des Bades sind entsprechend großartig.

Das Badezimmer des verstorbenen amerikanischen Millionenkönigs W. H. Vanderbilt hat vieles mit dem obigen gemein; die Spiegelchen haben indeß zarte spitzenartige Malereien, durch welche die reflektirende Kraft des Glases zerstört wird. Viel großartiger ist übrigens noch das Badezimmer des jungen W. K. Vanderbilt. Hier sind auf die Spiegelchen Apfelblüten gemalt, doch nirgends so dicht, daß sie den Glasschimmer verdunkeln. Die Decke besteht aus weißem und goldenem Getäfel im Stile Heinrichs II.; in der Mitte prangen Pferde. Die Wanne ist ein Marmorblock, und das Wasser kommt ebenfalls aus Schwanenköpfen. Oben an der Wanne ist eine Nische, in der eine marmorne Venus sitzt, die sich zum Bade rüstet. Außerdem sind noch ein pompejanischer Tisch mit prächtiger Holzschnitzerei und ein marmornes Putztischchen bemerkenswerth.

Das jüngste und vielleicht großartigste Badezimmer befindet sich in dem neuen Hause des Eisenbahnmagnaten Robert Garrett in Baltimore. Dasselbe zeichnet sich nicht nur durch die Schönheit der Dekoration aus, sondern auch durch die Neuheit und Eigenartigkeit der Prozesse, durch welche die Stoffe und Farben theilweise zustande gebracht worden sind. Auf alle Spiegelchen sind Liebesgötter gemalt, und die

Decke stellt ein prächtiges Gitterfenster dar, das von der Morgensonne bestrahlt wird. An vielen anderen Bädern wird die Decke durch ein Himmelsgewölbe gebildet. Nirgends fehlt die unvermeidliche Venus, die sich entweder anschickt, in das Bad zu steigen, oder aber im Begriff steht, dasselbe zu verlassen, und mitunter von Grazien umgeben ist. Mit fabelhaftem Komfort sind gewöhnlich auch die Vorzimmer ausgestattet.

Die fruchtbringende Gesellschaft Palmenbaum. Um eine Probe zu geben, wie im 17. Jahrhundert die deutsche Sprache durch hereingezogenes Französisch verunstaltet wurde, sei eines Gedichtes aus dem im Jahre 1647 in Nürnberg erschienenen Büchlein gedacht, „Der deutsche Palmenbaum: Das ist Lobschrift von der hochlöbl. Fruchtbringenden Gesellschaft ꝛc. Allen Liebhabern der Teutschen Sprache zu dienlicher Nachrichtung verfasset durch den Unverdrossenen Diener derselben."

1.

Reverirte Dame
Phönix meiner ame,
Euer Gunst meriten
Machen zu falliten
Meine patientz.

2.

Ach ich admirire
Und considerire
Eure violentz
Wie die Liebesflamme
Mich brennt, sondern blame
Gleich der Pestilentz.

3.

Ihr seyd sehr capable
Ich bin peu valable
In der eloquentz;
Aber mein serviren
Pflegt zu dependiren
Von der influentz!

4.

Meine Larmes müssen
Von den jouen flüssen
Nach der Singcadentz;
Wie der Rhein couliret
Und sich degorgiret
Nechst by Cobelentz.

Es folgen noch vier Verse. Der letzte ist unterzeichnet: „Confusius von Ollapatrida."

Der Verfasser obengenannten Buches, ein eifriges Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, macht hierzu die Bemerkung: „ . . . Nun folget die II. Erörterung, nemlichen wie weit unsre jetzige, von den uralten Teutschen, als unser ersten angebornen, rechten Muttersprache abgewichen, verwandelt und hinwieder sich in altneue Lumpen bettlerischerweise gesteckket, verkleidet, und der Teutschen Sprache eine solche unverantwortliche Unehr angethan und zugefüget, daß es mehr zu beklagen als zu gedenken stehet. — Damit gleichwohl der günstige Leser dessen einen Geschmack erhalten möge als thue ich demselben einen Alamodischen Brief hiermit aufs zierlichste vorstellen: woraus die neue*) unteutsche Art zu parliren sattsam erhellet." — Es folgt hierauf ein Brief an einen Hochgeborenen von einem anderen Adligen, der der Länge wegen hier nicht aufgezeichnet werden kann. Nur die Ueberschrift und der Anfang sei erwähnt:

„Monsieur mon treshonore frere, hochgeehrten Patron. Seine hohe meriten, dadurch er mich à l'extreme ihm verobligeret, causiren mich, denselben mit diesen Zeilen zu serviren." . . .

Aus der lateinischen Anmerkung (daß Gegensätze, einander gegenübergestellt, schärfer ins Auge fallen) entnehmen wir, daß der „Unverdrossene" trotz seiner deutschsprachlichen reinen Gesinnung es doch liebte, hier und da mit lateinischen Einflechtungen zu prunken.

Um noch einen kurzen Blick auf diese „Fruchtbringende Gesellschaft" zu werfen, muß ich noch eines Gedichtes gedenken, das so recht einen Einblick in diesen Verein gestattet. Es läßt sich vorerst der Verfasser so aus:

„Die Namen belangend, welche die „Hochlöbl. Fruchtbringenden" Gesellschaftssachen gebrauchen, sind einestheils deswegen gebräuchlich, daß so unter ungleichen Standespersonen (wie gedacht) eine Gleichheit und Gesellschaft getroffen würde; anders theils, daß sie unter solchen Titeln ihre Schriften ohne Ehrgeitz und eigenen Namensruhm an Tag geben und vielmehr auf den gemeinen Nutzen, als der Leser

*) „Contraria Contrariis opposita magis elucescunt."

stolzes Lobsprechen sehen möchten. Wiewohl auch jeden freystehet, seinen angebornen Namen, nach Belieben, beyzusetzen.

„Wir bilden solches Gesellschaftsstükk in nachfolgendem Gemähle:"

„Die reifbegraute *) Zeit, die Flügelschnellen Stunden,
Sind samt dem Sensenmann gehemmet und verbunden.
Es harret in der Flucht der alt' und schnelle Greis.
Es stehet unverrukkt der Fruchtgesellschaft Preis.
Die Glieder insgesamt fest aneinander halten: **)
Ob solchen Freundschaftschluß will Gottes Gnade walten.
Wir suchen dessen Ehr' in wahrer Tugendzucht.
Der alles zu Nutzen richt, bringt unverwelkte Frucht.
Gleichwie der Palmenbaum mit seinen grünen Zweigen
Bestehet wurzelfest, und sich nicht pflegt zu neigen
Wann er belastet wird. Es nehret (1) seine Nuß,
Es bleibet wohlgeschmakk (2) der Körnerüberfluß (3)
Sein Art verändert (4) nicht untadelich (5) zu Nutzen.
Vor Kälte kann das Laub befreyen (6) und beschützen.
Reichhertzig (7) ist die Frucht, es füttert ihr Gespinst (8)
Einfältig (9) ist der Stamm zu vielen Ruhm und Dienst."

Der Verfasser des Büchleins führt einige Seiten weiter 457 Namen der „Hochlöbl. Fruchtbringenden Gesellschafter" in deutscher, französischer, italienischer und lateinischer Sprache auf, indem er sich vorher davor verwahrt hat, daß er „der Verleumdung zu begegnen, so die „Hochlöbl. Fruchtbringenden Gesellschafter" beschuldiget, als ob sie alle Sprachen unterdrukken, zugrunde richten und vernichten, hingegen aber die Teutsche allein hochheben und erhalten wollten." Paul Beundorf.

*) „Wie denn ihr Urheber der Christ löbl. Fürst Ludw. v. Anhalt."
**) Hier ist ein Bild beigegeben, welches unten einen Altar zeigt, auf dem zu lesen: „Alles zu Gottes Ehre." Darüber eine halbe, hellstrahlende Sonne, zwischen deren Strahlen 9 flammende Schwerter mit den im Gedicht verzeichneten Namen hervorleuchten. Sie sind nummerirt.

(Aus dem Literarischen Wochenbericht.)

Salon-Büchertisch.

Eine bessere Empfehlung für ein Buch ist nicht zu denken, als die Thatsache, daß dasselbe gleich im Gewande der zweiten Auflage in die weiteren Kreise der Oeffentlichkeit tritt, da die erste durch Vorbestellung sofort bei Erscheinen vollständig vergriffen war.

Dieses seltene Glück widerfuhr dem „Buch der Leidenschaft", der neuesten Liedergabe unseres so lieben Dichters Emil Rittershaus, des wein- und minnefrohen rheinischen Barden, mit dem nur wenige unserer heutigen Dichter sich an Beliebtheit und Volksthümlichkeit messen dürfen. Dieser neue, in der Schulzeschen Hofbuchhandlung in Oldenburg erschienene Band überrascht durch den Glanz, das außerordentliche, tiefinnerliche Feuer seiner Klänge. Nicht wie wir sie kennen, als das weinbekränzte Kind, das den golddurchfunkelten Becher schwingt und von Lenz und Minne das Heiterste und Lieblichste zu singen weiß, tritt uns unseres Dichters Muse entgegen, nein, als schönes, feuriges, heiß empfindendes Weib mit rasch klopfendem Herzen und warmem Blut, das Bild durchgeistigter Leidenschaft.

Statt jeder Empfehlung des schönen Buches, das sich im Sturme die Herzen gewann, theilen wir einige der hervorragendsten Lieder unseren Lesern mit:

Im Kahne.

An dem Ufer aus dem Garten
Funkelt heller Lichterglanz.
Flinke Bursche, sie erwarten,
Kleiner Krauskopf, Dich zum Tanz.

Nach des Gartens Pforten haben
Viele Augen schon gespäht.
Doch kein einz'ger von den Knaben
Wo Du weilest, wohl erräth.

Nur die Wasserrosen wissen
Und die Weiden dicht belaubt,
Daß Dein Arm zum Ruhekissen
Wurde für des Sängers Haupt.

Daß im Kahne auf dem Flusse,
Von des Waldes Flor bedeckt,
Nun Dein Mund mit heißem Kusse
Mir das Lied im Herzen weckt.

Hell herüber tönt Dein Reigen,
Aus den Ampeln strömt das Licht,
Und Raketen sprüh'n und steigen.
Lautes Glück, es lockt uns nicht!

Abendwind und Sternenhelle
Geben segnend uns Geleit, —
Und uns trägt des Flusses Welle
In das Meer der Seligkeit.

In Deiner Seele möcht ich lesen.

In Deiner Seele möcht' ich lesen,
Wenn Dich der Schlummer lind umwebt,
Ob mehr es als ein Rausch gewesen —
Was wir in sel'ger Stund' erlebt.
Ich möchte wachen, bis es tagt,
Und lauschen an des Lagers Schranken,
Ob nicht ein Wort, im Schlaf gesagt,
Entschleiert Deiner Brust Gedanken. —

Ob nicht die Lippe spricht im Traume
Noch einmal von dem bunten Fest,
Wo ich beim hellen Becherschaume
Dir heimlich Deine Hand gepreßt,
Vom Strauß, mit dem ich Dich geschmückt,
Als Dich zuerst mein Arm umwunden,
Und von dem Kuß, den ich gedrückt,
Auf Deinen Mund in sel'gen Stunden.

Der Tag versank! Nun lugt verstohlen
Der Stern zu Dir ins Kämmerlein.
O, lieh' mir doch die treuen Sohlen
Der liebe, lichte Sonnenschein!
Ich flög zu Dir mit Blitzeshast!
Bin schon zu lang Dir fern gewesen.
Ob Du mich nicht vergessen hast,
Möcht' ich in Deiner Seele lesen!

Rührend ist das kleine Gedicht:

Lied des Alten.

Schau'st mich gar so seltsam an —
Zeit ist's, daß ich wander'
Deine Bahn und meine Bahn
Gehen auseinander.

Pflanz' nicht Rosen in den Schnee,
Müssen all' verderben! —
Trauernd sag' ich Dir Ade!
Einsam muß ich sterben.

Dem eigenen Studium unserer freundlichen Leser dringend empfohlen sei noch das bedeutende längere epische Schlußgedicht: „Die Gerächte". Es ist mit seinen leidenschaftlichen Schmerzenstönen, seiner edlen Verklärung ein würdiger Abschluß für das „Buch der Leidenschaft".

Unser Bildertisch.

Nicht immer tritt des Lebens Ernst zuerst in so behaglicher, traulicher Gestalt an das junge Menschenkind heran, wie es der Maler unseres ersten Bildes „Strickunterricht" uns zeigt. Dem lieben, lichten Kindergesichtchen sieht man es an, daß es nur fröhliche Tage kennt, daß treue Augen über ihm wachen und gute Herzen sein Bestes wollen. Zum ersten Mal soll der lustige Springinsfeld nun die ernste Freundin unseres Lebens, die Arbeit, kennen lernen. Großmütterchen findet, es sei die höchste Zeit, daß Mariechen stricken lerne, denn für sie ist ein gut gestrickter Strumpf die Krone alles weiblichen Könnens. Des Kindes unschuldiges Gesichtchen strahlt von lustigem Lächeln. So lange Großmutters geschickte Hände das Ungethüm mit den blitzenden Nadeln halten, sieht sich die Geschichte so leicht an. Sollen es die runden Händchen dann freilich selbst versuchen, das schwere Werk, so werden sich die Blauaugen wohl ein wenig trüben. Vielleicht bekommt das arme kleine Herz dann doch die erste Ahnung von des Lebens Ernst. — Des Lebens Ernst! Auch unser zweites Bild „In Gedanken" weiß davon zu reden. Solch' ein langer, traumverlorener, sinnender Blick in die flackernden Kaminflammen erzählt eine lange Geschichte von Herzenskämpfen, von langem Hoffen und Sehnen, von jubelvollen Stunden und trüber Enttäuschung. Nachdenken lehrt uns ja zumeist das Leid. Ein dämmernder Herbstabend ist es, den unser Bild festhält. Das erste Winterfeuer flammt und in den Vasen welkt das letzte bunte Laub, die letzte duftlose Blüte des Jahres. Welche Stimmung, um von vergangenem Sommerglück zu träumen! — Drohend und abstoßend blicken uns die finsteren Mächte des Daseins auf unserem nächsten Bild entgegen. Dasselbe zeigt uns ein dunkles Stück amerikanischen Volkslebens. Wir sehen den alten Pranger wieder erstanden, noch verschärft durch öffentliche Peitschung der Missethäter. Diese Strafart besteht zur Zeit, und zwar in üppigster Blüte, in Delaware und Maryland. Auf einem öffentlichen Platze befindet sich das Gerüst, dessen einfache Konstruktion auf unserer Abbildung deutlich erkennbar ist, und der „Tag Sanct Schandpfahls", wie der Volksmund ihn bezeichnet, ist ein wahrhafter Festtag für den Pöbel der Stadt und der Umgebung. Es giebt zweierlei Strafen am Schandpfahl. Die gelindere ist das „Am-Prangerstehen" auf der Plattform, welche das Kreuz trägt, die schärfere ist das Auspeitschen. Und nicht etwa nur erwachsene Männer werden dieser barbarischen grausamen Bestrafung unterzogen, sondern sogar Knaben von wenig mehr als zehn Jahren. Es vergeht kaum ein „Sanct Schandpfahlstag", an dem nicht solche Kinder — wenn diese jugendlichen Verbrecher noch diesen Namen verdienen — am Schandpfahl stehen oder gar ausgepeitscht werden. Fürwahr — ein widerlicher Anblick, der ein Schandfleck für das 19. Jahrhundert ist und ein Vorwurf für die Gesetzgebung eines Landes, welches eine derartige Strafrechtspflege ausübt. — Unser letztes Bild zeigt ein kleines Panorama des Starnberger Sees, dessen Name hinreicht, um eine Flut von Erinnerungen aus der letzten Zeit bayerischer Geschichte hervorzurufen, in den sich furchtbar wie selten die Abgründe des Lebens aufthun. Bernried, Possenhoffen, Ammerland, Schloß Berg, welche Erinnerungen knüpfen sich an diese Namen!

Neueſte Moden.

Nr. 1. Sammethut.

Die hochaufgebogene Paſſe des Hutes iſt ebenfalls im Innern mit Sammet belegt und hat hoch oben auf dem Kopfe einen großen Büſchel ſehr großer Roſen,

Nr. 1. Sammethut.

von denen die eine nach innen fällt. Oberhalb dieſer Roſen und zwar in der Mitte des Hutes werden dieſelben durch hochſtehende Bandſchlupfen gehalten. Bindebänder mit einer großen Schleife ohne Enden.

Nr. 2. Frauenhemd „Carmen".

Dieses Hemd ist aus feinem Batist angefertigt. Der vordere tiefe Ausschnitt ist in Bogen von zwei gestickten Spitzeneinsätzen verziert, welche an beiden Seiten mit Spitze eingefaßt sind. Am Rückentheile befindet sich ebenfalls eine Spitze. Der untere Saum hat eine breite Spitzenfalbel, sowie 5 Centm. über dem Rand einen Spitzeneinsatz, wie derjenige, an den Vordertheilen angebrachte. Auf den Achseln befinden sich Bandschleifen, eine ebensolche auch vorn auf der Brust.

Nr. 3. Frauenhemd „Sarah".

Das Hemd ist aus Batist angefertigt und mit Valenciennes besetzt; dasselbe ist in der Taille anliegend. Der Taillenschluß wird sowohl durch die Säume unter dem Arm, als auch auf dem Vordertheile durch die neun Einsätze von gestickter

Nr. 2. Frauenhemd „Carmen".

Spitze bewirkt, welche in der Taille zusammengehen und sich nach oben und unten hin erweitern. Den obern Rand des Hemdes umgiebt eine Spitze, sowie ein Batiststreifen, womit auch die Brusteinsätze begrenzt sind. Der untere Rand hat eine Spitzenfalbel, sowie 5 Centm. über dem Rand einen gestickten Einsatzstreifen. Seidene Bandschleifen befinden sich auf den Schultern und der Brust. An Stoff ist erforderlich: 2 Mtr. 25 Centm. Batist, 7 Mtr. Zwischensatz von 2 Centm. Breite, 4 Mtr. 50 Centm. Spitze zur Falbel von 5 Centm. Breite und 1 Mtr. 75 Centm. Band Nr. 5.

Nr. 4. Mantel für Mädchen.

Dieser Mantel ist aus Wollenbouclé angefertigt. Die Vordertheile desselben sind glatt und von oben bis unten auf der linken Seite geknöpft. Das Rocktheil hat hinten tiefe Falten, welche von der Taille ausgehen. Eine Faltenpelerine bedeckt den obern Theil des Mantels bis zum Ellbogen. Der Capuchon ist aus Wollenbouclé und Plüsch zusammengesetzt. Die Aermel haben einen Plüschaufschlag; der kleine Stehkragen ist von demselben Stoff.

Nr. 5. Visite für Damen.

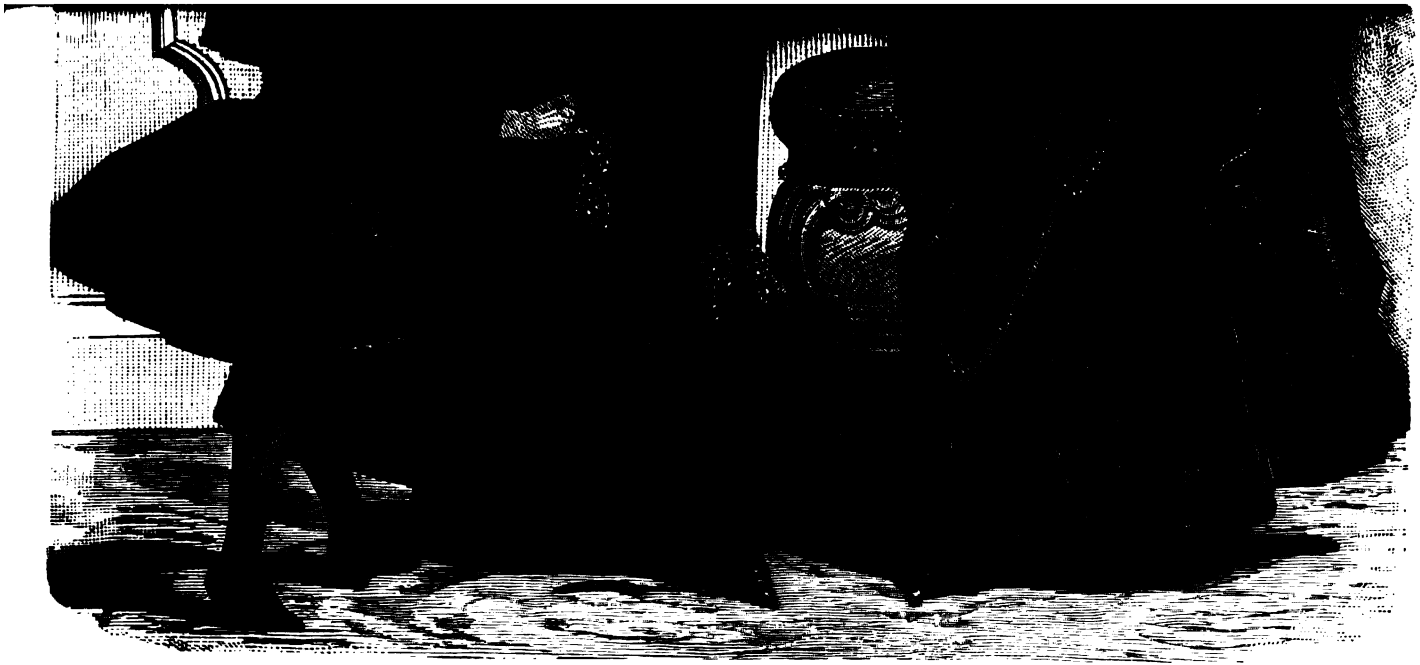
Die aus moosfarbenem Sammet hergestellte Visite hat glatt anliegende Vordertheile, wie bei einer gewöhnlichen Taille, dieselben gehen lang nach unten herab und spitzen sich zu. In der Taille und an den Enden befinden sich Agraffen und Verzierungen von Perlen. Der Rücken der Visite ist glatt anliegend und hat einen tiefen Faltenschooß. Die Aermel gehen von der Seitennaht aus und werden nach unten sehr lang und weit; am vordern Rande befindet sich ein breiter Aufschlag, welcher sich nach unten zuspitzt, wo er mit Perlenquasten verziert ist. Den Stehkragen umgiebt eine Perlenstickerei. Die Schultern haben eine ebensolche Verzierung. Auf den Vordertheilen, an den Seitennähten des Rückens, sowie auch am Rande des Schooßes, sind Perlenstickereien angebracht. Die gezogene Capote aus moosfarbenem

Nr. 8. Frauenhemd „Sarah".

Surah hat vornauf einen Schleifenbüschel, welcher mit einer großen Schmelzagraffe hoch am Kopfe befestigt ist. Bindebänder mit Schleife ohne Enden.

Nr. 6. Anhang für Damen.

Derselbe ist aus Sicilienne angefertigt. Die Vordertheile sind anliegend und gehen in ein langes, glattes Schooßtheil aus, welches im Rücken tiefe Falten bildet; der Rücken selbst ist anliegend. Die an den Schultern in Falten angesetzten, sehr weiten und langen Aermel sind in der Seitennaht des Rückens befestigt und werden vorn nach innen wieder emporgenommen. Der Kragen ist mit Perlen besetzt. Perlenbordüren gehen vom Hals und den Schultern nach der Taille zu, wo sich dieselben vermindern; die weiten Aermel sind am Rande damit besetzt, sowie die vorn offenstehenden Schooßtheile und der Rand der Falten derselben. Die schwarze Spitzen-Capote ist mit derselben Perlenbordüre besetzt und mit Pailleschleifen, sowie mit einem Pfauenfederbüschel verziert.



Nr. 4. Mantel für Mädchen. Nr. 5. Bisite für Damen. Nr. 6. Umhang für Damen.

Nr. 7. Strumpf für Kinder.

Die kleine Socke ist von weißer Zephirwolle und hellblauer Seide mit nicht zu feinen Stahlstricknadeln angefertigt. Der Rand desselben beginnt mit 2 Reihen links gestrickter Maschen, das kleine Zwischenmuster wird durch Ab- und Zunehmen hervorgebracht. 7 glatte Maschen haben 1 hohe, stehende, glatte Masche, unter welcher die Nebenmaschen abgenommen werden. Man strickt von den 7 glatten Maschen 2 Maschen ab, nimmt die dritte und fünfte Masche hinten zusammen und strickt diese hinter der vierten Masche, welche auf der Nadel bleibt, ab, läßt diese dann los und zieht sie ohne zu stricken über, doch so, daß diese glatt zu liegen kommt. Die sechste und siebente Masche werden wieder glatt gestrickt. Um die nöthigen Maschen

Nr. 7. Strumpf für Kinder.

zu ergänzen, schlägt man wieder neben der andern glatt aufsteigenden Masche an jeder Seite 1 Masche auf, welche in der nächsten Tour glatt abgestrickt werden. Zum Durchziehen einer Wollenschnure wird 1 Reihe kleiner Löcher gestrickt, die dadurch entstehen, daß man 2 Maschen aufschlägt und in der nächsten Tour abstrickt. Erst nachdem 2 Touren links den Rand abschließen, beginnt man, den Strumpf mit 1 Masche links und 2 Maschen rechts zu stricken. Die Spitze wird, sobald man an das Abnehmen kommt, auf der linken Seite des Strumpfes in rundum glatten Maschen gestrickt, wobei nach und nach bis zur Spitze abgenommen wird.

Nr. 8. Pantoffel für Frauen.

Dieser elegante Pantoffel ist aus blauer Seide angefertigt und mit weißen Perlen verziert. Den vorderen Rand umgeben kleine weiße Federn. Im Innern ist derselbe mit einem, mit Watte versehenen abgesteppten Atlasfutter vervollständigt.

Nr. 9. Gehäkelter Kinderrock.

Der Rock ist von weißer und blauer Zephirwolle mit einer nicht zu feinen Nadel gehäkelt. Den Anfang macht man mit einer Reihe Kettenmaschen in der Höhe des Rockes. Auf diese Maschen häkelt man vier Reihen in tunesischem Häkelstich, wie schon bei Nr. 4 beschrieben wurde, und wechselt mit einer Reihe Marguerites ab. Man beginnt mit 10 Luftmaschen, häkelt dahinein 7 Halbmaschen (Oesen) und zieht den Faden, wie beim tunesischen Stich, nicht durch eine Masche, sondern durch alle Maschen auf der Nadel, so daß man nur noch 1 Masche hat.

Nr. 8. Pantoffel für Frauen.

Damit ist die Blume gebildet. Nun häkelt man 3 Luftmaschen, nimmt 7 Schlingen auf, wie vorher: häkelt 3 Maschen in die hinteren Glieder der Luftmaschen, 1 Masche in die Oese und 3 Maschen in die Anschlagmaschen. Durch diese 7 Maschen zieht man den Faden wieder zusammen zu einer Masche und beginnt mit 3 Luftmaschen. Die auf diese Art entstandenen kleinen Bogen werden nun der Länge herauf mit einer glatten Tour befestigt und zwar in jede der vorigen 3 Luftmaschen jeder Blume 1 Masche gehäkelt. Daran fügt man abwechselnd bis zur völligen Weite

Nr. 9. Gehäkelter Kinderrock.

des Rockes 4 Reihen in geripptem Stich und 1 Reihe Maßliebchen, die letzteren werden nach oben zu vermindert, um die Form des Rockes zu erlangen. Den obern Rand umgiebt 1 Reihe von Luftmaschen und Stäbchen zur Aufnahme eines Bandes. Den untern Rand bilden 4 Reihen Maßliebchen und den Schluß kleine Oesen.

Nr. 10. Kleid aus nußfarbenem Wollenstoff und granatfarbenem Plüsch mit eingewirkten nußfarbenen Seidenstreifen. (Vorderansicht.)

Der Rock von gestreiftem Plüsch ist glatt. Die Tunika aus nußfarbenem Wollenstoff fällt hinten in Falten herab, hat auch in der Taille tiefe Falten und zieht sich von rechts nach links über das Vordertheil des Rockes nach dem Rückentheil.

Die glatte Taille ist vorn über einem Latz aus gestreiftem Sammet offen. Der Kragen ist von demselben Stoff. Der Latz ist vorn herunter mit Knöpfen geschlossen und an beiden Seiten mit einer breiten grünen Soutachestickerei verziert. Auch die glatten langen Aermel sind damit besetzt.

Nr. 10. Kleid aus nußfarbenem Wollenstoff und granatfarbenem Plüsch. (Vorderansicht.)

Nr. 11. Kleid aus nußfarbenem Wollenstoff und Sammet. (Rückansicht.)

Nr. 11. Kleid aus nußfarbenem Wollenstoff und Sammet. (Rückansicht.)

Der Rock ist glatt, die darüber fallende Tunika ist an der Taille in Falten genommen und fällt glatt herab; der Rücken hat gespaltene Schößchen, welche mit gestreiften Plüschfächern verziert sind.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Heimfahrt von der Jagd auf dem Königssee.
Nach dem Originalgemälde von Wilh. Wex.

Ihr Ideal.

Eine Weihnachts- und Veilchengeſchichte von **Hermann Birkenfeld.**

Die ſchwere Portière des traulichen Gemachs rauſchte zur Seite, und die Herrin deſſelben, Fräulein Adele Gabler, begrüßte ihren Beſuch mit einer ceremoniellen Verbeugung. Ich ſage: „ihren Beſuch“; denn niemand, der meinen Freund Tetzner des nähern zu kennen die Ehre hat, wird ihm zumuthen, durch Wind und Kälte zwei engliſche Meilen weit herzukommen, einzig in der Abſicht ein paar ältliche Damen, Miß Adas Tanten, heimzuſuchen. Ein Hausherr war nämlich meiſt nicht vorhanden, d. h. er exiſtirte nur nach ſechs Uhr abends, wenn er ſeinem Comptoir in der City Valet geſagt hatte. Jetzt war es aber kaum drei, ein Beſuch in dem eleganten kleinen Hauſe in Brompton-Square konnte alſo nicht wohl ihm gelten. Uebrigens war es ja nicht Tetzners Schuld, daß er Tante Helene nicht zu Hauſe fand, Tante Mathilde ihn aber für den Augenblick in das reizende kleine Zimmer ihrer noch reizenderen Nichte geſchickt hatte, weil man gerade daran war, den drawing-room für die kommenden Feſttage etwas „aufzumuntern“.

Weihnachten war nämlich nahe.

Und er ſtand ihr, d. h. Miß Ada, plötzlich gegenüber.

Miß Ada war eigentlich einen Moment zu früh eingetreten, ſo daß er Mühe hatte, ein kleines Buch in Goldſchnitt auf dem allerliebſten Mahagoniſchreibtiſch, von dem er es zwei Minuten vorher indiskreterweiſe genommen, zurückzulegen.

Er hatte ſich nicht enthalten können zu lächeln, als er die ſilbergraue Einbanddecke des Miniaturbändchens zurückſchlug und den Titel las: „Loſe Ranken, von A. Friedrich“ — der Titel wie das ganze Werkchen erinnerten ihn an eine Periode, in der er ſelbſt noch mehr oder minder einer loſen Ranke glich, die nicht recht wußte, an was für einem Stamme ſie eigentlich emporklimmen ſollte zu den erträumten und erſehnten Ehren, zu klingender Anerkennung, zum lorbeerbekränzten Throne des Meiſters, er, der Dichterling, der er vor drei Jahren — und eigentlich heute noch — war. Die „loſen Ranken“!

[illegible] Herkunften waren sie ja gekeimt, und welcher Stolz [illegible] da er sie — sich selbst — zum ersten Male gedruckt [illegible] dem Veilchenbunde „in allerlei Ergebenheit ersterbend“ die [illegible] Gabe darbringen und unter die selbstgeschriebene Widmung durfte: „der Verfasser“! So stand's nämlich auf dem [illegible] Blatte, dem flyleaf, wie der Engländer sagt, von seiner eigenen [illegible]

[illegible] undankbares, widerspenstiges Publikum hatte sich damals gewunden sich von den „losen Ranken“ umschlingen zu lassen, und nun [illegible] ein Exemplar davon gerade hier! Und von allen gerad' dies [illegible] **Habent sua fata libelli!**

Was fiel ihm beim Durchblättern dieser Verse nicht alles ein! Da war vor allem seine Cousine Klara, die damals, d. h. vor vier Jahren, mit ihm immer auf so gutem Fuß gestanden und ihn in eine ganz absonderlich mysteriöse Korrespondenz verwickelt hatte.

Und das kam so: Die Cousine hatte, wie's ja bei unsern jungen Damen so oft der Fall, ein paar Jahre in einem Institut zugebracht, wo selbstverständlich noch eine ganze Menge junger Mädchen das **je ne sais quoi** einer vollendeten Erziehung erhalten sollten. Ebenso selbstverständlich war es, daß Fräulein Klara mit etlichen Auserlesenen ihrer Genossinnen — in diesem Falle waren es acht — eine „Freundschaft für's Leben“ schloß und daß diese Freundschaft beim Herannahen der thränenreichen Trennungsstunde sich gegenseitig unter den zweitsüßesten aller Küsse wiederholt betheuert, ja, so **praeter propter** eidlich bekräftigt wurde. Und das Resultat all' dieser Thränen und Küsse und Eide war der „Veilchenbund“, ein Korrespondenzverein, wie deren tausend auf der Welt existiren, um zu Hunderten unter dem nivellirenden Rade von **monsieur le Temps** erstickt zu werden: junge Mädchen bleiben eben nicht einmal ewig Mädchen — sie möchten's wenigstens nicht — geschweige denn jung und haben schließlich doch an anderes zu denken als an eine Korrespondenz, in der sie, weil an alle Betheiligten gerichtet, **par distance** ein recht vertrauliches Wort nicht reden können.

Das hatte auch Cousine Klara empfunden, als sie wieder einmal das Briefpacket mit den Freundschaftsergüssen ihrer Mit-Veilchen erhielt und ihre fällige Epistel den duftenden blauen, grünen, gelben, weißen und rosa Bogen mit und ohne „altdeutsche“ Devise beifügen sollte. An jedem Mitglied des „Veilchenbundes“ nahm sie Interesse, aber an jedem ein anderes, und was sie von jedem just am meisten interessirt hätte, war in dem Briefcirkular allemal nicht enthalten. Sie nahm also seufzend ihren alten Brief von den anderen fort und — ja, und kam eine Zeit lang nicht über den vielversprechenden üblichen Anfang des neuen: „Theure Bundesgenossinnen“ hinaus. In dieser kritischen Lage erschien Vetter Friedrich Tetzner im Zimmer; ihm klagte sie ihr Leid.

„Ich will Dir etwas sagen, Bäschen“, schlug er vor, „laß mich den Brief schreiben“, was das Schreiben anging, so kam's ihm nämlich auf eine Handvoll Seiten mehr oder weniger selten an.

Das Bäschen hatte ihn ein paar Sekunden lang ein bißchen unwirsch angesehen, dann ein Weilchen am Federhalter gekaut — selbst-

verständlich eine abscheuliche Angewohnheit — und schließlich mit herablassender Miene gesagt: „Das geht nicht, meinen Brief muß ich natürlich selbst schreiben. Aber — Du kannst ja einen eigenen beifügen, vielleicht, daß wir Dich dann als zehntes, wie sich von selbst versteht, extraordinäres Mitglied in unseren Bund aufnehmen. Daß Du dann aber nie die Briefe der anderen zu Gesicht bekommst, brauche ich Dir nicht eigens zu sagen."

Von Rechtswegen für ihn eine ganz zwecklose Schreiberei ins Blaue hinein — jedoch — es giebt Vettern, die gleich die ganze Hand hergeben, wenn die Cousine nur den kleinen Finger ausstreckt, und Friedrich Tetzner, cand. phil. et cam., war einer von der Sorte. Er setzte sich also hin und schrieb an seine unbekannten Adressatinnen tapfer d'rauf los — barster Unsinn, versteht sich von selbst, aber — die Sache hatte doch ihren eigenen Reiz.

Das schienen wenigstens einige der Bündlerinnen zu empfinden; denn als der Postbote das nächste Cirkular an Cousine Klara abgab, hatte es nicht nur einen vollen Monat rascher als gewöhnlich die Runde gemacht, sondern war auch gespickt mit allerlei spitzigen Ausfällen gegen die Person des unbekannten Eindringlings in das Heiligthum einer Mädchenkorrespondenz. Ob diese, nämlich die Ausfälle, aber so gar ernst gemeint waren? Von der einen vielleicht, von der anderen weniger, jedenfalls hatte keine der Briefschreiberinnen Cousine Klara die Freundschaft gekündigt, weil sie dies eine männliche Element zwischen die Monotonie des brieflich „Ewig-Weiblichen" eingeschmuggelt hatte — au contraire, der unbekannte Vetter Friedrich wurde gebeten, ein öfteres von sich hören zu lassen.

So flatterte denn die lustigste Plauderei und Neckerei zwischen diesem und dem „Veilchenbunde" eine Weile flott hin und her, ohne daß eine der Betheiligten den Schreiber kannte noch ihm auch nur durch Hörensagen bekannt war.

Ja, noch mehr: als Friedrich Tetzner zum ersten Male seinen Namen — wenn auch nur seinen Vornamen als Pseudonym — gedruckt sah und voll schwellender Dichterhoffnung — vielleicht, nein wahrscheinlich, auch ein bißchen vom Eitelkeitsteufel getrieben — dem Bunde ein Exemplar der „losen Ranken" zugeeignet hatte, war er mit einer der duftigen Veilchenblüten sogar in eine auf gegenseitige Unbekanntschaft basirte Spezialkorrespondenz getreten. Das war vonseiten des betreffenden Bundesengels vielleicht nicht ganz schicklich, — aber — am Ende passiren doch auf der Welt noch schlimmere Dinge; wenn auch Papa und Mama von diesem Briefwechsel keine Ahnung hatten, so war er andererseits doch wieder sehr harmloser Natur. Ich will nicht hoffen, daß die junge Dame, welche kaum die neunzehn überschritten hatte, Gottfried August Bürger studirte, noch daß sich ihre ein bißchen zur Romantik geneigte Mädchenphantasie an dem forschen Vorgehen seiner Elise ein Beispiel genommen hätte — nein, nein, dafür waren ihre Briefe, wie bemerkt, doch viel zu harmlos, und hier und da auch wohl zu mangelhaft stilisirt. Fest steht nur, daß sie für den Dichter Friedrich eine Zeit lang schwärmte, einen schwachen — böse Nachbarn behaupteten später sogar, einen sehr schwachen — Versuch machte, ein paar der „losen Ranken" in Musik zu setzen, und

daß sie ihm schließlich ihre Bewunderung in einem besonderen allerhöchsten Handschreiben huldvoll aussprach.

So etwas hätte nun unseren Friedrich bei seiner Jugend und anerkannten Ruhmbedürftigkeit gründlich eitel machen können, aber — zu seiner Ehre sei's gesagt, daß er die „losen Ranken", nachdem sie erst den Reiz der Neuheit, das heißt des zum ersten Male Gedrucktseins, verloren hatten, weit unbefangener beurtheilte als seine zweifelsohne hübsche Korrespondentin, mit der er in der Angelegenheit ein paar launige Briefe tauschte — nach wie vor, ohne eine Idee davon zu haben, wer die begeisterte Verehrerin seiner Muse war; ein Versprechen, seine Cousine nicht darüber zu examiniren, hatte er von vornherein abgeben müssen. Sie schickte ihre Briefe durch seinen Verleger, er die seinen als die bekannten, nicht mehr ungewöhnlichen, ja, man könnte sagen ganz ordinären „postlagernden". Die ihrigen trugen den Poststempel „Breslau" — und Breslau ist groß — die seinen kamen bald aus Berlin — und Berlin ist bekanntlich noch größer — bald aus irgend einem obskuren Neste, dessen Namen sie kaum im „kleinen Daniel" auftreiben konnte.

Viel Briefe waren's übrigens nicht gewesen, die sie wechselten — seit zwei Jahren hatte er überhaupt keinen mehr erhalten. Er trauerte nicht darum. Ernstere Aufgaben waren allmählich an ihn herangetreten; das Dichten hatte er zum Glück längst aufgegeben, in der Belletristik versuchte er sich aber noch hier und da — jetzt eben schwamm er im vollsten Fahrwasser des sozialen Journalismus. Er hatte Glück darin gehabt: vor drei Jahren noch simpler Kandidat, eine Art schriftstellerisches Baby, von dem man nicht recht wußte, zu welcher Gattung von Federhelden es sich dereinst auswachsen werde, war er heute Mitarbeiter an einer nicht geringen Anzahl tüchtiger Zeitschriften, neuerdings, vor noch nicht vierzehn Tagen, hatte man ihm sogar die Stelle eines zweiten Redacteurs an einer der ersten unserer Monatsschriften angeboten. Er war aber noch unschlüssig, ob er acceptiren oder des Längeren in London bleiben sollte, das ihm so viel Anregendes bot.

Zu dem Anregenden gehörte in letzter Zeit auch Miß Ada, d. h. — pardon — ich wollte sagen, die Familie Gabler in Brompton Square. Freilich Miß Ada — — ja, also: Miß Ada stand ihm und er stand ihr gegenüber, und als das ein paar Sekunden gedauert hatte, machte Miß Ada eine Handbewegung und setzte sich, und er setzte sich auch — natürlich vis-à-vis. Und nachdem er ihr zuerst seine Freude darüber ausgedrückt hatte, daß er sie einmal in ihrem engern Daheim besuchen dürfe und sie einen Moment geschwiegen und nur einmal die wunderhübschen Augen zu ihm erhoben hatte, meinte sie nicht eben ganz besonders freundlich, sie seien leider in ihren Räumlichkeiten etwas beschränkt, und er habe für seinen Besuch eigentlich eine unglückliche Zeit gewählt. „So kurz vor den Festtagen — —".

„Sie glauben nicht, wie es mich betrüben würde, Ihnen zur unrechten Stunde ins Haus gefallen zu sein, Fräulein Gabler! Verzeihen Sie meine Ungeschicklichkeit, ich — —", er machte Miene, sich zu erheben.

„O nein, Herr Tetzner!" rief sie lebhaft. „Bitte, bleiben Sie;

Sie sind durchaus nicht gênant, im Gegentheil —", sie ärgerte sich selbst über den Eifer, mit welchem sie ihn zum Verweilen nöthigte. „Tante Mathilde würde Ihr schnelles Fortgehen sicherlich bedauern", fügte sie förmlicher hinzu, „sie wird im Augenblick kommen."

Sie wußte gar nicht recht, was sie ihm noch mehr sagen sollte, verdrießlich und dabei ein wenig verlegen legte sie die Hand auf den kleinen Sekretär zu ihrer Rechten und spielte mit dem Buche, das Tetzner vor ein paar Minuten noch zwischen den Fingern gehabt hatte. Sie hatte heute ihren bösen Tag.

Auch er schwieg. Es schien, daß beide nichts sehnsüchtiger erwarteten, als Tante Mathilde möchte kommen, diesem tête-à-tête ein Ende zu machen.

Solche Pausen sind gefährlich; „wenn sie einmal ordentlich im Zuge sind", wie ein Bekannter von mir sich ausdrückte, „drohen sie endlos zu werden", eine Bemerkung, deren geistigen Gehalt wir nur noch nicht voll zu ermessen vermögen.

Die junge Dame spielte also mit ihrem Buche, und der junge Herr, der nichts zu spielen hatte, sah abwechselnd aus dem Fenster und auf sein hübsches vis-à-vis. Und dabei war er — beim Jupiter! — kein dummer Kerl, nicht einmal, wie man zu sagen pflegt, auf den Mund gefallen! So etwas passirt.

Zuletzt war sie das Spielen leid, wohlverstanden nicht eher, bis der silbergraue Cambricband dadurch auf seine Haltbarkeit geprüft war, daß man ihn zu Boden fallen ließ.

Versteht sich, daß er sich danach bückte.

„Es wäre schade um den hübschen Einband, wenn er verletzt wäre", sagte er mit mildem Bedauern, indem er ihr das Buch hinreichte.

„Nicht um den Inhalt, meinen Sie?"

„Der hätte durch den Fall ja wohl nicht lädirt werden können."

Sie erröthete; jetzt war sie erst recht schlechter Laune, sie hatte doch wieder etwas gründlich dummes gesagt!

„Uebrigens kenne ich den Inhalt gar nicht", fuhr er fort.

Er log, wie wir wissen, er log durchaus unnöthigerweise. Er hätte ja gar nichts zu sagen brauchen. Wahrscheinlich bangte ihn vor einer zweiten Unterhaltungspause.

„Es sind Gedichte", warf sie leicht hin.

„Lieblingsgedichte?"

„Woraus schließen Sie das, Herr Tetzner?"

„Nun, die Annahme liegt am Ende nahe. Ich fand sie — das heißt, ich — sah ja das Buch gerade auf Ihrem Schreibtisch liegen, darf also wohl voraussetzen, daß der Glückliche, der es geschrieben, bei Ihnen — als Dichter natürlich — in einiger Gunst steht. Darf man den Titel erfahren?"

Sie nannte ihn.

Er war ihm selbstverständlich ganz neu.

„Ah!"

„Sie kennen das Buch?"

„Eigentlich mehr par renommée; freilich — ich habe allerdings — vor Jahren — die Gedichte selbst gelesen, sogar besessen."

„Und wie fanden Sie dieselben?“

Der junge Mann zuckte die Achseln.

„Verzeihung, mein Fräulein! Aber ein Mann empfindet eben anders als eine junge Dame — — die Verse sind nicht nach meinem Geschmack, ja —“.

„Reden Sie weiter, Herr Tetzner!“

„Ich möchte ungern gegen einen Ihrer Lieblingsdichter zu Felde ziehen.“

„Bitte!“

Die lebhaften braunen Augen unter dem krausen Stirnhaar sahen ihm beinahe keck — nein förmlich bös — ins Gesicht.

„Nach dem, was mir von den Versen in der Erinnerung geblieben ist, möchte ich behaupten: es sind gar keine Gedichte. Verse sind's allenfalls. Sie erlauben?“ Er nahm das kleine Buch aus ihrer Hand. „Passen Sie auf! Hier zum Beispiel Strophen wie in den „Maiblumen“:

Und es bebt vor'm ungewissen
Schicksal noch des Blümchens Stiel,
Und es denkt, daß, ausgerissen,
Ich es welken lassen will.

Sie werden zugeben, daß, mit etwas kühlem Verstande betrachtet, von Poesie nicht überviel darin zu finden ist. Oder hier:

Was Schicksal immer
Zwischen uns streut,
Der Sternlein Schimmer
Glänzt für uns beid',

Und ihr Gewimmel
Bleibt ewig neu,
Ewig der Himmel
Umwölbt uns zwei —

Mir kommt dabei unwillkürlich der Gedanke, ob denn wirklich ein so großer Trost darin liegt, daß die Sterne fortwährend und unveränderlich leuchten und der Himmel sich ewig über den Liebenden ausbreitet. Daß dies der Fall, scheint mir schlechterdings ziemlich naturgemäß. Und ganz abgesehen von alledem! Die Form —.“

„Genug, Herr Tetzner! Sie zerreißen mir meine Lieblingsgedichte in lauter häßliche kleine Fetzen. Sie sind ein entsetzlicher Prosaiker!“ sagte sie schmollend, indem sie ihm das niedliche Buch aus der Hand nahm. Er brauchte nicht zu lesen, was auf der vordersten Seite stand! „Ich glaube, Sie haben für nichts Sinn als für Ihre Politik und soziale Fragen.“

Gern hätte er geantwortet: „Doch, Fräulein Ada, doch! Ich habe zum Beispiel sehr viel Sinn für ein Paar Augen, die mich jetzt eben so reizend zornig anblitzen, für eine Stirn, auf der sich der liebste, herzigste Trotz abspiegelt, den ich in meinem siebenundzwanzigjährigen Dasein je kennen lernte, für die Händchen, die mir das Buch da förmlich entrissen“, aber das ging doch nicht gut. Zudem kam gerade Tante Mathilde. Nun hätte sie auch getrost noch ein Weilchen fortbleiben können, die Unterhaltung war ja nun in ziemlichem Gange.

„Es ist allemal eine unruhige Zeit vor einem Feste", sagte sie; „dennoch — eine angenehme Zeit. Man hat so mancherlei zu schaffen, was fremde Menschen nicht wohl für uns ausrichten können, daß man alle Hände voll zu thun hat."

„Und ich halte unter solchen Umständen nur auf!"

„Keineswegs, Herr Tetzner; für einen Bekannten muß man stets ein halbes Stündchen übrig haben", entgegnete die alte Dame wohlwollend.

„Sie feiern das Fest nach deutscher Art?" fragte der junge Mann.

„Wir wollten wenigstens versuchen, unseren beiden Kleinen einmal den Begriff einer deutschen Weihnacht beizubringen. Es hat einige Mühe gekostet, einen hübschen Tannenbaum zu beschaffen, aber zuletzt haben wir doch noch einen aufgetrieben. Das Ausputzen muß meine Nichte besorgen. Nicht wahr, Ada, das machst Du?"

Ada nickte nur.

„Gerade all die kleinen Vorbereitungen leihen unserer deutschen Weihnacht ihren eigenen Reiz", meinte der Gast. „Ich kenne keine liebere Erinnerung an mein Vaterhaus als dies gegenseitige Vertuschen, dies allgemeine Versteckenspielen, dies mysteriöse Hin- und Hereilen mit Päckchen und Schachteln, das Ausschmücken der Weihnachtstanne u. ihrem Flitter, der, an sich so unbedeutend, so nichtssagend, an den Zweigen des Zauberbaumes plötzlich einen so ganz anderen Werth erhält, gewissermaßen den Charakter eines Symbols annimmt. Es gab für mich, so oft ich dabei helfen durfte, kein größeres Vergnügen als einen Baum auszuputzen."

„Dann thue ich vielleicht keine Fehlbitte, wenn ich Sie auffordere, Ada morgen ein wenig zu helfen, Herr Tetzner."

„Wenn Ihre Fräulein Nichte meine Mitarbeit nicht verschmäht, bin ich mit tausend Freuden bereit."

„Wir wissen ja nicht, ob Herr Tetzner nicht schon anderweitig über seine Zeit verfügt hat", sagte die Nichte zur Tante.

Tetzner versicherte hoch und theuer, er habe Zeit en masse und werde es sich zur besonderen Ehre anrechnen, pünktlich zu erscheinen.

Er wollte sich noch länger über die Vorfreuden ergehen, die er empfinde, wurde aber durch Mr. Knitters Erscheinen unterbrochen.

Mr. Knitter war eine Art Volontär im Gablerschen Geschäft, Firma Gabler and Steele, London Wall, E. C., dereinstiger Erbe der Theilhaberschaft an einem gut fundirten Hause in Liverpool, dreiundzwanzig Jahre alt, blond, entschieden blond sogar, etwas in die Länge gezogen und begabt mit einem Paar Gehwerkzeugen, bei deren Anblick einem deutschen Unteroffizier das Herz im Leibe lachen mußte. Denn was versprachen diese wundervollen langen Beine nicht, wenn man für die unendlich weiten Unaussprechlichen von englischem Cheviot die bekannten engeren unserer Kriegshelden und an Stelle der eleganten Promenadenschuhe mit den schwarz und weiß karrirten spats, diesen niedrigen Modegamaschen, ein Paar derbe „Rindlederne" setzte! Wunder friedlicher Tapferkeit beim Parademarsch! Fürs erste aber ließen sie es beim bloßen Versprechen bewenden, schienen sogar nicht abgeneigt, ein bißchen kürzer zu erscheinen als sie in Wirklichkeit waren,

sie knickten nämlich bei jedem Schritt mit gewissermaßen eleganter Nonchalance zusammen wie ein Taschenmesser mit schlechtem Federwerk. Das thaten sie natürlich auch, als ihr Eigenthümer und Herr sich von ihnen in Miß Adas Boudoir hineintragen ließ und sich den Damen respektvoll näherte.

„Wie befinden Sie sich, Miß Ada?"

Mr. Knitter sprach bei Gablers nur deutsch; die Sprache selbst war eigentlich ein Hauptgrund für ihn das Haus zu frequentiren.

„Und Sie auch, Herr Tetzner! Ich freue mich sehr, Ihnen zu sehen", fuhr er fort, nachdem Miß Ada ihn hinsichtlich ihres Befindens beruhigt hatte. Ob es ihm aber mit seiner Aeußerung absoluter Ernst war, muß dahingestellt bleiben, Mr. Knitters Blick wenigstens hatte keine besondere Freude ausgedrückt, als er bei seinem Eintritt in das Gemach den deutschen Besucher gewahrte.

Tetzner hielt für nöthig, sich bald zu verabschieden; er habe noch einige Kleinigkeiten für das Fest zu besorgen, die keinen Aufschub mehr duldeten, sagte er.

„Also bis morgen, Herr Tetzner!" rief ihm Tante Mathilde noch nach, da er aus der Glasthür des Korridors schritt.

Fräulein Adele blieb wieder eine Minute mit ihrem Besucher allein. Der Unglücklichste! Er wußte nicht, daß es in Miß Adas Tagesleben Stunden giebt, in denen selbst der beste Freund — selbst Herr Tetzner — kein willkommener Gast ist, Stunden, zu denen eine junge Dame besseres zu thun hat als z. B. dazusitzen und sich von einem jungen Manne — begaffen zu lassen. Ja, ja, so stark wäre der Ausdruck ungefähr gerathen, hätte die reizende Königin dieses teppichbelegten, duftenden kleinen Reiches gerade einmal ihren Gedanken Luft machen wollen! Herr Tetzner hatte durch sein „arrogantes" Urtheil über ihren lieben A. Friedrich keineswegs die von vornherein nicht rosige Laune der schmollenden Fee wiederherstellen können, es war geradezu ungezogen, Verse ins lächerliche zu ziehen, die sie besonders hochschätzte; sie hätte ihm eigentlich nicht zugetraut, daß gerade er —! Und nun mußte noch dieser fade Engländer sie mit seinem schmachvoll zerstückelten Deutsch martern! Entsetzlich ennuyant! Miß Ada aber war ein verwöhntes Kind und wenig geneigt, ihre Ungnade niemanden fühlen zu lassen. Für jetzt begnügte sie sich, die Redensarten ihres vis-à-vis hier und da mit einem zerstreuten „jawohl", „allerdings", „freilich, sehr" zu beantworten, ihr war es herzlich gleichgiltig, was Mr. Knitter sagte. „Wenn nur Tante Mathilde käme!" dachte sie schon wieder, diesmal mit einem Gefühl von Bitterkeit, das an Weltschmerz streifte. Inzwischen sah sie durch die blanken Scheiben ihres Fensters unverwandt auf die Straße.

Es war natürlich, daß Mr. Knitter ein Gleiches that.

Da unten gab es auch etwas zu sehen.

War das nicht — —? Wirklich, es war Herr Tetzner, der eben von einer Dame lebhaft begrüßt wurde, ja, dem diese jetzt den Schlag eines Cabs öffnen ließ, um mit ihm davon zu fahren! Und er rühmte sich, nicht sieben Damen in London zu kennen! O, es war — — ja, was war's denn eigentlich? Was ging's sie, Miß Ada, an, daß Tetzner dort unter ihrem Fenster weiß der Himmel welche intime Be-

kanntschaft erneuerte! Aber dennoch — es war — — ja nun, es war auf jeden Fall schlimm für den Unglücklichen, er ahnte ja nicht, daß er beobachtet wurde, daß die Entlarvung eines Don Juan seiner harrte wie die Prügel des Schulbuben, der mit einer schlechten Censur nach Hause gekommen ist, daß Miß Ada die feingeschnittenen Lippen zusammenkniff und **faute de mieux** ihrem Besucher einen Blick zuwarf, der — ich weiß nicht was, möglicherweise eben gar nichts ausdrücken sollte.

„O", sagte Mr. Knitter mit einem gelinden Seufzer — es muß unbestimmt bleiben, ob's einer der Erleichterung oder des Schmerzes, der sittlichen Entrüstung war. „O! — O! — 't was — it is — — es war Herr Tetzner!"

Nun brauchte der langweilige Mensch das auch noch zu sagen! Miß Ada wußte es ja längst! Sie zog die Brauen noch ein wenig mehr zusammen.

„Kannten Sie die Dame?" fragte sie so gleichgiltig als möglich. Ganz gleichgiltig kriegte sie's nämlich nicht fertig; sie ärgerte sich noch, über Mr. Knitter natürlich.

Mr. Knitter sann nach.

„Ich kenne sie nicht. **Methinks** — ich glaube — **o yes** — ja, ich habe ihr gesehen — in ein — in ein **public entertainment** — o ja, in ein Theater, wohin sie ging mit Herr Tetzner **several times**, ja, mehreremals."

Mr. Knitter hatte etwas sehr schwerwiegendes gesagt. Er machte also auch ein demgemäßes Gesicht. Währenddem zerknüllte Miß Ada das feine Battisttuch zwischen den noch feineren Fingern.

„So!" sagte sie nur. Sie sprach's wider Erwarten kein bißchen gedehnt, eher sehr knapp, als mache es ihr Mühe, den Ton herauszupressen.

„Ich glaube, Herr Tetzner ist — ich weiß es natürlich nicht — aber ich glaube, er ist mit der Dame ein wenig **engaged** — ver— verlogen — verlobt, o yes, verlobt, glaube ich. Wenigsten sie scheinen sehr **intimate** zusammen."

„Ist sie jung?" hätte Miß Ada fragen können, allenfalls auch gern gefragt, und noch mehr: „Ist sie hübsch? Wie heißt sie? Wo wohnt sie?" ꝛc., aber sie brachte es nicht über die Lippen. Jung war sie, nämlich die Unbekannte da unten, ja ohne Zweifel, zum mindesten mußte man das aus der Figur schließen, ins Gesicht konnte ja Ada der Rivalin nicht sehen. Der Rivalin! Lächerlich! Noch einmal: Was ging's sie an?

Aber ihre absonderlichen Gedanken hatte Miß Ada über den Fall doch. Sie wußte nicht warum, sie wußte es absolut nicht, aber das Weinen war ihr ausnahmsweise näher als das Lachen. Und dabei mußte sie hier aushalten, ordentlich auf dem Präsentirteller! Doch, Gottlob, da kam Tante Helene herein! Sie begrüßte den englischen Gast ausnehmend freundlich. Ada hatte sich mit ihm zugleich erhoben.

„Sie entschuldigen, Mr. Knitter!"

Damit eilte sie aus dem Zimmer.

Der Engländer sah ihr ein paar Sekunden beinahe verblüfft nach, ehe er sich auf Tante Helenens Aufforderung hin wieder setzte.

„Miß Ada scheint heute nicht very well up — nicht — sehr wohlauf zu sein", sagte er bedauernd, indem er die Stirn in mächtige Falten legte.

„Sie müssen schon den kommenden Festtagen ein wenig zugute halten", erwiderte Tante Helene mit ihrem anmuthigsten Lächeln. „Es giebt da soviel zu bedenken, und gerade bei uns — — Sie werden doch am Weihnachtsabend unser Gast sein, Herr Knitter?"

„Ich werde sehr glücklich sein, ein deutsches Weihnacht beizuwohnen. Herr Gabler war so freundlich und lud mich ein."

„Da werden Sie Ada schon von anderer Seite kennen lernen, Herr Knitter. Ein Mädchenherz", die ältliche, etwas korpulente Dame seufzte leise dabei, „bedarf einiger Schonung, und Ada ist ja noch so jung!" Ada war nämlich beinahe dreiundzwanzig, „so" jung also am Ende doch nicht mehr. Ein bedeutungsvoller Blick richtete sich auf den Engländer.

„Wie ich mich freuen werde, ein Christbaum zu sehen!" meinte der junge Gentleman und lachte — nein, grinste ein bißchen dazu. Möglich, daß er sich auch noch auf anderes freute; der kerzenstrahlende Tannenbaum mochte schließlich doch so immense Anziehungskraft nicht auf ihn ausüben. Aber Miß Ada — „ein lovely girl! charming creature!"

Ob sie nun just diesen Augenblick, während der in zarten Fesseln schmachtende Sohn Albions der empfänglichen Tante Helene seine Bewunderung für die Nichte in kaum mißzuverstehender Weise Ausdruck lieh, besonders reizend war, möchten wir bezweifeln. Sie hatte sich — man ließ ihr ja nicht einmal mehr ein Zimmer, um ungestört zu sein! — in die Kinderstube geflüchtet, wo des Hauses Gabler einzige Sprossen, Alfred und Mary, unter Aufsicht der Bonne spielten und nicht wenig erfreut waren, daß „Tante" Ada wieder einmal zu ihnen kam. Aber die „Tante" schien nicht recht aufgelegt, an einem harmlosen Ballspiel theilzunehmen, das Alfred ihr zu Ehren in Scene setzen wollte.

Sie schob die Kinder fast heftig beiseite und ließ sich auf einer niedrigen Bank nieder, um ihren Gedanken nachzuhängen. Sie wäre vielleicht besser zu Tante Mathilde gegangen, aber sie fürchtete, wieder zu der Unterhaltung in ihrem Zimmer herangezogen zu werden. Und dazu verspürte sie denn doch wenig Lust! Sie hatte überhaupt zu gar nichts Lust heute, besonders jetzt nicht . . .

„Tante, ist es wahr, daß zu Weihnachten wieder ein Mistelzweig auf dem Flur aufgehängt wird?" fragte die vierjährige Mary.

„Wie dumm Du bist, Mary!" belehrte der ein Jahr ältere Bruder die Kleine. „Jeden Weihnachten hat noch einer einen mistle-toe unter die Decke gehängt, und wer dann darunter steht, darf von jedem andern geküßt werden. Anna hat es mir gesagt."

Anna war die Bonne bei Gablers. Sie versuchte jetzt eben, Alfreds Aufmerksamkeit von der Tante, der er sich bedenklich näherte, abzulenken.

„Ist's nicht wahr, Tante Ada?" fragte der kleine Bursche, indem er sich spreizbeinig vor der Sinnenden aufpflanzte.

Tante Ada hatte an anderes zu denken.

Der jugendliche Held ließ aber nicht locker.

„Sag', Tante Ada.“ Ich habe doch Recht, nicht wahr?“

Die „Tante“ hätte nun leicht sagen können: „Gewiß, Du hast Recht, Alfred“, und der „Neffe“ hätte sich wahrscheinlich dabei zufrieden gegeben. Aber sie that's nicht. Sie schien nicht zu bedenken, daß Alfred genau ebenso verzogen war wie sie selbst früher einmal, also ein gewisses Anrecht auf gebührende Berücksichtigung seiner kleinen Person hatte. Sie wehrte den Buben einfach von sich ab.

„Tante Ada, Du bist gar nicht lieb heute! Und wenn Du unter dem mistle-toe stehst, will ich Dich nicht küssen, sieh! Und keiner soll Dich küssen, ich will's jedem sagen, daß er's läßt, Tante Mathilde nicht und Tante Helene und Papa und Herr Tetzner und —“

Tante Ada verschwand aus dem Zimmer, aber nicht, ohne dem kleinen Prediger in der Wüste einen gelinden Klapps verabfolgt zu haben.

— — — Tante Ada ging „shopping“. Ein deliciöses Geschäft, shopping gehen! Zumal in einer größeren Stadt, zumal in London! Man geht hier in den Laden und dort in den Laden, läßt sich dieses vorlegen und jenes erklären, kauft hier eine Kleinigkeit, dort ein bißchen und am dritten Orte — gar nichts, und man unterhält sich leidlich gut dabei, es zerstreut, es erweitert unseren Anschauungskreis, unsere Menschen- und Sachkenntniß — es ist ein Universalmittel gegen allerlei. Tante Ada war eingefallen, daß sie noch einige kleine Einkäufe zu besorgen hatte. Sie sagte es Tante Mathilde.

„Schön, liebes Kind, geh nur ein wenig an die Luft, es wird Dir ganz gut sein. Frederick kann Dich begleiten. Und dann — bitte, sei doch so gut, bei Cook am Strand nachzufragen, ob der Ring für Onkel Eduard fertig ist. Du weißt, wir möchten ihn übermorgen ungern missen.“

Die Nichte versprach's; eine halbe Stunde später schritt sie, gefolgt von Frederick, dem jugendlichen Hausdiener, leichten Ganges in die Abenddämmerung hinein. Ein Omnibus brachte sie bald nach dem Strand, mitten in den Verkehr eleganten, regen Geschäftslebens. Sie stieg aus und besuchte ein paar Läden, aber sie fand selbst am Einkaufen heute nicht das erwartete Vergnügen. Sie war's bald müde; sie wollte heim. Da erinnerte sie sich zum Glück noch rechtzeitig des Auftrags, welchen Tante Mathilde ihr ertheilt hatte. Sie kannte Cooks Laden; es war nicht weit, bald hatte sie ihr Ziel erreicht. Sie hieß den Diener draußen warten und betrat das elegante Verkaufslokal mit seinen tausend begehrenswerthen Nichtigkeiten und seiner unerschöpflichen Anziehungskraft — besonders für junge Damen.

An anderen Tagen wäre sie schwerlich hier eingekehrt, ohne wenigstens dieses oder jenes funkelnde Kleinod in den sammtausgeschlagenen Etuis näher zu betrachten, auch wohl en passant nach dem Preise zu fragen — heute ließ sie das schimmernde und blitzende Gold, die Fülle der kostbarsten, reinsten Steine völlig unbeachtet. Sie wollte sich rasch ihres Auftrags entledigen und dann nach Hause.

Ein Verkäufer kam dienstfertig auf die Dame zu. Als sie ihm ihr Anliegen vorgetragen, bat er sie, einen Augenblick Platz zu neh-

men, er werde sich sofort erkundigen, ob der Stein nach Wunsch in den Ring gefaßt sei.

Adele sah aus ihrem Fauteuil gedankenlos um sich.

„Das ist das Neueste, was wir in diesem Genre haben, Sir", hörte sie den ältlichen Juwelier im Hintergrunde des Ladens zu einem Herrn sprechen, der sich über einige Schmucksachen gebeugt hatte, um darunter zu wählen.

„Sie garantiren selbstverständlich für Echtheit der Perlen?"

Miß Ada zuckte leise zusammen bei den Worten. Es war Tetzner, der sie gesprochen. Sie verwünschte ihre Lage, die sie zum Horchen verdammte. Sie wollte nicht horchen, gar nichts hören!

Und sie sah schärfer nach der Ecke hin, wo die zwei standen, als sollte ihr Auge auffangen helfen, was dem Ohr entging. Sie wußte selbst nicht, daß sie es that, natürlich nicht.

„Ich habe in den letzten acht Tagen drei Medaillons dieser Art verkauft, Sir. Weil Sie etwas modernes und geschmackvolles wünschten, legte ich Ihnen gerade dies eine vor; ich habe allerdings ganz ähnliche bedeutend wohlfeiler."

„Nein, nein, lassen wir das; ich denke, dieses wird gut sein."

„Sehr wohl, Sir."

Der Juwelier beeilte sich, das Medaillon in ein Kästchen zu stecken und einzuwickeln.

„Sonst noch Bedürfnisse, Sir?"

„Ich danke sehr. Was habe ich zu zahlen?"

„Vier Pfund zwölf, Sir, wenn ich bitten darf."

Tetzner zahlte den Betrag und wandte sich um.

Ada war aufgestanden und wandte sich gleichfalls — „er" brauchte sie nicht zu sehen oder gar anzureden! Sie zog den feinen hellen Schleier über ihr Näschen und beugte sich tief auf den Auslegekasten vor ihr. Siedend heiß stieg es ihr zu Kopfe. Endlich! Sie athmete auf, als der gewandte Geschäftsmann Herrn Tetzner zur Thür hinauskomplimentirt hatte. Endlich war er mit seinem Medaillon abgezogen! Für wen er es nur gekauft hatte! Nun, für wen anders als für jene Dame, mit der er so liirt war, daß sie ihn einladen konnte, sans gêne in ihren Wagen zu steigen, diese — — nein, in Tetzner hatte sie sich doch gründlich getäuscht! Nur gut, daß er sie nicht erkannt hatte! Sie hätte sich viel Mühe geben müssen, den Groll, den sie — so gleichgiltig er ihr ja doch eigentlich war — gegen ihn empfand, zu unterdrücken!

Sie ahnte freilich nicht, daß er, im Begriff den Laden zu verlassen, einen Blick auf ihr allerliebstes Rückwärts — es gab nämlich dazumal noch keine „Tournüren", Damen konnten also auch von rückwärts betrachtet allerliebst aussehen — also daß er einen Blick auf ihre Figur geworfen und sie sofort erkannt hatte. Er besaß ein Paar gute Augen, der Herr Tetzner, nur ärgerte er sich jetzt draußen ein bißchen, daß er sie nicht eher gehörig benutzt hatte. Aber viel Sorgen machte er sich doch nicht darum, er hatte ja die Erlaubniß, morgen wiederzukommen, und dann — welch' lockende Aussicht, eine ganze Stunde, nein, zwei, vielleicht gar drei Stunden mit ihr plaudern zu dürfen, zu sehen, wie allerliebst Adas schlanke Finger die bunten,

schillernden Herrlichkeiten für den heiligen Abend zurechtstutzten, wie sie dadurch noch bunter, noch schillernder wurden, ihr helfen zu dürfen bei der spielenden Beschäftigung — es dünkte ihn so viel traulicher als die üblichen Besuche und kleinen dinner-parties, zu denen er bisher im Gablerschen Hause herangezogen war. Wie verführerisch pikant ihr heute Morgen das bißchen Zorn stand, das er durch Verspottung seiner eigenen poetischen Leistungen in ihr entflammt hatte! Und sie hatte eine Vorliebe für seine Poesien, sie! — er mußte lächeln — „unter Larven die einzig fühlende Brust!" dachte er, während er in ein Cab stieg, sich nach Regents Park Road befördern zu lassen.

Am Ende zeugte es nicht von allzuviel Verständniß für poetische Form, daß sie sich gerade an die mangelhaften Flügelproben seines jungen Pegasus hartnäckig anklammerte, aber was that's! Immerhin war die Sympathie dieses „Veilchenengels" mit seinen poetischen Gebilden wenigstens erklärlich und — na, ein Laster war sie in seinen Augen denn doch auch noch nicht! Bei dem „Veilchenengel" dämmerte ihm plötzlich ein Gedanke: Wenn Ada nicht nur eines der Veilchen von anno dazumal, wenn sie sogar gerade dasjenige wäre, mit dem er früher einige Briefe gewechselt hatte! Ihre Vorliebe für den verunglückten Dichter A. Friedrich würde ja fast darauf hindeuten. Er wollte doch versuchen, einmal eine Probe von Adas Handschrift zu Gesicht zu bekommen! Es wäre zu drollig!

Unter solchen keineswegs mißmuthigen Gedanken war er an seiner Wohnung angekommen.

Die Damen des Hauses, ein paar englische Jungfrauen, die nicht mehr im allerjüngsten Lenze ihres Lebens standen, saßen schon zu Tische.

„Ich hoffe, Sie werden den Weihnachtsabend bei uns zubringen?" fragte Miß Eva, die ältere, nachdem man eine Weile über gleichgiltige Dinge gesprochen hatte.

Miß Belinda, die jüngere — Kenner schätzten sie auf über zwanzig und unter vierzig — seufzte gelinde.

„Ich bedaure sehr; ich fand soeben eine Einladung zu einer bekannten Familie vor."

Das ist nun schon das zweite Mal, daß ich von meinem Freunde Tetzner eine Lüge berichten muß. Er hatte gar keine Einladung erhalten, er log also niederträchtig. Das kam bei ihm vor; andere Journalisten lügen ja auch zuweilen. Allerdings wußte er mit ziemlicher Bestimmtheit, daß Gablers ihn einladen würden.

„Natürlich in Brompton-Square!" sagte Belinda Hoper auf seine Worte im Tone leisen — nein, sagen wir lieber halblauten — Vorwurfs. „Für uns sind Sie ja kaum noch sichtbar!"

„Ich begreife nicht, wo Sie Ihre Geschäfte erledigen, Herr Tetzner", assistirte Miß Eva, indem sie sich schwerfällig erhob und aus der Stube hinkte. Sie litt an Rheumatismus.

„Die angenehmsten jedenfalls nicht hier", hauchte Miß Belinda, sittsam die Augen auf ihren Teller richtend.

„Im Gegentheil, Miß Hoper! Ich halte wenigstens ein gutes Mittagessen für durchaus kein unangenehmes Geschäft", lachte Tetzner.

„Besonders, wenn man es in so liebenswürdiger Gesellschaft zu sich nehmen darf", fügte er nach einer kleinen Pause galant hinzu.

Belinda seufzte wieder.

„Unsere Gesellschaft! Als ob Ihnen daran läge! Man muß Sie ja förmlich von Brompton-Square abholen, wenn man Sie wieder hier sehen will!"

Ein neuer Seufzer.

Tetzner nahm eine zweite Portion von der vor ihm stehenden Fasanenpastete.

„Die Pastete ist ausgezeichnet, Miß Hoper. Ich habe sie selten besser gehabt."

O diese Männer!

„Ich hätte nie gedacht, daß Sie sich so sehr verändern könnten, Herr Tetzner! Seit vierzehn Tagen — genau so lange als Ihre Bekanntschaft in Brompton-Square dauert — sind Sie —." Ein vierter Seufzer, und zwar ein gründlicher! Tief aus den verborgensten Klüften einer schmerzlich enttäuschten Frauenseele stieg er auf und rang sich empor, ein Racheschrei in den Staub getretener zarter Weiblichkeit. Miß Belinda war eine zarte Weiblichkeit, sie hatte nichts von dem Embonpoint ihrer Schwester.

„Was bin ich, Fräulein Hoper?"

„Sie sind ein — — Sie sind ganz und gar verändert, Herr Tetzner."

„Ich habe aber doch meinen Bart wachsen lassen wie immer!" sagte der Angeredete mit dem ernstesten Gesicht von der Welt.

„Pfui! Sehen Sie, das gehört auch zu Ihrer Veränderung. Früher würden Sie nicht gewagt haben mit einer Dame", Fräulein Hoper legte besonderen Nachdruck auf das Wort lady, Dame, „mit einer Dame über so etwas zu sprechen", sagte sie im Tone schmerzlicher Bekümmerniß. „Ach, Herr Tetzner, Sie wollen mich nicht verstehen, Sie — gehen und —"

Tetzner hatte seine Mahlzeit beendet und stand auf.

„Ich gehe allerdings, Fräulein Hoper", sagte er lächelnd.

„Und spielen mit den Herzen armer Mädchen wie —"

Tieferröthend sah Miß Belinda vor sich nieder. Man wußte in der That nicht recht, wer denn die armen Mädchen waren. Tetzner aber wurde die Sache bedenklich. Er kannte solche Anwandlungen.

„Also Sie werden zum Christmasdinner nicht bei uns bleiben, Herr Tetzner?"

„Ich habe schon vorhin beklagt, daß es mir aller Wahrscheinlichkeit nach unmöglich sein wird."

„O, es ist nicht hübsch von Ihnen so zu handeln. Ich will nicht von uns reden — aber Ihre häufigen Besuche in Brompton-Square — Sie wissen nicht, welche Hoffnungen Sie dadurch erwecken, Herr Tetzner!"

„Verzeihung, Miß Belinda! Ich glaube Sie nicht zur Hüterin meiner Person gesetzt zu haben. Darf ich um ein Streichholz bitten?"

Er schlug offenbar ein ganz anderes Thema an. Dafür mußte er aber auch selbst zur Streichholzdose auf den Kaminsims greifen.

Miß Belinda würdigte ihn keines Blickes mehr, geschweige denn eines Zündhölzchens.

Am andern Morgen erschien nur Miß Eva zum Frühstück, aber mit ausnehmend ernster Miene. Tetzner konnte nicht umhin, sie ein paar Mal darauf anzusehen: sie mußte etwas für respektive gegen ihn in petto haben.

Die meisten vernünftigen Leute vermeiden während eines Imbisses unangenehme Erörterungen, und Miß Eva rechnete sich sehr zu den Vernünftigen, sie beanspruchte, eine gründliche Ausnahme von den „meistens Narren" zu sein, die nach Carlyle England bewohnen, ergo liebte auch sie, ihre kleinen Mahlzeiten in gehöriger Gemüthsruhe zu genießen. Nachdem dies Geschäft beendet, hielt es sie allerdings nicht länger.

„Ich bedaure, Herr Tetzner, Ihnen mittheilen zu müssen, daß es uns nicht unlieb wäre, wenn Sie zum Ende der Woche eine andere Wohnung miethen wollten."

Der Angeredete sah erstaunt auf.

„Vielleicht würden Sie ohnehin lieber mehr in der Nähe von Brompton-Square wohnen als hier."

„Ich muß bitten, derartige Bemerkungen zu unterlassen."

„Jedenfalls dürfte es im Interesse des guten Rufes unseres Hauses", Tetzner saß da wie versteinert, „insbesondere des guten Rufes meiner Schwester Belinda, besser sein, wenn Sie nicht länger hier wohnten." Tetzner war noch versteinerter. „Sie werden ja selbst zugeben müssen, daß Sie meiner Schwester — bis vor vierzehn Tagen — in so auffallender Weise den Hof gemacht haben, daß das junge Mädchen bis aufs äußerste kompromittirt ist, ja, daß — Sie eigentlich ihre ganze Zukunft vernichtet haben — —"

Tetzner war schon der reine Kalkstein. Der „gute Ruf" von Fräulein Belinda! — das „junge" Mädchen! — kompromittirt! — Zukunft vernichtet! — War er denn wirklich wach oder träumte er? Aus Verzweiflung griff er nach seiner Tasse. — Richtig — ja, es war derselbe Thee, den er immer bekam, und er war gut, das mußte man ihm lassen! Es war also kein Traum, der ihn hier umwob. Und in die rauhe Wirklichkeit mußte er sich fügen.

„Ich werde mich sofort nach einem andern Logis umsehen", sagte er, indem er sich erhob. „Ihre sonstigen Andeutungen sind mir allerdings unverständlich."

„Weil Sie dieselben nicht verstehen wollen!" ertönte hier die Stimme Miß Belindas durch die Hinterthür. „O, Sie sind — ein Ungeheuer — ein Mensch ohne Herz — ein Vampyr!"

Und Miß Belinda sank halb — oder ganz ohnmächtig hinter ihm zusammen.

Ich sage: hinter ihm; denn Freund Tetzner hatte schon das Klügste gethan, was er unter obwaltenden Umständen anfangen konnte, nämlich das Weite gesucht. Miß Belinda hatte ausnehmend recht: er wollte die „Andeutungen" ihrer Schwester nicht verstehen. Daß man ihm die Wohnung kündigte, wäre nicht schlimm gewesen, wenn's nicht gerade so kurz vor Weihnachten geschah. Heute war Dienstag; Mittwoch, Donnerstag und Freitag konnte er des Festes

wegen nicht daran denken, auf die Wohnungsjagd zu gehen, er mußte also heute los, und zwar sogleich — wie die Dinge lagen, war ohnehin das Beste, unverzüglich eine andere Wohnung zu beziehen. Er holte Hut und Stock und ging in die Stadt. Verstimmt war er doch; denn an und für sich hatte sein Quartier wenig zu wünschen übrig gelassen, bei dem würdigen Schwesterpaare war er entschieden gut aufgehoben gewesen. Dafür hatte er sich aber auch dankbar erzeigt, wie er meinte. Er hatte den beiden Damen einmal Theaterbillets offerirt und, als Miß Eva dankend abgelehnt hatte, Miß Belinda galant ins Theater begleitet, später, da Miß Belinda begeisterte Theaterfreundin — wurde, dieselbe Aufmerksamkeit gegen sie öfter wiederholt, war hier und da auch mit ihr spazieren gegangen — so lange bis sie ihm endlich beim Anhören einer Arie ein wenig zu viel Gefühl, beim Promeniren ein bißchen zu sentimentale Annäherung an seine Person entwickelt hatte. Wie ein Licht durch allerhand mystische Nebelschleier war es da in ihm aufgedämmert, diese Theaterbesuche und Promenaden könnten sich eines schönen Tages zu einem jener für ihn durchaus nicht wünschenswerthen breach-of-promise-cases entwickeln, von denen er in englischen Zeitungen zuweilen ganz merkwürdige Darstellungen fand. Seitdem hatte er sich etwas mehr passiv verhalten, ohne zu ahnen, daß er das Feuer unter dem Aschenhaufen von Herzen, welches in Belindas Busen glimmte, dadurch nur zu hellerer, verderbenschwangerer Glut fachte. Gestern schon, als sie ihn beim Verlassen des Gablerschen Hauses so plötzlich „ganz per Zufall" traf, ihm beide Hände entgegenstreckte und ihn aufforderte, in das Cab zu steigen, welches sie sich für eine kleine Spazierfahrt im Hyde-Park gemiethet hatte, war es ihm nicht möglich gewesen, sich einiger unheimlicher Gedanken zu erwehren; zum Glück hatte er Besinnung genug, dringende Stadtgänge vorzuschützen, um den Banden sanfter Sympathie, die ihn zu umgarnen drohten, noch rechtzeitig zu entgehen. Nun war das Unwetter dennoch losgebrochen. Er fühlte etwas wie Erleichterung, daß es überstanden war. Der Anfang vom Ende wenigstens war hinter ihm; den Schluß wollte er schon mit der erforderlichen Dosis Energie herbeiführen und für sich selbst erträglich machen. Zunächst also eine Wohnung!

Es dauerte lange, bis er am Ziel seiner Wünsche war. Er sah nach der Uhr: halb zwei bereits. Es war zu spät, noch einmal nach Haus zu gehen, ehe er die Familie Gabler besuchte. Er trat deßhalb in ein Restaurant, zuvörderst seinen innern Menschen zu pflegen und ein wenig auszuruhen. Er war in der That gründlich abgespannt vom Gehen, Omnibus- und Tramwayfahren, Besichtigen der Wohnungen und Verhandeln mit den Wirthsleuten — abgesehen von seinem Besuch in Brompton-Square hätte er sich am liebsten per Cab nach seinem alten Logis schaffen lassen, sich so behaglich wie möglich in einen easy chair gestreckt — die Fußspitzen am blankpolirten Eisen des behaglich prasselnden Kamins — sich eine Cigarre oder eine Pfeife guten Virginia angezündet und während die leichten blauen Wolken in beweglichem Spiele zur Zimmerdecke aufwirbelten, sich so ganz en passant in das Weihnachtsfest hineingedampft. Denn behaglich war's auf seinem Zimmer, zumal bei so ausnehmend kühlem

Wetter wie's der heitere Himmel der letzten Tage den Londonern beſcheert hatte — ach, ſo behaglich! — Und ſtatt deſſen ſollte er noch heute Abend ſein Bündel ſchnüren und den kleinen Umzug von Regents Park Road nach Grosvenor-Square in Scene ſetzen — juſt ein paar engliſche Meilchen! Ihm graute vor dem Gedanken. Ich kann's ihm nicht verdenken. Ich ſelber halte das „Umziehen" für eine ſonderbare Leidenſchaft. Schauerlich war ſie ja auch für ihn, die Ausſicht auf ein halbes Dutzend ungepackter Kiſten und Kaſten, auf den ganzen Wirrwarr eines Wohnungswechſels. Und mein Freund Tetzner war durchaus nicht beſonders aufgeräumt, als er das Lokal verließ, ohne dem Kellner auch nur einen Penny Trinkgeld verabreicht zu haben. Das war bei ihm allemal ein böſes Zeichen. Ich wüßte wenigſtens nicht, weßhalb es ein gutes geweſen ſein ſollte. Heute war entſchieden ſein böſer Tag, genau ebenſo wie geſtern Miß Adas. Verdrießlich ſchlenderte er über die Straße — er hatte nur noch zehn Minuten bis Brompton. Da — wahrhaftig, das war Tante Helene, die auf ihn zuſteuerte und ihm nun auf die allerkordialſte, beinahe mütterliche Weiſe die Hand entgegenſtreckte!

„Sie ſind gewiß auf dem Wege nach Brompton-Square, Herr Tetzner? Wie gut, daß wir uns noch treffen, ehe Sie hinkommen!"

Tetzner machte ein etwas dubiöſes Geſicht. Er wußte nicht recht, was ſeiner harrte. Tante Helene war nicht gerade die, welche er von allen Damen Londons am allerliebſten ſah. Er verbeugte ſich lächelnd.

„Es iſt mir in der That ſehr angenehm, Sie noch zu ſehen, Herr Tetzner; ich habe Ihnen nämlich etwas mitzutheilen, das heißt im Vertrauen; ich weiß ja, ich kann auf Sie rechnen —"

„Ich werde mich glücklich ſchätzen, Ihr Vertrauen zu rechtfertigen, gnädige Frau."

„Bitte, unterbrechen Sie mich nicht, Herr Tetzner! Ja, was ich ſagen wollte — ah, ſo! Ja — Sie glauben nicht, wie unglücklich es um das arme Kind, die Ada, bei uns beſtellt iſt! Wer kümmert ſich um ſie? Wer ſorgt für ſie? Wer denkt an ihre Zukunft? Niemand, Herr Tetzner, ich verſichere Sie, kein Menſch außer Ihnen und mir!"

Tetzner wußte nun erſt recht nicht, wie er Tante Helene verſtehen ſollte. Er machte Miene zu ſprechen.

„Bitte, ſagen Sie nichts, Herr Tetzner! Ich weiß, daß ich — nein, daß wir alle, auch Ada, das herzige Kind — einen treuen Freund an Ihnen haben, der es ehrlich meint, der — — doch ich will mich kurz faſſen. Sehen Sie, es giebt verſchiedene Mädchennaturen. Die einen ſind offen, geben ſich frei heraus, tragen das Herz auf der Zunge, kommen den Männern allenthalben entgegen, die anderen — Du lieber Gott, ſie können nicht alle gleich ſein! — verbergen den tiefen Fonds, mit dem ſie begabt ſind, vor aller Welt, ſind zurückhaltend — nein, mehr als das — abſtoßend gegen die Männer. Und ſehen Sie, zu dieſen gehört Ada!"

Die rundliche Dame ſtieß mit der Spitze ihres Regenſchirmes den jungen Mann vor die Bruſt, wahrſcheinlich, um ihm das Abſtoßende in Adas Benehmen zu illuſtriren. Er wollte eben ſagen, ſo abſtoßend

sei ihm Ada doch eigentlich nicht erschienen, aber Tante Helene ließ ihn gar nicht zu Worte kommen.

„Bitte, bitte", sagte sie, während sie eine Bewegung mit der Linken machte, wie um auszudrücken: „keine Widerrede!" — „Zu diesen gehört Ada", wiederholte sie dann mit einem gelinden Seufzer — man hätte beinahe sagen dürfen: mit einem gelinden Gepuste. „Passen Sie auf, Herr Tetzner, entweder geschieht in der Sache etwas, oder Ada bleibt noch 'mal drüber!"

Tetzner dachte bei sich, es könne ja von seiner Seite in der „Sache" etwas geschehen, damit Ada nicht „drüber" bliebe.

„Und meine Schwester? Mein Bruder? Sie sehen's nicht ein, wollen's nicht einsehen, daß es dringend an der Zeit ist, für die Kleine zu sorgen, wo sie selbst es nicht thut. Denn Ada — man möchte sie mit Herren, ja, mit lauter Anbetern umringen", Tetzner hielt das nun innerlich für total überflüssig, „und sie würde noch nicht einem die geringste Ermuthigung geben! Aber die Männer bedürfen der Ermuthigung, versichere ich Sie!" Es war, als spräche Tante Helene mit einem Neutrum. „Sie bedürfen der Ermuthigung, während das Kind sein Glück leichtsinnig verscherzt — man möchte sagen: wenn sie einen ganzen Topf voll Brei hat, fehlt ihr jedesmal der Löffel." Die kleine Dame sprach zuweilen in Bildern. Tetzner wußte noch immer nicht, worauf Tante Helene zielte, aber ihm wurde unbehaglich. „Und dieser Löffel — ich wollte sagen diese Zurückhaltung unserer Ada macht mich ganz unglücklich. Sie aber — ja, Sie könnten sich ein unendliches Verdienst erwerben, wenn Sie Ada veranlaßten, ihr scheues, ich möchte sagen zurückweisendes Wesen fahren zu lassen."

„Ich?" wagte Tetzner verblüfft einzuwenden.

„Ja, Sie! Denn Ada hat Vertrauen zu Ihnen. Sie hält sehr viel von Ihnen, das weiß ich."

„Beste Tante Helene — beste Frau Buchner — ich — —" Er war in der That ein wenig freudig überrascht über die Enthüllung, wenn ihm auch die Art, wie sie gemacht wurde, nicht ganz zusagte.

„Widersprechen Sie nicht, Herr Tetzner, ich weiß es. Und deßhalb — Sie kennen ja Mr. Knitter? — Mr. Knitter — was halten Sie wohl von ihm?"

„Ich —" stotterte Tetzner diesmal nur. Er konnte doch nicht so sans façon seiner innersten Meinung nach den armen Knitter für einen von denen erklären, die bei der Erfindung des Schießpulvers unbetheiligt waren!

„Sagen Sie lieber nichts, Herr Tetzner! Genug, Mr. Knitter — Du mein Himmel, er ist am Ende kein Ausbund von Tugend, aber jedermann hat seine Schwächen, Sie auch, Herr Tetzner —"

„Sehr schmeichelhaft!" dachte dieser.

„Und ich auch und meine Schwester Mathilde und — kurz, jeder. Wir sind ja alle Menschen —"

„Das ist wahr!" seufzte Tetzner.

„Aber er ist imgrunde ein guter Charakter und von sehr respektabler Familie und — nun, er ist ja auch recht gut situirt, wie ich von meinem Bruder höre. Und er betet Ada an, sage ich Ihnen! Und glauben Sie, das Kind hätte den Muth, ihm auch nur im ge-

ringsten entgegenzukommen? Ich weiß, daß sie nicht wenig Sympathie für ihn hat, aber sie kann es ihm nicht offenbaren, es liegt nicht in ihrer Natur. Sie sind ohne Zweifel derselben Ansicht, Herr Tetzner?"

„Jawohl — das heißt — ich bin — ja, ja, ich verstehe, gnädige Frau; ich bin ganz Ihrer Meinung." Tetzner lüftete den Hut und fuhr mit seinem Tuch über die Stirn.

„Es freut mich, daß wir über diesen Punkt einig sind", fuhr seine Peinigerin unerbittlich fort; so ganz einig waren sie beide schließlich doch noch nicht, „um so eher werden Sie mir ja behilflich sein, Ada zu bewegen, ihre Zurückhaltung Herrn Knitter gegenüber aufzugeben. Es muß sich dann erklären, er wird mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, es zu thun — und Ada wird glücklich sein!"

„Ich sollte — —?" In der That eine sonderbare Zumuthung!

Frau Buchner nickte. „Denn zu Ihnen hat Ada, wie gesagt, viel Vertrauen, mehr, glaube ich, als zu mir, ihrer leiblichen Tante." Tetzner hätte gern bemerkt, er wäre denn doch noch nicht Adas leiblicher Onkel oder dergleichen. „Sie sind jetzt auf dem Wege zu Ada, Sie werden Gelegenheit haben, ein vertrautes Wort mit ihr zu sprechen, eine kleine Anspielung auf Knitter wird genügen, das Gespräch auf das richtige Feld zu lenken. Geben Sie ihr zu verstehen, welch' ausgezeichneter Charakter Knitter ist — Sie sind ja ohnehin sein Freund", Tetzner wußte sich nicht zu erinnern, seit wann, „und Ihnen wird Ada mehr Glauben schenken als mir."

„Glauben Sie nicht, daß solche Einmischung meinerseits in sehr — interne Angelegenheiten eher von Schaden als nutzbringend wäre?" preßte Tetzner mühsam hervor. Er wußte nachher gar nicht mehr, was er gesprochen hatte. So etwas war ihm im Leben noch nicht passirt. Es war zu neu, ganz neu!

„Nein, nein, Herr Tetzner. Im Gegentheil — ich verspreche mir viel von dem Erfolge, den gerade Ihre Aeußerungen bei Ada herbeiführen würden — sie würde das Urtheil eines Mannes über einen Mann hören — glauben Sie mir nur, ich habe recht. Und jetzt also versprechen Sie mir, Ihr möglichstes bei dem lieben Kinde thun zu wollen. Dann gehen Sie mit Gott!"

Tante Helene sprach das letzte mit einem Anfluge, nein mit einer ganzen Dosis Rührung über ihre an Mutterliebe erinnernde Fürsorge für das „Glück" Adas.

Tetzner versprach, „sein möglichstes" allerdings zu thun — er machte ein ganz abnormes Gesicht dabei und schritt, nachdem Tante Helene ihn verlassen, rüstiger aus als zuvor, so daß er in wunderbar kurzer Zeit den Klopfer an der Thür der Gablerschen Wohnung in Bewegung setzen konnte.

Hätte er gewußt, was seiner harrte, er würde nicht solche Eile entwickelt haben; hätte er eine Ahnung davon gehabt, daß Miß Ada heute Mittag — seit dreiviertel Stunden wenigstens — sich in ihrem Zimmer eingeschlossen hatte, daß er nur ein unwillkommener Störenfried war, vielleicht noch unwillkommener als gestern, er hätte eher alles andere gethan als sie in ihrem dolce far niente — pardon — in ihrem Studium zu unterbrechen.

Denn Nichtsthun war's doch nicht, wenn Miß Ada in ihrem

parfümgeschwängerten Zimmer saß, umgeben von einem bunten Chaos wirren Christbaumschmucks und ein Buch in der Hand — was für ein Buch! „Lose Ranken!“ — „A. Friedrich for ever!“ war nun einmal ihre Devise, d. h. eigentlich war sie's so ganz nicht mehr. Dieser Tetzner hatte mit seinem kalten Hohn, mit seiner unbarmherzigen, hämischen Zerstückelung gerade ihre liebsten Gedichte doch nicht wenig im Kurse sinken lassen. Nicht daß sie selbst sich dessen klar bewußt wurde, aber — die Verse kamen ihr nicht halb so wohlklingend, nicht halb so sauber, nicht halb — kurz, um mich nach Reiff-Reifflingen eines klassischen Ausdrucks zu bedienen — nicht halb so nett mehr vor wie ehedem.

Es war wie eine Entweihung des Allerheiligsten; und darin lag eben das Abscheuliche, Niederträchtige, Boshafte dieses Herrn, der — o, dieser Herr Tetzner!

In einer Viertelstunde würde er kommen! Aber er sollte seinen Weg vergebens gemacht haben; sie wollte ihn nicht vorlassen, unter keiner Bedingung! Sie dankte für ein tête-à-tête mit diesem Manne, der sich an ihrer Thür von einer anderen Dame abholen ließ — er paßte heute so gar nicht in ihre Stimmung hinein.

Zünden die Sterne
Die Lichtlein an,
Ach in die Ferne
Zieht es mich dann!

Wenn Abendschweigen
Zum Träumen lädt,
Blumen sich neigen
Wie zum Gebet.

Wenn — —“ ꝛc.

mit noch einer ganzen Reihe „wenn's“ stand es da vor ihr auf der rothumrandeten, goldgeschnittenen Seite. Das waren Worte, die in ihre Stimmung paßten, wenn schon es nicht gerade Abenddämmerung, sondern noch klarer, heller Wintertag war. — O, A. Friedrich — wo er wohl jetzt weilen mochte? Der war ein Mann, mußte ein Mann sein, ein weiches, reiches Gemüth, eine gottbegnadete Dichterseele — ihr — ihr Ideal!

Jemand klopfte.

„Herein!“ — Ah so, sie hatte abgeschlossen! Sie mußte sich zur Thür bemühen, um zu öffnen. Wie lästig!

„Mister Tetzner wünscht Sie zu sprechen, Miß Ada.“

Miß Ada stampfte mit dem niedlichen Fuße auf. Sie konnte das recht hübsch machen. Nachher besah sie sich zornig den Eindruck, welchen ihr zierlicher Absatz im weichen Teppich zurückgelassen hatte.

„Ich bin nicht zu Hause, Frederick, nein, halt!“ sie mußte ja zu Hause sein, Tetzner war ja eigens aufgefordert worden, heute zu kommen! „ich habe fürchterliche Kopfschmerzen, Frederick. Sag', ich bedauerte deßhalb sehr — die Sachen für den Weihnachtsbaum hätte ich zudem schon ziemlich fertig.“

Frederick ging.

Tetzner ging auch, und Miß Ada hatte Ruhe. Tante Mathilde hatte nämlich den Besucher zum Glück nicht zurückhalten können, sie dirigirte oben im drawing-room das Auflegen der neuen Teppiche, mit denen der Onkel überrascht werden sollte. Ada konnte sich nicht enthalten, vom Fenster aus zu spähen, ob der junge Mann nicht „seine Dame" der Einfachheit halber so lange habe draußen stehen lassen, als seine Geschäfte hier im Hause dauern würden. Aber er ging allein. O, sie hatte einen Groll gegen ihn — ja — jetzt eigentlich auch gegen sich selbst! Es war doch eine Dummheit, ihn abzuweisen! Was mochte er nur von ihr denken! Was würde Tante Mathilde denken! Am Ende hatte sie doch das Spiel zu weit getrieben! Mißmuthig gab sie sich zuletzt allein an ihren Christbaumschmuck.

* * *

„Ein Brief für Miß Ada!" sagte Frederick am nächsten Morgen.

Es war ein Briefcouvert von immenser Dicke, das die junge Dame öffnete, fast Pappdeckel. Sie las:

„29 Regents Park Road, N. W.

Geehrtes Fräulein!

Glauben Sie nicht, daß Sie es mit einem Aufrichtigen zu thun haben. Er wird Sie hintergehen, wie er andere betrogen hat, hier und auf dem Kontinent; er ist die Falschheit, die Lüge selbst. Mißtrauen Sie meinen Worten, so lassen Sie sich von ihm ein Päckchen Briefe von einer „deutschen Dame" (die letzten beiden Worte waren doppelt unterstrichen) zeigen, die er mit einem rothseidenen Bande umwickelt, sorglich aufhebt. Wissen Sie, was das heißt, ein rothseidenes Band? Es heißt, daß Mr. Tetzner mit Ihnen spiele wie mit allen!

Aufrichtig die Ihrige

Belinda Hoper."

Grobes Papier, steife, eckige Schriftzüge, mangelhaftes Englisch. Man wußte z. B. nicht recht, ob Tetzner eigentlich die Briefe einer Deutschen oder letztere selbst mit rother Seide umwunden „sorglich aufhob".

Der Brief kam von keiner Dame! Das war Miß Adas erste Bemerkung. Haß hatte der Schreiberin die Feder geführt! Das war ihre zweite. Aber etwas wahres muß daran sein! Das war die dritte. Immer und immer Tetzner! Diese Belinda Hoper wußte um seine Besuche in Brompton-Square, war eifersüchtig auf sie, soviel stand fest. „Er" hatte also durch irgend etwas verrathen, daß er bei Gablers gern gesehen sei, und — nun, es sollte ihr wenig Mühe kosten, ihm das Gegentheil zu beweisen! Das mit dem rothumwundenen Päckchen mußte seine Richtigkeit haben, die Briefschreiberin würde sonst nicht wagen, ihre volle Adresse anzugeben. Schließlich war ihr ja ganz gleich, was dieser Friedrich Tetzner begann oder begonnen hatte, aber — sie war doch zu gut, ihm als Spielzeug zu dienen!

Und ihre Laune wurde durch den empfangenen Brief nicht gebessert.

Auch nicht, als ihr gegen Abend im Korridor Tante Helene be-

gegnete, mit einem Riesenbouquet in der Hand. Sie lächelte verheißungsvoll.

„Du solltest es erst bei der allgemeinen Bescheerung haben, aber nun Du es einmal gesehen hast, magst Du es auch jetzt hinnehmen, Du böses Kind!“ sagte sie, der nicht wenig erstaunten Nichte den Strauß übergebend.

Zwischen den kostbarsten Treibhausblumen stak ein Kästchen von Ebenholz.

Die Tante konnte nicht anders, sie mußte es öffnen.

„Sieh nur her!“

Ada warf kaum einen kurzen Blick auf das perlenbesetzte Medaillon von mattem Golde. Sie schien sich wenig über die Gabe zu freuen.

„Nun rath' einmal, woher das alles kommt, Schätzchen! Erräthst Du es? Du mußt es errathen!“

Das „Schätzchen“ stand da wie mit Purpur übergossen.

„Ich weiß, von wem es ist, Tante. Ich werde es sofort dem Absender zurückschicken; es ist eine Taktlosigkeit sondergleichen, mir ein derartiges Geschenk anzubieten“, sagte Ada entrüstet. Helle Thränen standen in ihren Augen.

„Aber Kind! Ich bitte Dich! Bedenke doch, wie gut es sicherlich gemeint war! Ein Herr, der so oft in unserem Hause verkehrt, kann sich schon eine kleine Aufmerksamkeit erlauben.“

„Solche Aufmerksamkeiten nicht! Nicht mir gegenüber! Ich habe ihm keine Veranlassung dazu gegeben. Entweder das Bouquet und das Etui werden unverzüglich dahin geschickt, woher sie gebracht wurden, oder ich schließe mich auf meinem Zimmer ein und komme vor morgen früh nicht wieder heraus.“

„Ada! Du wirst doch uns — dem Onkel — nicht das ganze Fest verderben wollen!“

Doch Ada ließ es anscheinend sehr kühl, wenn sie das Fest verdarb. Ihr war es ja längst verdorben! O, es war mehr als ungezogen, einfach ordinär, ihr, nachdem sie sich kaum vierzehn Tage näher kannten, ein Schmuckstück zum Geschenk machen zu wollen! Sie beharrte bei dem, was sie einmal gesagt hatte.

Tante Helene überlegte. Unmöglich konnte sie das Geschenk zurücksenden, sie hätte den Geber tödtlich beleidigt, er würde heut Abend nicht zum dinner kommen, und dann — dann wären ja mit einem Schlage all' ihre langgehegten süßesten Träume von Adas Glück in Glanz und Herrlichkeit, von Adas strahlendem Gesichtchen an der Seite des beinahe besten aller Männer elendiglich Schaum und Luft geworden, anstatt konkrete Gestalt anzunehmen! Sie meinte es wahrhaftig nicht bös, Tante Helene. „Sei glücklich im Beglücken“ ꝛc. lautet der Text, den sie sich selber predigte; nach diesem handelte sie, seit sie die Nichte in London hatte. Sie mußte für die arme Waise — die arme Waise besaß nämlich ein ganz hübsches Privatvermögen — für das viel, viel zu schüchterne Kind sorgen, da niemand sonst sich seiner erbarmte! Sie versprach endlich, Adas Wunsch zu erfüllen. Und sie nahm Bouquet und Medaillon, um sie auf ihrem Zimmer zu verschließen. „Er wird kommen, wird glauben, sein Geschenk sei

angenommen, wird — o, er muß sich heute erklären!" dachte sie. Eine Verlobung zu Weihnachten wäre Tante Helenens Seligkeit gewesen — es mußte sich so hübsch ausnehmen, das junge Paar im Glanze des ersten Glückes und des strahlenden Lichterbaumes! „Ada wird natürlich zu taktvoll sein, von dem Geschenk auch nur eine Silbe zu erwähnen, und er wird nicht danach fragen!" Die kleine Wittwe hatte keine Kinder; alle mütterliche Besorgniß, welche sich auf diese hätte erstrecken können, galt „ihrer" Ada.

Um halb sieben kam Herr Knitter, bald nach ihm auch Tetzner. Es überlief Ada bald heiß, bald kalt, als der letztere sich nach ihrem heutigen Befinden erkundigte. Er hatte das Wörtchen „heute" dabei ganz eigen betont.

Kaum daß sie ihm antwortete. Sie wandte sich schnell ab und unterhielt sich zu Tante Helenens Freude mit Knitter, so lebhaft wie möglich. Daß Tetzner noch gekommen, nachdem man ihm sein Geschenk zurückgeschickt hatte, war zuviel — hatte er denn alles Ehr- und Schamgefühl verloren?

Man setzte sich zu Tisch.

Onkel Eduard, der würdige Hausherr, war heute sehr guter Stimmung. Er war es meist, wenn er im Begriff stand, gut zu speisen.

„Charmant, daß Sie unserer Einladung noch nachkommen konnten, Herr Tetzner!" sagte er im Laufe des Gespräches. Als ich von Ihrem Umzuge hörte, befürchtete ich schon, mein leider etwas spät abgesandtes Billet würde Sie nicht rechtzeitig erreicht haben."

Ada erröthete aus zwei Gründen. Einmal, weil sie das bewußte Billet selbst adressirt hatte, und dann, weil ihr das jetzt gerade einfiel. Auch kam ihr Belinda Hoper dabei in den Sinn.

„Wissen Sie, daß ich habe eine Reise nach Liverpool verschoben zu meine Eltern, um ein deutsches Weihnacht zu feiern?" fragte Knitter an Adas Seite.

„Ein großes Opfer, Herr Knitter!"

„Es ist kein Opfer, Miß Ada!" versicherte der junge Engländer. „Ich liebe ein deutsches Weihnacht, auch uenn ich es noch nicht kenne."

„Bei uns wird eigentlich das Fest diesmal mehr international gefeiert. Heimischer Sitte entnehmen wir den strahlenden Lichterbaum, dem gastlichen England sein durchaus nicht zu verachtendes Christmasdinner."

Herr Gabler sprach mit ungeheucheltem lächelndem Behagen.

„Und der Mistelzweig!" scherzte Tetzner. „Ich sah ihn schon draußen in der Halle hängen."

„O yes the mistle-toe, yes!" grinste Mr. Knitters rothes Gesicht. „Lieben Sie nicht der englischen Sitte mit dem Mistelzweig, Miß Ada? Es ist so very sunny indeed! so sehr komisch!"

Ada wußte auf die indiskrete Frage nichts rechtes zu antworten. Verwirrt sah sie vor sich nieder.

Im Gablerschen Familienrath war man übereingekommen, die Bescheerung nach dem dinner stattfinden zu lassen. Die Damen verließen daher das Speisezimmer, um draußen die nöthigen Vorbereitungen zu

treffen, während die Herren bei einer Cigarre über dies und jenes plauderten.

Tetzner hatte sich vergebens nach den Gründen von Adas Zurückhaltung gefragt. Knitter gegenüber war sie heute dafür um so entgegenkommender — sollte er wirklich Chancen bei ihr haben? Was hatte sie so plötzlich verwandelt? Sein Herz pochte lauter, wenn er dachte, daß Knitter — nein, es war dennoch unmöglich; Ada konnte sich nicht an diesen geistlosen poltron binden lassen, sie durfte es nicht thun, sie war zu gut für ein solches Schicksal!

Die drei Männer hatten sich um den Kamin gruppirt. Der junge Deutsche sah nachdenklich schweigsam in die Gluten. Zuletzt fuhr er empor; es wurde ihm unbehaglicher hier.

„Wohin, Herr Tetzner?“

„Ich vergaß — ich möchte gern mit Ihrer Fräulein Schwester ein Wort reden. Sie verzeihen also —“

Er hatte einiges Spielzeug für die Kleinen in einer Schachtel nach Brompton-Square bestellt; es mußte inzwischen angekommen sein und er wollte Tante Mathilde bitten, es den Kindern unter den Baum zu legen. Zufällig fand er die Vielbeschäftigte im Vorzimmer.

„Die Schachtel ist schon oben, Herr Tetzner. Ada ebenfalls. Wenn Sie hinaufgehen wollen, können Sie die Sachen selbst vertheilen; ich folge Ihnen sogleich.“

Er eilte die breite Treppe hinauf und auf dem Korridor nach der Thür des geräumigen drawing-rooms. Kurz vor derselben machte der Gang eine Biegung; als er schnellen Schrittes derselben folgte, stieß er mit jemand zusammen — Ada! Die weichen Läufer, mit denen der Fußboden belegt war, hatten verhindert, daß einer des andern Kommen hörte. Sie stand einen Augenblick regungslos.

„You may kiss her!“ ertönte ein piepsendes Stimmchen hinter ihr. Die beiden kleinen Hauskobolde, Alfred und Mary, hingen an ihrem Kleide.

Tetzner schaute in die Höhe. Der kleine Schelm hatte recht: Von der Decke, gerade unter der Ampel, welche den Gang erhellte, hing er herab, der grüne Zweig mit seinen rothen Beeren; die Hand eines Dienstboten hatte das Emblem englischer Weihnachtsfreude auch hier in den höheren Regionen untergebracht.

„Gerade unter dem Mistelzweig!“ sagte er scherzend. Er hätte den Rath des kleinen Herrn, dessen neugierige Augen erwartungsvoll hinter der Tante hervorlugten, sicherlich nicht befolgt — er hätte es nicht gekonnt, auch wenn Ada mit etwas weniger Hast einen Schritt zurückgewichen wäre, jetzt nicht!

„Ich scheine Ihnen seit kurzem bedenkliches Grauen einzuflößen, Fräulein Gabler.“

Sie schwieg.

„Darf ich nicht wenigstens erfahren, wodurch ich mir Ihre Ungnade zugezogen habe?“

Nein, er brauchte es nicht! Das heißt, er wußte es ja längst ... er wollte sie nur quälen! Sie hatte sich zu bitter in ihm getäuscht; jeder andere hätte die Rücksendung eines Geschenkes genügend verstanden, aber er — — er hatte die Stirn, wenige Stunden darauf

vor ihr zu erscheinen, sie anzureden! Sie drehte ihm kurz den Rücken.

„Geht hübsch hinunter, bis das Christkind Euch mit der Klingel rufen wird", sagte sie zu den Kleinen.

Die Kinder gingen einträchtig miteinander in das Erdgeschoß hinab; sie mußten ja heute besonders folgsam sein.

„Fräulein Ada! Haben Sie keine Antwort auf meine Frage?"

Er folgte ihr in den drawing-room. Er wagte ihr zu folgen!

„Ich habe Ihnen kein Recht gegeben, dies Zimmer zu betreten", sagte sie. Ein leises Beben vibrirte durch ihre Worte.

Verwundert, aber gelassen, sah er ihr ins Gesicht.

„Nein, Fräulein Ada, das haben Sie freilich nicht; wenn Sie befehlen, befreie ich Sie auch sofort von meiner Gegenwart. Ich kam nur auf Veranlassung Ihrer Fräulein Tante hierher, um Sie zu bitten, einige Kleinigkeiten, die ich mir für die Kinder mitzubringen erlaubte, an den richtigen Platz zu legen. Doch das ist in diesem Augenblicke Nebensache. Ich richtete vorhin eine Frage an Sie, Fräulein Ada; können Sie mir's nicht sagen, was mich in Ihrer Gunst so sehr herabgesetzt hat? Gestern, nein, vorgestern schon, schienen Sie mir ja zu zürnen. Sie hatten keinen Blick für mich, als wir im Laden Cooks, des Juwelier, zusammentrafen."

Das hieß die Unverschämtheit auf die Spitze treiben! Zornsprühend und zugleich verächtlich sah sie ihn an, aber nur einen Moment.

„Wo Sie ein Medaillon kauften."

„Ganz recht."

„Für vier Pfund zwölf Shilling."

„Sie scheinen gut aufgemerkt zu haben; der Preis des Medaillons stimmt genau. Trotzdem schenkten Sie mir keinen Blick — so wenig wie jetzt."

„Wünschten Sie denselben etwa für die ausgelegten zweiundneunzig Shilling?"

Die Worte waren ihm unverständlich.

„Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen. Sie meinen?"

Er trieb sie bis zum äußersten!

„Ich meine — — ich halte es nicht für sehr gentlemanly, wenn man einer Dame in aufdringlicher Weise Geschenke macht und zwei Stunden nach Zurücksendung derselben schon die — Kaltblütigkeit entwickelt, unbefangen vor derselben Dame zu erscheinen."

Jedes Wort ein Stachel! Sie sprach's mit abgewandtem Gesicht.

„Verzeihung, Fräulein Gabler! Ich weiß darauf keine andere Antwort als: ich auch nicht", sagte er mit mehr Ruhe als er zuletzt offenbart hatte. „Hier muß ein Mißverständniß obwalten. Ich wenigstens weiß von keinem Geschenk, das ich einer Dame gemacht hätte — abgesehen von jenem Medaillon —"

„Und eben von diesem Medaillon rede ich", rief sie mit Heftigkeit, aber ohne ihn anzusehen. „Ich hätte das — von Ihnen nicht erwartet; ich hatte Ihnen kein Recht gegeben, mir gegenüber so zu handeln — o —"

Es hatte allmählich genügt. Miß Ada beugte sich über die Lehne

des Stuhles, auf den sie gesunken war und schluchzte. Liebe, Eifersucht, Scham, gekränkter Stolz — alles das erfüllte ihr armes Köpfchen in so krausem Wirrwarr, daß sie nicht länger an sich zu halten wußte. Sie weinte also, so heftig, so herzbrechend, wie lange nicht mehr. Und das Weinen war sonst wenig ihre Schwäche! Um so schlimmer jetzt.

„Das Medaillon war für meine Schwester und ist an sie noch an demselben Abend abgesandt, an welchem ich es kaufte", entgegnete er. Er beugte sich ein wenig zu ihr hinab, während er fortfuhr: „Ada, ich schwöre Ihnen, daß ich kein anderes Geschenk an irgend jemanden gemacht habe."

Er mußte sie sich ausweinen lassen. Währenddem stand er wie am Marterpfahle.

„Ada!"

Ein hastiger, scheuer Blick flog zu ihm empor; dann senkten sich schnell wieder die langen Wimpern über die in Thränen schwimmenden Augen herab.

„Heute Nachmittag kam von Ihnen ein — Medaillon und — ein Bouquet —"

„Von mir?" Er wußte nicht, was er dazu sagen sollte. „Es muß ein Irrthum sein; ich versichere nochmals —"

In ihrem Auge leuchtete es jetzt auf — endlich schien ihr ein Licht in das Dunkel der letzten Minuten zu fallen. Sie hatte immer nur an ihn gedacht, warum nicht an einen anderen, an — — sie fühlte, wie das warme Blut ihr in die Wangen stieg, sie preßte die Hand auf das ungestüme Herz, als wollte sie es beschwichtigen.

„Ich habe Ihnen Unrecht gethan, Herr Tetzner", sagte sie rasch. Aber sie sprach's ohne Wärme, ohne jede eigenartige Betonung, wie ein Kind, das wegen einer Unart gezwungen um Verzeihung bittet.

Er wollte ihre kleine Hand küssen, aber schnell wurde sie zurückgezogen. Vielleicht war es auch nur Einbildung von ihm, zu glauben, sie habe sie ihm entgegenstrecken wollen.

„Hier", sprach sie nur und wandte sich vollends von ihm ab. Sie holte den am Morgen von Miß Hoper erhaltenen Brief aus ihrer Tasche und reichte ihn ihm.

Ein heller Freudenschimmer flog über das Gesicht des jungen Mannes, als er die Zeilen gelesen. Sie war eifersüchtig auf eine andere, sie weinte — jetzt eben wieder — sie liebte ihn!

Sie glaubten, was in dem Briefe stand, Ada? Den Hirngespinnsten einer alten Jungfer, welcher Haß und ohnmächtige Wuth diese Zeilen diktirten? Wissen Sie, von wem die Briefe sind, die Miß Hoper beim verbotenen Durchstöbern meiner Sachen, in einem unbewachten Augenblicke entdeckte? Wissen Sie, daß ich Ihnen zwar kein Bouquet geschickt hatte heute Nachmittag, aber dennoch Ihrer dachte, in bescheidenerer Weise, kleines Veilchen?"

Die Schachtel, um derentwillen er die Treppe heraufgekommen war, stand in der Nähe; er hatte ein zierliches Veilchenbouquet herausgenommen und legte es in ihren Schooß. Der süße Duft redete ein-

dringlicher als seine Worte. Instinktiv faßte ihre Hand nach der anmuthigen Spende.

Aus den Blüten sprach eine Karte:

„Für eine Schwester hat man uns bestimmt —
Wie gern wir kommen, wenn sie gern uns nimmt!"

Durch Thränen lächelnd las sie die Worte.

„Ada! Man sagt wohl: wo Thränen fließen, ist die Liebe nah — hast Du noch kein Wort für mich, für —"

Er brauchte nicht weiter zu reden.

„Friedrich!" rief sie.

Er hatte den Arm um sie geschlungen und sie geküßt, erst auf die thränenfeuchten Augen, die sich angstvoll geschlossen hatten, als erwarteten sie nun etwas unerhörtes, ganz furchtbares, das sie nicht sehen durften — dann auf die Lippen, die sie ihm in stummem Entzücken darbot. Wie oft? Ja, das hat mir mein Freund nicht eigens erzählt.

Tante Mathilde kam und fand oben ein Brautpaar. Ein bißchen verwundert war sie zwar darüber, aber so ganz enorm doch nicht. Sie mußte übrigens den Baum, welchen Ada hatte zurichten sollen, selbst anzünden; die jungen Leute waren kaum zu der geringsten Handreichung zu gebrauchen. Als dann alles fertig war und die Kerzen strahlten und die zwei glückseligen Gesichter unter ihnen erst recht, ertönte die Schelle, die Kinder kamen jauchzend ins Zimmer gesprungen — um im nächsten Moment wie gebannt stehen zu bleiben: solchen Glanz hatten die jungen Augen noch nicht geschaut! Und dann kam Onkel Eduard und Tante Helene und Mr. Knitter, und sie blieben gleichfalls stehen, aber nicht geblendet vom Glanze des zauberischen Tannenbaumes, sondern von dem, der aus den Augen des jungen Paares leuchtete, das Arm in Arm ihnen entgegenkam, um noch obendrein die Glückwünsche der Erstaunten in Empfang zu nehmen.

„Da habt Ihr die Bescheerung", sagte Tante Mathilde zu den Eintretenden, und Friedrich versicherte der Tante Helene, er habe nach Absprache „sein Möglichstes" gethan, nur daß er ihre liebe Nichte nicht schon gestern getroffen habe. Tante Helene war eigentlich etwas niedergeschlagen. Und Mr. Knitter? Der Aermste! er war der einzige, der bei der ganzen Bescheerung absolut leer ausging; denn die kleinen Weihnachtsscherze, die man auf seinen Teller gelegt hatte, konnten doch nicht ins Gewicht fallen gegenüber dem blühenden, liebreizenden Christkindchen, das Tetzner ihm abgerungen. Doch tröstete er sich so gut es gehen wollte und stattete seine „very best wishes" mit der Würde eines englischen Gentleman ab. Er knickbeinte zwar ein bißchen mehr als gewöhnlich, während er Adas weiße Hand ergriff, aber diese dankte ihm so verbindlich für das übersandte Geschenk, daß er sich nach kurzem schon wieder halb à son aise fühlte. Der Verschmähte dauerte Ada. Sie konnte es nicht übers Herz bringen, seine Gabe zurückzuweisen, nachdem Tante Helene ihr schnell gebeichtet hatte, sie sei noch vorhanden. Das Me-

daillon erinnere ich mich zwar nicht, jemals später am Halse der jungen Frau gesehen zu haben, der opulente Blumenstrauß aber kam noch am Weihnachtsabend zur vollen Geltung als Schmuck der festlichen Tafel, um welche man sich bald wieder versammelte.

Es soll ein fröhlicher Abend gewesen sein, diese Christnacht, welche Ada das brachte, was der ganzen übrigen Menschheit so ziemlich ewig unerreichbar bleibt: ihr Ideal.

Es war einmal!

Es war einmal — o Worte lieb und schlicht,
Aus eurem Rahmen nickte mir vor Jahren
Manch zauberhaftes, herz'ges Angesicht;
Altväterſagen, und die wunderbaren,
Die zarten Mären, die ich einst als Kind
Mit wundergläub'gen Sinnen aufgenommen,
Ich sehe sie in Hulden wiederkommen,
In Tönen hör' ich, die verklungen sind:
Es war einmal!

Es war einmal —; so vor des Greises Blick
Mag zauberisch wohl die Erinn'rung steigen,
Bevor erfüllt sein wechselndes Geschick,
Ihm seiner Jugend schönes Bildniß zeigen:
Hell seine Augen, seine Wangen licht,
Sein Herz so voll von jungem Liebesahnen,
Sein Geist schon weit voraus auf seinen Bahnen,
So hoffnungsreich — es lächelt sein Gesicht:
Es war einmal!

Es war einmal — die Zeiten werden geh'n,
Dann stehst auch Du, Herz, an des Lebens Wende,
Und Deine Strecke wirst Du überseh'n;
O selig dann, zu falten seine Hände,
Auf all das Lieben, all das Weh zu schau'n
Und einem Wehmuthslächeln nicht zu wehren.
Doch fest den Blick nach oben hin zu kehren
Und kindlich dankend sprechen voll Vertrau'n:
Es war einmal!

Jeanne Bertha Semmig.

Erinnerungen an M. G. Saphir.

Von Dr. **Adolph Kohut.**

Ist die Häßlichkeit eine besondere Spezialität der Satiriker? Gewiß nicht! Schönheit ist oft mit Witz und Satire vereint, und wahrhaft geistvolle Menschen gebieten oft über eine bestrickende Anmuth, wenn sie erst reden und über ihr abstoßendes Gesicht ein verklärender Schleier des Genies sich breitet. Thatsache ist jedoch, daß manche der namhaftesten Satiriker, welche die Eitelkeiten und Lächerlichkeiten ihrer Nebenmenschen geißelten, von großer Häßlichkeit waren. Ich nenne aus der Fülle nur Lichtenberg, Voltaire und Saphir — die lebenden sind natürlich ausgeschlossen, da wir niemand verletzen möchten. Der häßlichste von allen, überhaupt einer der von Mutter Natur am meisten stiefmütterlich behandelten Menschen, war ohne Zweifel der letztgenannte: Moritz Gottlieb Saphir. Als ich den berühmten Humoristen im Jahre 1858 in Baden bei Wien zuerst erblickte, erschrak ich heftig. Allerdings war ich damals noch sehr jung, aber eine derartige Fülle von Mangel an äußeren Reizen stimmte mich doch sehr ernst und ich mußte unwillkürlich an Darwins Lehre von der Abstammung des Menschen vom Affen denken. Ich sah einen langen, hageren Mann, mit großer Perrücke, hinter welcher rothe Haare hervorblickten, die schon ein wenig grau melirt waren und — ach, eine Nase! „Mir ist schon manches wohl passirt, aber so etwas noch nie!“ — eine solche Nase habe ich noch nie gesehen. War das überhaupt eine Nase im üblichen Sinne? Wollte ich sie mit einer Gurke bezeichnen, so wäre dies eine Beleidigung dieser holden Blüte der Hundstagssaison; nein! Im Gesichtserker des witzigen Mannes saß ein unförmlicher, langgestreckter Fleischklumpen, mit allerlei Warzen und Haaren, die sich nervös hin und her bewegten. Als Knabe habe ich mir so den „Mummelmann“ gedacht, womit mich meine Mutter schreckte, wenn ich immer Chokolade haben wollte. Dabei mußte ihm das Unglück passiren, daß, während ich ihn besuchte, ein heftiger Windstoß die Zimmerthüre aufriß und seine Perrücke ihm vom weisen Haupte fiel. In dieser Façon war der

Anblick geradezu unerträglich! Und er lächelte. O, warum noch das Schrecklichste! Dieses Lachen glich demjenigen Fauns und Silens, und der fast zahnlose Mund erschien wie ein Hohn auf den sechsten Schöpfungstag.

Seit jener Zeit habe ich oft an M. G. Saphir gedacht und mich mit seiner Person beschäftigt. Denn nicht allein das Gegentheil eines Adonis machte ihn zu einer Sehenswürdigkeit, nicht allein sein beißender Witz und seine schonungslosen Kritiken jagten so manchem Angst und Schrecken ein, auch das Leben dieses merkwürdigen Menschen bot so manchen packenden Stoff zu einem Roman oder zu einer Posse. Ich wußte, daß er einer der bestgehaßtesten Menschen in Deutschland und Oesterreich war, denn er hatte mit seinem Stilet, vulgo seiner Feder, gar vielen sehr weh gethan. Klara Schumann, Henriette Sontag, Friedrich Halm, und viele andere hatte er mit einer wahren Berserkerwuth angegriffen, und namentlich die Schauspielerinnen und Sängerinnen beteten ein „Vater unser", wenn sie nur seinen Namen hörten. Trotz seines Aeußeren und trotz seiner Bosheit, die sich in Wort und Schrift kundgab, hatte doch dieser Kaliban einst geliebt, und zwar leidenschaftlich geliebt. Da diese Episode seines Lebens nur wenigen Zeitgenossen noch bekannt sein dürfte, will ich sie hier in Kürze erzählen. Man wird daraus erkennen, daß Saphir imgrunde ein weiches Gemüth hatte und daß er edleren Regungen keineswegs unzugänglich war.

Saphir war nie verheiratet. Er haßte die Ehe, wahrscheinlich weil er wie der Fuchs dachte, dem die Trauben zu hoch hingen. Er pflegte zu sagen: „Die Ehe ist das Grab der Liebe und die Frau ist sogleich das Kreuz darauf." . . . „In der Ehe beweist der Mann alles und behauptet nichts, die Frau beweist nichts und behauptet alles", und so war er zeitlebens ehescheu. Doch Gott Amor rächte sich einmal an ihm. Er verliebte sich in Wien in eine Engländerin Frau Godon. Es war dies eine ebenso schöne, wie hochgebildete Frau, die viele Sprachen geläufig sprach und schrieb. Sie wohnten jahrelang zusammen und er betete seine Geliebte, auf die er sehr eifersüchtig war, abgöttisch an. Auf die Erziehung des Sohnes der letzteren verwandte er eine außerordentliche Sorgfalt, und er, der Frauenspötter, war ein vollständiger Sklave seiner Herzenskönigin. Seine Liebe ging so weit, daß er Frau Godon, die Wittwe war, bestürmte, ihm ihre Hand zu reichen, aber sie wies seinen Antrag zurück, weil sie durch die Verehelichung ihrer nicht unbedeutenden Pension verlustig gegangen wäre. Urplötzlich traf ihn ein herber Schlag, der schrecklichste Schmerz seines Lebens: eines schönen Tages ging seine Geliebte mit einem jungen Manne durch, ihn in seiner Verzweiflung allein lassend. Bezeichnend für die Liebe, mit welcher der Sohn seiner Ex-Geliebten an ihm hing, ist die Thatsache, daß dieser der Mutter nicht folgte, sondern bei Saphir blieb, der ihm mit großer Zärtlichkeit stets entgegenkam.

Das fürchterliche Ereigniß verbitterte ihn noch mehr und machte ihn thatsächlich zu einem Feind des weiblichen Geschlechts. In dieser Stimmung verfaßte er mehrere seiner malitiösesten Ausfälle gegen die Frauen, von denen ich hier nur einige mittheilen will:

Das Gedächtniß der Frauen ist kurios: an den ersten Liebhaber denken sie nach dreißig Jahren noch, den letzten vergessen sie in drei Tagen. — Die Frauen sind alle musterhaft, wenigstens was die Haubenmuster betrifft. — Jede Frau ist ein Buch: noch so schön und noch so gut, hinterdrein doch noch immer ein kleines — Fehlerverzeichniß. — Das erste, was die Frauen wissen, ist, wie schön sie sind; das erste, was sie lernen, wie stark sie sind; das erste, was sie erfahren, wie schwach sie sind; das erste, was sie vergessen, wie alt sie sind; das erste, woran sie sich wieder erinnern, daß sie das vergessen haben. — Die Frauen wissen einen gescheiten Menschen nicht eher zu schätzen, als bis sie einen dummen Kerl geheiratet haben . . . Das weitere verschweig' ich!

Der Hauptfehler Saphirs bestand in einer grenzenlosen Eitelkeit. Wer ihn in Wort und Schrift oder auch nur durch eine Geberde verletzte, wer ihn nicht gehörig estimirte, den haßte er glühend und sein Rachegefühl kannte keine Grenzen. Hierzu gesellte sich eine große Bestechlichkeit, nicht so sehr durch Geld und Geschenke, als vielmehr durch eine Art von Liebenswürdigkeit, die Künstler und Künstlerinnen dem eitlen Manne entgegen zu bringen wußten. Sein Freund Castelli, der ihn sehr genau kannte, da er dreißig Jahre hindurch mit ihm in literarischer und theilweise auch persönlicher Verbindung stand, berichtet, daß die größte Kleinigkeit ihn in Harnisch bringen konnte. Er wollte immer nur gelobt und gehätschelt sein; wenn jemand über etwas, was er geschrieben hatte, auch nur eine zweideutige Miene machte, so durfte er versichert sein, bei nächster Gelegenheit an den literarischen Pranger gestellt zu werden und dieses nicht nur einmal, sondern so oft sich Gelegenheit dazu bot. Er hatte speziell unter seinen Kollegen sich eigene Zielscheiben seines Witzes errichtet, auf welche er immer seine vergifteten Pfeile abschoß. Er selbst war gepanzert gegen alle Schmähungen; die Kugel, welche man auf ihn schoß, prallte von ihm ab, verwundete ihn aber nicht und fuhr auf den zurück, der sie abgeschossen hatte.

Dieser Typus eines sarkastischen und spottsüchtigen Journalisten war ein grand seigneur. Das Geld spielte bei ihm keine Rolle. In den letzten Jahren, als er bedeutende Einnahmen hatte, war er sehr splendid und er liebte es, gute Freunde um sich zu haben und dieselben glänzend zu bewirthen. Dabei warf er mit den Hundert- und Tausendguldennoten so um sich — das Urbild von Raimunds Verschwender. Bei dem Souper, zu welchem ich an seinem Geburtstage in Wien geladen war, floß der Champagner in Strömen. Der feinste Tokayer wurde servirt und dreihundert Menschen nahmen an der Tafel Theil. Bei solchen Anläßen hielt er so witzige Ansprachen und gab solche drastische Anekdoten und Kalauer zum besten, daß man sich vor Lachen ausschütten mußte. Ich habe in der That in meinem Leben noch nie so gelacht wie damals, trotzdem ich später Helmerding, Reusche und Thomas auf der Bühne gesehen habe. Infolge seines luxuriösen Lebens und seiner Verschwendungssucht befand er sich stets in Geldverlegenheiten; aber sein erfindungsreicher Kopf entdeckte immer neue Einnahmequellen. Er bekam für seine humoristischen Sachen glänzende Honorare. Ueberdies hatte er große Gönner und Freunde

in den Börsenfürsten Sina und Rothschild, die ihn oft mit bedeutenden Summen unterstützten. Mit dem Freiherrn von Rothschild in Wien erlaubte er sich dabei allerlei mehr oder weniger zarte Witze. Einen derselben kann ich als authentisch verbürgen und zwar einen, wobei ihm das Lachen verging. Als er wieder einmal kein Geld im Beutel hatte, schrieb er an Rothschild einen lakonischen Zettel folgenden Inhalts: „Leihen Sie mir 1000 fl. und vergessen Sie mich." Der Baron schrieb zurück: „Ich vergesse Sie und — sie". Ein Beispiel seiner Verschwendungssucht erzählt Castelli. Er hatte in seiner Zeitschrift „Humorist" einen Zuckerbäcker sehr gelobt und dieser sandte ihm dafür eine schöne große Torte; da er nun diese allein nicht zu verzehren imstande war, so gab er am nächsten Abend ohne allen anderen Anlaß bloß dieser Torte wegen — eine Soirée, die ihn mindestens 100 M. kostete.

In Otto von Corvins kürzlich erschienenen Lebenserinnerungen habe ich eine sehr unliebsame Schilderung des Charakters Saphirs gelesen. Es habe, sagt Otto von Corvin, eine große Ueberwindung dazu gehört, ihm nicht stets eine Tracht Prügel zu geben, wie er sie übrigens oft genug im Leben genossen habe . . . Gewiß war Saphir, wie bereits erwähnt, grundhäßlich und in hohem Grade unliebenswürdig, aber er hatte auch manche hübsche Seiten. Hierzu gehörte namentlich sein großer Wohlthätigkeitssinn. Ich kann versichern, daß er zahlreiche Wittwen, Waisen und Arme unterstützte und daß er alle seine Wohlthaten mit größter Diskretion übte, ohne daß jemand etwas davon erfahren hätte. Ja, es schmerzte ihn, wenn von seinen Wohlthaten etwas in die Oeffentlichkeit drang. Die meisten Feinde machte er sich durch seine scharfe Zunge, die noch verletzender wie seine Feder war. Von seinen zahlreichen Bonmots und Calembourgs kann ich die nachstehenden als echt, d. h. von ihm selbst herrührend, bezeichnen, während ihm eine große Masse von Witzen und Malicen zugeschrieben werden, an denen er ganz unschuldig war.

Baron Rothschild, dessen ich bereits Erwähnung gethan, begegnete einst Saphir und fragte, wie es ihm gehe. Dieser klagte ihm seine Noth und Rothschild antwortete: „Kommen Sie morgen zu mir und holen Sie sich 300 fl., Baron Rothschild unterstützt Schriftsteller sehr gerne". Saphir kam am anderen Tage und der Geldfürst empfing ihn mit den Worten: „Aha, Saphir, Sie kommen um Ihr Geld?" — „Nein, antwortete dieser, Sie, Herr Baron, kommen um Ihr Geld."

In Wien war eine hübsche Schauspielerin, welche schon mehrere ihrer Liebhaber zugrunde gerichtet hatte. In der Wiener Lokalsprache heißt: „ausziehen" jemanden an den Bettelstab bringen, und es heißt auch: „die Wohnung verändern". Saphir begegnete einst dieser Schauspielerin und fragte sie, warum sie so traurig sei? Ach Gott! antwortete sie, ich muß schon wieder ausziehen und Saphir fragte hierauf nicht: wohin, sondern wen denn?

Als ich selbst einen Brief Saphirs, den er mir geschrieben, nicht lesen konnte, weil er sehr unleserlich war und darüber mein Bedauern ausdrückte, sagte er: „Ja, Sie haben recht, das ist keine Handschrift mehr, sondern eine mit Buchstaben geschriebene Darmentzündung."

In der Schänke zum ſtillen Vergnügen.

Der erste Censor war Noah, meinte Saphir, er preßte den Saft heraus und warf dem Publikum die Hülse vor.

Als von Fanny Elßler, der berühmten Tänzerin, die Rede war, die aus Begeisterung die amerikanische Erde geküßt habe, sagte er: Kein Mensch hat so viel Ursache, die Erde zu küssen, als Fanny Elßler, denn kein Mensch wird so gut dafür bezahlt, die Erde mit Füßen zu treten! Auf ihrem Grabe wird man nichts als die Worte lesen:

Erde, sei ihr leicht, fürwahr,
So leicht, wie sie Dir es war.

Der Mensch soll nur kriechen, meint er, da kommt man zu etwas. Unter den Thieren haben nur zwei Wesen, die kriechen, eigene Häuser: die Schildkröte und die Schnecke.

Was ist der Mensch? In der Jugend ist er ein Fragezeichen an die Zukunft, in seinem reifern Alter eine Parenthese der Gegenwart, und in seinem Alter das Ausrufungszeichen an die Vergangenheit.

Man sagt: „Mutterwitz", warum sagt man auch nicht Vaterwitz? Weil man versichert sein kann, wenn ein Mann witzig ist, so ist er nur durch die Frau gewitzigt worden.

Diese Aussprüche ließen sich noch vermehren, aber sie werden schon genügen, um den Beweis zu liefern, daß in Bezug auf Schlagfertigkeit Saphir ein König im Reiche des Witzes, des Humors und der Satire war. Er selbst sagte mir einst über seine lustigen Einfälle: ein solcher Einfall zur rechten Zeit hat schon vielen das Leben gerettet, z. B. der lustige Einfall, daß schon mancher Tyrann viel früher gestorben ist, bevor er noch einige Hundert hat hinrichten lassen — eine schlagfertige Antwort ist oft wirksamer als eine schlagfertige Armee und kostet auf jeden Fall weit weniger.

Saphir plauderte, wenn er erst Tokayer und Champagner getrunken, sehr gern und in dieser Stimmung erzählte er mir die interessantesten Abenteuer aus seinem Leben: wie er 1829 aus Berlin beinahe ausgewiesen wurde, wie er 1833 vor dem Bilde des Königs von Bayern, den er in einem Artikel beleidigte, Abbitte thun mußte und wie er schließlich in Wien Hoftheater-Intendanturrath wurde. Besonders anziehend waren seine Berliner Erlebnisse. 1825 ging er nach Berlin und gab dort ein Jahr darauf die „Berliner Schnellpost" und 1827 den „Berliner Courier" sowie mehrere humoristische Schriften heraus. Im März 1828 sang die berühmte Sängerin Henriette Sontag an der Berliner Hofoper und ihre Schwester Nina gastirte an dem königlichen Schauspielhause. Während das Publikum beide Künstler auf jede Weise auszeichnete, griff Saphir die Schwestern in recht hämischer Weise an. Man kann sich daher die Ueberraschung der Theaterhabitués denken, als plötzlich im „Berliner Courier" von Saphir selbst ein überschwengliches Gedicht auf Nina Sontag erschien. Wurde aus Saulus ein Paulus? Alle Welt kommentirte die Sinnesänderung des beißenden Satirikers. Das betreffende Poem hatte folgenden Wortlaut:

An Mademoiselle Sontag
als „Minna" in dem Lustspiel: „Die Schleichhändler".

Um daß die Anmuth sich der Muse paare,
Nahst Du Dich mit dem Reize der Chariten,
Gewinnst die Seelen mit der Schönheit Blüten,
Erringend zu der Anmuth auch das Wahre;
Holdselig zeigst Du uns das ewig Klare;
Ein schönes Bild verbunden uns zu bieten,
Und vor Gemeinem stets uns zu behüten,
Reichst Du die Kunst uns dar, die wunderbare.

Im schönen Hause ist es schön erklungen,
Ringsum verbreitest Du Dein Zauberwalten,
O, mög' es tief aus Deiner Brust gedrungen,
Nur zu dem Hohen, Höchsten sich gestalten;
In einem Kranze schwesterlich gestalten,
Ein Künstlerleben stets sich Dir entfalten . . .

Plötzlich erhob sich ein wahrhaft homerisches Gelächter in ganz Berlin. Das angeblich harmlose Lobgedicht war eine ausgesuchte Bosheit, denn die Anfangsbuchstaben einer jeden Zeile, von oben nach unten gelesen, ergaben die Worte: „Ungeheuer, Ironie!"

Die Schwestern Sontag beklagten sich bitter beim Hofe über diese Bosheit und Saphir wurde, weil er sich literarisch lästig gemacht hatte, vor die Polizei geladen. Er wurde nicht, wie es heutzutage in Bezug auf Ausländer in Berlin geschieht — Saphir war Ungar von Geburt — ausgewiesen, sondern er erhielt nach einer strengen Vernehmung eine Verwarnung; aber es wurde zu Protokoll gegeben und Saphir mußte es unterschreiben, daß, wenn er sich noch einmal einen derartigen Streich unterfangen sollte, er unerbittlich aus Berlin ausgewiesen werden würde.

Der muthwillige Journalist war unklug genug, sich bei diesem Bescheide nicht zu beruhigen, sondern an den Berliner Polizeipräsidenten selbst sich beschwerdeführend zu wenden. In diesem Briefe an das Präsidium sagt Saphir, dem der Schalk im Nacken saß, unter anderm: „Ein Akrostichon ist eine Dichtungsform, die den Polizei- und Censurgesetzen nach erlaubt ist. Das Gesetz aber sagt nichts davon, daß bei einem Akrostichon die Anfangsbuchstaben ausgezeichnet werden müssen. Dieses hängt bloß vom Dichter ab, je nachdem er die Bedeutung all- oder minderbekannt wissen will . . . Der Herr Assessor Petersen hat mich verwarnt. Indessen hätte ich ebenso geduldig anhören müssen, daß ich bei der ersten Wiederholung geköpft werde. Den Grundzucker der protokollarischen Eröffnungen machte die Anzeige, daß meine Censur noch verstrengert werden solle. Ich bedauere sehr, daß mir dieser Beweis von Güte nicht mehr zustatten kommen kann, denn ich kann von meiner Censur wie jener Reisende von seinen Reisen sagen: ich bin so weit gekommen, daß ich bald auf nichts getreten wäre."

Man kann sich die Aufregung denken, welche sich des Hochlöblichen k. Polizeipräsidiums zu Berlin nach Empfang dieser Zeilen bemächtigte. Das königliche Polizeipräsidium, welches damals Herr

von Eſenbeck vertrat, beantragte am 16. April 1828 beim Berliner Stadtgericht eine Beſtrafung des Journaliſten Saphir wegen Verletzung der Ehrerbietung gegen die Obrigkeit. Die Strafe ließ nicht lange auf ſich warten: Saphir wurde zu ſechs Wochen Gefängniß verurtheilt — und das alles wegen eines Akroſtichons auf eine Schauſpielerin!

Ohne erſt die Aufforderung abzuwarten, ſich in die Stadtvogtei abführen zu laſſen und dann aus Berlin ausgewieſen zu werden, verließ er Berlin — zur großen Freude ſeiner zahlreichen intimen — Feinde. Nina Sontag hatte nun auch in den Wochentagen ſtets Sonntag, denn der böſe Saphir kritiſirte ihre Leiſtungen nicht mehr und ſchrieb keine ferneren Akroſticha!

Auch von München ging er — polniſch, d. h. wurde er gegangen. Er fuhr nach Paris. Als man ihn an der Grenze fragte: „In welcher Angelegenheit reiſen Sie?“ konnte er mit Fug und Recht ſagen: „Im Auftrage der Regierung!“ Die Alexander Dumas père gewidmeten „Pariſer Briefe“ Saphirs gehören zu den geiſtreichſten und amüſanteſten Reiſeſchriften, welche die deutſche Literatur aufzuweiſen hat. In Paris verkehrte er unter anderen mit Heinrich Heine, Börne, Malibran, Dejazet, Delphine Gay und Alexander Dumas. Er wohnte mit Börne zuſammen: rue de provence, 24. Jeden Morgen und Abend kam Börne, in ſeinen braunen Pelzſchlafrock gehüllt, in das Zimmer Saphirs, ſetzte ſich an den Kamin, ſchürte das Feuer an und ſagte: „Nun, Saphir, helfen Sie mir an nichts denken!“ Börne behauptete nämlich, er befände ſich nur dann wohl, wenn er an gar nichts denke, das könne er aber nicht allein, dabei müſſe ihm immer jemand helfen. Namentlich aber, ſagte er, gelänge es ihm ganz und gar an nichts zu denken, wenn ein deutſcher Profeſſor mit ihm diskurire.

„Aber“, erwiderte Saphir, „ich bin ja kein Profeſſor, im Gegentheil.“

„Thut nichts“, ſagte Börne, „Sie ſind erſt aus Deutſchland gekommen; ich weiß, Sie waren ein Freund von Hegel; Sie müſſen mir helfen, an nichts zu denken.“

Saphir erzählte, daß Börne immer an Kälte gelitten habe. Beim Schreiben ſtand er bei jeder Zeile auf, um ſich am Kamin zu wärmen. Er arbeitete ſehr langſam, ging inzwiſchen oft fünf Minuten lang auf und ab und ſchrieb wieder fünf Zeilen.

„Wie ſind Sie ſo glücklich“, ſagte Börne zu Saphir, der raſch ſchrieb, „ſo geſchwind zu arbeiten, ich kann das nicht!“

„Ja“, entgegnete Saphir, „dafür hält auch Ihre Arbeit für die Ewigkeit, meine iſt aber bald zerbrochen und unbrauchbar.“

Als Saphir einſt zu Louis Philipp ins Palais Royal geladen wurde, ſagte Börne: „Grüßen Sie mir alle und bringen Sie mir ein Stückchen bürgerliches Königthum mit, weil es noch friſch iſt!“

Höchſt intereſſant war die Begegnung der beiden genialen Humoriſten Saphir und Heine! Mag ſie hier zugleich als Probe der Saphirſchen Schreibweiſe geſchildert werden:

„Ein weiblicher Domeſtike meldete mich an“, ſchreibt Saphir. „Ich trat in ein ſehr verdunkeltes Kabinett. Daſſelbe war durch einen Schirm

in zwei Theile getheilt. Selbst halb blind, tappte ich mich vorwärts, da tönte es hinter dem Schirm hervor: „Ist's der wirkliche Saphir?“ ... Heinrich Heine in seinem Bett ist ungefähr ganz und gar so groß wie ein Max Piccolo, es ist vom Menschen gerade noch so viel übrig geblieben, als eben noch nöthig ist, um dieser Fülle von Poesie, Laune, Humor, blendendem Witz und — satanischer Bosheit zum Aufbewahrungsgefäß zu dienen. Heine streckte mir seine Hand entgegen. Eine Hand? Ein Händchen von einer Mumie. Und dieses Knochenmodell einer Hand schreibt noch „Lutetia“, „Romancero“ und all' die wundersam duftigen, wundersam witzigen, wundersam poetischen und wundersam abscheulichen Dinge durcheinand' ... Ich sprach mit Heine von den vielen Verletzungen, welche er selbst Freunden anthut.

„Ach“, sagte er, „über wen soll man denn Witze machen als über seine Freunde? Die Feinde nehmen es einem gleich übel! Die Freunde sollen uns die Freundschaft erzeugen, unsere Witze nicht übel zu nehmen.“ Ich muß gestehen, da ist noch Methode drin.

„Mit meinen Finanzen“, sagte Heine, „bin ich immer brouillirt; ich habe immer weniger als ich brauche.“

„O“, erwiderte ich, „das kenne ich, wir sagen immer, „ich habe weniger als wir brauchen“, aber wir sollen eigentlich sagen: „ich brauche mehr als ich habe.“

„Ich habe“, fuhr Heine fort, „6000 Francs jährlich von meiner Familie und 6000 Francs von Campe in Hamburg, das sind jährlich 12,000 Francs Renten, ich brauche aber wenigstens 20,000 Francs! Wie viel brauchen Sie?“

„Mein lieber Heine“, erwiderte ich, „die Berechnung ist leicht. Sie haben mehr als 12,000 Francs Renten und brauchen dennoch 20,000 Francs. Stellen Sie sich erst vor, wie viel Geld ich brauche, der ich gar keine Renten habe.“

„In diesem Augenblick brachte die Dienerin einen Brief, er ließ die Fenstervorhänge zurückschlagen und ich sah Heines Angesicht deutlich. Ein wahres leidendes Lazarusgesicht, fahle, bleiche Wangen, spärliches Haar, der Bart weiß und struppig, die Stirn weit hervortretend und die Augen tief in ihre Höhlen zurückgezogen und zugedeckt. Heine ist schlaflos und braucht die Nacht hindurch unzählige Mal die Bedienung zu hundert Dingen und doch darf kein Licht im Zimmer sein und auch kein lebendes Wesen kann er des Nachts um sich dulden, er muß allein sein! Allein wach mit seinen Schmerzen, mit seinen Leiden, aber auch mit seinen Gedanken und wachen Träumen.“

Saphir war, um den treffenden Ausdruck Gottschalls zu gebrauchen, der Konditor des Jokus, der Verfasser der Devisen, Klatschblätter, Mimosen, Papilloten, Nachtschatten, Nesselblätter, der große Gebieter des Wortwitzes, der Heros der Polemik, der eine Zeit lang wie ein herausfordernder kritischer Ringer von einer Stadt zur andern zog und in den Angelegenheiten der Melpomene und Thalia seine Gegner zu Boden boxte.

Doch man irrt, wenn man glaubt, daß diese Charakteristik Saphirs eine ausreichende und erschöpfende sei. Gewiß ist der brillante und

funkelnde Witz die Hauptdomäne Saphirs, doch hat er auch einzelne tief empfundene und gefühlvolle Lieder geschaffen, welche sich einer großen Popularität erfreuen. Wer weiß es z. B. noch von der heutigen Generation, daß das weltbekannte Lied: „Im Garten zu Schönbrunnen" von Saphir verfaßt ist? Die Muse Saphirs verbindet eben mit tiefem Gemüth die heiterste Laune, und Ernst und Scherz verschmelzen sich bei ihm zu einem harmonischen Ganzen. Man lese nur die erschütternden Gedichte Saphirs: „Der Gang ins Blindenhaus" und das „Gnadenbildniß."

Am ungetrübtesten tritt die Eigenart des merkwürdigen Mannes in seinen humoristischen Gedichten zutage; diese sind oft wahre Kabinettsstücke des Humors, voll Frische, Saft und Kraft. Aus der Fülle derselben mag hier als Probe nur das nachstehende Poem mitgetheilt werden:

Stoßseufzer eines Theaterrezensenten.

Herbst ist da, der blättergelbe,
Und die Flur wird immer welker,
Rezensent nur bleibt derselbe
Ewig grüne Musen-Melker!
Neue Stück' und Uebersetzung,
Herbst und Winter, Frühling, Sommer,
Stets in gleicher Kraftzersetzung
Bellt herum der krit'sche Pommer.
Gast und Gastin, Debütanten,
Neubesetzung und Repriſen,
Schlechte Stücke von Bekannten,
Versekram von Anna-Lieſen;
Alte Sänger, mattgeröchelt,
Die in letzten Zügen näseln;
Tänzerinnen, abgelächelt,
Die aus großen Nüstern bläseln;
Dann ein Luſtspiel, ein blasirtes,
Wo sie ganz salonlich quieken;
Dann ein Drama, wo zerrissen
Halb zerrissen, ganz zerreißen,
Und des Flickens sich befliſſen,
Durch Moral zusammenschweißen;
Possen, wo die große Masse
Wird mit Zoten durchkalfatert,
Und der Schmutz auf offner Gasse
Wird mit Wolluſt aufgetheatert.
Und die Kinder auch, die Narren,
Die der Vater nennt ein Wunder,
Die wohl einstens Kinder waren,
Und nun Tölpel sind jetzunder.
Flötel, Gögel, Hörndel, Piandel!
Und gesäubert kaum das Näschen!
In Entzücken schwimmt die Ahndel,
Im Entzücken schwimmt das Bäschen;
Alles noch und mehr darüber
Muß die Kritik wieder fressen!
Bald vertheilen Nasenstüber,
Bald kurir'n mit Aderläſſen.
Bald den Pelz aus Dünkelzobel

Auszuklopfen unten, oben,
Bald den ſcharfen Kritikhobel
Legen an den Klotz, den groben.
Bald zu blaſen todte Kohlen,
Und ſo weiter, und ſo weiter;
Nun ſo muß der Kuckuck holen
Pegaſus und ſeine Reiter . . .

Der Ruhm Saphirs iſt in Deutſchland im Verbleichen begriffen, aber die Saat des Humors, die er in der Publiziſtik und der Gelegenheitsdichtung, beſonders aber in der Witzpreſſe ausgeſtreut, trägt in einem fort Früchte, und ſtets wird ſein Name als einer der witzigſten und geiſtvollſten Köpfe des deutſchen Volkes mit Bewunderung genannt werden!

Herbſt.

Es braunen Herbſttags letzte Glut,
Der Wellen ſterbendes Geflimmer,
Ein welkes Blütenreis am Hut,
Ein zitterndes: „Leb' wohl für immer!"

Dann Nebel rings und Nacht und Weh,
Das todte Laub rauſcht von den Linden.
Ich bin allein. — O, werd ich je
Zu neuem Lenz die Pfade finden?

Frida Schanz.

Stiefmütterchen.*)

Genrebild in einem Aufzuge von **Ludwig Hoyaux.**

Perſonen:

Clementine Walther, erſte Sängerin der Hofoper. — Geheimer Legationsrath von Fries. — Edgar, ſein Sohn, Gymnaſiaſt. — Emanuel von Rohr. — von Behr. — von Mayer. — Eine Kammerzofe bei Clementine.

(Empfangsſalon der Clementine Walther, geſchloſſene Dekoration. Eleganteſte Möbelausſtattung, links ein runder Tiſch, auf dem Kränze und Bouquets in ziemlicher Anzahl liegen, im Halbkreis Fauteuils. Rechts ein Pianino. Mittelthür, rechts eine Seitenthür [vom Zuſchauer aus]).

1. Scene.

Clementine Walther. v. Behr. v. Mayer. (Beide zum Gehen begriffen an der Thür.)

Behr. So hätten wir der ſo traurigen Pflicht genügt, Ihnen nochmals zur Scheideſtunde unſere Huldigung zu Füßen zu legen, gnädiges Fräulein!

Clementine. Es rührt mich aufs tiefſte, meine Herren! Sie glauben gar nicht, wie ſchwer mir dieſer Abſchied wird. Wodurch habe ich das alles verdient?!

Behr. Aber gnädiges Fräulein, wollen Sie, daß wir Barbaren gleich von unſerm Abgott ſcheiden? Bedenken Sie, mit Ihrem Abgange iſt unſere Oper in einer traurigen Verlaſſenheit! Clementine Walther, ein Stern erſter Größe —

Clementine. Laſſen Sie das, meine Herren! Es giebt noch andere Sterne an Ihrem Theaterhimmel. Ich verlaſſe dieſe Himmelsbahn, gebe den Trabanten und ſonſtigem Gefolge den Abſchied —

Mayer. Immer Geiſt, immer Witz, meine Gnädige!

Behr. Addio, theures Fräulein! Möge die ſcheidende Primadonna derer ſtets eingedenk ſein, deren Herzen ſie ſo unbarmherzig in die Proſa der Alltagsſphäre zurückſtößt! Leben Sie wohl!

Mayer. Leben Sie wohl, meine Gnädige, und auf Wiederſehen!

(Beide mit Verbeugungen ab.)

*) Den Bühnen gegenüber Manuſkript.

2. Scene.

Clementine.

Auch die sind abgefunden! Was habe ich seit gestern nicht alles ertragen müssen! Erstens großes Ehrendiner der Hofopernsänger, dann die Ueberreichung eines goldenen Lorbeerkranzes und eines Albums, Deputationen der Choristen, Statisten, Figurantinnen, Maschinisten, telegraphische Depeschen aus aller Welt, mein Gott, wie eine Königin wurde ich gefeiert, und was bin ich? Ein gewöhnliches Menschenkind, begabt mit etwas Stimme, eine Theaterprinzessin, die die Bühne verläßt, um dem Manne zu folgen, der dies Herz im Sturm gewann. Daß mein Glück Geheimniß geblieben ist, daß kein Mensch den Namen meines Liebsten weiß und ahnt, das ist das Köstlichste; alles zerbricht sich die Köpfe, man vergeht fast vor Neugier. Ja, ja, strengt Euch nur an, nennt es das delikateste Geheimniß der Residenz, es wird sich nicht eher entschleiern, als bis ich offen mit ihm vor die Welt treten kann. Das ganze Corps diplomatique wird in Aufregung gerathen. „Was", werden sie sagen, „der geheime Legationsrath von Fries, die rechte Hand des Ministerpräsidenten, ein Mann, den keine Gräfin ausschlagen würde, reicht einer Sängerin die Hand! Welche Mesalliance!" (Nachdenklich.) Wird es mir schwer, der Bühne zu entsagen? Nein, niemals! Der Pfad, den ich ging, war zwar von Rosen überstreut, doch auch der Dornen fehlt es nicht. Denn wie mußte ich büßen, daß ich der Welt keinen Anlaß gab, sich Geschichten zu erzählen, daß ich frei war von Extravaganzen, wie sie gewisse Theaterdamen lieben. Aber wartet nur, ich räche mich, der edelste Mann, den die Welt kennt, wird mein Gemal, das sei meine Genugthuung!

3. Scene.

Clementine. Kammerzofe. Später Emanuel von Rohr.

Kammerzofe (meldend). Herr von Rohr wünscht seine Aufwartung zu machen.

Clementine (antwortet mit Kopfnicken). Der Unvermeidliche! Mein getreuester Verehrer!

4. Scene.

Clementine. Emanuel von Rohr (durch die Mitte).

Rohr. Guten Tag, mein hochverehrtestes Fräulein! Der grimme Winter unseres Mißvergnügens ist gekommen! Sie, Sie wollen von uns scheiden! (Beide setzen sich.) Ist es wirklich das letzte Mal, daß ich dieses so zu sagen kunstdurchduftete Gemach betrete?

Clementine. Das letzte Mal.

Rohr. Und Sie wollen der Bühne wirklich ganz entsagen?

Clementine. Für immer.

Rohr. Was soll nun aus uns werden? Das Parkett und die Orchesterloge werden verwaist sein, weil Clementine, die casta diva, nicht mehr singt! Hundert Blicke werden vergebens hinaufschmachten, Clementine belohnt nicht mehr mit ihrem süßesten Lächeln, ach, und die applausgewohnten Hände werden sich thatenlos in den Schooß legen, aber doch zum Gebete falten, für Clementine!

Clementine. Aber warum so sentimental, so zu sagen tragisch?

Rohr. Fragen Sie noch? Bei allem Liebreiz noch grausam! Apropos! Sie waren gestern geradezu klassisch als Senta. Sie waren bezaubernd, so zu sagen hinreißend! Dabei passirte mir ein kleines Malheur! Sie hatten gerade die schöne und so zu sagen ergreifende Arie: „Traft ihr das Schiff im Meere an!“ . . . beendet, als der wahrhaft himmelstürmende Applaus losbrach und die Blumenbouquets in chaotischer Fülle von allen Seiten herabfielen. Auch ich hatte Ihnen meine Blumen geworfen, als ich plötzlich wie von einem Schlage getroffen, zurückfuhr. Denken Sie sich, auf mein Haupt, auf dieses mein Haupt, fiel ein ungeheurer Blumenstrauß! Entsetzlicher Moment! Ich war wie gelähmt, ich fürchtete eine geistige Erschütterung! Als ich mich umschaute, glaubte ich in einem der oberen Ränge den Attentäter zu entdecken, denn ein jugendliches Gesicht bog sich eben vor, um die Wirkung des Wurfes zu verfolgen.

Clementine. Aber das hat Ihnen ja gewiß recht weh gethan, Herr von Rohr?

Rohr. Allerdings, etwas weh that es! Aber was könnte ich für Sie nicht alles thun! Jeder Schmerz, und wäre er, so zu sagen, aus der Folterkammer des Mittelalters hervorgegangen, könnte mir nur ein opferfreudiges Lächeln entlocken!

Clementine. Sie treiben einen närrischen Kultus mit einem gewöhnlichen Menschenkinde. Wissen Sie, daß mir dieser oft gar lästig war? Jeder besonnene Mann mußte dagegen protestiren. Und nun, da Sie meinen Abschied von der Bühne so lebhaft bedauern, sagen Sie mir, was Sie ohne mich beginnen werden?

Rohr. O, meine Gnädige, schrecklicher Gedanke! Kennen Sie die Langeweile, dieses so zu sagen gähnende Medusenantlitz? Werde der öden Stagione entfliehen, denn mein Entschluß ist gefaßt.

Clementine. Erzählen Sie, Herr von Rohr.

Rohr. Werde nach Afrika gehen. Große Entdeckungsreise machen, Völker der inneren Wüste kennen lernen, neue Gebiete unseren Kolonien einverleiben, Schädelstudien machen, Darwinsche Theorie begründen helfen. Wird interessant sein, ist eine kleine Abwechselung. Aber Sie sind Schuld daran, meine Gnädige.

Clementine. Nun so wünsche ich Ihnen viel Glück bei Ihren Wilden. Reisen Sie glücklich, Herr von Rohr.

Rohr. Ah, verstehe. Soll heißen: Adieu, Herr von Rohr. Sehen Sie, bin scharfsinnig, weiß, was Sie denken. Nun denn, meine Gnädige, fasse mich in Resignation. Bewahren Sie mir ein zartes Angedenken. Befinden Sie sich auf dem Gipfel des Glücks, so vergessen Sie nicht den armen Emanuel von Rohr, Ihren treuesten Diener. Ich werde es unternehmen, den Söhnen Afrikas Kunde von Ihrem so zu sagen epochemachenden, sirenenhaft-musikalischen Dasein zu bringen.

Clementine. Thun Sie das, Herr von Rohr.

Rohr. Und wenn ich meinen Geist aushauche, auf heißem Wüstensande, als Märtyrer der Wissenschaft, wird mein letzter, so zu sagen hinsterbender Seufzer sein: Clementine! Ach, Clementine!

Clementine. Sehr angenehm!

Rohr. Noch eins! Darf man denn noch immer nicht erfahren, wen Sie mit Ihrer Hand beglücken, wer der Beneidenswerthe ist? Darf man es nicht heute erfahren?

Clementine. Sie werden es erfahren! In einer Stunde steht der Veröffentlichung des Geheimnisses nichts mehr entgegen!

Rohr. Also ich darf es erfahren?

Clementine. Wenn Sie sich wirklich noch einmal herbemühen wollen?

Rohr. Versteht sich, versteht sich! Einstweilen adieu, meine Gnädigste! (Küßt ihr die Hand, mit Bücklingen ab.)

5. Scene.

Clementine (lacht ihm nach). Fahr' hin, Du lächerlicher Held! (Aufseufzend.) Gott sei Dank! Diese entsetzlichen Besuche sind zu Ende! Endlich scheint eine ruhige Stunde der Sammlung gekommen zu sein! Ich bedarf nach allen diesen Phrasen wirklich der Ruhe! (Nach rechts ab.)

6. Scene.

Edgar.*) (Er trägt ein Blumenbouquet in der Hand, in dem das Stiefmütterchen vorherrscht, er kommt leise und vorsichtig herein, und beginnt, nachdem er sich eine Weile umgesehen.)

Niemand hier! Blumen auf dem Tische? Das heißt Abschied nehmen von meiner hohen Gönnerin! Abschied nehmen wohl für immer! Ach wie schwer wird das! Wie gern kam ich täglich her, ich konnte kaum die Stunde erwarten! Hin flogen die Schulbücher, in zehn Minuten war ich hier, aber ich weiß nicht, mit welch' bangem, räthselhaftem Zagen ich jedesmal an diese Thür klopfte! Was war es, das mich beben machte? Ein Sehnen treibt mich hin und her, ich bin so unruhig und frage mich vergebens: Warum, woher? Nur die Musik ist meine Trösterin! Ja, ja, ich weiß es, was mich so verworren macht: Weil mir mein Vater neulich mit ziemlich harten Worten befahl, den Gedanken, Musik zu studiren, für immer aufzugeben! Das ist mein Zagen, mein Beben, und deßhalb schleiche ich hierher, um von der verbotenen süßen Frucht zu naschen. Aber wer außer mir hat wohl das hohe Glück, ihre herrliche Stimme am Klavier begleiten zu dürfen? Ich bin ganz stolz darauf! Und sie ist es auch, der ich mich ganz entdeckt habe, daß ich nichts anderes werden kann und will, wie Musiker. Sie hat mich geprüft, hat wirkliches Talent in mir gefunden und sucht es nun zu fördern. Ach, wie köstlich sind diese Lehrstunden, kein Mozart, kein Beethoven könnte mich besser unterrichten als sie! Täglich darf ich zu einer gewissen Stunde kommen und mit ihr ein Quatremains spielen, oder ich begleite irgend ein Schubertsches Lied, das schönste aber ist doch, wenn sie mir eine Arie vorsingt, die sie am Abend in der Rolle hat, und dann bin ich ganz stolz, furchtbar stolz, wenn sie nach meinem Urtheil frägt; natürlich klatsche ich jedesmal da capo, und sie ist so gut und wiederholt es jedesmal. Dann, wenn sie ein Duett hat, muß ich die zweite Stimme singen; neulich sie die Gräfin und ich die Susanne! Ich die Susanne, nein, wie lächerlich! Ich ein Frauenzimmer! Hahaha! — Und das

*) Von einer Dame zu spielen.

Alles iſt nun vorbei, vorbei für immer! Ach Gott, mir iſt heute ſo ſchwer ums Herz, ſo ſchwer, ich kann es nicht ſagen, ich werde gar nicht klug aus mir!

7. Scene.

Clementine. Edgar.

Clementine. Ah, mein Herr Edgar!

Edgar (beugt ſein Haupt und kreuzt ſeine Arme nach Art der Türken über der Bruſt). Sei mir gegrüßt, holde Beherrſcherin im Reiche der Töne!

Clementine. Ei, wie feierlich!

Edgar. Ach, eine traurige Feier, da Sie von uns gehen wollen. Ich verliere eine ſo liebe Lehrerin! Da es nun nicht anders iſt, ſo bitte ich, dieſe beſcheidenen Blumen als ein kleines Zeichen meines Dankes hinzunehmen. Es ſind nur Stiefmütterchen, alle anderen Blumen in meines Vaters Garten waren von mir unbekannter Hand gepflückt.

Clementine (die Blumen ſinnend betrachtend). Ah! Stiefmütterchen! Sehr, ſehr bedeutſam gerade für mich!

Edgar. Warum bedeutſam für Sie? Ich verſtehe Sie nicht.

Clementine. Denken Sie nach, mein Freund!

Edgar (nach kurzem Bedenken). Werden Sie — was — Sie werden Stiefmutter?

Clementine. Das iſt's, mon jeune ami! Stiefmutter von einem ſolchen Herrn wie Sie! Ueberraſcht Sie das? Aber ich werde ein gewaltiges Regiment führen! (Mit komiſchem Pathos.) „Blut und Eiſen" wird mein Wahlſpruch ſein, an meiner Wimper wird die Entſcheidung über Sein und Nichtſein hängen! Wehe dem, der es wagt, mir zu trotzen! Ja, ja, glauben Sie mir, ich werde eine recht böſe Stiefmutter ſein!

Edgar. Ich ſtaune! Aber üben Sie Gnade mit dem Aermſten! Und doch, wenn ich es recht bedenke, ich möchte wohl mit ihm tauſchen! Ihr Stiefſohn zu ſein, ach, das muß eine wahre Wonne, das muß ſchön, muß herrlich ſein!

Clementine. Wirklich, mein Herr Schelm? Warten Sie nur, bei Philippi ſehen wir uns wieder! Uebrigens, Sie kennen meinen Stiefſohn in spe auch, ganz genau, er iſt Ihr intimſter Freund!

Edgar. Da bin ich neugierig!

Clementine. Ich will ihn beſchreiben. Er iſt erſtens ein Schelm, ein wahrer Ausbund von Schelmerei. Seine Phantaſie iſt gewaltig groß, ſie läuft oft mit ihm fort, ſpringt über Berge, über breite Seen und Flüſſe, und manchmal hilft ſie ihm nicht über einen winzigen Maulwurfshügel hinweg.

Edgar. Das muß ja ein närriſcher Kauz ſein! Darum will ich Ihnen rathen, halten Sie ihn recht ſtramm, ziehen Sie die Zügel Ihrer mütterlichen Autorität recht ſtraff! Mores lehren ohne Gnade und Barmherzigkeit!

Clementine. Nur keine Sorge! Ich werde ihn ſchon kirren, Sie ſelbſt werden es mir bezeugen!

Edgar (für ſich). Ach, welch' eine reizende Stiefmutter! (Laut.) Aber im Ernſt, Fräulein Clementine, ich bin ſehr traurig! Denken Sie ſich,

mein Vater hat mir ernstlich verboten, jemals daran zu denken, Musik zu studiren. Und doch — o mein Fräulein — ich kann es Ihnen nicht beschreiben, wie mein ganzes Sein, mein Denken, mein Fühlen, mein Sinnen, mein Treiben nur auf Musik, Musik gerichtet ist! Ich kann nichts anderes beginnen! Sie waren so überaus gütig, und gestatteten mir dann und wann herzukommen. Das war mein ganzes Glück, meine einzige Freude, und nun ist alles, alles vorbei und ich bin recht unglücklich!

Clementine. Gedulden Sie sich, Edgar! Ich kenne Ihre Verhältnisse durchaus nicht, aber vertrauen Sie mir! Ihr Talent wird sich schon Bahn brechen, ich prophezeie es Ihnen! Aber nur Muth, Muth!

Edgar. Mir geht es wie dem Prinzen im Märchen! Eine schöne, holde Fee erschien ihm einst, und vor seinen erstaunten Blicken that sich ein bis dahin verschlossener Vorhang auf. An ihrer Hand wandelte er nun in einem paradiesisch-schönen Zaubergarten, sie zeigte ihm alles. Und überall Klänge, eine geisterhafte, himmlische Musik, überirdische Töne, Rauschen der Bäume, Quellengerieſel, Zwitschern der Vögel, ein wahres Feenreich! Plötzlich ändert sich die Scene! Ein Wetter zieht auf, das Meer tost und brandet, der Sturm braust und aus dem gewaltigen Chaos von Tönen erklingt die erhabene Stimme der Fee. Da legt sich das Wetter und das Meer wird glatt und ruhig, aber die Fee ist — verschwunden!

Clementine. Und das Ende des Märchens und der Prinz?

Edgar. Es endet traurig, ausnahmsweise traurig, denn die gütige Fee verließ den armen Prinzen, das holde Reich war ihm fortan verschlossen, er wanderte traurig fürbaß und sann auf eine verklungene Melodie — und konnte sie nicht finden! Dieses Feenreich war die Musik, die gnädige, gütige Fee waren Sie, Fräulein Clementine, und der arme, arme Prinz — ich selbst!

Clementine. Das ist kein rechtes Ende, Prinz Edgar! Ueberlassen Sie mir das! Die Fee wird Ihnen noch öfter erscheinen, aber der Prinz darf sich dann nicht wundern, wenn diese Fee von ihrem hohen Kothurn herabsteigt, und sich die erträumte, sehr schön ausgestattete Feerie in ein realistisches Alltagsstück verwandelt! — Und nun erzählen Sie mir, was Sie während der gestrigen, sehr bewegten Opernvorstellung sahen und erlebten.

Edgar. Mir ist wirklich etwas komisches dabei passirt. Als Sie nämlich die herrliche Arie im zweiten Akt gesungen hatten, erzitterte das Opernhaus unter einem nie dagewesenen Beifallsjubel und ein wahrer Regen von Blumenbouquets fiel auf Sie herab. Auch ich wollte mein Theil dazu beitragen, zielte und warf mein Bouquet. Aber o weh! Zu meinem Schrecken wurde ich gewahr, wie mein duftendes, und wahrlich nicht leichtes Wurfgeschoß im Parkett nahe dem Orchester niederfiel und pardautz! einen Herrn gerade auf seine fürchterliche Glatze traf. Elektrisirt fuhr der Getroffene herum, aber ich hatte mich längst hinter meinem Nachbar verborgen.

Clementine (für sich). Seltsames Zusammentreffen. Les extrêmes se touchent!

Edgar. Und als ich begeistert von all' dem Schönen wieder

einsam auf meinem Stübchen saß, hab' ich ein Lied gedichtet und gleich in Musik gesetzt.

Clementine. Da bin ich neugierig.

Edgar. Darf ich es Ihnen vorsingen?

Clementine. Ich bitte darum!

Edgar (setzt sich ans Pianino und singt):

Geht das Glück aus uns'rem Leben,
Ach, auf immerdar,
Fühlt die Seele erst mit Beben
Welch ein Glück es war!

Deiner Stimme ganze Schöne
Fühl' ich wonnevoll,
Da der Quell der Zaubertöne
Mir versiegen soll.

Wie es tragen, wie es fassen,
Ach, ich weiß es nicht. —
Nein, Du darfst uns nicht verlassen
Holdes Sonnenlicht!

Clementine (applaudirend). Bravo! Bravo! Sie sind ja ein wahrer Poeta laureatus! Bereits sehe ich Ihre Stirn von Lorbeeren umwunden, gespendet von der dankbaren Mitwelt.

Edgar. O nicht doch! Sie können auch grausam sein! Ich erstrebe ja weiter nichts, als die Einwilligung meines Vaters! Ach, Sie sollten ihn nur kennen, Fräulein Clementine, diesen einzigen Mann, wie er so lieb und gut ist. Hat er erst jemandem einen Theil seiner Liebe geschenkt, so hat er sie bald voll und ganz.

Clementine (für sich). Aus dem Munde der Kinder und Unmündigen werdet ihr die Wahrheit hören. (Nach der Uhr sehend, für sich.) Die Stunde ist da! Er wird gleich kommen! (Laut.) Ich erhalte Besuch; Ew. Durchlaucht, Prinz Edgar, werden also die Gnade haben, sich so lange in jenes Zimmer zu begeben, bis Sie gerufen werden!

Edgar. Wie schön, daß ich Sie wiederseh', meine gnadenreiche Fee. (Ab nach rechts.)

Clementine (ihm nachdrohend). Warte Schelm, ich will Dich lehren! Er geht, er hat von Clementine Walther Abschied genommen, er wird wieder kommen und seine Stiefmutter begrüßen!

8. Scene.

Clementine. Legationsrath v. Fries (durch die Mitte).

Fries (aristokratische Erscheinung, Vollbart). Guten Tag, Clementine! Bist Du allein? Haben sie sich alle verabschiedet, die Courmacher par excellence? Die geldstrotzenden Barone, die flötenden Adonisse, die schmeichelnden Seladons, die zweifelhaften Mäcene?

Clementine (sich an ihn schmiegend). Alle, alle mein Theurer! Jetzt bin ich Dein, ewig Dein!

Fries. So ist denn die letzte Schranke gefallen! (Seine Hände auf ihr Haupt legend.) Dieses Haupt mit den schönen Augen ist mein eigen, dieses Herz mein eigen und diese herrliche Stimme ganz, ganz mein eigen!

Clementine. Dein eigen!

Fries. Dank Dir! Aber Dank auch dem, dessen Geschenk Du bist! Mir ist, als könnte ich jetzt dieses Fenster öffnen, Dich in den Armen haltend, jubelnd ausrufen: Seht her, dieses Weib, das Euch täglich die schönsten Blüten der Musik schenkte, ist mein! Ich habe sie errungen!

Clementine. Mein Theurer, ich sehe, daß die Diplomatie Dir doch Raum gelassen hat für einen poetischen Gedanken. Man hält Euch Politiker eigentlich für kalte, berechnende Naturen!

Fries. Und das ist doch nicht Dein Glaube? Gerade wir müssen ein warmes Herz haben! Unser Arbeiten, Denken und Schaffen, wenn es auch angekränkelt scheint von des Gedankens Blässe, muß durchdrungen sein von jenen großen, völkerbeglückenden Ideen. Doch genug davon. Also Du hast Abschied genommen von diesem rauschenden Leben, dessen Mittelpunkt Du warst! Ich muß darüber lachen, wenn ich bedenke, wie man sich glücklich schätzte, wenn einer das Lächeln eines Blickes von Dir aufgefangen hatte!

Clementine. Und der unzweideutigsten Ignoranz ihrer Bewerbungen setzen sie schamlosen Cynismus entgegen! Pah! sagen sie, das Weib! Was ist das Weib? Dem Klange des Goldes widersteht doch keine! Und jeder von denen, die sich mit strafbarem Leichtsinn zu dieser seichten Moral bekennen, schmäht die Frau, die ihn geboren. Aber Gott sei Dank, es giebt doch noch Treue und Glauben auf dieser Welt!

Fries. Und Glück und Frieden! Aber bedenke, Clementine, was Du alles verlierst! Das große Auditorium, das allabendlich an Deinem Munde hing, wird arg zusammenschmelzen. Ich, bald Dein Gatte, werde stets Dein begeisterter Zuhörer sein, aber bedenke, Du übernimmst gleichzeitig schwere, aber auch hohe Pflichten, denn Du weißt, ich bringe Dir zwei Knaben mit, eine theure Hinterlassenschaft meines todten Weibes.

Clementine. Ach, wie freue ich mich, Deine beiden lieben Jungen mütterlich umarmen zu können!

Fries. Du wirst das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden lernen. Hast Du es verstanden, Tausende mit der Allgewalt Deiner Stimme hinzureißen, gelang es Dir stets, dieselben in jubelndes Entzücken hinzuschmelzen, so wird es sicher auch in Deiner Macht liegen, einen kleinen, zweijährigen Schelm, meinen jüngsten Buben in den Schlaf zu singen! (Scherzend.) Applaus kannst Du von seiner Seite kaum erwarten, aber süßen Lohn wirst Du sicher davontragen, der herrlicher ist, als aller Glanz dieser Welt! Willst Du das, Clementine?

Clementine (bewegt). Mit Freuden, mit tausend Freuden! Was ist das für ein reizend' Ding, solch' herziger Bube! Das ist die Knospe, in der die Blüte schlummert! Kein Wehe trübt die kleine Seele, kein rauher Wind stört den süßen Schlaf. Es ist alles Sonnenschein und Frühling. O, ich will sie hüten, die Menschenknospe, ich will sie schützen vor Sturm und Gefahr! Glaube mir, Eberhard, ich will Dir das Pfand wiedergeben, rein und fleckenlos! Das soll mein Stolz und meine Freude sein!

Fries. Ich danke Dir, Du Edle! Aber auch meinem ältesten Sohn Edgar sollst Du eine treue Mutter sein! Mein Tagewerk war stets so überhäuft, daß ich leider nie Zeit fand, ihn zu überwachen.

Er ist sehr begabt, sehr talentvoll, ein wahrer Musikschwärmer; er ist jetzt in dem Alter, wo die Seele zum Bewußtsein erwacht; halb Kind, halb Jüngling regen sich bereits in seinem Herzen, o, mir ist es nicht entgangen, gewisse Gefühle, er schwärmt in optima forma für irgend ein weibliches Ideal, ich glaube, er dichtet sogar, und diese Schwärmerei, Clementine, sollst Du mit mütterlicher Strenge und Milde eindämmen und ihr ein festes, männliches Ziel entgegensetzen. Er soll sich gewöhnen, die Arbeit des Lebens zu lieben, und nicht an künstlerischen Idealen hängen und von unerreichbaren Phantomen träumen. Ich will einen ganzen Mann aus ihm machen, und das mit Deiner Hilfe, Clementine! Er soll Jurist werden und von nun an diesen Beruf ganz im Auge haben.

Clementine. Also nach Deiner Theorie wären Dichter und Künstler keine ganzen Männer?

Fries. Verstehe mich recht! Nur wenn sie Meister ihrer Kunst sind! Mir ist jenes unselige Dilettantenwesen, wie es Edgar treibt, höchst fatal! Ich hasse es und er weiß, wie ich es hasse und nicht will, daß er seine Zeit damit vertändelt.

Clementine. Schwärmst Du denn nicht aber auch für Musik und Poesie? Würdest Du mein Herz gewonnen haben, wenn jene Künste nicht wären?

Fries. Das ist etwas anderes, Geliebte! Die Kunst verstehen lernen und verehren, mag er es, er soll es sogar, aber nur nicht selbst hineinstümpern und pfuschen. Wäre er ein Meister, ich würde stolz auf ihn sein!

Clementine. So laß ihm doch Zeit, ein Meister zu werden!

Fries. Der künftige Meister zeigt sich schon im Jugendwerk, aber Edgars Geklimper ist nicht werth, daß man es anhört! Ich habe auch besseres zu thun, als darauf zu achten.

Clementine. Dann hast Du auch kein Recht, darüber zu richten und es gar zu verdammen. Ich glaube, Du kennst Deinen Sohn noch nicht einmal!

Fries. Es sei fern von mir, ein Werk zu verachten, weil es ein Jugendwerk. Sieh, Clementine, ich habe es Dir schon so oft gesagt: kein Lied hat mich in meinem Leben so mächtig und in tiefster Seele gepackt, als jenes, was Du mir an dem Gesellschaftsabend sangst, da ich Dir meine Liebe gestand und von Dir Herz und Hand erhielt!

Clementine. Und auch das war eben nur ein Jugendwerk. Sigmund Stern, der beides, Worte und Weise geschaffen hat, ist jung — blutjung!

Fries. Er verräth aber schon jetzt den künftigen Meister. O in dem Liede lag ein Zauber für mich, daß ich noch heute nicht weiß, wie mir geschah, da jene Klänge meine Seele trafen. Mein eigenstes Fühlen fand ich darin wieder, aber da Du es sangst, ward ich zugleich inne, daß auch Du fühltest gleich mir. Jener Augenblick, jenes Lied, das mich so eigenthümlich berührte, gab den Ausschlag: Du mußtest die Meine werden!

Clementine. So hätte ich diesem unbekannten Siegemund Stern vor allem Deine Liebe, Du Theurer, zu danken?

Fries. Wenn Du es willst: ja! Dem Genius, der aus jenem holden Liede sprach.

Clementine. Und möchtest Du nicht gern dem jungen Meister selber danken?

Fries. Wenn Du es vermöchtest, mir ihn zuzuführen: mit tausend Freuden!

Clementine. Dem jungen Manne geht es leider schlecht, ähnlich wie Deinem Edgar! Ganz wie Du Deinem Sohne gegenüber, will der Vater jenes gottbegnadeten Jünglings ihm sein künstlerisches Streben verwehren, auch ihm einen andern Beruf aufdrängen. Wie sehr betrübt, wie tief unglücklich er darüber ist, kannst Du Dir denken!

Fries. Das überrascht mich! Du weißt von ihm, kennst ihn vielleicht selbst?! Warum verschwiegst Du mir das? Führe ihn mir zu, wenn Du es vermagst! Stände es in meiner Macht, ich wollte dafür sorgen, daß dieser Genius frei die herrlichen Schwingen entfalten könnte, woran ihn ein kurzsichtiger Vater zu hindern scheint. Verschaffe mir die Freude, ihm eine bessere Meinung von seinem Sohne beizubringen.

Clementine (mit leuchtenden Augen). Die Freude soll Dir werden! (Sie holt aus dem Nebengemach den erstaunten Edgar und führt ihn dem Vater entgegen.)

9. Scene.

Edgar. Vorige.

Clementine. Sieh' hier den armen Jungen, der seinen Namen verhüllen mußte vor seinem strengen Vater! Sieh hier den künftigen Meister! Sieh hier Sigmund Stern! (Dann zu Edgar gewendet.) Und Du siehst hier den, der Dich als aufgehenden Stern begrüßt und endlich hier (auf sich selbst zeigend) die, welche Du selbst durch Deine Kunst zu Deinem Stiefmütterchen machst! (Fries und Edgar sehen sich lange in stummem Erstaunen an.

Fries. Junge, komm' an mein Herz! Du weißt selbst nicht, was Du vollbracht, wie überglücklich Du mich machst. Gott segne Dich in Deinem reinen Streben, es wäre ein Frevel, wollte ich Dich ferner daran hindern!

Edgar. Aber was bedeutet alles das? Stiefmütterchen — — ich verstehe nicht! (Zu Clementine.) Werden Sie etwa — mei — mei — meine Stiefmutter!

Clementine. Ja, ja, gewiß!

Edgar. Nun wird es mir plötzlich klar, wohin die Rosen in unserm Garten schwanden. Es blieben nur die einfachen, kleinen Stiefmütterchen übrig und diese brachte ich Dir, ahnungslos aber mit gläubigem Sinne. Ich schmücke Dich damit und rufe jubelnd: Stiefmütterchen! (Umarmung.)

Letzte Scene.

Vorige. v. Rohr.

v. Rohr (mit einem Riesen-Bouquet). Da bin ich! (Zu Clementine.) Sie haben gestattet — Haben Sie die Güte! Diese Herren — ich vermuthe —

Clementine (vorstellend). Mein Verlobter: Legationsrath von Fries! Mein Stiefsohn in spe Edgar von Fries! Nun, was sagen Sie dazu??

Rohr (in einen Stuhl sinkend, das Bouquet fallen lassend). He, he, he! Aeußerst charmant, äußerst nett! Also so zu sagen: Stiefmutter.

Der Vorhang fällt.

Das alte und das neue Berlin.

Von Conrad Alberti.

Das Leben ist ein Kampf, ein unaufhörlicher, gewaltsamer Kampf zwischen dem Alten, welches sich im Besitz behaupten, und dem Neuen, welches jenes daraus verdrängen und sich an seine Stelle setzen will. Börne hat recht zu sagen, daß nichts dauernd auf Erden sei als der Wechsel: jenem Kampf kann niemals ein Frieden folgen, da das neue, sobald es den Sieg errungen und sich in seiner Stellung zu befestigen beginnt, eben selbst wieder anfängt ein Altes zu werden und den Angriff eines Neuern hervorzurufen — ein Wechselspiel, welches sich bis ins Unendliche fortsetzt, und das man mit einem großen Namen die Geschichte der Welt nennt. Im Bestehen und Leben der großen Landeshauptstädte dieser Erde läßt sich das Wechselbild dieses Kampfes besonders genau verfolgen, denn in den großen Städten sind infolge des Zusammendrängens großer Massen auf engem Raume die Zusammenstöße natürlich stärker und häufiger, als auf dem weiten, ausgedehnten, schwer zu überblickenden Lande. Hier bietet sich für den Beobachter des individuellen und sozialen Lebens ein reiches Feld, eine das ungeübte Auge verwirrende Fülle interessanter Einzel- und Massenerscheinungen, aus denen der Kundige mit Eifer die Gesetze herauslieſt, welche das Leben der Länder und Völker regeln. In unserer Zeit bietet kaum eine zweite Stadt der Welt so tausendfältige Anregung wie Berlin, denn in keiner haben wir Gelegenheit eine so gewaltige und vollständige Umwälzung großer Lebensverhältnisse in ihren Ursachen, Erscheinungen und Folgen in so kurzer Zeit so offen mit unsern eigenen Augen sich vollziehen zu sehen und sie eingehend zu studiren, wie hier. Im Laufe der letzten fünfzehn Jahre, seitdem Berlin die Hauptstadt des neuen deutschen Reiches ward, ist es im innern wie im äußern eine ganz neue Stadt geworden, welche mit dem frühern Berlin nur noch einige Seiten ihres Wesens gemein hat. Freilich ist jene Wandlung noch nicht beendet, wir stehen vielmehr erst inmitten derselben, aber gerade dieser Zeitpunkt, welcher in einer bewegten, abwechselungsreichen

Gegenwart uns gestattet, mit einem Auge die noch nicht entschwundene Vergangenheit und gleichzeitig mit dem anderen die erst heraufziehende Zukunft zu überblicken — gerade dieser Zeitpunkt scheint für eine allgemeine Umschau doppelt wichtig und werthvoll.

Wenn man auch Menschen im allgemeinen nicht nach der Physiognomie, nach dem äußern Eindruck beurtheilen soll, da dieser oft im schneidenden Gegensatz zu dem eigentlichen Wesen steht, so kann dies von Städten keinesfalls gelten. Hier ist gerade der äußere Eindruck, das Aussehen der Straßen, Plätze, Häuser für die Beurtheilung der Sache von großer Wichtigkeit und läßt meist richtige Schlüsse auf das Wesen der Stadt thun. Im Gegensatz zu dem krummgassigen, engen, winkeligen Wien, welches gerade durch diese Eigenschaften seinen besonderen reizvollen Charakter erhält, hat sich das neue Berlin die Vorliebe des alten für die schnurgeraden, endlosen, einförmigen Straßen bewahrt. Man mag kommen in welches Viertel man will: überall dieselben ungeheuren, in der Ferne scheinbar zusammenlaufenden Häuserzeilen, welche der Stadt den Eindruck des Gewaltigen, schier Unermeßlichen, aber auch des Nüchternen, Kalten verleihen. Des Abends, wenn die Gasflammen der Laternen brennen und eine bunte Menge zwischen ihnen auf und ab wogt, macht das Ganze mit seinen sich immer weiter hinausziehenden Feuerlinien der Laternen einen geradezu überwältigenden Eindruck. „Berlin ist eine Stadt ohne Ende", hört man dann oft von Fremden sagen. Nur im Centrum haben sich noch winkelige Gassen erhalten. Selbst den Berliner überrascht es, wenn er in eine der Vorstädte hinauskommt, indem er sich in der Nähe der Weichbildgrenzen glaubt und auf einmal mehr als kilometerlange Straßen sich da hinziehen sieht, wo vor zwei, drei Jahren noch fruchtbarer Ackergrund gewesen. Denn es ist unglaublich, in welch enormem Maße sich die Peripherie Berlins alljährlich hinausschiebt, und zwar nach allen Richtungen des Himmels. Von den sogenannten „Thoren", die in Wahrheit schon längst keine mehr sind, erstrecken sich einzelne Hauptverkehrsadern nach den nächsten Ortschaften, längs dieser Straßen siedelt sich die Baulust zuerst an, dann wird das zwischen ihnen liegende Terrain tracirt, Straßen ohne Häuser entstehen, aber nach wenigen Wochen sind auch die letzteren da, und wieder ein paar Wochen später sind sie mit märchenhafter Schnelligkeit bis unters Dach hinauf bewohnt und ein neuer Stadttheil ist plötzlich erstanden, der Tausende von Einwohnern zählt, von denen kein Mensch weiß, woher sie alle so plötzlich gekommen sind. Planiren, bauen, beziehen — das alles geht mit „affenartiger" Geschwindigkeit vor sich und man kann Rückerts Märchen von Chidher dem ewig jungen hier alle Tage erleben. Zumeist sind es ungeheure Miethskasernen, die so entstehen, in denen Dutzende von Familien Platz finden. Keine der letzteren kennt die andere, selten weiß man, wie der Nachbar heißt, niemand bekümmert sich um den Nebenmenschen, gleichviel ob er das große Loos gewinnt oder verhungert, jeder geht nur seinem eigenen Geschäft nach, oft kennt nicht einmal der Hauswirth, der eine Meile davon in einem ganz anderen Viertel wohnt, seine Miether persönlich, nur der Vizewirth kennt sie alle und weiß den größten Theil ihrer Geheimnisse. Hier könnte jemand Thür an Thür neben seinem Tod-

feinde wohnen, ohne daß beide eine Ahnung davon hätten. Was im untern oder obern Stock wohnt oder geschieht, liegt den übrigen gerade so fern, als ob sich ein Weltmeer dazwischen befände. Neben dem Hausverwalter weiß nur die Polizei um alles: sie kennt jeden Miether und überwacht ihn oft auf das Genaueste, ohne daß er bisweilen davon die leiseste Ahnung hat. Aber selbst dem Forscherblick der alles erkundenden Hermandad entzieht sich in diesen ungeheuren Miethkasernen manches Geheimniß.

Doch nicht nur in den äußeren Stadttheilen, die zum Theil erst ganz neu entstanden sind, vollziehen sich große Veränderungen, sondern auch in den alten, inneren. Hunderte von ehrwürdigen, kleinen, einstöckigen Gebäuden werden alljährlich niedergerissen, um entweder großartigen gemeinnützigen Unternehmungen, Markthallen, Prachtstraßen, Schulen, Erweiterungsbauten der Stadtbahn, Gasanstalten ꝛc. Platz zu machen oder neuen, den Erfordernissen der modernen Zeit entsprechenden Riesenbauten von vier Stock und mehr. Und auch hier wiederholt sich das merkwürdig schnelle Spiel: am 1. April ziehen die Miether des alten Hauses aus und die Zerstörung beginnt ihr Werk, am 1. Oktober nimmt vielleicht schon das neue, noch nicht trocken gewordene Haus die neuen Miether auf. Wo die letzteren sämmtlich herkommen, niemand begreift es. Allenthalben steht in Berlin noch die alte Zeit neben der neuen: in den schönsten, modernsten Straßen, z. B. der Königgrätzerstraße erstehen wahrhaft fürstliche Prachtbauten oft getrennt von kleinen, elenden, niedrigen Baracken, die schon beinahe baufällig sind, von schmucklosen Miethskasernen, von leeren, wüsten Plätzen oder schmutzigen Kohlen- und Holzverkaufshöfen. Gerade dieses Spiel der Gegensätze macht die Wanderungen durch Berlins Gassen so interessant. Im Centrum der Stadt, zwischen Burgstraße, Königstraße und Alexanderstraße erhebt sich seit kurzem ein ungeheures, beinah unabsehbares Ruinenfeld von hunderten von niedergerissenen Häusern, des ältesten, schmutzigsten und verrufensten Theils von Berlin, kahle Mauern starren in die Luft, zerrissene Tapetenfetzen hängen daran, in den noch stehenden Balken und Sparren hängen mit Säge und Beil bewaffnet die Arbeiter, riesige Schutthaufen ragen allenthalben empor, Staubmassen durchflimmern die Luft; aber inmitten dieses grauenvollen Bildes der Verwüstung steigen schon die Fundamente und Ansätze jener gewaltigen Prachtstraße, der Kaiser-Wilhelmsstraße, einer Fortsetzung der „Linden", aus dem Boden, welche hier in wenigen Jahren die Stelle der berüchtigten Königsmauer und der Kalandsgasse, diesen Schlupfwinkel des Berliner Verbrecherthums, einnehmen wird.

Eine architektonisch schöne Stadt ist Berlin früher nie gewesen. Die einförmigen, schmucklosen Façadenreihen der Berliner Straßen sahen einander so ähnlich wie die uniformirten Glieder einer preußischen Heerestruppe, nur die Farbe des Anstrichs unterschied ein Haus vom andern. Eine schmucklose, eintönige, grauweiße Façade hielt man in früheren Zeiten selbst bei öffentlichen Gebäuden für „vornehm", und in der Zeit, da die Miethskasernen wie Pilze nach dem Regen aus der Erde wuchsen, war vollends an einen Zierbaustil nicht zu denken. Höchstens wagte man einmal einen Balkon, der von zwei

Atlanten aus Stuck getragen wurde oder eine Verzierung durch große in den Mörtelausputz eingelassene Kieselsteine. Das alles ist in den letzten Jahren anders geworden. Ein Prachtbau nach dem andern, viele darunter sogar in echtem Material — was früher fast nie der Fall gewesen — erhebt sich vor unseren Augen, die „Wiedergeburt der Renaissance", wie ein hiesiger Kunstkritiker mit treffendem Witz den modernen Baustil genannt hat, feiert in Berlin wahre Triumphe. Wenn wir trotzdem noch keine solche Prachtstraße wie die Wiener Ringstraße und die Budapester Andrassystraße in Berlin aufzuweisen haben, so liegt dies an dem Mangel an Centralisationssinn, der dem Berliner nun einmal eigen ist. Die Prachtbauten Berlins sind über die ganze große Stadt hin verstreut, draußen im abgelegensten, stillsten und vornehmsten Westen, am Nollendorfplatz, in der Corneliusstraße und anderwärts muß man sie suchen. In eine Fluchtlinie gestellt würden sie eine Straße geben, welche jenen obengenannten berühmten Prachtstraßen mindestens das Gleichgewicht hielte. Doch auch längs der Hauptverkehrsadern, auf der Friedrich- und Leipzigerstraße, sind in den letzten Jahren wunderbare Bauten erstanden, und selbst in die vorgeschobensten und entferntesten Arbeiterviertel finden wir in der neuesten Zeit einzelne entzückende, stilgerechte Gebäude hineingesprengt, welche sich in ihrer Umgebung eigenartig ausnehmen. Die ganze Geschichte des Berliner Bauwesens in diesem Jahrhundert kann man draußen am Weddingplatze praktisch studiren, dicht neben einander stehen dort, ähnlich wie die einzelnen Blätter eines Buches oder die freigelegten Schichten der Erdrinde, die kleinen, einstöckigen, schmutzigen, engen, baufälligen Häuser unserer Vorfahren, die einfachen, schmucklosen Häuser der fünfziger Jahre, die öden Massenquartiere aus der Zeit der Wohnungsnoth und die modernsten Luxusbauten, alle überragt von der neuen, prachtvollen, im Chamotteziegelbau ausgeführten Weddingkirche. Auch auf die Ausstattung des Innern, der Treppen, Fluren und Wohnräume hat sich der Umschlag des Geschmacks erstreckt, die früher so niedrigen und engen Räume haben sich erweitert und verbreitert, die einstigen weißen, kahlen Kachelöfen sind gänzlich verschwunden, Butzenscheiben, Erkerfenster und der ganze sonstige Krimskrams des „Altdeutschen" und der „Renaissance" sind überall eingezogen, der Wohnungsluxus steht mächtig in Flor, und unsere Bessersituirten, z. B. reiche Bankiers, hohe Beamte, Künstler bewohnen jetzt auf der Breckenallee, Thiergarten-, Regentenstraße ꝛc. Räume, deren Ausstattung oft wahrhaft fürstlich genannt werden muß. Natürlich sind demgemäß auch die Miethen sehr gestiegen, denn der Luxus will bezahlt sein. Als die theuerste Straße in Berlin gilt allgemein die Voßstraße, auf der sich allerdings wundervolle Prachtbauten, darunter das Palais Borsig, befinden. In dem immer mehr um sich greifenden Luxusbau liegt der Schlüssel zu dem Geheimniß, daß, trotzdem jährlich oft mehrere Hundert neuer Häuser erstehen, die Miethspreise eher steigen als fallen. Trotz der hohen Miethspreise ist aber Berlin noch immer in allen anderen Dingen die billigste Großstadt. Im Vergleich zu Paris, London, Wien, New-York sind hier Lebensmittel und dergleichen von wahrhaft rührender Billigkeit.

Berlin wird bekanntlich in neun Bezirke eingetheilt, welche nach

den Himmelsrichtungen bezeichnet werden: N., S., O., W., NO., SO., NW., SW. und C. (Centrum). Die meisten Fremden aus besseren Ständen, welche besuchsweise nach Berlin kommen, nehmen nun ganz falsche oder vielmehr einseitige Anschauungen mit nach Hause, denn sie kommen mit sehr wenigen Ausnahmen über W. und C. und einen Theil von NW. und SW. in der Regel nicht hinaus, da das gesellschaftliche und geschäftliche Leben allerdings in diesen Bezirken kreist. Allein Berlin bildet sich immer mehr und mehr nach dem Muster anderer Millionenstädte wie London und Paris in der Weise heran, daß jeder Bezirk sein eignes Gesicht, seinen eignen Bevölkerungskreis und Charakter erhält. Im Westen, das dürfte jedem bekannt sein, wohnen wie überall die wohlhabenderen und ruhigeren Gesellschaftskreise, das Centrum ist der Sitz des Großhandels, hier herrscht von früh bis abends der regste und geräuschvollste Verkehr. Die Behörden sind meistens im Westen und Nordwesten, einen Theil des letzteren kann man auch als das Berliner quartier latin bezeichnen: den Strich von der Universität bis zur „Charité". Hier in der Luisenstraße, Philippstraße, Ziegelstraße ꝛc., in unmittelbarer Nähe der großen akademischen Institute wohnen die meisten der von auswärts kommenden Studirenden. Ein großer Theil des Südwestens wird von dem geschäftigen, mittleren Bürgerthum eingenommen, ein Viertel, das annähernd durch eine Linie Spittelmarkt—Janowitzbrücke, Moritzplatz, Hallesches Thor und was um diese herumliegt, bezeichnet werden kann.

Nun kommen aber die Distrikte, welche der Fremde seltener betritt und die für den Beobachter der Entwickelung des Volkslebens gerade die interessantesten sind. Der Osten, Norden, Nord- und Südosten umfassen eine nach Hunderttausenden zählende Bevölkerung. Wenn man mit der Stadtbahn von der Janowitzbrücke bis zum Schlesischen Bahnhof und darüber hinausfährt, so schaut man unzählige rauchende und qualmende Schornsteine, Fabrik reiht sich an Fabrik, Lagerplatz an Lagerplatz, alle Gattungen sind hier vertreten, es giebt kaum ein Lebensbedürfniß, für dessen Befriedigung hier nicht gesorgt würde. Denn Berlin ist in den letzten Jahren eine Handels- und Exportstadt ersten Ranges geworden, davon abgesehen, daß es in den meisten Hinsichten den eignen Bedarf fast völlig deckt. Vom kleinsten Sohlennagel bis zur komplizirtesten Dampf- oder elektrischen Maschine wird jetzt alles, und in vorzüglicher Vollendung, in Berlin angefertigt. Grau und trüb ist hier zumeist die Atmosphäre, fast immer durchdringt ein gewisser, schwerer Dunst dieselbe. In der Nähe der Fabriken sind natürlich allenthalben die Wohnungen der Arbeiter: immer dieselben endlosen, weiten Straßenfluchten, mit denselben gleichartigen vier- und fünfstöckigen Kasernengebäuden, alle bis auf den Boden hinauf mit Miethern vollgepfropft. Daneben eine Menge kleiner Beamten und Handwerker und Geschäfte allerlei Art, welche für den Bedarf der „kleinen Leute" sorgen: der modernen prachtvollen Auslagen der Läden im Westen und Centrum gänzlich entbehrend, aber mit allen billigen Verkaufsgegenständen wohlversehen. Namentlich auffallend viel „Abzahlungsgeschäfte" aller Art finden sich hier, die in den wohlhabenden Gegenden kein Fortkommen finden, und zahllose Kneipen jeden Genres, zumeist die in Berlin so beliebten „Destillen".

Diese Distrikte sind gerade in den letzten Jahren ungeheuer angewachsen. Sie legten sich nach und nach wie ein großer Halbmond um die innere Stadt, das Viertel des Großhandels, denn zwischen der Vorstadt Moabit und der Bellealliancevorstadt schiebt sich wie ein ungeheurer Keil der Thiergarten und der vornehme Westbezirk ein, aber in den äußersten Enden des letzteren, nach Schönberg zu und von da aus in der Richtung nach den Bahnhöfen des Westens beginnt sich auch schon die Arbeiterbevölkerung zu entwickeln. Welche Fülle der interessantesten Erscheinungen auf den Straßen jener Gegenden! Man muß sie beobachten, diese fast unendlichen Reihen von Arbeitern, wenn sie früh morgens zur Arbeit ausziehen, um 12 zur Mittagspause gehen und abends die Fabriken verlassen. Sonnabend abends, am Löhnungstage zumal, ist's interessant. Schaaren auf Schaaren speit dann jedes Haus, jede Gasse aus, die Straßen wimmeln von Menschen. Fast alle sind gleich gekleidet, abgeschabte, vom Fabrikstaub glänzende Beinkleider, die ein Riemen zusammenhält, schmierige Blusen, über derselben ein Kittel oder eine Jacke von Tuch, ein Halstuch, eine Mütze auf dem Kopf, das Blechkännchen in der Hand, wenige sind besser gekleidet, aber auch nur wenige in Lumpen. An den großen Verkehrscentren, zum Beispiel vor dem Kottbuser Thor, am Moritzplatz und anderen Orten, wo vier bis acht solcher Riesenstraßen zusammenstoßen, entwickelt sich dann das bunteste, regste Leben, zumal wenn die Arbeiterinnen nun auch aus den Geschäften und Fabriken heimkehren. Um die Wahrheit zu sagen: es sind wenig hübsche unter ihnen, und nur ein kleiner Theil verwendet Sorgfalt auf Kleidung und Haltung. Die meisten sehen abgezehrt, mürrisch, blaß aus, aber ab und zu findet man doch eine hübsche und zierliche Erscheinung. Allmählich füllen sich die Kneipen, ein Theil des Lohnes wird auf der Stelle vertilgt, die Gesichter werden röther, man politisirt, man schimpft auf die Fabrikunternehmer, nicht selten kommt es zu Thätlichkeiten und die Polizei muß einschreiten. So geht es allabendlich in immer schwächerem Maße bis zum Donnerstag, nur der Freitag ist ein stiller Tag, denn an diesem ist der Wochenlohn gewöhnlich schon vollständig aufgebraucht. Eine Fülle interessanter Einzelerscheinungen aus dem Berliner Volksleben kann man hier an jeder Straßenecke beobachten, die verschiedensten Charaktere und Typen auf das Genaueste studiren. In ähnlicher Weise haben auch die Vororte Berlins im Laufe der letzten Jahre ihren Charakter theils gewechselt, theils genau fixirt erhalten, und auch hier unterscheidet man zwischen denen, welche eine vornehmere, ruhigere Natur zeigen, weil sie im Sommer fast ausschließlich als Villegiaturen für Berliner Familien dienen, wie z. B. Friedenau, Pankow, Schönhausen und anderen, welche den Arbeitern, zumal den an der Bahn beschäftigten, Behausung gewähren, in erster Linie die an den Strecken der Frankfurter- und Ostbahn liegenden. Die eigenthümliche Mischung von halb städtischem, halb ländlichem Wesen, das zeitweilige Hineinfluten der Wellen des großstädtischen Lebens verleiht diesen Ortschaften einen ganz eignen unschilderbaren Reiz. Einzelne dieser Ortschaften, zum Beispiel das im SO. gelegene Rixdorf, eine Arbeitervorstadt, sind in der letzten Zeit als Sitze größerer, die Hauptstadt ausbeutender Gaunerbanden berüchtigt

geworden. Andere, z. B. Tempelhof vor dem Halleschen Thor, Schönberg, Treptow, sind nur dem Namen nach Dörfer, nicht der sozialen Bedeutung nach, denn es wohnen in prächtigen Häusern daselbst „Bauern", deren Besitz an Geld und Liegenschaften den manches junkerlichen Rittergutsbesitzers bei weitem übertrifft, die sogenannten „Millionenbauern". Von alle dem war in früheren Zeiten keine Spur zu finden, jene Vororte, die man heute als Dorfstädte bezeichnen kann, waren damals eben Dörfer wie tausend andere.

Die geschäftlichen und gewerblichen Verhältnisse haben es mit sich gebracht, daß trotz der Abneigung des Berliners gegen Centralisation sich um der Erleichterung des Verkehrs willen einzelne berufliche Kreise auf bestimmte Gegenden, nicht selten bestimmte Straßen konzentrirt haben, wodurch dieselben auch ihren eignen Charakter erhielten. Von dem ber—ühmten „Mühlendamm", der ja schon längst der Vereinigungspunkt des Handels mit abgetragenen Kleidern ist, will ich hier absehen, aber in der Reichenberger- und Skalitzerstraße finden wir viele Wäschefabriken, in dem hinteren Theil der Blumenstraße viele Weber, in der Gitschinerstraße große Möbelfabriken, in der Prenzlauerstraße die meisten Pferdehändler. In den Ställen der letzteren befinden sich zum Theil die famosen „Pennen", wo Wohnungslose in ganzen Haufen auf Stroh für wenige Pfennige während der Nacht kampiren. Ein unerfreulicher Anblick! Auch viele der besseren Straßen haben so ihren eignen Charakter. Daß die Wilhelmstraße die diplomatische ist, auf der Friedrich- und Leipzigerstraße sich die schönsten und feinsten Kaufläden Berlins mit wunderbaren Auslagefenstern befinden, wird jedem bekannt sein. Interessant ist, daß auf den belebtesten Straßen, den Linden, der Friedrichstraße ꝛc., der Verkehr sich fast ausschließlich auf einer Seite bewegt, auf der oft ein unheimliches Drängen und Treiben entsteht, während die andere nicht selten wie verödet daliegt. Am auffallendsten ist dieser Unterschied bei den „Linden", denn der Verkehr daselbst konzentrirt sich nur auf der Seite, auf welcher das kaiserliche Palais liegt, während in der Leipzigerstraße beide Seiten gleich bevorzugt sind. Den eigenartigsten Charakter aller öffentlichen Wege hat allmählich die „Passage" zwischen den Linden und der Behren- und Friedrichstraßenecke im Mittelpunkt des Berliner Lebens erhalten. Dem Fremden wird freilich das Publikum, welches dieselbe frequentirt, sich nicht sonderlich von dem des übrigen Berlin unterscheiden, der kundige aber weiß ganz genau zu bezeichnen, welcher der Vorübergehenden den Hypothekenwucherern, welche den Wechselreitern, der offenen und geheimen Halbwelt, den Berufsbummlern, den Geheimpolizisten ꝛc. angehört, er kennt sie ganz genau, denn fast jede dieser Klassen hält hier zur bestimmten Tages- und Abendstunde ihre kleine „Börse" ab.

Immer mehr hört man die Klage aussprechen, daß es keine Berliner mehr in Berlin gebe. Es ist das dieselbe Klage, welche man auch von anderen Hauptstädten, die ihren Einwohnertypus hatten, vernimmt. Arsène Houssaye klagt in seinen jüngst veröffentlichten „confessions", daß es in fünfzehn Jahren keinen Pariser in Paris mehr geben würde, in Wien sucht man den richtigen Wiener schon längst nur noch jenseits der Linie. Die Wahrheit ist, daß wir in einer

Uebergangszeit leben, in welcher die sozialen Verhältnisse solchen Wandlungen unterliegen, daß auch die Charaktere der Menschen, die traditionellen Erscheinungen dadurch geändert werden. Es wächst eben allenthalben ein neues Geschlecht empor. Wie es mit gewissen australischen Vogelarten geht, so auch mit gewissen Berliner Typen, sie sterben aus und fristen dann nur noch ein wissenschaftlich-literarisches Dasein. Von solchen aussterbenden Berliner Typen ist in erster Linie der berühmte „Schusterjunge" zu nennen. Der Inbegriff des Berliner Volkshumors, der freche, aber stets schlagfertige, niemals verlegene, durchtriebene Berliner Schusterjunge, wie ihn Kalisch in seinen Berliner Volkspossen so unübertrefflich gezeichnet, existirt nur noch in einzelnen wohlkonservirten Exemplaren. Die einstige harmlose Naivetät des Berliners schwindet immer mehr — je mehr an Stelle des Berliner Weißbieres das „echte" Münchener Bier, an Stelle der engen, niedrigen Kneipenstuben, die „stilvolle" altdeutsche Bierstube tritt. Keine bedeutende Münchener Brauerei, die jetzt nicht schon ihren prachtvollen Ausschank in Berlin, kein Stadttheil, der nicht bereits sein luxuriös eingerichtetes „Wiener Café" hat. Das Luxusbedürfniß steigt in Berlin in ganz unglaublichem Maße, und die alte spartanische aber eintönige und schmucklose Einfachheit des Lebens, das sogenannte „märkische Wesen", schwindet immer mehr. Ob das ein Vortheil oder ein Schaden ist — wer kann es sagen? Sicherlich hat es diesen wie jenen im Gefolge. Noch ist übrigens die alte Harmlosigkeit nicht ganz verschwunden, noch ziehen wie früher an schönen Sommernachmittagen im „Kremser" die Berliner Kleinbürgerfamilien hinaus ins Grüne, in den Grunewald, nach Schildhorn, nach Treptow oder in die Hasenhaide und kochen draußen in Riesenkannen jenen berüchtigten „Familienkaffee", an den jeder mit Schaudern zurückdenkt, wer ihn einmal getrunken, noch bringen sie sich zum Entsetzen der Gastwirthe in Biergärten und Konzerten ihre „selbstbelegten Stullen" zum Abendbrod mit, aber es geschieht selten noch mit der alten naiven Freude und Selbstgefälligkeit, sondern mehr wie eine Art konventionellen Zwanges, wie ein Ehrentribut an die Vergangenheit. Heut Kaffeekochen in der Hasenhaide, morgen „Schurfix" mit lebenden Bildern — bei demselben Kolonialwaarenhändler oder Klempnermeister: die alte und die neue Zeit wollen nicht mehr recht zusammenpassen. Allenthalben sehen wir eben den Charakter der Uebergangsperiode. Es kommt etwas wie ein Tropfen französischen Bluts in den Charakter des modernen Berliner: eine Genußsucht ergreift selbst die mittleren und unteren Stände, wie sie früher dieselben auch nicht in ähnlichem Grade beherrschte, jeder will „etwas von seinem Leben haben", man denkt weniger als früher an die Zukunft, ans Sparen, man will sich nach des Tages schwerer Frohnarbeit amüsiren und schießt nicht selten über seine Verhältnisse hinaus. Vergnügungslokale im großen, prächtigen Stil, wie Sternecker in Weißensee, mit seinen Monstrefeuerwerkeabenden, verdrängen immer mehr die früheren einfachen und bescheidenen Etablissements. Der Besuch der Wirthshäuser, der Chantants und Theater wächst immer mehr, die Zahl der letzteren ist beinah selbst schon für eine Millionenstadt zu hoch, das „Nachtleben", dessen man sich hier im Gegensatz zu Wien stets so eifrig rühmt, bildet sich

immer weiter aus, selbst in der Woche ist die Zahl der Volksbälle und „Gesellschaftsstunden" eine große, und auch der gemeine Mann hält es beinahe schon nicht mehr für anständig, im Restaurant dem Kellner nur 5 Pfennige Trinkgeld zu verabreichen, er gefällt sich in einer falschen Vornehmheit, in die er sich hineinredet, und giebt selbst da Trinkgeld, wo nicht die geringste Veranlassung dazu vorliegt: in der Pferdebahn, im Omnibus und anderen Orten. Das Geld hat entschieden an Werth, zum mindesten an Ansehen verloren, seitdem im Volke so viel Gold und so wenig Kupfer kursirt, der gemeine Mann in Berlin giebt allgemein da einen Nickel, wo er früher einen Kupferdreier für genügend gehalten, und dies mag ebenso oft ein Zeichen von Prahlsucht als von wirklicher Hebung des Nationalwohlstandes sein. Daneben hat sich aber der Berliner die meisten seiner alten, guten Eigenschaften doch bewahrt, Liebe für seine Stadt, gute Laune, Schlagfertigkeit, die Fähigkeit, im Nothfall auch mit wenigem auszukommen und Treue für seinen König und sein Vaterland. Aber eine gewisse, ihm angeborene cynische Rohheit, sein pietätloser Witz, der ihn selbst über die vor ihm liegende Leiche seines eigenen Vaters einen rohen, allerdings meist schlagend treffenden Witz machen läßt, haben sich auch im Laufe der Jahre immer mehr ausgebildet. Daneben tritt in jüngster Zeit eine pariserhafte Vorliebe für den Scandal und die Lästerchronik auf, wenig erquickliche Vorgänge wie der Prozeß Gräf wurden geflissentlich in die Oeffentlichkeit gezogen und wochenlang nicht nur in den Kneipen und auf den Straßen, nein, auch im Schoße der Familien, in Gegenwart der jungen Töchter in der widerwärtigsten Weise breitgetreten.

Auch die Berlinerin ist dieselbe nicht mehr, die sie früher war. Auch unter den bürgerlichen Frauen Berlins greift die Lust, das Leben zu genießen, der Hang zum Luxus, das Verlangen nach schönen Toiletten, nach reichem Schmuck immer weiter um sich, man sieht jetzt auf den Straßen Berlins an Wochentagen häufig Toiletten von einem Glanz, einer Pracht, wie sie früher an Fest- und Sonntagen kaum erblickt wurden. Der Sonntag ist überhaupt in den meisten Familien der höheren Stände schon fast völlig entthront worden, man sieht an Sonntagen fast nur Leute aus dem Volke unterwegs, auf den Straßen und vor den Thoren, die besseren Kreise verbringen ihn in häuslicher Geselligkeit, weil sie sich vor der Berührung mit den niedern Ständen scheuen; es gilt nicht mehr für „nobel", Sonntags auszugehen oder auszufahren, sondern man verlegt dies auf einen Wochentag und zwar zumeist auf den fashionablen Donnerstag. Wenn die Berlinerin daher in Kleidung und Schmuck der Pariserin und Wienerin nicht mehr nachsteht — denn es giebt keine Pariser Modethorheit, die nicht sogleich in Berlin von Zehntausenden nachgeahmt würde — so hat sie dieselben — doch in einem noch nicht erreichen können, in der Anmuth der Haltung und des Ganges. Kaum daß eine Berlinerin unter hundert zu gehen versteht: ein ungraziöses Hin- und Herschwanken, von einer Seite zur andern, welche an den Paßgang des „Schiffs der Wüste" erinnert, ein Schleifen und Schleppen, dazu ein gelangweilter Ausdruck des Gesichts, besonders der Mundpartie, eine blasirte „nuschelnde" Art zu sprechen, kurz jenes berühmte Berliner „pomadige" Wesen,

welches zu sagen scheint, „mich is allens enjal“, zeichnet selbst wahrhaft schöne Mädchen aus den besten Ständen Berlins wenig vortheilhaft aus. Die Berlinerin macht in der Regel den Eindruck, als wolle sie zu verstehen geben, es liege ihr absolut nichts daran, ob sie gefalle oder nicht, und sie erreicht dadurch leider zumeist das letztere. Und erst die „Mädchen aus dem Volke“, Nähterinnen, Arbeiterinnen und dergleichen! Sie tragen sich wahrhaft „schlumpicht“! Beschmutzte Stiefeln, die unmodernste Façon des Kleides, ein zerdrückter Hut, vornüber gebückte Haltung, ein dreistes oder barsches Benehmen, ein abstoßender, heiserer Klang der Sprache! Wie niedlich und reizend sind dagegen zumeist die Wiener Mädchen der arbeitenden Klassen, wie wissen sie sich aus wenigen Lumpen, aus wahrhaftem „G'schnas“ einen allerliebsten Anzug zurechtzustoppeln und durch eine frische, fesche Haltung, eine anheimelnde Sprache, durch die ganze Grazie ihres Wesens unwiderstehlich anzuziehen! Man verzeihe mir meine wenig galante Philippika gegen die sonst so verehrungswürdigen Damen von der Spree, es veranlaßt mich zu ihr nichts als die Betrachtung, daß es nicht die Schuld der Natur ist, wenn die Berlinerin, neben ihren Geschlechtsgenossinnen von der Seine, der Donau und dem Rhein noch nicht völlig besteht, denn jene hat auch sie mit Vorzügen des Körpers und Geistes ausgestattet, daß es vielmehr nur eine gewisse natürliche aber mißzubilligende Nachlässigkeit ist, die sie zu jenem unvortheilhaften Benehmen veranlaßt, und ein Mangel an Uebung, beides Eigenschaften, welche abzulegen völlig in ihrer Macht steht, um sie jenen ebenbürtig erscheinen zu lassen. Daß dies recht bald geschehe, wollen wir hoffen; wir wollen auch erwarten, daß die neuerdings unter den Berliner Damen und zwar der besten Kreise, in geradezu erschreckender Weise überhand genommene Manier, die zarte, deutsche Farbe der pfirsichblütenen Wangen nach pariser Mode durch Schminke und Puder zu entstellen — ein Gang über die Leipzigerstraße preßt mir aus diesem Grunde fast immer die schmerzlichsten Seufzer aus — recht bald wieder verschwinde. Man kommt jetzt beinah schon in Gefahr, wenn man mit einer Dame Berlins den holden Ausdruck der Liebe tauscht, eine ganze Reis- und Farbenwaarenhandlung in den Kauf nehmen zu müssen, wodurch der schönste und zarteste Erdengenuß einen recht widerwärtigen Beigeschmack erhält. Erst nach allgemeiner Beseitigung dieser „Uebelstände“ — erst dann, wenn auch das Ewig-Weibliche in Berlin auf die Stufe der höchsten, natürlichen Anmuth erhoben ist, wird die große Umwandlung, in der Berlin sich augenblicklich befindet, vollendet sein und Berlin nicht nur seiner Einwohnerzahl, sondern seinem Wesen nach sein, was alle äußeren, politischen, gewerblichen und sozialen Bedingungen es zu sein berechtigen: eine große, eine gewaltige, eine Weltstadt.

Meine Idee von Glück?

Novellette von **Gräfin Agnes Klinckowſtroem.**

Glück läßt ſich eben nicht definiren."

„Wenn es überhaupt in der Welt exiſtirt."

„Ah! lieber Graf! Wie können Sie ſo etwas ſagen! Zählen wir alle, die wir hier verſammelt ſind, etwa gar nicht in Ihren Augen? Ich bin überzeugt, daß ein jedes von uns auf die Frage, ob wir glücklich ſind, mit einem lauten freudigen „Ja" antworten würde."

Kurze Pauſe der Ueberlegung.

Sie ſitzen im Salon der Frau von Seldern beiſammen, die dieſes Thema erörtern. Die Vorhänge ſind herabgelaſſen, mächtige Holzſcheite flammen im Kamin und im ſilbernen Samovar ſingt das Theewaſſer ſeine trauliche Melodie.

Die Anweſenden ſcheinen ſämmtlich zu den verwöhnten Kindern des Glücks zu gehören, die weder Sorgen noch Entbehrungen kennen; um ſo überraſchender iſt es, daß auf die unvorſichtige Behauptung, welche von der Hausfrau ſelbſt in den kleinen Kreis geſchleudert wurde, die eben erwähnte Pauſe entſteht.

„Ueber das Glück macht ſich jeder ſeine eigene Idee, meine gnädige Frau", bemerkte der alte Präſident Weſtenhagen, der ſeinen umfangreichen Körper dem ſolideſten der Lehnſtühle anvertraut hat, und das Geſicht mit dem Doppelkinn in die weiße wohlgepflegte Hand ſtützt. „Meiſtens eine Idee, die mit der Wirklichkeit nicht in Einklang zu bringen iſt und niemandes Ideen hierüber ſtimmen mit denen des andern überein."

„Nun, und die Ihre iſt —?"

„Ein geſunder Magen!"

Die Anweſenden lachen, denn ſie wiſſen, daß der Präſident in jedem Jahr mindeſtens einmal ſeinem Magen eine Buße in Karlsbad auferlegen muß. Er aber fährt ernſthaft fort:

„Ich habe niemals ohne ein Gefühl des Neides in den Annalen der Gaſtronomie den Namen des Doktor Gaſtaldi leſen können, der zur Zeit des Konſulats und erſten Kaiſerreichs Vorſitzender der gaſtronomiſchen Geſellſchaft in Paris war. Dieſer Mann war noch in ſei-

nen spätesten Jahren imstande, bei Gelegenheit eines Diners, das der Erzbischof von Paris gab, dreimal hintereinander von einem vorzüglich panirten und gebackenen Lachs zu essen. Bewunderungswürdig! nicht wahr? Freilich, als er das vierte Mal davon nahm, starb er, noch mit dem Bissen im Munde, doch mitten im Genuß, ohne Schmerz, in der Ausübung seiner Lieblingsbeschäftigung."

Die Damen scheinen nicht viel Verständniß für die Vorzüge des Doktor Gastaldi zu besitzen, und der Graf sagt:

„Alle Achtung vor dem alten Herrn! Schade nur, daß man nicht mehr Zeit hatte, ihn noch rasch vor seinem Tode zu fragen, ob er glücklich gewesen. Denn eigentlich können nur diejenigen auf diese Frage Antwort geben, die im Begriff stehen, diese Welt zu verlassen, und am Ende ihrer Wünsche und Hoffnungen sind. So lange wir noch die Aussicht haben, daß uns die Zukunft besseres bringen könnte als die Gegenwart, sind wir ungerecht gegen das Gute, das uns im Laufe des Lebens begegnet ist. Meine Idee von Glück wäre z. B. daß das ganze Schriftsteller- und Journalistengesindel aus Deutschland ausgewiesen würde, alle schriftstellernden Frauen mit einbegriffen. — Es schriftstellert doch hoffentlich keine der anwesenden Damen? — Dann erst würde Friede und Ruhe herrschen, würde man sich seines Lebens unbefangen freuen können. Aber so lange fromme und liberale Blätter gegeneinander hetzen und kämpfen, so lange die Welt mit zeitgemäßen Tendenzromanen überflutet wird, und jedermann glaubt, uns durch seine, in politischen und sozialen Schriften entwickelten Ansichten auf seine Façon selig machen zu müssen, wird man ja seines Lebens nicht froh, denn um als einigermaßen civilisirter Mensch zu erscheinen, muß man doch mit den Wölfen heulen, und im Schweiße seines Angesichts lesen und immer wieder lesen. Und doch, wer weiß! Wenn der Staat in einem Augenblick unerhörter Bereitwilligkeit meiner Phantasie willfahrte, ob ich dann das Vollgefühl der Befriedigung empfinden würde, wie ich es jetzt in meiner Einbildung anticipire?! Die verheiratete Frau wird sich der unverheirateten gegenüber glücklich, groß und wichtig dünken, weil es ihr gelungen ist, in der Lotterie des Lebens einen Mann zu erwischen. Doch wenn sie sich den Schatz bei Licht besieht, wird sie sich vielleicht bekennen, daß sie eine Niete gezogen hat. Der verheiratete Mann preist in der Regel den Junggesellen glücklich, doch sobald er Wittwer ist, beklagt er die Heimgegangene aufrichtig, und entbehrt die häuslichen Zwistigkeiten mit schmerzlicher Sehnsucht.

„Ihre Idee von Glück, lieber Freund", er wendet sich zu einem jungen eleganten Offizier, „ist wahrscheinlich: Carrière, reiche Frau, Stellung in der Gesellschaft. Und doch werden Sie finden, daß alle Dinge ihre Kehrseite haben. Entweder Ihnen wird, je höher Sie steigen, durch Intriguen und Kabalen Untergebener oder Gleichgestellter das Leben unerträglich gemacht, oder aber Sie entdecken, daß Ihre Frau falsche Zähne und eine fadenscheinige Moral hat, kurz: keine Rose ohne Dornen.

„Ihre Idee, mein gnädiges Fräulein, wird vermuthlich die sein: den tonangebenden Mittelpunkt im Reich der Mode und für eine Schaar anbetender masculina zu bilden, und endlich den glühendsten

derselben zu erhören, der nebenbei gesagt in der Lage sein muß, ein großes Haus auszumachen.

„Sie, meine gnädige Frau, haben uns vorhin der lauten und freudigen Erklärung werth gehalten, daß Sie sich glücklich fühlten, was ja angesichts dieser reizend behaglichen Häuslichkeit und der hochgeschätzten Persönlichkeit Ihres Herrn Gemals jedem Zweifel von vornherein die Spitze abbricht. Ich bescheide mich daher gern, es sei denn, daß Sie selbst, meine gnädige Frau, bei reiflichem Nachdenken eine kleine brüchige Stelle in den fleckenlosen Spiegelwänden Ihrer häuslichen Glückseligkeit entdecken, die von andern nicht bemerkt wird, Sie selbst jedoch über die Maßen irritirt. Doch sei es fern von mir, Sie zu dem Bekenntniß derselben veranlassen zu wollen."

Während die beiden jüngsten Mitglieder der kleinen Gesellschaft sich lachend gegen die Anschuldigungen des Grafen vertheidigen, schweigt Frau von Selbern betroffen.

Sie ist eine liebenswürdige, nicht mehr junge Frau der großen Welt, die an der Seite ihres angesehenen Mannes ein sehr gesuchtes Haus ausmacht, und sich mit großer Geschicklichkeit an der Oberfläche ihrer gesellschaftlichen Verpflichtungen erhält, ohne vollständig darin zu versinken. Ihre große Lebendigkeit läßt sie oft über die zunächst liegenden Dinge rasch hinweggehen, und sich das, was nicht nach ihrem Sinne ist, nach Belieben in ihren Gedanken zurechtlegen, so daß sich ihr alles meist in freundlichem Lichte präsentirt. Die Worte des Grafen erinnern sie jedoch plötzlich an die eine große Sorge ihres Lebens, die sie gern so viel als möglich aus ihren Gedanken verbannt und in der That in diesem Augenblick vollständig vergessen hatte. Sie gedenkt ihres einzigen Sohnes, den sie aus dem Hause hat geben müssen und der nun von einem Institut zum andern gebracht wird, weil er nicht weiter kommt, und sich mit seinen sechzehn Jahren auf dem geistigen Niveau eines Quintaners erhält. Trägheit nennt es die Mutter, die sich selbst die Wahrheit verhehlen möchte. Gänzliche Unfähigkeit und mangelhafte Gehirnthätigkeit nennen es die Lehrer und Aerzte, die der Sache den richtigen Namen geben. Der Gedanke an ihn bringt einen plötzlichen Mißton in ihre frohe Stimmung.

„Und was ist denn meine Idee von Glück?" frägt eine klangvolle junge Stimme; die in diesem Augenblick nicht ohne spöttischen Anflug ist.

Aller Augen wenden sich der Inhaberin dieser Stimme zu, welche, bequem im Schaukelstuhl zurückgelehnt, ihr weißes Gesicht mit einem Fächer aus Pfauenfedern vor der Kaminglut schützt. Es ist ein unregelmäßiges, pikantes Gesicht mit keckem Näschen und energischer Mundformation. Feine dunkle Brauen wölben sich über großen, durchsichtig hellen Augen und kontrastiren eigenthümlich mit dem rothen Haar, von dem sich einzelne schimmernde Löckchen um die niedrige Stirn und den weißen Hals schmiegen.

Der Graf denkt einige Augenblicke nach, dann sagt er im Ton der Ueberzeugung:

„Wahrhaftig, Frau von Dierfurth, Sie machen meine Theorie von der Unvollkommenheit jeglichen Glücks zu Schanden. Ich glaube in der That, daß Sie glücklich sind, und Ihre Ideen hierüber voll-

ständig mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Sie haben den charmantesten Mann, den man sich denken kann, der Sie, wie wir alle wissen, auf Händen trägt."

„Haben einen reizenden kleinen Stiefsohn, der hoffentlich nicht das einzige Kind in Ihrem Hause bleiben wird", stimmt der Präsident ein, der ein großer Kinderfreund ist.

„Ja, die Herrn haben recht, liebste Gerta", meint Frau von Seldern mit rasch wieder erwachender Lebendigkeit. „Sie sind der bewunderte Mittelpunkt unserer Gesellschaft, und man kann lange suchen, ehe man ein so schönes, in jeder Beziehung ausgezeichnet eingerichtetes Haus findet, wie das Ihre."

„Außerdem macht Ihr musikalisches Talent Ihren Salon zu einem der anziehendsten der ganzen Stadt", wirft der Lieutenant dazwischen, der ein wenig Cello spielt, und sich nicht wenig darauf zugute thut, hier und da von der reizenden Frau von Dierfurth zu einem Quartettabend befohlen zu werden.

„Und selbst wenn uns alle diese Fakta nicht bekannt wären", nimmt der Graf wieder das Wort, „so würde man es an Ihrem ewig heitern, strahlend liebenswürdigen Wesen merken, daß Sie innerlich befriedigt sind."

„Ich danke Ihnen allseitig für die günstige Beurtheilung meiner Person und meiner Besitzthümer!" erwidert die junge Frau lachend. „Da Sie es mir so nachdrücklich klar machen, muß ich es wohl glauben, daß ich glücklich bin. Es scheint mir fast, lieber Graf, daß Sie etwas betreten darüber sind, Ihre Theorie in sich zusammenfallen zu sehen."

„Durchaus nicht, meine gnädige Frau! Keine Regel ohne Ausnahme!" ruft der Graf dagegen und beginnt mit erneutem Eifer seine halb scherzhafte Behauptung zu verfechten. Es entspinnt sich eine lebhafte Debatte, die halb lachend, halb ernsthaft geführt wird, und den kleinen Kreis in angeregtem Gespräch erhält, bis Frau von Dierfurth mit einem Blick auf die Uhr ausruft:

„Schon Zehn! Mein Mann wird von seinem Diner zurück sein und mich zu Hause erwarten. Will einer der Herren sich erkundigen, ob mein Wagen da ist?"

„Jetzt nach Hause? wo wir mitten in der interessantesten Unterhaltung sind? Unmöglich!"

„Ihr Herr Gemal wird Sie vor zwei Stunden überhaupt gar nicht zurück erwarten."

„O doch! mein Mann hält sehr auf Pünktlichkeit, und liebt es nicht, den Abend allein zu Hause zu sein."

„Da sieht man es wieder: Noch immer Inséparables trotz zweijähriger Ehe!"

„Schicken Sie ihm den Wagen, und lassen Sie ihm sagen, er möge Sie von hier abholen."

„Nach einem offiziellen Diner? Das wäre doch gewagt. Nein, nein! Versuchen Sie nicht eine ehr- und tugendsame Frau von dem Pfade der Pflicht abwendig zu machen."

Damit erhebt sich Frau von Dierfurth und verabschiedet sich mit

graziöser Liebenswürdigkeit, die für jeden ein verbindliches Wort hat, von der kleinen Gesellschaft.

Der Lieutenant giebt ihr im Vestibül den Mantel um, und geleitet sie die Treppe hinab bis zu ihrem Wagen. Sie dankt ihm mit freundlichem Lächeln für den kleinen Dienst, dann, als die Pferde anziehen, lehnt sie sich in die Polster zurück und schließt die Augen. Der Ausdruck unzerstörbarer Heiterkeit ist aus ihrem Gesicht verschwunden, es ist müde und abgespannt.

„Immer und immer Komödie spielen zu müssen, sein ganzes Leben lang!“ murmelt sie vor sich hin. „Es ist zu schrecklich! Und ich bin noch so jung, und habe noch so viele Jahre vor mir! — Meine Idee von Glück? — Als ob das Schicksal je nach unseren Ideen früge! Was wäre denn eigentlich meine Idee darüber? Es ist so lange her, volle fünf Jahre, daß ich solchen Träumen nachhängen durfte, daß ich kaum mehr weiß, welche phantastischen Unglaublichkeiten damals in meinem Mädchenkopfe spukten.“

Sie preßt die Hände gegen die Schläfen, doch die Zeit ist zu kurz, um ihren Gedanken nachhängen zu können, denn der Wagen hält bereits an dem Portale eines stattlichen Hauses, aus dessen Vorhalle der jungen Frau Licht und Wärme entgegenstrahlen.

„Mein Mann schon zu Hause?“ frägt sie den Kammerdiener, der ihr die Thür offen hält.

„Jawohl. Der gnädige Herr kam schon vor einer halben Stunde. Befinden sich im Boudoir der gnädigen Frau.“

Gerta eilte hastig durch das Vorzimmer und den Salon nach dem dahinter liegenden Gemach, das von ihr speziell benutzt wird.

Die Lampe brennt auf dem Schreibtisch, und auf der Chaiselongue lang ausgestreckt liegt — die große breite Gestalt ihres Gatten. Er hat den einen Arm unter den blonden, etwas kahlen Kopf geschoben und spielt mit dem Pudel, der ebenfalls hinaufgesprungen ist, und sich zu seinen Füßen auf den Damastkissen rollt. Mit affektirter Gleichgiltigkeit übersieht er den Eintritt seiner Frau vollständig, und erst als sie zu ihm herantritt und ihm einen guten Abend bietet, blickt er auf und sagt, die schmalen, blauen Augen, die von den meisten Frauen schön gefunden werden, zusammenkneifend:

„Du scheinst Dich ja ausgezeichnet amüsirt zu haben, daß Du den Weg nach Hause nicht finden konntest.“

Sie zeigt auf die Uhr.

„Ich habe mich allerdings gut unterhalten, aber es ist noch kaum halb Elf, also kein Grund, mein langes Ausbleiben zu rügen. Es ist die Stunde, in der man sonst erst in Gesellschaft zu erscheinen pflegt.“

„Und wo warst Du? wenn man fragen darf. Im Theater?“

„Nein, ich war bei Frau von Seldern, wo sich allmählich ein kleiner Kreis zusammenfand. Ich entschloß mich noch rasch dazu, weil ich das Bedürfniß der Unterhaltung fühlte, nachdem ich den ganzen Tag über allein gesessen hatte.“

„So so. Also bei der schwatzhaften, unangenehmen Seldern warst Du? Ich kenne das Haus aus dem Grunde. Die Frau ist immer bemüht, rendez-vous bei sich zu veranstalten, und Liebesaffairen zu begünstigen, um sich en vogue zu erhalten. Es giebt da lauschige

kleine Eckchen, in denen man ungestört ein tête-à-tête haben kann, und es ist daher ein von jungen, leichtlebigen Frauen sehr gesuchter Salon. Wer giebt mir außerdem die Sicherheit, daß Du überhaupt die ganze Zeit über dort gewesen bist. Es heißt bei Euch immer: Ich war bei der und der Freundin. Ihr steckt ja alle miteinander unter einer Decke."

Gerta tritt rasch noch einen Schritt näher und sieht ihn entrüstet an.

„Was traust Du mir eigentlich zu?"

„Bah! Lehre Du mich die Frauen kennen!"

„Ich bedauere Dich aufrichtig, wenn Deine Erfahrungen derart waren, um Dir eine so miserable Ansicht von uns beizubringen. Ich wenigstens glaube Dir noch keine Veranlassung dazu gegeben zu haben."

„Gieb Dir nicht erst die Mühe, mir mit diesem Pathos zu imponiren, Du wirst wohl auch nicht besser sein als andere, und ich wünsche nicht, hörst Du? ich wünsche nicht, daß Du ohne mein Wissen Gesellschaften besuchst, und während meiner Abwesenheit abends ausfährst, wenn ich meine Zustimmung nicht dazu gegeben habe."

„Wie Du willst."

„Wenn Du mich nur nicht durch diese ewig duldende Nachgiebigkeit ärgern wolltest. Ich lese ja den inneren Widerspruch in Deinen Augen. Und übrigens vernachlässigst Du das Kind über Deinen Vergnügungen."

„Ich habe den Kleinen selbst um sieben Uhr zu Bett gebracht und neben ihm gesessen, bis er eingeschlafen war."

„Wann wärst Du wohl um eine Antwort verlegen! Du könntest mir übrigens noch etwas vorlesen. Hole einmal den Band von Zola herüber, der in meinem Arbeitszimmer auf dem Kamintisch liegt."

„Ich werde einen der Leute danach schicken."

Ein hämisches Lächeln zuckte um seine Lippen. „Ah so! Ich vergaß. Du bist zu stolz und vornehm geworden, um die kleinste Dienstleistung selbst zu thun. Als es galt, den reichen Dierfurth einzufangen, da warst Du einfach und bescheiden, das Veilchen, das demüthig im verborgenen blüht und duftet, aber kaum warst Du meine Frau, da wandte sich das Blättchen. Da verlangtest Du, daß ich fortwährend anbetend vor Dir auf den Knieen liegen und womöglich meine Hände unterbreiten sollte, als Dein dienstbereiter Sklave, damit Dein Füßchen nicht einmal den Teppich berühre."

„Ich verlangte nur die Stellung, die mir als der Frau dieses Hauses, Deinem Kinde, den Dienstboten und der Welt gegenüber zukommt. Ich verlangte Achtung, aber ich habe niemals Liebe oder Verwöhnung von Dir gefordert. Nur die Sklavin Deiner und des Kindes Launen wollte ich nicht sein. Es ist wahr, ich war ein armes Mädchen, Du wirfst es mir so oft vor, daß ich es ja auch einmal sagen kann. Meine Eltern wünschten, daß ich eine gute Partie mache und ich gab ihrer Ueberredung schließlich nach, aber ich sagte Dir ganz offen, daß ich Dich nicht liebe, jedoch versuchen wolle, es zu thun."

Die kranke Puppe.

„Mein Pech, daß es Dir nicht gelungen!“ wirft er sarkastisch ein.

„Weiß Gott, daß ich mir redliche Mühe gegeben habe“, fährt sie fort, ohne den Einwurf zu beachten. „Ich war durchdrungen von den Pflichten, die ich Dir und Deinem kleinen Sohn gegenüber übernahm. Aber Angesichts der unaufhörlichen Kränkungen von Deiner Seite, die mich täglich und stündlich wie Nadelstiche treffen, frage ich mich oft, was Dich bewogen haben kann, gerade mich zu heiraten?“

„Das will ich Dir sagen: Ich brauchte eine Frau aus guter Familie, wohlerzogen, elegant und sicher genug in allen Fragen der Etikette, um meinem Hause vorzustehen, ich brauchte eine Mutter für meinen Jungen, und endlich war ich eine kurze Zeit hindurch in Dich verliebt. Dein rother Kopf und Dein pikantes Gesicht machten mich halb toll und in diesem unzurechnungsfähigen Zustande verlobte ich mich mit Dir. Du wirst mir jedoch nicht den Vorwurf machen können, daß ich die Dehors in irgend einer Beziehung verletzt hätte. Ich beobachte jede erdenkliche Rücksicht für Dich, und auch Du, ich muß Dir dies Zugeständniß machen, spielst Deine Rolle vor den Leuten musterhaft, soweit ich dies beobachten konnte. Dennoch aber halte ich es für unmöglich, daß eine Frau mit Deinem Temperament und Deinem Aeußern durch das Leben geht, ohne Herzensbedürfnisse zu befriedigen, die sich früher oder später einmal regen müssen. Deßhalb, und weil ich nicht kompromittirt werden will, halte ich es für richtig, Dich ab und zu den Zügel fühlen zu lassen, der Dich an die Grenze erinnert, die Du inne zu halten hast.“

Die junge Frau hat es auf der Zunge zu sagen: „Und deßhalb verbitterst Du mir jedes, auch das unschuldigste Vergnügen?“ Doch der Stolz schließt ihr die Lippen; und ihr Gatte fährt fort:

„Uebrigens, ich vergaß, Dein Erscheinen in meinem Arbeitszimmer hätte Dich wohl gestört, denn mein Geschäftsführer verhandelt dort mit dem Ingenieur, der den Bau der neuen Eisenbahn unternommen hat, welche mein Territorium durchschneiden soll. Ich werde Johann nach dem Buch schicken.“

Und während er nach dem Diener schellt, geht Frau von Dierfurth durch das anstoßende Gemach in den Wintergarten, der sie auf kürzestem Wege nach ihrem im rechten Seitenflügel des Hauses gelegenen Toilettenzimmer führt, um sich ihres Mantels zu entledigen.

Es münden verschiedene Thüren auf diesen mit Palmen, blühenden Topfgewächsen und exotischen Pflanzen reich dekorirten Raum, der die ganze Breite des Mittelbaues einnimmt, und der Bequemlichkeit halber häufig als Durchgang benutzt wird, denn von dem linken Seitenflügel, dem Toilettenzimmer der Hausfrau gegenüber, führt eine Thür aus dem Arbeitszimmer des Hausherrn hierher, und endlich gelangt man auf einer Wendeltreppe in das Erdgeschoß hinab und direkt hinaus auf den Hof.

Als Gerta den Wintergarten durchschreitet, öffnet sich die Thür auf der linken Seite, ein Herr, Akten und Karten unter dem Arm, tritt aus dem Arbeitszimmer und ist im Begriff, sich den Hut auf das kurzgeschnittene dunkle Haar zu drücken, als der Anblick einer Dame ihn denselben höflich erheben läßt. In demselben Augenblicke bleiben beide wie angewurzelt stehen, und schauen sich einige Sekunden

hindurch unverwandt an. Dann geht der Mann langsam auf die junge Frau zu, als fürchte er, die Erscheinung da vor ihm sei ein Phantom und könne jeden Augenblick in nichts zerfließen, und berührt mit den Fingerspitzen ihren Arm, der weiß und rund aus den gelben Mechler-Spitzen des Aermels hervorleuchtet.

„Gerta!“ sagt er halblaut. „Bist Du — sind Sie es wirklich?“

Aus ihrem ohnehin blassen Gesicht ist jeder Blutstropfen gewichen. Ihre fest zusammengepreßten Lippen vermögen lange kein Wort hervorzubringen. Endlich sagt sie mit seltsam klangloser Stimme:

„Ich hatte keine Ahnung, Herr Reinhardt, daß Sie wieder in Europa sind. Sie sehen mich so vollständig überrascht, daß ich im ersten Augenblick kein Wort finden konnte, um Sie willkommen zu heißen.“

Er verbeugte sich.

„Verzeihen Sie mir. Auch mich verwirrte die Ueberraschung so sehr, daß ich den passenden Ton nicht gleich treffen konnte. Sie haben mich indeß mit schnellem Takt in das richtige Geleise gewiesen. Es ist ja lange her, daß wir uns nicht gesehen haben, volle fünf Jahre, doch als ich Sie plötzlich vor mir auftauchen sah, so vollständig unverändert, stand die Vergangenheit so lebhaft vor mir, daß es wohl verzeihlich ist, wenn meine Gedanken sich verwirrten und den dazwischenliegenden Zeitraum übersprangen. Ihr elterliches Gut ist verkauft, wie ich hörte, als ich nach der Provinz Sachsen reiste.“

„Sie waren schon dort?“

„Es war mein erster Weg, nachdem ich vor sechs Wochen den Boden von Europa wieder betrat. Man sagte mir, Ihre Eltern seien mit Ihnen vor vier Jahren hierhergezogen, doch konnte mir niemand näheres erzählen. Ich mußte inzwischen meine Familie aufsuchen, dann traten Geschäftssachen an mich heran, so daß ich erst vor sechs Tagen hier eintreffen konnte, wohin ich berufen bin, um in eine Staatsstellung zu treten, da man thöricht genug ist, zu behaupten, ich sei auf technischem Gebiet eine Autorität. Ich hatte mich bereits nach der Adresse Ihrer Eltern erkundigt, und wollte Ihnen morgen meinen Besuch machen, da treffe ich Sie hier so ganz unerwartet.“

Er betrachtet ihr Gesicht mit einem Gemisch von Bewunderung und Zärtlichkeit, die ganz unverhohlen aus den grauen Augen leuchtet. Dann führt er ihre Hand an seine Lippen, indem er ungenirt den Handschuh halb herabstreift.

„Ich sagte vorhin, Sie seien unverändert; ich irrte mich. Sie sind unvergleichlich viel schöner und anziehender geworden. Verzeihen Sie dem alten Nachbarn und Spielkameraden, daß er dies so unumwunden ausspricht. Doch Sie sind im Mantel? Im Begriff dieses Haus zu verlassen? Darf ich Sie bis zu Ihrer Wohnung begleiten?“

Gerta hat sich gesammelt, und der blasse Schatten eines Lächelns irrt um ihre Lippen.

„Sie irren, Herr Reinhardt. Ich war im Begriff den Mantel in meinem Toilettenzimmer dort abzulegen; ich kam soeben nach Hause.“

Er begreift im Augenblick, während er ihren frauenhaft kostbaren

Anzug mit den Blicken überfliegt, und sein gebräuntes Gesicht verfärbt sich. Hart an sie herantretend preßt er ihre widerstandlose Hand in der seinen zusammen.

„Sie sind Frau von Dierfurth?“

„Ja.“

„Und ich? — und ich? — Hatten Sie meine Existenz denn ganz vergessen?“ Er läßt ihre Hand plötzlich los. „Ah, ich vergaß; es liegen fünf Jahre dazwischen, eine lange Zeit, zu lange für das Gedächtniß einer Dame.“

Gerta bleibt mit gesenktem Haupt schweigend vor ihm stehen.

„Sie sind Frau von Dierfurth!“ wiederholt er noch einmal, als könne er es nicht fassen, und über sein Gesicht, das vorhin so froh und zuversichtlich ausgesehen, lagert sich ein tiefer Schatten, der dasselbe streng und ernst und um ein Jahrzehnt älter erscheinen läßt. „Der reiche Dierfurth hat den Sieg über mich davon getragen, der größte Egoist seiner Zeit! Arme Frau!“

Sie zuckt zusammen. Er ist der erste Mensch, der sie bedauert. Man hat sie bisher immer beneidet und ihr Loos glücklich gepriesen. Wie gern hätte sie ihm alles erklärt, ihm gesagt, wie es gekommen, daß sie dieses Mannes Frau geworden, doch weder Ort noch Zeit eignen sich zu einer Aussprache, und wer weiß auch, ob er eine solche noch wünscht.

Sein Anblick ruft eine Flut alter froher Erinnerungen in ihr wach. Es ist ihr, als könne sie ihn jetzt, nachdem sie ihn wiedergesehen, nicht mehr missen, und ihre Hand schüchtern ausstreckend, sagt sie bittend:

„Lassen Sie uns Freunde sein, Ernst; wie wir es waren, als ich ein Kind war, und Sie Primaner, der sich gern mit dem Kinde abgab, und lassen Sie uns das Dazwischenliegende vergessen!“

„Ah, meine gnädige Frau, Sie verlangen etwas viel von mir. Ich habe doch nicht ganz das fischblütige Temperament, das Sie mir zutrauen.“

„Ernst! Ich bedarf der Freunde. Sie werden uns so spärlich im Leben zugemessen, daß man die wenigen, die man hat, nicht missen kann.“

„Und Sie muthen mir zu, daß ich die Rolle des zahmen, würdigen Freundes spiele, da mir keine andere übrig bleibt?“

„Ich hoffe es, und bitte Sie darum. Zum wenigsten bitte ich Sie, meiden Sie dies Haus nicht ganz. Lassen Sie mir nicht das bittere Gefühl, daß ein Riß zwischen uns entstanden ist, der unheilbar bleibt!“

„Es steht leider nicht in meiner Macht, Ihr Haus gänzlich zu meiden, so gern ich es thäte, denn ich bin geschäftlich mit Ihrem Herrn Gemal in Verbindung getreten, und er hat mich auf morgen nebst verschiedenen andern Mitgliedern der Baukommission zu Tisch eingeladen. Ich kann nicht absagen, ohne Aufsehen zu erregen, werde also die Ehre haben, Sie morgen wiederzusehen, und nun gestatten Sie wohl, meine gnädige Frau, daß ich mich empfehle.“

Er verbeugt sich tief und förmlich und geht, ohne sich umzusehen.

Gerta schleppt sich mit zitternden Knieen bis zu ihrem Zimmer, und sinkt hier auf einen Stuhl neben der Thür. Das unerwartete Wiedersehen hat sie völlig vernichtet. In Reinhardts Gegenwart ist es ihr möglich gewesen, Fassung und Haltung zu bewahren, jetzt verläßt sie beides, und die Hände vor das Gesicht schlagend, brach sie in heftiges Schluchzen aus.

Wie genau sie sich des Tages erinnert, als er Abschied nahm, um bei den großen westamerikanischen Eisenbahnbauten Beschäftigung für seinen unruhigen Geist und ein Feld für seine Thätigkeit zu suchen. Unten auf der Treppe, um die Dämmerstunde war es, hatte er die siebzehnjährige Jugendgefährtin plötzlich in seine Arme geschlossen und geküßt. Sie meint noch heute den Klang seiner frohen zuversichtlichen Stimme zu hören: „Vergiß mich nicht, kleine Gerta. Behalte mich lieb. Wenn ich wiederkomme, heiraten wir uns."

Als sie dann glühend, mit glückseligen Augen allein ins Wohnzimmer zurückgekehrt, hatte ihr Vater das erste kalte Sturzbad auf ihre Erregung mit den nüchternen Worten gegossen: „Gut, daß der Windbeutel fort ist. Die Gerta wird allmählich zu alt für seine Firlefanzereien. Er hätte ihr später womöglich noch allerlei verliebte Albernheiten in den Kopf gesetzt, denen ich dann hätte ein Ende machen müssen. Nun verläuft die Sache von selbst im Sande."

Jahr und Tag verging. Ernst Reinhardt ließ niemals etwas von sich hören; sie wußte nicht, ob er sich ihrer überhaupt noch erinnere. Ihre Eltern machten Bankerott, das Gut wurde ihnen unter den Händen verkauft, und sie zogen weit fort in eine Stadt, wo man von ihren Verhältnissen nichts wußte, und wohlhabende Verwandte sich des jungen, eleganten, vermögenlosen Mädchens annahmen, um es in die Welt zu führen und ihm Gelegenheit zu einer guten Partie zu geben. Ein reicher Wittwer, noch jung, gut aussehend, Vater eines dreijährigen Söhnchens, hatte in der That Wohlgefallen an dem reizenden Rothkopf gefunden und um sie angehalten. Gerta konnte sich lange nicht entschließen, ihr Jawort zu geben, aber ihrer Eltern Lage war so dürftig, das Loos, das ihr geboten wurde, so glänzend, und der Gedanke an den Jugendgefährten tauchte unter in den Sorgen des täglichen Lebens und war niemals ohne eine Beimischung von Bitterkeit, denn er hatte sie ja augenscheinlich vergessen. Sie gab dem täglichen Drängen ihrer Eltern nach, und willigte ein, ihre Armuth gegen Luxus und Komfort zu vertauschen und eine Stellung einzunehmen, nach der hunderte von Mädchen vergeblich getrachtet hatten. Sie war nun Frau von Dierfurth — und Ernst Reinhardt war zurückgekehrt.

„Die gnädige Frau möchten zum gnädigen Herrn hinüberkommen."

Mit diesen Worten klopft der Kammerdiener an die Thür und unterbricht die Gedankenreihe der jungen Frau.

Sie erhebt sich rasch, ordnet ihr Haar vor dem Spiegel und eilt wieder hinüber in ihr Boudoir.

„Wo bleibst Du eigentlich?" ruft Dierfurth ihr entgegen. „Seit einer Viertelstunde warte ich auf Dich."

Dann betrachtet er prüfend ihr Gesicht, und richtet sich langsam mit halb erstauntem, halb spöttischem Blick auf.

„Du hast geweint? Wirklich? Du bist also doch nicht so gleichmüthig und unantastbar, als ich dachte! Hoffentlich bin ich nicht die unschuldige Ursache Deiner Thränen. Doch nein, nein, ich glaube nicht, daß Du sie an einen so unwürdigen Gegenstand wie mich verschwenden würdest. Es kleidet Dich übrigens schlecht, denn nicht allein Deine Augen sind roth, auch Deine Nase ist es."

„Ich denke, wir lassen jetzt meine Augen und meine Nase aus dem Spiel", meinte Gerta und zwingt ein freundliches Lächeln auf ihre Lippen, während sie nach dem französischen Roman greift, den ihr Gatte bereits aufgeschlagen in der Hand hält, und mit jener lässigen Grazie in einen Sessel sinkt, welche die schönen Proportionen ihres Körpers in weichen Wellenlinien hervortreten läßt, und selbst Dierfurth immer wieder einen Blick der Bewunderung entlockt.

Sie liest mit klarer Stimme und eleganter französischer Aussprache, aber sie thut es wie mechanisch. Es ist als ob ihre Gedanken unberührt, ohne den Sinn zu fassen, über alle die Schlüpfrigkeiten und beißenden Satiren hinweggleiten, die ihre Lippen aussprechen müssen, und die von ihrem Manne in hohem Maße gewürdigt werden, denn hier und da lacht er kurz auf, während er mit geschlossenen Augen daliegt und ihrer Stimme lauscht, oder er richtet sich auch wohl in die Höhe, stützt sich auf den Ellenbogen und beobachtet mit scharfen, neugierigen Blicken, welchen Eindruck eine oder die andere Ungeheuerlichkeit auf seine junge Frau macht. Doch wenn er erwartet hat, in dem Ausdruck ihrer Züge zu lesen, was in ihrem Innern vorgeht, so täuscht er sich, denn das weiße Gesicht bleibt unbeweglich, und ihre Gedanken sind augenscheinlich weit von dem Buch entfernt.

„Hör' auf!" sagt er endlich ungeduldig. „Du liest zu monoton."

Sie schließt das Buch. Er steht auf und reckt sich gähnend.

„Apropos! ehe ich's vergesse: Ich habe zu morgen sechs Personen zu Tisch eingeladen, Herren, unter anderen auch den Ingenieur Reinhardt, und ich möchte, daß Du liebenswürdig mit dem Menschen bist, da er mir von großem Nutzen oder Schaden sein kann."

„Muß ich denn dabei sein? Ich möchte viel lieber mit dem Kleinen allein essen."

„Du hörst ja, ich wünsche, daß Du dabei bist. Uebrigens wirst Du wohl für die nächste Zeit der Annehmlichkeit des Alleinseins mit mir am häuslichen Herd, das Du so sehr zu lieben scheinst, enthoben sein, denn wir müssen verschiedene Diners geben. Die Listen werde ich Dir morgen vorlegen."

Gerta hat gehofft, Dierfurth werde es ihr erlassen, bei einem Herrendiner zu erscheinen, doch als er darauf besteht, durchzuckt sie ein plötzliches Gefühl der Freude. Sie wird ihn wiedersehen, vielleicht Gelegenheit zu einer Aussprache haben, und dann wird alles glatt und eben zwischen ihnen sein, und sie wird wenigstens den Freund ihrer Kindheit wieder haben.

Ob es nun dieses Gefühl, oder die mehr oder weniger jeder Frau innewohnende Koketterie ist, welche sie bei der Wahl ihrer Toilette beeinflußt, genug, als sie am folgenden Tage in den Salon tritt, um die bereits anwesenden Herren zu begrüßen, in stahlblauem Sammet, ohne anderen Schmuck als einen Brillantstern in dem goldigen Haar,

auf den Wangen ein leises Roth der Erregung, ist selbst ihr Mann betroffen von ihrer Erscheinung. Sie hat für jeden der Herren, die ihr der Reihe nach vorgestellt werden, ein liebenswürdiges Wort. Ja, sie versteht es in der That, zu repräsentiren.

Endlich sagt Dierfurth: „Liebe Gerta, Herr Reinhardt! Wir werden von jetzt an vermuthlich öfter das Vergnügen haben, ihn bei uns zu sehen, da wir in geschäftlichen Beziehungen stehen, und ich hoffe sogar,' daß er eine Zeit lang unser Gast auf dem Lande sein wird, wenn die neue Bahn unser Territorium berührt."

Gerta lächelt. „Ich freue mich um so mehr darüber, als Herr Reinhardt und ich alte Bekannte sind, die eine Menge gemeinsamer Kindererinnerungen haben."

Reinhardt ist einigermaßen verwirrt, denn er weiß nicht, in wie weit er das Anrecht der alten Bekanntschaft geltend machen darf. Er ist ein gescheiter Mensch und tüchtiger Arbeiter. Der Schliff, den ihm das Leben durch die Berührung mit so viel verschiedenartigen Elementen gegeben, kommt seinem raschen Verstande zu Hilfe, und verhindert ihn, Verstöße zu begehen, aber er ist kein Salonheld und die Sicherheit, mit der diese elegante junge Frau die Situation beherrscht, imponirt ihm. Dies ist nicht mehr die stürmische kleine Jugendgefährtin, mit dem lustigen leichtherzigen Lachen, das so übermüthig bei jeder Gelegenheit hervorbrach, dies ist eine Frau der großen Welt, ihm durch die Verhältnisse unerreichbar ferngerückt. Das macht ihn einsilbig und steif, aber in den grauen Augen, die er fest auf sie richtet, flammt es plötzlich auf. Ist es leidenschaftliche Bewunderung? Ist es eine Warnung?

Er hat seinen Platz bei Tisch an ihrer rechten Seite. Dierfurth hat es so geordnet, doch sie sprechen kaum zehn Worte miteinander.

„Der Mensch ist ein rechter Stockfisch", denkt der Hausherr, „und Gerta benimmt sich, als sei sie auf den Kopf gefallen."

Sobald Fremde zugegen sind, ist er die Rücksicht und Aufmerksamkeit selbst gegen seine Frau, sie sieht es nur an einem Blick, den er ihr zuwirft, daß er nicht mit ihr zufrieden ist, doch sie vermag sich nicht zu einer unbefangenen angeregten Unterhaltung mit Reinhardt aufzuschwingen, und während sie mit dem Herrn zu ihrer Linken lebhaft über die neuesten literarischen Erscheinungen debattirt, lauscht sie mit einem Gemisch von Entzücken und Bewunderung der tiefen Stimme an ihrer rechten Seite, die sich mit scharfer Sachkenntniß und geistreichen Randbemerkungen über amerikanische Verhältnisse verbreitet.

Nach Tisch, als sie einen Augenblick abgesondert von den übrigen steht, tritt ihr Mann zu ihr, und während er ihre Hand küßt, flüstert er ungehalten: „Ich bat Dich doch, freundlich mit diesem Ingenieur zu sein, aber Du warst so unliebenswürdig als möglich."

„Du wirfst mir sonst so oft vor, ich sei zu liebenswürdig mit fremden Herren, daß es beinah erfrischend ist, einmal das Gegentheil von Dir zu hören", meint sie etwas gezwungen lachend.

„Ich begreife nicht, daß Du den Unterschied nicht siehst. Dieser Mensch steht gesellschaftlich nicht auf einer Stufe mit uns, daher kannst Du ganz unbeschadet die Liebenswürdigkeit selbst ihm gegenüber sein, es wird niemand etwas dabei finden, da es eben keine

Konsequenzen haben kann. Du weißt recht gut, daß diese neue Bahn fast eine Lebensfrage für meinen Besitz ist, und dieser Mann hat eine gewichtige Stimme in der Kommission, daher würde es sich wohl der Mühe verlohnen, ihn durch Freundlichkeit zu gewinnen."

Sie wirft den Kopf zurück und sieht ihn herausfordernd an.

„Wenn Du es denn durchaus willst!"

Dann wendet sie sich mit einer raschen Bewegung dem Manne zu, der mit der Kaffeetasse und der Cigarrette in der Hand gedankenvoll zum Fenster hinausblickt und ruft:

„Sie haben noch nicht die Bekanntschaft meines Sohnes gemacht, Herr Reinhardt. Ich weiß, Sie lieben Kinder und ich höre eben die kleine Stimme im Nebenzimmer, wollen Sie mit mir dorthin gehen und den kleinen Kerl sehen? Er ist zu schüchtern, um hierher zu kommen."

Reinhardt legt die Cigarrette aus der Hand und kommt quer über den Saal auf sie zu.

„Ich stehe zu Befehl, gnädige Frau."

Sie treten beide in das Boudoir, das nur durch Portièren von dem Saal getrennt ist, doch wie die Vorhänge sich hinter ihnen schließen, überkommt sie das Gefühl, miteinander allein zu sein und erfüllt sie mit einer beklemmenden Scheu. Nur der kleine Sohn des Hauses steht zwischen ihnen und verbirgt sein fünfjähriges blondes Köpfchen in den Kleiderfalten der jungen Stiefmutter. Sie beugt sich zu dem Knaben nieder und hebt ihn auf einen Sessel.

„Sieh, Fredi, dieser Herr hier will Dich kennen lernen. Du brauchst Dich nicht zu fürchten, es ist ein guter Herr, der kleine Kinder lieb hat, und der die Mama gesehen hat, als sie auch noch so klein war wie Du."

Der Kleine bleibt stumm und blickt nur von der Seite nach dem Fremden mit dem braunen Gesicht.

„Du kannst es Dir wohl nicht denken, daß die Mama auch einmal so klein gewesen ist, wie Du?" versucht Gerta scherzend ein Wort aus ihm herauszulocken, doch vergebens. Auch Reinhardt giebt sich Mühe, das Vertrauen des Knaben durch Freundlichkeit zu gewinnen, aber der Kleine preßt eigensinnig die feinen Kindeslippen zusammen, nur als er des Vaters Stimme plötzlich im Saal nebenan unter den andern unterscheidet, klammert er sich mit beiden Aermchen um den Hals der jungen Frau, und ruft im Ton des Schreckens: „Nicht zu Papa gehen!"

Er ist kein liebenswürdiges Kind und Reinhardt, der die Geduld mit ihm verliert, bewundert Gerta im stillen, wie sie sich mit immer gleich bleibender Sanftmuth um ihn bemüht. Dann beginnt der Kleine sich zu langweilen, läßt sich vom Sessel herabgleiten und läuft, nachdem er ein Bonbon erhalten, wieder zurück in sein Zimmer.

Es entsteht eine kurze Pause. Endlich frägt Reinhardt kurz: „Sie lieben das Kind?"

Sie zögert einen Moment mit der Antwort, dann sagt sie kaum hörbar: „Nein. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich kein Herz zu ihm fassen kann. Aber ich bin mir der Pflichten bewußt, die ich übernommen habe, und strebe nur um so eifriger danach, den Kleinen an mich zu fesseln, denn als er mir anvertraut wurde, gab ich mir

das Wort, daß er die eigene Mutter niemals entbehren solle, und will's Gott, werde ich das Wort halten."

Er beugt sich zu ihr nieder, und sein Blick scheint in dem innersten ihrer Seele lesen zu wollen.

„Sagen Sie mir eins", flüstert er. „Lieben Sie den Vater dieses Kindes?"

Eine Purpurwelle ergießt sich über ihr Antlitz und rasch zurücktretend sagt sie abweisend fast hochmüthig: „Sie haben kein Recht zu dieser Frage."

Er verbeugt sich: „Ich habe meine Antwort, wie sie mir zukommt. Vielleicht ist es Ihnen recht, meine gnädige Frau, wenn wir jetzt in den Salon zurückkehren, da das Kind, die eigentliche Ursache, die uns hierher führte, fort ist."

Sie neigt schweigend das Haupt und ihm vorangehend kehrt sie zu der Gesellschaft nebenan zurück. Reinhardt empfiehlt sich bald darauf unter dem Vorwand dringender Arbeiten.

Gerta hofft, daß diese Begegnung die letzte gewesen ist, denn sie fühlt an dem wilden Klopfen ihres Herzens, daß ein öfteres Zusammensein mit ihm zur furchtbaren Gefahr für sie werden könne, und doch lauscht sie athemlos während der nächsten Tage, wenn ein fremder Schritt sich auf dem Vorsaal hören läßt. Dierfurth aber scheint eine besondere Vorliebe für den Ingenieur gefaßt zu haben, und versucht es bei den verschiedensten Gelegenheiten, ihn in sein Haus zu ziehen. Er spricht es wiederholt aus, daß man den Mann natürlich nicht als Seinesgleichen betrachten könne, daß aber die Art, wie er sich selbst seine Stellung geschaffen, höchst anerkennenswerth sei.

Reinhardt hat die Einladungen zwei, drei Mal abgelehnt. Doch er kann dies nicht immer thun, ohne aufzufallen, und so macht es sich, daß Dierfurth ihn einmal zum Frühstück mit nach Hause bringt und er ein anderes Mal im kleinern Kreise bei ihm essen muß.

Es wird für Gerta allmählich zur gefährlichen Gewohnheit, ihn da wenige Schritte von sich entfernt sitzen zu sehen, den dunkeln Kopf mit den charakteristischen Zügen zu betrachten und dem Ton seiner Stimme zu lauschen. Bisweilen schließt sie die Augen, wenn er spricht, um sich der Einbildung hinzugeben, daß sie mit ihm allein sei und er nur für sie spreche, und auch ihm wird es ein Bedürfniß, das er weniger und weniger missen kann, den vornehmen goldenen Kopf über eine Stickerei gebeugt zu sehen, oder das nervöse Spiel der weißen Finger zu beobachten, wenn sie müßig in ihrem Schoß ruhen. Und doch kommen sie einander um keinen Schritt näher; es ist, als ob sie sich fürchteten, zusammen zu sprechen, und Dierfurth äußert einmal lachend zu einem Bekannten, daß seine Frau eine ausgesprochene Abneigung gegen seinen Schützling zu haben scheine.

„Wenn Sie den Ingenieur Reinhardt meinen", wird ihm geantwortet, „so ist der Ausdruck „Schützling" nicht an seinem Platz, denn der Mann bedarf keiner Protektion, der macht seinen Weg allein."

„Haben Sie denn schon eine Wohnung gefunden, Herr Reinhardt?" frägt Dierfurth, als sie eines Tages nach Tisch in seinem Zimmer beisammen sitzen.

„Jawohl, ich habe mir ein kleines Haus, schon fast außerhalb der Stadt, genommen."

„Ei, ei! Wie großartig! Ein ganzes Haus?"

Es ist wie gesagt nur ein kleines Haus. Engländer würden ihm kaum diesen Titel gönnen und es nur Cottage nennen, denn es ist einstöckig mit Frontispice, aber sehr freundlich und hübsch gelegen, mit einem kleinen Vorgarten und Blumenerker. Ich habe die Einrichtung des Vorbesitzers mitgekauft, die ja ziemlich altmodisch ist aber auch manches werthvolle antike Stück enthält, denn ich muß bekennen, daß ich, nachdem ich mich so lange umhergetrieben, mehr Werth auf altmodische Gemüthlichkeit als auf moderne Eleganz lege."

„Dann wird wohl auch die Frau nicht mehr lange darin fehlen. Was meinst Du, Gerta? Ihr Frauen versteht Euch ja so gut auf solche Dinge; sieht Herr Reinhardt nicht aus wie ein Mann, der auf Freiersfüßen geht?"

Die junge Frau wagt nicht aufzublicken. Sie fühlt instinktiv, daß Reinhardts Blicke unverwandt auf ihr ruhen, und unwillkürlich überfliegen ihre Gedanken den jüngstverflossenen Zeitraum von drei Wochen und eilen zurück zu dem Abend, den sie im Salon der Frau von Seldern verlebt. Sie ist seitdem nicht wieder dort gewesen, aber sie meint den spöttischen Klang der eigenen Stimme in diesem Augenblick zu hören, mit dem sie die Frage hingeworfen: „Und was ist denn meine Idee von Glück?"

Ihr Herz giebt jetzt stürmische Antwort darauf: „Ein Leben in dem kleinen, altmodisch behaglichen Hause in der Vorstadt, an der Seite jenes Mannes! Von ihm geliebt und geschützt zu werden, ganz in ihm aufzugehen, seine Interessen zu theilen! — Das ist Glück!" Doch sie verliert keinen Augenblick ihre Selbstbeherrschung und leicht mit den Achseln zuckend meint sie gleichgiltig:

„Ich bin eine zu schlechte Beobachterin, und vermag es den Menschen nicht anzusehen, ob sie auf Freiersfüßen gehen oder nicht."

Dann sieht sie auf, widerstrebend, als gehorche sie der Macht eines stärkeren Willens und ihre Augen begegnen sich sekundenlang aber mit einem heiß aufflammenden Strahl.

In der Seele der jungen Frau steigen verworrene Bilder, unklare, häßliche Vorstellungen auf. Sie läßt die Reihe ihrer Bekannten Revue passiren. Da ist fast keine unter den jüngeren Frauen ihres Alters, die Befriedigung in ihrer Ehe fände, und die nicht für die Mängel ihrer häuslichen Verhältnisse Ersatz in jenen Freundschaftsverhältnissen sucht, welche von der Welt mehr besprochen als getadelt, auf jeden Fall aber so nachsichtig beurtheilt werden, daß man fast erstaunt ist, ihnen in einem Hause nicht zu begegnen. Warum sollte sie denn wie bisher auch noch ferner eine Ausnahme machen? Warum nicht auch die Nachsicht der Gesellschaft für sich in Anspruch nehmen? Warum nicht auch genießen wie andere es thaten? Wer dankte es ihr denn, daß sie den Schein so sorgfältig wahrte?

Aber auch die scharfen Augen ihres Mannes haben den Blick bemerkt, der zwischen ihr und Reinhardt hin und hergeflogen und ein grenzenlos belustigtes Erstaunen malt sich in seinen Zügen, dann

schiebt er die Cigarre zwischen seine Lippen, um das unangenehme Lächeln zu verbergen, das um dieselben spielt.

Der Eintritt des alten Präsidenten Westenhagen unterbricht eine ziemlich ungemüthliche Pause.

Der Präsident gehört zu Gertas wärmsten Verehrern. Er ist ein Kenner weiblicher Schönheit und besitzt Verständniß und lebhaftes Interesse für Damentoilette, daher mustert er auch prüfend ihre ganze Erscheinung vom Kopf bis zu den Füßen, während er sich mit einem Aufseufzen des Wohlbehagens in die Sophaecke an ihrer Seite gleiten läßt. Mit der Freiheit, die alten Herren jungen hübschen Frauen gegenüber gestattet wird, nimmt er ihre Hand, und unterzieht das Armband, welches ihr feines Handgelenk umschließt, mit seinen kurzsichtigen Augen einer eingehenden Betrachtung.

„Superb! meine gnädige Frau!“ ruft er. „Dieser einfache goldene Reif mit den beiden dunklen Perlen ist die Perfektion des guten Geschmacks. Doch apropos! ich habe noch gar nicht an Ihnen das reizende Armband mit Ihrem Namenszug in Brillanten gesehen, das Ihr Herr Gemal Ihnen vor kurzem geschenkt hat?“

„Sie irren, Herr Präsident! Mein Mann hat mir niemals ein solches Armband geschenkt. Das ist wohl eine Verwechselung.“

„Nein, nein! Ich bin doch noch nicht so altersschwach, daß ich alle Dinge verwechsele. Ich könnte auf der Stelle eine Zeichnung des Armbandes entwerfen, das ich fertig bei dem Juwelier liegen sah. Es waren breite ineinander greifende goldene Glieder, venetianischer Geschmack, und schräg oben aufliegend ein gothisches G in Brillanten. Ich fragte natürlich, wer es bestellt habe, und der Juwelier sagte mir: Der Baron Dierfurth.“

Gerta schüttelte den Kopf und ihr Mann sagte kurz:

„Er wird Ihnen einen andern ähnlich klingenden Namen genannt haben.“

„O, ich werde doch wissen, ich bin doch nicht taub.“

„Nun, dann hat sich der Mann eben geirrt!“ versetzte Dierfurth mit einer nachdrücklichen Schärfe, die jeden weiteren Einwurf von vornherein unterdrückt.

Der Präsident sieht ein, daß er auf unsicheres Gebiet getreten ist. Fast bleibt er einen Moment stumm vor Staunen, über das plötzliche Licht, das ihm aufgeht, denn er hätte wie die ganze übrige Gesellschaft einen Eid abgelegt, daß die Dierfurthsche Ehe eine mustergiltige sei, in der Mann und Frau, wie es in der Bibel verlangt wird, eins seien. Aber er ist sehr diskret, der alte Herr und Gerta obenein aufrichtig zugethan. Er würde es sich nie verzeihen, wenn durch seine Schuld auch nur der kleinste Schatten von Argwohn in die Seele der jungen Frau gefallen wäre. Daher verwickelt er sich in ein Gewirr überstürzter Redensarten, welche sämmtlich darthun sollen, daß er sich wahrscheinlich doch geirrt, er sei so zerstreut in letzter Zeit geworden, er verwechsele so oft Namen ꝛc. aber seine Worte tragen so sehr den Stempel der Verlegenheit, daß Dierfurth ihnen ein Ende macht, indem er rücksichtslos und kurz dazwischen frägt:

„Haben Sie die neuen Zeitungen schon gelesen, Herr Präsident?“

Dieser greift hastig nach dem rettenden Faden, und beginnt so-

gleich ein politisches Gespräch, während Dierfurth nach den Zeitungen schellt.

Gerta besitzt eine scharfe Beobachtungsgabe. Ihr entgeht weder die Verlegenheit des alten Herrn, noch das augenscheinliche Mißbehagen ihres Mannes und die Art, wie er das Gespräch absichtlich abschneidet, und sie hat lange genug in der großen Welt gelebt um sich ihre eigenen Gedanken darüber zu machen.

Der Diener bringt außer den Tagesblättern verschiedene eben eingelaufene Briefe auf silbernem Tablette, von denen der eine für Gerta, zwei für ihren Mann sind.

Während sie den ihren nimmt, überfliegt sie ohne Neugier, nur ganz unwillkürlich die an ihren Mann gerichteten Adressen mit den Augen. Die eine derselben ist in feinen kritzligen Zügen geschrieben, augenscheinlich von einer Damenhand, das Couvert ist klein und viereckig, trägt den Stempel der Stadtpost und duftet nach Ixora, der andere ist wohl nur ein Geschäftsbrief.

Sie legt ihren Brief beiseite, aber Dierfurth zieht sich mit den seinen, nach hastiger Entschuldigung gegen die Anwesenden, an seinen Schreibtisch zurück, und das große graue Couvert unbeachtet liegen lassend, reißt er den kleinen viereckigen Umschlag auf und überfliegt den Inhalt rasch mit den Augen. Es ist nur ein kurzes Billet, aber der Inhalt muß ihn belustigen, denn er lächelt vor sich hin, steckt das Blatt dann flüchtig in seine Tasche und kehrt zu den andern zurück.

Man kennt ihn in Gesellschaft nur heiter und aufgeräumt. Gerta allein weiß die Nüancen seiner Heiterkeit zu unterscheiden, und sie weiß, daß er in diesem Augenblick wirklich innerlich gut gelaunt ist. Als die Herren sich entfernen, ist es neun Uhr vorbei. Der Präsident geht in seinen Klub, Reinhardt schützt eine Einladung vor. Der Hausherr begleitet beide hinaus, und während Gerta in ihr Boudoir hinübergeht, hört sie, daß er seinen Wagen bestellt, und vor sich hinpfeifend in sein Zimmer zurückkehrt. Eine Viertelstunde später kommt er rasch zu ihr hinein und sagt nachlässig:

„Ich fahre noch aus, — Verabredung mit einigen Herren, — Partie l'Hombre! — Komme wahrscheinlich erst spät wieder."

Erst als er fort ist, bemerkt sie, daß auf der Stelle, wo er gestanden, etwas weißes am Boden liegt, das er wahrscheinlich mit dem Taschentuch aus der Tasche gezogen und verloren hat. Sie bückt sich danach und hebt es auf. Es ist ein viereckiges, kleines Billet und duftet stark nach Ixora. Und wenn es ihr Leben gegolten hätte, sie würde der Versuchung nicht widerstanden haben, dieses Billet, dessen kritzlige Handschrift sie schon einmal vor einer Stunde auf der Adresse gesehen, zu entfalten und einen Blick hineinzuthun. Sie ist nicht neugieriger als andere ihres Geschlechts, im Gegentheil, vielleicht eher noch einen Grad weniger, aber sie hält es für kein Unrecht, zu sehen, wer die Dame ist, die mit ihrem Manne korrespondirt. Die Anrede macht sie einigermaßen stutzig:

„Liebster Fred!"

Wer ist es denn, die ihren Mann so vertraulich mit einer Abkürzung seines Vornamens anredet? Sie sieht nach der Unterschrift: „Georgette."

Sie kennt keine Georgette. Kopfschüttelnd liest sie weiter.

„Das Armband ist delicios! Ich trug es bei der gestrigen Vorstellung, erregte Aufsehen damit unter den Kollegen und muß Dir noch einmal persönlich dafür danken. Warum hast Du Dich so lange nicht bei mir sehen lassen? Hat Deine rothköpfige Hausgöttin es verstanden, Dich zu fesseln? Komm heute Abend, wenn Du Dich von Deinem häuslichen Glück loßreißen kannst, was Dir vermuthlich nicht schwer wird. Ich bin nur im ersten Akt beschäftigt und habe den kleinen Hans, die Vaconi und noch einige andere zum Souper eingeladen. Es erwartet Dich bestimmt

Deine Georgette.

P. S. U. A. w. g. (was soviel heißen soll als: und abends wird getanzt.)

P. S. II. Den Sekt nehme ich auf Deine Rechnung."

Gerta läßt das Blättchen sinken. Sie ist nicht eifersüchtig, dennoch ist ihr zu Muth, als habe sie einen Schlag ins Gesicht erhalten, als sei sie in ihrer Frauenwürde auf das Tiefste verletzt. Hat Dierfurth so wenig Achtung vor ihr, daß eine Fremde es wagen darf, sich ihm gegenüber über sie lustig zu machen? Was nutzt es ihr dann noch, daß sie den Schein so sorgfältig aufrecht erhält und alles, was ihre Ehe betrifft, in einen undurchdringlichen Schleier hüllt, wenn ihr Mann rücksichtslos den Schein mit Füßen tritt und ihre häuslichen Verhältnisse der losen Zunge einer Schauspielerin preisgiebt?

Sie springt auf und unterwirft sich selbst, im Zimmer auf und nieder gehend, einer genauen Selbstprüfung. Hatte sie nicht auch vorhin in Gedanken gegen ihn gesündigt und sich in Verhältnisse hineingedacht, die ein Unrecht gegen ihn waren?

Gerta ist auf dem Lande aufgewachsen und bis zu ihrem achtzehnten Jahr den laxen Grundsätzen der großen Welt fremd geblieben. Sie ist geneigt, alles schwer zu nehmen und mit Skrupeln zu betrachten, worüber die Gesellschaft lachend und gleichgiltig hinweggeht. Eine andere Frau würde ein Billet wie das eben erwähnte achselzuckend in den Papierkorb geworfen und sich nicht weiter darum gekümmert haben. Gerta empfindet die Beleidigung in ihrer vollen Schärfe. Sie hat geglaubt, ihre Erfahrungen im Leben schon gemacht zu haben und mit ihren zweiundzwanzig Jahren eine alte Frau zu sein, doch in diesem Augenblick fühlt sie, daß sie noch jung, sehr jung ist, und des Rathes und der Anlehnung bedarf. Wo aber sich Rath holen? Sie scheut unwillkürlich davor zurück, irgend jemandem Einblick in ihr Inneres zu gewähren, und hat sie denn überhaupt Freunde? Sind nicht alle diese guten Freunde, die ihr so bereitwillig entgegenkommen und ebenso viel neugierige Spione, die unter der Maske der Theilnahme Einblick in ihre Verhältnisse zu gewinnen suchen, um über diese dann als willkommenen Gesprächsstoff herzufallen? Sie weiß nicht aus noch ein, nur das eine fühlt sie, daß das Nebeneinanderherleben mit einem ungeliebten Manne, das nicht einmal auf Achtung basirt, ihr zu einer Unerträglichkeit wird. Sie ist ihrer selbst nicht mehr sicher, und scheut sich, innerlich haltlos und schwankend vor jedem Schritt, der sie vielleicht dem Unheil entgegenführen könne. Ruhelos, die Hände zusammengepreßt, geht sie die halbe Nacht hindurch auf

und nieder, und sieht, als sie am folgenden Morgen das Zimmer ihres Mannes betritt, so bleich und überwacht aus, wie dieser selbst.

Er sitzt im Schlafrock an seinem Schreibtisch und blickt bei ihrem Eintritt erstaunt auf.

„Nun? Was willst Du?"

Sie tritt ohne zu antworten an ihn heran, und legt das Billet, das sie am Abend zuvor gefunden, vor ihn auf den Tisch hin.

„Du hast dies gestern Abend in meinem Zimmer verloren."

Dierfurth greift hastig danach.

„Und Du hast es gelesen?"

„Ja."

„Nun? — Und — ?" Er sieht sie ruhig mit herausfordernder Insolenz an.

„Ich bin gekommen, um Dir zu sagen, daß ich dies nicht dulden kann und will. Du darfst mich nicht in einer Weise bloßstellen, daß diese Person es wagen kann, von mir, Deiner Frau, in der Art zu sprechen, wie sie es thut. Entweder Du löst Deine Beziehungen zu ihr vollständig — heute noch — oder —"

„Oder? —„

„Wir lassen uns scheiden."

„Bah, mein Kind, rege Dich nicht auf. Man scheidet sich nicht wegen einer solchen Kleinigkeit. Fast jeder verheiratete Mann in meinem Alter amüsirt sich zuweilen auf seine eigene Hand außer dem Hause. Würdest Du mit diesem Zettel da zu einem Rechtsanwalt gehen und Deine Scheidungsgründe darauf basiren, er würde Dich auslachen. Du solltest mir dankbar sein, daß ich die Sache niemals an die große Glocke gehängt, sondern aus Rücksicht für Dich immer geheim gehalten habe. Uebrigens kannte ich die Georgette schon längst, ehe ich Dich kennen lernte, und es wäre sehr unrecht von mir, die alten Freunde über den neuen zu vergessen."

„Warum hast Du sie dann nicht statt meiner geheiratet?"

„Du frägst unglaublich kindisch. Eine Schauspielerin paßt nicht in unsere Kreise, nicht zur Herrin dieses Hauses, nicht zur Mutter meines Jungen, wenigstens dieses spezielle Exemplar nicht. Und nun beruhige Dich, und störe mich nicht länger."

„Nein!" ruft sie, sich zu ungewohnter Heftigkeit hinreißen lassend. „Ich verlange von Dir, daß Du mit dieser — dieser — Dame ein für alle Mal brichst. Derartige Beziehungen sind ein Schlag in mein Gesicht. Giebst Du meinen Wünschen nicht nach, so hänge ich die Sache an die große Glocke, und wir werden sehen, wessen Partei die Gesellschaft dann ergreifen wird."

Er zuckte die Achseln.

„Ich habe Dich bisher stets für eine kluge Frau gehalten, Gerta, aber es scheint, Du weißt wirklich nicht, daß die Gesellschaft immer bereit ist, die Partei des Mannes zu ergreifen, und auf die Frau den Stein zu werfen, mag der Mann auch zehnmal der schuldige Theil sein. Du würdest durch einen Skandal nichts erreichen, denn Du kennst mich doch nun wohl genug, um zu wissen, daß ich mich durch nichts zwingen lasse. Du würdest Dich doch nur unsterblich lächerlich machen, und Dein Prestige verlieren, das Dich als meine Frau, und,

ich gebe dies zu, auch Dank Deiner reservirten vornehmen Haltung umgiebt. Uebrigens ist ein derartiger Skandal durchaus nicht chic. Mein Gott! Nimm doch die Verhältnisse, wie sie einmal sind. Siehst Du denn, daß Deine Bekannten ihren Männern jemals Schwierigkeiten nach dieser Richtung bereiten? Unsere Welt ist nun einmal keine Erziehungsanstalt für junge Mädchen."

Gerta bricht plötzlich in Thränen aus, und neben ihren Gatten tretend, legt sie die Hand schüchtern auf seinen Arm.

„Alfred, ich bitte Dich. Laß mich nicht so ganz allein meine Wege gehen. Ich bin noch jung und oft innerlich haltlos und schwankend. Was soll aus mir werden, wenn Du mir das Gefühl nimmst, an Dir einen Halt zu haben! Du verlangst zu viel moralische Kraft und in einem Athem zu viel leichtes Blut von mir. Wollen wir denn nicht versuchen, Hand in Hand zu gehen und uns ineinander zu schicken? Ich will mir Mühe geben, Dich zufrieden zu stellen, gewiß, das will ich; ich will auch vergessen, was geschah, aber versuche auch Du ein wenig freundlich zu mir zu sein, und vor allen Dingen überlasse es mir nicht so ganz allein, zuzusehen, wie ich mit den Verhältnissen fertig werde."

Dierfurth steht ungeduldig auf. „Gutes Kind! Verschone mich mit Thränen und mit diesem theatralischen Pathos. Ich habe Dich nicht geheiratet, um Deine Erziehung zu vollenden, und wenn Du nicht mit den Verhältnissen, in denen Du leben mußt, fertig werden kannst, so thut mir das leid. Worüber beklagst Du Dich denn? Beschränke ich je Deine Ausgaben? Disponirst Du nicht über jede beliebige Summe? Trete ich den Bestimmungen, die Du hier im Hause oder über den Jungen triffst, je entgegen? Uebrigens ich will auch Dir ein Zugeständniß machen. Du hälst mich wohl nicht für so blind, daß ich nicht bemerkt hätte, welche Richtung Dein unbeschäftigtes liebebedürftiges Herz eingeschlagen hat. Allerdings eine ganz eigenthümliche Richtung. Doch da der erwählte Gegenstand Deiner Neigung nicht unseren Kreisen angehört, also in meinen Augen ein ungefährliches Subjekt ist, so magst Du Dich immerhin mit dieser Spielerei amüsiren, dafern Du Dich nicht lächerlich machst und kompromittirst. Du siehst, ich bin ein Mensch mit dem sich handeln läßt."

Gerta wechselt die Farbe. „Was meinst Du?"

„Spielen wir doch nicht Komödie voreinander. Du weißt recht gut, daß ich den Ingenieur Reinhardt meine."

„Wir haben niemals ein Wort gewechselt, daß nicht Du und die ganze Welt hätte hören können."

„Worte vielleicht noch nicht, aber Blicke, und von diesen Blicken, wie Ihr sie wechselt, kommt es stets zu Worten, verlaß Dich auf meine Erfahrung darin. Ihr werdet Euch stürmisch oder unter gefühlvollen Thränen, je nach dem, erklären, daß Ihr ohne einander nicht leben könnt, ihr werdet mir von Herzen, je eher, desto besser, den Tod wünschen, obgleich das beiläufig gesagt für Dich in pekuniärer Hinsicht kein Glück wäre, dann wird Eure Erregung sich sachte abkühlen, Du wirst eines Tages entdecken, daß er sich in Gesellschaft durch irgend einen unglaublichen Verstoß lächerlich macht, und wirst ihm degoutirt den Laufpaß geben. Aber wie gesagt, es ist mir lieb, daß Du auf

dieſe Weiſe verhindert wirſt, Dir von einem der Herrn unſerer Kreiſe den Hof machen zu laſſen, in welchem Fall ich gezwungen wäre, energiſch einzuſchreiten, denn ich bin nicht geſonnen, die lächerliche Rolle zu übernehmen, welche die meiſten meiner Bekannten ſpielen. Mit dieſem kleinen Ingenieur magſt Du Dich immerhin beſchäftigen. Es iſt mir ſogar in gewiſſer Weiſe recht angenehm, denn es fördert meine Wünſche. Ich ſetze nämlich voraus, daß der Mann alles daran ſetzen wird, ſo lange als möglich in unſerm Hauſe zu verweilen, und daher die Station der neuen Bahn entweder auf meinen Grund und Boden ſelbſt, oder in unmittelbare Nähe deſſelben verlegt. Meine Güter würden dadurch enorm im Werth ſteigen. Du ſchlägſt alſo zwei Fliegen mit einer Klappe — und ernſtlich kann der Mann ja nicht in Betracht kommen, dazu iſt Dein Geſchmack zu kultivirt, und meine Zuſtimmung nimmt der Sache ſchon viel an Reiz.

Gertas Thränen ſind getrocknet, aber ihre Wangen glühen.

„Und Du traust mir wirklich dieſe Gemeinheit zu? Ja, ich will kein Geheimniß daraus machen, ich liebte ihn, lange ehe ich Dich kennen lernte. Ich glaubte dieſe Liebe überwunden zu haben, als ich Dich heiratete, doch als ich ihn jetzt nach langer Zeit wiederſah, wußte ich ſofort, daß dem nicht ſo ſei. Aber ich verſtand es, mich zu beherrſchen, und mich in gemeſſener Entfernung von ihm zu halten, weil ich zu hohe Begriffe von den Pflichten habe, die dieſer kleine Reif hier — ſie deutet auf ihren Trauring — mir auferlegt. Was würdeſt Du ſagen, wenn ich zu ihm ſpräche: Erbarme Dich über mich und brich jede Verbindung mit uns ab. Wenn Du noch einen Funken von Neigung für mich haſt, ſo erſpare mir die Qual, Dich fortgeſetzt zu ſehen oder Deinen Namen zu hören! Oder aber, wenn ich, fortgeriſſen von dem Verlangen, glücklich zu ſein, geliebt und verwöhnt zu werden, zu ihm ſagte: Nimm mich mit Dir fort von hier! Laß uns zuſammen, wo es auch ſei, eine einfache beſcheidene Exiſtenz führen, mit der die Welt, in der ich bisher lebte, nichts zu thun hat. Mein Verluſt würde Dich nicht ſchmerzen, ich weiß es, aber der ungeheuere Skandal, der entſtehen würde, wenn ſich die Nachricht verbreitete, die Frau von Dierfurth ſei mit einem einfachen Ingenieur davon gegangen, der würde Dir ans Leben greifen.“

Sie hat ſich in ſteigende Erregung hineingeſprochen, in dieſem Moment iſt ſie augenſcheinlich zu allem fähig. Ihr Gatte faßt ſie bei den Schultern und ſchüttelt ſie heftig.

„Biſt Du toll geworden? Beſinne Dich. Du biſt keine Romanheldin. Noch ein ſolches Wort und ich erkläre Dich für geiſteskrank und geſtatte Dir nicht mehr Dein Zimmer zu verlaſſen. Ich bin nicht der Mann, der mit ſich ſcherzen läßt, und die Ehre ſeines Hauſes den Launen eines verrückten Weibes anheimgiebt. Entweder Du benimmſt Dich, wie es Dir zukommt, oder —“, er hebt die Hand drohend zum Schlage, als wolle er ſie wuchtig auf die Schulter der jungen Frau niederfallen laſſen.

Sie weicht langſam vor ihm zurück, doch ihre hellen Augen ſenken ſich nicht vor den ſeinen, und er lieſt in ihnen, daß ſie entſchloſſen iſt, ihm Trotz zu bieten und ſeine Drohung denſelben nur geſtählt hat. Er iſt kein Mann, der einen falſchen Schritt eingeſteht und ihn

rückgängig macht. Ein einziges freundlich begütigendes Wort von ihm hätte ihren Trotz erweicht, doch er ist der Meinung, daß man Weibern und Hunden nur durch Strenge imponiren könne, und der Blick kalter Feindseligkeit in den Augen seiner Frau reizt ihn aufs äußerste. In sinnloser Wuth drückt er ihr Handgelenk in seiner Faust zusammen, daß die nervigen Finger rothe, blutunterlaufene Stellen auf der weißen Haut zurücklassen.

„Du wagst es, mir in schamloser Weise Deine Liebe zu dem hergelaufenen Menschen ins Gesicht zu schleudern? Wie wenn ich nun einen Scheidungsprozeß gegen Dich einleitete und Dich zu Deinen Eltern zurückschickte, arm, wie Du zu mir gekommen bist? Da mögt Ihr denn zusehen, wie Ihr in Eurer Misère miteinander fertig werdet."

Gerta ist zu wenig in dem Gesetzbuch bewandert, um zu wissen, daß seine Worte nur eine leere Drohung sein können. Es durchzuckt sie ein freudiger Schreck bei der Perspektive, die sich ihr plötzlich eröffnet, und sie erwidert rasch:

„Thue es!"

Dierfurth lacht auf. „Ah, dies käme Dir wie gerufen. Nein, meine Liebe, so leichten Kaufs kommst Du doch nicht von mir los. Du mußt es Dir schon gefallen lassen, an mich gekettet zu bleiben. Du bist ein eigenwilliger Kopf, aber in mir hast Du Deinen Meister gefunden. Und nun geh' hinüber. Wenn ich Dich bei Tische wiedersehe, erwarte ich, daß Du vernünftig geworden bist.

Gerta geht hinaus, nicht wie eine Besiegte, Eingeschüchterte, sondern hoch aufgerichtet, wie jemand, der zum Kampf entschlossen ist. Jeder Blutstropfen in ihr kocht und ihre Gedanken stürmen in tollem Wirbel durcheinander.

Ist es Schicksalsfügung, oder eine von den Versuchungen, die ein schadenfroher Dämon, eingreifend in die Geschicke der Menschen, ihnen entgegenzustellen liebt? Ernst Reinhardt läßt sich in diesem Augenblick bei ihr melden.

Sie nickt nur zustimmend mit dem Kopf. Im nächsten Moment bereut sie es und hätte den forteilenden Diener am liebsten zurückgerufen, doch es ist zu spät, der Ingenieur steht bereits auf der Schwelle.

Mit dem ersten Blick sieht er, daß sie sich in einer furchtbaren Erregung befindet und bleibt betroffen an der Thür stehen. Gerta aber verliert bei seinem Erscheinen den letzten Rest von Besinnung. Sie weiß nur, daß der einzige Freund, den sie besitzt, dort eingetreten ist, und zu ihm hinfliegend wirft sie sich in seine Arme, die nur zu bereit sind, sie aufzunehmen und lehnt ihre Stirn an seine Schulter. „Ernst!" flüstert sie mit einem halb erstickten Jammerton, „Ernst!"

Er küßt ihre Hände, ihre Haare und Stirn, aber mit einer respektvollen Zartheit, mehr wie ein älterer Freund, der ein weinendes Kind beruhigen möchte, denn er fühlt, daß sie am ganzen Körper zittert. Dann geleitet er sie zu einem Sessel und indem er sie sanft hineindrückt, frägt er, ohne ihre Hände loszulassen, in der Weise vergangener Tage: „Was hat man Dir gethan, mein Liebling?"

In diesem Augenblick ist sie für ihn nicht die Frau der großen Welt, die durch ihre reservirte Haltung eine unübersteigliche Scheidewand zwischen ihnen aufrichtet, dies ist wieder das Kind von ehemals,

das dem älteren Freunde sein Herz ausschüttet, und unwillkürlich drängen sich ihm die Worte, die er früher für sie gehabt, auch jetzt auf seine Lippen.

„Ernst! Ich bin zum Sterben unglücklich!“

„Ich wußte es. Gott helfe Dir — und mir.“

„Jawohl, Gott helfe mir!“ Und nun bricht es sich über ihre Lippen Bahn, in hastigen abgerissenen Sätzen, was sie niemandem bisher vertraut, wie ihre Eltern sie fast dazu gezwungen, den reichen, ungeliebten Mann zu heiraten, wie jeder Tag ihrer Ehe ihr Kränkungen von seiner Seite gebracht und ein fortgesetzter Kampf um die Stellung gewesen sei, die ihr als Hausfrau zukomme, wie sie vor der Welt täglich und stündlich Komödie gespielt habe, um den Schein aufrecht zu erhalten und der Welt keinen Einblick in ihr häusliches Verhältniß zu gestatten. Sie verschweigt nichts; es thut ihr wohl, ihren so lange unterdrückten und wohlgeschulten Gefühlen endlich einmal Luft zu machen. Nur als sie der letzten Demüthigung Erwähnung thut, die sie von ihrem Gatten erlitten, färben sich ihre Wangen mit dunkler Schamröthe und ihre Hände ballen sich krampfhaft.

Er hört ihr mit gerunzelter Stirn schweigend zu, nur in seinen grauen Augen, die unverwandt an ihrem Antlitz haften, flammt es leidenschaftlich auf, und während er der modernen Leidensgeschichte dieser Frau lauscht, hört er nur das eine deutlich aus ihren Worten heraus und es schleicht sich wie ein süßes berauschendes Gift in seine Seele: Sie liebt ihn, hat ihn allein immer geliebt, nur den zwingenden traurigen Verhältnissen ist sie gefolgt. Sie ist sein von Gottes und Rechtes wegen.

Dann fällt sein Blick zufällig auf ihren Arm, und er sieht an ihrem Handgelenk die blutunterlaufenen Spuren eines rohen Griffs.

„Wer that das?“ frägt er kurz.

Sie zieht den Aermel hastig herunter, um die fatalen Spuren zu verdecken, und preßt die Lippen aufeinander, doch er braucht ihre Antwort nicht. Er weiß, wer die Rohheit beging und der Anblick bringt ihn um die Vernunft. Sie zu sich emporziehend, umschließt er sie mit seinen starken Armen und flüstert:

„Komm mit mir.“

„Wohin?“

„Ich weiß es selbst noch nicht. Laß Dich vorläufig von mir zu Deinen Eltern geleiten. Wir überlegen dann das Weitere. Deine Eltern werden Dich aufnehmen.“

Gerta lacht bitter. „Meine Eltern? Meinst Du? Sie würden mich mit Gewalt in das Haus meines Mannes zurückbringen. Der reiche Schwiegersohn ist ihnen unentbehrlich.“

„Dann bringe ich Dich zu meinen Eltern. Ich habe ein Recht, über Dich zu bestimmen, denn Du hattest Dich mir verlobt, ehe Du Dierfurth heiratetest. Ich lasse Dich nicht länger eine Kette tragen, die Dein und mein Dasein zu einer Qual macht. Die Konsequenzen werde ich vertreten. Ich kann Dir kein glänzendes Loos bieten, und der Welt, in der Du jetzt lebst, wirst Du den Rücken kehren müssen, aber ich kann Dir ein behagliches Heim schaffen und was Liebe ersinnen kann, Dir dieses Heim zu einem glücklichen zu machen, soll

geschehen. Komm, Liebste! Willst Du mit mir gehen, und die Jahre, die zwischen unserer Trennung und Wiedervereinigung liegen, wie einen häßlichen Traum vergessen?"

Sie lehnte sich halb besinnungslos an ihn. Wäre es möglich? Könnte ihr ein solches Glück, wie ein Leben an seiner Seite beschieden sein? Hätte sie wirklich nur nöthig, energisch die Kette zu zerreißen, die sie an ihr jetziges Leben band und an alle die übernommenen Pflichten? Ein Scheidungsprozeß! Viel Lärm in ihren Kreisen! Weiter wäre nichts zu überwinden? Und wenn das vorüber war, wäre alles gut?

Er hebt ungeduldig ihr Gesicht von seiner Schulter, und zwingt sie, ihm in die energischen Augen zu blicken.

„Du antwortest nicht?"

Sie stellt sich auf die Fußspitzen, bis ihre Lippen die Nähe seines Ohrs erreichen und flüstert:

„Alles, wie Du es willst. Bestimme über mich."

Ein Wonneschauer durchrieselt sie bei dem leidenschaftlichen Kuß, mit dem er ihr dankt. Dann gewinnt seine thatkräftige praktische Natur die Oberhand, und er theilt ihr in kurzen klaren Worten seine Bestimmungen mit.

„In zwei Stunden geht der nächste Zug nach Dresden. Ich muß vorher der Kommission mittheilen, daß ich verreise und sie darauf vorbereiten, daß ich von dem Unternehmen zurücktrete, sowie von der mir hier angebotenen Stellung."

„Ernst! Du wolltest Deine Aussichten hier aufgeben? Meinetwegen? Unmöglich!"

„Beruhige Dich, Liebste. Ich bin nicht ganz mittellos und einem Manne wie mir eröffnen sich überall neue Aussichten. Wer fünf Jahre hindurch in den westlichen Distrikten von Amerika gearbeitet und gebaut hat, der ist daran gewöhnt, sein Zelt heute sorglos abzubrechen, um es morgen gleichmüthig an einem andern Orte aufzuschlagen. Ich erwarte Dich auf dem Bahnhof, zehn Minuten ehe der Zug abgeht. Sei pünktlich, wenn Du es kannst. Meine Eltern benachrichtigen wir unterwegs von unserem Kommen."

„Wie werden sie mich empfangen?"

„Verlaß Dich darauf, mit offenen Armen, wie in früheren Zeiten. Und nun leb' wohl, mein Herz. In zwei Stunden sehen wir uns wieder."

Er zieht sie noch einmal an sich, dann geht er. Doch wie er an der Thür ist, erscheint es ihr plötzlich, trotzdem sie die Aussicht hat, ihn in kürzester Frist wiederzusehen, als müsse sie Abschied von ihm auf immer nehmen, und ihm nacheilend, wirft sie sich noch einmal an seine Brust und ruft: „Ernst! Ernst! Glaube mir, ich liebe Dich! Unsäglich! Unendlich!"

Er streichelt ihr Haar und versucht ihre Aufregung mit einem scherzenden Wort zu besänftigen.

„Ich muß die Flucht ergreifen, denn wenn Du, Sirene, mich hier in Deinen Zauberbanden festhältst, verliere ich die Besonnenheit und vertändle die kostbare Zeit."

Damit macht er sich sanft von ihr los und eilt hinaus.

Gerta bleibt eine Weile regungslos, tiefathmend stehen, dann geht sie in ihr Toilettenzimmer hinüber und vertauscht, ohne die Kammerjungfer zu rufen, ihr Morgengewand mit einem einfachen schwarzen Kleide. Sie streift den goldenen Reif mit den dunkeln Perlen von ihrem Arm und legt ihn auf den Tisch, auch die kostbaren Ringe legt sie ab, es sind Geschenke von Dierfurth und sie hat nichts mehr mit denselben zu schaffen.

Wie langsam doch die Zeit vergeht! Erst eine halbe Stunde ist seit Reinhardts Fortgehen verflossen. Plötzlich packt sie die Angst, daß sie vielleicht verhindert werden könne, das Haus zu verlassen, wenn der gegebene Moment gekommen ist. Jetzt ist sie noch frei. Es ist besser jetzt fortzugehen und draußen umherzuwandern, bis es Zeit ist, nach dem Bahnhof zu fahren.

Sie setzt den Hut auf, hüllt sich in einen Mantel und eilt mit klopfendem Herzen die Treppe hinab und durch das Portal ins Freie. Sie meint, der Diener, der ihr die Thür öffnet, der Portier, der zu seiner Loge herausblickt, mußten ihr das Schuldbewußtsein vom Gesicht ablesen, und doch ist so wenig ungewöhnliches in der Thatsache, daß die gnädige Frau um diese Zeit einen Spaziergang unternimmt, daß sich keiner der Leute auch nur einen Gedanken darüber macht. Ziellos geht sie durch die Straßen, und kehrt immer nach kurzer Zeit auf den Platz zurück, von dem aus sie das Zifferblatt der großen Uhr an der Gemeindeschule im Auge hat, deren Zeiger sie in ihrer langsamen Bewegung mit fieberhafter Ungeduld beobachtet.

Nur noch eine halbe Stunde!

Sie nähert sich dem Droschkenhalteplatz. Ein Kutscher öffnet ihr bereitwillig die Wagenthür, und sie ist im Begriff hineinzusteigen, und ihm den Bahnhof zu nennen, nach dem er sie fahren soll, als eine andere Droschke in eiligster Fahrt begriffen, dicht neben ihr still hält, und eine aufgeregte ängstliche Stimme ruft:

„Gott sei Dank, daß ich die gnädige Frau finde! Unser kleiner Junker ist sehr krank. Es kam vor zwei Stunden ganz plötzlich über ihn, jetzt ist er im Fieber und klagt über den Hals. Die Bonne kann es sich gar nicht verzeihen, daß sie die gnädige Frau nicht gleich gerufen hat, als es anfing; sie glaubt, es ist Diphtheritis. Wir haben überall nach der gnädigen Frau gesucht, jetzt schickte mich die Bonne zum Arzt!“

Gerta steht einen Augenblick wie zu Stein erstarrt. Ein Schwindel erfaßt sie, wenn sie bedenkt, daß sie im Begriff gewesen, das Kind zu verlassen, an dem sie geschworen hat, Mutterstelle zu vertreten, in dem Augenblick, wo es der Mutter am meisten bedarf. Kann sie, die ehr- und pflichtvergessene Frau, es jemals wieder wagen, die Augen zu andern ehrenhaften Frauen und Müttern aufzuschlagen? Ist sie wahnsinnig gewesen?

Rasch in die Droschke springend, deren Thür der Führer derselben noch immer für sie offen hält, heißt sie ihn so schnell als möglich nach ihrem Hause zurückfahren, und ruft dem Diener, der ihr die Nachricht gebracht, zu: „Eilen Sie! Und wenn unser Hausarzt nicht zu finden ist, so bringen Sie einen andern. Jede Minute Versäumniß kann verhängnißvoll werden.“

Ein Fröſteln überfällt ſie, als ſie die Treppe hinaufeilt, die ſie vor einer Stunde mit ſo hochklopfendem Herzen hinabſchritt. Mit angſtbeflügeltem Fuß läuft ſie den Korridor entlang nach dem Kinderzimmer.

Wie der Kleine ſie erblickt, ſtreckt er hilfeſuchend die Aermchen nach ihr aus. Das Geſichtchen iſt roth, die Augen ſind matt und umflort, und ſeine Sprache klingt undeutlich und rauh.

Gerta kniet neben dem Bettchen wieder, und das Kind in ihre Arme nehmend, lehnt ſie die heiße kleine Stirn an ihre kühle weiche Wange.

Die Bonne ſagt, der Kleine habe immerfort nach der Mama verlangt, und es iſt wirklich, als ob er jetzt mehr Ruhe fände. Er klagt über Kopf und Hals, und Gerta redet ihm ſanft zu. Der Arzt kommt und erklärt, das Kind habe Diphtheritis, er werde alles thun, was in ſeinen Kräften ſtehe und hoffe, daß es noch nicht zu ſpät ſei, aber es ſei immer ein ernſter Fall, über deſſen Ausgang niemand ſicher ſein könne.

Währenddem ſchlägt die Kuckucksuhr an der Wand.

Mechaniſch heben ſich Gertas Augen zu dem Zifferblatt. Es iſt die Stunde, in der ſie mit Reinhardt zuſammen hatte abreiſen wollen, dem Glück — dem neuen Leben entgegen. Und wie ein dichter Nebel lagert es ſich um ſie her, und hüllt alles, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einen grauen farbloſen Schleier. Wird er nie wieder von ihr weichen? Wird dieſe troſtloſe Oede vor ihr liegen ihr ganzes langes Leben hindurch?

Das Kind hat ein langes Krankenlager durchzumachen, denn dem tückiſchen Halsleiden folgen gefährliche Lähmungen, und während der langen Tage und Wochen, die ſie an dem Bettchen ſitzend zubringt, neſtelt ſich der kleine Pflegling allmählich immer feſter in Gertas Herz ein, die Angſt und Sorge um ihn macht ihn ihr lieb, und als ſie ihn zum erſten Mal wieder, blaß und ſchmal, aber als entſchiedenen Rekonvalescenten auf ihrem Schoß hält, empfindet ſie eine unendlich ſüße Befriedigung. Sie küßt das blonde Köpfchen mit großer Zärtlichkeit und lächelt heiter, wie die kleinen Finger ſie neckiſch an den rothen Löckchen über der Stirn zauſen.

Wie aus weiter Ferne iſt die Nachricht an ihr Ohr geſchlagen, der Ingenieur Reinhardt habe ſeine Verbindlichkeiten hier gelöſt, die ihm angebotene Stellung ausgeſchlagen und die Stadt verlaſſen. Es iſt ihr, als ob eine breite Kluft ſie von der jüngſten Vergangenheit trenne, nur in ſtillen Nächten drehen ſich ihre Gedanken immer und immer wieder um den einen Punkt: Gedenkt er ihrer in Zorn? Iſt er auf Nimmerwiederſehen auf und davon gegangen?

Sie hat es nicht gewagt, ihm ein Wort der Erklärung zu ſchreiben, ſie hat alle Brücken hinter ſich abbrechen wollen. Vielleicht wäre es ihr eine Beruhigung geweſen, hätte ſie erfahren, daß der Präſident Weſtenhagen Reinhardt zufällig begegnete, als derſelbe mit finſterem, verſtörtem Geſicht um das Dierfurthſche Haus herumſtrich, und ihm von der Krankheit des Kindes und Gertas aufopfernder Pflege erzählt hat. Aber ſie weiß es nicht, und kann daher auch nicht ahnen,

daß sie sich von dem Augenblick an die Hochachtung des jungen Mannes errungen hat, der gewohnt ist, die Dinge nicht nach dem Schein, sondern nach ihrem wahren Werth zu beurtheilen.

Der Seldernsche Salon ist nach wie vor einer der gesuchtesten und die Koryphäen der Gesellschaft finden sich noch immer en petit comité hier zusammen, um über geistreiche Dinge und kleine Skandalaffairen harmlos zu plaudern.

„Denken Sie sich!" ruft der Graf eines Abends in ungewöhnlicher Erregung eintretend, und den Präsidenten, der sich bereits hier befindet, sowie die Wirthe nur flüchtig begrüßend. „Denken Sie sich, Dierfurth ist gestern auf einer Jagdpartie verunglückt. Er hat noch ein paar Stunden gelebt und ist diese Nacht, nachdem er testirt hat, gestorben. Frau Gerta ist somit im noch nicht vollendeten vierundzwanzigsten Jahr Wittwe!"

„Himmel! Was für ein Unglück! Dieser charmante Mensch!"

„Die arme junge Frau!"

„Nun, sie wird zwei Jahre trauern und sich dann wieder verheiraten", meint der Präsident phlegmatisch.

„Ja das wird seine Schwierigkeiten haben!" sagt der Graf. „Ich sprach soeben den Rechtsanwalt der Familie, der mir im Vertrauen mittheilte, Dierfurth habe sein ganzes Vermögen seinem Sohn hinterlassen, und für seine Frau nur eine, allerdings sehr anständige Rente bestimmt, welche sie jedoch verliert, sobald sie sich wieder verheiratet. Sie müssen mir zugeben, so reizend die Frau ist, das ist eine Bedingung, die jeden Heirathslustigen zurückschreckt."

„Dennoch giebt es hier und da einzelne — sagen wir Phantasten, denen diese Bedingung eher ein Hinderniß weniger ist, sich dieser vielbewunderten Frau zu nähern. Ich glaube fast ich kenne einen solchen."

„Ah, meine Herren!" ruft Frau von Seldern mit Entrüstung. „Wie können Sie in einem solchen Moment, wo jeder von dem tiefsten Mitgefühl für den Verlust dieser armen lieben Gerta erfüllt sein muß, derartige Gespräche führen. Ich kann mich noch gar nicht in den Gedanken finden, daß der Tod so plötzlich ein Verhältniß zerrissen hat, das mir inmitten unserer korrumpirten Welt immer als ein ideales vorgekommen ist. Ich glaube wirklich, Gerta Dierfurth war eine vollkommen glückliche Frau."

„Sie ist jedenfalls eine kluge Frau, welche die Welt, in der sie lebt, versteht", meint der Präsident, sich nachdenklich das glatte Kinn streichelnd. „Sie wußte den Verhältnissen Rechnung zu tragen und zu schweigen. Ob aber die Ehe, welche sie geführt hat, ihren Ideen von Glück entsprach, wollen wir dahingestellt sein lassen."

Charlotte von Kalb.

Literaturgeschichtliche Skizze von Dr. Ruhe.

Die letzte Frau, für welche Schiller in heftiger Leidenschaft entbrannte, bevor er Fräulein von Lengefeld als Gattin heimführte, war Charlotte von Kalb. Diese Liaison gestaltete sich um so gefährlicher und verderblicher, da Frau von Kalb sehr begabt und zugleich herzlos und egoistisch war. Im Anfang Mai 1784 kam Charlotte, seit dem Winter des vorigen Jahres mit einem Major in französischen Diensten vermält, damals zweiundzwanzig Jahre alt, mit ihrem Gatten auf der Durchreise nach der Garnisonstadt Landau nach Mannheim und machte, da sie dem fünfundzwanzigjährigen Dichter Bestellungen von seinem Freunde und späteren Schwager Reinwald auszurichten hatte, demselben einen Besuch. Schiller hatte gerade mit schweren, materiellen Sorgen zu kämpfen. Was konnte ihm unter solchen Umständen angenehmer und erwünschter sein, als das Anerbieten der jungen und geistreichen Dame, mit ihrem ganzen Vermögen die Unternehmungen des Dichters zu unterstützen? Nach kurzem Aufenthalte in Landau kehrte die Frau Major ohne ihren Mann nach Mannheim zurück, um dort ihre Entbindung abzuwarten, und drängte sich dem jungen Dichter in einer Art auf, deren Leidenschaft um so mehr seiner Eitelkeit schmeichelte, als ihm noch niemals eine junge, schöne, vornehme und geistreiche Frau so enthusiastisch entgegengekommen war und so unverhohlen ihre Bewunderung und Verehrung für ihn an den Tag gelegt hatte.

Frau von Kalb, geborene Charlotte Marschall von Ostheim aus einem alten, thüringischen Adelsgeschlechte, zählte zu jenen merkwürdigen Frauen, welche, sei es aus Eitelkeit, sei es aus Leidenschaft, an geistige Celebritäten selbstsüchtig sich anschließen, um dieselben möglichst dauernd an sich zu fesseln. Schwebte vielleicht der Frau von Kalb das eigenartige Verhältniß der Charlotte von Stein zu Goethe vor? Die Ueberschwenglichkeit der Jugendschriften Schillers hatten in ihrem Geiste wie in ihrem Herzen einen wunderbaren, lebhaften Wiederhall gefunden und sie mit Bewunderung und Begeisterung und schwärmerischer Theilnahme für unseren Dichter erfüllt. In zartester Kindheit

verwaist und der führenden und leitenden Elternhand entrathend, war das zartgebaute, nervöse und zu phantastischer Schwärmerei neigende Mädchen ohne geregelte Erziehung aufgewachsen. Wie kann es da Wunder nehmen, wenn eine uferlose Leserei ihren Kopf mit dem heterogensten Inhalt anfüllte und ihre Meinung von ihrer Person und ihren Ansprüchen an Welt und Leben ins unbestimmte und maßlose steigerte? Schmerzliche Verluste geliebter Angehöriger, sowie traurige Erfahrungen in ihrer Familie warfen frühzeitig einen trüben Schatten auf ihr weiches Gemüth und verstärkten den angeborenen Hang zur Melancholie bedeutend; ohne jede und alle ernste Lebensthätigkeit, wie sie war, verfiel sie den schwarzen Geistern des Trübsinnes täglich mehr. Ihr Vormund schlug ihr die Verehelichung mit ihrem Vetter vor; ohne Widerstand und ohne Zögern willigte sie ein, allein ihr Herz war bei dieser Verbindung nicht betheiligt. Wie konnte auch Heinrich von Kalb, ja, wie konnte überhaupt ein sterblicher Mann dem Ideale eines Mädchens entsprechen, welches so krankhaft überspannt war, wie Charlotte? Uebrigens war der Major von Kalb ein Ehrenmann vom besten Rufe, ein braver Offizier; er hatte in Amerika mit Auszeichnung gekämpft und wußte viel und reizend zu erzählen. Schiller selbst nennt ihn einen wahren, herzlich guten Menschen. Nur eines dürfte an ihm zu tadeln sein: er war viel zu gut und viel zu nachsichtig gegen die phantastischen Launen und die überspannten Ideen seiner Gattin, ganz besonders, als ihr Verhältniß zu Schiller die Grenzen der Schicklichkeit und des Anstandes weit überschritt.

Das Charakteristische in dem Wesen der Frau Charlotte von Kalb bildet ein gänzlicher Mangel an Gefühl für schlichte Einfachheit und Wahrheit. Wenn sie, die junge Frau und Mutter, die Verbindung mit Schiller den „Bund der Wahrheit" zu nennen beliebt, kann es da wohl eine grandiosere Naivetät geben, als diese Worte? Fast alles war an dieser Frau gemacht, nichts naturwüchsig, nur Kunst und nirgend Natur. Selbst ihr Stil und ihre Ausdrucksweise tragen ein doppeltes Gewand, bald aufgeschroben und phantastisch empfindsam verhimmelnd, bald wenn Eigennutz und Absicht einen anderen Ton erheischten, von entsetzlichster Nacktheit und nüchternster Alltäglichkeit.

Und wie sollen wir ihr erstes Verhältniß zu unserem Dichter kennzeichnen? Wir sehen da eine hinschmelzende Liebesbedürftigkeit, gepaart mit aufgespreiztem Heroismus, aufflackernde Glut einer größtentheils mit Bewußtsein gesteigerten Leidenschaft neben einer an Herzlosigkeit streifenden Kälte, endlich Streben nach Erhabenheit der Empfindung mit einer an Trockenheit grenzenden Gewöhnlichkeit. Bevor Charlotte nach Mannheim zurückkehrte, war Schiller infolge mancherlei Unannehmlichkeiten und pekuniärer Verlegenheit ernstlich entschlossen, die Stadt zu verlassen, und als Frau von Kalb eingetroffen war, wurde er keineswegs wankend in seinem Entschlusse; die inneren und äußeren Konflikte, in welche die leidenschaftliche Annäherung der jungen Frau, die sich ihm sozusagen geradezu an den Hals warf, bald versetzte, mußten ihn nur darin bestärken. Auch war die Empfindung, mit welcher er Charlottes Leidenschaft erwiderte, durchaus keine tiefe, keine wahre. Schiller vermochte sich auch nicht zu täuschen über das Eigenthümliche, das Mißliche und das Aussichtslose des Verhältnisses,

in welchem die Gemalin des Herrn von Kalb ihn festzuhalten versuchte. Des Dichters starkes Gefühl für Ehre und Sittlichkeit und sein allzeit wacher, gesunder Verstand waren trotz aller Leidenschaftlichkeit seines Wesens und trotz aller menschlichen und dichterischen Eitelkeit die Klippen, an welchen die Hoffnungen und Pläne der Frau von Kalb scheiterten. Wenn dessenungeachtet diese Dame zu behaupten sich bemüßigt findet, Schiller sei in Mannheim ihr ganz und ausschließlich zu eigen gewesen und habe schweren Herzens von ihr sich getrennt, so können wir nur die Frage aufwerfen: Hat Charlotte von Kalb andere düpiren wollen, oder war sie in einer Selbsttäuschung befangen? Wie stimmt diese Behauptung mit dem Selbstbekenntniß des Dichters, indem er ihr auf ihre flehendlichsten Bitten, in Mannheim zu bleiben, kurz entgegnete, daß er eine Zukunft fürchten müsse, auf welcher Trug und Zweifel laste? Spricht so ein wahrhaft und tief Liebender? Vergleichen wir ferner mit Charlottes Worten Schillers Brief an Körner in Leipzig. „Ich habe keine Seele hier", schreibt der Dichter, „keine einzige, welche die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin und keinen Freund; und was mir vielleicht noch theurer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situationen. O, meine Seele dürstet nach neuer Nahrung, nach besseren Menschen, nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem Umgange mein eigenes Herz wieder genießen lernen und mein ganzes Dasein in einen lebendigen Schwung bringen!" Sollte das etwa die Sprache eines Mannes sein, welcher im Begriffe steht, von einer Frau sich zu trennen, die er liebt, und in deren Umgange er das Glück „verständnißvoller Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe" genossen?

Sechs Wochen nach Absendung dieses Briefes an Körner reiste Schiller von Mannheim ab und kam Mitte April 1786 nach Leipzig. Charlotte von Kalb führte ihren Entschluß, nach Sachsen ihm zu folgen, nicht aus. Da die zwischen ihr und unserem Dichter gewechselten Briefe, wie wir später sehen werden, verloren gegangen sind, so ist die Korrespondenz mit Körner die einzige Quelle über sein Verhältniß zu Charlotte. In Leipzig lernte Schiller die wunderschöne, blondgelockte Henriette von Arnim kennen und wurde durch ihren Liebreiz und ihre blendende Schönheit so gefesselt, daß er bis in den Sommer 1787 ihr eifrigster Verehrer und Anbeter war. Da auch Henriette den jungen Dichter auszeichnete und zu begünstigen schien, trug sich Schiller bereits mit der Hoffnung, sie als Gattin heimführen zu können. Aber wie hatte er sich getäuscht! Die stolze, junge Dame, ebenso falsch wie schön, dachte nicht im entferntesten daran, sein Weib zu werden. Die Kränkung, welche Henriette von Arnim ihm zufügte, versetzte Schiller in eine solche Stimmung, daß es der von Leidenschaft schwer beunruhigten Frau von Kalb leicht wurde, ihren Plan, den sie für ihre Wiedervereinigung mit jenem schon längst entworfen hatte, zur Ausführung zu bringen.

Nach längerem Aufenthalte zu Weimar hatte sie den Herbst und Winter 1786—1787 auf dem Gute Kalbsrieth bei ihrem Schwiegervater zugebracht. Das zehnjährige Verhältniß zwischen Frau von Stein und Goethe ließ ihr keine Ruhe und trieb sie mit fast unwider-

stehlicher Gewalt an, Schiller abermals in ihre Netze zu locken und ihn nicht mehr zu lassen. Um den Dichter um so leichter gewinnen zu können, war sie entschlossen, von ihrem Gatten, welchen sie ja niemals geliebt hatte, sich scheiden zu lassen. Schiller war inzwischen nach Frankfurt gereist, wurde dort dem jungen Herzog vorgestellt, welcher die Widmung des „Don Carlos“ annahm und dem Autor den Rathstitel verlieh, und hatte die Koryphäen der Dichtkunst, Goethe und Wieland und Herder, näher kennen gelernt. Frau von Kalb konnte sich nicht länger bemeistern, sie eilte dem „Geliebten“ nach und wußte denselben zu bestimmen, nach Weimar ihr zu folgen. Was that nun Schiller? Hatte er nicht vor Jahresfrist seine Befreiung von dieser Frau als „Errettung aus Kerkerbanden“ bezeichnet? Aber wie leicht und wie gern ist doch der Mensch geneigt, sich selbst zu täuschen! Wie wenig kennt der Mensch sein eigenes Herz! Schiller hoffte auf Scheidung; er glaubte, an der Seite Charlottes im Einklange mit Moral und Sitte ein Dasein zu führen, nach dessen schlichtem bürgerlichen Glücke er seit Jahren sich zu sehnen nicht aufgehört hatte. Allein war Charlotte wirklich so geartet, um den Lebenswünschen des Dichters entsprechen zu können? Schillers Verhältniß zu Charlotte, auf dem Grunde gegenseitiger Täuschung aufgebaut, war in sich hohl und ohne Aussicht auf dauernden Bestand; alle Leidenschaft oder Fackelglut, welche sich als solche gab, war auf ihrer und nicht auf seiner Seite. Bald bereute es Schiller, die Freunde verlassen zu haben, um der Frau von Kalb zu folgen, zumal da seine Hoffnung auf Scheidung sich nicht erfüllen wollte. Trotz aller Nachsicht gegen derartige Liaisons wurde Schillers Lage nach und nach äußerst peinlich und geradezu unhaltbar, als im Spätherbst 1787 der Major von Kalb nach Weimar kam. Obwohl Charlotte mit dem Plane sich trug, von ihrem Gatten sich zu trennen, so hinderte sie das keineswegs, von ihm schwanger zu werden. Wie groß war die Entrüstung, wie groß die Beschämung unseres Dichters! Jetzt gingen ihm über das Widrige und geradezu Lächerliche seiner Lage die Augen auf. Die Verstimmung und Entfremdung auf seiner Seite wuchs von Tag zu Tag. Am 8. Oktober schrieb er von Rudolstadt aus folgendermaßen an seinen Freund Körner: „Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt, sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf, aber ihr Einfluß auf mich ist nicht wohlthätig gewesen.“ Kann man Charlotte wirklich „edel“ nennen? Als Schillers Verlobung mit Charlotte von Lengefeld publizirt wurde, versetzte sie ihre Eifersucht in einen Zustand von Aufregung, welcher ihr alle und jede Selbstbeherrschung raubte und die Schattenseiten ihres Wesens in höchst unerfreulicher Weise offenbarte. Erniedrigte sie sich nicht soweit, daß sie einen anonymen Brief an die Verlobte richtete? Und wie lautete dies Schreiben? „Eine Person, welche immer Wohlwollen für Sie gehegt hat, giebt Ihnen den guten Rath, sich nicht so um den Rath Schillers zu bemühen, weil Sie sich dadurch lächerlich machen und durch seinen Umgang sehr viel von dem, was Sie sonst waren, verloren haben. Ueberhaupt findet man durch den Umgang mit Dichtern kein Glück, indem sie alle, einer mehr, einer weniger, Phantasten sind und vom wahren Glück des Lebens weit entfernt. Jagen Sie nicht so nach Poeten. (Anspielung auf Knebel, welcher sich

gleichfalls um Charlotte bewarb), sondern bilden Sie sich lieber zu einer guten Hausfrau; denn es giebt wenig Männer, die dergleichen Weiber ernähren können. Hätte ich das Glück, genauer mit Ihnen bekannt zu sein, würde ich Ihnen dies mündlich sagen. Doch da dieses nicht ist, so achte ich es mir als Pflicht, dieses Ihnen schriftlich zu sagen." Aufgebracht über Schillers „Untreue" leugnete sie eine ganze vierjährige Vergangenheit rundweg ab; sie erklärte, Schiller sei von eitlem Selbstbetrug befangen, und bezeichnete das gegenseitige Verhältniß als „Tollheit" und „ungeschickten Traum." In der That, diese Frau zeigte sich stets als falsch und unwahr, ausgenommen etwa in einer leidenschaftlichen Stunde. Jetzt bekennt Schiller, daß sie niemals edel und höflich genug war, um ihm Achtung einzuflößen, und schreibt an die Töchter der Frau von Lengefeld, die Leidenschaft und Kränklichkeit der Charlotte von Kalb hätten diese oft bis an die Grenzen des Wahnsinns geführt. Der Dichter kam hiernach noch einmal mit der ehemaligen Geliebten zusammen und händigte ihr persönlich ihre Briefe ein, welche sie in einem Anfall von Leidenschaft sämmtlich vernichtete. Von der ganzen fünfjährigen Korrespondenz ist nicht ein einziges Blatt erhalten. Mit Schillers Verheiratung hörte jeder Verkehr mit Frau von Kalb selbstverständlich auf.

Daß Charlotte nach dem Verluste Schillers nach einer neuen geistigen Berühmtheit sich umschauen und an dieselbe egoistisch sich anklammern werde, konnte man aus ihrem eigenartigen Charakter wohl mit Sicherheit schließen. Jean Paul war in der ersten Hälfte der neunziger Jahre in Weimars gesellschaftlichen und literarischen Kreisen der Gegenstand einer schwärmenden Bewunderung geworden. Wie konnte es anders sein, als daß sich dieser Enthusiasmus sofort auch auf die Person des Dichters übertrug, als derselbe im Jahre 1796 in Weimar erschien! Sofort schloß sich Charlotte von Kalb dem aufgehenden Gestirne leidenschaftlich an. Die übersinnlich sinnliche Glut, in welche dieses ihr neues Verhältniß aufloderte, übertraf noch ihre vorige Leidenschaft für Schiller, nahm aber schließlich einen überraschend ähnlichen Ausgang. Den noch mehr, als Schiller, ihrer excentrischen Natur verwandten Dichter ganz und ausschließlich an sich zu fesseln, war ihr eifrigstes Bestreben. Und was hätte sich wohl leichter ausführen lassen, als dieses? Jean Paul war ja bedeutend jünger, als sie, und war ebenso weltfremd und weltunerfahren, wie sie welterfahren. Ferner litt er, wie alle Dichter, an ziemlicher Eitelkeit und konnte durch Schmeicheln leicht berauscht werden; daß Charlotte von Kalb hieran es nicht fehlen ließ, wer möchte daran zweifeln? Bezeichnend für ihre Denkweise ist folgender Brief: „Ich verstehe diese Art von Tugend nicht und kann um ihretwillen keinen selig sprechen. Die Religion hier auf Erden ist nichts anderes, als die Entwicklung und Erhaltung der Kräfte und Anlagen, die unser Wesen erhalten hat. Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden, aber auch keine ungerechte Resignation. Immer lasse man den kühnen, kräftigen, reifen, ihrer Kraft sich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menschheit ihren Willen. Aber die Menschheit und unser Geschlecht ist elend und jämmerlich, und Gesetz, Kirche und Gesellschaft machen sie immer jämmerlicher. All unsere Gesetze sind Folgen der elendesten Armseligkeiten und Be-

dürfnisse und selten der Klugheit. Liebe bedurfte keines Gesetzes; die Natur will, daß wir Mütter werden sollen, vielleicht nur, damit wir, wie einige meinen, euer Geschlecht fortpflanzen. Dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt, sonst ginge die Welt unter. Und was sind unsere stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen?" Solche frivole Aeußerungen machten selbst den excentrischen Jean Paul stutzig; ihre mehr und mehr zudringliche Werbung, welche sie in den glühendsten Briefen aussprach, begann ihn zu ängstigen. Gegen Ende des Jahres 1798 schrieb sie ihm, sie werde sich von ihrem Manne scheiden lassen, um im Frühlinge mit ihm sich zu verehelichen; ihr Vermögen sichere ihm die Mittel, seinem Genius in Freiheit zu leben. Sie stellte ihr Vermögen dem Dichter zur Verfügung und besaß doch faktisch nichts.

Jean Paul willigte in die Heirat, verspürte aber noch in der eilften Stunde Kraft genug in sich, um die ihm drohenden Fesseln abzustreifen und das Verhältniß zu lösen. „Ich kenne jetzt das Leben", sagt er, „besonders das auflösende bei genialischen Weibern, die zugleich verwirren und zersetzen und verspäten — nein, ich will ein einfaches, stilles Herz." Wie bei Schiller, so machte sie es auch bei Jean Paul, sie verleugnete ihn ganz einfach.

Frau Charlotte von Kalb starb 1843 zu Berlin als zweiundachtzigjährige Greisin nach einem Leben voll schweren, aber größtentheils selbst verschuldeten Unglücks. Sie hinterließ zwei wunderlich memoristische Romane, welche im Jahre 1851 als Manuskript gedruckt, von ihrer Tochter veröffentlicht wurden, und welche in ihrer phantastisch aus Ueberschwenglichkeit des Ausdrucks und Dürftigkeit des Inhalts gemischten Weise ein treues Abbild dieser Frau geben, die in Wahrheit als Repräsentantin der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in einem Theile der deutschen adeligen Frauenwelt herrschenden erkünstelten Ueberspanntheit angesehen werden kann.

Das ist die Liebe!

Schon mancher Schönen bracht' ich Huldigungen
Und hoffte mir ihr Herz zum Lohn,
Wenn ich in zarten Liedern sie besungen:
Doch Kälte trug mir's ein und Hohn!

Ich grämte mich und konnt' es nimmer fassen,
Daß es so schwer, geliebt zu sein.
Schon wollt' ich fast das Lieben gänzlich lassen
Und wünschte mir ein Herz von Stein.

Doch Du, die ungekannt vor mir erblühet,
An die ich nie zuvor gedacht,
Du sahest mich und bist vor mir erglühet
Und hast mich freundlich angelacht.

Du gingst mit mir, ich sprach von nicht'gen Dingen,
Es war bei einem lust'gen Tanz.
Wir fühlten nicht der flücht'gen Rede Schlingen,
Doch schon gehörten wir uns ganz.

Das ist die Liebe und so muß sie kommen!
Vergebens grollt' ich dem Geschick:
Da will kein Suchen, kein Bestürmen frommen,
Der Zufall bringt es und ein Blick!

Franz Raab.

Die australische Wein-Industrie

hat sich auf mehrere Punkte konzentrirt, deren thätigster und berühmtester Albury in Neu-Süd-Wales sein dürfte. Natürlich hängt in dieser wie in allen anderen Kolonien die Entwickelung der Industrien, die Nutzbarmachung der natürlichen Hilfsmittel von dem Vorschreiten der Eisenbahnanlagen ab, denn diese sind das Hauptmittel, das Wachsthum der Bevölkerung zu beschleunigen. Der Wein aus dem Albury-Distrikt ist seit etlichen Jahren in Europa und Amerika rühmlich bekannt geworden; namentlich sind es die Firmen James T. Fallon und E. Greer & Comp., die diesen Industriezweig fördern und deren großartige Kellereien zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehören.

Wir entnehmen der „Sydney Mail“ folgende Angaben. Fallons zwei Keller liegen zu beiden Seiten der Kiewa-Street; der größere von 66 Fuß Breite und 150 Fuß Länge soll noch zum Doppelten vergrößert werden, denn er sowohl wie sein Nebenkeller ist so gedrängt voll von riesigen ovalen eichenen Fässern, deren manche mehr als 2000 Gallonen (8000 Liter) fassen können, von Ohmfässern und Gebinden jeder Art, alle bis zum Spunde gefüllt, daß sich eine Person kaum noch zwischen ihnen hindurchdrängen kann. Es sind rothe und weiße Weine von vorzüglicher Qualität vorhanden; von erstern führt diese Firma die Marken: Schiras, Cabinet, Malbac, Eremitage und Burgunder, von verschiedenen Lesen und in erstaunlichen Mengen; von letztern Riesling, Verdeilho, Aucarot und Tokayer. Ein brauner, Muscat genannter Wein ist zwar recht fein, aber der eigenthümliche Geschmack dieser Traube behagt nicht jedem. Das gewölbte Kellerdach besteht aus galvanisirtem, gewelltem Eisen und wird von eisernen Trägern und Bändern gestützt. Die Front des Gebäudes nehmen die geräumigen Bureaux ein, zur Seite in einem umschlossenen Hofraume befindet sich die Böttcherei, ein Ofen mit Kessel zum Ausdämpfen der Fässer, der Flaschenfüllraum und eine cementirte Cisterne, die 80,000 Gallonen Wasser aufnehmen kann. Der zweite Keller auf der gegenüberliegenden Seite der Kiewastraße zieht sich unter mehreren Verkaufsläden hin und dient der seit etlichen Jahren von Fallon begon-

nenen Champagnerfabrikation, wodurch er sich neue und verdiente Lorbeeren erringen will, denn die Anlage kostet eine beträchtliche Summe. Jedoch scheint der australische Champagner noch nicht von sich reden gemacht zu haben.

Einen ganz andern Anblick bieten die außerhalb der Stadt fast dicht am Murrayflusse belegenen geräumigen Kellereien von Greer und Comp. Im Hospitalhügel aus dem Granitgefels gesprengt, sind sie auf zwei in verschiedenem Niveau liegenden Wegen zugänglich. Den imponirendsten Eindruck machen sie, wenn man von dem tieferen Wege eintritt: dann erblickt man vor sich die gewaltigen eichenen Fässer, die in fünf Reihen übereinander lagern; die verschiedenen Fässergalerien sind durch hölzerne Treppen von einer zur andern verbunden. Das zum Ausbau dieser Keller angewandte mächtig massive Holz ist vom Sumpf-Gummibaum, der wegen seiner Widerstandskraft gegen die Wirkungen des Wassers sehr geschätzt ist und in Indien massenhaft zu Brückenpfeilern und Eisenbahnschwellen dient. Das Dach sieht aus der Ferne ganz eigenthümlich aus, denn es hat 45° Standriß und ist mit rothgerieften Dachziegeln gedeckt, die wie auf dem steilen Hügelabfalle liegend erscheinen.

Der höher gelegene Weg dient zur Herbeischaffung des Mostes. Sobald die mit dem frisch gepreßten Traubensafte gefüllten Fässer aus den Weingärten oben anlangen, werden sie mittels eines langen biegsamen Schlauches in die oberste Reihe der Kellerfässer entleert, in welchen die erste Gährung stattfindet. Mit fortschreitender Reife und Abklärung wird der Wein durch leicht zu handhabende Röhren nach und nach in die tiefere Faßreihen abgezogen, bis er in der untersten zum Konsum fertig ist.

Das „Bouquet" mancher dieser Weine, wie auch ihre Marken sind mit denen Fallons gleich rühmlich, aber bei Greer wird, um auch dem Geschmacke mancher schwer zu befriedigender und ständiger Kunden zu genügen, die Gährung in gewissen Stadien unterbrochen, wobei mehr Zuckerstoff erhalten bleibt, ohne daß die Klarheit des Weines geschädigt wird. Jedoch bevorzugen die meisten Kenner einen „trockenen" Wein, d. h. einen vollständig ausgegohrenen. Neben den Weinen von Fallon und Greer sind auch die von Byers und von Philippi gelieferten sehr beliebt; des letzteren Etablissement liegt in kurzer Entfernung von Albury an der Sydneystraße. Weingärten sind in sehr großer Anzahl im ganzen Distrikte vorhanden und alle im besten Zustande und sorgsamster Pflege.

Neben dem Traubenweine fehlt es, nebenbei bemerkt, in Albury auch nicht an Gerstensaft. Es sind zwei Brauereien im Betriebe, eine dritte in Vorbereitung. O'Keefes Ale, der Porter von Robert Manning nebst seinem süßen und bittern Ale finden im Distrikte viele Konsumenten.

Interessant sind die Mittheilungen, die aus eigener Anschauung Anthony Trollope 1873 („Australia and New Zealand") über australische Weine und Trinkverhältnisse macht, und denen wir folgendes entnehmen:

Australien macht ein gut Theil Wein — so viel und so billig,

daß der Fremde erstaunt sein muß über die Wahrnehmung, wie wenig davon die arbeitenden Klassen verbrauchen. Unter diesen trinken etliche gar nicht, andere trinken täglich, noch andere trinken bei der Arbeit nicht, geben sich jedoch der Trunksucht in den Wochen oder Tagen des Nichtsthuns, welche sie sich gestatten, um so intensiver hin. Aber die von ihnen dann genossene Flüssigkeit ist fast immer Branntewein und stets Branntewein der abscheulichsten Sorte. Sie bezahlen 6 Pence (50 Pfennige) für das Glas ihres Giftes, das sie in einem Pokal mit betrügerischem Boden erhalten, so daß er bei sehr wenig Inhalt halb voll erscheint. Der Rachenputzer wird ohne Wasser genossen, und die Dosis so oft wiederholt, bis der Mann betrunken ist. Die betrügerische Einrichtung des Glases scheint sich moralisch entschuldigen zu lassen, denn je weniger der Mann von diesem Gifte erhält, desto besser muß es für ihn sein, jedoch hat nur der Wirth den Vortheil von diesem Betruge, denn wenn der „nobbler" auch nur klein ist — ein Schluck Schnaps ist in Australien stets ein Nobbler — so kennt doch die Zahl der Nobblers keine andere Grenze als die Unfähigkeit, mehr zu trinken. Das hier verschänkte Höllengebräu ist noch gefährlicher als das in Londoner Kneipen verabreichte. In England ist jedoch das Bier der Wein des Landes und im allgemeinen trinkt der englische Arbeiter Bier. In allen australischen Kolonien, mit Ausnahme von Tasmania, wird Wein in Menge produzirt: würde er das populäre Getränk, so könnte er jeder Nachfrage genügen. Alle Früchte gedeihen dort, keine mit solchem erstaunlichen Ertrage wie die Weintraube. Ein im großen arbeitender Weinproduzent in Victoria gab an, daß er einen genügenden Gewinn haben würde, wenn er für allen Wein, den er trinkreif herstellte, nur 2 Shilling pro Gallone (also 50 Pfennig das Liter!) erhielte. Sein Wein war in Blume und Gehalt besser, als derjenige, den man z. B. gewöhnlich in Paris erhält. Er ist gesund und nahrhaft und ist der reine, unverfälschte Saft der Traube.

Gewöhnt an französische und spanische Weine oder was wenigstens dafür ausgegeben wird, gefielen mir die australischen „feinen" Weine nicht recht. Den besten fand ich in Süd-Australien, aber einen Genuß bot er mir auch nicht. Er erschien mir schwer, hatte einen Erdgeschmack und unangenehmen Nachgeschmack. Dies kann aber auch mein Vorurtheil gewesen sein; vielleicht versteht man in den Kolonien die Weinbereitung nicht recht. Jedenfalls fehlt den Weinen das Lager, sie werden zu früh genossen. Obgleich Australien eine unbegrenzte Menge Wein produziren kann, ist dieser möglicherweise einer Konkurrenz nicht fähig. Das muß die Zukunft entscheiden. Jedenfalls ist ein gesundes Getränk für das Land besser als „feine" Weine, selbst wenn sie den südfranzösischen und südspanischen gleichständen. Frankreich und Italien sind mäßig, weil sie einen ihrem Klima entsprechenden Wein produziren. Australien, mit einem ähnlichen Klima, produzirt Wein mit derselben Bequemlichkeit und gewiß — ich spreche nur von dem gewöhnlichen Weine — von gleicher Güte. In Melbourne ist ein vorzüglicher Weißwein aus den Weingärten zu Yering am oberen Yarra für 3 Pence (25 Pfennige) das Glas von $^1/_4$ Liter zu haben. Trotzdem ziehen es die Arbeiter von Melbourne vor, zum

doppelten Preise das abscheulichste Getränk zu genießen, das menschliche Ränke ersonnen.

Süd-Australien kann mehr Wein liefern als irgend eine andere englische Kolonie, denn das Klima ist dazu ganz vorzüglich geeignet, doch scheint dieser Industriezweig sich nicht recht bezahlt zu machen. Indeß schmeckten mir diese Weine nicht und waren mit dem schon erwähnten von Yering in der Kolonie Viktoria nicht zu vergleichen. Sie sind schwer und steigen leicht schon bei dem zweiten oder dritten Glase zu Kopf. Wünschenswerth erscheint es dennoch, daß die Bewohner des Landes das Produkt des Landes trinken sollten, nicht nur weil es gesund, sondern auch weil es billig ist. Das in den Schänken gewöhnlich genossene Getränk ist sogenannter Cognac (Brandy) — ein niederträchtiges, vitrioliges, scharfätzendes, tödtlich trunken machendes Gemisch, zum Preise von 6 Pence das Glas. Wenn auch der australische Wein schwer ist, so ist er doch, als Getränk mit dem „Brandy" verglichen, völlig harmlos und ergiebt, das gewöhnliche Weinglas voll für 2 Pence verkauft, einen Profit, mit welchem sogar ein australischer Schänkwirth zufrieden sein kann. B.-R.

Auf der Fuchshetze.

Stundengeister.

Von A. Engel.

Der laue Athemzug der italienischen Nacht hob sanft die Gardinen, als wolle er mit seinem Hauch dem Mond, dessen Schein leise und zitternd über den Kanal hinglitt, einen Einblick in den lichterfüllten Saal des alten Palazzo verschaffen. Vielleicht wollte er neue Geschichten erlauschen; er glaubte in der glänzenden Gesellschaft, welche dort versammelt war, einen Gegenstand zu finden, dessen Bild er einem einsamen Dichter zeigen konnte. Der Nachtwind ließ den Vorhang wieder fallen und der Mondstrahl spielte mit den murmelnden Wellen. Lächeln und Gaslichter, mit goldenen Tressen verschnürte Brust und mit Diamanten verschlungene Haare sind nichts für den einsamen Dichter, es müßten denn die Diamanten erstarrte Thränen sein. So dachte auch der Mann, welcher in der Nische am Fenster saß. Der Mond konnte ihn nicht sehen, aber er konnte den Mond sehen und sein tanzendes Licht auf der bläulichen Flut.

Eben hatte die Primadonna, welche auf dem musikalischen Abend des theaterliebenden Duca di Costa doch nicht fehlen durfte, ihre tönenden Liebestiraden unter die fascinirten Zuhörer geschmettert, und das letzte „Weh" und „Ach" war in einem athemberaubenden Triller erstorben. Nun echote das Publikum zum Dank mit „achs" des Entzückens, indem es die Primadonna lobpreisend umringte. Sie lächelte und das Kerzenlicht suchte das Lächeln zu überstrahlen. Wie eine Schlange entwand sich diesem Gewoge ein schönheit-schillerndes Weib und schlüpfte hinter den Vorhang in die Fensternische.

„Wußte ich doch, daß Sie hier wären", rief sie, „Sie deutscher Träumer." Dabei berührte sie den Arm des Träumers mit ihrem Fächer. „Wie hat Ihnen der Gesang gefallen?"

„Sie würden so nicht fragen, Marchesa, wenn Sie es nicht schon wüßten. Hätte ich ihn schön gefunden, wie konnte ich Ihnen das sagen. Der Preis der Schönheit gehört nicht auf die Lippen, er gehört in die unentweihteste Tiefe der Seele."

„Und Sie sprechen von dem Stern unserer Kunst und dem Stolz unserer Stadt."

„Eh che? Ich mag nicht, wenn der Mund jauchzt und schluchzt, wovon das Herz nichts weiß. Sie hat diese wonnige Stille erschreckt und mir war, als würde meinem Heiligenbilde die Glorie genommen, vor dem ich in stiller Andacht weltvergessen gekniet habe."

Die Marchesa ließ sich ihm gegenüber auf einen Schemel nieder. In ihren Augen ruhte auch eine italienische Nacht voll süßer Geheimnisse und reizvolle Gedanken wetterleuchteten darüber hin und glühende Gefühle warfen ein Leuchtfeuer über die dunkle schwimmende Tiefe.

Im Saale wurden leise die Tasten des Flügels angeschlagen. Der junge Mann richtete sich ein wenig aus seiner Versunkenheit auf.

„Ah!" machte er tief aufathmend. Drinnen wurde die Mond-

schein-Sonate von Beethoven gespielt. Das waren auch Mondscheinbilder. Die stiegen aus einer deutschen Sommernachtsstimmung der Seele und woben um das Haupt des stillen Hörers einen Sommernachtstraum. Töne schwebten hinaus in die laue italienische Nacht. Unten zogen die Gondoliere die Ruder ein, und der glitzernde Mondenstrahl gebot den plätschernden Wellen Stille. Die Natur schien den Athem anzuhalten, um auf den Flügelschlag deutschen Geistes zu lauschen. Das Klavier schwieg, aber die Luft schien noch voll von Musik. Die beiden in der Fensternische waren verstummt, bis der junge Mann ausrief: „Das ist deutsche Musik", wobei ein Blick des Triumphes seine träumerischen Augen durchzuckte.

„Und ich las indessen in Ihren Augen ein deutsches Gedicht", flüsterte die Marchesa.

Er schwieg. Sie fuhr fort:

„Ich wußte, daß Sie hier waren. Ich weiß auch, daß Sie die Einsamkeit suchen, um einer Sehnsucht nachzuhängen, einer Sehnsucht, welche durch alle Ihre Dichtungen zittert wie ein langgezogener Klageton."

Er lächelte müde.

„Sie sehnen sich nach einem Echo Ihres Ich. Ihnen fehlt eine befreundete Seele. Sagen Sie nicht, die Kunst ist diese Seele, der Sie sich vertrauen können. Es muß eine Seele sein, welche umschlossen ist von Fleisch und Blut. Denn die Thräne im Freundesauge ist der schönste Spiegel für den eigenen Schmerz."

Er blickte in das dunkle Feuerauge, dessen Glut ein feuchter Schleier milderte.

„Marchesa, mein Herz ist ein ausgebrannter Vulkan. Werfen Sie die Funken Ihrer schönen Beredtsamkeit nicht in todte Asche, die erstickt alles. Sehen Sie mich nicht so erstaunt an. Wir Deutschen sind zähe. Wir reißen den Becher der Freude nicht wie Ihr leidenschaftliches Volk an die brennenden Lippen, um seinen Inhalt hinunterzustürzen. In langen durstigen Zügen schlürfen wir das Glück, und fällt uns der Becher aus der Hand, ergreifen wir auch den Leidenskelch und trinken ihn Tropfen für Tropfen. Sein Inhalt reicht für unser Leben. Werfen wir ihn fort, dann wird unser Schicksal dem des Königs ähnlich von dem unser Volkslied singt:

„Dort stand der alte Zecher, trank letzte Lebensglut
Und warf den heil'gen Becher hinunter in die Flut.
Er sah ihn stürzen, trinken und sinken in das Meer
Die Augen thäten ihm sinken — trank nie einen Tropfen mehr."

„Ihre Landsleute pflegen berauscht zu sein von der Pracht unserer Natur."

„Und Lethe zu trinken aus den Augen Ihrer Frauen.

„Und Sie, gerade Sie —"

„Für mich ist das Leben eine **laterna magica**. Ich lasse die Bilder an mir vorüberziehen — **fata morgana**, Marchesa."

„Schlagen aus todter Asche Flammen, wie die, welche in Ihren Dichtungen glühen? Wollen Sie mir sagen, woher Sie dieselben nehmen?"

„Es giebt Stunden im Leben, Daten, welche ihre Geister haben. Glauben Sie an Geister? nein? **benché**. Doch welche seltsame Staf-

sage für das, was ich Ihnen sagen will." Er blickte in die Nacht hinaus. Sie hüllte sich mit dem behaglichen Schauer, welchen man empfindet, wenn man in der Mitternachtsstunde eine Befriedigung seiner Neugierde empfangen soll, in ihr Spitzentuch.

„Seltsame Staffage, um Geister zu citiren? **nulla affatto**", sagte sie.

„Ebbene, Marchesa, also auch nicht zu einer Entführung. Ich will Sie entführen, weit fort in meine schöne, nordische Heimat. Denken Sie sich einen Herbsttag im September. Der Himmel blaut, ein Aethergewölbe über dem Dom der Schöpfung. Nicht wie hier bei Euch, wo er sich wie ein lachender Trug über Euch ausspannt, als wolle er rufen: Freut Euch, ich blende alles häßliche fort mit meinem unwiderstehlichen Licht! Unser Himmel blickt gedankenvoll auf die Erde herab. Er zieht die Seele zu sich empor, höher und höher und sie gleitet an ihm dahin wie die kleinen flüchtigen weißen Wolken. Das Laub der Bäume scheint wie herrliche Mosaik. Die Farben schwimmen und fließen ineinander, und zwischen den gelben und rothen Blättern und denen, für deren zahllose Abtönungen wir keine Bezeichnung mehr haben, sieht eine süße Schwermuth hervor. Wir gehen allein, ich und wer? ich und mein Glück. Die Luft ist so rein. Man denkt nicht daran, daß die Welt Erde ist, und daß der Staub dadurch hinfliegt, sich auf alles legt, es verdunkelt und trübt und schwer auf unser Herz fällt. Jedes Stäubchen in uns, um uns ist verflogen. Unsere Füße rascheln im welken Laube. Es wird immer stiller um uns. Wir sind allein — ich und mein Glück, und die unendliche Schönheit der Natur. Spätsommerfäden fliegen von Strauch zu Strauch, umziehen unser Haupt und weben ein Frühlingsmärchen im Herbstgewande um unsere Stirn. Hier und da steigt in der Ferne ein feines Rauchwölkchen empor. Ein dunkler Schornstein lugt zwischen stillem Gebüsch hervor und blickt träumerisch in die Einsamkeit hinaus. Ueberall träumende Geheimnisse, schlummernde Märchen.

„Das trunkene Auge schweift bis an die Schwelle; aber den Zauber bricht es nicht, um keinen Preis der Welt. O, über den Zauber! Träumen, träumen an der Schwelle des Glücks, wer das ewig könnte! Aber nie, nie eintreten, dann weicht der Zauber, wie es erzählt wird in den alten orientalischen Märchen.

„Der Abend sinkt. Die Tinten, mit denen die Erde gemalt ist — o, welch ein Künstler ist dieser Schöpfer des Weltalls! — scheinen in den Himmel überzufließen, und ihn zu überströmen. Die Abendglocken läuten, und unsere Seelen sind durchzittert, durchflutet von heiligen Friedensklängen. In der Ferne windet sich blinkend ein Fluß. Rothe Haideblumen bücken sich an seinem Ufer, und die Grillen zirpen ihr Abendlied. Dazu schauert das Laub und durch die Natur geht ein Klingen, ein Rauschen und Brausen, von dem man nicht weiß, woher es kommt. Das ist der Choral der Schöpfung. Dann ist alles still. Die Natur schläft."

Der junge Mann strich sich über die Stirne.

„Sehen Sie mich nicht so erwartungsvoll an, Marchesa", sagte er. „Meine Geschichte ist zu Ende. Der Himmel wurde thränenschwer. Die Bäume warfen seufzend ihren Schmuck ab. Meine Ge-

schichte ist zu Ende. Der Herbsttag lebt in meinem Herzen, und das Leben zieht wie ein Panorama daran vorüber. Jedes Jahr bringt seine Erinnerungstage. Der Himmel blaut. Die Bäume rauschen alte Lieder. Die Geister jener Stunden stehen wieder auf und helfen den Sommerfäden Erinnerungen weben. Sie weben und weben und schöpfen und schöpfen, bis die Augen überquellen. Durch diese Thränentropfen blicke ich hindurch, und sehe darin Bilder schwimmen und schimmern. Dieselben fließen ineinander, und daraus wird eine Dichtung."

Die Marchesa spielte mit ihrem Fächer.

„Sehen Sie hinaus", sagte er aufstehend; „die Nacht liegt im Rausch. Dort unten jene Gondeln bergen auch süße Geheimnisse, die Töne der Mandoline gleiten wie ein Hauch durch die Luft. Die Wellen flimmern und zittern — **laterna magica**. Ich bin gefeit gegen den Rausch. Es ist Mitternacht, Marchesa! Die Stundengeister stehen auf. Aus meinem deutschen Vaterlande wehen Herbstdüfte zu mir herüber. Ich sehe die Sirenen nicht, welche ihre Silberarme von dort unten zu mir heraufstrecken. Sommerfäden steigen zu mir empor und umspinnen meine Stirne. Das ist ein deutsches Gedicht. —

„Horch, das Signal zum Souper! Ihren Arm, Marchesa!" Er schlug die Vorhänge zurück. Die Marchesa hielt die Hand schützend vor die Augen gegen das grelle Kerzenlicht.

„Mein Herz ist ein ausgebrannter Vulkan, Marchesa. Nur einmal in jedem Jahr, wenn das Laub sich roth färbt, wecken die Stundengeister den Phönix aus der Asche."

Wiener Brief.

Der Sommer ist zur Rüste gegangen und ein scharfer Nordost gemahnt uns daran, daß der Winter vor der Thüre steht; jäher Temperaturwechsel gehört nun einmal zu den spezifischen Eigenheiten unserer lieben Kaiserstadt. Jetzt wölbt sich ein tiefblaues Himmelszelt über unseren Häuptern, die Luft ist so linde und mild, daß wir uns unter einen wärmeren Himmelsstrich versetzt wähnen, und kaum eine Stunde darauf, schütteln wir vor Frost die Glieder, bedauern, daß wir nicht den Wintermantel angelegt und ersehnen mit sehnsüchtigem Behagen den Moment, in welchem wir, unter schützendem Obdach angelangt, die blaugefrorene Nasenspitze wieder in normalen Zustand bringen, durch den erwärmenden Einfluß von Ofen, Grog und Eierpunsch.

Die Sommerfrischler kehren vom Lande zurück, Schauspielhäuser, Konzertsäle und Vortragshallen beginnen nach und nach sich zu füllen, die Salons werden wieder besucht; noch bilden Fragen nach dem verflossenen Sommer das Gespräch des Tages, aber es knüpfen sich daran schon halb philosophische, halb neugierige Betrachtungen über das, was der Winter wohl alles bringen mag.

Der Schlußeffekt der Herbstsaison hat eine düstere Färbung angenommen. Der letzte Akt in diesem Zeitabschnitte war ein melancholischer; Graf Ferdinand Beust, der einst so viel genannte, aus dem

Deutschen Reich importirte österreichische Staatsmann, ist in seinem Schlosse Altenberg an der Donau, wo er seit Jahren in stiller Abgeschiedenheit lebte, gestorben und hat dadurch noch ein letztes Mal den Tagesblättern Stoff gegeben sich eingehend mit seiner Vergangenheit zu befassen. Im großen ganzen genommen ist er glimpflich weggekommen; man hat seinen liebenswürdigen Eigenschaften, seinem warmen Empfinden, seiner idealen Richtung, Gerechtigkeit widerfahren lassen und ist über die Schwächen des ehemaligen Reichskanzlers ziemlich milde hinweg gegangen. Es ist dies nicht mehr als recht und billig; aber nicht jedem wird diese Milde zutheil und daß man sie hier geübt, daß man für manchen politischen Fehler des Grafen Beust auch jetzt schonungsvoll hinweggeht, beweist, welch' sympathischen Eindruck er in den Herzen der Mitbürger zurückgelassen hat, die ja doch nicht seine Landsleute waren. Herr von Beust ist in das Reich der Schatten eingegangen; von diesem Moment an geräth er bei der großen Menge in Vergessenheit*), lebt die Erinnerung an ihm höchstens in den Herzen der ihm zunächst Stehenden, befaßt sich nur mehr der Geschichtsforscher mit dem Manne, dessen Name Jahre hindurch von so vielen Lippen huldigend genannt ward. Das ist so Brauch der Welt, denn nichts bleibt unersetzlich.

Als unheimliches Schreckgespenst hat ein paar Tage hindurch die Cholera Miene gemacht, die Gemüther zu beunruhigen, zum Glück aber war der Fall, welcher einen wahren Sturm heraufbeschworen und der von sämmtlichen Journalen in ganz überflüssiger Weise ausgesponnen und breitgetreten wurde, nur ein Vereinzelter und Importirter; wir wollen hoffen, daß dieser grauenvolle Würgengel, die Cholera, nicht im Frühling wieder auftauche, um Leid und Trauer über so viele zu bringen.

Die Chronique Scandaleuse, welche hämisch und gehässig unter dem Siegel der Verschwiegenheit immer eine Reihe von Pikanterien aus der vornehmen Gesellschaft zu erzählen weiß, hat in diesem Jahr ihre Thätigkeit noch nicht begonnen. Der schöne Herbst hat viele veranlaßt länger denn sonst den Mauern der Stadt fern zu bleiben und sind sie auch jetzt heimgekehrt, so werden sie doch in den ersten Wochen zu sehr davon in Anspruch genommen, sich wieder behaglich einzuwintern, ihre Toiletten zu ordnen ꝛc., als daß sie ihre Aufmerksamkeit sofort dem lieben Nächsten zuwenden könnten. Das folgt nach und es wird dann auch gewiß mit Zinsen verbucht, was man etwa an pikantem Klatsch sich hat entgehen lassen.

Von unseren Kunstinstituten ist, wenn auch noch nichts epochemachendes, so doch allerlei nicht ganz uninteressantes zu erwähnen; im Kunstverein auf der Tuchlauben, im alten sogenannten Schönbrunnerhause ist als Novität das große Bild des französischen Künstlers Rochegroße „Der Bauernaufstand" zur Ausstellung gelangt; wir nennen dasselbe eine traurige Geschmacksverirrung des talentvollen jungen Mannes, und alle meisterhafte Technik, alle brillante Durchführung versöhnt uns nicht mit den realistischen Greuelthaten, welche der Pinsel des Malers poesielos vor uns entfaltet. Auch die übrigen fran-

*) Er war es schon bei Lebzeiten! (Anmerkung der Red.)

zösischen Bilder, jenes von Boislecomte „Die letzten Augenblicke des Marschall Lannes“ vorstellend, dann Nanteuil „Ceres unterweist Triptolem in der Agrikultur“ und Vos Hubert „Refectorium des Frauenhospitales zu Brüssel“, sind nicht ganz nach unserem Geschmack, dafür begegnen wir sehr hübschen Landschaften von Haanen van Remi, zwei meisterhaften Studienköpfen von Matejko und einigen guten Kriegsbildern von Ajdukiewitsch. Im Künstlerhause hat Josef Hoffmann eine bedeutsame Reiseskizzenexposition, Oelstudien, Aquarelle und Zeichnungen veranstaltet; dieselbe umfaßt vierhundert Nummern und führt uns Bilder aus Dalmatien, Istrien, Bosnien, Böhmen, Helgoland, Sylt und Rügen vor, welche einer eingehenden Besichtigung werth sind und uns Gelegenheit geben, sowohl die Vielseitigkeit, als auch den Fleiß des Künstlers zu bewundern.

In der permanenten Ausstellung sind es eine Reihe von Marinen, welche Mesdag in Amsterdam gebracht, die in erster Linie unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken. Auch ein paar Bilder der Frau Wiesinger-Florian verdienen lobenswerthe Erwähnung, es sind dies thaufrische Wald- und Blumenstücke.

Die Hoftheater haben bis jetzt von Novitäten nichts besonderes zu verzeichnen; die Oper „Marfa“ von Johannes Hagen mußte alsbald vom Repertoire gestrichen werden, da sie in keiner Weise den Erwartungen entsprach, welche man an sie geknüpft; jetzt füllt man die Zeit mit Reprisen aus und harrt der Dinge, die da kommen sollen.

Auch in der Burg wird einstweilen nur Altes geboten, wenn auch in theilweiser Neubesetzung. Baumeister und Bukowic, ersterer seit vielen Jahren ein Liebling des Publikums, letzterer, der ehemalige Direktor des Stadttheaters, der verdienen würde für sein Talent weit mehr Beschäftigung zu finden, als es der Fall, werden beide durch Krankheit momentan von der Bühne fern gehalten. Als nächste Novität, welche Direktor Wilbrandt in Aussicht genommen, bezeichnet man Oskar Justinus vieraktiges Lustspiel „Griechisches Feuer“, in dem die besten Kräfte unserer Hofbühne, mit Ausnahme der Herren Sonnenthal und Levinsky, leider aber auch mit Ausnahme von Frau Mitterwurzer, beschäftigt werden. In den Vorstadttheatern hat man dem Publikum schon allerhand Novitäten geboten; an der Wien die Millöckersche Operette „Der Vizeadmiral“, welche allerdings, durch Anklänge an gewesenes, ihren Schöpfer sofort verräth, dadurch aber durchaus nicht verliert. Girardi vollkommen würdig zur Seite steht Herr Streitmann und auch Fräulein Zimmermann verdient ungetheiltes Lob. Im Karltheater wurde der Reigen der Novitäten mit „Clara Soleil“ eröffnet, einem Schwank von Gondinet und Sivrac, der an französischer Ungenirtheit geradezu unglaubliches leistet und auf einer deutschen Bühne nur durch meisterhaftes Zusammenwirken der Kräfte, wie es hier der Fall, möglich ist. Die Herren Knack, Martinelli und Gutmann bilden ein tadelloses Ensemble, welchem durch Herrn Gimnig und Herrn Witte kein Abbruch geschieht. Frau Marie Schwarz, jetzige Baronin Meysenbug, hat vollkommen das Zeug in sich, eine würdige Nachfolgerin unserer unvergeßlichen Gallmeyer zu werden. Sie erscheint sympathisch in jeder Rolle und man fühlt sich vielleicht gerade deßhalb schmerzlich berührt, daß bei jeder Darstellung, die wir noch

von ihr gesehen, selbst bei den tollsten Schrullen, welche sie vorführen mußte, ein Zug der Melancholie in ihrem Antlitz ausgeprägt war, der unwillkürlich die Empfindung wachrief, daß jeder Ruhmeskranz, welcher die Künstlerstirne ziert, nicht frei von Dornen sein mag. Zapperts Posse: „Das fünfte Rad" konnte sich trotz der leistungsfähigen Tüchtigkeit der Darsteller nicht lange auf dem Repertoire halten; das Stück ist denn doch auch gar zu schwach. Den Reigen der literarischen Vorträge hat in diesem Jahre Professor Alexander Strakosch eröffnet. Er wählte wie gewöhnlich hochklassisches; Schiller, Shakespeare, Heine, und erntete ebenfalls wie gewöhnlich ungetheilten Beifall. Ihm folgte der steierische Poet Rosegger, der infolge Aufforderung des österreichischen Touristenklubs den Mitgliedern desselben durch seine köstlichen Dialektdichtungen vergnügte Stunden bereitete. Die Vortragsabende im Literaturverein werden erst im Laufe des Monats ihren Anfang nehmen, bis jetzt ist noch nicht bekannt, was in denselben uns geboten werden soll. Zu den vielbesprochenen Tagesereignissen gehört schließlich noch, daß, wie der Phönix aus der Asche erstanden, aus einem herabgekommenen, mißkreditirten, politischen Tageblatt über Nacht eine große Zeitung geworden sein soll, ob dieselbe sich zu halten vermag, wird die Zukunft lehren.

Wie alle Jahre, so ist auch heuer Allerheiligen und Allerseelen, das Fest der Todten mit entsprechendem Pomp begangen worden. Die Tausende von Kränzen lassen sich nicht zählen, welche zu jener Zeit hinausgebracht werden auf die verschiedenen Friedhöfe; wie viele davon aus wahrer Herzensempfindung, aus seelischem Bedürfnisse, aus wahrer Pietät niedergelegt werden auf das Grab jener, die da eingegangen sind in das Reich des Schattens, das freilich wollen wir dahingestellt sein lassen. Es giebt nichts poetischeres, als die Blumenspenden, welche man den Todten weiht, aber sie dürfen nicht zur Modesache herabsinken, wie das leider sehr häufig der Fall ist.

Ich habe Ihnen heute berichtet, alles was bis nun des Berichtens werth. Lassen Sie mich in einiger Zeit da anknüpfen, wo ich heute aufgehört, damit Sie den Vorgängen in unserer lieben alten Kaiserstadt nicht fremd werden, sondern, wenn auch nur in großen Umrissen, denselben zu folgen imstande sind.

3. November 1886. Max v. Weißenthurn.

Nippsachen.

Gräfin Sophie d'Agoult, unter dem Namen Daniel Stern als Schriftstellerin bekannt, war 1805 als drittes Kind des Vicomte de Flavigny aus seiner Ehe mit der Tochter des Bankiers Simon Moritz Bethmann in Frankfurt a. M. geboren. Mit 14 Jahren schon galt sie als blendende Schönheit und bald war sie der Mittelpunkt einer Schaar von Verehrern, die der ebenso anmuthigen als auch geistreichen und witzigen jungen Dame leidenschaftlich den Hof machten. Die offenbaren Mängel ihrer Erziehung jedoch, sowie besonders die Heftigkeit ihres Wesens veranlaßte ihre Mutter, sie trotz ihres bereits stark entwickelten Selbstständigkeitsgefühls noch einer starken Hand zur Zügelung zu übergeben, und man wählte dafür das damals weit berühmte Nonnenpensionat Sacré coeur de Marie in Paris, das unter der Leitung der Jesuiten stand. Allein das junge Mädchen war Weltkind durch und durch.

Nach einjährigem Aufenthalte im Kloster kehrte sie in das Haus ihrer Mutter zurück und wurde nun offiziell in die elegante Welt eingeführt, wo sie durch Geist und Schönheit bald zu einer der Berühmtheiten von Paris wurde. 1827 vermälte sie sich. Sie reichte dem um zwanzig Jahre älteren Grafen Charles d'Agoult ihre Hand, einem Offizier von altem Adel und glänzenden Verbindungen bei Hofe. Es war eine Konvenienzheirat; keiner der beiden Theile täuschte sich darüber. Eine sechsjährige Ehe, aus welcher drei Kinder entsprossen waren, lag hinter der Gräfin, als sie die Beziehungen zu Liszt anknüpfte. Er war, trotzdem er fünf Jahre jünger als sie, erst 22 Jahre zählte, doch schon der Meister, dem ganz Europa den Namen des Einzigen gab und den alle, Männer wie Frauen vergötterten. Er hatte schon damals die Frauengunst im reichsten Maße erfahren, allein wahrhaft und stark geliebt hatte er noch nicht. Gräfin d'Agoult suchte ihn in ihren Kreis zu ziehen und nun entwickelte sich zwischen beiden eine tiefleidenschaftliche Liebe. Liszt fühlte das Ungesunde dieses Verhältnisses, in dessen Stürmen und Ungewittern alle Kraft verloren ging. Er suchte es zu lösen, und auch Gräfin d'Agoult schien einen Augenblick lang darauf zu sinnen, da der Tod eines Kindes sie in einen Abgrund von Schmerz stürzte. Allein bald erwachte in ihr die alte Liebe von neuem und trieb sie zu jenem Schritt, der damals in der ganzen Welt Aufsehen machte. Es war im Frühjahr 1835. Liszt wollte Paris verlassen und hoffte, daß die Gräfin in der Stimmung, in welche sie durch den Tod ihres Kindes versetzt worden war, ebenfalls die Nothwendigkeit einer Trennung einsehen würde. Es kam anders; die Gräfin reiste ihm in die Schweiz nach, nach Bern — in Begleitung ihrer Mutter, Mme. de Flavigny, die noch immer ihre Tochter von der Katastrophe zu retten, sie zu bewegen hoffte, mit ihr nach Paris zurückzukehren. Allein eines Morgens pochte es an Liszts Thür: er öffnet und zu seiner größten Bestürzung trug man ihm Koffer ins Zimmer — die Koffer der Gräfin d'Agoult . . . . Den Winter über mußte Liszt, um seinen Pflichten gerecht werden zu können, auf Pariser Boden die Misère des Künstlerlebens durchkosten, während Gräfin d'Agoult in Rohant lebte, die Gastfreundschaft George Sands genießend. Aber nicht lange sollte dieses Zusammenleben der beiden schöngeistigen Damen dauern. Beide Naturen waren so starke Kontraste, daß eine innige Harmonie zwischen ihnen undenkbar war. Liszt schied mit der Gräfin aus Rohant und besuchte letzteres nie wieder. Seine Freundschaft zu George Sand war für immer erschüttert. Nun folgten die sechs Reisejahre Liszts mit der Gräfin von 1835—1840, während welcher in ihm der Entschluß heranreifte, sich von der Gräfin zu trennen. Gräfin d'Agoult hatte ihm drei Kinder, zwei Töchter und einen Sohn, geboren, die alle rechtmäßig seinen Namen trugen, denn er hatte jedes von ihnen sogleich nach der Geburt legitimiren lassen. Er liebte diese Kinder auf das Zärtlichste. Er hatte sich der französischen Sitte, nach welcher die Kinder gleich nach ihrer Geburt Pflegemüttern auf dem Lande übergeben werden, nur aus Nothwendigkeit gefügt. Jetzt wollte er, daß sie vereinigt würden, und zwar im Hause seiner Mutter in Paris. Gegen Mitte November verließ Liszt Italien. Sein Weg führte nach Wien — der Weg der Gräfin mit ihrer Begleitung nach Paris. Franz Liszt und Gräfin d'Agoult sahen sich niemals wieder, aber Liszt in seiner chevaleresken Weise versäumte nie, der langjährigen hochverehrten Freundin bei jedwedem sich ergebenden Anlaß zu schreiben und für ihre Bedürfnisse in zartester Weise Sorge zu tragen. Sein einziger Sohn Daniel, ein hochbegabter Knabe, befand sich einige Zeit in Rom und sollte sich dort zum Maler ausbilden. Er gab jedoch wegen Kränklichkeit diese Laufbahn auf und wollte das Rechtsstudium ergreifen, zu welchem Behufe ihn der Vater nach Wien brachte. Im Herbst 1859 begab er sich zum Besuche seiner Schwester Cosima nach Berlin, erkrankte dort und starb am 13. Dezember 1859. Liszts ältere Tochter Blandine, an Emil Olivier, den letzten Minister des Kaisers Napoleon III., verheiratet, starb im Jahre 1862, wenige Tage nach der Geburt ihres ersten Kindes. Liszts Lieblingstochter, Cosima, das geistige und leibliche Ebenbild des großen Vaters, geistesstark und hochbegabt wie dieser, die trauernde Gattin Richard Wagners sollte Gatten und Vater überleben und dem zum Besuch der Bühnen-Weihfestspiele eingetroffenen Vater die Augen zuschließen.

Die Wandschriftstellerei. Die allgemein menschlichen Neigungen des Volkes bleiben sich durch Jahrhunderte gleich, dies wird unter anderen bewiesen durch Aufschriften auf Mauern an öffentlichen Plätzen und versteckten Winkeln in Pompeji. Roß-

manns Buch „Vom Gestade der Sirenen und Cyclopen" enthält Mittheilungen, nach welchen diese Lapidarinschriften nach Orthographie und Inhalt vor achtzehnhundert Jahren ziemlich dieselben waren, wie diejenigen, welche unsere Zäune und Hausmauern verunzieren. Meistens sind es verliebte Kundgebungen, oft nur der Name der Geliebten mit einem Herzen daneben oder den Namen der Liebesgöttin, z. B. Aphrodite Augustiana („Auguste, Du Engel") oder auch kleine Verse, z. B. „Kleine, Dich lieben viele, Wahrhaft hat Dich nur Celer geliebt". Oft finden sich Frage und Antwort, Bitte und Erhörung in verschiedenen Handschriften neben einander, also eine Art Intelligenzblatt oder „Eselswiese" für Liebende. Bisweilen tobt in dieses Liebesgezwitscher ein grober Nebenbuhler hinein. Oder es kommt ein Griesgram und ärgert sich über dieses Geschmiere von Narrenhänden, kann jedoch nicht umhin, sich in der Entrüstung diesen Schmierbrüdern zuzugesellen, z. B.:

„Wand, ich wundere mich, daß Du nicht in Trümmern dahinsinkst.
Die Du so reichlichem Witz müßiger Schmierer gedient."

Einer sogar, der wahrscheinlich in der Liebe kein Glück hatte, bedroht die Venus in Knüttelversen, die Deutsch etwa lauten möchten:

„Liebende, herbei! Ich will Venus einige Rippen brechen,
Ihrer Schenkel Götterkraft will ich mit dem Knüppel schwächen:
Kann sie mir das Herz zerreißen,
Kann ich ihr den Kopf zerschmeißen." B.-R.

Deutsche Spione in Frankreich. Folgenden originellen Artikel bringt ein Pariser Blatt: „Giebt es ein Mittel, die stets wachsende Ueberflutung Frankreichs mit preußischen Spionen zu hintertreiben? Die Spionage in Preußen ist, wie man aus folgendem ersehen wird, bewunderungswürdig organisirt. Ihr Personal rekrutirt sich weder aus der bürgerlichen Gesellschaft noch aus der Polizei, sondern es besteht im deutschen großen Generalstab eine Organisation, welche ungeheure Dienste erweist und die bei uns (in Frankreich) gänzlich fehlt, wenn ein deutscher Offizier von Ehrgeiz beseelt ist, so bittet er um eine „mission civile". Erhält er diese, so bricht er auf, durchreist namentlich Frankreich und Rußland, beobachtend, zeichnend, hörend, fragend, forschend, notirend, kurz — spionirend. Bei seiner Rückkehr bringt er werthvolle Meldungen heim. In Preußen mißt man diesem Dienst eine solche Wichtigkeit bei, daß zu ihm nur die unterrichtetsten Offiziere, also die Ingenieure und Artilleristen, zugelassen werden. Die Offiziere, die sich ihres Auftrages geschickt erledigen und sich z. B. in die Bureaux eines Ministeriums eingeschlichen und dort wichtige Akten abgeschrieben, abgezeichnet oder gestohlen haben, ebenso die, welche unter falschen Namen in unseren Werkstätten, Arsenalen und Bauplätzen gearbeitet haben, werden nach ihrer Rückkehr zu einem höheren Grade befördert. Es liegt auf der Hand, daß die Erfüllung solcher „Missionen" mit unseren Sitten und Anschauungen unvereinbar ist, und daß unsere Offiziere niemals einen solchen Auftrag übernehmen würden. Aber warum verwendet man dazu nicht Polizisten? (Folgt eine lange Anweisung, wie das zu machen sein würde.) Es ist hohe Zeit, daß wir Maßregeln gegen die schamlose Spionage ergreifen, deren Opfer wir sind. Die Deutschen und Italiener geben sich ganz dieser Spionirarbeit hin. Bald ertappt man zwei deutsche Offiziere, wie sie die Forts von Lille abzeichnen; bald zeigen sich ganze Banden deutscher Offiziere an den Vogesengrenzen. Vor drei Jahren war ein Sergeant des 31. Infanterieregiments damit beauftragt, die Befehle von einem Bureau zum andern zu tragen. Unterwegs erbrach er die Briefe und nahm Abschriften von ihnen. Eines Tages ertappt und zu mehreren Wochen Arrest verurtheilt, desertirte er nach Verbüßung seiner Strafe. Dieser Sergeant war aber ein preußischer Unterlieutenant, dessen Vater Oberst und dessen Bruder Lieutenant in der deutschen Armee ist. Besagter Vater kommandirt ein Regiment in Ulm. Wir selbst haben mit eigenen Augen gesehen, wie der Marschall von Moltke in Begleitung eines Sekretärs, der angeblich sein Neffe und Adjutant war, auf der neuen Straße zwischen Mentone und Nizza spazieren ging und wie beide mit einem Glase unsere Befestigungswerke, namentlich von Eze, beobachteten. Beide begaben sich zu Wagen nach Beaulieu, ließen sich hinter der reizenden, Herrn Marinoni gehörigen Villa absetzen und beobachteten genau das kleine Fort, das dort gebaut ist. In diesem Augenblicke gingen wir, empört über das Gebahren dieser beiden

— Vergnügungsreisenden, dicht an ihnen vorbei und konnten, rasch einen Blick auf ihr Album werfend, genau erkennen, daß sie das Fort von Eze abgezeichnet hatten."

Im Aetherrausch. Viele Berliner entsinnen sich wohl noch des sogenannten „Aetherfritzen", eines hochbegabten Mannes, der unheil- und unrettbar der Leidenschaft des Aethers verfallen war. Manchen Beitrag, der sich günstiger Aufnahme zu erfreuen hatte, verdankt die Berliner „Vossische Zeitung" seiner Feder, alle Versuche aber, ihn von seiner Leidenschaft zu heilen, scheiterten. Mehrmals war er nach Amerika hinübergefahren, weit in die Prairien Mexikos hinein, doch auch dort wußte er sich Mittel und Wege zu verschaffen, um wieder in den Besitz von Schwefeläther, dem Teufel, dem er zu entfliehen suchte, zu gelangen. Nachdem er vor mehreren Jahren wieder die Fahrt übers Weltmeer unternommen hatte, ist er seither verschollen. Jetzt macht in Brüssel eine Persönlichkeit von sich reden, die derselben Leidenschaft verfallen ist. Der französische Graf Paul de Richmond hatte sich dem Aetherkultus so ergeben, daß man ihn nach Charenton überführen wollte, aber er entwischte seinen Wächtern und entfloh nach Brüssel. Hier ergab er sich mit neuem Eifer seiner Leidenschaft — er steht unter gerichtlicher Vormundschaft und erhält monatlich 1500 Francs — und verübte solche tolle Streiche, daß man ihn endlich festnahm und in das städtische Hospital überführte, von wo man ihn dieser Tage als „vollkommen geheilt" entließ. Kaum hatte er die Thore hinter sich, als er sich einen Wagen nahm, zur englischen Apotheke fuhr, sich drei Flaschen Schwefeläther kaufte und mit Gier ihn einsog. Dann nahm er sich einen zweiten, dann einen dritten und vierten Wagen — in allen fröhnte er der Aetherlust — schließlich war er so sinnlos geworden, daß der letzte Kutscher aus ihm kein Wort mehr herausbekam und ihn zur Polizei fuhr. Hier erkannte man ihn sofort als den Grafen Richmond, der erst vor wenigen Stunden das Hospital verlassen. Man beschloß, ihn an die französische Grenze zu schaffen und seiner Regierung zu übergeben.

Die Skala des Kindersegens. „Die Statistik", diese strenge Wissenschaft, ist der Dichter wider Willen. Sie umfaßt alle Gattungen der Dichtkunst, ist Romantiker, Epiker, Lyriker, Dramatiker, Humorist, ja, sie erzählt Possen und Burlesken. Schon die kleine Tabelle der Geburtenfolge mit wenigen Zahlen überzeugt uns. Wir haben diesen kleinen Artikel „die Skala des Segens" überschrieben, und der verehrte Leser wird verständnißinnig nicken, wenn er erfährt, daß der Segen der Ehe vom ersten bis zum zwanzigsten Kinde klassifizirt ist. Doch vertiefen wir uns etwas in diese Skala. Im Jahre 1884 sind in Berlin 40,090 eheliche Kinder geboren. Als erste Kinder sind 8453 geboren. Gewiß sind bei diesem ersten Ereigniß Vater und Mutter überglücklich gewesen. Nach bangem Hoffen und Harren halten die Eltern das erste Pfand des Segens in der Hand. Dieser Punkt ist der Siedepunkt in unserer Skala, auch beim zweiten Pfande, das in 7457 Exemplaren der Himmel verschenkte, sind die Eltern sehr glücklich. Sehr glücklich sein ist immer noch ein angenehmer Zustand, der durch das dritte Pfand der Liebe 5260 Mal in einen recht glücklichen verwandelt wird. Doch der Himmel ist noch gnädig, 5091 Mal beschenkt er die Familie mit dem vierten Kinde, die sich dadurch glücklich fühlt. Mit dieser Periode hat aber das Romantische sein Ende, mit dem fünften Sprößling, den jetzt an Stelle des Himmels das Schicksal schenkt, und der 3994 Familienhäupter angenehm überrascht, beginnt das Lyrische. Dieses beherrscht auch beim sechsten Knaben oder Mädchen, die nur noch überraschend eintreffen, in 2858 Fällen das Feld. Ebenso erscheinen unverhofft die siebenten in 2120, die achten unerwartet in 1411 Ereignissen. Vom neunten bis zwölften Kinde beherrscht das dramatische Element den Plan in den betroffenen Familien. Die Vorsehung verleiht danach in 875 Fällen das neunte Reis; Bestimmung ist es, daß 556 Mal das zehnte Engelchen zu Sterblichen herniedersteigt. Das Schicksal will 342 Väter und Mütter erinnern, den § 11 der Ehe ja nicht zu vergessen; das Fatum beglückt 223 nette Familienkreise, um das Dutzend voll zu machen. Vom dreizehnten bis zum zwanzigsten Kinde herrschen Humor, Posse und Burleske. Es ist hier nicht mehr möglich, charakteristische Unterscheidungsmerkmale für jede einzelne Klasse zu erkennen. Wir geben daher nur die Zahlen, und die Phantasie des Lesers mag dann die Dekoration der Ereignisse angemessen ausmalen. Es wurden als dreizehntes Kind geboren 132, als vierzehntes 82, als fünfzehntes 37, als sechzehntes 17, als siebzehntes 7, als achtzehntes 6, als neunzehntes 4, als zwanzigstes 6. Nun, das letztere genügt,

und wenn eine neugierige Leserin noch fragt: was herrscht denn nach dem zwanzigsten Kinde für eine Dichtungsgattung? so antworten wir: „Da hört schließlich alles auf.“

Von einem originellen Mahl berichtet der Pariser „Figaro“. Lisbonne, Besitzer der grotesken „Kneipe zum Bagno“ in Paris, in welcher die Kellner in der Tracht von Galeerensträflingen mit der traditionellen Kugel am Beine figuriren, hat in diesem Etablissement so glänzende Geschäfte gemacht, daß er es als seine moralische Pflicht erachtete, durch einen ganz aparten Akt seinen Dank abzustatten. Er veranstaltete ein großes Gratisessen für die Armen, bei dem nicht weniger als dreitausend Personen in fünf Abtheilungen von je sechshundert Köpfen gespeist und getränkt worden sind. An langen Tafeln nahmen die Gäste des großmüthigen Kneipenbesitzers Platz, und die als Galeerensträflinge gekleideten Aufwärter hatten alle Hände voll zu thun, um die Hungrigen und Durstigen zu bedienen. Das Menu bestand aus Suppe, Rindfleisch, Bohnen und Käse; dazu gab's als Getränke Wein, Kaffee, Cognac und Bier. Die Polizei hatte eine ziemlich zahlreiche Ueberwachungsmannschaft entsandt, doch fand dieselbe keinen Anlaß zum Einschreiten, alles verlief in Ruhe und Ordnung. Das ganze Gastmahl kostete dem Citoyen Lisbonne nicht mehr als tausend Francs, denn der ehemalige Kommunard ist nicht nur freigebig, sondern auch zugleich sehr praktisch und alle seine ständigen Lieferanten hatten gewichtige Beisteuern in Naturalien zu liefern. Reden und Toaste gabs nicht. Ein jeder trollte sich, sobald er abgespeist hatte, von dannen. Von den dreitausend Gästen fand es nur ein einziger für angemessen, sich beim Wirthe zu bedanken. Lisbonne hat offenbar das Bedürfniß gefühlt, von sich sprechen zu machen, aber sei's darum; eine Reklame, die in einem Akte der Wohlthätigkeit besteht, kann man sich schon gefallen lassen.

Bühnen-Heiraten in England. Blackstone vergleicht den Bau der englischen Gesellschaft mit einer Pyramide. „Eine Rangskala“, meint er, „mit einer Menge von Stufen geht von dem Bauer aufwärts bis zum Fürsten, indem sie wie eine Pyramide von einer breiten Grundlage aus, allmählich abnehmend, emporsteigt und endlich bis zu einem einzigen Punkte sich abspitzt.“ Er hat darin recht. Und dennoch kommen viele, viele Ausnahmen vor. So haben auch die Bestimmungen, welche die Engländer über die Heiraten zwischen denen von hohem und denen von niederem Geschlechte gemacht, neue Brücken und Thore zwischen beiden gebaut. Die geringe Frau wird vollständig zu der Würde ihres Mannes erhoben, gelangt durch das Thor der Ehe mitten in den Adel hinein und wird aller Rechte einer Edeldame theilhaftig, ebenso wie die geborene Lady, wohingegen bei uns eine solche Dame meistens in dem Vorhofe der Adelsburg bleibt oder in der Mitte der Burg des Adels und der Burg der Bürgerlichen schwebt, wo sie, wie die neugebackenen Edelleute, von dem Geschützfeuer aus beiden Festungen getroffen wird. So führt eine Nummer des „Foreign Quarterly Review“ aus dem Jahre 1844 beinahe ein Dutzend Heiraten auf, durch welche damals bloß die Bühne mit dem „high life“ in die innigste Verbindung gesetzt worden war: Lady Herbert heiratete Beard, den Sänger; Lady Bertie heiratete Gallini, den Tänzer; und Lady Strangeway den Schauspieler O'Brien, Mrs. Robinson wurde Lady Peterborough, Lavinia Fentor Herzogin von Bolton, Miß Bolton Gemalin von Lord Thurlow, Miß Brunton Gattin von Earl Craven, Miß Farren gab ihre Hand dem Earl von Derby, Harriet Mellow die ihrige an den Herzog von St. Albans und Miß O'Neill wurde die Gattin von Sir Brixon Bucher, — „ein Verzeichniß“, fügt das Journal hinzu, „das noch durch verschiedene andere Namen vermehrt werden könnte“, und das, setzen wir hinzu, in der Neuzeit besonders an Umfang gewonnen hat.

Adelina Pattis Heim. Vor Beginn jedes Konzertes erhält die Diva ihr Honorar — wir kennen seine Höhe — ausbezahlt, denn die Göttliche, der goldenen Töne aus der Kehle strömen, hat, so erzählen alle Biographien, den Werth des Goldes zu würdigen gewußt. Aber der künstlerische Geist faßt den sparsamsten Künstler an einer schwachen Seite — so hat Adelina Patti den Stolz, ihr Heim zu schmücken und fürstlich auszustatten. Wie wohnt die Patti? In der Regel im Hôtel, im Schlafcoupé des Wagens, zur Zeit ihrer Ruhe aber als englische Schloßherrin in einem reizenden Schlosse in Süd-Wales. Hier umfängt sie tiefe Einsamkeit. Sie hat das Bedürfniß, Ruhe zu genießen nach lärmenden, rauschenden Erfolgen. Man fährt von London acht Stunden mit dem Kurierzuge, dann zwei Stunden

mit einer Lokalbahn, ehe man der Patti in die Nähe kommt. Auf einer Station — sie ist namenlos, ein armseliger Haltepunkt — steigt der Gast der Patti aus. Er steht inmitten eines dichten Waldwinkels. Der Haltepunkt hat kein Wartelokal, nicht den vielverlachten gewöhnlichen Stationskomfort. Man ist in förmlicher Einöde. Den Weg zur Patti kann man nicht finden, denn man sieht niemanden, der ihn zu zeigen vermöchte. Wehe dem Impresario, der die Göttliche ohne Einladung besuchen wollte! Er müßte hier verhungern, denn es ist auch kein Gasthaus in der Nähe. Die Geladenen erwartet dagegen ein elegantes Gefährt: Wagen, Pferde, Kutscher — alles first rate. Die Fürstin des Gesanges rivalisirt hierin mit den Fürsten des Landes. Wieder zwei Stunden Fahrzeit, und das Patti-Schloß steht vor uns. Ein stolzer alter Bau — man lese die Schilderungen im Walter Scott nach — vor dem hohe Bäume Wache halten und in dessen Mauern ein Stück englischer Grafengeschichte begraben liegt. Um 800,000 Francs hat die Patti das Schloß erworben. Das Dreifache hat sie seitdem für diesen vornehmen Sitz verwendet. Die Nachtigall verjüngt die Stätte, auf der einst Adler und Falken gehaust. Das Schloß ist umgebaut worden nach Plänen erster Architekten, die Kunst der berühmtesten Dekorateure hat es verschönt. Speisesäle mit Gobelins alter Meister. Empfangssalons, von schlanken Säulen getragen, Billardzimmer für Herren und Damen füllen das Parterre; die Wohnräume liegen im ersten Stocke, rechts die der Adelina Patti, links die ihres Gatten Nicolini, des berühmtesten Forellenfischers in der Umgegend des Patti-Schlosses. Unsere Schilderung wäre mangelhaft, vergäßen wir, daß des Abends elektrische Beleuchtung das Patti-Schloß feenhaft erhellt und daß, um es in Stand zu halten, zweiundvierzig Dienstleute nöthig sind, die unter Führung eines deutschen Haushofmeisters stehen.

Eine Königs-Wittwe. Als solche, als Wittwe einer leibhaftigen und reellen Majestät, lief vor einigen Monaten das ehemalige Fräulein Elise Heißler unangefochten durch alle Blätter Deutschlands. Auch sämmtliche Berliner Zeitungen haben die bis zum Königsthron von Portugal avancirte bürgerliche Dame dem sonst als zuverlässig bekannten Gothaischen Hofkalender unbefangen nachgedruckt und dabei ganz übersehen, daß die portugiesische Königs-Wittwe zur linken Hand ein begründetes Anrecht hat, ihren Mädchennamen gerade in Berliner Blättern korrekt wiedergegeben zu finden. Denn die trauernde Wittwe am Strande des Tajo, so theilt das „Berliner Tageblatt" mit, ist ein echtes und rechtes Berliner Kind: Tochter der Wittwe Heißler, der Inhaberin eines in den fünfziger Jahren vielbesuchten Gartenrestaurants. Elise Heißler — das ist ihr richtiger Name — und ihre drei Schwestern waren bildhübsche Mädchen, schönere Wirthstöchter gab es nicht weit und breit, als die vier Mädchen der Wittwe Heißler, deren Gartenwirthschaft „Zur einsamen Pappel" damals noch vor den Thoren Berlins genau auf dem Terrain stand, auf dem heute der Prachtbau mit den Restaurationslokalitäten zum Kurfürstenwirthshaus (an der Potsdamer Brücke) sich erhebt.

Der hübsche Vorgarten, mit einer hochragenden Pappel als Wahrzeichen, konnte an schönen Tagen den Strom der Besucher nicht fassen, zu denen die für die vier Grazien schwärmende jüngere und auch ältere Herrenwelt natürlich ein erhebliches Kontingent stellte. Die vier jungen Mädchen, wirklich Schönheiten ersten Ranges, waren dabei, was man helle Berliner Kinder nennt, und hatten alle den Drang nach etwas „höherem". Wenn uns unsere Erinnerung nicht täuscht, so sind mindestens zwei Schwestern zur Bühne gegangen, und Elise, die jetzige Königswittwe, macht als Dame vom Ballet von sich reden. Durch welche Verkettung von Umständen sie den gewaltigen Sprung von den weltbedeutenden Brettern in das Königsschloß zu Lissabon zu vollführen vermochte, konnten wir nicht ermitteln, jedenfalls hatte sie bei ihrer Vermälung mit dem König Ferdinand, der ihre Erhebung zur Gräfin von Edla voranging, die erste Jugendblüte schon hinter sich. Eine der Schwestern war bis Mitte der siebziger Jahre ein sehr beliebtes Mitglied des Wiener Karltheaters und zugleich eine Art von Orakel für alle in Toilette-Nöthen befindliche Damen der großen Welt. Die Heißler wußte unfehlbar, was chic und elegant war; ihre Toiletten waren berühmt und tonangebend. Diese Dame soll übrigens seit längerer Zeit schon nach ihrer Vaterstadt Berlin zurückgekehrt sein und das otium cum dignitate genießen. Vielleicht bekommt auch die Königs-Wittwe an der fernen Küste des atlantischen Ozeans bald Sehnsucht nach dem schönen Berlin und entschließt sich zu

einem Besuch der Stätte, wo ihre Wiege gestanden und wo sie ihre ersten Triumphe gefeiert.

Bei der Herzogin von Medina de las Torres, ersten Hofdame der Königin Christine, wurde neulich folgende Geschichte erzählt: Unter den Schmucksachen, welche König Alfonso seiner ersten Gemalin Donna Mercedes schenkte, befand sich ein kostbarer Ring mit einer prachtvollen, von Diamanten umgebenen schwarzen Perle. Die Königin liebte diesen Ring sehr und trug ihn, bis sich ihr Auge für immer schloß. Hiernach schenkte der König dieses Juwel seiner Schwester Pilar, die ihn darauf ihrerseits bis zu ihrem Tode trug. Der dem jungen Fürsten durch die sich daran knüpfende schmerzliche Erinnerung doppelt lieb gewordene Ring blieb nunmehr in seinem Besitz und er ließ ihn nicht mehr vom Finger. Er trug ihn bis zu seinem Ende. Die Königin Christine hat gezaudert, den verhängnißvollen Ring anzulegen, und ihn schließlich mit ihren Schmucksachen verschlossen. Ein Spaßvogel hat vorgeschlagen, man möchte den Ring doch Don Carlos schicken, worauf ihm erwidert wurde, daß er bei dem Prätendenten seine Kraft verlieren dürfte, da ihn dieser doch vermuthlich aufs Leihhaus tragen würde.

Salon-Büchertisch.

Landläufige Geschichten aus Dorf, Stadt und Alm. Von August Silberstein. Zwei Bände. Leipzig, A. Unflad.

Das innige Behagen, das einen überkommt, wenn man ein paar Stunden mit einem frohen, guten, tieffühlenden Menschen verplaudert, flößen uns diese landläufigen Geschichten ein. In einem treuherzigen, heiteren und doch zart und tiefbewegten Tone wird uns da das Schicksal liebenswerther Leute, namentlich prächtiger Hochlands- und Dorfgestalten erzählt. Mit eben diesem Ton, dieser ungesuchten, einfachen, ganz eigenartigen Ausdrucksweise thut es Silberstein jedem, wir sagen es ausdrücklich, jedem Dorfgeschichtenschreiber zuvor. Mit den einfachsten Mitteln vermag der Dichter zu Thränen zu rühren und ebenso sicher hat er es in der Macht, den Leser zur Heiterkeit, zum Lachen und Glücklichsein zu stimmen. Die Konflikte, welche seinen Erzählungen zugrunde liegen, sind dabei immer gesund, echt und tief, herzerschütternd sogar in den Erzählungen: „Drei Weihnachten", „Das Engerl im See" und anderen. Reizend erzählt, zu Anfang fein, ergreifend und am Schlusse prächtig überraschend ist die Dorfgeschichte „Die Braut im Strohkranz." Ganz wunderbar versteht es der Dichter, Landschaften zu zeichnen. Die Schilderung des nächtlichen, durch die Glut des Kohlenmeilers durchleuchteten Waldes wirkt hinreißend schön, ebenso das Bild des Mondsees im abendlichen Sonnenglanz, das dem Anfang des „Engerl im See" zum Hintergrunde dient. Besonders hervorzuheben bleibt uns noch die meisterhafte Art der Dialektbehandlung Silbersteins. Möge das liebe Buch mit seinen vielen Schönheiten vielen zur Freude und zur Erhebung dienen.

König Nobel. Ein Bilderbuch von Fedor Flinzer und Julius Lohmeyer. Verlag von Wiskott in Breslau. Um alles erschöpfend zu sagen, was an diesem Buche reizend und prächtig ist, müßte man wieder ein Buch schreiben. Dem Titel nach speziell für Kinder bestimmt, wendet es sich im besten Sinne an die Jugend, nämlich an alle Herzen, die jung geblieben sind und mit jugendlicher Freude und Frische Schönheit, Witz und Schelmerei zu genießen wissen. Es ist ein Erzschelmenstreich unseres alten Freundes Reineke Fuchs, den uns der allbeliebte J. Lohmeyer in köstlichen Versen erzählt und den uns Fedor Flinzer, der unter dem Namen Katzen-Flinzer längst volksthümlich bekannt ist, in geradezu unvergleichlichen Bildern darstellt. Jedes dieser Bilder könnte man stundenlang beschauen und fände immer wieder neue feine humoristische Einzelnheiten, überraschende Züge heraus. Jede Beziehung des Gesellschafts- und Volkslebens finden wir hier durch die Thiere zum Ausdruck gebracht. Wie fein muß der Künstler das Leben und auf der anderen Seite seine Lieblinge, die Thiere, studirt haben, um solche hinreißende Wirkungen zu erzielen. Schon das Titelblatt, auf dem das Herrscherpaar Nobel mit seinen Sprößlingen, ein paar drollig lieben Geschöpfchen mit frappanten Menschenmanieren dar-

gestellt ist, läßt den Beschauer schwer los. Entzückend ist das Bild, die Königin im Theater darstellend. Diese unnachahmliche Grandezza, dieser einzige hoheitvolle Ausdruck ist durch Worte nicht zu schildern! Jedes Blatt bietet überraschendes. Hier Frösche als Kunstreiter, ein Wettradfahren von jungen Hühnern, den Affen Bezzo als Hofvirtuosen, ein geputztes Schweinchen als bouquetüberreichende Bürgermeisterstochter, freche Hündchen als Gassenbuben u. s. w. Wie wunderbar hat nun Julius Lohmeyer verstanden, die lustige Geschichte in lustigen Versen zu erzählen. Flott und leicht, immer prägnant, oft mit überraschend hübschen Wendungen fließen die Strophen dahin. Jeder Erwachsene muß sich daran freuen und die Kinder werden gewiß wetteifern, sie im Gedächtniß zu behalten. Wir rathen unsern Lesern von Herzen: Kauft das liebe Buch und legt es euern Kindern auf den Weihnachtstisch — und habt ihr keine Kinder — so kauft es doch; ihr werdet, ihr müßt euch daran freu'n!

Die vor zwei Jahren im „Salon" zuerst erschienene Dichtung **„Renate"** eine Künstlergeschichte vom Rhein", von Ludwig Soyaux, welche später bekanntlich in reizender Buchausstattung von dem Verlage von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig auf den Büchertisch gebracht wurde, hat die Aufmerksamkeit vieler Freunde der Poesie und Literatur erregt und im Publikum rasch Eingang gefunden. Auch die Presse und die kritischen Literaturorgane sprachen sich sehr günstig und anerkennend über das Werkchen aus, das auch in der Musikwelt Beachtung fand. So macht der Musikschriftsteller Dr. Paul Simon in der von Robert Schumann begründeten altbekannten „Neuen Zeitschrift für Musik" vom 25. Juni 1886 folgende Bemerkungen über das Buch:

„Die häusliche Erziehung, die immer mehr einer materialistischen Weltanschauung huldigt, die mit Beruf und Geschäft verknüpften Sorgen des täglichen Lebens, endlich die Demokratisirung in Kunst und Literatur, alle diese Faktoren tragen dazu bei, den Sinn für das Ideale abzustumpfen. Das öde, beschränkte Philisterthum anerkennt und findet meistens nur das schön, was sich innerhalb seiner spießbürgerlichen Sphäre bewegt, seine Sprache redet und über die Trivialität nicht hinausgeht. Die Kunst und Literatur wird von vielen höchstens als flüchtiges Unterhaltungsmittel, nicht als eine bedeutsame und wichtige Bildungsmacht des Lebens angesehen.

Da ist nun ein Buch wie dieses, das wohl geeignet erscheint, den Sinn für das Schönheits-Ideal zu beleben, freudig zu begrüßen. Hier ist Wärme, Sonnenschein, Herzlichkeit und liebenswürdiger, erquickender Humor zu finden, nicht jener ätzend-zersetzende Spott bekannter Berliner Mache, der nur verletzt.

Es ist die Geschichte eines jungen Talents, das den unwiderstehlichen Drang zur Bühne in sich fühlt und als Sängerin, nachdem sie die Lehrjahre durchgemacht, Glanz und Glück, aber auch Theater-Intriguen und Kabale kennen lernte. Lieblich-idyllische Bilder wechseln mit dramatisch-kräftigen Scenen ab. Kein nach der Nachtlampe riechendes Stubenprodukt ist es: an der Naturwahrheit der lokalen Scenerie und der handelnden Personen, an der konsequenten Durchführung der Charaktere merkt man, daß der Dichter nicht nach Schemen, sondern aus frischer Empfindung und eigener Anschauung nach Modellen von Fleisch und Blut arbeitete. Wer mit den einschlägigen Verhältnissen vertraut, wird z. B. unschwer in dem wackeren Professor Rübiger, den leider zu früh dahingeschiedenen Leiter des Konservatoriums einer großen rheinischen Musikstadt wiedergespiegelt finden. Das Buch hat gerade deßhalb Anspruch, hier besprochen zu werden, weil es eine ganz eigenartige Spezialität, eine Musik-Novelle in Versen ist und Musik- und Opernzustände kenntnißvoll schildert. Formensicherheit und flüssige Melodik der Sprache treten uns in den wohllautenden, klangreichen Versen entgegen. Das „Schwalbenlied" ladet förmlich zur Komposition ein. Dabei ist's nicht bloße lyrische Gefühls- und Stimmungspoesie, sondern auch stofflichen Inhalt, Gedankenreichthum und Tiefe kann man hier finden, und ein gutes Stück dramatischen, natürlich empfundenen Lebens. Warme Hingabe an Natur und Kunst leuchtet überall hervor. — Das Buch ist übrigens buchhändlerisch hübsch und geschmackvoll ausgestattet und wohl geeignet als sinnige Festgabe, besonders für kunstfreundliche und kunstfreudige Herzen!" —

Unser Bildertisch.

Heimfahrt von der Jagd auf dem Königssee. (Mit Illustration.) Es war ein ergiebiger Jagdtag droben in den Bergen gewesen. Die Büchsen hatten geknallt, daß es eine Lust war und der Förster Berndt vom Königssee war ganz besonders vom Jagdglück begünstigt gewesen; er hatte einen Hirsch und einen Gamsbock — die Hauptbeute des Tages — zur Strecke gebracht. Nach Schluß der Jagd ward im Gasthaus „Zum braunen Hirschen" von der Jagdgesellschaft Rast gemacht; der Wirth hatte für ein gutes Mahl gesorgt und ein trinkbar Maß Bier nicht vergessen. Bei Tische ging es gar lustig her und die Jagdgeschichten und Waidmannsschnurren, oft von sehr zweifelhafter Qualität, flogen herüber und hinüber. Am Himmel zogen sich indessen schwarze Wolken zusammen, welche auf ein drohendes Unwetter schließen ließen und der Förster hielt es für das Gerathenste, aufzubrechen, denn die Fahrt über den Königssee ist bei Sturm und Gewitter ein gefährlich Ding, zumal in dem morschen Einbaum, den der Fährknecht Seppl allein zur Verfügung hat. Auf dem See machte sich auch bald das herannahende Ungewitter bemerkbar; die Berge zogen ihre Sturmhaube auf, die Landschaft hüllte sich immer mehr in ein trübes Grau und die Wellen des Sees gingen hoch und spitz, während ein kalter, rauher Wind stoßweise aus den Seiten-Thälern hervorblies. Da hieß es denn mit aller Anstrengung rudern, um noch vor dem Losbrechen des Unwetters das Ufer zu gewinnen. Der Seppl legte sich auch ordentlich dahinter und auch der Förster faßte ebenso kräftig mit dem Ruder in die Wellen. Noch waren sie etwa hundert Ruderschläge vom Ufer entfernt, da brachs los, furchtbar gewaltig; der Donner rollte und prasselte in den Bergen, grünfahle Blitze zuckten unheimlich über den See, der Regen brauste in Strömen vom Himmel und die Wellen umstürmten gewaltig das Boot, das sich schon mit Wasser zu füllen begann. Da — noch ein paar gewaltige Ruderschläge, die der Kraft der beiden alle Ehre machen, und das Boot kommt in seichtes Fahrwasser. Hurtig springt Seppl ins Wasser, das ihm bis über die Kniee reicht und so bugsirt er das Fahrzeug, bis es auf den gelben Uferstrand stößt. Besorgt stehen schon einige Leute am Ufer und die Frau Försterin und ihr schmuckes jugendliches Töchterlein, die reizende Resi, welche schon Todesangst um den Vater ausgestanden hatten, eilen dem Vater fröhlich entgegen. Es ist ein herzlicher Empfang und das Töchterlein hängt glücklich am Halse des Vaters. Wie aber staunt sie über den Prachtgamsbock, den der Vater geschossen. „Vater", sagt sie schelmisch und zugleich etwas verschämt, als sie endlich unter Dach und Fach in dem dicht am Ufer gelegenen Forsthause sind. „Vater, den Gamsbart krieg' ich, gelt, Vater?" — „I, was willst Du denn mit dem Gamsbart?" giebt der zurück. „Willst'n wohl gar für jemand anderes?" — „Ja, Vater!" spricht Resi, indem eine hohe Glut ihre Wangen bedeckte. — „Na, für wen denn?" — „Für den Schatz!"

In der Schänke zum stillen Vergnügen. (Mit Illustration.) Wie kneipt oder vielmehr knipp, da uns die gemüthlichen Zecher um 200 Jahre zuvorgekommen sind — es sich urbehaglich in der alten Klause. Die beiden gemüthlichen Kumpane lassen sichs bei vollen Krügen wohl sein im lauschigen Winkel der stillen Schänke. Das Recht der Stammgäste — und das sind die beiden biedern Zecher — ist es, in Kneipen die dralle Kellnerin in das runde Kinn zu kneipen, woher vielleicht der Name Kneipen für solche Schänken herrührt. Die alten Schäfer können mit den Schülern im Faust sagen: „Ein gutes Bier, ein beizender Tabak und eine Magd, wenn auch nicht im Putz, das ist so mein Geschmack!"

Die kranke Puppe.

(Mit Illustration.)

Nun, wie finden Sie das Kind?
„Sie hat immer noch stark Fieber,
Das ist der böse Nordostwind;
Doch scheint die größte Gefahr vorüber.
Wie war der Appetit indessen?"

Seit gestern hat sie nichts gegessen.
Mein Bruder bracht ihr heute früh
Dies Törtchen mit, das möchte sie;
Allein ich wollte doch nicht wagen,
Ohne Herrn Hofrath erst zu fragen.

„Es ist immer bei dem Zeug
Zuviel Gewürz und Butterteig.
Mit Erlaubniß, ich will es doch versuchen.
Hm! — eine Art von Mandelkuchen."

Herr Hofrath! Sie vergessen sich,
Sie essen ja ganz fürchterlich.
Alle Achtung vor Ihrem großen Hut,
Aber Sie haben besondre Manieren!

„Pardon! das Törtchen war ganz gut,
Lassen Sie nun eben das Mixtürchen repetiren.
Wir sehen ein paar Tage zu.
Ihr Diener!" Gute Nacht! „Recht angenehme Ruh!"

Eduard Mörike.

Eine Fuchshetze, wie sie unsere letzte Illustration darstellt, ist ein Hauptvergnügen der vornehmen Nimrodsgemeinde. Auch der Hase wird gehetzt, aber das Vergnügen ist nicht so groß, wie mit Meister Reineke, weil dessen Erlegung mit größeren Schwierigkeiten verbunden ist. Dem Fuchs gegenüber sind seitens des Jägers viel strengere Formalitäten inne zu halten, als die Hasenhetze erheischt; Beobachtung der größten Vorsicht in Beziehung auf die Luftströmung, und daß man dieser die Richtung unter Wind abgewinne, die entschiedenste Lautlosigkeit des Jägers, wie der Hunde, das sorgfältige Vermeiden leuchtender Gegenstände in Tracht und Pferdeausstattung, das dürften hierbei die wesentlichsten Hauptpunkte sein. Beim geringsten Geräusch, beim Anblick ungewöhnlicher Gestalten — und die Schärfe der Fuchsorgane ist sprichwörtlich geworden — gehen die Füchse ins Gebüsch zurück, eventuell zu Bau, und dann heißt es: „Adieu plaisir." Winselnde oder laut anschlagende Windhunde sind ein Unding. Auf den zu Tode gehetzten Fuchs — selbst wenn er schon in die Steigbügelriemen eingeklemmt ist — habe man Acht und traue ihm nicht; es sind Exempel vorgekommen, daß solche todte Füchse das Pferd in die Dünnungen und den Jäger derart in die Schenkel gebissen haben, daß beide bösartige Wunden davontrugen.

Eine Fuchsjagd zählt jeder, der sie mitgemacht, zu den interessantesten Jagderinnerungen. Die Hunde, welche Reineke aus dem Dickicht aufstöbern und ihm mit hellem Geläute folgen, das Blasen der Jäger, die Lebendigkeit und das Interesse, was gerade die Verfolgung so verschlagener Thiere erregt, hat seine besondere Poesie für ein sportliches Gemüth; und der Schluß einer solchen Aktion verfehlt nie, auch auf die prinzipiellsten Jagdgegner einen erheiternden Eindruck hervorzurufen. Wenn die kläffenden Köder sich in blinder Selbstüberstürzung und wilder Leidenschaftlichkeit an ihm hinaufspringend, um ihren Führer schaaren, welcher ihnen den betrogenen Betrüger Reineke hoch in der Luft an der Ruthe präsentirt, so giebt das ein Bild von ganz eigenthümlichem Kolorit, erfüllt von frischem Leben und Jagdlust.

Neueſte Moden.

Nr. 1. Filzhut.

Die weit offene Krempe des bronzefarbenen Filzhutes iſt mit Sammet in derſelben Farbe belegt; die Bindebänder ohne Enden ſind von ebenſolchem Sammet;

Nr. 1. Filzhut.

vorn auf dem Kopf befinden ſich ſchöne bronzefarbene und himmelblaue Federn und Aigretten.

Nr. 2. Capote.

Der Hut beſteht aus braunrothem Plüſch, der Rand iſt mit maisfarbenem Sammet bedeckt. Vorn, hoch oben am Kopf deſſelben befinden ſich zwei große Schlei-

fen aus braunrothem ruſſiſchem Tüll, deren Enden faltig um den Rand des Hutes gelegt ſind und unter dem Kinn eine dicke Schleife ohne Enden bilden. Die oberen Schleifen ſind mit maisfarbenen, auf das Haar herabfallenden Federn beſetzt und mit hochſtehenden Aigretten verſehen.

Nr. 3. Runder Hut für junge Mädchen.

Die auf der linken Seite ſpitz aufgebogene Krempe des marineblauen Filzhutes iſt mit Sammet von gleicher Farbe belegt; vorn auf dem Kopf und nach der Seite zu iſt der Hut mit großen langen Schlupfen und ſchräggeſchnittenen Enden von ſchottiſchem Band verziert.

Nr. 2. Capote.

Nr. 4. Beſuchs-Anzug.

Der Rock dieſes Anzuges iſt in tiefe Falten gelegt und hinten zu einem Puff eingerichtet. Die völlig glatte lange Schooßtaille hat einen reich mit Schmelzperlen beſtickten Latz, welcher ſich oben bis über die Aermel ausbreitet, dort eine Spitze bildet und ſpitz nach dem Rücken zu geht. Der Stehkragen iſt ebenfalls von Perlenſtickerei. Der Latz hat an den Rändern eine Einfaſſung von großen zackigen Perlen. Das Innere des Latzes wird durch Schmelzblumen und Blätter ausgefüllt. Auch die glatten Aermel haben am untern Rande eine zackige Perlenverzierung. Der am Vordertheil etwas glatt gelaſſene Rock iſt, von der Taille und den Hüften ausgehend, nach unten in eine Spitze zulaufend mit einer ebenſolchen breiten Perlenſtickerei beſetzt. Auch dieſes Theil hat große zackige Perlen am Rande. Runder Filzhut mit ringsum breit aufgebogenem Rande; dieſer Rand iſt mit Sammet

belegt in der Farbe des Kleides. Den Kopf des Hutes zieren hoch oben angebrachte, nach unten herabfallende Failleschlupfen, welche mit Vögeln befestigt sind.

Nr. 5. Eleganter Haus-Anzug.

Derselbe wird aus fischotterfarbigem Plüsch auf rosa Grund hergestellt. Die Vordertheile, welche auf einer glatten Untertaille in Falten eingerichtet sind, gehen vorn bis zum Saum des Rockes herab. Diese Theile, welche bis zur Taille geknöpft werden, sind von rosa Surah angefertigt. Das Westentheil, welches darauf liegt, ist unterhalb der Taille durch eine Passementerie-Agraffe zusammengehalten

Nr. 3. Runder Hut für junge Mädchen.

und geht ebenfalls bis zum Ende des Rockes herab. Diese Weste besteht aus rosa Taffet und ist von einer breiten Chenillenbordüre umgeben. Das wieder darauf fallende Westentheil, welches ebenfalls aus Plüsch besteht und bis zum Rande des Rockes herab reicht, hat von der Schulter an einen breiten Sammetstreifen zum Besatz, welcher auch unten den Rock bis zum Schleppenansatz begrenzt. Der Rücken ist glatt und werden diesem die Rockfalten mit der Schleppe aufgesetzt. Die ziemlich weiten Aermel sind an der Schulter eingereiht, ebenso am Ellbogen, wo diese mit einer Bandschleife von rosa Surah besetzt sind. Der untere weite Rand des Aermels ist, wie der Stehkragen, mit Sammet verziert. Das vordere Faltentheil des Latzes hat in der halben Taillenweite 54 Centimeter Stoffbreite, sowie am untern Rande des Rockes 58 Centimeter Weite. Das Westentheil hat 30 Centimeter

Nr. 4. Besuchs-Anzug.

Nr. 5. Eleganter Haus-Anzug.

Taillenweite und 26 Centimeter untere Weite. Das Jackentheil 40 Centimeter Weite und ebenso viel am untern Rande. Das Seitentheil 26 Centimeter unterhalb der Taille, 44 Centimeter am untern Rand. Von dem Vordertheil bis zu diesem Seitentheil wird die Rocklänge um 2 Centimeter vermehrt. Das Faltentheil des Rockes hat oben und unten eine Weite von 89 Centimeter. Die hintere Schleppe beträgt 155 Centimeter. Dieser sehr elegante Anzug läßt sich auch sehr einfach herstellen, wenn man anstatt des gemusterten Plüsches einen türkischen Shawl ver-

Nr. 6. Tragmantel für Kinder.

wendet; für den rosa Surah des Vordertheils ist ebenso gut einfarbiger Caschmir verwendbar; anstatt der Taffetweste nimmt man einen hübschen Passementenbesatz, mit Agraffe zusammengefaßt und dem Sammetstreifen untergesetzt; man erzielt so eine ganz annehmbare Wirkung und zwar ohne Schleppe.

Nr. 6. Tragmantel für Kinder.

Derselbe ist aus weißwollenem Schlingenstoff angefertigt und mit doppeltem Besatz von Schwanpelz versehen. Die lang herabreichenden Vordertheile sind von oben bis unten mit reichen Passementschlingen geschlossen. Der Rücken hat von oben

eine glatte Doppelfalte, welche in der Taille durch Schlingen zuſammengehalten wird und welche dann die Rockfalten bilden. Der große Kragen hat an beiden

Nr. 7. Kleid aus karrirter Beige und mattblauem Wollenſtoff.

Vordertheilen ebenſolche Paſſementſchlingen wie vorn herab; eine Schnure verbindet eine ſolche Verzierung, welche auf der linken Achſel angebracht iſt. Den kleinen Kragen bildet eine kleine Boa von Schwan, welche an den beiden Enden mit einer

Quaste endigt und am Hals durch eine Schlinge festgehalten wird. Die viereckigen Taschen an beiden Seiten des Mantels sind an den unteren Rändern mit Schwan besetzt. Ein Streifen Schwanbesatz geht vorn an beiden Vordertheilen des Mantels, sowie auch am großen Kragen herab. Der untere Rand des Kragens, sowie der des Mantels ist mit doppeltem Besatz versehen.

Nr. 7. Kleid aus karrirter Beige und mattblauem Wollenstoff.

Der erste Rock dieses Kleides hat an beiden Seiten zwei tiefe Doppelfalten, das hintere Theil ist ebenso eingerichtet, die vorn weite Tunika ist an beiden Seiten der Taille in Falten genommen und hat an der linken Seite des Rückentheils einen

Nr. 8. Unterrock für Kinder.

hellblauen glatten Wollenstreifen, welcher nach dem Rückentheil heraufgenommen ist, im übrigen ist es hinten gerafft. Die glatte Taille ist an dem Vordertheil in Falten genommen und mit einem von den Hüften angehenden Gürtel von blauem Sammet verziert. Die Aufschläge der glatten langen Aermel, sowie die des Kragens sind von blauem Sammet.

Nr. 8. Unterrock für Kinder.

Derselbe ist aus Flanell angefertigt. Das Rocktheil ist an der Taille in einige Falten genommen und mit der Taille, welche am Vordertheil Falten hat und im Rücken glatt ist, durch einen Gürtel verbunden. Der obere Ausschnitt des Unterrockes ist mit Lanquetten und Stickerei verziert. Die kleinen kurzen Aermel bestehen aus einem lanquettirten Streifen und sind an der Schulter mit einer Bandschleife besetzt. Das Rückentheil ist zum Knöpfen eingerichtet. Am untern Rande des Rockes befindet sich ein Stickereistreifen. Zwei lanquettirte und bestickte Falbeln begrenzen den Rock.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Kommt zu Tiſche!

Nach dem Originalgemälde von Fr. Sonderland.

HPS

Der Leuchtthurmwächter.

Nach dem Däniſchen des Rudolph Schmidt von **Pauline Schanz.**

„Soll wieder 'mal aus lieber, langer Weile hinausgeſegelt werden?“ ſagte der Kapitän, indem er von ſeinem unzertrennlichen Begleiter, dem braungefleckten Hühnerhund gefolgt, an die Landungsbrücke hinabgehumpelt kam, wo eben Lars Sönderskov ſeine rothbraune Tatze ausreckte, um mir ins Boot zu helfen.

Es war nun eben unzweifelhaft meine Abſicht, vor meiner Abreiſe eine Fahrt auf dem ſonnenhellen Fjord zu machen. Als alter Seemann konnte es nun der Kapitän nicht ausſtehen, daß man eine Waſſerfahrt um des Fahrens willen machte. Dieſe Schrulle des Alten war mir längſt bekannt.

„Wenn man fährt, ſo muß die Fahrt ein beſtimmtes Ziel haben“, fuhr er fort, ſeiner Gewohnheit nach, das kurze rechte Bein um den dicken ſpaniſchen Rohrſtock ſchlingend.

„Gelt Lars?“

Lars war damit beſchäftigt, ſein Boot flott zu machen. Recht gern war er mit den zwei Kronen einverſtanden geweſen, die ich ihm für eine jede Fahrt bezahlt hatte, doch konnte ich wohl bemerken, daß er innerlich dem Kapitän beiſtimmte. Dieſe Fahrt war, wie Lars wußte, die letzte und ſo nahm er die Gelegenheit wahr, indirekt ſeiner Meinung das Wort zu gönnen.

„Der Herr meint, die Fahrt ſelbſt ſei Zweck und Ziel derſelben“, warf er in einem Tone hin, deſſen Ironie nicht mißzuverſtehen war.

„Verwickelte Anſicht“, entgegnete der Kapitän. „Da, Wachtmann weiß, wonach er ſchwimmt. Such, ſuch, mein Jung!“

Wachtmann ſtand mit ſpähendem Auge und gehobenem Schweif dabei, wie ſein Herr ein Holzſtück aufnahm. Kaum hatte dieſer es hinausgeſchleudert, ſo war der Hund ſchon nachgeſprungen und theilte als geübter Schwimmer die grünliche Flut.

„Thun Sie es Wachtmann nach und ſchwimmen Sie irgend einem Ziele zu“; ſagte der Kapitän. „Wie wär's, wenn Sie 'mal nach Klintö führen?“

„Macht's Ihnen Vergnügen, so fahre ich gern nach Klintö", gab ich lachend zu.

Da kam Wachtmann zurück mit dem Holzstück zwischen den Zähnen und eben stieß Lars Sönderskov mit kräftigem Ruderschlag vom Lande. Ich wechselte einen Abschiedsgruß mit dem Kapitän und gleich darauf verbarg der vorspringende Felsen Fjordbys kleinen Molo vor unseren Blicken.

„Also nach Klintö, Lars!" rief ich.

Lars Sönderskov nickte.

„Der Kapitän ist ein närrischer alter Kauz", hub ich an, um eine kleine Unterhaltung in Gang zu bringen.

„Ist viel zur See gewesen", antwortete Lars Sönderskov in einem Tone, der mir zu erkennen geben sollte, daß solch ein Mann zu gut sei für den „Kauz".

Da lag der Fjord vor uns, schimmernd hell. Ich fühlte mich nicht zur Fortsetzung des Gesprächs aufgelegt. Vor einer leichten Steuerbordsbrise glitt das Schifflein über dem Wasserspiegel. Die seichte Furche, die es zog, kräuselte sich schaumlos auf und glättete sich wieder mit einem matten, klukfenden Laut, der die Seele in einen Zustand wohligen Behagens wiegte.

Lars Sönderskov mochte wohl glauben, ich sei verstimmt.

„Der Feuerwächter wäre ein Mann für Sie", sagte er, „der stöbert in fremden Büchern, das ist solch ein verteufelt Gescheiter, solch ein richtiger — —"

Die Vergleichungspunkte gingen Lars Sönderskov aus.

Ich blickte auf. Wie eine weiße Nadel stieg Klintös Leuchtthurm aus dem Meere, während die Insel sich wie ein feiner Strich am Rand des Horizontes hinzog. Lars nahm etwas am Segel vor und manöverirte so geschickt, daß der Thurm mit dem grünen, hügeligen Stück Land in unbegreiflich kurzer Zeit uns ganz nahe gekommen zu sein schien.

„Na, so liest der Feuerwächter also fremde Bücher", nahm ich die Unterhaltung wieder auf.

„Lesen?" gab Lars Sönderskov zurück. „Er studirt Tag und Nacht. Seit den fünf Jahren, die er hier zugebracht, hat er die Insel auch nicht ein einzig Mal verlassen. Mag ihm wohl was zugestoßen sein im Leben. Sonst ist er ein fixer Mann, ist viel zur See gewesen."

Ich wußte, daß letzteres Zeugniß das schmeichelhafteste war, was aus seinem Munde zu eines Mannes Lobe hervorgehen konnte. Wir waren nun an die Stelle gekommen, wo die Bucht sich ins offene Meer hinaus öffnet und das Schiff schaukelte zu sehr, um das Gespräch fortsetzen zu können. In seiner einfachen, kraftvollen Architektur tauchte der Leuchtthurm auf der steilen Klippe immer deutlicher vor meinem Blick empor. Ohne daß ich seines Wächters eigentlich bestimmt gedachte, umkleideten meine Gedanken ein Leben, welches auf dieser menschenverlassenen Insel verfloß, mit einer mächtigen, großartigen Poesie.

Dieser Eindruck ward verstärkt, da wir ans Land stiegen. Der Landungsplatz der Insel ward von einer kleinen Bucht gebildet, deren

Fortsetzung als ein tiefer Graben in das bebaute Erdreich einschnitt, auf der einen Seite von wogendem, schnittreifem Roggen, auf der anderen von niedrigem, dichtem Buschwerk umgrenzt war. Umrahmt von dem schrägabfallenden Hügelrücken war die See auf der entgegengesetzten Seite der Insel wie eine blaue, lothrechte Quermauer sichtbar.

Einige Möven fuhren mit scharfem Schrei über unseren Köpfen dahin. Keine menschliche Wohnstatt war rings zu erblicken.

Mit einem Male kam da ein Hase aus dem Gehölz gesprungen. Doch ganz im Gegensatz zu den bekannten Gewohnheiten der Hasen setzte sich das Thier mitten auf den Weg, der sich durch die kleine Einsenkung hinzog und schaute uns mit blinkenden neugierigen Augen an.

„Sie sind nicht daran gewöhnt, gejagt zu werden", erklärte Lars Sönderskov. „Er ist kein Freund vom Tödten."

„Lars hat recht, ich bin kein Freund vom Tödten!" ließ sich da ganz nahe eine ernste Stimme vernehmen.

Eine gedrungene, kräftig gebaute Männergestalt trat plötzlich aus den Büschen. Der Fremde hatte dunkelblaue Augen mit einem ganz eigenen, langsamen, schwachen, gleichsam verhüllten Blick, der wohl mit seiner broncefarbenen Haut und seinem kurzgeschnittenen Bart stimmte und seiner ganzen Persönlichkeit den Ausdruck einer seltsamen, aber man möchte fast hinzufügen, theuer erkauften Gelassenheit verlieh. Auch seine Kleidung aus grauem, dickem Wollstoff mit weitem, gebauschtem Beinkleid, welches sich an den Knieen über seine breiten Schaftstiefel legte, dienten im Verein mit dem niedrigen, schlappen Filzhut dazu, diesen Eindruck zu verstärken.

Ueber der ganzen Gestalt lag etwas geschlossenes, in sich selbst ruhendes, was in hohem Grade mit der öden, einsamen Umgebung und dem offnen, sonnenglänzenden Meere übereinstimmte.

„Das ist zum ersten Mal in meiner Zeit, daß ein Fremder die Insel besucht", begrüßte mich der Leuchtthurmwächter und reichte mir eine braune, wohlgeformte Hand. „Ich werde die Honneurs den armen Umständen nach machen."

Er führte uns auf eine Anhöhe, wo ein kleines abgegrenztes Viereck im Erdboden und einige rothe, verwitterte Steinbrocken andeuteten, daß in alter Zeit hier eine Burg gestanden haben mochte. Man überblickte von hier aus die ganze Insel, wie sie mit ihren Zacken und Einschnitten von allen Seiten in der weiten Wasserfläche eingebettet lag, die in dem stillen Sommerwetter von hier oben wie lauter violenblaue Seide schimmerte. Der Mann erschien wie ein König, der freundlich und ruhig sein Reich zeigt, ohne daß dessen Kleinheit seiner Würde Abbruch that. Seine Rede war leicht und ungezwungen, mit einem unverkennbaren Gepräge von Gelehrsamkeit und Belesenheit.

Zufällig warf er eine Bemerkung über etwas hin, was er einstmals in einer am Mittelmeer gelegenen Stadt gesehen hatte.

Ohne weiteres dabei zu denken, sprach ich mein Staunen darüber aus, daß er bei noch so kraftvollem Alter aufgehört hatte, die See zu befahren.

„Ich will nicht mehr zur See!" rief er mit einer wildausbrechenden Heftigkeit, die er zwar sofort zu beherrschen suchte, ohne daß ihm dies aber gelang.

Seine Brust arbeitete mit Anstrengung; ein todesdunkler Schatten glitt langsam und schwer über seine Züge. Als ich ihn so anblickte, ging mir die Bedeutung über den Ausdruck in jenem Heldengesang, daß ein Menschengesicht „schwarz wie die Erde" aussehen könne, zum ersten Mal in meinem Leben auf.

Lars Sönderskov warf mir einen vielsagenden Blick zu.

Der Leuchtthurmwächter strich sich mit der Hand über die Stirne, als ob er aus einem Traume erwache. Offenbar fürchtete er, einen Verstoß gegen die Höflichkeit begangen zu haben.

„Wollen Sie vielleicht den Thurm besichtigen?" fragte er, sich ermannend.

Durch das dichte Gehölz wanderten wir in Schweigsamkeit dem Leuchtthurmgebäude zu. Am Fuß des Thurmes hielt sich Lars Sönderskov bescheiden zurück, was der Thurmwächter bemerkte.

„Geh' hinein in die Küche, Lars und schneide Dir ein Stück Brod ab", sagte er.

Lars verschwand.

Der Leuchtthurmwächter öffnete die in den Thurm führende Thüre. Eine enge Wendeltreppe ringelte sich aufwärts, an deren Fuß sich der Eingang in ein Gelaß befand.

„Hier wohnt mein Assistent", sagte der Leuchtthurmwächter, „er ist zur Zeit in Kopenhagen. Ich selbst verlasse die Insel nie."

Wir stiegen empor und gelangten in ein enges, mit einigen Lugfenstern versehenes Gemach, durch dessen Mitte sich das Rotationswerk des Leuchtfeuers nach dem hohlen Thurminnern hinabsenkte. Hier stand ein mit Roßhaarstoff bezogener Lehnstuhl, ein Tisch mit Listen und Tabellen bedeckt und ein Schrank.

„Das Werk muß während der Nacht eine Stunde um die andere aufgezogen werden", sagte der Leuchtthurmwächter, „das ist ein Dienst, der Achtsamkeit erfordert. Sie wollen doch auch hinauf in die Laterne?"

Auf einer schmalen Eisentreppe stiegen wir nach dem obersten, von dicken Glaswänden eingeschlossenen Raum, wo die Feuerlampe mit ihrem Linsenapparat die Mitte einnahm. Außen herum lief eine schmale, von zugespitzten Eisenstangen umgebene Galerie. Unter der Decke, nach der Seite zu, wo ihn die Einwirkung der Lampe nicht treffen konnte, war ein Seeadler mit seinen mächtigen, weitausgebreiteten Flügeln angenagelt. An der anderen Seite stand ein kleiner Tisch, auf dem einige Bücher mit gepreßten Kallikoeinbänden lagen.

„Ich benutze die Laterne als Studirstube", sagte der Thurmwächter erklärend; „des Tages über sitze ich fast immer hier."

Ich überblickte die Bücherrücken. Das war englische Poesie, der düsteren, grellfarbig malenden, nächtigen Art. Crabbe, der Schilderer erschütternder Seemannsfahrten, lag aufgeschlagen auf dem Tisch.

Aus dem Schranke im untern Gelaß holte der Leuchtthurmwächter Wein und Kiks. Als er die Gläser vollgeschänkt hatte, stieß er mit dem einen an den Rand des andern und bot mir den Willkommengruß.

Der Wein war vortrefflich; es schien mir, als ob sein Duft den ganzen Raum erfüllte.

„Den Wein haben Sie wohl selbst mit heimgebracht?“ fragte ich.

„Ja“, antwortete er dumpf.

Wieder glitt der todesdüstere Schatten über sein Antlitz hin und wieder verstand ich, wie ein Menschenangesicht „schwarz werden kann wie Erde.“

Eine unheimliche Pause trat ein.

„Sehen Sie das Klümpchen rother Dächer dort am Ende der Bucht? Das ist Fjordby“, sagte mein Wirth dann und zeigte hinüber.

Er schien wieder zu fürchten, unhöflich gewesen zu sein. Um nun eine bessere Stimmung heraufzubeschwören, griff ich dieses Gesprächsthema auf und begann ein Langes und Breites von Fjordby zu erzählen, von seinem Verlangen, ein Badeort werden zu wollen, von seinem Gesellschaftsleben, vom Kapitän und von Wachtmann.

Einsam lebende Menschen können sich des Wunsches nicht erwehren, von anderer Treiben zu hören; er hörte mir denn auch mit einer gedankenvoll-ironischen Neugierde zu. Zuletzt erwähnte ich auch beiläufig die Bemerkung aus dem Munde des alten Matadors von Fjordby, welche den Anlaß gegeben, daß ich so unerwartet sein Gast geworden war.

„Ein Ziel!“ sagte er in seltsamem Tone.

Die gedankenreiche Ironie in seinen Zügen nahm eine schärfere, spöttischere Prägung an, während doch zu gleicher Zeit eine weiche Trauer sich darüber zu breiten schien.

„Der hatte auch ein Ziel“, fuhr er fort und zeigte mit einem schweren, langen Blick auf den festgenagelten Adler.

Eine neue Pause trat ein.

Mein Wirth schänkte die Gläser wieder voll. Hierauf sprach er weiter:

„Während der ersten Sturmnacht, nach meinem Amtsantritt hier, während der Orkan am Thurme rüttelte, daß die Gewichte im Innern des Mauernfundaments schlenkerten und die See im Schein des blauen, gezackten Blitzstrahles aussah wie ein ungeheuer riesiger Kessel voll siedenden Peches — während meiner allerersten Sturmnacht kam der, wie es im Liede heißt, sausend, brausend, vom Feuerglanz gelockt und spießte im gewaltigen Fluge sich selbst am Gitterwerke da außen. Am nächsten Morgen saß er noch fest mit den weitausgespannten Flügeln, wie Sie ihn hier noch sehen.“

Das Meer lag so friedlich da unten, es nahm im Nachmittagssonnenschein von Minute zu Minute eine tiefere Färbung an. Von der Höhe hier aus gesehen, schien der schwache Wellenschlag nur ein leichtes Gekräusel, welches gegen das Land hin von vollkommen stillstehenden, hellblauen Flecken unterbrochen wurde. Die fernen Wälder am Saume des Fjords traten in so scharfen Umrissen hervor, daß ein jeder Baumwipfel einzeln erkennbar war, wenn schon über dem ganzen Hintergrund sich ein feiner, verklärender Goldglanz ausgebreitet hatte.

Im geruhigen Lichte der Sommerstille sah der Wein in unsern Gläsern wie geschmolzener Bernstein aus.

„Ja, in solchen Augenblicken ist's etwas anderes. So ist die See schön; schön bis zur Verlockung“, sagte der Leuchtthurmwächter,

wie als Antwort auf einen Gedanken, den ich nicht ausgesprochen hatte. „Hm. — Ein Ziel.“

Ich blätterte in einem der Bücher und machte eine Bemerkung über den schwermüthigen, ernsten Charakter der Dichtung.

„Ja, da ist Kern und Krume drin“, entgegnete er mir. „Einige dieser Gedichte lese ich Tag für Tag, obgleich ich sie seit Jahren auswendig weiß.

„Wie kann ein Mann wie Sie es aber auf dieser armseligen Insel aushalten?“ fuhr mir's unwillkürlich über die Lippen. Ich bereute auch sofort, diese Frage gethan zu haben.

Da war wieder diese von tiefem Weh gemilderte Ironie.

„Es könnte ja sein, daß es mir im Leben ergangen wäre, wie dem da.“

Und er zeigte empor zu dem festgenagelten Adler.

„So meint der alte Herr da drunten also, daß man absolut ein Reiseziel haben muß?“ forschte er weiter mit seinem wunderlichen Lächeln.

Wieder trat eine Pause ein.

„Sie reisen also morgen ab?“ fragte er dann.

Ich bejahte die Frage.

Er sann eine Weile nach.

„Das Verlangen, von sich selbst zu schwatzen, kommt zuweilen außerordentlich stark über einen Menschen. Man kennt das alte Rechenexempel ganz genau im voraus und hat doch Lust es noch 'mal zu überrechnen. Freut es Sie, so will ich es Ihnen gern erzählen, wie es gekommen ist, daß ich Leuchtthurmwächter auf Klintö geworden bin.“

Und wieder schänkte er die Gläser voll.

„Ist irgend ein Mensch aus innerm Drang zur See gegangen, so bin ich es. Stand ich als Knabe zuweilen und betrachtete die weithingestreckte Flut, schien es mir, als habe sie mir etwas anzuvertrauen, als verberge sie da unten eine lockende Heimlichkeit, deren Lösung ich weit, weit in der Ferne suchen müsse. Meine Eltern wollten von diesem Verlangen nichts wissen, sie wollten mich studiren lassen. Ich aber entlief der Lateinschule und ging als Schiffsjunge nach England. Als meine Alten sahen, daß es mein heiliger Ernst war damit, gaben sie nach, und es währte auch nicht lange, bis sie es selbst verstanden, daß das schaukelnde Deck mein wirkliches Heil war. Wenn ein Mensch auf dem Felde thätig ist, für welches er erschaffen wurde, so kommt eine solche Fülle von Freudigkeit über ihn, die niemand mißverstehen kann. Alles, was er an Gaben und Verstand besitzt, kommt so überraschend schnell zum Vorschein, weil es durch ein in ihm arbeitendes Etwas emporgehoben wird. Ich machte mein Steuermannsexamen mit Glanz, ich fuhr als Unter- und Obersteuermann und im Alter von sechsundzwanzig Jahren hatte ich selbst ein Schiff zu führen.

„Von den Fährlichkeiten des Seefahrerlebens kannte ich nicht viel mehr, als das was ich gelesen oder von andern gehört hatte.

„Selten habe ich bei meinen mannigfachen Reisen anderen als günstigen Wind gehabt und ein frischer Sturm auf offener See dann und wann würzte höchstens das tägliche Einerlei der Fahrt. Wenn

ich Ihnen alle meine glücklichen Fahrten aufzählen sollte, Posten für Posten, so würde dies allzu viel werden und doch gehört eine solche Aufzählung dazu, um Ihnen verständlich zu machen, wie das Gefühl, ein Auserkorener des Glückes zu sein, durch tagtägliche Bestätigung dieses Glaubens, langsamen Wuchses in eines Menschen Seele, Sproß um Sproß aufwachsen kann, wie es sich gleich einer Pflanze verzweigt, bis es seinen ganzen Vorstellungskreis ausfüllt und seine Wurzeln so tief in sein Innerstes senkt, daß es eins ist mit seinem Bewußtsein des Lebens und Seins.

„Ein unbedeutendes Ereigniß sollte mir dies klarer zu Gemüth führen. Ich hatte eine Ladung Farbeholz, über dessen Verlust sich ein unverbürgtes Gerücht verbreitet, glücklich und wohlbehalten in meine jütländische Heimatsstadt gebracht. Bei erster Gelegenheit brachte der Kapellan, ein bleiches, bebrilltes Bürschchen, der allzeit bereit war, seiner Redegewandtheit Schleusen zu öffnen, einen Toast auf mich aus, in welchem er mich einen Aladin des Meeres nannte. So mäßig die Rede war, zündete sie doch in mir, denn etwas in mir gab den Wiederhall dazu.

„So schnell ich des Abends entschlüpfen konnte, eilte ich nach der Sandbank nördlich der Stadt und da saß ich ein paar Stunden nacheinander und starrte hinaus in die See, die mit wechselndem Spiel von Licht und Schatten sich vor mir ausbreitete; ich, sage ich Ihnen, starrte unverwandt hinaus in die See, als ob jedes Wellenblinken ein Dukaten gewesen wäre, den sie für mich in die Sparbank gelegt hätte. Da hatte ich schon als Junge gesessen und gemerkt, wie das glimmte und winkte da draußen. Was da durch meine Seele gegangen war, meinte ich nun erst zu verstehen. Mein ganzes Leben erschien mir in anderer Gestalt. Bis jetzt hatte ich mich für eine glückliche Kartoffel angesehen, der es allzeit gut ergangen war, jetzt schien es mir, als ob die See und ich, als ob mir beide, jeder eine dem anderen verborgene Schuldforderung aneinander hätten. Ich dachte endlich an Venedigs Dogen, nur mit dem Unterschied, daß ich nicht das Meer freite, sondern daß es das Meer war, welches in freigebiger, unergründlicher Laune mich zum Bräutigam erkoren hatte!

„Doch nicht nur auf mich hatten die Worte des Kapellans Eindruck gemacht. Ein alter rothaugiger Schiffsrheder, der allzeit mit seinen Kapitänen in Streit lag, nahm den Eindruck auch mit hinweg. Dieser suchte mich am folgenden Tage auf und bot mir unter günstigsten Bedingungen an, eine Ladung Buchweizen nach Hull zu bringen. Ich sehe ihn noch vor mir, ich höre seine Stimme, ich merke, wie ihn seine eignen Worte in Staunen versetzen. Denn Sie müssen wissen, daß der alte Herr das personifizirte Mißtrauen war. Auch war die Verwunderung der ganzen Stadt eine große, als man von seinem Auftrage Kunde bekam. „Er ist toll! Er lebt nicht lange!“ hieß es überall.

„Die Sache war die, daß er, entgegen all seinen Lebensansichten, darauf verfallen war, an mich zu glauben und dieser Glaube war stärker als er.

„Uebrigens wurde er auch hinlänglich gerechtfertigt. Ich machte die herrlichsten Frachten und nun, da ich so gut wie auf eigene Hand

Handel trieb, schien es, als ob sich das Glück erst recht an mich ketten wollte. Alles Vorhergehende war nur der Prolog gewesen, mein Heil begann nun erst zu blühen. Mit der Zeit wurde es ein gar wunderliches Gefühl, sich mit jener Elektricität beladen zu wissen, welche das Glück an sich zieht wie eine Hollundermarkkugel; es weckt dies fast mehr Verwunderung als Selbstvertrauen. Aber das Gefühl nahm immer an Stärke zu. Wenn ich an mir niederblickte, schien es mir oft, als müßte ich Funken aus mir sprühen sehen.

„Der Glaube meines Rheders wurde zum vollkommenen Aberglauben. Er gab mir einen, allerdings kleinen Antheil am Schiff und Vollmacht, zu thun und zu lassen nach meinem Ermessen. Ja, er trieb seine Freundlichkeit so weit, daß er mich eines Abends einlud, ihn auf seinem bei der Stadt gelegenen Landsitz zu besuchen. Das war eine unerhörte Ehre. Seine Kapitäne waren nur gewöhnt, mit ihm in seinem kleinen, verräucherten Kontor zu verhandeln und konnten sich ihn nicht anders denken, als auf einem mit Wachstuch bezogenen Stuhl, im schäbigen Rock und mit schmieriger Mütze, sitzend.

„Nicht daß ich behaupten könnte, er hätte sich als Wirth besser ausgenommen; doch ich bekam bei der Gelegenheit seine Schwestertochter zu Gesicht. Diese war ein junges, frisches Mädchen, welches ihm Haus hielt, ohne daß es seiner Knurrigkeit gelungen wäre, den Spiegel ihres klaren Gemüthes zu trüben.

„Sie führte mich so frisch und munter im Garten umher und an den großen Vogelkäfig, der inmitten eines Rasenplatzes stand und mit einem spitzen, chinesischen Dach geziert war und in welchem sie mir ihre Lieblingsvögel zeigte. Endlich trat in unserer Unterhaltung ein Stillstand ein. Ich bewunderte insgeheim ihre Genügsamkeit, die sie in den Stand setzte, bei so geringen Mitteln ihren Humor aufrecht zu erhalten. Sie unterbrach die Stille zuerst. Sie begann von meinen Reisen zu reden und ich bemerkte, daß sie mit einer besonderlich spähenden Aufmerksamkeit mich betrachtete.

„Sie müssen ein guter Mensch sein", sagte sie da mit einem Male.

„Weßhalb meinen Sie das, Fräulein?"

„Ja, der, dem das Glück in allem und jedem folgt, muß ein guter Mensch sein, diesen Glauben laß ich mir nicht ausreden."

„In ihren blauen Augen stand eine so treuherzige Bewunderung abgespiegelt, sie meinte so voll und ganz was sie sagte, daß sie sich ihrer Aufrichtigkeit nicht im geringsten schämte. Mir schien es, als ob all' die kleinen Kanarienvögel und Stieglitze plötzlich Nachtigallentriller angestimmt hätten. Eine niegekannte Fröhlichkeit senkte sich auf mich herab, jubelnd und jauchzend, und inmitten des Glücksrausches erkannte ich plötzlich meinen Erfolg in einem anderen, ich kann sagen reineren Lichte. Der unschuldige Mädchenmund hatte ihm eine Deutung gegeben, die mich in meinen eigenen Augen emporhob; ich war nicht nur mit jener Elektricität geladen, welche die Glücksfunken sprühen macht, sondern mein Heil war der Ausdruck von etwas schönem und tüchtigem in meiner Natur — es war gleichsam mein eigenes Verdienst, mein Glück.

„Ein Blick jedoch in die süßen, treuherzigen Taubenaugen rief

nichtsdestoweniger sofort das Gefühl in mir wach, daß ein ganz unverdientes Glück hier im stillen für mich aufgespart worden war. Diese Empfindung spiegelte sich wahrscheinlich in meinen Mienen wieder, denn nun erröthete das junge Mädchen mit einem Male und wurde verlegen.

„Der Onkel kam gleich darauf mit seiner Pfeife im Munde und forderte mich auf, mit ihm hineinzukommen, um seinen alten Guava-Rum zu probiren.

„Während er schwatzte und qualmte, erschien ich mir wie ein Gott, der von seinen Himmeln auf seine unterthänige Welt herabblickt.

„Die Schwestertochter saß still in einem Winkel, ohne sich ins Gespräch zu mischen. Da ich mich am Abend verabschiedete, reichte ich ihr die Hand und drückte ihre kleinen, zarten Finger wohl etwas stark. Fast schien es mir, als ob sie den Druck erwidere: jedenfalls las ich aus ihrem Blick, daß sie mich verstand. Keine Verlegenheit sprach mehr daraus; es war als ob während des Zeitraums, da sie still gesessen und zugehört hatte, etwas in ihr geschlichtet und geklärt worden wäre und sie heftete ihre Augen mit derselben treuherzigen Vertraulichkeit auf mich wie vordem, ohne einen Gedanken daran, etwas verhüllen oder verschweigen zu wollen.

„Zwischen uns war alles im reinen.

„Auf dem Heimwege machte ich einen Abstecher nach der Bank nördlich der Stadt. Die Sterne lagen abgespiegelt im Meere. Es war wie ein umgewendeter, verdoppelter Himmel. Und ein solcher war auch in meinem Empfinden. Die See hatte mich schon als Knaben getragen, die See war mir getreu und hold als Mann gewesen und nun schenkte die See mir, durch den alten, bissigen Rheder als Mittelglied, einen so kostbaren Schatz. Sie hatte gleichsam ihrer köstlichsten Perle Menschengestalt verliehen, um sie in meine Hand zu legen. Das Bewußtsein einer geheimen Gemeinsamkeit mit der großen, blanken, glückbringenden Tiefe ward hundertfach verstärkt und deutlicher in meinem Innern. Und dabei fiel mir ein, wie sie mir gesagt hatte, daß derjenige, dem das Glück so unablässig treu blieb, ein guter Mensch sein müsse. Die Thränen strömten über meine Wangen herab; ich hätte die ganze Welt umarmen mögen; in diesem Augenblicke fühlte ich mich wirklich gut.

„Während der Alte im Kontor war, ging ich am nächsten Morgen und warb stehenden Fußes um sein Schwesterkind. Werben brauchte ich ja eigentlich nicht, denn kaum hatte ich einige Worte vorgebracht, so warf sie sich an meinen Hals und bot mir ihren süßen Mund zum Kusse dar. Wir wußten ja auch beide, wie es zwischen uns stand: es war alles jauchzende Freude, aber keine Ueberraschung.

„Ueberrascht war indessen der alte Herr und die ganze Stadt dazu, umsomehr, als das Gerücht ging, daß wir vor meiner Abreise noch getraut werden sollten und daß meine junge Frau mich auf der nächsten Fahrt begleiten würde. Hierüber waren wir nämlich einig geworden, wie über etwas, was sich von selbst verstand.

„Merkwürdigerweise gab der Onkel mit Bereitwilligkeit seine Zustimmung. Da er sich einmal über die ganze Geschichte beruhigt hatte, war er imgrunde über das Geschehene ganz vergnügt. Er knüpfte ja

dadurch ein neues Band zwischen uns beiden. Wie ich Ihnen bereits sagte, sein Glaube an mich war schon Aberglauben. Durch das Glück, welches mich verfolgte, hatte die Phantasie den Eingang gefunden in seine welke, verdorrte Seele.

„Als Neuvermälte besuchten wir vor der Abreise meine alte Mutter, die in Kopenhagen als Wittwe lebte. Auch sie war in Bezug auf ihren Sohn abergläubisch geworden und bat mich fast um Verzeihung wegen ihrer ehemaligen Unzufriedenheit mit meiner Berufswahl und da mein jüngerer Bruder plötzlich äußerte, daß er Lust habe, auch zur See zu gehen, gab sie ohne Bedenken ihre Erlaubniß hierzu und es ward bestimmt, daß er seine erste Fahrt mit mir machen sollte.

„Das war nun ein reines Schlaraffenleben, welches eine Zeit lang an Bord unseres Schiffes „Der Adler" geführt wurde. Auch mein Bruder hatte die See aus innerem Drange gewählt. Es war eine wahre Herzenslust ihn so groß und stark wachsen zu sehen auf der schwankenden Tiefe. Seine noch etwas knabenhafte Munterkeit wirkte, wenn ich so sagen darf, auslüftend auf unser Glück, welches sonst vielleicht in sich selbst und seiner eignen Schwüle allzu glühend geworden wäre. Er führte unserem Zusammenleben ein Element reiner und unverfälschter Lustigkeit zu, welches er so zu einem vollendet schönen gestaltete. Manchen stillen Abend habe ich mit meiner Violine auf einer Bank zur Seite des Steuerruders gesessen und gespielt, während er und mein Weib auf dem geräumten Hinterdeck Polka tanzten. Und all diese Fröhlichkeit wirkte zurück auf das Schiffsvolk; sie thaten ihre Pflicht mit Leben und Lust und überall sah ich um mich her nur fröhliche Gesichter.

„Ich wiederhole nochmals: Sollten Sie oder ein anderer sich eine richtige Vorstellung davon machen, wie ein solches Gefühl beständig, Tag für Tag in steigendem Grade eine Menschenseele durchdringt, Tropfen für Tropfen sie gleichsam durchsickert, so müßte ich Ihnen eine Menge Einzelheiten anführen, die interesselos für Sie sind, müßte von Frachten und Abschlüssen berichten — und auch dann noch würden Sie mich nicht ganz verstehen. Kann doch keiner je ganz und gar die Vorgänge in der Seele eines anderen nachempfinden.

„Ich will mich jetzt nur darauf beschränken, Ihnen mitzutheilen, daß meine Frau eines schönen Tages in einem englischen Hafen am Bord des Schiffes einen wohlgebildeten Knaben das Leben gab. Etwas früher, als er erwartet wurde, aber alles verlief glücklich.

„Auch dies Geschehniß an Bord trug bei, meinen Glauben an einen zwischen mir und der See bestehenden geheimnißvollen Bund zu bestärken.

„Doch als ich eines Tages in früher Morgenstunde mit meinem Buben auf dem Arm am Hintersteven stand, kroch da ganz plötzlich zum ersten Male ein Angstgefühl mich an, welches selbst das frische Lächeln meines Weibes nicht zu verscheuchen vermochte. Es verfolgte und beklemmte mich während des ganzen Tages.

„Ich grübelte darüber, wie über einem Räthsel.

„Ein halbes Jahr später erfuhr ich die Lösung.

„Ich hatte in New-York eine mächtige Fracht Baumwolle für

England geladen. Die Schute war überlastet und die Fracht bis in alle Fugen eingepreßt. Nichtsdestoweniger ging die Fahrt prächtig, über den atlantischen Ozean. Mein Schiff durchschnitt die langen, schaumrandigen Wogen wie ein Klipper.

„Ich führte eine große Menge Geld bei mir, alles was ich besaß. In einer Art Uebermuth hatte ich in Amerika einige große Banknoten gegen einen Theil Eagles und mexikanische Doublonen, Goldmünzen von der Größe eines spanischen Spezies, eingewechselt.

„Sie sollten meiner Frau Eigenthum sein!

„Während der ganzen Fahrt legten wir Pläne für unsere Zukunft zurecht. Schien die Sonne durch das kleine Kajütenfenster, so freute es mich, all' das schimmernde Metall in Haufen auf den Tisch zu stellen. Wir waren wie zwei Kinder und ließen oft manche Stunde verstreichen, ohne daß ich die Münzen in dem großen Geldgürtel verwahrte, den ich immer um den Leib trug, Tag und Nacht.

„Die Masse von Gold wurde mir so mit der Zeit nicht wenig beschwerlich. Wie wir nun so eines Tages bei lachendem Sonnenscheinwetter in den Kanal stießen und Kap Lizards weiße Kalkklippen begrüßten, fällt mir's da mit einem Male ein, daß ich doch den Geldgürtel weit bequemer oberhalb des Beinkleidriemens trüge, als auf dem bloßen Leibe. So vollzog ich denn ein kleines Changement. Hätte ich das nicht gethan, so würde ich jetzt nicht das Vergnügen haben, mit Ihnen zu reden; denn gerade vor Kap Lizards weißen Kreidefelsen, beim schönsten Segelwind, unterm Glanz der leuchtenden Sonntagssonne, ging die Schute unter mit Mann und Maus.

„Die Baumwollballen waren allzu dicht aneinander gepreßt worden, was eine Selbstentzündung zur Folge hatte, ebenso wie auf dem Lande eine zu festgebaute Feime Feuer fängt. Der Rauch bahnte sich ganz plötzlich einen Ausweg durch die geschlossenen Luken. Als wir dieselben öffneten, ward er stärker und quoll hervor wie ein dicker, qualmender Strom. Es zeigte sich auch sofort, daß die entzündeten Ballen so tief zu unterst lagen, daß es eine reine Unmöglichkeit war, sich bis zu denselben hinabzuarbeiten, um sie über Bord zu werfen.

„Alles was zum Amt eines Schiffsführers gehört, versteh' ich ohne Selbstlob aus dem Grunde und ich wußte aufs Haar, daß es eine gar mißliche Sache ist, wenn auf See Feuer in einer Baumwollladung ausbricht, ohne daß man sofort in der Lage ist, die brennenden Ballen über Bord zu werfen.

„Hätte mich nun damals das unaufhörliche Glück nicht in einen Zustand so übertriebenen Selbstvertrauens eingewiegt gehabt, so würde ich unzweifelhaft das Schiff haben niederbrennen lassen und wäre mit Frau, Kind, Mannschaft, Banknoten und Goldmünzen bei dem ruhigen Wetter die kleine Meile nach der englischen Küste gefahren.

„Doch ich war verblendet. Das Feuer erschien mir so bedeutungslos, daß wir mit Leichtigkeit seiner Herr werden müßten. Und so fiel mir's nicht einmal ein, selbst die Löschvorrichtung zu leiten, sondern ich ließ meinen jungen Bruder den Spritzenschlauch handhaben nach seinem eigenen Ermessen. Meine Frau stand ahnungslos und völlig ruhig am Hintersteven, mit ihrem kleinen Söhnchen im Arm und lachte, da Fritz mit Kopenhagenscher Ausgelassenheit rief:

„Tränkt's ihnen nur gehörig nin!“

„Dies war sein letztes Wort in dieser Welt.

„Die Baumwollballen hatten wie Schwämme das einströmende Wasser eingesaugt und bewirkten nun einen fürchterlichen Druck auf den Schiffsbug. Es wollte mir mit einem Male scheinen, als ob sich die Fugen zwischen den Planken des Decks ganz leise weiteten. Doch ehe ich mich noch über diese Erscheinung zu vergewissern vermochte, erscholl da mit einem Male ein langsam brechender Knall, sogleich fühlte ich mich wie einen Ball in die Luft geworfen und eine Sekunde später schloß sich das grasgrüne Wasser über mir gleich einer Mauer.

„Das Schiff war in seiner ganzen Länge wie eine Erbsenschote auseinander geborsten.

„Der erste Gedanke, den zu fassen ich fähig war, war der, Frau und Kind zu retten. Mit Riesenkräften arbeitete ich mich durch das wirbelnde Wasser. Die grüne Luft über mir ward allmählich dünner und durchsichtiger und einige Augenblicke später erhob ich den Kopf über dem Wasserspiegel in den ruhigen, sonnigen Tag. Einige Klaftern von mir entfernt sah ich meines Weibes Antlitz auftauchen, ihre Augen starr und fest auf mich gerichtet — — nie, nie werde ich den Ausdruck ihres bleichen Kindergesichtes vergessen. Entsetzen war es eigentlich nicht, vielmehr ein namenloses Erstaunen, welches versteinernd sich über ihre süßen Züge gelegt hatte, während ihre frommen Augen die Frage an mich richteten, ob denn das alles wirklich so wäre und was nun folgen müsse? — Diese Augen! — — Ich sehe sie ja immer noch in jeder Nacht, wenn ich auf meinem einsamen Wachtposten sitze.

„Mit starkem Arm ruderte ich mich bis zu ihr hin. Da entstand plötzlich ein Wirbel im Wasser. Das Wrack drehte sich, indem es vollends auseinander barst und zerschellte. Sie tauchte vor meinen Augen unter und ich machte den wahnwitzigen Versuch, ihr nach auf den Grund zu tauchen. Dreimal nach einander tauchte ich so, dann wurde ich wie von unsichtbarer Gewalt an die Oberfläche geschnellt.

„Als ich zum dritten Male auftauchte, sah ich undeutlich zwischen treibenden Wracktrümmern einen Kreis von weißen, verzweiflungsverzerrten Gesichtern. Mit unfaßbarer Brutalität überkam mich da mit einem Male der Selbsterhaltungstrieb und verscheuchte jede andere Empfindungsfähigkeit. Gleichgiltig gegen all den Jammer um mich her, dachte ich einzig daran, mich selbst zu retten. Ich bin ein ausgezeichneter Schwimmer und ich überlegte, daß, wenn ich mich nur bis in die Nähe des Landes hinüber arbeiten könne, wohl ein Fahrzeug mich aufnehmen würde. So richtete ich denn mit aller Kraft meinen Kurs nach der Küste zu und spähte, ob sich von dort her nicht Hilfe zeige.

„Doch war entlang der ganzen Küstenlinie kein Boot zu erspähen. Die englischen Fischer trinken sich des Sonntag voll ohne Gewissensbisse zu spüren, sind aber viel zu fromm, um in ihren Kahn zu steigen.

„Es währte auch nicht lange, so fühlte ich, wie mir mein Geldgürtel zur unerträglichen Last wurde und mich gewaltsam hinab unter

das Wasser zog. Es gab da nichts anderes zu thun, wollte ich selbst nicht sinken, so mußte ich mich von meinen Schätzen trennen. Zum Glück trug ich sie ja oberhalb und vermochte mit Leichtigkeit die drei großen Knöpfe daran zu öffnen.

„Und im Nu beeilten sich meine Goldeagles und Doublonen sammt Banknoten und Werthpapieren hinunterzusinken, um den Tintenfischen und Seealen zu erzählen, welch ein närrisch hoffnungsseliger Narr ein Mensch sein kann. Wie schon erwähnt, war die Summe, die ich ins Meer warf, mein ganzer Besitz, doch im Augenblick hatte ich kein Bewußtsein daran, welch eine Art von Erleichterung ich mir gewährte und holte mit erneuten Kräften aus.

„Immer noch kein Boot! Es währte wohl noch zwanzig Minuten, dann verließen mich die Kräfte. Roth, gelb und violett schwamm es vor meinen Augen; ich merkte deutlich, daß ich nun gleich sinken mußte.

„Plötzlich fiel mir da das alte Schriftwort von dem Bauer ein, der seine Scheunen wollte größer bauen lassen; im wirren Tanz wirbelten all' meine Pläne und Projekte an mir vorbei — dann sank ich.

„Wieder schloß sich um mich und über mir die glasgrüne Mauer, immer dunkler und dicker. Da glaubte ich mit einem Male ein Antlitz zu erblicken, übermenschlich groß, weißgrün, mit einem Tangkranze um die Stirne; große, todte, grauweiße Augen, ein grausamer Hohn um die gekrümmten blaßbläulichen Lippen und es fuhr mir wie ein Speer durch den Leib. Ich las in diesem fürchterlichen Gesicht die Erklärung meiner Gemeinsamkeit mit dem Meere. Alles war nichts gewesen als ein böses, heimtückisches Spiel, ein Vorspiel zu dem, was nun geschehen war!

„Der Schrecken mag wohl bewirkt haben, daß ich mich noch einmal emporarbeitete; denn plötzlich befand sich mein Kopf wieder über dem Wasserspiegel. Wie im Nebel erschaute ich ein Boot, welches auf mich zusteuerte. Ein heftiger Wunsch erfaßte mich da, unterzusinken, ehe das Boot mich erreicht hatte.

„So verlor ich das Bewußtsein.

„Als ich wieder zu mir kam lag ich zu Bett in einer englischen Krankenstube. Ich fühlte mich innerlich matt, doch übrigens wohl.

„Ich erfuhr, daß eine Leiche unter den Klippen ans Land getrieben worden sei; später wurden, nebenbei gesagt, anderwärts noch mehr gefunden. Ich ließ mich an die Stelle führen, wo der Leichnam lag. Es war mein Bruder! Er hielt ein Schnitzmesser in seiner krampfhaft geschlossenen Hand und die Schäfte seiner Stiefeln waren zerschlitzt und zerkratzt. Offenbar hatte er versucht, sie von sich zu werfen, und war während des Versuchs ertrunken.

„Es war als ob eine wilde Sehnsucht zu leben in seinen weißblauen, verschwollenen, noch im Tode jugendlich schönen Zügen zu lesen stünde. Ich blickte ihn mit wehmüthiger Zärtlichkeit an und wünschte herzlich an seiner Statt da zu liegen.

„Ach und wie bitterlich kehrte derselbe Wunsch mir wieder, als ich in Kopenhagen meine alte Mutter wiedersah. Sie machte mir keine Vorwürfe, doch ich merkte wohl, daß trotz meines unerhörten Un-

glücks und ihrer Theilnahme daran, eine heimliche Bitterkeit gegen mich in ihrem Herzen erwacht war.

„Es war, als ob ich sie getäuscht, eine gefährliche Hoffnung in ihr Herz eingeschmuggelt gehabt hätte, um das Vertrauen, welches sie in mich gesetzt hatte, zu mißbrauchen. Zu Zeiten konnte sie mich fast mit demselben aufgeschreckten Blick ansehen, mit dem meine arme Frau mich fragend angesehen, da der Wirbel sie mit sich fort riß aus dem Tageslichte und dem Leben. Gewann dann zuweilen die Liebe zu mir die Oberhand bei ihr und sie legte zärtlich die Hand auf meine Stirne, so konnte ich ein Schuldbewußtsein und die Ueberzeugung empfinden, daß es mir eine Art von Erleichterung sein würde, wenn sie mit harten, bittern Worten zu mir spräche.

„Einen gab es übrigens, der es nicht an harten, bittern Worten fehlen ließ. Das war mein alter Rheder. Auch bei ihm schien die Ansicht Platz gegriffen zu haben, wenn schon in anderer Weise, als ob ich eine Art Betrug verübt hätte. War ich doch der einzige gewesen, dem es gelungen war, die Rinde des Argwohns, die wie ein Panzer all sein Thun und Lassen umgab, zu durchbrechen, und nun war seine Enttäuschung grenzenlos. Mit den hohnvollsten Ausdrücken schrieb er mir, daß er in seiner Blindheit es unterlassen habe, das Barkenschiff „Der Adler" zu versichern und so durch meine Schuld einen bedeutenden Verlust erleide. Das indeß würde er noch zu tragen wissen und er sei nur froh, daß er auf diese Weise jede Verbindung abgewickelt habe mit einem Mann, der ꝛc. ꝛc.

„Ich sah klar ein, daß sein Aberglaube den Charakter gewechselt hatte und er sich nun der fixen Idee hingab, daß ich einzig und allein ihm zum persönlichen Tort und zu seiner Verunglimpfung auf die Welt gekommen sei.

„Aber, sonderbar genug, die Spuren ähnlicher Anschauung merkte ich fast überall, wohin ich kam. Ich war wie einer, der etwas verbrochen hat. Man umging und scheute mich förmlich und selbst die theilnehmenden Aeußerungen, die man mich hier und da hören ließ, hatten einen wunderlich beizenden Geschmack.

„Es war offenbar, daß es mir schwer fallen würde, einen neuen Anlauf zum Weiterleben zu nehmen.

„Das hätte nun nicht so viel zu bedeuten gehabt, da ich während der allerersten Zeit nach meinem Erwachen in der englischen Krankenstube, da ich meine Augen aufs neue dem Licht dieser Welt öffnete, den festen Vorsatz gefaßt hatte, nie mehr zur See zu gehen.

„Als ich nun in den Blättern die Stelle als Leuchtthurmwärter hier auf der Insel — eine der schlechtbesoldetsten im ganzen Lande — ausgeboten fand, sah ich einen Wink hierin, mich darum zu bewerben.

„Die See hat mein Glück, mein Vermögen, mein Vertrauen, meinen Glauben geraubt, so wollte ich denn den Rest meiner Tage darauf verwenden, mit ihr zu kämpfen, wachsam für anderer Leben mit ihrer Grausamkeit und Tücke zu ringen, sie unter Augen haben Nacht und Tag. Den Posten erhielt ich leicht aus dem Grunde, daß ich der einzige Bewerber um denselben war.

„Und so wohne ich nun hier, ohne andere Zerstreuung als meine englischen Dichter, die ich auswendig weiß. Ich habe nur einen Mann

bei mir, der den Feldbau besorgt, ein Dienstmädchen und meinen Gehilfen, einen jungen, flotten Burschen, der infolge dummer Streiche sich genöthigt gesehen hat, sich um die Stelle als Leuchtthurmassistent zu bewerben. Seinen Gehalt spart er das runde Jahr lang auf, um ihn dann in Zeit von vier Tagen in Kopenhagen zu verjubeln, wenn er im Sommer dahin auf Urlaub geht. Uebrigens vertreibt er sich die Zeit mit der Lektüre leichter Romane über Soupées, Hazardspiel und Tänzerinnen. Es belustigt mich, seinen unverwüstlichen Lebensheißhunger zu beobachten, und so kommen wir gut miteinander aus. Nur erlaube ich ihm nie Hasen und Seevögel auf meinem Grund und Boden zu schießen. Ich habe genug Tod und Vernichtung gesehen. Wie Sie zuvor schon hörten. Ich mag das Tödten nicht leiden!"

Lars zeigte sich auf der Treppe und erinnerte daran, daß es Zeit zum Aufbruch sei. Der Leuchtthurmwächter bat mich, ihn auf einige Augenblicke zu entschuldigen; er wolle einen Brief an einen Kaufmann in Fjordby mitschicken, den er im untern Gelaß schreiben müsse.

Ich war allein.

Ueber dem Wald bei Egenös stand der Mond groß und mattgolden im Osten, während die Sonne an einem glühenden Feuerhimmel hinter den fernen Waldkämmen an der entgegengesetzten Seite des Fjords untersank. Zwischen den schwarzen Baumstämmen schossen einzelne schräge, dunkelglänzende Strahlen hindurch und ihr Wiederschein setzte sich in langen Streifen von Purpur und Flammengold auf dem Wasser fort, das endlich in seinem ganzen Umfange sich roth färbte, wie eine Schale mit Wein.

Ich stand bezaubert von dem Anblick. Ohne daß ich es merkte, hatte der Leuchtthurmwächter eine Weile stumm an meiner Seite gestanden und über die Fjordöffnung hinweg mit jenem besonderen schwerspähenden Blick geschaut, der mir schon früher an ihm aufgefallen war.

„Ja gewiß", sagte er endlich, ohne eigentlich sich an mich zu wenden, sie zieht, sie lockt, sie nimmt eines Menschen Seele gefangen; gefangen ist eben das rechte Wort!"

„Ich sollte das Feuer anzünden", fuhr er in anderem Tone fort. „Sie entschuldigen wohl, wenn ich Sie nicht bis ans Boot geleite? Ich habe eine Stelle gelesen von einem, der eine tiefe Grube in die Erde grub, um ein drückendes Geheimniß darin zu begraben. Im Grunde ist es mir eben so ergangen, indem ich Ihnen das Geheimniß meines Lebens anvertraute, über dem ich auf dieser einsamem Insel brüte. Fahrwohl und Dank, doch nicht auf Wiedersehen! Sollten Sie je wieder die kleine Stadt drüben besuchen, lassen Sie eine Fahrt nach Klintö sein, selbst wenn der Kapitän noch so sehr sticheln sollte."

Ich drückte seine Hand und ging.

Lars Sönderskov machte im Handumdrehen sein Boot flott. Da wir ein Stück hinausgekommen waren, sahen wir, daß das Feuer im Thurm angezündet war.

„So ein langes Gespräch hat er seit den letzten fünf Jahren nicht gehalten", sagte Lars Sönderskov, „denn mit seinen Leuten redet er kaum das Nothwendigste."

Ich merkte an Lars, daß er aufgelegt war, ein kleines Referat zu machen; doch sah ich mich außerstande, ihm diesen Wunsch zu gewähren.

Als er keine Antwort erhielt, blieb Lars stumm. Der Wind hatte sich indessen fast vollständig gelegt, so daß das Segel eingerefft wurde und das Boot nur durch den Ruderschlag fortgetrieben wurde. Während anderthalb Stunden wechselten wir kein Wort.

Der Gedanke an dies Menschendasein, dessen blutige Lehre hier im ewigen Anschauen des ringsum wogenden, ruhelosen Meeres verarbeitet wurde, erfüllte mich während dieser ganzen Zeit. Er drückte auf mein Gemüth wie ein heimliches Grauen, während er doch auch in ein Grübeln überging, welches beständig das Gesehene und Gehörte zu prüfen fortfuhr, ohne doch zu einer befriedigenden Erkenntniß gelangen zu können. Besonders das war mir auffallend, daß der hartgeprüfte Mann so oft vom Meer gesprochen hatte, von jenem Meere, welches sich in diesem Augenblick vor uns ausbreitete, nach des Dichters Worten:

„In Ruh und Größe, Gottes Ebenbild —"

wie von einer Art beseelten Wesens, einer im Naturspiel verborgenen Persönlichkeit und daß er nie das Schicksal, die Führung, die Gottheit oder ähnliches erwähnt, sondern immer nur das Meer als dasjenige bezeichnet hatte, was gab und nahm nach seiner grausamen, eigenen, unabhängigen Laune.

Und mit diesem Meere kämpfte er noch immer fort, stellte sich immer noch in Bezug zu ihm!

Der Mond stand klar und weiß mitten über dem Fjord und zog ein Gewimmel springender Phosphorstreifen hin über dessen schwach gekräuselten Spiegel. Nach Westen hin glimmte die Luft über dem Waldrand noch ganz matt, während nordwärts der Leuchtthurm sein Blitzlicht in wechselnden Pausen aufglänzen und schwinden ließ. Vor uns sandte die rothe Laterne von Fjordbys Molo einen langen, weithinzitternden Streifen wie einen in Blut getauchten Pfeil hin über das Wasser.

Lars Sönderskov hatte aber nicht nur tüchtig gerudert, er hatte auch nachgedacht und es erwies sich, daß er über dasselbe nachgedacht hatte, wie ich selbst. Denn plötzlich hielt er im Rudern inne, lehnte sich auf sein Ruder und sagte, zu seinen Worten den Takt nickend, den Blick nach dem Leuchtthurm gerichtet:

„Mag er nur immerhin sagen, daß er die See haßt und nie mehr hinaus will zur See; ich bestehe doch darauf, daß der Mann die See frischweg liebt und ohne ihren täglichen Anblick nicht leben könnte."

Das war die Auflösung, die ich suchte! Lars Sönderskov war es, dem ich sie zu danken hatte und er soll die Ehre davon haben.

Leopold von Ranke.

Skizze von Dr. Heinrich Ruhe.

„Niemand kann vor seinem Tode glücklich gepriesen werden!“ ruft mahnend der griechische Weltweise aus. Und in der That, wenn wir die lange Reihe der Großen dieser Erde überblicken, so finden wir nur äußerst wenige, welchen die Glücksgöttin bis an den Rand des Grabes hold geblieben ist. Ja, manche werden gerade deßhalb glücklich gepriesen, weil ein grausames und dennoch gütiges Geschick durch einen frühen Tod sie der Erde entrückte und sowohl sie wie die Welt dadurch vor bitteren, herben Täuschungen bewahrte. Andere wiederum sind dazu verurtheilt, ihre Kraft, ihren Ruhm zu überleben, und beim Anblick der gealterten Größe mischt sich in das Gefühl der Ehrfurcht aufrichtiges und inniges Bedauern darüber, daß auch sie der irdischen Schwäche ihren Tribut entrichten mußten. Allein wie selten, wie äußerst selten sind jene berühmten Greise, welche auf ein solches Gefühl des Mitleids keinen Anspruch machen, weil sie desselben in keinerlei Weise bedürfen, jene berühmten Greise, welche in unverwüstlicher Jugend und nie ermattender Arbeitskraft bis zum Ende ausharren und „stehenden Fußes den Tod erwarten!“ Ganz gewiß, ein Schoßkind des Glückes ist das Volk, dessen große Männer bis in ihr höchstes Alter hinein ihre Geistesfrische und ihre Schaffensfreude bewahren. Und ist dieses Glück nicht geradezu unserem Vaterlande in einem so überreichen Maße zutheil geworden? Kaiser Wilhelm, Moltke und Ranke — wenn wir vor diesem hellglänzenden Dreigestirn in ehrerbietiger Betrachtung staunend stehen bleiben, müssen wir nicht beinahe erschrecken vor solchem Uebermaß an menschlicher Größe, welche mit Recht in der ganzen glanzvollen Vergangenheit kühn nach ihresgleichen fragt? Leopold von Ranke ist nicht mehr; der gewaltige Genius, welcher den waltenden Ursachen in der Fortentwicklung der geschichtlichen Vorgänge forschend nachging, gehört nunmehr der Geschichte an und ist selber ein Gegenstand der Forschung geworden.

Aus dem vorigen Jahrhundert zu uns heraufgekommen, hatte Ranke die meisten seiner Altersgenossen ins Grab sinken sehen. Wohl

hatte er, „der drei Menschenalter sah", längst die Grenze menschlicher Lebenskraft überschritten, aber dennoch wirkte die Kunde, daß der „räthselhafte Geistesheros" seinen Platz in der Zeitlichkeit mit dem in der Ewigkeit vertauscht habe, in allen deutschen Gauen, ja selbst jenseit der deutschen Marken schmerzlich überraschend. Haben wir ihn doch noch eben dahinschreiten sehen als einen Führer deutschen Geisteslebens mit dem hellleuchtenden, forschenden Auge, mit rastlos schaffender Hand, mit einer Frische und einer Regsamkeit, welche seiner Silberhaare zu spotten schien! Hatte er doch, bereits achtzigjährig, noch seine „Weltgeschichte" begonnen, eines jener monumentalen Werke, an welche sich sonst nur die ungeschwächte, ungebrochene Manneskraft wagt! Darf es uns daher Wunder nehmen, daß er den Tod gleichsam selber täuschte, ja daß der Tod achtlos an dem jugendlichen Greise vorüberging, ihn sogar zu fürchten schien, wie die Zeit die Pyramiden?

In demselben Jahre, da Herder die Frage aufwarf, weßhalb wir noch keine Geschichte der Deutschen hätten, wurde der „Altmeister der Geschichte" geboren; am 21. Dezember 1795 erblickte er zu Wiehe das Licht der Welt. Es war eine traurige, schwere Zeit für Deutschland, jene Zeit, da langsam über den Trümmern des französischen Königthums der Stern des gewaltigen Korsen aufging, der sonder Scheu Throne brach und Völker knechtete. Leopold von Ranke sah als Knabe die Erniedrigung, aber auch die Erhebung Deutschlands; er sah die Preußen nach der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstädt durch seinen Heimatsort fliehen, verfolgt von den französischen Reitern. Sachsen, zu welchem damals Wiehe gehörte, stand auf Seite Napoleons. Die Jugend war dem großen Korsen keineswegs abgeneigt; der Bruder unseres Geschichtsforschers, Friedrich Heinrich Ranke (gestorben 1876 in München als baierischer Oberkonsistorialrath), schrieb später einmal: „Wir haßten Napoleon nicht, dessen Thaten uns ja an die viel bewunderten Helden des Alterthums, Alexander den Großen und Julius Cäsar erinnerten."

Sein Vater war Rechtsanwalt und Gutsbesitzer zu Wiehe. Vor dem Elternhause stand ein Birnbaum; um ihn herum hatte Leopold von Ranke als Kind gespielt, unter ihm mit dem Vater, der Mutter und den Geschwistern gesessen. Der Birnbaum bildete seine idealste Jugenderinnerung; ihm gehörte, so lange er lebte, all sein Sehnen an. „Es geht mir ganz, wie David Strauß", äußerte er einmal, „der hat für seines Vaters Linde ganz dasselbe Entzücken gehabt, wie ich für meines Vaters Birnbaum."

In der Familie, aus welcher viele Geistliche hervorgegangen sind, herrschte ein frommer Geist. Wahre, tiefe Frömmigkeit und ein streng rechtlicher Sinn, welcher all sein Thun und Handeln beseelte, haben sich bei Leopold von Ranke stets wirksam erwiesen. Hier nur ein Beispiel aus seiner Frankfurter Periode. Als Sand seine blutige That vollbracht hatte, ergriff der größte Theil der Jugend Partei für Kotzebues Mörder. Auch Friedrich Heinrich von Ranke, der gerade in Frankfurt a. O. sich aufhielt, pries mit begeisterten Worten die „Heldenthat" jenes unglücklichen, verblendeten Jünglings. Sein Bruder Leopold hörte ihn ruhig und ernst an, erhob sich hierauf und sagte in feierlichem Tone: „Du sollst nicht tödten, das ist Gottes Gebot!"

Nachdem unser Geschichtsforscher zu Donndorf und Schulpforta seine erste Erziehung erhalten hatte, bezog er 1814 die Universität Leipzig. Damals wurden außer den theologischen Studien besonders die philologischen Alterthumsstudien mit erneutem Eifer betrieben. Unter den akademischen Lehrern ragte namentlich Gottfried Hermann hervor, der kräftigste Vertreter des Humanismus neuerer Zeit und ein durch edle Freimüthigkeit und entschiedene Wahrheitsliebe ausgezeichneter Charakter; seine Vorlesungen zeichneten sich durch Lebendigkeit des Vortrags, Klarheit, Schärfe und Bestimmtheit in der Darstellung, sowie durch eine unübertroffene Methode aus und zogen stets einen großen Zuhörerkreis herbei, aus denen viele ausgezeichnete Lehrer an Schulen und Universitäten hervorgegangen sind. Von Gottfried Hermann hat Ranke vor allem die kritische Methode gelernt. Bei der Feier seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums bezeichnete er außer Hermann besonders Thukydides, Fichte und Niebuhr als seine Lehrmeister. Der griechische Historiker ist und bleibt allzeit der Lehrer eines Forschers, das unübertroffene Ideal des entwickelnden und erzählenden Geschichtsschreibers. Der Nationalpatriotismus, welchen Fichte im deutschen Volke zu wecken und zu heben suchte, fand bei Ranke begeisterten Anklang. Niebuhr hat der „Altmeister der Geschichtswissenschaft" am meisten zu verdanken; er war der Meister, welcher in der historischen Kritik voranleuchtete, und dem der große Schüler bald ebenbürtig an die Seite trat. Die Methode, welche Niebuhr bei der römischen Geschichte anwandte, benutzte Ranke auch auf anderem Gebiete.

Von 1818 bis 1825 wirkte Ranke als Lehrer an dem Gymnasium zu Frankfurt a. O. Infolge der Wiener Friedensakte war Sachsen wegen seiner französischfreundlichen Haltung auf die Hälfte seines früheren Besitzstandes reduzirt worden. Wiehe gehörte daher dem preußischen Staate an. Mit warmer Liebe hing Ranke an Deutschland, besonders an Preußen, vornehmlich deßhalb, weil er — abgesehen von seiner Stellung als preußischer Beamter — klaren Blickes die hehre, erhabene Mission erkannte, welche die Hohenzollern in Deutschland zu erfüllen hatten.

In Frankfurt veröffentlichte der große Historiker seine ersten Werke, die „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535 (3. Aufl. Leipzig 1885)" und „Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber (3. Aufl. Leipzig 1885)." Der Historiker hat nicht, wie der Naturforscher, mit sicht- und faßbaren, mit meß- und wägbaren Gegenständen zu thun, sondern mit Handlungen und Zuständen der Menschen, mit Stimmungen, Gesinnungen und Bestrebungen, welche zudem uns meistens in höchst dürftiger, theilweise absichtlich oder unwillkürlich entstellter und deßhalb schwer kontrollirbarer Form überliefert sind. Welche Hindernisse hat deßhalb die Geschichtswissenschaft zu überwinden, um zu völliger Klarheit, zu unbedingter Wahrheit vorzudringen! Was uns als geschichtliche Ueberlieferung überkommen ist, das ist dem größten Theile nach eine Mischung von Wahrheit und Dichtung, und die historische Kritik hat die überaus schwere Aufgabe, die Wahrheit von der Dichtung zu sondern, dieselbe aus dem Dunstkreise, der sich darum gelagert, herauszulösen und die historischen Ereignisse in ihrer ursprünglichen Lebendigkeit und absoluten Reinheit

wiederherzustellen. Um diese Aufgabe würdig zu lösen, bedarf es nicht nur durchdringender Schärfe und sicheren Urtheils, sondern auch eines eisernen Fleißes und eines unbestechlichen Wahrheitssinnes. Beides war unserem Ranke in einem hohen Maße eigen, und so wurde er, als ein Meister der Kritik, zum Pfadfinder geschichtlicher Wahrheit. Ja, die geschichtliche Wahrheit war es, und zwar diese allein, welche er im Schutte der historischen Denkmäler, im Staube alter Akten und Urkunden suchte. Mit der peinlichsten, bewundernswerthesten Gewissenhaftigkeit verschloß er sich gegen jede subjektive Beimischung von Vorliebe und Abneigung, von Liebe und Haß und erhob die strengste Objektivität zur alleinigen Richtschnur seiner Forschung, und indem er diesem Leitsterne folgte, drang er bis in das Innerste der geschichtlichen Vorgänge und Gestalten vor. Im Gegensatze zu der vielfach herrschenden künstlichen und raisonnierenden Geschichtsschreibung sprach sich Ranke dahin aus, daß er „nur erzählen wolle, wie die Dinge an sich geschehen." Er schrieb keiner Kirche, keinem Volke, keiner Partei zu Lieb oder zu Leide, darum wird er auch in allen konfessionellen Lagern als gerechter Richter verehrt, und darum wird kaum ein deutscher Gelehrter auch im Auslande so allgemein und so widerspruchslos anerkannt, wie Ranke.

Die beiden genannten Schriften erregten ungewöhnliches Aufsehen und hatten seine Berufung als außerordentlicher Professor der Geschichte an die Universität zu Berlin zur Folge. Wie überall aus seinen Werken der universalhistorische Charakter hervorleuchtet, so sind auch seine Vorlesungen vom universalhistorischen Standpunkte aus gehalten; vom Wintersemester 1825—26 bis zum Sommersemester 1871 — seitdem hat er keine Vorlesungen mehr angekündigt — ist die ganze Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart behandelt worden. Vor allem bestrebte er sich, die Methode der Forschung, besonders die Kritik seinen Schülern vor die Augen zu führen. Er zeigte den erstaunten Hörern seine fast unübersehbaren Studienmappen, zu deren Einzelblättern er die feinsten Randbemerkungen hinzufügte. Wenn es galt, eine besonders charakteristische Persönlichkeit, welche die Gestaltung der politischen Verhältnisse beeinflußte oder bestimmte, scharf hervorzuheben, so verweilte er dabei länger, und bei solcher Gelegenheit entfalteten sich die Eigenschaften seines auflösenden und zugleich wieder zusammenfügenden Urtheils auf das glänzendste. Mit einem einzigen, ungemein treffenden Worte bezeichnete er oftmals das wesentliche Merkmal einer geschichtlich bedeutsamen Figur, so daß man zeitlebens es nimmer vergaß.

Gleich bei seinem Auftreten als akademischer Lehrer stellte er mit seinen Hörern historische Uebungen an, um im Wechselgespräch die Fragen noch mehr präzisiren zu können, auf welche es ankam. Diese historischen Uebungen bilden den Ausgangspunkt der „Rankeschen Schule," welcher ein großer Theil der jüngeren deutschen Geschichtsschreiber angehört, wie Georg Waitz, der leider seinem gefeierten Lehrer bereits nach wenigen Stunden ins Grab folgte, Dönniges, E. Dümmler, Duncker, H. von Sybel, Giesebrecht, A. Schmidt, Roscher u. s. w.

Im Jahre 1832 gab Ranke mit Savigny und anderen gleichgesinnten Männern eine „Historisch-politische Zeitschrift" heraus; dieselbe

sollte „nach und nach das Wichtigste umfassen, was ein denkender Zeitgenosse zu erfahren wünschen kann, um seine Zeit nicht nach irgend einem Begriff, sondern in ihrer Realität zu verstehen und völlig mitzuleben.“ Nach Rankes Meinung soll man den Zweck des Staates genau von den Mitteln, um ihn zu erreichen, unterscheiden. Leider ging die Zeitschrift bereits 1836 wieder ein.

Zugleich begann er um jene Zeit mit der Herausgabe seiner Hauptwerke; zunächst erschienen „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert (3 Bände. Berlin 1834—1837, 6. Auflage. Leipzig 1880 und 1881),“ ein Werk, welches nicht bloß in Deutschland, sondern auch in ganz Europa und in Amerika wegen der Neuheit des Gegenstandes; der Wahrhaftigkeit des Urtheils und der klaren Scheidung und Würdigung der mannigfach in einander wirkenden politischen und religiösen Momente das allgemeinste Aufsehen erregte. Die Hauptwaffe Rankes ist hier die feinste Ironie, und die Art, wie er diese Waffe gebraucht, läßt die Hand des Meisters erkennen. Als sein großer Schüler Waitz einzuwenden wagte, das Werk werde viele Gegner auf den Kampfplatz locken, erwiderte der Autor: „Meine Päpste sind keine junge Mädchen, welche allen gefallen wollen.“ Köstlich amüsirte es unseren Gelehrten, daß er um der „Päpste“ willen auf den römischen „Index“ kam. „Die Herren Inquisitoren in Rom,“ meinte er, „wissen gar nicht, welchen Gefallen sie einem mit dieser geistigen Einrichtung erweisen. Plötzlich weiß das Publikum, daß doch mancherlei neues und pikantes über die Päpste erzählt sein muß, und die Leute lesen uns, wo man vielleicht unbeachtet geblieben wäre.“

Die nämlichen Vorzüge, wie „Die römischen Päpste“, zeigt in fast noch höherem Grade die „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (6 Bände. Berlin 1839—1847. 6. Auflage. Leipzig 1880 und 1881).“ Hierauf folgte das Werk „Neun Bücher preußischer Geschichte (3 Bände. Berlin 1847—1848).“ Leopold von Ranke hatte ein warmfühlendes Herz für sein Vaterland, er haßte nichts mehr, als das Parteigetriebe und die Debatten der Parteileidenschaft. Ganz besondere Freude empfand er über den Aufschwung Preußens, allein er dachte nicht im entferntesten daran, die Mission des Hohenzollernhauses gleichsam historisch zu deduciren, indem er die Existenz derselben sofort bei den ersten Anfängen konstatiren zu müssen glaubte. Geschichte nur im Hinblick auf die Gegenwart zu schreiben, hielt er für ganz verfehlt; solches war nach seiner Ansicht nur dazu angethan, der Wahrheit selbst, um derentwillen doch jede Forschung arbeiten soll, auf das empfindlichste zu schaden. Wie ehrlich er gegen sein Vaterland und gegen sich selbst war, davon legt der Umstand Zeugniß ab, daß er ungefähr vierundzwanzig Jahre später die „Neun Bücher preußischer Geschichte“ verwarf und dieselben auf Grund neu gewonnener Resultate in völliger Umgestaltung als „Zwölf Bücher preußischer Geschichte“ herausgab (5 Bände. Leipzig 1871—1874). In dem dritten Bande suchte er die Ideen Friedrichs des Großen zu entwickeln, und zwar mit ebenso viel Geschick, wie Glück, wie es eben nur ein Meister vermag. Die großen Ereignisse der Gegenwart verfehlten hierbei ihre Einwirkung nicht. Manche Kritiker werfen Ranke vor, er habe das Diplomatisiren und Zurückhalten zu weit getrieben und das Wildwachsende und Urkräftige,

welches in den alten Hohenzollern und in ihrer Politik liege, gar zu sichtlich gemildert. Allein darauf müssen wir erwidern, daß die auf das Große und Ganze gerichtete Betrachtungsweise, wie wir dieselbe bei Ranke finden, unvergleichlich mehr dem Geschichtsideal entspricht, als jene kleinliche Art, welche gewissermaßen „ihre indiskreten Blicke bis in die Schlafgemächer oder gar bis in die Bedientenstuben hineinschweifen" läßt. Bezeichnend sind des großen Historikers eigene Worte: „Große Männer schaffen ihre Zeit nicht, aber sie werden auch nicht von ihr geschaffen. Es sind originale Geister, die in den Kampf der Ideen und Weltkräfte selbstständig eingreifen, die mächtigsten derselben, auf denen die Zukunft beruht, zusammenfassen, sie fördern und durch sie gefördert werden. Bei der Flüchtigkeit und verhältnißmäßigen Kürze des menschlichen Lebens ist es dann immer von größtem Werth, wenn in den hohen Stellungen, die dazu fähig machen, Persönlichkeiten von gleicher Intuition und Kraft auf einander folgen. Nicht allein große Männer, sondern auch Generationen von außerordentlicher Begabung gehören dazu, um neue, lebensfähige, politische Gründungen zu vollbringen."

In den vierziger Jahren beschäftigte sich Ranke mehr als einmal mit der Frage über die Verwandtschaft und den Unterschied von Geschichte und Politik. Aufgabe der Geschichte ist es, so lehrt er, das Wesen des Staates aus der Reihe der früheren Begebenheiten darzuthun und zum Verständniß zu bringen; dagegen hat die Politik das Staatswesen nach erfolgtem Verständniß und genauer Erkenntniß desselben weiter zu entwickeln und zu vollenden. Ferner weist er darauf hin, eine Kenntniß der Vergangenheit ohne Bekanntschaft mit der Gegenwart sei unvollkommen. Endlich betont er auf das nachdrücklichste, wie wir unter der Leitung der Geschichte lernen könnten, daß jedem Zeitalter seine eigene Fehlerhaftigkeit anhafte, aber auch zugleich die eigenthümliche Fähigkeit zur Tugend innewohne.

Die stürmischen Vorgänge während des fünften Jahrzehnts erfüllten Leopold von Ranke mit tiefem Schmerze und großem Grame. Als das Frankfurter Parlament dem Könige von Preußen die deutsche Kaiserkrone anbot, da stand der große Historiker an der Spitze jener, welche entschieden dazu riethen, die Krone rundweg zurückzuweisen, da dieselbe nur von denjenigen angetragen werden dürfe, die dazu berechtigt seien, von den deutschen Fürsten und von den freien Reichsstädten. Um den Politikern an der Hand der Wissenschaft den rechten Weg zu zeigen, hielt er während des Sommersemesters fünfzig Vorlesungen über die neueste Zeit. König Friedrich Wilhelm IV. war ein Freund und Verehrer Rankes; letzterer hat dem kunst- und wissenschaftliebenden Monarchen in dessen Biographie ein glänzendes Denkmal warmer Verehrung gesetzt.

Später wandte sich Ranke wieder seinem eigentlichen Studiengebiete zu und schrieb die „Französische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert (5 Bände. Stuttgart 1852—1861; 3. Auflage 1877)" und die „Englische Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert (6 Bände. Berlin und Leipzig 1859—1867; 3. Auflage. 9 Bände. Leipzig 1877)". Wohl haben vor Ranke Guizot und Thiers in Frankreich, sowie Macaulay in England, die Geschichte ihres Vaterlandes

in kunstvoller Form zur Darstellung gebracht, allein Ranke übertraf sie alle, indem er nach dem offenen Bekenntniß des Auslandes durch seine französische und englische Geschichte die Forschung dort erst in die richtigen Bahnen lenkte. Ranke zeigt sich hier, wie überall, als Meister in der geschichtlichen Darstellung. Er beabsichtigt keineswegs die vollständige Erschöpfung des gesammten vorhandenen Materials, sondern er wählt nur die prägnanten, entscheidenden und charakteristischen Momente und die einzelnen epochemachenden Katastrophen aus. Den Stoff weiß er künstlerisch zu gruppiren, die Thatsachen mit ihrem Anfange, ihrem Zusammenhange und ihren Folgen in scharfen Zeichnungen vor Augen zu stellen. Seine Erzählung ist knapp, überaus klar und ungemein lebhaft; meisterhaft charakterisirt er die Persönlichkeiten mit lebensvoller Frische und Anschaulichkeit. Im höchsten Maße anziehend sind die fast jedem Werke beigefügten Analekten, welche uns in die geistige Werkstatt des Meisters einführen.

Von seinen sonstigen Schriften heben wir noch hervor „Fürsten und Völker in Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert (Berlin 1827; 4. erweiterte Auflage, Leipzig 1877) unter dem Titel: „Die Osmanen und die spanische Monarchie im 16. und 17. Jahrhundert", ferner „Die serbische Revolution (Hamburg 1829, umgearbeitet Leipzig 1879 als „Serbien und die Türkei im neunzehnten Jahrhundert)". Dies letztere Werk, welches er nach einer vierjährigen Reise, besonders nach Wien, Venedig, Rom und Florenz veröffentlichte, sicherte seinen Ruf als Historiker. Niebuhr schrieb damals an den Verleger: „Ich wünsche Ihnen großes Glück zu Rankes Serbien, welches ich laut anpreise, wie Ihr Haus an den hier abgesetzten Exemplaren spüren wird. Es steht mir zu, zu sagen, daß das kleine Buch als Historie das vortrefflichste ist, was wir in unserer Literatur besitzen. Ranke hat alles abgestreift, was früher in seiner Manier störte." In seiner „Geschichte Wallensteins (Leipzig 1869; 4. Auflage 1880)" fesselt ganz besonders der eigenartige Reiz der Darstellung; der Autor erklärt hinsichtlich dieses Werkes, er wolle „aus dem Kreise der Anklage und der Vertheidigung heraustreten und eine historische Anschauung des Friedländers begründen," und in der That hat die neueste Publikation aus den Stockholmer Archiven die Auffassung unseres Historikers bestätigt.

Bereits ein hochbetagter Greis machte er sich an das Hauptwerk seines Lebens, die „Weltgeschichte (1.—3. Auflage, Leipzig 1880—1885, 6 Theile in 12 Bänden)." Der Plan dieses Riesenwerkes ist aus seinen eigenen Worten ersichtlich: „Im Laufe der Jahrhunderte hat das Menschengeschlecht gleichsam einen Besitz erworben, der in dem materiellen und in dem gesellschaftlichen Fortschritt, dessen es sich erfreut, besonders aber auch in seiner religiösen Entwicklung besteht. Einen Bestandtheil dieses Besitzes, so zu sagen das Juwel desselben, bilden die unsterblichen Werke des Genius in Poesie und Literatur, Wissenschaft und Kunst, die unter lokalen Bedingungen entstanden, doch das allgemein Menschliche repräsentiren." Vor dem Geistesauge des Geschichtsforschers klärt sich das geheimnißvolle Spiel der Schicksalsmächte, und der Forscher macht sich ungeachtet seiner Silberhaare an die ungeheure Arbeit, die Offenbarung dieses Schicksalsganges zu verkünden.

Noch an seinem neunzigsten Geburtstage sprach Leopold von Ranke die Hoffnung aus, er werde die Vollendung seines Riesenwerkes erleben, ja er äußerte einmal zu seinen gelehrten Freunden, er möchte wohl hundert Jahre alt werden, wie es seine langjährige, treue Pflegerin, Frau Loppe, ihm gewünscht hätte. Allein im Rathe Gottes war es anders beschlossen. Nach kurzem, doch äußerst schmerzlichem Krankenlager hauchte Leopold von Ranke am 23. Mai 1886 gegen elf Uhr abends seine Seele aus.

All die Ehren, mit welchen die Fürsten ihre treuen Diener zu belohnen pflegen, sind dem großen Historiker überreich zutheil geworden. Seit 1834 ordentlicher Professor an der Universität und seit 1841 Historiograph des preußischen Staates, wurde er am 22. März 1865 vom Könige von Preußen in den erblichen Adelstand erhoben, am 29. September 1867 zum Kanzler des Ordens pour le mérite und am 13. Februar 1882, am Tage des fünfzigjährigen Jubiläums als Mitglied der Akademie der Wissenschaften, zum wirklichen Geheimrath mit dem Prädikat Excellenz ernannt, und am 31. März 1885, da er 60 Jahre der Universität angehörte, verlieh ihm die Stadt Berlin das Ehrenbürgerrecht. An seinem Sarge, auf welchen viele Fürsten, auch des Kaisers Majestät, prachtvolle Blumenkränze als Zeichen der Verehrung niedergelegt hatten, standen außer anderen erlauchten und hohen Herren leidtragend der Kronprinz des deutschen Reiches und von Preußen.

Die „Weltgeschichte“ ist ein Bruchstück geblieben, aber dieses Bruchstück ist ein unvergängliches Denkmal des weltumspannenden deutschen Idealismus, der unseres Volkes bestes und unveräußerliches Erbtheil bildet und bilden wird. In der „Weltgeschichte“ hat Ranke in erster Reihe der deutschen Nation ein Vermächtniß kostbarster Art hinterlassen, und wir können nicht besser und passender schließen, als mit den Worten des Dichters: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“

Faust als Puppentheaterheld.

Nur wenige sagenhafte Persönlichkeiten sind so glücklich gewesen bezüglich der Künstlerhände, die sich ihrer bemächtigten, wie der berühmte Hexenmeister des 16. Jahrhunderts. Malerei, Dicht- und Tonkunst haben ihr Bestes geleistet, seine zauberische mystische Gestalt, die für immer auf der Leinwand eines Rembrandt wie in den dramatischen und lyrischen Meisterwerken eines Goethe und Gounod fortlebt, unsterblich zu machen. Doch wie diese hocherhabenen künstlerischen Heroen sich nicht enthielten, die alte Legende zu idealisiren, so haben auch die niederen, für Belustigung des Volkes wirkenden Geister ein so verlockendes Objekt nicht vernachlässigt, und die durch die erregende Atmosphäre des Genies zur vollsten Blüte der Vollkommenheit entwickelte Sage erfüllt, weil sie tief im Herzen des Volkes wurzelt, dadurch eine wesentliche Bedingung künstlerischer Berechtigung hat, daß sie ihre sympathischen Lebenselemente aus den breitesten Schichten der Menschheit herausgreift. Denn jener unpersönliche, vielstimmige Dichter — das Volk — ist der ureigentliche Schöpfer, der das natürliche Erz, das jungfräuliche Metall nach der Münzstätte liefert, wo allen späteren künstlerischen Ausmünzungen der Ursprungsstempel aufgeprägt wird.

Die Persönlichkeit Fausts, wie sie uns überliefert ist, erscheint aus drei verschiedenen Ursprüngen verwebt, welche trotz ihrer innigen Verbindung doch leicht getrennt und unterschieden werden können — aus dem historischen Faust, dem mythischen Faust und dem dramatischen Faust. Von diesen ist der erste, obwohl die wirkliche, einst lebende Person, derjenige des Trios, von dem wir nur die mindest bestimmte Vorstellung haben, denn die verbürgte Ueberlieferung ist hier weit weniger vollständig und ins einzelne reichend, als eine Fabel. Dennoch bleibt genug von authentischen Thatsachen und für die Person bezeichnenden Charakterzügen übrig, um uns eine hinlängliche Vorstellung zu ermöglichen, welchen Schlags Mann es war, der den festen Kern für so viele und verschiedene Hülsen lieferte, mit welchen die

Phantasie jenen umhüllte. Da nun der Betrug nur seine äußere Gestalt, nicht aber sein inneres Wesen zu verändern vermag, wird auch in fernster Zukunft kein Mangel sein an Charaktertypen wie dem des deutschen Cagliostro, des halben Marktschreiers und halben Gelehrten, des ganzen Schalkes und Großprahlers, der trotz natürlicher Anlage und reicher Kenntnisse, die wohl imstande gewesen wären, ihm auf jeder ehrenvollen Laufbahn einen hervorragenden Platz zu sichern, es doch vorzog, seine Talente bei der Ausbeutung der Leichtgläubigkeit und Neugier der großen Menge zu verschwenden. Die früheste Erwähnung desselben geschieht in einem Briefe vom 20. August 1507, der von dem Gelehrten Teitheim von Sponheim — einem Mann, auf dem ebenfalls der Verdacht ruhte, daß er sich mit der „schwarzen Kunst" beschäftigte — an den Mathematiker Johann Wirdung zu Hasfurt gerichtet ist. In höchst bitterem Tone, der vielleicht durch eine Beimischung professioneller Eifersucht noch verschärft ist, spricht er von dem rivalisirenden Magiker unter dem selbst angenommenen Namen Georgius Sabellicus, Faustus junior, als einen anmaßenden Betrüger, der in allen geheimen Wissenschaften — der Astrologie, Magie, Nekromantie — für sich den Vorrang beanspruchte, der die Macht, Wunder zu wirken, besitzen wolle und sich imstande erklärte, alle noch vorhandenen Werke Platos und Aristoteles, wenn dieselben vernichtet würden, in einem eleganteren Stil als dem der Originale wieder herzustellen. Der Schreiber fügt hinzu, daß dieser Abenteurer, wenn er zufällig in seine (des Schreibers) Nähe gekommen sei „schlau besorgt gewesen sei, jedes Zusammentreffen zu vermeiden, und nur eine Karte zurückgelassen habe, auf der seine selbst angemaßten kabbalistischen Titel verzeichnet standen. Im Gebrauche pomphafter Bezeichnungen scheint der in Rede stehende allerdings nicht besonders bescheiden gewesen zu sein, denn er nennt sich bei verschiedenen Gelegenheiten „Fürst der Nekromaten", „Philosoph der Philosophen" und wohl auch den „Halbgott von Heidelberg", Hemitheus Hedebergensis.

Aus verschiedenen zeitgenössischen Dokumenten, deren Aufzählung hier zu ermüdend wäre lassen sich wenigstens die Umrisse seiner Laufbahn mit hinlänglicher Bestimmtheit erkennen. Geboren in niedrigen Verhältnissen in der Nähe von Knittlingen in Württemberg im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, verrieth er schon zeitig bemerkenswerthe Anlagen und wurde wahrscheinlich zum Geistlichen erzogen, da Geschichte und Sage übereinstimmend von seinen Fortschritten in der Theologie zu berichten wissen. Trotzdem vertauschte er bald dieses Studium mit dem der Magie, welcher er sich an der Universität zu Krakau widmete, da Polen damals der Hauptsitz der nekromantischen Lehre war. Dann trat er als reisender Schüler auf — eine Art übel berüchtigte Landstreicher, deren Bettelei — ursprünglich gerechtfertigt durch den angeblichen Durst, immer mehr zu lernen — oft als einzigen Beweggrund das Streben hatte, mühelos auf Kosten anderer zu leben. Während diese zuweilen wohl erlaubterweise sich gastlich Unterkommen für eine Nacht oder eine kleine Geldunterstützung zur Fortsetzung ihrer Reise durch unschädliche Verwendung ihrer Fähigkeiten, durch Ertheilen von gutem Rath, durch Chorgesang, Predigen oder durch Erzählen von Geschichten erwarben, übten sie doch oft noch mehr die

einträglichere Kunst des Schätzesuchens, die Wahrsagerei, der Liebeserweckung und andere taumaturgischer Gaukeleien. Diese Sorte Leute findet sich schon geschildert in dem Liber Vagatorum, das zu Anfang des 16. Jahrhunderts erschien und dessen Autorschaft Thomas Murner oder Sebastian Brant zugeschrieben wurde und in dem eine von Ristelhuber*) citirte Stelle folgendermaßen lautet:

„Dieses Kapitel handelt von den Vagabonden, das heißt von den Bettlern, den Abenteurern, die ein gelbes Käppchen tragen und vom Venusberg zurückkommen; sie haben Kenntniß von der Magie und werden fahrende Schüler genannt. Kommen sie in ein Haus und führen sie sich ein mit den Worten: Hier ist ein reisender Schüler, ein Meister der freien Künste (d. h. ein Meister in der Kunst, Landleute zu betrügen), der den Teufel beschwören und gegen alles Unglück, Blitzschlag und andere Unfälle schützen kann." Dann murmelt er einige Worte, bekreuzt sich zwei oder dreimal und sagt: „Sobald diese Worte ausgesprochen wurden, kann keiner verschlagen oder vom Unglück erreicht werden, weder hier noch anderswo", und ähnlich schlaue Redensarten. Die Bauern betrachten das als ein Evangelium, zeigen sich hocherfreut über den Besuch des Schülers, den sie vorher nie gesehen und beginnen dann zu ihm: „Das oder jenes hat mich befallen; könnt Ihr mir davon helfen, so geb' ich Euch ein oder zwei Gulden." Der Schüler bejaht das und betrügt nun den Bauer nach Belieben."

Doktor Faust wurde bald zur berühmtesten Zier dieser Profession und erhob sich zum wirklichen Haupte derselben durch eine so ungemein hervorragende Lügenhaftigkeit, daß dieselbe die Bewunderung und den Neid aller mehr schüchternen und weniger erfindungsreichen fahrenden Schüler erwecken mußte. Ohne eine gewisse Kühnheit ist ja das Genie nicht wohl denkbar, und diese beneidenswerthe Eigenschaft besaß der Halbgott von Heidelberg in vollem Maße.

Seine Erfolge standen in gleichem Verhältniß mit seiner Zuversicht. Die Opfer seiner Schlauheit waren Fürsten, statt der Bauern, und wurde er aus einem Staate verwiesen, so fand er bald genug in einem andern ein neues Feld für seine Thätigkeit. Mönche wurden beauftragt, ihn zu bekehren, Häscher entsendet, ihn einzukerkern — vergebens. Er entschlüpfte den Fallen des Gesetzes und der Logik mit gleicher Geschicklichkeit und erwies sich gleich wetterfest gegenüber etwaigen Argumenten, wie gegenüber der ihn bedrohenden Haft. Seine Gelehrsamkeit hatte übrigens nicht den geringsten Anstrich von Askese, denn er war ein so ergebener Verehrer Bacchus' wie Beelzebubs, und die üblen Seiten seines Wirkens werden zur Hälfte aufgewogen durch geistvolle Abenteuer, welche jenes vielfach durchsetzen. Manche ihm zugeschriebene Zaubereien tragen in der That mehr den Stempel übernatürlicher, handgreiflicher Scherze, als den feierlicher nekromatischer Kundgebungen.

Hierher gehört das Kunststück, welches in der meist bekannten bildlichen Darstellung Fausts an der Wand in Auerbachs Keller in Leipzig mit der Jahreszahl 1525, der Nachwelt aufbewahrt wurde.

*) Faust dans l'Histoire et la Légende. Par Ristelhuber.

Hier sitzt er rittlings auf einem großen Weinfasse, das der Sage nach kurz vorher viele Männer nicht hatten von der Stelle bewegen können, während er es nur bestieg und auf demselben triumphirend aus dem Keller hinausritt. Das Vorkommniß wird in folgenden, am Fuße des Bildes angebrachten Knüttelversen geschildert:

Doktor Faust zu dieser Frist
Aus Auerbachs Keller geritten ist,
Auf einem Faß mit Wein geschwint,
Welches gesehen viel Mutterkind;
Solches durch seine subtile Kunst hat gethan
Und des Teufels Lohn empfangen davon.
1525.

Letzteres Datum bezieht sich übrigens mit mehr Wahrscheinlichkeit auf das Ereigniß selbst als auf die Erinnerung an dasselbe, da es zweifelhaft ist, ob Faust schon so frühzeitig starb.

Ebenso vertraut mit der Kabbala, erhielt er gegen 1513 von der Universität zu Erfurt Erlaubniß Vorlesungen über Homer zu halten. Dabei illustrirte er einmal seine Rede durch Heraufbeschwörung der Schatten der homerischen Helden, vielleicht mit Hilfe eines nicht teuflischeren Mittels als einer — **Laterna magica**. Die Reihe derselben schloß mit Polyphem, dessen entsetzlicher Anblick — er war an einem Menschenbein nagend dargestellt — die Zuhörer von jedem weiteren Verlangen, die Bekanntschaft klassischer Gespenster zu machen, zurückschreckte. In diesen optischen Täuschungen ist auch der ursprüngliche Kern der Legende von Helena zu suchen. Sein prahlerisches Angebot die verlorenen Komödien von Plautus und Terenz wieder zu schaffen, wurde von den Behörden auf den Grund hin abgelehnt, daß das nur mit Hilfe der Intervention des Gottseibeiuns ausgeführt werden könne. Wenn auch unterhaltend als Professor, erachtete man seine Lehre doch als keineswegs heilsam für den Geist der Jugend in Erfurt und nach nur kurzem Aufenthalte daselbst wurde er entlassen und verwiesen.

Die Chroniken der Stadt erzählen allen Ernstes als ein Vorkommniß aus der Zeit seines dortigen Verweilens, daß er eines Tages, zum Ergötzen einer gaffenden Menge einen großen mit Heu beladenen und von ein Paar Ochsen gezogenen Wagen durch ein so enges Gäßchen geführt habe, da sonst kaum zwei Menschen darin nebeneinander gehen konnten. Das Schauspiel wurde aber unterbrochen durch das Dazwischentreten eines Augustinermönches aus einem nahen Kloster, der alle Anwesenden zornig tadelte, ein solches Höllenschauspiel zu dulden und dasselbe selbst mit feierlichen Worten und sofortigem Erfolge verdammte: Wagen und Ochsen verschwanden und an deren Stelle sah man nur noch ein Paar Hühner einen Strohhalm hinter sich herzerren, während der Zauberer eiligst unter der Menge verschwand. Dieser erfolgreiche Exorcist war Martin Luther, der ja selbst, wie jedermann weiß, an Teufelserscheinungen glaubte. Zur Erinnerung an diesen Vorgang trägt ein enges Gäßchen in Erfurt noch heute den Namen Dr. Faustgäßchen.

Die Siege der kaiserlichen Waffen in Italien wurden von dem Gaukler auf seinen persönlichen Einfluß auf die Mächte der Finsterniß zurückgeführt. Diese Prätension ließ sich freilich nicht kontrolliren;

leider aber beschränkte er seine Prahlereien nicht immer auf Dinge, welche eine praktische Erprobung ausschlossen und in Venedig entging er bei einem Versuche zu fliegen nur mit knapper Noth dem Tode des Ertrinkens.

Sein Tod, über dessen Zeitpunkt man im unklaren ist, trat so geheimnißvoll und plötzlich ein, daß er damals ganz erklärlicherweise dem Eingreifen des bösen Feindes zugeschrieben wurde. Es war gegen Mitternacht, als das Gasthaus, in dem er wohnte, unter lautem Krachen erzitterte, und am folgenden Morgen fanden die Leute seinen entseelten und sehr entstellten Körper. Engel*) versucht das ziemlich annehmbar damit zu erklären, daß diese Katastrophe durch eine chemische Explosion bei einer seiner nächtlichen Experimente herbeigeführt worden sei, da nachgewiesen ist, daß er sich schon längere Zeit vorher mit dem Studium der Alchimie beschäftigte, wie ja bekanntlich ein Laboratorium noch heute im Volksmunde häufig als „Faustküche" bezeichnet wird.

Wie dem auch sein mag, jedenfalls prägt sich gerade sein gewaltsames Ende der volksthümlichen Vorstellung ein und legte den Grund zur Entstehung von Fabeln, die immerhin auf der Basis der Wahrheit — wie im vorhergehenden geschildert — auftraten. Mit Fausts Namen wurden von jetzt ab alle Ueberlieferungen von Teufelskünsten verknüpft und die Individualität älterer Helden der Nekromantie ging allmählich ganz in seiner Persönlichkeit auf. So verspann man mit seiner Geschichte die weit ältere Legende von Theophilus, welche den Inhalt zweier mittelalterlicher Mysterienspiele bildete, deren eines von Rutebeuf, dem berühmten Troubadour des 13. Jahrhunderts herrührte, das andere in altsächsischer Mundart verfaßt war, dessen noch vorhandener Text übrigens erst neuerdings wieder durchgesehen und veröffentlicht worden ist.**) Dieser morgenländische Vorläufer Fausts, der gegen 538 lebte, glich seinem deutschen Nachfolger insofern, als er, erbittert über die ungerechtfertigte Enthebung von seiner geistlichen Würde eines Archidiakonus von Adana in Cilicien, sich unter der Bedingung, wieder zu Macht und Ansehen zu kommen, dem bösen Feind vergab. Bald überkam ihn freilich die Reue wegen dieses Schrittes, und der von ihm unterzeichnete gottlose Vertrag wurde durch Vermittelung der Madonna aus der Unterwelt zurückgeschafft. Diese zuerst von Eutychianus in griechischer Sprache erzählte Legende, hat offenbar mehrere Versionen des Faustdramas merkbar beeinflußt; denn in einem der diesen Gegenstand betreffenden Puppenspiele ist der Held in einem Augenblicke der Zerknirschung knieend vor einer Kapelle am Wege dargestellt, hat aber die weitere Hilfe seiner Beschützerin durch einen nochmaligen Rückfall verwirkt. Eine dauernde Bekehrung ließ sich augenscheinlich mit dem Hauptmotiv der späteren Legende, dem gewaltsamen Tode, den der Sünder schon nach den Gesetzen poetischer Gerechtigkeit erleiden mußte, nicht vereinigen.

Das erste Faustbuch wurde 1587 in Frankfurt a. M. von Johann Spieß gedruckt, der selbst bekannte, daß er damit ein Manuskript von

*) Die deutschen Puppenkomödien. Karl Engel.

**) Theophilus, der Faust des Mittelalters. Von Ludwig Ettmüller.

unbekannter Autorschaft veröffentlichte. Das Buch gewann rasch eine ganz allgemeine Popularität; eine zweite und dritte Auflage desselben war bald vergriffen, und binnen wenigen Jahren wurde es ins Dänische, Holländische, Französische und Englische übersetzt. Eine neue und durch Hinzufügung weiterer Episoden vermehrte Ausgabe wurde 1599 von Widmann in Hamburg veranstaltet; in den Hauptumrissen schließt sich dieselbe jedoch ganz der früheren Erzählung an. Andere Variationen des Originaltextes sind dann noch zu verschiedenen Zeiten erschienen; jene zwei bilden jedoch die Hauptverkörperungen der Faustsage. Hier begegnen wir dieser in all' ihrer naiven Einfachheit, offenbart erzählt in gutem Glauben und mit ihrem Unterbau von allem Wunderbaren, was je dem Leben des Mannes angedichtet oder ihm vielmehr aufgeimpft wurde, dessen wirkliche Existenz damals so wenig bezweifelt wurde, wie heute etwa die Napoleon Bonapartes. Diese Sage erscheint folglich als eine Zusammenstellung, in der Muthwille und Gläubigkeit, Thatsächliches und Falsches miteinander zu eigenartiger Mosaik vermengt sind. Wir fanden hier die Anrufungsscene im Walde, wo der böse Feind nach verschiedenen furchtbaren Manifestationen sich endlich in der Tracht eines Franziskanermönchs und unter dem bekannten Namen Mephistopheles dem Neophyten zur Verfügung stellt. Dann folgt die Unterzeichnung des Kontrakts mit dem Teufel in der üblichen blutigen Form und wird erzählt, wie Faust von seinen übernatürlichen Kräften verschiedentlich Gebrauch macht. Er benutzt einen von Drachen gezogenen Wagen, in dem er eine Fahrt durch die Sternbilder unternimmt, da er somit ziemlich in irdischer Weise reist, sorgt der böse Feind — dem bekannten Herrn Macadam vorgreifend — für einen ebenen Weg vor den Rädern seines Wagens, der hinter demselben sofort wieder verschwindet.

Am Hofe Kaiser Karls V. läßt er die Geister Alexanders des Großen nebst dessen Gemalin erscheinen, und letztere ist obendrein so zuvorkommend, zu verweilen, bis der Kaiser die Identität derselben durch ein Muttermal auf ihrem Nacken konstatirt hat. Ein junger Edelmann am Hofe beleidigt den Magiker; dafür heften sich ihm, während er auf einem Balkon schläft, ein Paar Sprossen eines Hirschgeweihes an die Stirn, welche sich nicht eher wieder entfernen lassen, als bis jener gebührend bestraft ist. Der Papst in Rom und der Sultan in Konstantinopel werden gleichmäßig von verschlagenen Gauklern mystifizirt, der bei dem ersteren in der Tracht eines Kardinals, bei dem zweiten als Schatten Muhammeds auftrat.

Der Faust der Legende figurirt auch als Held vieler bacchanalischer Abenteuer. Gleich Goethes Mephisto versorgt er jeden seiner übermüthigen Genossen dadurch mit seinem Lieblingsgetränk, daß er Löcher in den Tisch bohrt, denen sofort die gewünschte Weinsorte entströmt. Und wie der moderne Mephisto in derselben Scene, bringt er die Gesellschafter durch Zauberei dazu, sich gegenseitig die Nase abschneiden zu wollen, bis sie aus dem Bann erwachend sehen, daß einer den andern an dem genannten Gesichtstheil gepackt hält.

Hexenkünste, wie die Verwandlung des Breviariums eines Priesters in ein Packet Spielkarten, oder der Verkauf eines Pferdes, das sich, als der neue Besitzer damit durch eine Furth reiten wollte, in

ein Bündel Stroh verwandelt und es ihm überläßt, sich aus dem Wasser zu helfen, wechseln darin ab mit theologischen Gesprächen zwischen dem Gaukler und seinem Verbündeten, in welchem der Fürst der Finsterniß gelegentlich höchst erbauliche Grundsätze aufstellt. Spekulative Matronen wird es erfreuen zu hören, daß die heilige Ehe ihm so besonders anstößig war, daß betreffs derselben in dem Vertrage zwischen ihm und seinem Schüler eine besondere Stipulation für nöthig erachtet wurde. Nach einer Version wünscht der letztere die Tochter eines Gewürzhändlers zu heiraten — eine bemerkenswerthe Episode, weil sie die einzige ältere Vorlage zu Goethes Gretchen bildet. Sein dämonischer Rathgeber weiß ihn zur Unterlassung eines ihm so fatalen Schrittes zu überreden, und die rechtzeitige Erscheinung des Schattens Helenes verleidet ihm jedes weniger klassische zärtliche Verhältniß. Mittelalterliche Teufelskünste sind hier mit Anlehnungen an die alte Mythologie merkwürdig durcheinander gemischt, und in einer der Anrufungsscenen erscheint Anubis mit dem Hundekopfe, der ägyptische Cerberus, mitten unter einem Haufen von Dämonen.

Zwischen den Aufzählungen mehr übernatürlicher Kunststücke ist ein Kapitel dem Berichte über eine durchaus historische Thatsache gewidmet, der Herausgabe einer Art Almanachs, den Faust „nicht", sagt der Autor in gutem Glauben, „gleich vielen anderen unwissenden Astrologen veröffentlichte, indem er darin für den Winter Kälte, Eis und Schnee, und für die Hundstage Hitze, Donner und Sturm prophezeite", sondern der auf die Vorhersagung anderer, wirklich eingetroffener Ereignisse, wie Krieg und Hungersnoth, enthielt. Der Tod Fausts, den manche Bücher in das Jahr 1540 verlegen, wird höchst umständlich erzählt, und seine Details tragen den Stempel der Glaubhaftigkeit. Das mitternächtige Lärmen, die Erschütterung des Gebäudes, die Verletzungen der fast zerschmetterten Leiche — alles läßt, während es sich so gut der populären Theorie teuflischer Wiedervergeltung angepaßt, eine ganz natürliche Erklärung zu und es ist kein Grund vorhanden, diese begleitenden Umstände für erdichtet zu halten. Der Märtyrer geheimer Wissenschaften wurde durch eine bequeme Metamorphose zum Opfer teuflischer Bosheit verwandelt, und die Katastrophe erschien den Mythenerzählern und Wunderkrämern wegen ihrer erleuchtenden Moral doppelt willkommen.

Ein Irrthum, der sich in späterer Zeit in die Vorstellung von Faust einschlich, und demzufolge mit Johann Fust, einem der Erfinder der Buchdruckerkunst, identifizirt wurde, ist durch neuere Forschungen vollständig als solche erwiesen worden. In den frühesten Schilderungen findet sich diese Konfusion nicht, und die moderne „schwarze Kunst" hatte in ihrer Kindheit nicht das geringste gemein mit der alten Magie, deren wunderwirkende Kraft sie doch so gewaltig übertrifft. Der Name Faust stammte aller Wahrscheinlichkeit nach ebensowenig von dem Vatersnamen des Charlatans, der ihn führte, wie das bei Zadkiel, dem modernen Wahrsager, der Fall ist. In allen alten Urkunden erscheint er vielmehr als „Faustus", und war von ihm in dieser Form wegen seiner lateinischen, für einen Astrologen besonders passenden Bedeutung zweifellos nur adoptirt. Daß er demselben wie zur Unterscheidung noch „junior" hinzufügt, berechtigt uns vielleicht

schon allein zu der Annahme, daß jener Name die Allgemeinbezeichnung für diejenigen gewesen sei, welche die Zukunft vorherzusagen vorgaben, da sie durch die in ihm liegende Hindeutung auf eine glückverheißende Prophezeiung etwaige Klienten zu ermuthigen suchten.

Die Faustsage konnte ihrer Zeit der dramatischen Bearbeitung nicht lange entgehen, denn sie enthielt so viele Elemente höllischer Zaubereien, welche auf der Bühne des Mittelalters bei den sonst behandelten feierlichen Stoffen als zerstreuende Abwechselung stets eingeschoben wurden. An Groteskem, das damals so ungereimt in allen Formen der Kunst mit dem Heiligsten vermischt wurde, fand sich ein reicher Vorrath in der Geschichte des Gauklers und seines Umganges mit den Verbündeten aus der Hölle, während die Beschwörungsscene viel Material, das Auge der Zuschauer zu blenden, darbot. So finden wir einer deutschen Komödie „Faust" schon im Jahre 1588 Erwähnung gethan, doch ist von deren Text leider nichts übrig geblieben. Nur ein Jahr später, nach Angabe eines neueren Schriftstellers (Faustus, by R. Garnett. Encyclopaedia Britannica. 9. Edit.) soll Marlows „Faust" erschienen sein; diese englische Uebersetzung wäre demnach die älteste noch vorhandene dramatische Bearbeitung des betreffenden Gegenstandes. Sie schließt sich genau an den Text des „Faustbuchs" an und verkörpert alle Hauptepisoden desselben, enthält dagegen keine, die sich nicht in jenem findet. Nach dem Urtheil des obengenannten Autors — eines höchst kompetenten Kritikers — bietet diese Tragödie Proben der besten dramatischen Poesie in englischer Sprache. Die Verse sind unzweifelhaft höchst geistvoll, wie die folgende, Faust in den Mund gelegte Stelle beweist, welche deutsch etwa lauten würde:

„Hätt' ich so viele Seel'n als Sterne sind,
Ich gäb' sie hin für Mephistopheles;
Durch ihn werd' ich zum größten Herrn der Welt,
Schlag' eine Brücke durch die schwanke Luft
Und zieh' mit Heeresmacht über'n Ozean;
Mit dem Gebirg am Ufer Afrikas
Werd' ich dies Land mit Spanien verknüpfen,
Die beide meiner Krone unterthan.
Wenn ich's nicht will, soll nicht der Kaiser leben,
Noch sonst ein Mächt'ger im deutsch-röm'schen Reich."

Von der Apostrophe an Helena sind die ersten Zeilen:

„Ist's dies Gesicht, das tausend Schiff' entsandte
Und niederwarf die Thürme Iliums?"

entschieden die besten.

Verschiedene Kritiker haben die Ansicht vertreten, Marlows Drama, das durch fahrende englische Komödianten nach Deutschland gebracht wurde, sei das Original gewesen, nach welchem die bei uns vorhandenen Puppenkomödien ausgearbeitet worden wären; diese Muthmaßung wird aber schon dadurch hinfällig, daß jene kleinen Stücke sich eng an die Umrisse eines jetzt verlorenen deutschen Schauspiels anschließen,

Mutterliebe.

Nach dem Originalgemälde von W. Rocage.

Ex Libris

während über eine, zur Danziger Messe 1688 stattgehabte Aufführung desselben das Zeugniß eines damaligen Zuschauers noch vorhanden ist. Viele alte deutsche Dramen erhielten sich überhaupt nur im Repertoire der Puppentheater, als während des so lange dauernden, durch den dreißigjährigen Krieg über das Land gebrachten Elends alle andern theatralischen Vorstellungen unterbrochen waren. Durch diese obskuren Reste einer verschwundenen Kultur wurde eine gähnende Kluft in der nationalen Kunstgeschichte wenigstens nothdürftig überbrückt, und ihnen ist es zu verdanken, daß die Ueberlieferungen eines früheren Zeitalters noch bis auf unsere Tage gekommen sind. Verbindungsglieder zwischen Vergangenheit und Gegenwart, verknüpfen sie das 16. mit dem 18. und 19. Jahrhundert, den „Faust" von Marlow mit dem „Faust" von Goethe, die Musik von Gounod mit der Farbenharmonie von Rembrandt. In ihnen allein bewahrt die alte Mythe etwas von ihrer einstigen Lebendigkeit, weil sie sich an einen Zuhörerkreis wenden, der sie noch gläubig entgegenzunehmen vermag.

Es machte nicht geringe Schwierigkeit, bis es deutschen Forschern in der volksthümlichen Literatur gelang, Abschriften von dem Puppenspiele „Faust" aufzufinden, da diese kleinen Dramen gewöhnlich nur durch mündliche Ueberlieferung erhalten wurden. Zwei Autoren (Karl Engel, die deutschen Puppenkomödien, und Karl Simrock, die deutschen Volksbücher) haben darin jedoch glückliche Erfolge gehabt und verschiedene Versionen derselben, die sich jedoch in ihren Hauptzügen völlig decken, bearbeitet und veröffentlicht. Es beginnt mit einem Prolog in der Hölle, der vielleicht Goethe den Gedanken zu seinem Vorspiel im Himmel als passende Einleitung zu den weiteren übernatürlichen Manifestationen eingab, obgleich er in demselben offenbar einen aus dem Buche Hiob entnommenen Gedanken verarbeitete. In der Puppenkomödie eröffnet Charon die Handlung mit lauten Klagen über den herabgehenden Ertrag der zum Tartarus führenden Fähre.

„Ich will den schnellen Lauf der Styx und Achoron nun hemmen,
Da nicht Verdammter Seelen mehr nach meinem Boot sich drängen;
Nun öffne, Tartarus, Dich weit; heb' weg Dich, Fürst der Schatten,
An den Höllenthoren Charon weint, die ihn zum Hüter hatten."

Pluto wird durch die Klagen aufmerksam gemacht und ruft die Furien herbei, das Geschlecht der Menschen zu überfallen, Mephistopheles erhält von ihm den besondern Auftrag, sich die Seele des Dr. Faust zu sichern, der Schilderung nach eines Mannes, der mit sich selbst und der Welt unzufrieden ist und längst danach trachtet, mit den Mächten der Finsterniß einen Bund einzugehen. Er wünscht, ihm ein Buch über Magie in die Hände gespielt zu sehen, „denn die Thoren meinen, daß sie sich uns nur auf diese Weise zu nähern vermöchten, während sie doch durch ihre eignen Neigungen uns schon angehören." Charon ist zufriedengestellt und zieht sich jubelnd zurück:

„Nun kann die Sorg' ich bannen, kann mich wie früher freu'n,
Bald wird durch Plutos Gunst mein Boot voll Gäste sein;
Hoch, Cerberus, schlag' an! Am Strand dort seh' ich Geister —
O, welche Lust, zu sein des Höllenruders Meister."

Der erste Akt des Dramas beginnt wie bei Goethe mit einem Selbstgespräche Fausts in seinem Studirzimmer, das reich mit den Paraphernalien der Alchimie und Astrologie ausgestattet ist. Er liest in einem Buche und moralisirt im Auf- und Abgehen.

Nemo sua sorte contentus est. — Niemand ist zufrieden mit seiner Lage; der verachtete Bettler will wenigstens ein Bauer sein; der Bauer wieder Krämer; der Krämer Edelmann; der Edelmann Fürst; der Fürst ein König und der König möchte Kaiser sein. Auch dieser würde noch nach höherem Range trachten, wenn die Erde einen solchen böte.

Variatio delectat. — Wechsel in allen Dingen gewährt dem Menschen Vergnügen und Befriedigung. Das ist wohl ein schöner Spruch; er genügt jedoch nicht, meine Wünsche zu erfüllen. Der eine findet Vergnügen an dem, der zweite an etwas anderem; wir alle aber tragen das Verlangen in uns, eine höhere Stellung als die unserige zu erringen. Sistite, mortales! concurrite vos et attendite mecum veritatem! Steht still, Ihr Sterblichen, sammelt Euch und betrachtet mit mir die Wahrheit — die so klar zu Tage liegt — daß kein Lebender unter der Sonne den Grenzstein voller Befriedigung und die Erfüllung seiner Wünsche erreicht hat. Auch Du, Faust, bist unzufrieden mit Deiner Lage; alle Fakultäten und nur erdenkbaren Wissenschaften hab' ich durchstudirt; ganz Deutschland kennt den Namen Faust; doch welchen Vortheil hat das für mich? Jetzt, da ich das studium theologicum so weit betrieben, um hier in Wittenberg den gradus doctoratus zu erhalten, find' ich darin nicht diejenige Befriedigung, nach der mein Wunsch trachtet, und der theologia kann ich mich nicht ferner widmen. Deßhalb bin ich nun fest entschlossen, Nekromantie zu studiren. Also weg für mich mit all' dem Plunder. (Er stößt einen Haufen Bücher vom Tische.) Du allein, geliebte Nekromantie, sollst fürder mir willkommen sein.

Der gute Geist (hinter der Scene mit hoher Stimme): Fauste!

Faust (erschreckt): Ha, wer ruft mich da?

Der gute Geist: Ergieb Dich nicht dem studium necromanticum, sondern bleib' auch ferner beim studium theologicum, und Du wirst der Glücklichste aller Menschen werden.

Der böse Geist (gleichfalls hinter der Scene und mit tiefer Baßstimme): Fauste!

Faust (erschreckt und sich nach links umsehend): Ha, wer ruft nun dort?

Der böse Geist: Fauste, wähle das studium necromanticum und Du wirst der Gelehrteste und Glücklichste aller Menschen werden."

Der böse Geist, der sich für einen Abgesandten aus dem Reiche Plutos ausgiebt, behauptet natürlich das Feld; der gute Geist verschwindet und man hört unsichtbare böse Geister im Chor unmäßig auflachen. In diesem Augenblick erscheint Wagner, der Famulus oder Gehilfe des Doktors, mit der Meldung, es seien eben zwei unbekannte Studenten dagewesen, die ein Buch, dem Anscheine nach ein Werk über Magie, den Clavis Astarte de Magia abgegeben hätten, welches der gewünschten nekromantischen Lehren voll wäre.

Es folgen nun einige possenhafte Scenen, in denen Wagner

Kasperle engagirt, ihn in Dienstleistungen für seinen Herrn zu unterstützen; mit Hilfe des eben erhaltenen Bandes beginnt dann Faust seine Beschwörungen in regelrechter Form:

In der Kraft des dreifachen Zeichens
Erschüttr' ich die Mächte der Hölle!
Im Namen der eigenen Macht
Ruf' ich flüchtige Geister herbei!
Auf, Fürst der Finsterniß, erfüll' jetzt meine Wünsche,
Beim Styx, Ihr Furien, erscheint, Faust zu gehorchen.
(Man hört Donner und das Gesumm vieler Stimmen.)
In des schrecklichen Astarti Namen, beim Styx und Acheron,
Nah' Dich jetzt Fausti Kreis, verlasse Deinen Thron,
In dieses Buches Namen gehorch' mir im Moment,
Dich zwei-, dreimal zu rufen ist meiner Macht vergönnt.
Cito, Spiritus, cito! linkischee o Pluto!

Auf diese furchtbare Beschwörung erscheinen unter Blitz, Donner und Sturm in schrecklicher Gestalt Asmodi, Auerhahn Fitzliputzli und Astaroth.

Faust. Wer seid Ihr Entsetzliche?

Die Teufel. Wir sind Fürsten der Hölle, kommen auf Deinen Wunsch und sind bereit, Dir zu dienen.

Faust. Gut, ich will prüfen, was Ihr vermögt. Du, der erste mir zur Rechten, was ist Dein Name und wie schnell bist Du?

Asmodi. Mein Name ist Asmodi, und ich bin so schnell wie die Schnecke auf der Hecke.

Faust. Hinweg von mir, Du Fürst der Trägheit; entflieh' sofort! Apage, male spiritus! (Asmodi summt langsam davon.)

Faust. Und Du zu meiner Linken, was ist Dein Name?

Auerhahn. Mein Name ist Auerhahn.

Faust. Und wie schnell bist Du?

Auerhahn. So schnell wie der Pfeil, der vom Bogen fliegt.

Faust. Das genügt mir nicht. Apage, male spiritus! Verschwinde!

Die noch zurückbleibenden Geister werden in gleicher Weise befragt; doch obgleich Fitzliputzli erklärt, so schnell zu sein wie der flüchtige Vogel, und Astaroth sich rühmt, daß ihn der Orkan nicht überhole, bleibt das Resultat dasselbe. Der Magiker ist noch unbefriedigt, und auf seine Frage, ob es nicht noch schnellere Geister gebe, antworten sie ihm: „Mephistopheles"; er entläßt sie darauf und geht daran, den neuen Helfershelfer zu berufen. Mephisto erscheint in rother Tracht, erklärt sich selbst für so schnell wie der menschliche Gedanke, und Faust nimmt diesen endlich als Vertrauten an. Er trifft mit Mephisto eine Verabredung für die nächste Mitternachtsstunde, wo der endgiltige Vertrag unterzeichnet, untersiegelt und ausgeliefert werden soll.

Nun erscheint wieder Kasperle auf der Scene, ergreift das mystische Buch und beginnt, während er ohne sein Wissen im Zauberkreise steht, den Inhalt des merkwürdigen Bandes langsam vorzulesen oder vielmehr zu buchstabiren. Wenn er so, Buchstabe für Buchstabe das „Perlicke" ausspricht, erscheinen eine Menge Kobolde rings um den

Zauberkreis und verschwinden mit derselben Schnelligkeit, wenn er zu dem Worte „Perlacke" kommt. In seine Studien vertieft, wird Kasperle eine Zeit lang die Wirkung seines Treibens nicht gewahr, während die Geister doch geräuschvoll kommen und gehen, da er die beiden mystischen Worte wiederholt ausspricht. Endlich bemerkt er jene und belustigt sich, weil er allmählich mehr und mehr seine Gewalt über sie erkennen lernt, damit, die Zauberworte abwechselnd immer schneller nach einander auszusprechen, wobei die Kobolde gehorsam immer wieder erscheinen und verschwinden, bis der Vorhang fällt und der erste Akt abschließt.

Im nächsten Aufzuge finden wir den Helden des Stückes im Gespräch mit einem Septett von Stimmen, den Vertretern der sieben Todsünden, welche ihm jede ihre besondere Belohnung zusichert. Mephisto unterbricht dieses Gespräch und Faust schließt mit ihm den Höllenkontrakt ab, nachdem ihm der Teufel während vierundzwanzig Jahren, jedes zu 365 Tagen gerechnet, zu Diensten stehen soll, wogegen seine Seele nach dieser Zeit der Verdammniß verfällt.

Der dritte Akt versetzt den Zuschauer an den Hof des Herzogs von Parma, wo Mephisto und sein Klient gerade zur festlichen Hochzeitsfeier des Fürsten eintreffen. Kasperle, dessen Streiche immer als Parodie des Thuns und Lassens seines Herrn erscheinen, begiebt sich auch dahin, nachdem er auf eigene Rechnung einen Sondervertrag mit Auerhahn, einen der niederen Geister abgeschlossen und sich einen fliegenden Drachen zur Reise nach Parma beschafft hat. Faust liefert dem Hofe eine Probe seiner Macht, indem er eine Reihe biblischer Bilder — David und Goliath, Judith mit dem Haupte des Holofernes und ähnliche Episoden — erscheinen läßt, erregt aber die Eifersucht des Herzogs durch Galanterien gegen dessen Braut und wird von seinem Vertrauten gewarnt, daß er in Gefahr sei, bei dem Staatsbankett vergiftet zu werden. Faust und Mephisto verschwinden deßhalb, wie sie kamen, überlassen es Kasperle, sich allein wieder fortzuhelfen und verhandeln nur mit Auerhahn über seine Heimreise.

Nun liegen zwölf Jahre dazwischen, wenn der Vorhang sich wieder hebt und Faust zu Anfang des vierten Aktes blasirt, zerknirscht und vor einem Glorienschein knieend zeigt. Von Mephisto, der verpflichtet ist, ihm die Wahrheit zu sagen, erfährt er durch schlaue Fragestellung, daß ihm die Buße noch offen stehe, wenn er bis nächste Mitternacht jeder Versuchung zu trotzen vermöge. Dem erschöpften Roué scheint nichts leichter; der böse Feind hat aber für diesen Fall noch einen Trumpf in Reserve, den er nun ausspielt. Er beschwört nämlich den Schatten der Helena herauf und ruft den Doktor herzu, der für Schönheit von jeher ein offenes Auge hatte, sich dieses Wunder klassischer Formvollendung zu betrachten. Die Lockspeise reizt den eben noch reuigen Sünder so sehr, daß er auf die herrliche Erscheinung zustürmt, freilich nur, um diese bei seiner Annäherung sich in eine häßliche Furie verwandeln zu sehen. Zu doppelter Enttäuschung erfährt er nun von Mephisto auch, daß, da die Nächte, während welcher er ebenfalls zu seinen Diensten gewesen wäre, in dem ursprünglichen Vertrag zwischen ihnen nicht besonders erwähnt seien, die Jahre nun doppelt gezählt werden mußten, und daß seine dafür verschriebene

Seele um Mitternacht der Hölle verfallen werde. Nun folgt die Verzweiflung des überlisteten Opfers, das vergeblich Gebete zu stammeln sucht, da das milde Antlitz der Madonna infolge der Erscheinung Helenas verschwunden ist. Kasperle betritt die Scene als Nachtwächter und singt, während er seine Runde macht:

Hört, Ihr Herrn, und laßt Euch sagen,
Die Glocke hat neun geschlagen.
Bewahrt das Feuer und das Licht,
Damit der Stadt kein Schad geschicht!

Jede Stunde wird nach deren Ablauf ein gleicher Vers abgesungen und inzwischen belustigt Kasperle durch seine Späße die Zuhörer während der sich etwas zu lange hinziehenden Verzweiflung Fausts. Bei jedem Glockenschlage ertönt aus den Wolken eine Warnerstimme: „Fauste, accusatus es! Fauste, judicatus es!“ und mit dem Schlag um Mitternacht wird das zermalmende Urtheil „Fauste, Fauste, in aeternum damnatus es!“ verkündigt, und endlich Faust nach einem Schlußmonologe unter reichlichem Aufwande aller scenischen Hilfsmittel an Rothfeuer, Teufeln und Gespenstern fortgeschleppt. Seine letzten Worte lauten dabei etwa:

Nun, Faust, bist Du verdammt zur Sühne Deiner Sünden,
Ich hör' den Urtheilsspruch, den schrecklichen, verkünden.
Kommt hurtig, Furien, nun aus dunklem Höllenthal,
Schleppt die verlass'ne Seel' nur weg zur ew'gen Qual.
Reißt von dem Bein das Fleisch, zerschmettert alle Glieder,
Mit dem zerfetzten Rumpf rast durch den Abgrund nieder.
Schnell, schnell ans grause Werk! Durch jede Schreckenskluft
Führt meine Seele hin, wohin der Spruch sie ruft.
Ja, ja, er kommt, er fliegt mir zu in wilder Wuth,
Zu letzten teuflisch sich an des Verdammten Blut.
Die Hoffnung ist dahin — so büß' ich meine Sünden
Und die verfluchte Seel' wird nie Erlösung finden.

Der Dialog dieses kleinen Stückes, der da und dort nach Belieben der Schauspieler improvisirt wurde, ist doch immer treffend und dem Leser kann es aber nicht entgangen sein, daß das Ganze des dramatischen Zusammenhangs entbehrt. Der Auftritt am Hofe zu Parma steht mit der übrigen Handlung in keinerlei Verbindung, denn letztere wird nach einem Zeitraum von zwölf Jahren nur in Episodenform vorgeführt. Die Eröffnungsscenen erscheinen als getreue Reproduktion des „Faust“ von Marlow; die spätern weichen wesentlich von dem englischen Drama ab, welches eine ziemlich wörtliche Wiedergabe der Originalsage darstellt.

Das diesem Puppenspiele entgegengebrachte Interesse gründet sich überhaupt weniger auf dessen inneren Werth, als auf seinen glücklichen Einfluß, die Legende zu erhalten und sie damit auch dem modernen Drama zu überliefern. Unter den Dichtern der neueren Zeit war dann Lessing der erste, der dem Stücke ein neues Gewand zu geben unternahm. Nachdem er es 1753 durch Puppen dargestellt gesehen hatte, entwarf er die Skizze zu zwei, denselben Gegenstand behandelnden Schauspielen — eines im engen Anschluß an das Stück, wie er

es gesehen hatte, und eines anderen, aus dem alle übernatürlichen Elemente ausgemerzt waren. In einem Koffer ging dieses Manuskript mit einer Menge anderer Papiere verloren, und nur eine, in einem Briefe abgeschriebene Scene aus demselben ist noch vorhanden, die nämlich, in welcher Faust die verschiedenen Geister über den Grad ihrer Schnelligkeit befragt; die mehr gekünstelten Phrasen, welche er dabei gebraucht, dürften aber kaum als eine Verbesserung der anspruchslosen Gradheit des Puppendialogs zu betrachten sein.

Die Neumodellirung oder vielmehr die Neuschöpfung der Faustlegende sollte jedoch einem Größeren als Lessing vorbehalten bleiben. Goethe war unter allen neueren Dichtern gewiß am hervorragendsten befähigt, sich dieses Gegenstandes zu bemächtigen, da er die sonst nicht erreichte Kraft besaß, das Erhabene mit dem Grotesken zu verknüpfen. Er erscheint in dieser Beziehung als Re-Inkarnation des Geistes des mittelalterlichen Deutschlands, und zwar weit mehr als eine solche des klassischen Alterthums, dessen Typus geerbt zu haben ihm von verschiedenen Kritikern nachgerühmt wird. So erscheint sein „Faust" gleich der Façade eines gothischen Domes, an welcher man phantastische Ungeheuer und erfundene Gestalten im Kontrast zu dem Liebreiz von Engeln und der Majestät von Propheten beobachten kann.

Die Dichtung der Fausttragödie, wie sie nach und nach, wie durch einen langsamen natürlichen Prozeß, aus seinem Geiste entsprang, bildet gewissermaßen die artistische Summe von Goethes ganzem Leben. Er zählte erst vier Jahre, als er zum ersten Male das betreffende Puppenspiel von den Miniaturschauspielern eines Marionettentheaters dargestellt sah, das ihm seine Großmutter zu Weihnachten geschenkt hatte, und er war noch Kind, als ihm das abgekürzte Widmannsche „Faustbuch", das unter anderer populärer Literatur auf den Jahrmärkten feilgeboten wurde, in die Hände fiel; zweiundachtzig Jahre aber hatte er erfüllt, als er nach Vollendung der letzten Zeilen jener schauerigen Phantasmagorie am Schlusse der großen Tragödie die Feder niederlegte. Alles, was zwischen jenem ersten kindlichen Eindruck und dem letzten vollendeten Pinselstriche liegt, trug seinen Theil zum Aufbau des Ganzen bei, und sicher hat jede einzelne Lebenserfahrung des Dichters auch ihren Stempel dem gewaltigen Werke eingeprägt. Die Scenerie seiner Heimat findet sich beschrieben in dem Osterspaziergang des Doktors mit seinem Schüler; Gretchen ist die idealisirte Reminiszenz seiner ersten Knabenliebe — ein Frankfurter Bürgerkind dieses Namens, für daß er fünfzehn Jahre alt mit kindischer Leidenschaft schwärmte; auch das Studium der Magie ist zurückzuführen auf seine thatsächliche Beschäftigung mit derselben während mehrmonatlicher Zurückgezogenheit. Wie merkwürdig aber alle diese aktuellen Grundlagen durch die wunderbare Assimilationsfähigkeit des Genies verwandelt und umgestaltet sind, kann man wenigstens theilweise ersehen aus der kurzen Skizze des früher schon vorhandenen Materials, aus dem sich der vollkommene Bau entwickelte. Im Vor-Goetheschen „Faust" finden wir in der That nur die Grundsteine alles dessen, was wir jetzt unter diesem Namen begreifen; und sind wir auch zuerst verwundert über diese Entdeckung, daß der Dichter so vielerlei Eingebungen von außerhalb liegenden Quellen benutzte, so verliert sich

doch diese Empfindung bald durch die Beobachtung, wie viel mehr er aus eigener Seele schöpfend hinzufügte. In dem an Erfindung so reichen Meisterwerke erscheinen die Originalmaterien weniger verändert, als die rohen Elementarsubstanzen, wie die Natur sie zur Bildung lebender Organismen verwendet.

Goethes Faust erblickte das Licht zuerst nur als Fragment, und die 1775 veröffentlichten, unter sich zusammenhängenden Scenen wurden erst nach des Dichters italienischer Reise 1787 in das vollständige Drama eingewebt. Es steht urkundlich fest, daß die Zaubereien in der Hexenküche in den schönen Gärten der Villa Borgheſe zu Rom gedichtet wurden, so wenig dieselben auch mit der südlichen Landschaft und den historischen Schätzen die Oertlichkeit gemein haben. Die Helenaepisode, ein anderes Fragment, war ursprünglich zu einem anderen Drama bestimmt, wurde aber, hier angepaßt und verändert, dem zweiten Theile des „Faust" eingefügt, obwohl sie in ihrer Nichtübereinstimmung mit dem übrigen Theile des Werkes den abseitsliegenden Ursprung erkennen läßt.

Unter den späteren Adeptionen des Faustmaterials befindet sich ein Ballet, geschrieben von Heinrich Heine auf Ersuchen Lounley's, des Direktors am Londoner Her Majestys Theatre, das aber nie zur Aufführung gelangte, da das Erscheinen Jenny Lind's in jener Saison und das große Aufsehen, welches sie erregte, die Vorführung einer anderen Neuigkeit überflüssig machte. Natürlich sind die Scenen im Manuskript nur skizzirt, da die geplante Form der Darstellung den Dialog ja von vornherein ausschließt.

Neben verschiedenen Abweichungen giebt es doch eine bemerkenswerthe Uebereinstimmung zwischen den zahlreichen Versionen des „Faust", von dem Widmanns bis zu dem Goethes. Alle gleichen sich darin, daß sie ihren Helden, den Teufel, anfänglich nur aus unersättlichem Wissensdurst anrufen und diesen im weiteren Verlauf demselben durch die Sucht nach niedrigeren Lebensvergnügungen verfallen lassen. So führt die feine Allegorie zu dem Ausgange, daß die Seele nach freiwilliger Erwählung des Bösen später jede Selbstkontrolle über ihre schlechteren Triebe verliert und in unerwartete Tiefen der Erniedrigung versinkt. Und wenn auch die Warnung vor teuflischer Einmischung, welche das tragische Geschick des Hexenkünstlers Faust den Zeitgenossen des 16. Jahrhunderts so eindringlich vor Augen führt, uns im 19. Jahrhundert etwas überflüssig erscheint, so birgt die Legende doch eine Moral, die zu jeder Zeit ihren hohen inneren Werth behält.

—r.

Hocheppan.

Wo das Eisackthal in die Spiegelebene der Etsch verrinnt und die Talfer das Gebiet von Gries und Bozen schneidet, da umschließt der Felsenrahmen ein vielgestaltiges Landschaftsbild. Der blaue Himmel über stolzen Bergen, Pinienkronen, Cedern- und Cypressenwipfel, Oelbaum, Lorbeer, Myrte, Feige und Granatbaum in den Gärten, Kaktus auf der Halde, hier und da eine Agave an der sonnbestrahlten Felsenwand und der Rebe üppiges Geflecht bezeichnen schon das Vorland der gefeierten Italia. Von dem Dolomitkoloß, des Schlern und dem Rosengarten im Osten, bis zu dem Mauerpfeiler des Gantkogel, der im Westen als Schlußstein der Mendel und als Wetteranzeiger für das Etschland thront, ist eine malerische Scenerie dem Blick der Reisenden erschlossen und das burgenreiche Hochland zieht Künstler und Alpenfahrer an den Fuß der Mendola. Zwar sind Sigmundskron, die Stammburg der Grafen von Fuchs, das Bollwerk der Eppaner Grafen, Boimont und Altenburg verfallen, aber noch gemahnen erhaltene Schlösser und Edelsitze durch Portale, Mauerzinnen, Erker und Thürme an des Mittelalters Herrlichkeit.

Während die Morgensonne den Dolomit, des Waldes Grün, die Wein- und Wiesenau vergoldete und graue Nebelschleier um die Stirn des Gantkogel flatterten, begann ich von St. Pauls die Wanderung nach Hocheppan. Am Rande einer Schlucht hebt sich der Fahrweg auf das rebenbekränzte Feld und führt an lauschigen Häusern und einer Mühle vorüber zu dem Schlößchen Korb, das einst als Vorburg von Boimont, durch tapfere Mannen der Grafen von Eppan gehütet, jetzt von den Händen des Besitzers zu einem grünumlaubten Prachtbau umgestaltet ist. Ueber die Rebenlauben von Missian leuchteten das Schilfmoos der Etsch, das Häusergewirr des Talferdorfes, die Dächer von Bozen und des Eisack Silberstreif im Sonnenlicht, zur Linken hob sich das röthlich braune Gemäuer der Ruine Boimont aus dunklem Grün, im Norden ließ der Felsenkegel von Hocheppan zerborstene Pfeiler, Thürme, Mauerreste und zerklüftetes Gestein in wun-

derſamen Formen vor das Auge treten und auf der Kuppe zeichnete ein Wetterkreuz dreifache Linienſtreifen in die Luft. Jenſeit des Wildbachs zieht der Weg in weitem Bogen zu der Porphyrterraſſe und an dem Kreidenthurm im Nadelwalde vorbei. Wie zur Umſchau über die Ferne hebt ſich der ungegliederte, von ſchmalen Oeffnungen durchbrochene Thurm wohl fünfundzwanzig Meter über den Boden und trägt auf der verwitterten Kante Dorn- und Eſchengeſträuch: es war das vorgeſchobene Kaſtell der gewaltigen Feſte, die im Oſten und Süden über unerſteigbaren Felſenabſtürzen errichtet, von Gräben umzogen, noch in ihrer Verödung drohend auf den Wanderer niederſchaut. Zeigt die Vorderſeite in dem Berchfriet und der Giebelwand des Palas Einfachheit und Feſtigkeit, ſo enthüllt die Weſtfront ein düſteres Bild des Verfalls. Verkümmerte Föhren und laubige Sträucher krönen die zerbröckelnden Zinnen, an die fenſterarme Außenwand reihen ſich zuſammenhangsloſe Mauerglieder und der Porphyrvorſprung ſetzt in zerſpaltenen Blöcken das Formenſpiel der Trümmer bis zu der Tiefe des Abgrundes fort. Zwei ummauerte Höfe erſchweren den Zugang zu dem überwölbten Eingangsthor und zu dem Gange zwiſchen der Umfaſſungsmauer und dem fünfkantigen Thurm; zugleich erhöhten ſie die Widerſtandsfähigkeit des Felſenhorſtes, den wenige Burgen in Tirol an Kühnheit der Anlage übertrafen. Wer immer Gründer des Kaſtells geweſen war, ob ein römiſcher Feldherr, ob ein rhatiſcher Fürſt, der hatte hier ein Bollwerk geſchaffen, an deſſen Wänden und Thürmen die Kriegskunſt des Mittelalters ein unüberſteigliches Hinderniß zu finden ſchien. Staunend überblickt man von dem innern Ring das Mauergefüge des dachloſen Herrenhauſes und den Schotter der zuſammengeſtürzten Nebengebäude; ſtaunend muſtert man die Quaderreihen des trotzigen Thurmes, aus deſſen Oeffnung eine Eſche ihr Gezweige, gleich einer Friedensfahne entrollt.

Nur die Kemenate iſt bewohnbar geblieben, aber in die feſten Wände ſind lockere Fenſter und Thüren eingeſetzt und wenn der Sturm die Ruine erſchüttert oder ein Hochgewitter über die Mendel brauſt, dann wird auch des Pächters gleichmüthige Natur mit Bangigkeit erfüllt. Die kleinen Fenſterrahmen begrenzen reizende Naturanſichten, in denen die Spiegelfläche des Thals und die Felſenhalden, Wälder und hellgraue oder ſchneebetupfte Mauerkronen unter wechſelnder Beleuchtung eine Welt der Formen und Farben enthüllen. Tritt doch im Norden Schloß Tirol, die Reſidenz der alten Landesfürſten, in ſchattenhaftem Umriß auf dem Küchelberge hervor, während Latemar und Zanggen, Weiß- und Schwarzhorn am Aviſio das Sehfeld im Süden begrenzen und die ſchwungvollen Linien der Mittelhöhen durch die Moſaik des Geſteins und durch die Gliederung der Pflanzenornamente dem Auge nicht geringere Befriedigung verheißen.

Dennoch mag die unſcheinbare, 1131 geweihte Katharinenkapelle größeres Intereſſe als das Rundgemälde wecken, indem ſie mit dem Grundriß des romaniſchen Baues verblichene Bilder von hohem, künſtleriſchem Werthe bewahrt. Noch ſchimmern durch den Kalkanſtrich der Außenwand die Glieder eines Rieſenhirſches, der fliehend ſeinen Hals zurückbiegt, nach der Meute zu ſchauen, die des Jägers Hornſignal zur Verfolgung des edlen Wildes ermuntert. So ſtürmiſch die Be-

wegung des Thieres mit hochgehobenem Geweih, so riesig die Gestalt des ritterlichen Waidmanns, der in grüner Tunika auf reichgeschmücktem Roß, das feingebogene Horn an die scharfgeschnittenen Lippen setzt. Da die Vorliebe der heidnischen Germanen für die Thiere des Waldes auf ihre christlichen Nachkommen übergegangen war, so mochten auch die Künstler Anlaß finden, eintönige Mauerflächen durch Scenen aus den Bestiarien oder durch Thiergebilde zu beleben, die aus den Schriften der Kirchenväter, aus der Legende und symbolischen Werken gelehrter Mönche auf die Kirche und die Geheimnisse des Glaubens bezogen werden konnten. — Bedeutsamer ist das besser erhaltene, von rothen Säulen mit Blätterkapitäl und einem halbverwischten Palmettenfries umrahmte Kreuzigungsbild, das über der Thüre die schmale Gestalt des Kruzifixus mit gebogenen Knieen und parallel gestellten Füßen, auf beiden Seiten die Figuren der knieenden Gottesmutter und des Lieblingsjüngers neben zwei Schergen in der Kunstauffassung des zwölften Jahrhunderts zur Anschauung bringt.

Von der niedrigen Pforte steigt man auf den Boden der Basilika hinab, die in der Ostwand neben der gewölbten Mittelnische zwei kleinere Apsiden, jede mit figuraler Bilderverzierung, enthält. In dem großen Deckenfelde sitzt Maria mit verhülltem Scheitel in voller Vorderansicht auf dem lehnenlosen Sessel und hält den kräftig entwickelten Knaben auf ihrem Schoß. Würdig, hoheitvoll, Gestalt und Antlitz der Madonna, die aus großen, starren Augen in die Weite blickt, strenger und nicht minder kühl die Miene des Kindes, dem das glattgestrichene Haar und das henkelartige Ohr keinen Zug jugendlicher Lieblichkeit verweben. Bewegter, wenig anmuthvoller, erscheinen die Engel, welche zur Rechten und Linken dem Throne der Herrin nahen und in verhüllter Hand die Weltkugel ehrerbietig ihrem Sproß entgegenstrecken.

Von gleicher Zierlichkeit wie der dreifarbige, kräftig schattirte Fries über den Köpfen der Figuren, erscheint der untere Palmettenfries, der die Nebengruppen der thörichten und klugen Jungfrauen an den Wänden umzieht. Auf beiden Seiten reiht sich Gestalt an Gestalt ohne Zwischenraum; allein indem die klugen Frauen leichten Schritts mit vorgeneigtem Haupt und erhobener Lampe dem Hause des Bräutigams nahen, der ihnen vor dem Thor die Rechte segnend entgegenstreckt, so bietet die geschlossene Schaar, aus deren Typen der Geist romanischer Kunst mit leisem Nachhall klassischer Ueberlieferung vernehmbar erklingt, schon durch den Fluß der Draperie einen befriedigenderen Anblick als die übermäßig schlanken, von parallel gefalteter Gewandung eng umschlossenen Figuren der Gegenseite dar. Betroffen, rathlos, steht die vorderste Thörin vor dem verschlossenen Thor — das abgewendete Gesicht auf die erhobene Linke gestützt: regungslos die Lampe in der Rechten, regungslos die Gestalt und das niederhängende Flechtenhaar. Das Angesicht mit weitgeöffneten Augen, schmaler Nase und breitem, scharfgeschnittenem Munde ist bei den Thörichten von ungewöhnlicher Strenge, des Reizes holder Weiblichkeit und jugendlicher Schönheit bar, bei den glücklicheren Mitbewerberinnen in weicheren Zügen mit leichtem Anflug von Bescheidenheit und ahnungsvoller Erwartung ausgeprägt.

Kräftige Striche begrenzen die Schattenseite der Figuren; für die Bildung des Mundes genügen zwei flache, in den Winkeln auseinandergehende Bögen, das Kinn ist durch zwei kürzere Linien in gleicher Weise modellirt, das fahle Wangenkolorit durch grüne Schatten gedämpft, die Gewandung der klugen Frauen hier und da mit weißem Linienſaum umzogen. Bleibt die Seelenſtimmung hier wie dort verſchleiert, ſo erſcheinen die verhüllten Häupter auf der Nordwand dennoch feierlicher, nonnenhafter und die Geſtalten plaſtiſcher gerundet, als bei den gegenüberſtehenden Frauen, deren herbe Züge freudiger Erregung, deren hagere Glieder rhythmiſcher Bewegung entbehren.

Ueber den Niſchen erinnern die ſtatuariſchen Figuren des Heilandes und der Apoſtel an die ernſten Typen altchriſtlicher Kunſt. In weiter faltenreicher Hülle, mit bloßen Füßen und tellerförmigen Heiligenſcheinen ſitzen die Sendboten des Evangeliums in niſchenartigen Feldern auf breitem Seſſel, deſſen Lehne auf jeder Pfoſte einen Thierkopf von derſelben Bildung trägt, wie ihn byzantiniſche Seidengewebe aus der Zeit vom ſechſten bis zwölften Jahrhundert zeigen. Wenn die äußere Erſcheinung der Reihe zu größerer Geltung als die Frauengruppe gelangt, ſo iſt die Durchbildung der aſchfahlen Geſichter unbeſtimmter, die Technik gröber und die Wirkung der verdunkelten, verwaſchenen Apoſtelgeſtalten wird in dem Dämmerlicht des ſchwach erleuchteten Raumes erheblich getrübt.

An den Binnenwänden bezeichnet ein bunter Fries die untere Grenze des Bilderkreiſes, der ehemals das Heiligthum umzog; hier und da leuchten Farbenſpuren durch die Tünche, hier und da ſind Reſte von Figuren bloßgelegt, aber nur zwei Scenen an der ſüdlichen Mauer von dem Ueberſtrich verſchont geblieben. Ein Zackenfries umſchließt dies Doppelfeld, das in der erſten Hälfte die Verkündigung, in der zweiten die Heimſuchung vor das Auge führt. Befangen, ſteif, das fahle Haupt geneigt, die Spindel in der Rechten, die Linke wie zur Abwehr vorgeſtreckt, vernimmt Maria ohne freudige Erregung die Mär des Himmelsboten, der mit ſegnend erhobener Rechten auf dem Lilienteppich ihr entgegentritt; aber während die großen dunklen Augen den Träger des Lichtes künden, deſſen Strahl dereinſt die Welt durchdringen ſoll, und der gehobene Fuß, den leichten Schritt, das wirbelnde Mantelende, die Schnelligkeit des Fluges durch die Luft verrathen, erſcheint die Schwungkraft der elaſtiſchen Glieder durch die ſteifen Hände und eckigen Knöchel der Füße gelähmt. — Ohne Beiwerk, ohne Nebenfiguren, iſt der zweite Vorgang auf engerem Raume verkörpert, ſo daß beide Frauen ſich bei der Begrüßung innig aneinanderſchmiegen, Leib an Leib, Wange an Wange gepreßt. Vergebens ſpäht man in den fahlen Zügen der einen, wie in den ſtarren Augen der anderen nach dem Ausdruck ſeeliſcher Empfindung, wie ſie die bibliſche Legende bezeugt: der Mund geſchloſſen, die Blicke abgewendet, das Geberdenſpiel der Hände leer und kalt.

Unterhalb des Apoſtelkreiſes ſieht man zwei fabelhafte Geſchöpfe einen Angriff auf das Heiligthum der Mittelniſche beginnen: zur Linken einen Reiter mit Schild und Lanze auf phantaſtiſchem, mit aufgeſperrtem Rachen den Gegner bedrohenden Thier, zur Rechten einen Krieger, deſſen Kopf blaßrothe Haare, der wulſtige Mund und

eine ungeheuerliche Nase entstellen und dessen thierischer Leib mit hundeartigen Füßen eine ebenso stürmische Bewegung vollzieht.

Die Zeichnung der schmalen Figuren mit steifen Händen, großen Augen und strengem Zuge des geschlossenen Mundes, die Segenspendung des Bräutigams nach griechischem Ritus, Schnitt und Faltenwurf der Gewänder lassen den mittelbaren Einfluß byzantinischer Kunst auf den Schöpfer des Wandschmucks vermuthen, der als ältestes Denkmal mittelalterlicher Malerei in dem Alpenlande um so höheren Werth erhält, als die Bilder noch die ursprüngliche Farbengebung bewahren und auf Beziehungen ihres Urhebers zu der Antike weisen. Erinnern nicht die klugen Frauen an den Festzug der Panathenäen auf dem innern Friese des Parthenon? „Wie dort die sittigen Jungfrauen in gemessenem Schritt, das Weihgeschenk in der niederhängenden, leicht vorgestreckten Rechten, mit der Linken den weichen Stoff des Peplos zusammenschiebend, gesenkten Hauptes, ehrfurchtsvoll dem hehren Götterkreise nahen, so ziehen hier die Lampenträgerinnen — ob auch minder plastisch durchgebildet und ohne den rhythmischen Wechsel der Bewegungsmotive — in faltenreicher Gewandung und in wirkungsvollem Gleichmaß feierlichen Ganges zum Fest."

Paul Warnefried hat Appianum unter den Burgen verzeichnet, welche die Franken im sechsten Jahrhundert nach dem Siege über den Longobardenkönig Autharis eroberten; in der tirolischen Geschichte wird die Feste als Wohnsitz der welfischen Grafen von Eppan genannt, die sich auf diesem Felsenhorst in blutigen Fehden mit den Tridentiner Kirchenfürsten und mit den Landesherren ihr Unglück, ihren Untergang bereiteten. Vor der Uebermacht des Bischofs Gebhard war Graf Friedrich von Bozen „dem alten Allode und Sitz seines Hauses" gegen den Schluß des elften Jahrhunderts auf das Bollwerk an dem Fuße der Mendel geflohen, dessen Festigkeit und abgeschiedene Lage dem kriegerischen Sinn der Welfensprossen immer neue Nahrung gaben. Noch ehe Friedrich Barbarossa auf seinem ersten Zuge nach Rom 1154 mit Heeresmacht die Alpenpässe überschritt, hatten die Söhne Ulrichs II. — Stifter der Kapelle — sich gegen die Grafen von Tirol erhoben und mit den Schrecken des Krieges die Thäler des Eisack und der Etsch erfüllt. Als wenige Jahre später Bischof Adalbert Gesandte des Papstes an den Kaiser durch Tirol geleitete, wurden die Kardinäle von dem Grafen Heinrich auf der Straße nach Bozen überfallen, gefesselt, beraubt und erst, nachdem Heinrich der Löwe Burg auf Burg der übermüthigen Dynasten gebrochen hatte, mit dem Raube freigegeben. Durch die Schmach öffentlicher Abbitte und ritterlichen Gefängnisses, wie durch den Abfall vieler Dienstmannen gebeugt, mußten sie 1181 zu Vasallen des Bisthums und des Landesfürsten sich bekennen, durch jähen Sturz von dem Gipfel festbegründeter Macht die Frevelthaten büßen.

Einst hatten sie den Schlüssel des Venostengaues, die Finstermünz, in ihrer Hand gehalten, zahlreiche Güter, Gilten, Schlösser und Burgen ihr eigen genannt, über tapfere Vasallen unter dem jüngeren Adel geboten und oft genug den Landesherrn als Träger des bischöflichen Glockenseils verspottet; dann mußten sie selber dem Aufgebot des Vogtes Folge leisten und auch Egno von Eppan, der

auf dem bischöflichen Stuhle dreißig Jahre lang für die Erhaltung der stiftischen Hoheitsrechte mit den Vögten der Kirche stritt, unterlag im Wettstreit gegen kühnere Vasallen, die ihre Herrschaft mehr und mehr der Abhängigkeit von den geistlichen Fürsten entrückten. Sein Bruder Gottschalk, Domherr zu Trient, vermochte den Untergang des Hauses nicht mehr aufzuhalten, doch erst mit seinem Tode 1300 war der Haß ihres Geschlechtes gegen die tirolischen Fürsten ausgelöscht.

Noch ragt der Berchfriet ungebrochen, hoch und hehr, über das zerbröckelnde Gemäuer, als wolle er dem lebenden Geschlecht die Kraft und Kühnheit der gewaltigen Helden aus dem Mittelalter bezeugen, noch birgt die Ruine in dem altersgrauen Heiligthum bedeutungsvolle Bilderreste, Zeichen frommen Sinnes, ferner Zeit und der Epheu an den Felsenwänden mag mit dem grünen Kranz des Palas und der Esche im Thurm an die Blüten ritterlicher Poesie gemahnen.

G. Dahlke.

Geopfert.

Erzählung nach dem Leben von Frida de Mojean.

Das menſchliche Leben beginnt mit einem Fragezeichen,
Taumelt durch eine Reihe von Ausrufungszeichen,
Und verſtummt mit einem Gedankenſtrich.

Der launiſche Zufall, der uns ſo oft die Rechnung zerreißt, und unſer Lebensſchiff, das wir ſo gut zu ſteuern meinten, in unſern Zielen entgegengeſetzte Richtungen treibt, zwang mich zur Theilnahme an dem Schickſal eines Jünglings, der bei reinſtem Willen und edelſten Anlagen, nicht ankonnte, gegen jene Kette von Umſtänden und Wechſelwirkungen, wie ſie wiederum der Zufall hervorbringt.

Und wieder iſt es heute der Zufall, der mich die kurze Geſchichte jenes Jünglings erzählen läßt, ſo wie ſie ſich noch lebhaft in meiner Seele wiederſpiegelt mit all jenen Geſtalten, die Einfluß auf ſeinen Lebensgang übten. Sollten dieſe Blätter denſelben vom Zufall zugeweht werden, ſo mögen ſie mir verzeihen, wenn ich jenen Einfluß über- oder unterſchätzt habe.

Das Meiſte in der Welt iſt doch nur Epitaph, und ſo mag man auch dieſe einfache Erzählung als Epitaph eines Menſchen betrachten, der es nicht verſtand, mit der Wirklichkeit zu rechnen und eine Type jener Idealiſten war, die hochherzig und edel, das Beſte und Höchſte anſtreben, aber an ihrer eignen Unzulänglichkeit zugrunde gehen.

* * *

Der Tag neigte ſich zu Ende. Auf der Straße nach Baden verhallte das Rollen der letzten Spazierwagen. Beim Ebersteinſchloſſe war's ſtill geworden, und wir ſaßen allein unter dem Gezelt von Platanen, unſern Blick auf das Murgthal und die jenſeitigen Berge richtend. Im Thale begannen die Schatten des Abends zu weben, an Heimkehr nach dem nahen Gernsbach mahnend, woſelbſt ich mich mit meinen Angehörigen zur Sommerfriſche aufhielt.

Doch ein ſtiller Zauber hielt uns heute hier oben feſt. Wir beſtellten unſern Abendimbiß in dem Reſtaurant und traten frohgelaunt

in den Pavillon des Schloßhofs — um sofort anzustoßen! — und zwar an ein Individuum, das gleich einer Sphinx starr inmitten des Zimmers saß und sinnverloren über den vor ihm servirten Tisch schaute, hinaus ins Blaue. — Ob er etwas sah — dachte — wer sagt's! —

Gewiß ist, daß er unsern Eintritt nicht beachtete, obschon unsere fünf Personen nicht aus Murgnebel und Schwarzwaldduft gewoben waren und räumlich wie hörbar ihren Platz behaupteten. Auch fehlte es nicht an Witzeleien, welche durch den Genuß des hier am Fuße des Schloßbergs gereiften Eberblutes geschärft wurden, so daß sich die Laune der Jugend immer mehr steigerte.

Der Kontrast, den der junge Reisende zu dieser Heiterkeit bildete, war desto auffallender. Theilnahmlos für alles, was ihn umgab, saß er da. Wie müde zum sterben, stützte er die linke Hand auf den Tisch — und so vornehm schaute diese Hand aus, als wäre es ihr zu gering, die vor ihr stehenden einfachen Speisen zu berühren. Auch paßte sie wenig zu dem schweren Knotenstocke und Ranzen, welche nebenan auf dem Boden lagen.

Da plötzlich sah ich, auf das silberhelle Lachen meiner jungen Begleiterinnen hin, den Fremden zusammenfahren. Seine wunderbaren Augen hafteten einen Augenblick wie erschreckt auf dem glückstrahlenden Antlitz der einen — dann zogen sie sich langsam, wie enttäuscht zurück und starrten wieder traurig ins Leere.

Während ich meine Beobachtungen machte, ventilirten meine Gefährten eifrig die Frage, ob es noch möglich sei, bis acht Uhr die Spitze des Merkur zu erreichen, um von dort einen Nachtblick auf Baden zu gewinnen — und fortgerissen von dieser Idee der jungen Leute, konnte ich nur unsere Unkenntniß der Straße in Erwägung bringen.

Hierbei war's, daß das stumme Bild neben uns Leben bekam.

„Wenn ich mich den Herrschaften als Führer anbieten darf?" floß es in reinem Deutsch von seinen Lippen.

Ein Revolverschuß in unserer Nähe hätte uns nicht mehr überraschen können — und dieses bemerkend, fuhr der Fremde fort:

„Ich wohne zur Zeit in Baden und gehe über den Merkur heim. Ihr Zweck ist der meine — und ich hoffe, die Aussicht wird heute eine vollendet schöne sein."

Als ich noch Bedenken äußerte, daß die nächtliche Promenade den Kräften der Damen nicht angemessen sein dürfte, wies er lächelnd auf Stock und Ranzen:

„Mit diesen Gefährten bin ich heute von Wildbad her viele einsame Stunden über die Schwarzwaldhaide gewandert, und hoffe noch frisch und gesund nach Baden zu kommen."

Es lag in dem Tone, womit er diese einfachen Worte sprach, etwas trauriges, so daß man ihm nicht zuwider sein mochte. Mein Interesse für den Fremden wuchs.

Die jungen Leute aber würden es für eine Feigheit gehalten haben, jetzt die Tour aufzugeben, und so nahm man höflich an, was so geboten war. Daß wir es mit einem Ausländer zu thun hatten, stand fest — aber welcher Nationalität? —

Doch auch diese Frage sollte gelöst werden, als wir, von dem neuen Bekannten begleitet, die Räume des Schlößchens besichtigten.

Das kälteste Russengesicht überzieht ein Lichtglanz, wenn im Auslande etwas an seine Heimat mahnt, und hier ging diese Mahnung von einigen Gegenständen aus, welche das „Väterchen" von der Newa, dem hohen Schloßherrn zum Geschenke gemacht. Ich sah das blasse Gesicht aufleuchten: — „Ah, ein Russe!" — und wäre mir noch ein Zweifel geblieben, so wurde ich einige Minuten später davon befreit.

Die kleine, uns bedienende Kellnerin hatte wohl an den Ufern der Murg, des Rheines und Neckars gegrast, aber nie an den Borden jener Ströme, wo die Knute noch in ungebundener Schönheit waltet, und sie hatte gezögert, eine ihr streng gegebene Ordre sofort zu pariren. Die Wiederholung derselben erfolgte in russischem Pathos.

Bei dieser Gelegenheit entfuhr einer der jungen Damen der Ausruf: „O, der Russe!"

Er wandte sich, und fragte mit jenem eigenen, matten Lächeln, das so heimatlos auf seinem Gesichte aussah: „Wie wissen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich ein Russe bin?" —

„O, so despotisch können nur die Russen sein!" war die flinke Antwort. „Doch dürfen Sie immerhin unsern Führer zum Merkur machen", setzte der Backfisch erröthend hinzu.

„Aber wenn ich ein so schlimmer Russe bin!"

„Thut nichts! — Wir Deutsche fürchten uns vor niemand — und hier stelle ich Ihnen meine Vettern vor — die besten Schläger ihrer Corps: gute Deutsche von Südamerika und der polnischen Grenze — nach Bedürfniß aus Kosmopoliten, Sozialdemokraten — zuweilen Anarchisten — und vielleicht sind Sie Nihilist!"

So vollzog sich scherzend die Vorstellung, und die frohe Laune kehrte wieder. Die Herren tauschten ihre Namen, und auf der Karte, die mir der Fremde reichte, las ich: Viktor v. X.

* * *

In bester Stimmung schritt die kleine Rotte auf der prächtigen Straße, die nach Baden führt, vorwärts. Die Unterhaltung war lebhaft, und verlangte wenig meine Betheiligung, so daß mir volle Ruhe zur Betrachtung unseres Führers blieb. Er mochte zweiundzwanzig Jahre zählen. Sein schöngeformter Kopf, mit schlankem, nach vorne geneigtem Halse, saß auf einer Athletengestalt, die ohne jede Anstrengung das schwere Reisegepäck zu tragen schien. Sein einfacher Reiseanzug und die starken Nägelschuhe kontrastirten mit der Eleganz seiner Wäsche, wie seines Wesens. Sein taktmäßiger Schritt, durch den er unwillkürlich unsre Gangart regelte, zeigte den Bergsteiger an. Er mochte an einsames Wandern gewöhnt sein, denn während er sich mit den andern unterhielt, spähten seine Augen sorgsam in den düstern, immer gewaltiger werdenden Forst.

Es lag für mich etwas unbehagliches in diesem Spähen, in dieser Wachsamkeit, die mir die Ruhe des schönen Gesichtes störte.

Doch bald beobachtete ich dasselbe nicht mehr. Der Athem der Einsamkeit, welcher über diesen Millionen von Baumriesen schwebte, nahm auch mich gefangen. Wir alle verstummten, und jeder Blick

drang in die geheimnißvolle Waldwelt, wo unbekannte Geister der Natur ihr Wesen trieben. Unsere Schritte allein kündeten den Nymphen an einsamer Felsenquelle des Menschen Dasein. Hier und da, bei einer Lichtung, lebten die jugendlichen Stimmen wieder auf.

Am Kreuzweg, wo wir die große Straße verlassen mußten, zeigte eine Art schottischer Caire — so ein nordischer Hexenstein, auf den die Zeit ihre Runen geschrieben — zum Merkur hinauf.

„Hilf uns, geflügelter Gott!“ beteten die jungen Damen, als sie zwischen Tannendickicht, auf zahnlückigen Steinstufen, vorwärts strebten. Und Gott Merkur half! Er mochte gerade zu Hause sein, was doch selten der Fall ist. Vielleicht hatte er etwas von seiner Coulanz an die Herren abgetreten! — und besonders war's der Russe, der sich helfend und ermuthigend hervorthat — das Nachtdunkel und die Anstrengung schienen seine Wachsamkeit zu verdoppeln. Wir wußten ihm Dank — und als die freie Bergluft unsere Schläfe umspielte, wir bequem auf dem weißleuchtenden Schlangenpfade hinschritten, war die Frohlaune hergestellt. Eine köstliche Nacht — und welche Stille hier oben!

Plötzlich berührte der Russe meinen Arm. Sein feines Gehör hatte zuerst die aus dem Thale sanft emporsteigenden Tonwellen erfaßt. Wir hielten inne, wie vor einem Uebernatürlichen — doch vorwärts! — noch um jenes Tannengebüsch — und da, welch ein wunderbares Nachtbild!

Tief unten, aus dunkelm Erdenschachte, taucht Baden in tausendfachem Lichtgefunkel vor uns auf! Wie das Gestade der Seligen — wie jene versunkene Wunderstadt, die wir Jugendliebe geheißen, und die wir noch zuweilen im Zauberlichte der Erinnerung schauen.

Ueberrascht und bewegt standen wir da: In funkelnden Lichtkreisen traten Paläste, Villen und Gärten hervor. Lichtfurchen bezeichneten Straßen und Plätze — und weiterhin aus tiefem Baumdunkel schimmerten geheimnißvolle Flämmchen, stiegen die Höhen hinan und hinab, gleich den Gnomen in den Märchen unserer Kindertage.

Ja, ein nachtdurchwebtes Eden lag zu unsern Füßen und über ihm schwebten die wundersamen Melodien aus dem Lohengrin zu uns empor.

„Ein Eden!“ — mit diesem Worte kam mir der Ausspruch eines Italieners, die Stimmung zu verderben:

„Baden wäre ein Paradies, wenn es nicht zur Hölle geworden“ — hatte er mir damals, zur Spielzeit, gesagt — nachdem er sein großes Vermögen am grünen Tisch verloren. Er war jung, schön, vornehm, talentvoll, reich, und endete mit einer Kugel — wie viele andere dort!

„Doch wohin trägt der Mensch nicht seine Qual!“

Hatte ich diese Worte nur gedacht oder gesprochen? — Sie fanden ein Echo bei dem mir nahestehenden Russen, und wie an meine Gedanken anknüpfend, sagte er leise:

„Ja, die Welt wäre des Lebens werth, wenn wir nicht ewig eine Bürde mit uns schleppten.“

„Werfen Sie die Bürde ab“, entgegnete ich schnell, scherzend, auf sein schweres Felleisen klopfend.

„O, diese trage ich nur, um des innern und äußern Gleichgewichts halber!"

Der Scherz klang traurig, und der Schatten der Nacht verbarg wohl den tieferen auf seinem Gesicht.

Auf einer naheſtehenden Bank überließen wir uns dem Wohlgefühl des Augenblicks, das uns nach der anſtrengenden Wanderung doppelt ſüß umflutete. Der Gedanke des Alleingenuſſes hier oben verſetzte unſere Seelen in eine poetiſche Stimmung. Doch es ſollte nicht lange dauern!

Wie lauſchend hatte ſich der Ruſſe aufgerichtet, und bald vernahmen auch wir fremdklingende Laute. Unſere Träumerei ging zu Ende. Ich ſchaute auf Herrn v. X.

„Daß man doch überall in ſeinem beſten Empfinden geſtört wird!" murmelte er finſter und erhob ſich, um in dem nahen Gebüſche zu verſchwinden. Dann aber plötzlich gefaßt, ging er den Nahenden entgegen und begrüßte ſie beinahe herzlich. „Was konnte Dich zu ſo ſpäter Stunde hierher treiben, Wlodja?" ſagte er zu einem ſchönen, eleganten Jünglinge — „Du biſt doch ſonſt kein Freund der Einſamkeit."

„In guter Geſellſchaft wohl", gab dieſer lachend zurück, „Doch haſt Du vergeſſen, daß man heute Bakunins Namenstag hier oben feiert? — Man grollt, daß Du Dich wieder abſentirt haſt — man rechnet auf Dich als Sprecher."

„Ich hatte es wirklich vergeſſen, Wlodja — aber iſt die Fürſtin dabei?"

„Nein, ſie macht's wie Du — und als Dame ſteht es ihr wohl an. Sie iſt reſervirter wie je — und die patriotiſchen Unterhaltungen — der alte Petersburger Dunſt langweilt ſie."

Viktor v. X. machte eine abwehrende Bewegung, ſtellte uns die Herren vor, und die Unterhaltung ward allgemein. Man ſprach von der Schönheit des Ortes, und mehr noch von der Idee, den weiten Weg durch Nacht und Wald hierher zu kommen.

„Wir", ſagte der Wlodja genannte Herr, „ſind zum Gotte Merkur gepilgert, um ihn zu bitten, er möge unſre Ideen in alle Fernen hinaustragen, wie uns Bundesgenoſſen unter allen Völkern erwerben."

„Wenn Ihre Ideen ſpezifiſch ruſſiſche ſind", entgegnete einer der deutſchen Studenten, „ſo wird Gott Merkur in Deutſchland ſchlechte Geſchäfte machen. Ich wenigſtens verwahre mich im Namen meiner Nation dagegen."

„Ruſſiſche Ideen in Ihrem Sinne wohl nicht", fuhr der Ruſſe fort, „aber ſind die Ideale und Ziele der aufſtrebenden Menſchheit nicht überall dieſelben? — und ſollte uns Deutſchland, das Herz Europas, nicht helfen, die unſere zu erreichen?"

Dem Geſpräche der jungen Männer eine andere Wendung zu geben, fiel ich mit dem Bemerken dazwiſchen, daß Gott Merkur, als Träger von Ideen, zwar eine nicht zu unterſchätzende Kraft ſei, daß er ſich aber ſchwerlich damit befaſſen würde, uns heim zu tragen. Deßhalb ſchlug ich vor, aus ſeiner Quelle Stärkung zu trinken und an den Rückweg zu denken. Vielleicht fände ſich Hebe ſelber bereit, uns einen Erfriſchungstrunk zu kredenzen, da ſie, angenebelt von den

neuen Ideen, wohl vom Olymp herabstiege, um auch gemeinen Sterblichen den Becher zu füllen.

Der Vorschlag ward frohlaunig angenommen. Viktor v. X., der sich schweigsam gehalten, machte mich nun aufmerksam, daß eine größere Gesellschaft im Pavillon ihren Klubabend hielte. „Er habe das nicht gewußt", fügte er entschuldigend bei.

„O, wir werden den Rath der Götter nicht stören!" rief mein kampflustiger Backfisch. „Wir werden an der olympischen Pforte harren, bis Ganymed sich unserer erbarmt!"

„Ich werde die Ehre haben Ihr Ganymed zu sein."

„Aber Ganymed, so sagt man, ist Sozialdemokrat geworden und konkurrire mit Gambrinus — und Sie, Herr v. X., es würde Ihnen schwer werden, Ihre aristokratische Höhe zu verlassen — trotz aller neuen Ideen."

„Wie meinen Sie, gnädiges Fräulein?"

„Kinder und Narren —" fuhr ich dazwischen. „Sie kennen das Sprichwort!" So schnitt ich der kecken Rede des Mädchens den Faden ab, der sich bei der Heiterkeit, die er erregte, fortzuspinnen drohte.

* * *

Schon von fern konnten wir bemerken, daß der hellerleuchtete Pavillon von einer größern Gesellschaft in Beschlag genommen war. Unter vielen Männern sah man auch Damen an der Tafelrunde: Jugendliche Gestalten in dem knappen Kostüm der Züricher Studentinnen. Bestimmt in jeder Bewegung, zeigten sie sich sofort als die Töchter Halbasiens. Ihr Ausdruck war der gleiche. Auf den energischen, breiten Zügen um die geschwungenen Mundwinkel spielte bei allen das gleiche verächtliche Lächeln, die gleiche hochmüthige Geringschätzung gegen alle Welt.

Es mochte bereits viel gesprochen und getrunken sein. Eine gewisse Abspannung ließ sich bei den meisten nicht verkennen. Die Herren rauchten nachlässig ihre Cigaretten oder unterhielten sich mit ihren hübschen Nachbarinnen. So ward nur wenig Aufmerksamkeit der Rede eines Mannes zutheil, der mit großer Ostentation ein neues Menschenthum verkündete. Er war bejahrt und sprach ausgeprägt süddeutsch.

Dies machte mich neugierig, und in den Schatten des Hauses tretend, überschaute ich, durch ein offenstehendes Seitenfenster, diese Versammlung meist junger Menschenkinder, deren Physiognomien Interesse erweckten, und deren Haltung in der Mehrzahl durch eine gewisse Eleganz ausgezeichnet war.

Nur der Sprecher machte eine Ausnahme, und ich empfand eine Art von Scham, daß er ein Deutscher war. Sein Ausdruck war der eines sittlich verkommenen Menschen. Seine Augen hatten etwas verletzendes und beleidigten schon, ehe das freche Wort den Blick begleitete. Das Grau in Bart und Haupthaar konnte diesem Gesicht nichts von seinem widerlichen Cynismus nehmen — nichts darin mildern. Sogar die Klangfarbe seiner Stimme that weh. Doch was ich vernahm von seiner Rede, war Pathos, wohl eigens für diesen Fall berechnet — aber ohne Wirkung — wie es mir vorkam.

Nach der bekannten sozialistischen Phraseologie forderte er die neue Generation aller Völker zum Sturze des Bestehenden auf, das die Mißverhältnisse geboren und die Vernunft geschädigt. Er sprach von den gerechten Forderungen der Kommunisten, die ihre Ziele über Blut und Trümmer erreichen würden, und schloß mit einer Hymne auf den Materialismus, in dem allein das Heil und die Kraft zur Auferstehung der Menschheit zu finden wäre.

Herausfordernd und selbstbefriedigt schaute er dann umher:

„Wer wagt's, etwas dagegen zu sprechen?"

In der That regte sich niemand. Wenige mochten auch des Deutschen so mächtig sein, um in dieser Sprache zu antworten.

Da sah ich zu meinem größten Erstaunen Herrn v. X. eintreten. In seiner eigenen, unvermittelten Art, der sich ein wenig Verachtung beigesellte, sagte er ruhig:

„Die Bedingungen, welche bei uns das Streben nach Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse wachgerufen, sowie die Elemente, aus denen sich unsere „Partei" zusammensetzt, sind vollkommen andere als die der Sozialisten des Westens. Wir würden uns nur in der Anarchie zusammenfinden, die der Herr da anzustreben scheint, indem er den rohen Materialismus auf das Schild hebt. Aber das ist nichts neues, was er da aufstellt! Wer die Geschichte kennt, weiß auch, daß der Materialismus in den verschiedensten Epochen die Herrschaft an sich gerissen, aber sie aus Mangel an Lebensfähigkeit nicht zu behaupten verstand — und sollte für ihn je wieder ein historischer Moment kommen, so wird er nur die Wirkung eines Erdbebens haben, und auch diejenigen, welche sein Evangelium predigen, mit den Unschuldigen im Schutte begraben.

„Die Brut, welche aus der Verwüstung erwüchse, wäre schlimmer als der Tod, denn sie würde baar sein jedes idealen Strebens und jeder höheren Vernunft. Drum kämpfen wir nicht unter dem Zeichen des Materialismus, er taugt nichts für uns, noch für jene, in deren Namen wir wirken wollen!"

Scheinbar unbewegt hatte der junge Mann gesprochen, verbeugte sich dann freundlich gegen seine Landsleute und trat, ohne eine Kundgebung abzuwarten, wieder ins Freie.

Auch ich hatte genug gehört. Meine Gesellschaft hatte sich reichlich gestärkt und wir traten, ohne viel bemerkt worden zu sein, den Rückweg an, begleitet von unsern neuen Bekannten, die es sich nicht nehmen ließen, mit uns den Berg hinabzusteigen. Diese Gelegenheit benutzte ich, mich nach dem deutschen Sprecher zu erkundigen:

„Wer ist jener Mensch?"

„Eine höchst widerliche Persönlichkeit", gab Herr v. X. zurück. „Mein Ekel vor ihm riß mich fort, heute zu sprechen — schon reut's mich! Doch wo wir uns auch versammeln mögen, er drängt sich heran. Ich nenne ihn den Theerfleck."

„Man sagt", fiel der Wlodja genannte Herr ein, „dieser Mensch sei Agent der Sozialisten. Einer, den die Partei bezahlt, der auf ihre Kosten reist, redet, wählt, und sich's dann gut sein läßt, bei Roastbeef und Sekt. Er ist auch in Rußland gewesen und hat es verstanden, hier einige unserer Landsleute für sich einzunehmen."

„Sein Name?“ fragte ich weiter.

„O, der hat viele Namen! Jetzt heißt er Graber. Er soll früher einen Shoge gehalten haben. Auch sollen ihm bereits zwei Frauen fortgelaufen sein, und die dritte, heißt's, werde ihren Vorgängerinnen folgen.“

„Hüten Sie sich vor dieser Schurkenphysiognomie!“ rief ich. „Sie könnte ebenso gut einem Spion wie einem anarchistischen Agenten angehören. Jedenfalls ist er ein roher Materialist, dessen Leib sein Gott ist, und auf dessen Ehre sieben Pfund Schmutz kleben, wie man in Ihrem Lande sagt.“

* * *

Am Kreuzweg, wo die Straße nach Baden abzweigt, trennten wir uns von den Fremden, und Viktor v. X. versicherte, daß er sich nächstens bei uns vorzustellen hoffe. Er hielt Wort, und zwei Tage später stand er vor unserer Pforte.

Die Jugend hatte viel spaßhaftes über unsre Pilgerfahrt vom Merkur nach Gernsbach zu berichten: Wie man sich in dem waldfinstern Hohlwege, der alten Saumthierstraße, verirrt, gestürzt und ach und weh geschrieen. Wie die Wichtelmännchen die Schwefellichter ausgelöscht. Wie man in einem unbekannten Dorfe die Bauern in ihren Zipfelmützen herausgepocht, und endlich von seinen hochgradig aufgeregten Wirthinnen empfangen worden war!

Der ernste Gast ward von der guten Laune der neuen jungen Freunde so fortgerissen, daß er seitdem unser Genosse, Pfadfinder und Begleiter über die waldigen Höhen der Landschaft wurde.

Immer wußte er neue Ausflüge zu arrangiren. Sein ganzes Wesen erwärmte sich — er ward zutraulicher, mittheilsamer — er ward jung!

Zuweilen, wenn wir wandermüde, beim Hauche des sternhellen Abendhimmels auf einem Felsblocke saßen, umrauscht von der klaren, geschäftigen Murg, erzählte er von den Strömen und Steppen seiner Heimat, von dem glänzenden Petersburg, nach dem die Sehnsucht aller Russen steht.

Doch warum wurde der junge Russe so traurig, wenn er erzählte? Warum ward seine Stimme so weich? Warum flog ein Schatten über sein blasses Gesicht? Einmal sagte ich ihm: „Sie sehnen sich zurück nach Ihrer prächtigen Hauptstadt, die Alexander Herzen, das Gehirn Rußlands, mit einem Schädel von Eis und Granit nennt, und welches der Sitz der Gedanken des gewaltigen Reiches ist. Habe ich recht?“

„Nein“, antwortete er bestimmt, „ich schaudere davor, seitdem ich weiß, was für Schrecken in diesem Gehirne ausgebrütet worden, was für blutige, gewaltsame Gedanken sich dort befehden und zu Thaten treiben werden, die das Herz der Menschheit empören.“

Ein andermal sagte er wieder:

„Man glaubt mich krank. Der Arzt empfiehlt mildes Klima. Ich soll meine Familie, die jetzt in der Schweiz ist, zum Winter nach Italien begleiten — vielleicht hilft mir das über manches hinfort —

Die Flucht aus der Welt wäre wohl das beste für mich!" setzte er, wie in Sinnen verloren, hinzu.

„Schämen Sie sich, junger Mann", mahnte ich. „Sie sind jung und klammern sich mit tausend Fäserchen an das Leben. Schaun Sie diese Epheuranke, auf dem nackten, kalten, erbarmungslosen Stein — sie läßt ihn nicht, denn er ist ihre Welt. Jung und frisch wie Sie treibt sie nach des Winters Harm immer neu."

„Ja, sie kriecht", lächelte er.

* * *

Das Ausbleiben des Gefährten erweckte die Besorgniß meiner jungen Herren, und sie beschlossen, ihn in Baden, woselbst er im Gartenpavillon der Villa Urugsoff wohnte, aufzusuchen. Viktor hatte oft der Besitzerin, als seiner wohlwollenden Freundin gedacht. Ihr Haus stand ihren jungen, in Baden lebenden Landsleuten offen. Man rühmte ihre Gastfreundschaft, und wiederholt hatte sie den Wunsch geäußert, er möchte ihr seine neuen Bekannten vorstellen.

* * *

Der Begriff von einer Fürstin hatte für die Jünglinge etwas hohes, imponirendes, und mit einer Art von Bangigkeit betraten sie, von Viktor geführt, die vornehm ausgestatteten Räume der Villa.

Der alte Iwan, eine Ueberlieferung aus den Zeiten der Leibeigenschaft, schmunzelte verständnißinnig, als Herr v. X. ihm die Herren melden hieß. Bald darauf hob er die schweren Sammetportièren, welche den Eingang zum Salon der Fürstin Urugsoff umgaben.

Das gedämpfte Licht ließ die jungen Leute im ersten Augenblick kaum die Herrin dieses Heiligthums erkennen; doch schon hatte sie sich vom Divan erhoben und trat ihnen entgegen, sie in deutscher Sprache begrüßend; die Art war eine so einfache, gütige, daß der Bann der Befangenheit sofort gelöst war. Wlodjas heitere Gegenwart mochte viel dazu beitragen.

Maria Martinowna, die Fürstin Urugsoff, war auch ein schönes Weib, dessen lebhaftes, gebietendes Wesen sie jünger erscheinen ließ, als sie es noch war. Man sah es ihren stolzen, schwarzen Augen an, daß sie gewöhnt waren, die Männer zu beherrschen — vielleicht auch, daß sie sich gern ihrer Macht bedienten.

Mit einem Lächeln um den nach oben geschwungenen Mundwinkeln, scherzte sie, daß das Russenherz ihres Freundes Viktor Gefahr laufe, germanisirt zu werden, und daß sie so ein Recht habe, von den Deutschen Revanche zu fordern.

Die jungen Herren zeigten sich zu jeder Art von Satisfaktion bereit, und ihre Art gefiel und amüsirte die Dame. Sie unterhielt sich lebhaft, doch gelang es ihr nicht, Viktor anzuregen. Seinen langen Körper in einen niedrigen Fauteuil gezwängt, schien er sich nur mit einem Sonnenstrahl zu unterhalten, der durch eine Spalte der Vorhänge fiel, und auf dem Teppich tanzte.

„Auch ihn wird die Strafe ereilen, denn nicht nur mir ist er abtrünnig geworden, sondern seinem ganzen Bekanntenkreise, der ihm

grollt, daß er sich den gemeinsamen Interessen und Bestrebungen entziehe."

Lächelnd, aber doch ungeduldig, erhob Viktor das Haupt:

„Sie sprechen, Maria Martinowna, was Sie selbst nicht glauben, aber ich möchte Ihnen bekennen, wie ich hierin empfinde und denke. Seit ich in Deutschland bin, ist es mir, als hätte ich einen Berg erstiegen, um die Landschaft, in der ich gelebt, näher und besser betrachten zu können. Ich sehe nun alles, was sich unten meinen Blicken entzog, was verstellt, verdeckt, beschränkt war, klar vor mir liegen.

„Nun, aus dem mir die Dinge verstellenden Dunstkreise Petersburgs raus, finde ich kein System, keine Vernunft mehr in dem Gebahren der „Partei" — Was hilft es, daß sich einzelne opfern, daß Sibirien, die Bergwerke, die Grabgewölbe der Festung, sich mit Schuldigen und Unschuldigen bevölkern — man wird nichts erreichen, denn man beginnt keinen Hausbau zuerst mit dem Dach. Wer niederreißen will, muß auch die Mittel zum Aufbau finden können — daran denkt niemand.

„Was hilft's die Welt in Trümmer zu schlagen — alles zu vernichten — und die Sünden fortwuchern zu lassen? Die Bestechung, den Raub, den Despotismus, den Mord — schafft man nicht durch Mord aus der Welt. Es müßte eine Sündflut kommen und alles vertilgen — uns mit —", setzte er hinzu.

Die Fürstin erhob sich, und ihre brillantengeschmückte Hand auf Viktors Schulter legend, sagte sie lächelnd — und wie um ihn zum Weitersprechen zu reizen:

„So seid Ihr Schwärmer! — Ihr schafft Euch Eure Ideale — Ihr würdet Euer Leben für dieselben opfern — aber Ihr seid aus zu feinem Stoffe."

Dann sich zu den Deutschen wendend, sagte sie herzlich:

„Diese Herren sind gewiß junge Philosophen, welche das Leben als eine ernste Aufgabe, und die Arbeit als Lebensbedingung betrachten, und sich inzwischen so gut wie möglich amüsiren."

„Und ist das nicht das Richtige?" entgegnete man. „Jeder leiste was er kann und strebe auf seinem Gebiete nach dem besten — suche nach „seiner Façon" glücklich zu werden."

„Ja, Ihr dürft das! — aber wir, die wir alles wollen, alles anfangen, zu nichts die Ausdauer haben — in nichts gefördert werden —", warf Viktor ein.

Dann zur Fürstin gewendet fuhr er fort:

„Was helfen uns die großen Worte, durch die man die doppelt Armen zum Fanatismus reizt und in den Tod jagt? — Auf sicheren Posten sitzen die Führer und wählen sich ihre Werkzeuge, die zugleich ihre Opfer sind. Ich floh von Petersburg vor diesem Treiben und soll hier dasselbe hören. Ich bin es müde! — darum fliehe ich meine Landsleute."

Er hatte sich warm gesprochen. Eine rothe Blutwelle lagerte auf dem sonst so bleichen Gesicht und ließ es in junger Schönheit leuchten. Die Fürstin schaute ihn bewundernd an. Ihre Augen sprühten. Das bunte Seidentuch, das beim Eintritt der Herren ihr Haupt in orientalischer Weise umschlungen, hatte sich gelöst und ihr dunkles, schon

hier und da Silberfäden zeigendes Haar fiel in dicken Strähnen nieder. Das schön geschnittene Gesicht zeigte jene gelbliche Blässe, wie man sie bei alternden Frauen des Südens findet und die erst auffiel, als sie aus dem Schatten heraustrat, den die niederwallenden Draperien der Fenster auf den Divan geworfen. Es war ein prächtiges Antlitz! — und hatte der Dämon der Zerstörung ihm auch schon seine Spuren eingegraben, so war es ihm doch nicht gelungen, den echt weiblichen Liebreiz daraus zu vertreiben, welcher ihr schon allein die Herrschaft über alle, die ihr nahten, sichern mußte.

Wie sie so aufgerichtet dastand und dem erregten Viktor lächelnd die Hand bot, hatte sie etwas bezwingendes.

Um sieben Uhr hieß sie die Herren mit ihr diniren und empfahl die Gäste der Führung und Frohlaune Wlodjas, da sein Vetter sich wieder in seine düstere Stimmung geeifert. Dieser entschuldigte sich, seine Heftigkeit bedauernd.

Das kleine politische Intermezzo hatte den Eingeführten den Vortheil verschafft, ihre Umgebung mustern zu können. Den Mittelpunkt derselben bildete die elegante Gestalt der schönen Dame, welche in ein, reich mit Spitzen bedecktes Morgengewand gehüllt war. Einzelne Sonnenstrahlen spielten auf dem Smyrna-Teppich zu ihren Füßen, und tanzten weiterhin über Gruppen blühender Pflanzen auf dem Parkett, bis zu dem mit den Büsten des Eros und Antinous geschmückten Marmorkamin. Ueber einer kleinen Bücheretagère, sah man die Bilder Lermontoffs und Turgenjeffs. Blütendüfte drangen vom Garten her durch die geöffneten Fenster und bewegten leise die golddurchwirkten Vorhänge. Alles athmete Behagen. Die Bücher und Mappen luden zur Unterhaltung ein, die Seide- und Sammetpolster zur Ausruhe. Es schien hier nichts unnütz. Der Glanz und Luxus nur nothwendiges Relief für die schöne Dame.

Man fragte sich unwillkürlich, wer ist diese Frau, welche umgeben von so viel Pracht und Geschmack, die Bekenner eines Systems empfängt, das alle Harmonie, alle Schönheit und allen Luxus negirt?

„Ja, wer ist diese Frau? —“ Mit dieser Frage im Sinne verließen die jungen Deutschen den Salon — und „Wer ist die Fürstin?“ fragte der eine von ihnen, als er mit Wlodja, weit hinter Viktor, den Weg zum Schlosse hinanstieg.

„Wer Maria Martinowna ist?“ gab dieser zurück. „Nun, eine schöne, geistreiche Frau, die den Muth hat, ihren eignen Weg zu gehen, unbekümmert um die lächerlichen Satzungen der großen Gesellschaft — vielleicht hat eben diese Gesellschaft ihr auf die kleinen Füße getreten. Sie ist eine Frau, die nicht zum Leiden und zum Entbehren geschaffen ist, sondern zum Genießen und zum Herrschen — und ihr Titel wie ihre Mittel erlauben ihr das. Sie ist eine Frau, die es verschmähte um die Gunst der Großen zu buhlen, und statt dessen in ihren Salons die Gebildeten der „neuen Richtung“ empfing — arme Studirende unterstützte, große Summen für politisch Verfolgte spendete — was sie auch später aus Petersburg vertrieb! Reich, jung, schön und elegant, zog sie bald die Blicke der Männerwelt auf sich. Man sprach von ihr — konnte aber leider nichts finden, sie ihres Lüstre zu berauben. So ging es eine Weile.“

„Doch, woher ist die Fürstin?“ fragte der gründliche Deutsche.

„Sie fragen mehr als ich weiß“, unterbrach Wlodja lachend. „Sie kam vom Kaukasus, wo sie lange mit ihrem Gatten, dem Fürsten, gelebt. Er hat sie zu seiner einzigen Erbin eingesetzt — ohne Beschränkung!

„Woher sie stammte, wie, wo und wann sie sich verheiratet, was sie war — ist mir total unbekannt und gleichgiltig — ich halte mich an dem, was sie ist!

Auf weiteres Fragen fuhr Wlodja indeß fort:

„Warum man die Fürstin in Petersburg kalt empfangen, trotzdem daß ihr Name, ihr Reichthum und Haltung sie für die höchsten Kreise berechtigten, ist mir nicht klar. Man fabelte von einer dunkeln Duellgeschichte des Fürsten Urugsoff, wollte seine Gattin damit in Verbindung bringen — und diese und jene wollten sie gesehen haben, als sie noch keine Diamanten trug. Sie müssen wissen“, setzte er hinzu, „daß es in unserer Gesellschaft einen Dunstkreis giebt, der, ähnlich dem Nebel Londons, durch seine Schmutzatome selbst die Sonne verdunkeln könnte.

„Von welcher Seite sich dieser Dunstkreis erhoben, wußte niemand. Die Fürstin aber verschmähte es, Protektionen zu suchen, um durch diese den ihr gebührenden Platz zu behaupten, und zog sich mit dem feinen Gefühl einer Frau, die alles unausgesprochen empfindet, aus den maßgebenden Kreisen zurück. Doch blieb sie darum nicht allein. In ihren Salons begegnete man allabendlich einer Anzahl auserlesener Geister: neben eleganten Herren ärmlich gekleideten Studenten, deren Streben nach Gutem und Schönem sie kräftig unterstützte, ohne je die Protektorin herauszukehren. Auch der Aermste fühlte sich hier an seinem Platze.

„Es sollte indeß nicht lange währen! Der frische Wind, der Rußland durchzieht, machte sich bald auch in den Salons der Fürstin fühlbar — und in einem Lande wie das unsre, wo sich jede Neuerung nur durch Strang und Dolch vollzogen, dessen ganze Geschichte durch ein Meer von Blut geht, packen solche Strömungen mit doppelter Gewalt. Die Fürstin war nicht imstande, der Aufregung genügend zu wehren, doch beunruhigte sie sich nicht, da der Polizeiminister, an den sie vom Kaukasus her empfohlen worden, zu den häufigen Besuchern ihres Hôtels gehörte. Er war es auch, der ihr später den freundschaftlichen Wink gab, Petersburg so schnell wie möglich zu verlassen, um sich beleidigenden Verdächtigungen zu entziehen. Man wollte in ihr eine Nihilistin wittern. Kurz, die Dame verschwand von der Bildfläche, zur Verzweiflung ihrer Verehrer und der vielen Armen, denen täglich aus ihrer Küche Speisen verabreicht wurden. Wir sollten ihr bald ins Ausland folgen.“

„Ihre Bekanntschaft mit der Dame datirt also aus jener Zeit?“

„Gewiß — und ich war's, der den düstern, angekränkelten Viktor bestimmte, sich bei ihr einführen zu lassen. Er gab mir endlich nach, unter dem ihm gegebenen Versprechen, daß seine Familie nichts davon erfahren sollte. Unangenehme Vorgänge in derselben, wie im Amte, hatten ihn verstimmt und seinem Streben einen harten Stoß gegeben.

„So trat er der Fürstin gegenüber. Er hatte gefürchtet, eine ge-

wöhnliche Salondame, eine glänzende Kokette zu finden — er fand eine Seele, die ihn ungefragt zu verstehen schien, eine ältere Freundin, die ihre Ansichten mit den seinen in Einklang zu bringen wußte, in seiner idealen Art die Erscheinungen der Zeit aufzufassen suchte. Im Salon Urugsoffs fand er, was ihm in seiner Familie fehlte — eine Heimstätte! Nichts störte ihn dort in seiner Art zu sein. Die Fürstin hörte ihm stillschweigend zu, wenn er, die schwermüthigen Melodien seines Volkes der Steppe spielend, alles um sich vergaß. Die politischen und literarischen Plänkeleien der Besucher schwiegen dann — und ein Engel oder ein Dämon ging durch den Raum.

„Ich sah mit Freude, daß er sich allmählich wieder erheiterte, und dankte es der Fürstin herzlich, denn so verschieden Viktor und ich auch sein mögen, so sind wir einander doch immer treue Freunde geblieben.

„Der Fortgang der Fürstin traf uns schwer. Es dauerte indeß nicht lange, und auch wir erhielten — für unbestimmte Zeit — Pässe ins Ausland. Wir wußten, was das bedeute, und konnten froh sein, so davon zu kommen. Andern erging es schlimmer. Nun wissen Sie alles."

„Nein, noch nicht! Wie kommt's, daß Sie beide ein so ausgezeichnetes Deutsch sprechen?"

„Ich hatte lange einen deutschen Informator. Mein Vater liebte die Deutschen — daß Viktors Mutter aus Süddeutschland stammt, hat er Ihnen wohl gesagt?"

„Nein, Ihr Vetter ist merkwürdig verschlossen."

„Ich bin das Gegentheil! — werden Sie finden. Meine Mutter und Viktors Vater waren Geschwister. So machten wir als nahe Verwandte unsere Studien zusammen und traten in die Verwaltung — um großes zu leisten!

„Viktor, stets mir und allen andern voran, stürzte sich mit seinem ganzen Wissen und Eifer für Gerechtigkeit hinein, um zu erfahren, daß er in nichts den alten Eselsgang beschleunigen, den Augiasstall zu säubern vermochte. Man lachte den jungen Fant aus, der an einen Fels von Willkür, Bestechung und Ungerechtigkeit seine Kraft zerbrach — die alten Kanzelisten zuckten die Achseln: „So sind uns schon viele gekommen und abgethan worden. Ihr wollt alles, Kinder, und könnt nichts! Lernt erst ausdauern und kriechen — macht's wie die andern, die steigen wollen."

„Das Staubblasen von Akten, die fünfzig Jahre auf Erledigung warteten, war nicht nach Viktors Geschmack. Er begann zu grollen. Seine Eingaben wurden immer geistreicher und schärfer, wo es sich um einen wichtigen Fall handelte. Man bewunderte sie vielleicht — allein man sagte uns spöttisch: daß man so gelehrte Leute nicht gebrauchen könne.

„So durften wir froh sein, nur einen längeren Urlaub und Pässe fürs Ausland zu erhalten — mit einer starken Rüge betreffs unserer Verbindungen, die „höchst verdächtig" geworden. Andern erging es schlimmer. Die Erbitterung war unter uns aufs höchste gesteigert — und ich danke es nur der überlegenen Ruhe Viktors, daß ich mich nicht fortreißen ließ, einer jener geheimen Gesellschaften beizutreten, die unbedingten Gehorsam von ihren Mitgliedern fordern.

„Doch Sie kennen die Prinzipien „der Partei“ im allgemeinen. Unter dem Volke hat sie bis jetzt wenig Chance. Sie beschränkt sich auf die Kreise der Gebildeten, die allerdings zumeist Ursache zur Unzufriedenheit haben, da die bestehenden Verhältnisse die Intelligenz schädigen. Aber man geht zu weit, denkt nur an Umsturz, an Vernichtung! Kein Mittel ist zu grausam! Moral und Vernunft dürfen nicht die Stimme erheben — deßhalb ziehen sich viele, welche wie sie nach Aenderung des alten Systems streben, von ihr zurück, um langsam, aber darum vielleicht erfolgreicher zu wirken.“

So plaudernd erreichten die jungen Männer die Höhe und freuten sich da droben der Herrlichkeit der Welt, die rings ausgebreitet lag, die ganze Menschheit zu gleichem Genusse einladend.

„Ja, Deutschland ist schön und glücklich — Ihr dürft denken, streben und wollen!“ rief der Russe.

* * *

Als meine jungen Verwandten von ihrem Besuche aus Baden zurückkehrten, wußten sie die Liebenswürdigkeit der Fürstin nicht hoch genug zu preisen. Durch sie hatte sich das gefürchtete Diner in der Villa Urugsoff zum deutschen Familienmahl gestaltet. Frohsinn und Laune hatten dabei gewaltet. Man war überein gekommen, sich an einem der nächsten Tage beim Eberstein-Schlosse zu treffen. Die Dame wünschte mich kennen zu lernen — und auch ich war neugierig geworden auf eine Persönlichkeit, die so viel von sich reden machte.

* * *

Unsern Platz unter dem Platanenzelte der Schloßterrasse hatten wir schon lange inne. Die Sonne hüllte die Gipfel der Waldhöhe, jenseit der Murg in ihre goldige Flut, während es im Thale röthlich zu flimmern begann — doch unsere Blicke richteten sich mehr zur anderen Seite, zum dunkeln Forste, welcher uns die Straße von Baden her verdeckte. Viele heranrollende Wagen hatten uns schon eine Täuschung gebracht — doch da — endlich — die Fürstin!

In einem jener kleinen, mit weißen Weiden ausgeflochtenen Kabrioletts kam sie heran, schon von ferne freundlich grüßend. Ihr zur Seite saß Viktor. Wlodja führte die Zügel.

Die Wärme, wie die Bewegung der Fahrt, hatten dem Antlitz der Dame etwas jugendlich glänzendes gegeben, das durch den großen schwarzen Hut, der ihr Haupt bedeckte, noch gehoben wurde. Ihre imponirende Gestalt war in ein schwarzes Gewand von Atlas und Spitze gehüllt. Ein feiner Schmuck von Amethisten an Hals und Arm, wie ein duftiger Strauß von Heliotropen vervollständigten die Toilette.

Mit herzgewinnender Höflichkeit entschuldigte sie ihr verspätetes Kommen durch die drückende Hitze und die Langsamkeit der Pferde, dann wandte sie sich scherzend gegen die jungen Mädchen, welche sich zwanglos mit Wlodja herumneckten und sie verbarg nicht, daß die Eigenart der einen sie besonders interessire.

„Nun würde Sie für eine Russin halten, Fräulein — so etwas Cirkassiertype. Nicht wahr, Herr v. X.?“ wandte sie sich an diesen.

Doch bevor derselbe antworten konnte, rief Wlodja:

„Auch mich hat das frappirt — sogar eine auffallende Aehnlichkeit! Beim ersten Begegnen lief ich Gefahr, eine große Unschicklichkeit zu begehen, Sie zu umarmen, gnädiges Fräulein."

„Wäre Ihnen schlecht bekommen! Ich habe kein Slavenblut in den Adern — und so wäre der Krieg zwischen Deutschland und Rußland sofort ausgebrochen."

„Schon um weniger hat sich eine Welt entzündet" replizirte man.

So flog die Unterhaltung hin und wieder. Selbst der ernste Viktor war lebendig geworden, erinnerte an unser erstes Zusammentreffen hier oben und meinte, daß die Verschiedenheit der Nationalitäten aufhöre, wo wirklich gebildete und gute Menschen sich vorurtheilsfrei entgegentreten."

Und wie geläufig floß unsere schöne Sprache von den Lippen der russischen Gäste!

Bei den Herren war mir das erklärt worden — aber die Fürstin? — zudem sprach sie mit ausgeprägt süddeutschem Accente.

Ort und Stunde ließen indeß nicht Zeit zu Fragen und Erwägungen — man war immer heiterer geworden — auch wurde meine Aufmerksamkeit bald in unangenehmer Weise nach einer anderen Seite gelenkt.

Der warme Sommerabend stieg vom Thale herauf. Die Schatten von Berg und Wald dehnten sich, und die Natur war in jenen Zustand süßer Träumerei gerathen, der die Grenzscheide zwischen Tag und Nacht, zwischen Wachen und Schlafen bildet. Die Scenerie an den umstehenden Tischen hatte sich allmählich gewandelt. Das Publikum hatte sich größtentheils entfernt und wie ein Schlag traf es mich, daß ich am nächsten Platze nicht mehr die kinderreiche Familie erblickte, sondern jenen widrigen Menschen, den ich damals auf dem Merkur gesehen und gehört.

Er saß dicht hinter der Fürstin und schaute mit frech herausfordernden Blicken bald auf diese, bald auf den neben mir sitzenden Viktor. Wie ein Hohnlachen flog es über sein verwüstetes Gesicht. Der cynische Ausdruck, die niedrige Genußsucht, die sich auf demselben breit machte, berührte mich verletzend. Die Nähe dieses Menschen wirkte beinahe lähmend, wie die eines Basilisken.

Viktors Augen mochten den meinen gefolgt sein — denn als ich schnell zurück und auf ihn schaute, sah ich sein Antlitz finster, als wollte er fragen: „Was will das ekle Reptil hier?"

In der Meinung, daß die unverschämten Blicke des „Agenten" nur Viktor galten, legte ich, wie zur Ruhe mahnend, meine Hand auf die seine, doch es gelang mir nicht, seine zürnenden Augen von dem Frechen abzuwenden.

Die Fürstin, welche sich eben — auf die Behauptung der jungen Mädchen, daß sie bereits den badenser Dialekt spräche — lachend für germanisirt erklärt hatte, wandte sich plötzlich — wohl von dem Ausdruck des jungen Freundes betroffen, zurück.

Ich sah sie zucken und erbleichen, als hätte sie die Augen einer Giftschlange auf sich gerichtet gesehen. Doch schnell faßte sie sich, stieß ihr Glas an das meine und bat um unsern Besuch in Baden, wo sie es sich zur Freude machen würde, die jungen Mädchen bestens zu

amüsiren — für heute müsse sie leider aufbrechen, damit die Nacht sie nicht noch im Walde fände.

Wlodja gab dem Groom ein Zeichen, worauf die Fürstin, ohne sich umzuschauen, und von uns begleitet, zum Wagen ging. Noch ein Händedruck, ein Gruß, ein auf baldiges Wiedersehen! und die russischen Gäste verschwanden hinter den dunkeln Tannen der Fahrstraße.

Als ich mich nach dem Basilisk umschaute, war er verschwunden. Wem hatte es gegolten?

* * *

Der unheimliche Mensch wollte mir nicht aus dem Gedächtniß. War sein Erscheinen nur ein zufälliges — oder von irgend einer bösen Absicht arrangirt?

Immer zweifelloser ward mir sein Zusammenhang mit der Fürstin oder mit Viktor. Bald sollte mir Klarheit darüber werden.

Wlodja erschien am andern Tage ganz unerwartet mit Botschaft von der Fürstin. Eine Einladung für Donnerstag, wodann sie den jungen Damen Baden in seiner schönsten Beleuchtung zu zeigen hoffe. Wir sagten zu.

Wlodja sprach von Konzert und Feuerwerk — die Mädchen jubelten — und wie oft bildete die Vorfreude schon einen wesentlichen Theil des Festgenusses.

Auf unsere Frage nach Herrn v. X. antwortete der junge Mann: „O, der hätte mich wohl begleitet, aber seine wurmstichige Laune war nicht nach meinem Geschmack. Ich weiß nicht, was er wieder hat! Er steckt die Fürstin an! Die Heimfahrt gestern war so schweigsam und verdrossen wie der düstere Wald, und meine Peitsche ließ es den armen Rosinanten vergelten."

„Hat Ihr Vetter so schweres erlebt? In seinen Jahren pflegt man nicht so ernst und verschlossen zu sein."

„Hm", gab Wlodja zurück, „seine Erlebnisse sind vielleicht nur die gewöhnlichen, allein in seiner eigenartigen Seele spiegeln sich dieselben nicht in gewöhnlicher Weise wieder. Er nimmt alles zu schwer und vergißt sich nur selten. Er ist eben ein Träumer. Mag sein, daß solches in seinem Theil deutschen Blutes liegt."

Alle verwahrten sich lebhaft gegen den Vorwurf der Träumerei bei hellem Tage, und wiesen nach, daß die Russen eine weit größere Hinneigung zu dem „blue devils" hätten, als die Deutschen. Wlodja wehrte sich durch komische Gegenbeweise, und ich schickte mich an, einige Fragen über Viktors Familie zu thun, als mir der kaum angesponnene Faden jäh abgerissen wurde — durch einen Brief von unbekannter Hand — mit dem Poststempel „Baden."

Schon die ersten Worte ließen mich schlimmes vermuthen und den Schreiber errathen.

„Madame", redete er mich an, „wenn Sie glauben mit einer wirklichen Fürstin zu verkehren, so sind Sie im Irrthum. Dieselbe ist die fortgelaufene Frau eines Mannes, der zu nachsichtig gegen sie gewesen, den sie dann betrog und im Stiche ließ, als er sie zu ihrer Pflicht zurückbringen wollte und die Zügel straff zog. Ich theile Ihnen dieses mit, damit Sie sich und Ihre Familie vor den Folgen einer solchen

Bekanntschaft schützen, denn man wird nicht zögern, von jener Frau Rechenschaft zu fordern und sie ihres unrechtmäßig angemaßten Ranges, Namens, wie Reichthums zu entkleiden."

Es folgte eine unleserliche Namensunterschrift.

Ich sah den Schreiber dieser Zeilen deutlich vor mir — fühlte seinen frechen Blick, hörte sein selbstzufriedenes Lachen. Ich steckte den Brief in die Tasche, entschlossen, die Frau — wer sie auch sein mochte, vor der Gefahr, öffentlich verleumdet zu werden, noch rechtzeitig zu warnen. Wenn sie die Fortgelaufene war — und diesem Manne fortgelaufen — so gereichte es ihr in meinen Augen zur besondern Ehre, da ein Zusammenleben mit einem solchen Scheusal zur Demoralisation oder zum Selbstmord führen mußte.

* * *

Während ich mich mit Vermuthungen aller Art abquälte und überlegte, wie ich meine Absicht am geschicktesten ausführen könne, spielte sich in der Villa Urugsoff eine Scene ab, welche die Betheiligten tief erschüttern und in ihre Existenz einschneiden mußte. Ich sollte bald alles durch die Fürstin selber erfahren. Hatte mich doch der launische Zufall nicht umsonst an den Kragen genommen und zur persona confidata von Menschen gemacht, von deren Dasein ich wenige Wochen vorher noch keine Ahnung gehabt.

Seit unserer Zusammenkunft am Ebersteinschlosse hatte die Fürstin ihre Villa nicht verlassen — auch empfing sie nur Viktor und Wlodja. Sie fühlte sich krank. Ein Druck, eine namenlose Angst lagerte auf ihr. Sie hatte sich der Vergangenheit nicht mehr erinnern wollen und nun hatte diese sich ihrer erinnert, indem sie ein Gespenst aus dem Grabe erstehen ließ. Sie hatte es mit eigenen Augen geschaut! Ihrer Qual zu entgehen, hatte sie zu uns fahren wollen — dann sich wieder gefürchtet vor dem „Schatten" und Wlodja abgesandt.

Nun saß sie, bei der langsam heraufkommenden Abendkühle, allein in ihrem Gartensalon und überließ sich ihren düstern Grübeleien: „Was war's? — was sollte sie thun? Sie bemerkte es nicht, daß Viktor, leise durch den Nebengang kommend, unter die Veranda trat. Er schaute sie theilnahmvoll an und wollte sich zurückziehen. Doch da, wie erwachend, bemerkte sie ihn, und bat, er möge ihr etwas vorlesen.

Er wählte ein Buch, setzte sich in die offene Salonthüre und begann. Nichts regte sich ringsum. Der Tonfall seiner sonoren Stimme und das Umdrehen der Blätter gaben das einzige Geräusch.

Doch bald machte der Vorleser eine Pause und schaute, wie in ferne Gedanken verloren, auf das stille, sich vor ihm erhebende Bild, von Berg, Wald und Himmel, an welchem das große Tagesgestirn seine letzten feurigen Strahlen sammelte, um noch einmal mit segnendem Kusse die Häupter der Erde zu berühren.

„Schöne Welt!" sprach Viktor, wie zu sich selber. „Da drüben, über die Steppe hin, im Kaukasus, muß es jetzt auch schön sein." Dann, das Buch wieder aufnehmend, fügte er hinzu: „Ich bin Russe, und kenne nicht einmal unsere Berge."

„Nun, so besuchen Sie mich auf meinen Gütern — da haben

Sie den Elberus nahe", entgegnete die Fürstin, wie aus ihrem Sinnen erwachend.

„Sie kennen auch Pätihorsk?" fragte er, wieder auf das Buch deutend.

Die Dame hatte, ihre weißen Hände über die Kniee gefaltet, wie bewußtlos hinausgestarrt zu den rosig umfluteten Kuppen der Berge, mit dem Blick auf die Unendlichkeit — doch bei dieser Frage richtete sie sich hoch auf:

„Ja, gewiß, ich war oft dort — mit meinem Gatten, der die Quellen des Kaukasus brauchte. Er litt lange und schwer.

„Auch war ich gerne dort", sprach sie wie hastend weiter. Es war, als ergriffe sie den Gegenstand krampfhaft, um sich durch den Rückblick auf die Vergangenheit frei zu machen von den quälenden Gedanken, die sie eben noch umstrickt gehalten.

„Ja, Pätihorsk ist schön gelegen, am Fuße des Maschuk, der uns auf den Bermaunth, Kasbeg und Elberus vorbereitet. Aber welch ein prächtig umwaldeter Berg ist auch der Maschuk! Wie oft schaute ich zu seiner nebelrauchenden Spitze empor, die mich an eine verlöschende Fackel mahnte — an ein verlöschendes Menschenleben.

„Ganz begreife ich Lermontoff — daß es ihn immer wieder dorthin zog. Ich habe oft auf seinem Lieblingsplatze gesessen — auch dort, wo er fiel, war ich."

Da Viktor noch immer schwieg, fuhr sie fort:

„Man versteht den Dichter und seltsamen Menschen dort besser wie irgendwo in der Welt. War sein Petschorin nicht er selbst? — nicht seine Vorahnung? — nicht sein Verhängniß?

„Glauben Sie an Vorahnung? — an Verhängniß? — Herr v. X." fragte sie dann, ohne aufzusehen. Doch dieser schwieg; nur leise, wie abwehrend, mit der Hand winkend.

Sie aber fuhr fort, als müsse sie sprechen:

„Die Menschen waren für Lermontoff nur Puppen, mit denen er lieblos, verderbend spielte. Er mußte vernichten, lächelnd vernichten, wenn er nicht untergehen sollte. Es war sein Schicksal! Und er ging unter, als ihm das Spiel mit Larven keinen Spaß mehr machte — als ihn der Ekel an sich selber packte — Himmel und Erde ihm nur eine unendliche Leere zeigten, kein zu erstrebendes Ziel."

Viktor hatte ihr schweigend zugehört, sie sprach aus seiner Seele heraus — und als sie erregt innehielt, sagte er leise:

„Ja, dem großen Dichter war die Seelenidee verloren — sie konnte ihn nicht über Verfall und Vernichtung forttäuschen. Er hatte kein Mitleid mehr für sich selbst — keine Liebe, keine Seele — wie sollte er sie für andere haben?"

So, der Gegenwart entrückt, die Blicke zur Ferne gerichtet, unterhielten sie sich miteinander. Da war's ihnen, als hätten sie das Heranschleichen einer Katze vernommen. Sie wandten sich gleichzeitig.

Das Zurückblicken in das Zimmer, wo es bereits dunkelte, war so plötzlich gekommen, daß Viktor nicht bemerkte, wie die Fürstin erbleichte und sich an der Glasthüre festklammerte. Er hatte sich schnell erhoben, um den Hereintretenden, den er nicht sofort erkannte, um sein Anliegen zu fragen. Dieser that jedoch, als ob er den jungen

Russen nicht bemerke und nahte sich mit grinsender Vertraulichkeit der Fürstin.

„Wie ich sehe, hast Du gut für Dich gesorgt, Marie! Es lohnt sich schon mit Dir zu unterhandeln und deßhalb bin ich hier", begann der Eindringling höhnisch.

Die Angeredete saß noch immer wie erstarrt. Ihr Gesicht bedeckte Todtenblässe.

Viktor selbst war vor Staunen über diesen Unverschämten keines Wortes mächtig, und dieses Schweigen mochte ihn kühner machen, denn er trat näher an die Dame heran und fuhr mit widrigem Lachen fort:

„Du siehst, Marie, daß ich noch lebe, und daß ich Dich durch die Kunde von meinem Tode habe mystifiziren lassen. Sonst wärest Du wohl nicht hierher gekommen. Ha, ha, ha! Ich bin gerade in der Laune und Lage, Dich brauchen zu können — also theilen wir, wie ich einst mit Dir getheilt, als Du eine arme Gouvernante warst und Deine Mutter und Brüder Bettler." Er lachte wieder.

Da die Fürstin sich noch immer nicht regte, fuhr er, anscheinend noch zuversichtlicher fort:

„Es war Deine Sache, daß Du fortliefst. Ich hätte Dich nicht gejagt und besäße wohl heut' noch meinen Laden, wenn Du darin stündest — denn Du bist noch immer verteufelt hübsch! Es ist also in der Ordnung, daß Du mit mir theilst — sonst mache ich keine Ansprüche an Deine Gastfreundschaft."

Viktor war bei den letzten Worten im Begriff, sich mit geballter Faust auf den Frechen zu stürzen, allein die Fürstin hielt ihn zurück. Mit einem Ruck hatte sie ihre Betäubung abgeschüttelt und stand aufgerichtet da. Dann, schnell sich wendend, drückte sie auf einen Knopf an der Wand.

Das verächtliche Lächeln, das ihrem schönen Gesicht zuweilen etwas so kalt herzloses verlieh, spielte um die emporgezogenen Mundwinkel. Sie war in der That noch „verteufelt hübsch", wie das Raubthier es soeben gesagt hatte.

Es währte nur einen Moment, da stand Iwan stramm vor der Portière.

„Dieser Herr", sagte die Gebieterin, ohne zu zucken, „wünscht sofort hinaus geführt zu werden." Dann fügte sie noch drei Worte in der Sprache ihres treuen Dieners hinzu, worauf der Langbärtige seine Hand mit festem Griff auf die Schulter des Eindringlings legte. Er war sich seiner Ueberlegenheit bewußt; doch er bedurfte auch derselben, denn das Raubthier sträubte sich in blinder Wuth unter der Faust des Angreifenden. Auf einen solchen Ausgang hatte er nicht gerechnet. Die alleinstehende Frau vor Zeugen aus ihrer Gesellschaft bloßzustellen, hatte ihn eines der kräftigsten Zwangsmittel gedünkt. Nun saß er in der Schlinge. Es war ein peinlicher Moment. Die Fürstin schaute mit starrer Ruhe auf den sich in den Zangen ihres Dieners Windenden.

Viktor trat an ihn heran:

„Gehen Sie, Herr!" sagte er gebieterisch. „Sie begreifen wohl, daß die Dame in ihrem Hause zu befehlen hat und sich gegen Wahnsinnige schützen muß. Sollten Sie ferner Lust haben, Ansprüche an sie zu erheben, die nicht existiren, so wenden Sie sich an mich."

Reh zur Fegezeit.

Grimmig lachte der alte, wüste Geselle auf, während Iwans Faust ihn bereits durch die Portière und weiter hinaus zerrte. Viktor folgte, bis er den Elenden, der ihn schon so oft verdrossen, durch das Gitter des Vorhofs verschwinden sah.

Als er in den Salon zurückkehrte, fand er die Fürstin zusammengebrochen vor dem Divan liegen. In der Blässe ihres schmerzverzogenen Gesichtes, das sich gegen die Kante desselben lehnte, lag etwas todtenähnliches. Der rechte Arm hing schlaff zum Boden, während der linke, mit gekrampfter Hand, noch einen Halt gesucht hatte. Entsetzliches mußte in der Seele der sonst so starken Frau vorgegangen sein.

Tief ergriffen von der Ohnmacht seiner Freundin, fühlte Viktor instinktmäßig, daß er niemand herbeirufen dürfe. Er begnügte sich ihr die Schläfen mit kaltem Wasser zu netzen und wartete angsterfüllten Herzens auf die Rückkehr des Lebens. Es waren für ihn bange Augenblicke, in welchen all sein Fühlen an dem Athem der Fürstin hing.

Als diese endlich eine leise Bewegung machte und er sie auf den Divan zu ziehen suchte, hob sie langsam die Augenlider, und ihre verstörten Blicke schienen zu fragen: „Was soll das?“ Unruhig schaute sie umher, als fürchte sie etwas grausenhaftes zu sehen. Dann plötzlich, als käme ihr mit dem Bewußtsein auch die Erinnerung, brach sie in heftiges Schluchzen aus.

Viktor wußte keinen Trost und glaubte die erschütterte Frau allein lassen zu müssen. Er trat unter die Veranda und schaute wie einer, der vor einem unlösbaren Räthsel steht, auf das Blumenparterre des Gartens.

Hier draußen der Frieden, die heilige Stille der Natur — und drinnen ein schmerzzuckendes Herz, dem er so gerne die Ruhe wiedergegeben hätte. Was konnte nur diese stolze Seele so aus den Fugen rütteln?

Leise hörte er sich rufen.

„Verlassen Sie mich nicht, Viktor“, sagte die Fürstin, als er näher trat, „ich fühle mich so elend — so elend! Ihr junges Herz kann ein solches Elend nicht ahnen!“

Wieder brach ihre Stimme in krampfhaftem Weinen.

Als sie sich gefaßt, sagte sie:

„Wie lange und heiß habe ich mich nach Deutschland gesehnt! Wie lange geschmachtet, aus dem Brunnen der Kindheit zu trinken! Da wo der deutsche Tannenwald mich umrauscht, die Last von der Seele zu werfen und neues Leben zu gewinnen! Ich war wenige Tage so glücklich — ach, so glücklich, mein Freund!“ rief sie wieder heftiger werdend. „Doch da mußte dieser Vampyr aus dem Grabe erstehen, um mich aufs neue zu martern. War es nicht genug, daß er mir meine Jugend geraubt, mich mit Schmutz beworfen und dem Verderben entgegen getrieben!“

Ein neuer Krampfanfall machte sie verstummen. Viktor bemühte sich, sie zu beruhigen. Was hätte er nicht willig gethan, um diesen Jammer, den er nur halb ahnte, zu mildern!

Ohne zu wägen, ließ er sich vom Augenblick fortreißen. Er gab

sich keine Rechenschaft, wieviel er von der Liebe borgte, um es der Freundschaft zu geben. Er kniete vor der verzweifelten Frau, er küßte ihr die Hände und versicherte sie seiner Ergebenheit, seiner Verehrung, seiner dauernden Freundschaft — wie und wo immer das Schreckgespenst der Vergangenheit sie bedrohen möge. Doch das steigerte nur ihre Aufregung, und von neuer Angst gefaßt, rief sie:

„Fliehen wir von hier! — Retten Sie mich, Viktor! Ich habe keine Seele auf der Welt wie Sie! Verloren werde ich durch das Erdenleben irren, eine Verzweifelte — ohne Liebe und ohne Gott!"

Sie sah wie eine Ertrinkende aus, die mit letzter Hoffnung flehend ihre Arme emporstreckt und einen Halt sucht. Sie umfaßten Viktor. Dann ihn ebenso schnell wieder freilassend, sprach sie langsam und müde:

„Sie wissen nun, warum ich eine Nihilistin bin! Meine innere Armuth ist so viel größer als mein äußerer Reichthum — den man mir neidet und entreißen möchte, um mich der letzten Freude — des Wohlthuns, zu berauben — in das Nichts zu stürzen!

„Mit beiden Händen nach dem Himmel greifend, trat ich in die Welt. Jung, schön, lebensfroh, wollte ich mich mit Rosen kränzen — doch es regnete nur Dornen und Steine auf mich herab, bis ich wund ward, mich aufraffte und mich zu wahren suchte gegen Unbill und Schmach. Das war meine Jugend!"

Dann wie sich besinnend, fuhr sie fort:

„Doch was quäle ich Sie mit meinem Leid? Sie, den jungen Träumer, der das Jammern einer Frauenseele nicht begreifen kann."

„Maria Martinowna", entgegnete Viktor leise und innig, „mir ahnte lange, daß die stolze Fürstin Urugsoff hinter ihrem Lächeln ein tiefes Weh barg. Sonst wäre ich nicht ihr Freund geworden. Doch wägen wir nicht unser Elend!" setzte er hinzu und starrte wie verloren vor sich hin. Ein unnennbares Mitleid für die schöne Frau hatte sich seiner bemächtigt und entfernte jeden anderen Gedanken. Ernst schaute ihn die Fürstin an; auch sie hatte jede Ueberlegung verloren. Er fühlte ihren Blick auf sich ruhen, wie sich ihr Arm fest um seinen Hals legte. Er hörte, wie sie ihm zuflüsterte:

„Ja, Viktor, auch Sie sind elend wie ich — ich fühlte es wohl und darum liebte ich Sie! Wir gehören zu einander — drum fliehen wir! — weit fort aus dem Bereiche jenes Vampyrs, der nach meinem Herzblut trachtet — aus einer Welt, die für mich nur Hohn und Spott haben wird!"

Als Viktor wie gebannt, regungslos blieb, fuhr sie noch leidenschaftlicher fort:

„Warum sprechen Sie nicht, Viktor! Sie sind doch eine Welt! Sind wir nicht frei? — und ist die Erde nicht groß genug, uns zu bergen? Darum lassen Sie uns fliehen — heute — morgen — morgen!"

Willenlos hatte sich der junge Freund der hinreißenden Beredsamkeit der Fürstin überlassen. Die Wärme ihrer Empfindung, das Seltsame der Situation hatten ihn überwältigt. War alles nur Exaltation des Augenblicks? Folge einer schmerzhaften Erregung? — oder war er selbst irre?

Doch bei den letztgesprochenen, langgezogenen Worten: morgen — morgen — morgen! — brach plötzlich, wie durch einen schweren Nebel, den die Sonne zerreißt, eine Erinnerung und gab ihm das Bewußtsein wieder. Eine zarte, jugendliche Gestalt schwebte vor ihm und winkte ihm mit ihrer weißen Hand, mit ihren thränenvollen Augen. „Morgen — morgen — morgen!“ hörte er sie rufen.

Wie durch Intuition sah sich Viktor in gleichem Augenblicke, in drei verschiedene Phasen seines Gefühlslebens, die dann wieder in eins verschwammen. Zeit und Raum zogen sich zusammen, um drei Gestalten, die klar vor seinem geistigen Auge standen. Erst war es die junge, liebeglühende Arina, wie sie ihn fortriß über die blühende Steppe seines Vaterlandes — dann eine holde Gestalt, ein Kind noch, mit flatternden Haaren und muthwilligem Lachen, das ihn mitzog über die Berghaiden, den Schmetterlingen nachzujagen. Endlich war es eine schöne, stolze Frau, zu deren Füßen er saß, und die ihm gebot, mit ihr zu fliehen.

Welche von den drei Gestalten liebte er wahrhaft?

Er sah das gebietende, in ihrer Trauer doppelt verführerische Weib vor sich. Er hörte das goldene Lachen des schönen Mädchens am See der Haide, wo die weißen Wasserrosen gaukelten. Er fühlte Arinas Thränen heiß auf seiner Wange.

Diese Thränen siegten. Sie waren der Strahl, der ihn sein Inneres erkennen ließ. Von allen dreien liebte er doch nur die eine — die sich ihm verpfändet für die Ewigkeit!

Es hatte nur einen Augenblick gedauert. Seine Züge waren wieder ruhig, nur seine Stimme vibrirte ein wenig, als er sprach:

„Maria Martinowna, wir sind nicht bestimmt, unsere Wege miteinander zu gehen. Auch bin ich nicht der Mann, den Sie in mir zu lieben meinen — und jene Verehrung und Bewunderung, die ich für Sie habe, ist nicht die Liebe, von der Sie träumen — die Ihnen gebührt. Sie dürfen ein ganzes, volles Herz fordern, und ich habe nur wenig zu geben — denn mein Leben ist Arina geweiht —“

Er stand auf und trat unter die Veranda. Die Fürstin aber schaute ihm wie versteinert nach. Sie hatte ihn nicht verstanden.

Was erzählte er ihr da? — Arina — wer war Arina? Sie rang, sich aus dem Bann zu befreien und fragte mit bebender Lippe: „Wer ist Arina?“

Viktor schien die Frage nicht zu hören. Bleich und düster lehnte er an einem Pfeiler. „Morgen — morgen — morgen!“ hämmerte es in seinem Hirne.

War es Zufall, daß dieses „Morgen“ ihn immer emporzuschrecken kam?

Hatte ihm das liebliche Kind auf der Schwarzwaldhaide doch auch mit lachendem Munde dies „Morgen — morgen — morgen!“ entgegengerufen und ihn so an Arina gemahnt, als sein Herz, der Vergangenheit vergessend, aufjauchzen gewollt in Liebe und Seligkeit — und jetzt vernahm er es von den Lippen der Frau, welcher er — hingerissen von Mitgefühl und Verehrung — im Begriffe gewesen war, sein dankbares Herz zu Füßen zu legen.

Ihn fröstelte. Dies „Morgen — morgen — morgen“ war ihm zum mene tekel geworden. Er wollte fliehen: fort — fort!

Doch da stand die Fürstin vor ihm: ruhig, lächelnd, überlegen, als wäre sie nie von einer Schwäche überwältigt worden.

„Warum beantworten Sie nicht meine Frage, junger Freund?“ sprach sie sanft, die letzten Worte stärker betonend. „Habe ich Ihr Vertrauen verwirkt, da Sie mich im Fieber gesehen? Lassen Sie mich wissen, wer Arina ist — vielleicht kann ich Ihnen beistehen.“

Ihre Stimme klang so fest, beinahe scherzend, daß der junge erregte Mann sie bestürzt anblickte. Keine Spur von dem Erlittenen war auf dem elfenbeinfarbigen Antlitz wahrzunehmen. Wer war diese Frau? Ein Dämon, der ihn in seine Kreise gebannt, um ihn an seinem innersten Leben zu erspähen und zu verderben?

So fragte er sich vielleicht — aber er blieb stumm. Er hätte jetzt nicht von Arina sprechen können.

„Mißverstehen Sie mich nicht, Viktor!“ fuhr die Fürstin fort. „Es ist nicht eitle Neugier, wenn ich die Geschichte Ihres Herzens, die „Arina“ heißt, fordere“, und da er noch immer finster hinausstarrte, setzte sie hinzu:

„Bin ich denn nicht bereits alt genug, um Ihr Vertrauen zu verdienen? Wie lange habe ich nach einem aufrichtigen Freunde gesucht und glaubte ihn, in Ihnen gefunden zu haben. Doch es geht mir im Unglück wie den Königen.“

Es lag in diesen Worten noch mehr Trauer wie Bitterkeit. Ruhig und groß stand sie da. Ihr blasses Gesicht mit den geistvollen schwarzen Augen, war dem Abendhimmel zugewandt, dessen rosiges Licht sie verklärte. Es war, als spräche sie nur zu sich selber.

Viktor schaute sie bezaubernd an. Er war wie immer von ihrer Ueberlegenheit bezwungen. Wie um Verzeihung flehend, sprach er:

„Fürstin, wenn Sie eine gewöhnliche Frau wären, deren Eitelkeit ich verletzen gekonnt, so würden Sie mich hassen und verachten — aber das sind Sie nicht! Darum schelten Sie mich gegen Ihre Ueberzeugung. Haben wir je einander gefragt: woher kommst Du? Wer bist Du? Was littest Du? — und jetzt, in dieser bittern Stunde, wo Sie an meiner Freundschaft und Ergebenheit zweifeln — wo Sie selber bedroht und verfolgt sind — jetzt fragen Sie mich nach dem heilig behüteten Geheimniß meiner Jugend — nach Arina!

„Wer sie war? Nun Fürstin, sie war die süßeste Blume der südlichen Steppe, wenn der Lenz seinen Zaubermantel darüber breitet, und die Hand des großen Pan noch den verzehrenden Winden des Ostens wehrt.

„Doch nein!“ unterbrach er sich. „Ich will es Ihnen ein andermal erzählen — alles — wenn Sie wollen — morgen — morgen — morgen!“ setzte er wie im Traume hinzu. „Verzeihen Sie mir!“ und eilig entfernte er sich durch den Garten.

Die Fürstin stand noch lange an die Stelle gefesselt und starrte der versunkenen Sonne nach. Ihre Hände ausstreckend murmelte sie:

„So ist wieder eine Sonne hinunter, auch mir — nun, was thut's! Vielleicht war es der letzte Sonnenstrahl, der auf mein Herz gefallen

— und auch er beunruhigte es nur, ſtatt es zu erwärmen. Laſſen wir die Thorheit, armes Herz!

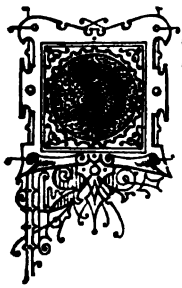
„Die Sonne iſt vielleicht am ſchönſten beim Scheiden —“, ſagte ſie dann laut, „aber ſie macht traurig, denn ihr folgt die Nacht.

„Zwiſchen Jugend und Alter liegt ein langer Tag — und Jugend, Lenz und Morgenroth laſſen alle andere Schönheit erbleichen — drum ſei vernünftig, arme Seele!“

Heiße, leidenſchaftliche Thränen rannen über ihr Antlitz, und die Nacht fand die ſchöne Fürſtin Urugſoff noch an derſelben Stelle unter der Veranda ihres Palais.

(Schluß folgt.)

Tröſtung.



Den Sternen klage nie Dein Leid,
Sie ſind zu hoch und weit.
Sie ſenden keinen Troſtbeſcheid
Dir in die Einſamkeit.

Auch klag' es nie dem Fluß im Thal,
Der da vorüberjagt
Und nichts will wiſſen von der Qual,
Die Unſereinen plagt.

Und nimmermehr erzähl's dem Wind!
Der heuchelnde Geſell.
Er fächelt Dir die Stirne lind
Und er verplaudert's ſchnell.

Doch wenn Du eine Blume ſiehſt,
Die traulich und allein
In einem ſtillen Garten ſprießt,
Da kehre freudig ein.

Die Roſe, die in lichter Zier
Hold ſteht wie eine Braut,
Verwelkt mitleidig, wenn Du ihr
Dein Weh haſt anvertraut.

Sie weiß viel beſſer wohl als Fluß,
Viel eh'r als Stern und Wind,
Daß mit der Lieb' vergehen muß
Ein armes Erdenkind.

D. Saul.

Aus dem Cauerſchen Atelier.

Skizze von Helene Stökl.

Kennſt Du, werther Leſer, das liebliche Kreuznach? Wenn Du ſchon einmal auf ſeinem Badewörth den Klängen der Parlowſchen Muſik lauſchteſt und an den romantiſchen Ufern der Nahe wandelteſt, wenn Du Dich an dem wunderlichen Häuſergewirr der Altſtadt ergötzteſt und die zierlichen Gärten und eleganten Villenbauten des Badeviertels bewunderteſt, dann erinnerſt Du Dich gewiß, auch einmal an dem weißen, faſt würfelförmigen Gebäude vorübergekommen zu ſein, das, unweit der Kuranlagen in der Rheingrafenſtraße gelegen, ſogleich durch ſeinen fenſterloſen, das Licht von oben erhaltenden Bau auffällt.

Das iſt das Cauerſche Bildhaueratelier, wie jeder Kreuznacher, der den Namen Cauer mit ſeiner Vaterſtadt aufs innigſte verwachſen weiß, Dir voll freudigen Stolzes auf Deine Frage erwidern wird.

Wir durchſchreiten den Garten, zwiſchen deſſen grünen Büſchen regellos verſtreute Steinblöcke und einzelne weiße Standbilder hervorſchimmern, und treten, den Vorhang vor der Thür zurückſchlagend, in die mit Kunſtwerken gefüllte Vorhalle, an deren Eingange uns die aus dem Nibelungenliede wohlbekannten Geſtalten des grimmen Hagen von Troneje und des edlen Fiedlers Volker wachehaltend entgegenblicken.

Nach rechts und nach links ſchließen ſich Ausſtellungsräume und Ateliers an, und in jedem dieſer letzteren pulſirt friſches künſtleriſches Leben.

Befremdet blicken wir auf einen Mann im Arbeitskittel, der, unſern Gruß vollſtändig ignorirend, von einem erhöhten Sitze des Nebenraumes aus mit unbeweglichem Antlitze zu uns herüberſtarrt, bis wir nähertretend, mit leiſem Lächeln bemerken, daß der Angeredete augenblicklich allerdings nicht in der Lage iſt Höflichkeiten auszutauſchen, da er zwei jungen Künſtlern als Modell ſitzt, die eifrig bemüht ſind, ſeine Züge, der eine in Thon, der andere auf der Leinwand, feſtzuhalten.

In dem Atelier rechts von der Vorhalle modellirt ein junger Mann die Gestalt eines träumerisch an einen Felsen lehnenden jungen Mädchens, während in dem Raume daneben ein junger Künstler die letzte vollendende Hand an ein paar Engelsköpfchen legt, die andächtig nach oben blicken.

Im letzten Raume endlich treffen wir den Meister selbst. Eine hohe edle Gestalt, das ausdrucksvolle Antlitz mit den hellblickenden Künstleraugen von grauem Haupt- und Barthaar umwallt, in seinem ganzen Wesen voll schlichter Würde und einfacher, dem Herzen wohlthuender Güte und Liebenswürdigkeit, so finden wir Robert Cauer mit seiner neuesten Arbeit, einer auf einem Postamente vor ihm stehenden Kindergruppe beschäftigt. Die zwei Knaben, die Arme um einander geschlungen, die beiden einander so ähnlichen und trotz aller Aehnlichkeit doch so charakteristisch verschiedenen Köpfe dicht aneinander geschmiegt, bieten ein Bild so vollendeter und rührender Kinderschönheit, daß wir sie für ein ideales Phantasiegebilde des Künstlers halten, bis dieser uns sagt, daß wir eine Porträtgruppe vor uns haben und daß die Originale der beiden Knaben die Söhne des Grafen und der Gräfin d'Oultremont sind, die er, wie früher schon die meisten andern Glieder der Familie, auf Wunsch des Fürsten von Croy, des Vaters der Gräfin, nach der Natur gebildet hat, um sie dann in Marmor auszuführen.

Die außerordentliche Anmuth und Innigkeit der Auffassung, die Feinheit der Ausführung, die edle Einfachheit der Formen, die wir an dieser Gruppe bewundern, sind Merkmale der meisten Arbeiten Robert Cauers, der, wie viel großes und schönes er auch auf anderen Gebieten schuf, der deutschen Nation doch vor allem durch die reizende Art bekannt und lieb ward, in welcher er den holden Gebilden von Deutschlands Märchen- und Sagenwelt, sowie den Werken deutscher Lieblingsdichter, Leben und Gestalt zu geben wußte.

Wer kennt sie nicht, die lieblichen Gruppen von Dornröschen, Undine, Rothkäppchen, Aschenbrödel, vom gestiefelten Kater, vom Brüderchen und Schwesterchen, vom Däumling und seinen Brüdern, und im Anschlusse daran die herrlichen Gestalten zu Hermann und Dorothea, Paul und Virginie, zum Nibelungenliede und den Shakespearedramen? In zahllosen Nachbildungen, in allen Größen ausgeführt, sind sie von diesem Atelier aus in die Welt hinausgezogen, um freudige Aufnahme in allen kunstsinnigen Familien zu finden und die bisher als Zimmerschmuck fast ausschließlich herrschenden geschmacklosen Nippes und werthlosen, oft frivolen Figuren und Figürchen zu verdrängen und zu ersetzen. Das Verdienst, durch diese so rasch volksthümlich gewordenen Schöpfungen wesentlich zur Popularisirung der Kunst und zur Erweckung einer geläuterten Geschmacksrichtung beigetragen zu haben, fällt allerdings nicht ausschließlich Robert Cauer zu; giebt es doch schon drei berühmte Träger dieses Namens Emil, Karl und Robert, die trotz der scharf ausgeprägten Individualität eines jeden in den meisten ihrer Werke eine solche Uebereinstimmung zeigen, daß das große Publikum dieselben kaum auseinander kennt und namentlich die innerlich eng verwandten Schöpfungen Emil und Robert Cauers meist völlig miteinander identifizirt.

Höchst selten nur wird die Welt ein so reines, harmonisches Zusammentönen von Kunst und Leben aufzuweisen haben, als die Familie Cauer es uns zeigt. Der Vater, Emil, der sich unter Rauch und Haller zum Künstler ausgebildet, hatte nach längerem Verweilen sowohl in seiner Vaterstadt Dresden wie in Bonn, wo er die Gattin gewann, hier in Kreuznach sein Lebenszelt aufgeschlagen, anfänglich allerdings mit der Absicht, dasselbe bald wieder abzubrechen, allmählich aber so feste Wurzeln hier schlagend, daß er sie nicht mehr zu lösen vermochte.

Hier in Kreuznach an der Seite der hochgesinnten Gattin, durch die Anstellung als Zeichenlehrer des Gymnasiums in seiner äußeren Existenz gesichert, wandte er sich zuerst ausschließlich der Bildhauerkunst zu, nachdem seine Neigung für die Malerei ihn lange an seinem eigentlichen Berufe irre gemacht, hier errang er durch seine Statuetten historischer Gestalten, und zwar aus dem Reformationszeitalter, wie: Hutten, Sickingen, Melanchthon, Götz von Berlichingen, Karl V., denen sich in rascher Folge Gestalten aus der Welt des Märchens und der Romantik, wie: Aschenbrödel, Rothkäppchen, einer Charitas die Kinder segnend, die Jahreszeiten als Kinder 2c. anschlossen, die ersten bedeutenden, über seine ganze Zukunft entscheidenden Erfolge; hier endlich genoß er das hohe Glück, sein Talent auf seine beiden Söhne übergehen und sie zu gleichgestimmten Freunden und ebenbürtigen Genossen der Kunst erwachsen zu sehen.

Wie einst die Söhne der großen Meister der Renaissance, so wurden Karl und Robert Cauer schon als Kinder in naiver praktischer Ausführung mit den äußerlichen Handgriffen ihrer Kunst vertraut, so daß in dem Alter, in dem andere sich mühsam die nöthige Technik anzueignen suchen, diese bei ihnen längst zu Fleisch und Blut übergegangen war.

Die jede Erwartung weit übersteigende Beliebtheit, welche den Werken des Vaters, zumal auch dessen zahlreichen Porträtfiguren hervorragender Männer der Neuzeit, zutheil ward, wies die Söhne unwillkürlich darauf hin, dieselbe Richtung einzuschlagen; wie aber die Künstler, obwohl nicht selten ein und dasselbe Werk sie zu gemeinsamer Thätigkeit vereinte, in drei aneinander stoßenden, aber doch getrennten Räumen zu arbeiten pflegten, so hinderte ihre große innere Uebereinstimmung sie auch nicht in ihren Werken ihrer eigensten Neigung gerecht zu werden.

So wandte sich Karl Cauer, während Vater und Bruder ihre Stoffe mit Vorliebe der vaterländischen Geschichte entnahmen, frühzeitig und entschieden der Antike zu. Was dem Vater, so glühend er sich in jungen Jahren danach gesehnt, zeitlebens versagt geblieben war, die hohe Anregung, welche die unmittelbare Anschauung der antiken Formenwelt auf den Künstler ausübt, das ward den Söhnen in reichem Maße zutheil. Zu wiederholten Malen durften sie längere Zeit in Rom verweilen, bis dieses ihnen so vollständig zur zweiten Heimat ward, daß sie nur mehr den Sommer in Kreuznach, den Winter aber in Rom zu verbringen pflegten.

Der Tod des Vaters im Jahre 1867 machte das Band zwischen den beiden Brüdern womöglich noch fester und inniger, das schönste

Glück aber erblühte ihnen, als sie, die Gleichheit der Neigungen von der Kunst ins Leben übertragend, zwei Schwestern, die Töchter einer angesehenen Kreuznacher Familie, als Gattinnen heimführten.

Beide Schwestern verstanden es, den Künstlern nicht nur liebende und treue Gattinnen, sondern auch geschickte und verständnißvolle Gehilfinnen zu sein. Während die ältere dem ausgedehnten und komplizirten Geschäftswesen des Hauses als umsichtige Leiterin vorstand, übernahm die jüngere, Roberts Gattin, alle Pflichten der Hausfrau, so daß die beiden schnell heranblühenden Hauswesen in der That nur eine einzige, in jeder Beziehung glückliche Familie ausmachten. Auch die einzige Schwester der beiden Brüder blieb den Traditionen der Familie treu. Kaum 14 Jahr alt, machte sie die Bekanntschaft des Grafen Kalkreuth, damals Offizier in preußischen Diensten, und dieser in dem Wunsche das geliebte Mädchen heimzuführen, entschloß sich kurz, aus dem Offiziersstand auszutreten, und die Malerei, die er bisher nur aus Liebhaberei betrieben, zu seinem Berufe zu machen, mit welchem Erfolge, das zeigt zur Genüge der Ruhm, den Graf Kalkreuth sich sowohl als Landschaftsmaler wie als Direktor der Kunstschule in Weimar erworben hat.

Wollen wir die Werke anführen, welche von Karl und Robert Cauer unter so glücklichen Verhältnissen geschaffen wurden, und deren Modelle theils das Kreuznacher Atelier, theils die ausgedehnten Räume des schönen Künstlerheims füllen, das sie in Rom an der Passeggiata di Ripetta ihr eigen nennen, so müssen wir uns ihrer großen Anzahl wegen auf die hervorragendsten beschränken. Von Karl Cauer sind am bekanntesten geworden: Der verwundete Achill, bemüht den Pfeil aus der tödtlichen Wunde zu ziehen, Hektor, sein Söhnchen Astyanax auf dem Arme haltend, während Andromache sich in wehmüthiger Vorahnung an ihn schmiegt, der olympische Sieger, der mit erhobenen Armen den Göttern seinen Dank darbringt, (im Besitze des deutschen Kaisers, in Bronzeguß in Sanssouci aufgestellt), Theseus, der die Waffen seines Vaters findet, ferner die Schillerstatue in Mannheim, das Siegesdenkmal in Bukarest, dann die berühmten, in Rom entstandenen Figuren: Cassandra, Psyche, die Quelle, das Fischermädchen und vor allem die dämonisch schöne Gestalt der „Hexe", die, zuerst auf der Weltausstellung von Paris aufgestellt, jetzt in der Nationalgalerie in Berlin steht.

Von Karl Cauer rühren auch die ersten in Kunstkreisen ebenso leidenschaftlich bekämpften wie vertheidigten polychromen Versuche her, durch welche er die schon im Alterthume geübte Sitte, die Statuen zu bemalen, neu beleben wollte. Von der großen Wirkung, welche die Anwendung der Farben namentlich des gedämpft leuchtenden Goldtones auf formvollendete Kunstwerke hervorbringt, davon gilt die Ausstellung polychromer Kunstwerke im Cauerschen Atelier, darunter eine farbige Wiedergabe einer Platte des Phidias aus dem Reiterfriese des Parthenon den überzeugendsten Beweis.

Von den Werken Robert Cauers sind, außer den schon anfangs genannten, besonders anzuführen:

Amor, die Tauben der Venus fütternd, die bekannte liebliche Gruppe der sich küssenden Kinder, Haideröschen, Barfüßele, Faust

und Gretchen, Roland, die Loreley, der Feierabend, das Leben am Rhein, ein Fries in mehreren Abtheilungen, zahlreiche Porträtfiguren, darunter die in Wiesbaden nach dem Leben modellirte Büste des deutschen Kronprinzen, ein blumenstreuender Engel, von dem der deutsche Kaiser eine Kopie besitzt, das Standbild der trauernden Germania auf dem Friedhofe zu Kreuznach ꝛc.

Im Frühlinge des vergangenen Jahres folgte Karl Cauer der ehrenvollen Einladung seitens der Vereinigten Staaten Nordamerikas, der Enthüllung des von ihm geschaffenen Standbildes Garfields beizuwohnen, aber auf der Reise erkrankt, brachte er den Keim des Todes mit sich nach Hause, um dort schon nach kurzer Zeit der Kunst und den Seinigen entrissen zu werden.

Der Schmerz um den Verlorenen und der Wunsch, den Künstler noch im Tode zu ehren, gaben sich in dem bald nach Karl Cauers Tode auftretenden Vorhaben kund, die von dem Meister hinterlassene Gruppe der Reformationshelden Hutten und Sickingen, die wie schon die Reformationsgestalten des Vaters in unmittelbarer Anregung der nahen, einst von Franz von Sickingen bewohnten Ebernburg entstanden war, auf dieser von den Zeitgenossen als „Herberge der Gerechtigkeit" gefeierten Stätte aufzustellen. Von allen Seiten durch Sammlungen gefördert, von den besten Künstlern Berlins seiner letzten Vollendung zugeführt, wird sich das Doppelstandbild schon in kurzer Zeit auf dem Abhange der Ebernburg erheben, der deutschen Nation zur erhebenden Erinnerung an jene gewaltige Zeit, in der ihre besten Männer Leib und Leben daran setzten, ihr Vaterland aus den Banden geistiger Knechtschaft zu erlösen, zugleich aber auch zum dauernden Andenken an den heimischen Künstler, der jene große Zeit so herrlich in diesem Denkmal zu verkörpern wußte.

Seit der Tod den Bruder von seiner Seite riß, lebt und schafft Robert Cauer allein, d. h. wenn man ein Leben und Schaffen „allein" nennen kann, das so wie hier von allen Seiten von jugendlich kräftigem Leben und Nachstreben umdrängt wird. Von den fünf Söhnen seines Bruders, die sich sämmtlich der Kunst, theils der Malerei, theils der Skulptur widmen, haben die drei ältesten Söhne sich bereits in achtunggebietender Weise in der Kunstwelt bekannt gemacht, während es von den eigenen drei Söhnen bisher der älteste, Stanislaus, ist, dessen Leistungen zu der Hoffnung berechtigen, daß es der Familie Cauer noch für lange Zeit hinaus nicht an berufenen Vertretern der deutschen Kunst fehlen werde.

Wie mächtig der Strom künstlerischer Kraft und Begeisterung noch immer in Robert Cauer sprudelt, das beweist seine neueste, vor kurzem erst in Rom vollendete Schöpfung, deren Abbildung der Meister uns mit freudigem Stolze zeigt.

Es ist eine Kolossalgruppe des an den Felsen geschmiedeten Prometheus. Den mächtigen Leib, an dessen Seite der Geier frißt, mit gewaltigen Ketten an den Felsen geschmiedet, der von einer Schaar klagender Ozeaniden umgeben ist, das qualerfüllte Antlitz in lautem Aufschrei nach oben gerichtet, scheint der erhabene Dulder die Worte, die Aeschillos dem untergehenden Prometheus in den Mund legt, in die Luft zu rufen:

„O meiner Mutter heil'ge Macht,
O Aether, Lichtquell des Alls,
Seht mich das Unrecht dulden!"

Neben dieser Abbildung der ganzen Gruppe existirt eine zweite, welche nur den oberen Theil des Werkes zeigt, der indessen ein in sich völlig abgeschlossenes Ganze bildet.

Hier fehlt der entsetzenerregende Geier, hier fehlt der Gegensatz, den die weichen, von den Wellen getragenen Leiber der Ozeaniden zu der titanenhaften, auf den rauhen Fels gestreckten Gestalt des Prometheus bilden, und doch ist der Eindruck, welchen das Werk in dieser Hinweglassung alles monumentalen Beiwerkes, einzig und allein durch die Erhabenheit des Gedankens und die wunderbare Vollendung der Formen wirkend hervorbringt, ein nur noch tieferer und gewaltigerer.

Möge es dem Künstler vergönnt sein, dies Werk, an dem er ersichtlich mit besonderer Liebe hängt, in einer der großartigen Idee desselben würdigen Weise ausgeführt zu sehen. Hat der Meister doch in dieser Verkörperung des uralten und ewig neuen Prometheusgedankens nicht nur ein Abbild der stets nach dem Höchsten ringenden, in den Fesseln der Endlichkeit schmachtenden Menschheit gegeben, sondern den Künstler selbst darstellt, wie er in seinem Streben, die Ideale von ihrer himmlischen Höhe ins Leben herabzuziehen, durch die irdische Unvollkommenheit, die Kraft und Stoff ihm entgegensetzen, zu stets sich erneuernder Pein verurtheilt, trotz der ihn verzehrenden Qualen sich bewußt bleibt, daß er wohl persönlich vernichtet werden kann, daß aber kein Götterneid und kein Schicksalsschluß mächtig genug ist, das göttliche Feuer, das seine Hand den Menschen brachte, wieder zu ersticken.

Geheime Wissenschaften.

Von Dr. Heinrich Boehnke-Reich.

Eine der interessantesten Seiten des Alterthums und des Mittelalters selbst bis in die Neuzeit bietet das Streben, das menschliche Geschick mit Hilfe des Uebernatürlichen vorher zu ergründen, wobei viel Phantasterei und Spiegelfechterei zutage tritt, aber auch manches Körnchen Wahrheit zu finden sein möchte. Wir hoffen, unsere Leser anziehend zu unterhalten, wenn wir einen Spaziergang auf das Gebiet der sogenannten „geheimen Wissenschaften" unternehmen und später vielleicht Ausführlicheres über einige Kapitel aus der Hexenküche vorlegen, nicht um Seher und Adepten zu bilden, sondern aus rein kulturhistorischen Motiven.

Kabbala, Kabbalisten und kabbalistische Tabellen.

Zu allen Zeiten finden wir erwählte Genies, welche die beiden Seiten des menschlichen Daseins, die geistige und die körperlich menschliche auszubauen suchten. Eine Religion stiften ist nichts anderes, als eine Brücke schlagen über den Strom, der Zeit und Ewigkeit trennt, als Himmel und Erde zu verbinden, wie es schon die Wurzel des Wortes „Religion" andeutet: religare, vereinigen, zusammenbinden, nämlich den Menschen mit Gott. Der erste dieser Erwählten war Moses, als er auf den Berg Sinai berufen wurde, die göttlichen Gebote zu empfangen; der Glanz seines Angesichts war der Wiederschein der Herrlichkeiten des zukünftigen Lebens.

Diese erwählten Genies, die ersten Gesetzgeber der Welt überlieferten den Priestern, den Erben ihrer Weisheit, die kostbare mysteriöse Kenntniß der Gottheit, der Menschen und der Natur, die sie von Gott selbst empfangen hatten. Endlich vermochten es die von ihnen eingesetzten Diener des Kultus mittels dieses sublimen Wissens im voraus die Wirkung zu würdigen, welche eine solche Lehre auf die zukünftigen Geschlechter haben müsse, und sie wandten fromme Gesänge, prunkvolle Ceremonien, religiöse Einrichtungen und Bräuche zur Heranbildung des intellektuellen, moralischen und physischen Menschen an, um als Endzweck ihres erhabenen Strebens der Menschheit ihre ursprüngliche Schönheit wieder zu geben. Die Wissenschaft von der

Natur, ihres geheimnißvollen Wirkens, ihrer schöpferischen Kraft, welches Wissen im Mittelalter Alchimie oder hermetische Philosophie genannt wurde, pflegte man im Innern der Pyramiden, und der große Hermes Trismegistos, der um 2700 vor Christi Geburt ein König Thot oder Theuth gewesen sein soll, dessen Namen von 400 nach Christi Geburt an in allen alchimistischen Schriften erwähnt wird, der einen großen Antheil an der Entwickelung der ägyptischen Religion hat, machte sie zuerst den Menschen bekannt. Albertus Magnus giebt an, daß Alexander der Große auf einem Zuge nach Aegypten das Grab des Hermes entdeckt und habe öffnen lassen, und daß man hier die bei allen Alchimisten vom 11. Jahrhundert an in höchstem Ansehen stehende Tabula smaragdina gefunden habe. Diese übersetzte zuerst Hortulanus in das Lateinische und es heißt unter anderem darin: „Itaque vocatus sum Hermes Trismegistus habens tres partes Philosophiae totius mundi."

Die Wissenschaft vom Menschen, dem Mechanismus des Denkens, Fähigkeiten der Seele, seiner Macht über die Natur, den Phänomenen der Welt der Gestirne bildete den Gegenstand des Studiums der alten Weisen des Orients, der Magier, deren Verdienst es nach dem Urtheile des heiligen Hieronymus war, Dank eines wunderbar durchdringenden Scharfblicks, zur Erkenntniß der Essenz der Eigenschaften und geheimen Tugenden aller Dinge zu gelangen. Dieses Wissen nannte man im Mittelalter Magie und Astrologie. Endlich waren die Gesetze, welche die unsichtbare Welt regieren, schon dem graueſten Alterthume bekannt, ihre Kenntniß ist die Kabbala oder die enthüllte Tradition. Nach dem Zeugnisse des heiligen Augustin und des heiligen Clemens von Alexandria schrieb Moses seine Bücher nach den Grundsätzen der Kabbala, die er in Aegypten gelernt hatte. Diese Bücher sind folglich das „Buch mit sieben Siegeln" für den Profanen, der es nicht versteht, es mit Hilfe des kabbalistischen Schlüssels zu öffnen, für denjenigen, der diesen Schlüssel nicht besitzt, ist der Tempel verschlossen, er kann Gott nicht schauen, seinen Anfang und sein Ende nicht erkennen, das weder in der Zeit noch in der Ewigkeit liegt.

Die Kabbala ist nicht an Zeiten noch an Religionsformen gebunden. Die Orientalen, seien es Araber, Hebräer oder Indier, die Europäer, römisch- und griechisch-katholische und Protestanten haben alle dieselben kabbalistischen Kombinationen und Prinzipien. Bei den Alten, bei Ocellus, Timäus, Pythagoras, Orpheus und Plato findet sich volle Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der uranfänglichsten Traditionen bezüglich der Beobachtung der Gestirne, der Wissenschaft von den Zahlen, Maßen und Einflüssen. Wenig hat es zu bedeuten, daß die Genien oder Engel in den verschiedenen Religionen verschiedene Namen führen: Decane, Amschaspands, Aeonen, Elohims oder Cabiren, sie repräsentiren immer unveränderliche Mächte, wie die Zeichen des Thierkreises, die Reihenfolge der Tage und Jahreszeiten ꝛc.

Die Kabbalisten, im ganzen und großen genommen, sind ohne Rücksicht auf Zeit, Nation und Religion fromme und weise Männer gewesen, die danach strebten, die Menschheit zu veredeln, nationale und spirituelle Unterschiede auszugleichen. Bei den orthodoxen Glaubensbekenntnissen der Aegypter, Griechen und Araber standen sie in

hohem Ansehen, und die Kirche des Mittelalters wies ihre Lehren nicht zurück. Bei den erleuchteteren Philosophen selbst des 18. Jahrhunderts galt die Lehre der Kabbalisten als die Religion der Weisen; sie waren weit davon entfernt, eine Glaubensform zu mißachten; alle die verschiedenen religiösen Ansichten, wie sie nach Nationalität und Land so sehr variiren, waren ihnen gleichberechtigt, denn sie müssen allmählich zu einem einzigen Systeme verschmelzen durch die wachsende Erkenntniß und Civilisation.

Der Kabbalist der spätern Zeit ist das, was der in die Mysterien Eingeweihte im Alterthume war. Alle Menschen sind seine Brüder, ihre relative Unwissenheit ist für ihn nur ein Grund, sie zu belehren: er ist deßhalb wesentlich Kosmopolit und Vermittler. Es gab eine Zeit, in welcher religiöse Ideen in der Volksmasse so verwischt waren, daß man kein Bedenken trug, die Konjekturalwissenschaft zu Hilfe zu nehmen, um aus der Asche des schwindenden Religionsbewußtseins einen die Menschenseele belebenden Funken zu erwecken. Leichtfertige Leute hielten „Fatalismus" für nichts anderes als eine Uebersetzung des Wortes „Vorsehung". Die meisten großen Männer hatten diese Ansicht: Napoleon glaubte lange Zeit an seinen Stern; diese abergläubische Vorstellung war der Keim seiner späteren Rückkehr zur Religion.

Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir die 72 guten und 72 bösen Genien und ihre Funktionen schildern, welche den Menschen in allen seinen Beziehungen beherrschen, wir begnügen uns damit, den allgemeinen kabbalistischen Schlüssel nach dem hebräischen Alphabet und auch nach den deutschen Buchstaben und ihren Zahlenwerthen anzuführen. Er gilt für die Namen der Engel und Heiligen der Bibel, variirt aber natürlich nach den wechselnden Alphabeten der verschiedenen Völker.

1 Aleph	2 Beth	3 Gimel	4 Daleth	5 He	6 Waw	7 Sajin	8 Cheth	9 Teth
10 Jod	20 Kaph	30 Lamed	40 Mem	50 Nun	60 Samech	70 Ajin	80 Pe	90 Ssade
100 Koph	200 Resch	300 Sin	400 Taw	500 Final Kaph	600 Final Mem	700 Final Nun	800 Final Pe	900 Final Ssade

Der zehnte Buchstabe Jod ist der Buchstabe Gottes und das Emblem der Welt; der 22. mit dem Zahlenwerthe 400 ist das Symbol des Menschen. — Für Personennamen, genau nach dem Taufregister, gilt folgende Tabelle nach dem deutschen Alphabete:

a 1	b 2	c 3	d 4	e 5	f 6	g 7	h 8	i 9
k 10	l 20	m 30	n 40	o 50	p 60	q 70	r 80	s 90
t 100	u 110	v 120	w 130	x 140	y 150	z 160		

Man schreibt Vornamen und Namen der Person, deren kabbalistische Zahl man finden will, hin und setzt für jeden Buchstaben den in obiger Tabelle angegebenen Zahlenwerth. Diese werden addirt, um die Gesammtzahl zu finden, deren Macht und Bedeutung, einzeln nach Hunderten, Zehnern und Einern in nachstehender Tabelle aufgesucht werden:

1. Leidenschaft, Ehrgeiz, Begierde.
2. Vernichtung, Katastrophe.
3. Religion, Verhängniß, Seele, Reiz.
4. Solidität, Weisheit, Macht.
5. Glücksstern, Glück, Anmuth, Ehe.
6. Erfolg, Erlösung, Arbeit.
7. Mängel, Fall, Attentat.
8. Gerechtigkeit, Fülle, Schutz.
9. Ruhiger Lebenslauf, Freiheit, Jungfräulichkeit, Klugheit.
10. Fähigkeit, Verstand, Seelenruhe, glückliche Zukunft.
11. Fehler, Reue, Unfriede, Pflichtvergessenheit.
12. Stadt, gutes Vorzeichen.
13. Gottlosigkeit, Unglaube.
14. Opfer, Läuterung.
15. Frömmigkeit, Beschaulichkeit.
16. Glück, Vergnügen, Liebe.
17. Vergessenheit, Unglück.
18. Verstocktheit.
19. Eine Null.
20. Strenge, Traurigkeit
21. Volksliebe, Sympathie.
22. Schöpferischer Geist, Mysterium, Weisheit.
23. Strafgericht Gottes.
24. Aufklärung, Streben nach dem Guten.
25. Intelligenz, Adel.
26. Nützliche Unternehmungen.
27. Festigkeit, Muth.
28. Liebesabenteuer.
29. Eine Null.
30. Heirat, Ruhm.
31. Ruhmsucht, sittliche Kraft.
32. Ehe, Keuschheit.
33. Sittliche Reinheit, Nachkommenschaft.
34. Leiden, geistige Kämpfe.
35. Seelenruhe, Gesundheit.
36. All umfassende Geisteskraft, Genie.
37. Zärtlichkeit, ehrliche Liebe.
38. Mängel, Neid.
39. Eine Null.
40. Feste, Hochzeit, Genugthuung.
41. Zank, Langeweile.
42. Reisen, unstätes Leben.
43. Religiöse Ceremonien, Priesterthum.
44. Macht, Pomp, Energie.
45. Konzeption, Verlust der Jungfräulichkeit.
46. Zahlreiche Nachkommenschaft.
47. Langes und glückliches Leben.
48. Prozessualische Widerwärtigkeiten.
49. Eine Null.
50. Gnade und Verzeihung.
60. Wittwenschaft.
70. Eindringendes Wissen, Begünstigungen.
73. Kenntnisse.
75. Empfindlichkeit.
80. Genesung, Kenntnisse.
81. Adept, Gläubiger.
90. Verblendung, Irrthum, Reue.
100. Wahl, politischer Ruhm.
120. Göttliche Liebe, Patriotismus.
150. Lobeserhebungen.
200. Unentschlossenheit.
300. Heil, Glauben, Biederkeit, Philosophie.
315. Unglück.
318. Göttliche Botschaft, gute Neuigkeit.
350. Hoffnung, Gerechtigkeit.
360. Stadtleben, Geselligkeit.
365. Langwierige und beschwerliche Reise.
400. Astronomie.
490. Priesterthum, Theologie.
500. Nächstenliebe.
600. Erfolg.
666. Geist der Finsterniß, Intriguen, Verschwörung, Feinde.
700. Kraft, Herrschaft.
800. Reich, Katastrophe.
900. Krieg, Kampf.
1000. Charakter, fester Wille, Güte.
1095. Schweigsamkeit.
1260. Pein, Plagen.
1390. Verfolgungen.

Hoffentlich sind unsere werthen Leser nicht abergläubisch und werden verstimmt, wenn sie auf eine weniger günstige Zahl treffen. Aber etwas wahres scheint doch daran zu sein. So ergiebt z. B. Napoleon Buonaparte die Gesammtzahl 755, also 700 Kraft, Herrschaft; 50 Gnade; 5 Glücksstern. Als der Verfasser dieses Artikels sein Fatum suchte, fand er: „Ruhm", hat jedoch bis jetzt nicht viel davon

verspürt, aber er fand auch: „Arbeit", und die ist ihm zu seinem größten Glücke reichlich zutheil geworden; er fand auch „Kenntnisse", nun er glaubt wenigstens nicht zu den dümmsten zu gehören, denn ein bißchen dumm ist am Ende jeder. Jeder hat zum großen Theile sein Geschick selbst in der Hand, und jeder ist seines Glückes Schmied!

Prophezeiungen.

Die Weisen, Philosophen und Gesetzgeber des Alterthums hielten es für ein eitles Beginnen, ohne vorherige Kenntniß des Menschen und der Geheimnisse der Natur ein Gemeinwesen ordnen zu wollen, und unternahmen zur Erlangung dieser Kenntnisse weite und gefahrvolle Reisen nach den Heiligthümern des Orients. Es waren Männer mit fortschrittlichem Geiste, mit einem von Menschenliebe erfüllten Herzen; sie waren die ersten, die Europa zur Civilisation führten; Namen wie Orpheus und Pythagoras sind unsterblich geworden. Ebenso die Philosophen, die Italien und Griechenland das Licht der Wahrheit brachten und die Völker, in deren Mitte sie lebten, auf die Bahn des Fortschrittes leiteten: sie alle vertieften sich muthigen Herzens in die Geheimnisse der ägyptischen Priesterkaste. Sie erduldeten die strengen Prüfungen der Weihe; geläutert durch ihnen auferlegte Proben wurden sie würdig befunden durch ihre hohe geistige Begabung, die Festigkeit ihres Charakters und ihrer Tugenden in die Mysterien der orientalischen Magie eingeführt zu werden. Die Priester, die Bewahrer der durch göttliche Offenbarung überlieferten Wahrheiten, welche die Säule und das Fundament des sozialen wie religiösen Gebäudes sind, nahmen solche Männer unter ihre Schüler auf.

Wie im Orient die geheimen Wissenschaften die Grundlage aller religiösen und philosophischen Weisheit waren, so finden wir sie auch in allen Heiligthümern des Occidents gepflegt. Um zu verhüten, daß sie durch Charlatanismus und Gaukelei besudelt würden, öffneten die Priester diesen Wissenschaften die christlichen Tempel und gewährten ihnen im Schatten der Altäre eine Freistätte. So finden wir in allen Religionen, daß die Prophezeiungen in den Tempeln der Gottheit gegeben wurden. So pilgerten die Orientalen zu der Sphynx mit dem Menschenkopfe, um die Zukunft, d. h. die Lösung alles Zweifelhaften, zu erkunden, ebenso wie die Römer ihre Sibyllen, die Germanen und Gallier ihre Druiden, die Griechen ihre Pythia befragten. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß Sibyllen, Pythien, Propheten und Druiden mit derselben Inbrunst von dem Sohne Gottes sprechen, der von einer Jungfrau geboren kommen werde, die Trauernden zu trösten, die Bekümmerten aufzurichten, die Bedrängten zu erretten. Weiteres ist für einen späteren Artikel vorbehalten.

Zauberei.

Das verfolgte Christenthum flüchtete sich in die Katakomben Roms: eine echte geheime Gesellschaft, welche die heidnische Welt unterminirte. Endlich kam die Zeit, daß der Purpur der Cäsaren in alle Winde zerstob vor dem mächtigen Hauche der Freiheit, die von der Schädelstätte herwehte; daß sich auf dem Kapitol das Kreuz in die Lüfte erhob, das die Katakomben verlassen hatte. Das Christenthum nahm

alle Herzen gefangen, beugte den Stolz der Tyrannen, und die Philosophen, die Kirchenväter erklärten es für nichts anderes, als die überlieferte Fortsetzung des Wirkens Gottes in der Welt. Raymundus Lullus, Albertus Magnus, dessen Schüler zu sein der heilige Thomas sich rühmt, und eine ganze Gelehrtenschule bestrebten sich in zahlreichen Schriften die religiösen Mysterien zu enthüllen. Aber die in Unwissenheit befangene Menschheit klagte die Erleuchteten an, die tempelschänderische Hand an die heilige Bundeslade des Glaubens gelegt zu haben, und die Welt hatte das traurige Schauspiel, das Wort der Weisheit als Zauberei und Ausgeburt des Satans angeschuldigt, seine Verkündiger auf dem Scheiterhaufen enden zu sehen.

Durch verblendeten Wahn der Inquisitoren fielen Tausende den Flammen zum Opfer. Das Volk selbst jubelte bei den entsetzlichen Qualen der Verurtheilten; im blinden Hasse des Fortschrittes und der Aufklärung peinigte man die Erforscher der Natur, die Befreier des menschlichen Geistes als Anhänger gottloser, höllischer Magie, die den Satan als ihren Herrn und Meister anerkannten, als Zauberer und Hexen, welche die Quellen verpesteten, die Heerden verhexten, die Ernten verdorren ließen, Krankheiten, Tod und Verödung verbreiteten.

Der Philosoph Frantz sagt mit großer Berechtigung, daß die Kabbala, der Schlüssel der geheimen Wissenschaften, dem blinden Autoritätsglauben gegenüber die Vernunft stelle. In den dogmatischen Werken über religiöse Gegenstände bestrebte sich der Klerus ungemein, die Vernunft in Fesseln zu schlagen, denn er begriff noch nicht, was Bacon so überzeugend ausspricht, daß die Hoffnung auf eine bessere Zukunft das Menschenherz im Lebenskampfe aufrecht erhält, daß es das unabänderliche Gesetz des menschlichen Fortschrittes sei: „Wenig Philosophie entfernt von Gott, viel Philosophie bringt ihn uns näher!“ Sagt doch schon der alte Xenophanes (geb. 569 v. Chr.): „Es ist ein größter Gott über Götter und Menschen, der den Sterblichen nicht gleich ist, weder in Leibesgestalt noch in Sinnesart.“

Astrologie.

Der Intoleranz des Mittelalters folgte die spottende Zweifelsucht des 17. Jahrhunderts. Der Mensch verlor den Stern der Wahrheit aus dem Auge, irrte ohne Führer umher und vegetirte im fatalistischen Glauben an seine von höheren Mächten geleitete „Bestimmung“; an alle Wissenschaften legte man den Maßstab zersetzend zweifelsüchtiger Vernunft; Alchimie und Astrologie wurden zu Chemie und Astronomie, aber die Vernunft allein vermochte nicht mit einem Blicke das gewaltige Gebiet der geheimen Wissenschaften zu umfassen, sie beschränkte sich auf die elementarsten Prinzipien, auf die handgreiflichsten Wahrheiten. Albertus Magnus, Tycho de Brahe, Raymundus Lullus, Paracelsus, diese unsterblichen Geistesheroen, machten entrüstet gegen die anmaßend unwissende Starkgeisterei Front, welche den Versuch wagte, mit ihren schwachen Geisteskräften in die von den weisen Astrologen gefundenen erhabenen Wahrheiten einzudringen; der Astrologen, die sich jahrelang in die tiefste Einsamkeit zurückzogen, um mit unablässigem Eifer in dem Buche des Himmels, das Gott zu ihren Häupten aufgeschlagen, die Geschicke der Menschen zu lesen,

welche die verborgensten Geheimnisse der Natur kannten, wundersame Prophezeiungen offenbarten. Diese Männer, die ihrem Jahrhunderte weit voraus waren, haben die Spuren ihres hohen Wissens in Werken hinterlassen, welche die Schleier des Geheimnisses, das Gott und die Naturwunder verbirgt, vor den geblendeten Augen der Menschheit lüfteten.

Nach Ansicht der berühmtesten Theologen bestehen die heiligen Bücher aus zwei voneinander ganz verschiedenen Elementen: dem Buchstaben, der die Intelligenz tödtet, und dem Geiste, der sie lebendig macht. Es wäre die Annahme geradezu thöricht, daß der Mensch nur dazu erschaffen sei, um sein Leben lang immer nur an dem Eingange zu den Mysterien der Religion zu stehen, ohne jemals eintreten zu dürfen. Um in die in den heiligen Schriften enthaltene Wahrheit einzudringen, muß man tiefer sehen, als nur auf das Aeußere der Worte, muß der Geist mittels der Kabbala, welche den Schlüssel zu den heiligen Büchern bildet, von dem Buchstaben frei machen.

Beim Studium der heiligen Bücher kann es niemandem entgehen, daß die Jahre und Tage der Fasten stets auf der Zahl 4 basirt sind. Die Zahl der heiligen Schrift selbst ist metaphysisch höchst bedeutungsvoll, und wenn man nach den Regeln der Kabbala diese Zahl zerlegt, so findet man nach dem heiligen Augustin $7 + 3 \times 4$, d. h.

Der Mensch ist eines mit Gott in der Zeit durch die Kreuzigung.

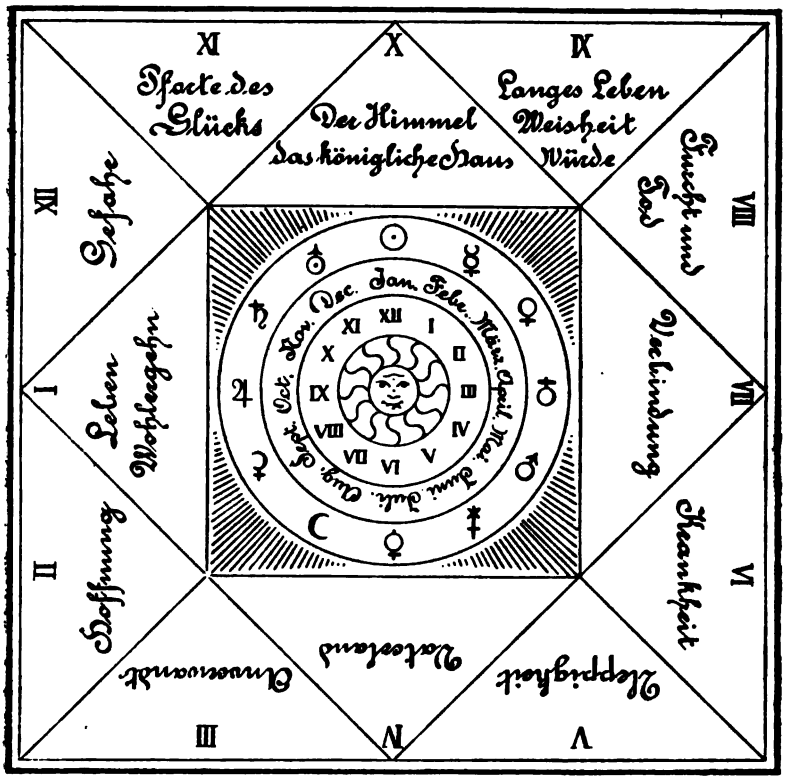
$$7 \quad + \quad 3 \quad \times \quad 4$$

Hieraus ist schon ersichtlich, wie geeignet die Kabbala ist, die Herzen der ewigen Wahrheit zuzuführen, welche Gott ist.

Man findet den Schlüssel zu diesem Satze im heiligen Augustin. Im allgemeinen ist der Schlüssel zu den kabbalistischen Berechnungen auf die Worte gegründet, wie wir weiter oben schon mittheilten. In den hebräischen, griechischen und arabischen Alphabeten ist die Ordnung der Buchstaben übereinstimmend. So findet sich als Ziffer des Antichrist in Offenbarung Johannes 13, V. 18 666 angegeben. Durch eine ganz merkwürdige Fügung kommt man in allen Alphabeten auf dieselbe Zahl. Als Kuriosum theilte die Berliner „Germania" einst mit, daß „Fuerst O. Bismarck" = 666, daß „le' empereur Napoleon" ebenfalls 666 ergiebt.

Zwölf Zeichen hat der Thierkreis, fünf und sieben,
Die heil'gen Zahlen liegen in der Zwölfe.

Die Sterne des Himmels sollen einen Einfluß auf das Lebensschicksal des Menschen ausüben, und die Astrologen stellten aus Jahr, Tag und Stunde, nach den diese dominirenden Gestirnen das Horoskop oder die Nativität. Wir geben nebenstehend das Schema eines solchen Horoskops. Einen sinnigen Mythus haben die Litauer: Die Spinnerin (werpeja) beginnt den Lebensfaden des neugeborenen Kindes am Himmel zu spinnen, und jeder dieser Fäden endet in einem Stern. Naht nun der Tod dem Menschen, so zerreißt der Faden, und der Stern fällt erbleichend zur Erde nieder. Das sind die Sternschnuppen. Johann Kepler (geb. am 27. Dezember 1571 zu Weil in Württemberg, gest. am 15. November 1630 zu Regensburg) beschäftigte sich auch mit Astrologie und stellte unter andern auch Wallenstein zwei



„Nativitäten", die mit Wallensteins eigenhändigen Randbemerkungen noch vorhanden sind. In der ersten verkündet Kepler, daß im 33. Jahre des Befragenden nach dem astrologischen Kanon eine Heirat desselben mit einer an Geld und Gütern reichen Wittwe stattfinden werde. Wallenstein verheiratete sich zwar schon im 26. Lebensjahre, aber er spricht am Rande seine große Verwunderung darüber aus, wie Kepler „die Wittib ad vivum so genau describiret habe." Kepler verkündet ferner für das Jahr 1604 eine Erkrankung an der Pest. Diese erfolgte aber erst 1605, und Wallenstein bittet Kepler, aus diesem verspäteten Eintreffen die „Verbesserung der Geburtsstunde" und dadurch eine neue Nativität zu berechnen. Kepler entgegnete sehr gelehrt und mit Humor, man könne daraus auf einen Fehler in Angabe der Geburtsstunde von etwa fünfzehn Minuten schließen, verbessere man in dieser Art, dann verspäte sich, wie gewünscht, die Pest um ein Jahr, aber man sehe daraus erst recht, „wie wenig auff solliche Details zu geben sei." Auch seien bei Krankheiten der Herren wohl oft weniger die Sterne als die Unmäßigkeit, besonders im Trinken, schuld, und „wenn das Rathen auf das Ja und Nein gerichtet ist, so trifft man allwegen ungefährlich den halben Theil und fehlet auf dem halben Theil. Das Treffen behält man nach der Weiber Art, das Fehlen

aber vergißet man, weil es nichts besunderes ist und damit bleibt der Astrologus in Ehren."

Zuweilen stellt man auch noch heutzutage das Horoskop. Dr. E. F. August, Direktor des Realgymnasiums in Berlin, hat z. B. am 27. Januar 1859 in der Geburtsstunde des Prinzen Wilhelm von Preußen, des ältesten Sohnes des deutschen Kronprinzen, das Horoskop für den Neugeborenen gestellt.

Der thierische Magnetismus.

Da wir über diesen Gegenstand, der in den letzten Jahren wieder viel von sich reden machte, Ausführlicheres, ebenso über „Somnambulismus" und „Sympathie", vorzulegen beabsichtigen, so beschränken wir uns für heute nur auf einige vorläufige Angaben.

Schon im Jahre 1773 begann Anton Mesmer, ein geborener Schweizer, gewöhnliche Magnete zu Heilungen in Anwendung zu bringen und entdeckte dabei, daß auch im menschlichen Körper Magnetismus hervorgerufen werden könne; er führte diese Naturkraft aus dem mystischen Laboratorium der Magier in das dem Gemeinwohle gehörige Gebiet der Wissenschaft. Es war, wie Delaage etwas übertrieben sagt, wie eine aus den Wolken des Himmels herabsteigende Offenbarung, die etwas von ihrem himmlischen Ursprunge bewahrt hat. Deleuse definirt den Magnetismus als eine von uns selbst ausgehende Ausströmung, die nach Willen lenkbar eine große Zahl höchst auffallender Erscheinungen bewirkt, zu welchen der Somnambulismus gehört, während dessen die Seele des Magnetisirten, gleich den Frauen in „Tausend und eine Nacht" auf Wolken schwebend, mit Blitzesschnelligkeit den Weltenraum durcheilt, nach Belieben ferne Länder durchwandert und mit überraschender Genauigkeit ihre Beschaffenheit zu schildern imstande ist. Betrachtet man den Menschen als eine Dreieinigkeit von Seele, Geist und Körper, so sind die Gläubigen überzeugt, daß der Magnetismus der Philosophie weite Aussichten eröffnet und die erste Stufe der goldenen Leiter der geheimen Wissenschaften sei, deren Fuß auf der Erde ruht, während ihre Spitze in die Atmosphäre des reinen Himmelslichtes ragt. Nun ganz so prächtig wird die Sache sich doch wohl nicht gestalten, wenn auch alle sich ernstlich mit den geheimen Wissenschaften Beschäftigende an dieser Ueberzeugung festhalten. Mehrere Orientalisten, z. B. Felix Lajard, untersuchten mit größter Ausdauer die Basreliefs an den religiösen Denkmälern Persiens, um den Magismus, die Religionslehre Zoroasters, zu erkunden, aus welchen die Magie, die Astrologie und die chaldäische Kabbala hervorgingen. Der in „Sitzungen" bisweilen vorgeführte „Somnambulismus" ist meistentheils Gaukelei oder wird als solche erklärt, als von der Wissenschaft mit Mißachtung behandelte Traumbefangenheit.

Die geheimen Wissenschaften sind so alt wie die Welt, verbreiten sich wie das Licht, erklären die mysteriösen Vorgänge, welche die Welt bilden und führen zur Liebe und zum Dienste Gottes, wenn auch Starkgeister der alten Schule eine Grimasse ziehen, wenn sie nur solche Worte hören, wie Kabbala, Astrologie, überhaupt „geheime Wissenschaften!"

Nowaja Semlja und die Insel Kalgujew.

Von Alex. v. Wald.

Viele Jahrhunderte sind verstrichen, seitdem kühne Seefahrer von Nowgorod auf ihren unbeholfenen Fahrzeugen die felsigen Küsten Nowaja Semljas entdeckten. Unmöglich ist's, mit Genauigkeit die Zeit zu bestimmen, in der diese Entdeckung erfolgte; wahrscheinlich jedoch fand sie im 10. oder 11. Jahrhundert statt, als Kolonisten aus Nowgorod sich an den Ufern der Dwina ansiedelten. Der Reichthum an Seethieren aller Art gab Veranlassung, daß die Insel häufig von den Küstenbewohnern des Festlandes besucht wurde und in kurzer Zeit eine große Bedeutung für das ökonomische Leben des russischen Nordens gewann. In Westeuropa wurde Nowaja Semlja erst zu Anfange des 16. Jahrhunderts bekannt, als die Engländer und Holländer einen neuen Weg nach China und Indien durch den nördlichen Ozean suchten. Der Gedanke der Möglichkeit, auf diesem Wege jene Länder zu erreichen, war von dem berühmten Seefahrer Sebastian Cabot zuerst ausgesprochen worden.

Der erste russische Reisende, der Nowaja Semlja zu gelehrten Zwecken besuchte, war Rosmyslow, der, die Westküste der Insel umsegelnd, bis Matoschkin-Schar gelangte, in die Meerenge einlief und eine Beschreibung derselben abfaßte. Diese Beschäftigung hielt ihn hier bis zum Herbste fest, so daß er den Entschluß faßte, in Matoschkin-Schar zu überwintern. Den strengen Winter verbrachten die Leute unter schweren Entbehrungen und im Frühlinge starben sieben Matrosen von der Schiffsmannschaft. Nun machte Rosmyslow den Versuch in das Karische Meer einzudringen, um die Entfernung Nowaja Semljas vom Festlande bestimmen zu können, doch wurde er durch ungeheure Eismassen daran gehindert, so daß er sich genöthigt sah, unverrichteter Sache nach Archangelsk zurückzukehren.

Die Reise des Russen Rosmyslow ist insofern von großem Nutzen gewesen, als durch ihn einige Küstenstriche der Insel beschrieben sind, die Breite vieler Oertlichkeiten bestimmt, die Länge des Matoschkin-Schar gemessen und endlich auch theilweise der Boden, die Flora und Fauna Nowaja Semljas erforscht worden ist.

Eine genauere Erforschung der Insel fand erst in diesem Jahrhunderte durch den Lieutenant Lietke (1820—22) statt, der den westlichen Theil Nowaja Semljas bis zum Kap Nassau erforschte, die Breite der Straße Matoschkin-Schar bestimmte und im Jahre 1823 die Insel bis zum $76^1/_2{}^0$ umsegelte. Hier aber traten ihm so große Eismassen entgegen, daß er wieder umkehren mußte, nachdem er noch die südwestliche und Südküste der Insel bis zum Kap Stuffon-Nos, der südlichsten Spitze Nowaja Semljas, untersucht hatte. Hier gerieth seine Brig auf einen unterseeischen Riff, wurde leck und Lietke mußte infolgedessen seinen Rückweg nach Archangelsk antreten.

In den dreißiger Jahren gelang es dem Marineoffizier Pachtusow eine genauere Beschreibung der Ostküste Nowaja Semljas darzustellen; wodurch die geographische Lage der Insel als auch die Topographie der Küsten ziemlich genau bestimmt wurden, während die physische Beschaffenheit der Insel noch immer fast ganz unbekannt blieb. Die Ehre einer gründlichen Erforschung des Bodens, des Klimas und des organischen Lebens auf Nowaja Semlja gebührt dem Akademiker Baer, der 1837 hierhin eine gelehrte Expedition unternahm, die eine Zeit von sechs Wochen auf der Insel zubrachte und die reichlichsten Materialien sammelte. In den Jahren 1871—1878 wurde die Insel in verschiedenen Richtungen von Heuglin, Paier, Weiprecht, Karlsen, Makk, Johannsen, Tobiesen, Dorma, Höfer, Nordenskiöld, Gundeisen und Gardiner durchforscht.

Viele Kräfte und Energie sind auf die Erforschung der fernen Insel verwandt worden, bis allmählich das erhabene und ewige Gebäude der wahren Wissenschaft sich darauf erheben konnte. Die öde und gebirgige Insel Nowaja Semlja, die von der einen Seite vom nördlichen Eismeer, von der anderen vom Karischen Meere umspült wird, zieht sich in einem langen und engen Bogen von den Küsten Europas bis mitten in das Eismeer hinein. Die Südspitze dieser Insel, die größer als Irland ist, liegt annäherungsweise unter dem $70^1/_2{}^0$ und die Nordspitze unter dem 77^0 n. Br. Eine in vielen Krümmungen laufende Meerenge von 14 Meilen Länge scheidet die Insel in zwei Theile, von deren der südliche, bei weitem kleinere, kaum eine Meile von dem nördlichen entfernt ist. Die Meerenge führt den etwas seltsamen Namen Matoschkin-Schar (abgekürzt: Matoschnoi), von Matuschka, Mutterchen und Schar, Wasserstraße.

Das Innere der Insel ist heute noch fast ganz unbekannt und nur die Küstenstriche sind mehr oder weniger genau erforscht worden. Obgleich die Wellen des stürmischen Ozeans die Küste Nowaja Semljas bedeutend untergraben haben, so ist dieselbe doch wegen der vielen unterseeischen Felsen und Riffe wenig zugänglich für die Schiffe, besonders der Kostin-Schar, ein tief in das Festland einschneidender Meerbusen, der dasselbe von der niedrigen Insel Meschdenscharskij trennt. Weiter nach Norden zu finden wir eine enge und niedrige Landzunge, die dreißig Meilen weit sich in das Meer hinein erstreckt und nur 14 bis 21 Meter über dem Meeresspiegel liegt. Gleich hinter der Gussina Semlja (Gänseland) beginnt der große Meerbusen Moller mit einer Menge von kleinen Buchten; sodann der Meerbusen

des Marquis de Traverse, dessen Ufer ebenfalls von vielen Buchten durchschnitten ist. Fast in der Mitte dieses Meerbusens befindet sich die westliche Mündung des Matoschkin-Schar, bei dessen Eingange die Vorgebirge Stolbowoi und Szerebrány stehen. Weiter gegen Norden sieht man die Bucht Szerebrány und einige andere Meerbusen, hinter denen sich die Admiralitätshalbinsel weit in das Meer hinein erstreckt. Die Nordspitze der Westküste bildet das Vorgebirge Nassau, mit dem die Nordküste der Insel beginnt, die sich bis zum Vorgebirge Ledjänoi (Eis) und Moriz, den nördlichsten Punkten Nowaja Semljas, erstreckt. Nicht weit vom Kap Moriz liegt das Kap Blissingen, die östlichste Spitze der Insel; weiterhin nach Süden der Eishafen, wo Barenz überwinterte, und die Vorgebirge: Großfürst Alexei, Muddendorff und andere. Noch weiter nach Südwest ist die Küste von Pachtusow und Ziwolka beschrieben und hier befinden sich die Vorgebirge Wychodnoi und Roka, hinter denen die östliche Mündung der Matoschkin-Schar liegt.

Die wichtigsten Punkte auf der Küste sind unstreitig die, wo sich bedeutendere Flüsse in das Meer ergießen. Für den größten Fluß in Nowaja Semlja wird der Nechwatow gehalten, der sich in den Kostin-Schar ergießt. Er hat eine Länge von etwas über 10 Meilen, eine Tiefe von 28 Meter und eine Breite von 140 Meter. Die Ufer des Flusses sind bergig und bestehen aus Felsen, die stellenweise eine Höhe von 70 Fuß erreichen. Der Nechwatow hat in seinem Laufe mehrere Wasserfälle und fließt durch zwei Seen hindurch, von denen der obere süßes Wasser, der untere salziges Wasser enthält. Der Fluß ist sehr fischreich und an seinen Ufern halten sich viele Rennthiere auf, infolgedessen er ein Lieblingsaufenthalt der Seehundsjäger ist, die alljährlich nach Nowaja Semlja kommen. Der größte Fluß der Ostküste ist nach Pachtusow die tiefe und wasserreiche Sawina.

Die rauhe und wilde Natur des Nordens tritt dem Reisenden auf jedem Schritte auf Nowaja Semlja entgegen. Mit Ausnahme der flachen Südspitze der Insel, sieht man auf der Westküste überall nur kahle Felsmassen, die entweder steil in das Meer hineinfallen oder sich allmählich anschwellend in das Land hineinstrecken. Hier und da erblickt man wohl auch in der Tiefe einer Bucht eine halbverfallene Hütte inmitten einer Gruppe von Grabkreuzen. Je weiter man nach Norden vordringt, desto höher, zahlreicher und massiver werden die Berge. Das Abhandensein aller Vegetation verleiht der Landschaft einen finsteren, todten Charakter und überall findet der Beobachter statt der lebensfrischen Natur glücklicherer Länder nur das rauhe steinerne Skelett der Erde. Nach dem Geologen Höfer bilden die Centraltheile Nowaja Semljas in ihrem Relief einen langen Bergrücken, der sich von Südwest nach Nordost vom 72° bis $75^1/_2$° nördlicher Breite erstreckt und bei Matoschkin-Schar seine größte Höhe erreicht. Von der Hauptgebirgskette laufen einige Nebenzweige aus, die fast perpendikulär gegen die Ufer abfallen und hier zahlreiche Fjords und Buchten bilden. Die Querthäler sind von Gletschern ausgefüllt; in den südlicheren Theilen giebt es der geringen Bodenerhebung wegen keine Gletscher. Die Höhe der Berge wurde früher bedeutend überschätzt. Die neuesten Messungen haben ergeben, daß der höchste Berg an der

östlichen Mündung der Matoschkin-Schar nur eine Höhe von 4000 Fuß hat, während der Berg Perwokmotrennoja nur 1840 Fuß und der Mitjuschew-Kama in der Nähe der westlichen Mündung des Matoschkin-Schar 3200 Fuß hoch ist.

Die Berge Nowaja Semljas bestehen hauptsächlich aus Thonschiefer, der überall auf der Insel vorkommt, vorwiegend aber auf den östlichen Küstenstrichen, wo seine Lager ausgedehnte Strecken einnehmen und von der größten Dicke sind. Stellenweise kommt im Thonschiefer auch glimmerhaltiger Talk vor. Auf den westlichen Küstenstrichen herrscht der Talkschiefer vor, in dem sich viele Eisenkieskristalle finden, die sich zuweilen durch den Einfluß der atmosphärischen Luft in dunkelbraunen Eisenstein verwandeln, infolgedessen ganze Bergmassen einstürzen. Alle diese Schiefer sind von ungeheuren Quarzmassen durchsprengt, die nicht selten Drüsen von Bergkristall enthalten. Bisweilen findet man auch den Talkschiefer in feines Pulver mit Silberglanz aufgelöst, so besonders in der Nähe der Bucht Szerebränyi; weßhalb man früher glaubte, daß Nowaja Semlja sehr reich an Silber sei. Von anderen Gebirgsarten sind noch zu erwähnen: der graue Quarz, der graue Kalkstein ohne Versteinerungen, der graue Kalkstein mit eingesprengten Octoirratiten, der Mandelstein und Porphir. Ueberhaupt besteht die ganze Insel aus den ältesten Gebirgsformationen (der silurischen, devonschen und Steinkohlenformation) und die Kräfte, die sie aus dem Meere emporgehoben haben, sind auch noch heutzutage thätig, wie die mit Seemuscheln bedeckten Ufererhebungen bekunden. Nach den Berechnungen Nordenskiölds hat sich das östliche Ufer Nowaja Semljas im Verlaufe der letzten geologischen Epoche zum allerwenigstens um 500 Fuß erhoben. Dank seiner Lage als Insel und dem Golfstrom, der die Westküste bespült, hat Nowaja Semlja ein weniger rauhes Klima als einige südlicher liegenden Länder. Nach den Beobachtungen Baers ist die mittlere Jahrestemperatur bei der westlichen Mündung des Matoschkin-Schar — $8^{0},_{37}$ Cels., auf dem südöstlichen Theile der Insel — $9^{0},_{1}$ Cels. So hat also Nowaja Semlja ein wärmeres Klima als Nischne-Kolymsk (— 10^{0} C.), Uhtjämk (— $15^{0},_{8}$ C.) und überhaupt als das ganze untere Bassin der Lena. Wenn aber auch die mittlere Temperatur an und für sich nicht so niedrig ist, als man dies bei der nördlichen Lage der Insel annehmen sollte, so ist die Vertheilung der Wärme in den verschiedenen Jahreszeiten äußerst ungünstig für die Entwickelung des organischen Lebens. Zwar ist die mittlere Temperatur des Winters hier nur — $19^{0},_{66}$ Cels., während sie in Ustjunk — 33^{0} Cels. und in Jakutsk — $42^{0},_{5}$ Cels. beträgt, doch ist der Sommer mit seiner mittleren Temperatur von + $2^{0},_{5}$ Cels. eines der kältesten auf der ganzen Erde. Sommertage, in denen die Temperatur bis + $7^{0},_{5}$ Cels. und + $9^{0},_{5}$ steigt, sind äußerst selten und nur einmal hat Pachtusow zu Anfange August, der wärmste Monat auf Nowaja Semlja, eine Temperatur von + $11^{0},_{5}$ Cels. konstatiren können.

Die stärkste Kälte, die auf Nowaja Semlja bemerkt wurde, war — 40^{0} C. in der Kamenkabucht. Diese Kälte muß aber als Ausnahme gelten und nur selten fällt der Thermometer auf der Westküste unter — 30^{0} C. Der kälteste Monat ist hier der Februar, weil

zu dieser Zeit die Eisdecke des nördlichen Ozeans ihre größte Ausdehnung hat und demgemäß auch stärker die Luft abkühlt.

Was die Eigenschaft der verschiedenen Winde auf Nowaja Semlja betrifft, so ist zu bemerken, daß der starke Nordwestwind fast immer von trübem Himmel und feinem Regen begleitet ist, während der Nordostwind Nebel von den Eisfeldern mit sich bringt. Ueberhaupt charakterisirt sich das Klima Nowaja Semljas durch die luftigen Winde, die ganze Wochen lang andauern und im Winter nicht selten in furchtbare Schneestürme ausarten. Die von einem solchen Schneesturme überfallenen Reisenden werden lebendig in Schnee begraben und selbst die Stationshütten werden völlig von Schnee bedeckt. Unter dem Einfluß der Winde ist das Wetter auf Nowaja Semlja sehr veränderlich und trübe Tage wechseln häufig mit heiteren. An letzteren hat die Luft eine ungemeine Durchsichtigkeit, so daß selbst weit entfernte Gegenstände in nächster Nähe erscheinen. Von der Brechung der Sonnenstrahlen in der stark erhitzten Luft entstehen häufig „Miragen". Das Wasser des Meeres ist außerordentlich klar und durchsichtig. Lietke ließ einen weißen Krug in das Wasser hinab und verfolgte denselben mit den Augen bis zu einer Tiefe von 84 Fuß.

Im Sommer und Herbste finden, besonders bei Westwinden, häufige Regen statt. Bisweilen fällt auch zu dieser Zeit Schnee, mitunter 3 Zoll hoch; im Winter ist die Erde an ebenen Stellen mit einer 7 Fuß hohen Schneeschicht bedeckt. In der zweiten Hälfte des April beginnt der Schnee zu schmelzen und die Vegetation fängt an sich zu entwickeln. Die Flüsse werden zu Anfang Juni eisfrei; die Meerbusen im Juli, obgleich einige von ihnen das ganze Jahr über mit Eis bedeckt sind. Ebenso giebt es nicht nur auf den Bergen, sondern selbst auf der Küste Stellen, wo der Schnee niemals schmilzt. Vornehmlich häuft sich der Schnee in den Gebirgsthälern an, so daß es schwer fällt, die Grenze des ewigen Schnees auf den Bergen des hohen Nordens zu bestimmen. Im allgemeinen gilt dafür die Höhe von 2000 Fuß über dem Meeresspiegel. An den Orten, wo der Schnee niemals schmilzt, bleibt der Boden festgefroren und auch an anderen Orten dieser kalten Insel thaut der Boden selten tiefer als $2^1/_2$ bis $2^3/_4$ Fuß auf. Baer fand selbst noch in einer Tiefe von $2^1/_2$ Fuß feste Eisschichten vor.

Der unfruchtbare, steinigte Boden, wie der kurze und kalte Sommer verleihen der Vegetation Nowaja Semljas einen ganz eigenthümlichen Charakter, der sich in mancher Hinsicht von der Flora des benachbarten europäischen Festlandes unterscheidet. Im allgemeinen hat die Flora der Insel den Alpencharakter, d. h. den, welcher den Oertlichkeiten eigenthümlich ist, die an den Grenzen des ewigen Schnees liegen. Ein zusammenhängender Grasteppich ist nirgends sichtbar, selten auch nur eine mit Moos bedeckte Fläche. Nur dürre Raden bedecken die Felsen, besonders die Porphyrmassen, die dadurch ein ganz buntes Aussehen erhalten. Häufig kommt der Raden Verrucaria Geographica vor. Reicher ist die Vegetation auf den mit verwittertem Schutt bedeckten Bergen. Hier trifft man schon krautartige Pflanzen aus der Familie der Saxifraga oppositifolia, wie das Vergißmeinnicht, Myosotis villosa, die Silene acaulis, Armaria

rubella, Drube androsacea, hirta, muricella und Dryas octopetala. Alle diese Pflanzen haben den Typus der Alpenflora mit schönen, großen Blumen, die ihre kurzen zahlreichen Stengelchen auf der Erde ausbreiten. Auf lehmigen Stellen treten zu diesen Pflanzen noch Moose, das Eriophorum capitatum und andere. Endlich finden sich auch noch kleine Flächen vor, wo der Boden mit einem grünen Teppich bedeckt ist, der größtentheils aus Sumpfhahnenfuß (Ranunculus) besteht.

Besonders überrascht den Beobachter die Verschiedenheit der Pflanzenfamilien, die auf einem so engen Raume zusammengedrängt sind und das Vorherrschen der Blume vor den Blättern, eine Erscheinung, die überhaupt der Flora der Polargegend eigenthümlich ist. Auf einem Flächenraum von kaum einem Quadratkilometer findet man die Goldranunkel, die purpurrothen Blumen der Silene acaulis, die Saxifraga oppositifolia, das blaue Polemonium, das Vergißmeinnicht und viele andere, in einer gewissen Entfernung eine von der andern, und zwar, ohne wie bei uns von anderen Pflanzen überwuchert zu sein, so daß die Wiesen auf Nowaja Semlja das Ansehen von künstlich besäeten und sorgfältig unterhaltenen Blumenbeeten haben. Nur wenige dieser Pflanzen besitzen jedoch die Kraft, eine Frucht zu entwickeln. Endlich giebt es auch solche Pflanzen, die es selbst bis zur Bildung einer Blume nicht bringen und nur Blätter treiben. Die Existenz dieser Pflanzen legt den Gedanken nah, daß sie in Gestalt von Samen oder Wurzeln aus den benachbarten Ländern auf Eisschollen nach Nowaja Semlja gebracht seien und wirklich erlauben die Beobachtungen Baers den Schluß, daß die Pflanzenwanderungen eine nicht unbedeutende Rolle im vegetabilischen Leben Nowaja Semljas spielen. Baer entdeckte ferner, daß die Küstenstriche reicher an Pflanzen seien, als die vom Meere entfernten Oertlichkeiten und ganz besonders zeichnen sich in dieser Hinsicht diejenigen Küsten aus, vor welchen keine Inseln liegen.

Das ganze vegetabilische Leben Nowaja Semlja konzentrirt sich in den oberen Schichten des Bodens und in den unteren Schichten der Luft, weil diese den höchsten Wärmegrad besitzen und aus diesem Grunde erheben sich die Pflanzen nur wenig über den Boden und dringen mit ihren Wurzeln nicht tief in denselben ein. In der Regel erheben sie sich nur 2 bis 3 Zoll, selten 4 bis 5 und noch seltener bis 6 Zoll, weil höher als 6 bis 8 Zoll die Luft nicht mehr hinreichende Wärme zur Knospenbildung hat. Die Wurzeln dringen nur dann in den Boden ein, wenn sie sehr kurz sind, in keinem Falle aber mehr als vier Zoll; größtentheils liegen sie in ihrer ganzen Länge horizontal auf dem Boden, wie z. B. die Valeriana capitata. Dasselbe gilt auch für die baumartigen Vegetabilien. Die gewöhnlichste von ihnen, die Weide, Salix polaria, erhebt sich aus dem Moose kaum einen halben Zoll hoch, doch ist es schwer, sie aus dem Boden zu reißen, weil die Wurzeln unter dem Moose sich eine lange Strecke mit fortziehen. Der höchste Strauch Nowaja Semljas ist die Salix lanata, die sich bis zu einer Höhe von 6 Zoll erhebt, während die auf der Erde liegenden Wurzeln eine Dicke von 2 Zoll und eine Länge von 10 bis 12 Fuß haben. In südlicheren Gegenden bemerken wir, daß die

Blätter der höheren Pflanzen und Bäume durch ihr Rauschen die Anwesenheit eines sanften Zephyrs verkünden. Die niedrigen Bäumchen aber des hohen Nordens sind selbst für den leisesten Lufthauch unzugänglich — man könnte sie für gemalt halten. Auch sieht man hier keine Insekten, die auf ihnen die Befriedigung ihrer Bedürfnisse suchen. Von der zahlreichen Familie der Käfer findet sich hier nur die Chriphomela. Selten trifft man Fliegen und Mücken an, die jedoch nichts von der Lebendigkeit der unseren haben. Man muß nach ihnen suchen, um sie zu bemerken.

Trotzdem ist es mit der Fauna auf Nowaja Semlja noch immer besser bestellt, als mit der Flora. Von Landsäugethieren haben wir hier zuerst den Eisbären, den König der Polargegenden, der sich auf der ganzen Insel, vorzugsweise aber auf der Nord- und Ostküste derselben aufhält. Die Nahrung des Eisbären besteht aus verschiedenen Seethieren, besonders aus Seehunden; selbst das starke Walroß wird oft seine Beute. Die Begegnung mit diesem so wilden und starken Thiere ist sehr gefährlich, besonders aber mit einer Bärin, die ihre Jungen bei sich hat.

Außer den Bären giebt es auf Nowaja Semlja noch Wölfe und Füchse, die im Winter vom Festlande herüberkommen, sowie eine große Menge von Eisfüchsen (Canis cogopus). Vom gewöhnlichen Fuchse unterscheidet sich letzterer durch die Farbe seines Pelzes, der im Winter weiß, im Sommer blau oder dunkelaschgrau ist. Die Eisfüchse nähren sich von den Leichen der vom Meere ausgeworfenen Seethiere, sowie von der hier sehr häufig vorkommenden Wanderratte. Im Winter aber, wenn die Rattenlöcher mit Schnee bedeckt sind, fressen sie bisweilen einer den andern vor Hunger auf. Noch häufiger als die Wanderratten ist eine Art von Feldmäusen (Mus lummus) mit kurzem Schwanze und flaumigtem Haar, woher sie fast kugelrund erscheinen. Von der ganzen großen Menge der Wanderratten kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man hört, daß die Abhänge der Berge in allen Richtungen von den Schlupflöchern dieser Thiere unterwühlt sind, die sich von den Blättern verschiedener Pflanzen nähren. Wollten sie auch die Wurzeln fressen, so würden sie bald die ganze Vegetation Nowaja Semljas vernichtet haben.

Von den Wiederkäuern findet sich hier nur das Rennthier (Cervus Tarandus), das sich im Winter von weißem Moose und Raden, im Sommer von verschiedenen Kräutern nährt. Das hiesige Rennthier ist zwar etwas kleiner als das lapländische, doch größer als das Spitzbergensche und kommt in großen Rudeln vor, besonders in der Nähe von Seen und Sümpfen des östlichen Ufers.

Landvögel giebt es nur wenige auf Nowaja Semlja. Als ursprüngliche Bewohnerin ist die Schneeule, Stryx nivea zu nennen, dann folgen der Plectrophanes nivalis, der Strepsilus Collaris, der Tringa maritimus und Falco lutea. Auch Seeadler soll es hier geben. Die Seezugvögel sind hier, wie im ganzen Norden, sehr häufig. Ungeheure Schwärme von „Uria Troite“ bedecken die terrassenförmigen Abhänge der Küstenfelsen, von den russischen Fischern „Basani“ genannt. Auf einzelnstehenden Felsen hält sich die graue Möve (Larus glaucus) auf und der „Burgemeester“, wie er von den holländischen Walfischjägern

genannt wird. Außerdem giebt es noch Möven verschiedener Arten. Der südliche Theil der Insel ist reich an Gänsen, Enten (anas glacialis), Tauchern und Eidergänsen, die ihre Nester auf hohen unzugänglichen Felsen bauen.

In dem die Insel umgebenden Meere findet sich eine große Menge von Walrossen (Trichorus rosmarus). Diese Meeresungeheuer, die an Größe einem Stiere gleichkommen und lange starke Fangzähne haben, kommen überall an der Küste vor, vorzugsweise aber im Norden der Insel. Die dicken und kurzen Vorderfüße, bestehend aus fünf mit Schwimmhäutchen unter sich verbundenen Zehen, ermöglichen es dem Walrosse auf der Erde zu kriechen; auch lieben sie es, auf das Ufer zu kommen um sich hier zu sonnen. Auch die Seehunde sind sehr zahlreich, besonders die zwei Spezies: Phoca hispida seu canina, mit silbergrauem Felle und die Phoca leporina, albigena mit schwarzgelbem Felle und etwas größer als der erstere ($3^1/_2$ Meter), zuweilen zeigt sich auch die Phoca cristata. Ferner giebt es hier sehr viele Arten von Delphinen, von denen besonders der weiße, Delphinus leucas, einen wichtigen Handelsartikel bildet. Die Walfischarten sind durch die Balänoptera, eine Art Walfische mit sehr kurzen Barten, vertreten.

Die Zahl der Fischarten bei Nowaja Semlja ist sehr beschränkt und Baer fand deren nicht mehr als zehn vor. Die für den Handel wichtigsten sind: der Lachs (Salmo Salar) und der Stockfisch (Gadus).

Nowaja Semlja ist von Menschen nicht bewohnt. Vor sehr langer Zeit flüchteten die Raskolniken hierher, um Schutz vor Verfolgungen zu suchen; doch alle Ansiedlungsversuche scheiterten und führten zum völligen Aussterben der Ansiedler. Wie viele hunderte von Walroßjägern sind hier in ihrer vollen Manneskraft auf der Ueberwinterung zugrunde gegangen. Als Hauptfeind des Menschen erscheint die furchtbare Geißel der Polargegenden, der Skorbut.

In neuester Zeit (1879) ist auf Nowaja Semlja eine Rettungsstation angelegt, um den Schiffbrüchigen Hilfe zu leisten. Sie liegt unter dem $72^1/_2{}^0$ nördlicher Breite in dem Meerbusen Moller, in dem die Schiffe ohne Gefahr überwintern können. Die Station besteht aus einer Hütte, einer Backstube, einem Wachthause, einem Pulverkeller und sechs Samojedenfamilien, die hier angesiedelt sind. Die einzelnen Gebäude liegen ziemlich entfernt voneinander, um bei etwaiger Feuersbrunst die Gefahr zu vermindern. Das Wachthaus steht auf einem hohen Hügel und dient zugleich als Beobachtungswarte.

Mit der Seethierjagd beschäftigen sich vorzugsweise die Bewohner von Mesen und Tschern. Die einträglichste, aber auch zugleich die gefährlichste Jagd ist die auf Walrosse. An einem heiteren Tage fahren die Jäger auf ihren leichten Karbassen auf das offene Meer hinaus. Entdecken sie auf einer Eisscholle eine Heerde von Walrossen, so nähern sie sich derselben von der dem Winde entgegengesetzten Seite und bemühen sich, den Walrossen den Weg ins Wasser abzuschneiden. Natürlich ist dazu eine große Uebung und Gewandtheit erforderlich. Wenn dies gelungen ist, fallen die Jäger über die Walrosse her, die sich auf einen Haufen zusammengedrängt haben, wobei eines auf das andere klettert, um durch die eigene Schwere das Eis zu durchbrechen

oder dasselbe durch die Wärme ihres Körpers zu schmelzen. Nicht minder gefährlich ist die Jagd auf die Eidergänse, die jedoch schon so bekannt ist, daß wir sie hier füglich mit Stillschweigen übergehen können.

In letzter Zeit ist die Jagd auf Seethiere um Nowaja Semlja in sichtlichen Verfall gerathen. Hauptsächlich hängt dies, wie Baer nachgewiesen hat, von der periodischen Zunahme und Abnahme der Zahl der Seethiere in den Gewässern Nowaja Semljas ab. Zeitweise erscheinen dieselben in ungeheurer Menge an den Küsten der Insel und ziehen eine große Anzahl von Jägern hierher, welche dann ein ungeheures Blutbad unter denselben anrichten. Die dem Tode entronnenen Thiere fliehen in die entlegensten Gegenden des Eismeeres, wo sie so lange bleiben, bis sie sich wieder bedeutend vermehrt haben. Andererseits liegt die Ursache des Verfalles in der Unwissenheit der Jäger, welche diese Jagd noch immer auf die rohe, ursprüngliche Weise betreiben, wie dies ihre Väter und Großväter gethan haben.

Einen merkwürdigen Gegensatz zu Nowaja Semlja bildet die circa 30 Meilen vom Vorgebirge Konneski-Nos liegende Insel Kalgujew, die einen Flächenraum von 63 Quadratmeilen einnimmt. Statt gewaltiger Felsen und tiefer Schluchten, die der Natur Nowaja Semljas den Charakter einer wilden Erhabenheit verleihen, erblickt hier das Auge nur eine einförmige, hier und da von Seen durchschnittene Niederung, die nur im Osten und Nordwesten durch etwa 200 Fuß hohe Sandhügel unterbrochen wird. Ebenso niedrig und monoton ist das Ufer, das in seiner ganzen Länge von 45 Meilen nur zwei gute Ankerstellen hat, den Stanowoi-Scharok im Osten und die Mündung des Flusses Waskina im Süden.

Das triste Kalgujew mit seinem rauhen Klima und unfruchtbarem Boden, der im Sommer nur zwei Fuß aufthaut, und mit Moos bedeckt ist, hat gleich Nowaja Semlja keine beständigen Einwohner. Zu Zeiten überwintern hier die Samojeden, um Jagd auf Eisfüchse, Eisbären und andere Thiere zu machen. Im Mai werden die Ufer der Insel durch die Ankunft der russischen Jäger einigermaßen belebt, welche den hier in großer Menge hausenden Eidergänsen nachstellen. Die Jagdsaison dauert bis zur Mitte des August, worauf der kalte neblige Herbst beginnt, der die Jäger zwingt, mit ihrer Beute nach dem Festlande zurückzukehren.

Fürst Leopold zu Anhalt-Dessau.

Der Held, dessen ruhmvolles Leben und preiswürdige Thaten hier beschrieben werden, ist dem deutschen Volke unter dem Namen der alte Dessauer bekannt. Sein Geburtsdatum ist der 3. Juli des Jahres 1676, sein Geburtsort das Schloß in Dessau.

Leopolds Eltern waren Fürst Johann Georg II. zu Anhalt und Henriette Katharina Prinzessin von Oranien. Sie hatten neun Kinder gehabt, sieben Prinzessinnen und zwei Prinzen, von denen der älteste früh verstarb, und der jüngste unser Leopold war. Die Freude über die Geburt dieses Prinzen war so groß, daß sie zwei Schaumünzen prägen ließen. Er machte in allen ritterlichen Künsten und Wissenschaften gute Fortschritte, besonders in Mathematik und Geschichte, und konnte in seinem elften Jahre die französische Sprache schon fertig sprechen.

Seine Hauptneigung war aber schon in seiner Kindheit auf den Krieg gerichtet, und das hatte zur Folge, daß des Kaisers Leopold Majestät ihn den 5. Januar 1688 zum Oberst des dipenthatischen Regiments ernannte. Kaum hatte er das siebzehnte Jahr erreicht, so starb sein Vater, und der Kurfürst von Brandenburg gab ihm das Regiment, das sein Vater als preußischer Generalfeldmarschall und Gouverneur von Berlin befehligt hatte.

Die Mutter des jungen Fürsten übernahm die Vormundschaft, und er selbst ging $2^1/_4$ Jahre auf Reisen (den 25. Nov. 1693), nicht nach Frankreich, der Kriegsunruhen wegen, sondern nach Italien. Den 25. Dezember kam er mit seiner Begleitung in Venedig an. Hier hatten sie das Vergnügen, der Krönung des neuen Dogen Sylvestri Valieri und dessen Gemalin beizuwohnen. Die Reise ging weiter nach Rom, woselbst er einen eigenen Palast bezog, nahe bei dem Kapitol. Während des hiesigen Aufenthaltes fanden Besuche bei dem Kardinal von Gurck, dem Fürsten Anton von Liechtenstein und anderen Fürsten statt und ein besonderes Interesse gewährte die Charwoche mit ihren mannigfachen heiligen Ceremonien. In Neapel, wo Leopold im April

1694 eintraf, wurde er von dem Vizekönig und dem Prinzen von Vaudemont mit großen Ehrenbezeigungen empfangen. Hier sah er auch am Feste Januarii das jährliche sogenannte Wunder, nämlich das Blut des heiligen Januarii fließen. Nachdem er noch den Vesuv besucht hatte, trat er seine Rückreise an und war am 24. Februar 1695 wieder in Dessau.

Im Jahre 1696 machte er seinen ersten Feldzug am Rhein mit und legte bei der Belagerung von Namur großen Heldenmuth an den Tag. Auch im folgenden Jahre befand er sich bei der alliirten Armee, unter dem Kommando des Königs von England, welcher auch der Kurfürst von Brandenburg angehörte. Der Feldzug endete, wie bekannt, mit dem Ryßwiker Frieden.

Nunmehr war die Zeit herangekommen, wo der junge Fürst zur Majorennität gelangt war. Am 13. Mai 1698 trat er seine Regierung an und nahm in Gegenwart der verwittweten Fürstin, seiner Mutter und der Prinzessinnen, vom Adel, dem Hofpersonal, der Bürgerschaft und anderen Unterthanen die Erbhuldigung entgegen. Im großen Saale im Schlosse fand die Versammlung statt. Der Huldigungseid ward verlesen. Der Fürst Leopold saß unter einem Dais in einem rothsammtenen Armstuhl, die Kavaliere standen hinter demselben, die Räthe zur Rechten, die Ritterschaft zur Linken, und neben ihnen die Lehnleute, die zwar Rittergüter besaßen, aber nicht adeligen Standes waren. Hierauf hielt der fürstliche Rath von Räumer eine kurze Ansprache, und der Kammerdirektor von Wülckenitz antwortete namens der Ritterschaft. Es wurde zur Vereidigung geschritten und einer nach dem andern zum Handkuß zugelassen.

Nach geschehener adeliger Huldigung begab sich der Fürst in hoher Begleitung in seiner Leibkarrosse mit zwölf Trabanten, auch Pagen und Lakeien umgeben, nach dem Rathhause, wo er an der Thür desselben vom Magistrat empfangen wurde. Man überreichte ihm die Stadtthorschlüssel in einem grünsammtenen Futterale auf einer silbernen Schale präsentirt. Hierauf begab sich der Fürst in die Rathsstube und setzte sich auf einen Armstuhl, wie oben geschehen. Es erschienen zuerst die Kirchen- und Schulbeamten zur Huldigung, danach die Magistratspersonen und fürstlichen Diener, alle den Huldigungseid schwörend. Nachdem dies geschehen, fuhr der Fürst in sein Schloß zurück, wo sich inzwischen der Adel, die fürstlichen Beamten, die geistlichen und Magistratspersonen zur Tafel einfanden. In den Landstädten wurde die Huldigung der Gewohnheit gemäß durch Kommissarien verrichtet.

Der Regierungsantritt ward alsbald durch eigene Schreiben dem deutschen Kaiser, der Königin von Großbritannien, Dänemark und Schweden, sämmtlichen Kur- und Reichsfürsten angezeigt. An der preußischen Freundschaft war dem anhaltischen Fürsten besonders gelegen, der auch im Jahre 1700 zum Gouverneur von Magdeburg ernannt wurde.

Mit dem Eintritt des 18. Jahrhunderts entflammte die Kriegsfackel wegen des Hinscheidens Karl II. von Spanien. Im darauf folgenden spanischen Erbfolgekriege zeigte sich Leopold als ein überaus kluger und tapferer General in preußischen Diensten, und in der

Schlacht bei Hochstädt hatten die Preußen unter seiner Anführung einen rühmlichen Antheil an dem erkämpften Siege.

Er war eine persona grata am preußischen Hofe. Der König von Preußen hatte bei seiner Krönung im Jahre 1701 den schwarzen Adlerorden gestiftet und hielt am 18. Januar 1703 das erste Ordensfest ab. Der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau war hier der erste, der mit diesem Orden dekorirt wurde. Am Tage vor dem Feste, am 17. Januar, erhielt er das Ordensband mit dem Kreuze, das ihm der König im Ordenskapitel selbst umhing; den 19. Januar aber erfolgte die Investitur. Zu diesem Zwecke wurde er von dem damaligen jüngsten Ritter, Generallieutenant von Dettau, und dem Oberceremonienmeister in zwei sechsspännigen Karrossen nach Hof geholt und in den innersten Schloßplatz geführt, wo die Garde das Gewehr präsentirte. Danach wurde er in dem Konferenzzimmer des Oberkämmerers Grafen von Wartenberg, als Ordenskanzler, von demselben und den übrigen drei Ordensoffizieren angekleidet und in Begleitung der beiden Ordensherolde zum König geführt, der sich im Ordenssaal mit allen Rittern, in ihrer Ordenskleidung, befand. Der Kronprinz und der Markgraf Philipp Wilhelm, als seine Ordens-Pathen, führten ihn ein, und der König, begleitet von den Ordensrittern, setzte sich auf den Thron. Nach einer ausgeführten Vokal- und Instrumentalmusik hielt der Bischof von Bühe ein Gebet, und der Sekretär verlas die Ordensstatuten. Der Ceremonienmeister führte nun unter Pauken- und Trompetenschall den Fürsten vor den Thron des Königs, vor welchem derselbe den Ordenseid knieend leistete. Der König hing ihm die Ordenskette um und küßte ihn, worauf der neuaufgenommene Ritter seinen vorigen Platz wieder einnahm. Während dieser Handlung wurden die Worte „Der Herr mit Dir, Du streitbarer Held" intonirt. Der Bischof sprach hierauf den Segen, und das „Amen" beschloß die Feier. Es fand nun noch die übliche Tafel statt. Der König saß auf einer mit carmoisinrothem Sammt belegten drei Stufen hohen Bühne unter einem Thronhimmel, an einer besonderen Tafel allein, welchem zunächst die königliche Familie auf der einen und die anwesenden vierzehn Ordensritter an der andern Seite in ihrer Ordenskleidung saßen. Dieselbe bestand in einem blauen mit Gold besetzten Unterkleide und einem carmoisinsammtnen, mit blauem Taffet gefütterten Ordensmantel.

Die kriegerische Zeit rief den Fürsten Leopold wieder in den Kampf. Er focht als Anführer der preußischen Kriegsvölker in Italien, und nachdem ihm später der Oberbefehl der Preußen in den Niederlanden übertragen worden war, wurde er 1712 Generalfeldmarschall.

Der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen war ihm so zugethan, daß er fast stets um demselben sein mußte. Der König zog mit ihm gegen die Schweden zu Felde, und Leopold erntete auch hier Ruhm.

Er begleitete den König nach Berlin zurück und feierte hier ein fürstliches Hochzeitsfest mit.

Der Erbprinz von Württemberg, Friedrich Ludwig nämlich, war im Begriff, eine eheliche Verbindung mit der markgräflichen Prin-

Hirsch zur Brunftzeit.

بی ڈی ایف

zessin Marie Henriette einzugehen. Die Verlobung erfolgte in Berlin in Gegenwart des Königs und der Königin, des Fürsten von Dessau und der anderen zum königlichen Hause gehörigen Prinzen und Prinzessinnen. Darauf ging am 8. Dezember 1716 das wirkliche Beilager vor sich. Der gesammte Hof und die Gesandten der fremden Höfe waren auf das königliche Schloß eingeladen. Hier wurde die Trauung durch den Bischof Ursino vollzogen. Der König und der Markgraf Albrecht führten die Prinzessin-Braut, der Markgraf Ludwig und der Fürst Leopold den Bräutigam. Während des Trauaktes wurden alle Kanonen um die Residenz herum dreimal abgefeuert. Nachdem die Gratulationscour vorüber war, gingen die hohen Herrschaften zu Tafel. Das hohe Brautpaar saß zwischen den beiden Majestäten, nach ihnen die Markgrafen und Markgräfinnen, wie auch der Fürst von Dessau und andere fürstliche Personen beiderlei Geschlechts, zusammen vierzehn an der Zahl. In einem Nebenzimmer speisten die jungen Herrschaften, nämlich der Kronprinz und seine Prinzessin-Schwester und die markgräflichen Prinzen und Prinzessinnen. Die Gesandten, Generäle und Minister mit ihren Damen saßen in einem anderen Zimmer. Nach aufgehobener Tafel folgte der Ball, der bis gegen Mitternacht währte. Hierauf wurde das Brautpaar in das Schlafzimmer begleitet, der König löste der Braut ein Strumpfband ab, zerschnitt es und vertheilte die Stücke unter die übrigen fürstlichen Personen. So endete der erste Abend des Beilagers. Die Lustbarkeiten wurden noch mehrere Tage fortgesetzt, bis zu der am 16. Dezember erfolgten Abreise des neuvermälten Paares.

Der Fürst Leopold pflegte auch in Berlin dem Tabakskollegium beizuwohnen, wie wohl er selber niemals rauchte.

So genoß der Fürst Leopold die Liebe und das Vertrauen seines königlichen Freundes bis an dessen Tod, und auch Friedrich II. auf dem Throne schenkte ihm ein gleiches Zutrauen.

Als Friedrich Wilhelm I. sein Lebensende herankommen sah, trug er großes Verlangen, den Fürsten noch einmal zu sehen. Am 30. Mai 1740 kam derselbe in Potsdam an. Diesen Tag ließ sich der König noch einmal alle seine Pferde vorführen und schenkte dem Fürsten eins, welches er sich selbst aussuchen sollte, nebst kostbarem Sattelzeug. Tags darauf verschied der König.

Was nun der Dessauer Fürst unter dem großen Nachfolger des verstorbenen Königs noch an ferneren Heldenthaten verrichtete, das ist unsern Lesern aus der Geschichte bekannt. Hier wollen wir nur noch das erwähnen, was seinen Familienkreis anbelangt.

Seine Gemalin stammte aus keinem fürstlichen Geschlecht, sondern war die Tochter eines Apothekers aus Dessau. Sie hieß Anna Föhsin. Schon in seinen jungen Jahren hatte Leopold seine Neigung auf sie gerichtet, obwohl seine Mutter hiermit nicht zufrieden gewesen war, sondern allerlei Anstalten getroffen hatte, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Aber auch seine lange Abwesenheit von Dessau war nicht vermögend, das Andenken an seine angebetete Schöne auszulöschen. Er blieb bei seiner Zurückkunft noch immer fest entschlossen, ein Eheverlöbniß mit ihr einzugehen. Nunmehr sah seine Mutter wohl ein, daß diese Ehe im Himmel beschlossen sein müsse. So erfolgte im

September 1698 das Beilager. Der deutsche Kaiser bestätigte mittels Diploms vom 29. Dezember 1701 diese Heirat und erhob die Gemalin des Fürsten und alle aus dieser Ehe entsprossenen oder noch entsprießenden Kinder in den Reichsfürstenstand. Die Vettern und alle Anverwandten des Fürsten erachteten es für billig, ihre Einwilligung zu geben.

Diese liebenswürdige und mit allen Tugenden gezierte Gemalin Leopolds bewährte sich nicht nur als eine gute Wirthschafterin, die an der Verbesserung des Oekonomiewesens eifrig mit arbeiten half, sondern sie ward auch seine Begleiterin in seinen Campagnen. Die überaus großen Beschwerlichkeiten der Feldzüge 1703, 1704 und 1705 haben sie nicht abgehalten, ihrem Gemal stets zur Seite zu sein. Selbst eine schwere Krankheit hat sie nicht zurückhalten können, ihren Gemal im Feldlager 1742 bei Gethin zu verlassen. Endlich starb diese Fürstin den 5. Februar 1745 im 68. Jahre ihres Alters zu großem Leidwesen ihres Gemals.

Ihre Ehe ist eine gesegnete gewesen, zehn Kinder hat sie geboren. Der erste Prinz, Wilhelm Gustav, ward den 20. Juni 1699 geboren, starb aber in der Blüte seiner Jahre, den 16. Dezember 1737 an den Blattern. Sein Vater nahm ihn schon nach Brabant mit zu Felde, da er kaum neun Jahre alt war. Im Jahre 1735 ernannte ihn Friedrich Wilhelm I. zum Generallieutenant. Er lebte einige Jahre mit einer Dame von ungleichem Stande in der Ehe und hatte Kinder, die den gräflichen Titel von Anhalt führten und Militärdienste nahmen.

Der andere Prinz, der auch zur Regierung gelangte, hieß Leopold Maximilian und war den 25. September 1700 geboren. Von seinem achten Jahre an befand er sich mit in den Feldzügen in Brabant, Ungarn und am Rhein.

Dietrich wurde den 2. August 1702 geboren und stieg bis zum General bei der Infanterie. Friedrich Heinrich Eugen, geboren den 7. Dezember 1705, wurde polnischer und kursächsischer Generallieutenant von der Kavallerie. Henriette Marie Luise starb vier Tage nach ihrer Geburt, den 3. August 1707. Luise, geboren den 27. August 1709, ward mit dem damaligen regierenden Fürsten von Anhalt-Bernburg den 16. November 1724 vermält, starb aber, nachdem sie den 29. Juni 1732 die Prinzessin Sophie Luise geboren hatte. Moritz erblickte den 31. Oktober 1712 das Licht der Welt und wurde preußischer Generallieutenant. Anna Wilhelmine ward geboren den 12. Juni 1715. Leopoldine Marie, geboren den 8. Dezember 1717, vermälte sich den 13. Februar 1739 mit Friedrich Heinrich, dem zweiten Sohne Philipp Wilhelms zu Brandenburg-Schweden. Henriette Amalie wurde den 7. Dezember 1720 geboren.

Der Fürst Leopold war ein Freund des Krieges und der Jagd, und belustigte sich besonders mit der Parforcejagd. Einmal begegnete es ihm, daß er einen Hirsch bis in die Gegend von Torgau verfolgte, wobei er auf einem Wege von zehn Meilen acht Pferde zu Tode ritt. Seine Tapferkeit und sein militärisches Naturell gingen auch auf seine Söhne über, die alle im Militärdienst ausgezeichnet waren.

Seine äußere Gestalt auch war die eines Helden. Er hatte einen

sonnenverbrannten Teint, war von etwas langer Statur und proportionaler Stärke. Mangel und Ueberfluß ertrug er in gleicher Weise und seinesgleichen hat er nur in Karl XII. gefunden. Er war ein eifriger und beständiger Freund, dagegen ein unversöhnlicher Feind, wenn er glaubte, daß ihm jemand hintergangen habe. In seiner Jugend neigte er sich dem Trinken und der Liebe zu; als er aber Ruhm und Ehre erwarb, vermochten ihn weder der Wein noch die schönen Frauen einzunehmen.

Dieser berühmte Held erreichte endlich auch das Ziel seines Lebens. Er starb am 9. April 1747 im 71. Jahre seines Alters an einem Schlagfluß, nachdem er kurz vorher noch dem Lachsfange beigewohnt hatte. Sein Ruhm wird in unvergeßlichem Andenken bleiben.

Dr. T.

Münchener Brief.

Anfang Dezember.

Neues Leben herrscht seit der Uebernahme der Regentschaft durch Prinz Luitpold in unserer Stadt, die es unter König Ludwigs Regierung fast vergessen hatte, daß sie die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Bayern war. So gern der königliche Einsiedler die Menschen gemieden hatte, so sehr liebt es der Prinz-Regent, durch sein persönliches Erscheinen öffentlichen Aufzügen, Volksfesten, Theatervorstellungen und dergleichen erhöhten Glanz zu verleihen. Hatte sich so schon die Frohnleichnamsprozession durch die Betheiligung des ganzen Hofes und der höchsten Würdenträger des Staates zu einer ungewohnt glanzvollen gestaltet, so war dies noch mehr bei dem Oktoberfest der Fall, das stets einen ungeheuren Menschenstrom aus allen Theilen des Landes nach der Hauptstadt zieht, in den letzten Jahrzehnten aber durch das konsequente Fernbleiben des Hofes zu ziemlich ephemerer Bedeutung herabgesunken war. Der Jubel des Volkes war denn auch ein begeisterter und die Popularität des Prinz-Regenten, die anfangs infolge der über den Tod des Königs in Umlauf gesetzten unsinnigen Gerüchte nicht gerade groß gewesen war, wächst mit jedem Tage.

Inzwischen fährt die Spekulation eifrig fort, aus der Königskatastrophe Kapital zu schlagen. Man weiß, daß sich kurz nach derselben die Kunst, richtiger die Afterkunst, ihrer bemächtigte, um sie gewinnbringend auszubeuten. Gleich Pilzen aus dem Erdboden schossen da aus den Malerateliers die Bilder hervor, die mit allerlei hochtrabenden Titeln versehen, sich mit der Darstellung und Ausdeutung des furchtbaren Ereignisses beschäftigten. Durchgängig von obskuren Malern herrührend, armselig in der Erfindung — Nymphen und Schwäne wiederholten sich fast auf allen bis zur Abgeschmacktheit — flüchtig in der Ausführung — es galt ja, das Eisen zu schmieden, so lange es warm war! — hatten sie besonders auch das gemein, daß sie jedes Kunstwerthes bar waren. Was die eigene fragwürdige Kunst nicht vermocht hatte: Aufsehen zu erregen, das sollte der sensationelle Stoff vollbringen, und wenn auch sich jedes wahrhaft pietätvolle Empfinden mit Widerwillen von dieser Profanation eines erschütternden Menschengeschicks abwandte, so verfehlte sie doch bei der sensationslüsternen Menge nicht ihr Ziel. Die Neugierde verschlang diese traurigen Machwerke, die, durch die vervielfältigenden Künste in zahllosen Exemplaren reproduzirt, ihren Platz in den Schaufenstern der Kunsthandlungen fanden und stets große Ansammlungen von Schaulustigen zur Folge hatten. Die meisten wirkten wie unfreiwillige Parodien auf die furchtbare Tragödie. So z. B. stellt „Bavarias Trost" einen Engel dar, der einem robusten Frauenzimmer, unter dem man sich Bavaria vor-

stellen mag, tröstend den König zeigt, der oben in den Wolken auf einem — Bänkchen sitzt und mit schwindsüchtig verklärtem Antlitz nach oben blickt. Das neueste Erzeugniß dieser Art, „Treu bis in den Tod", das sich im Gegensatz zu den übrigen, einer phantastisch verschwommenen Richtung huldigenden Bildern einer stark realistischen Auffassung befleißigt — es zeigt den unglücklichen König halb im See stehend, mit abgerissenem Rock, wie er, verzweifelte Entschlossenheit im Gesicht, den verfolgenden Arzt Gudden zurückschlägt — ist endlich von der Polizei verboten worden, wird aber dafür insgeheim um so eifriger verbreitet.

Auch die Industrie hat sich die Ausbeutung dieser Katastrophe nicht entgehen lassen. Bekanntlich ist die Bank im Park zu Berg, die dem König als letzte Ruhestätte gedient, sehr rasch zusammengeschmolzen, weil sich davon jeder der zahllosen Besucher des Schlosses ein „Andenken" abschnitt. Erfinderische Köpfe verfertigten nun Damen-Brochen, die aus versilberten Haselnüssen bestehen, die nach der Versicherung der Verkäufer „garantirt" von der Unglücksstätte am Starnberger See gepflückt sind. Da sich diese Spekulation an die Adresse der Damen wendet, so verfehlt auch sie nicht ihr Ziel, denn die Schwärmerei des schönen Geschlechts für den romantischen Fürsten, dessen einstige ideale Schönheit alle weiblichen Herzen begeistert hatte, ist noch unerloschen. Kenne ich doch eine junge Dame, die sich beinahe von ihrem sonst zärtlich geliebten Gatten getrennt hätte, weil er diese Schwärmerei nicht verstand und ihr nicht Rechnung tragen wollte. Sie hatte sich mit vieler Mühe einige Kieselsteinchen von der Stelle des Seegrunds, wo die Leiche des Königs gefunden worden war verschafft und hütete nun sorgfältig ihren Schatz. Der prosaische, für diese Art von Loyalität unempfängliche Gatte aber forderte energisch, den „Unsinn" wegzuwerfen, und da sie ebenso energisch dies verweigerte, kam es zu ernsthaften Zwisten, die beinahe das oben erwähnte Resultat herbeigeführt hätten, wenn sich nicht zu guter letzt der Gatte in die „Caprice" seiner besseren Hälfte gefügt hätte: — Stoff für einen fröhlichen Einakter, der nebenbei Gelegenheit zu sattrischer Geißelung jener Pseudokünstler böte!

Doch lassen wir diese und sprechen wir lieber von den wahren Künstlern! Da ist vor allem unser genialer Defregger, der sich mit jedem neuen Werk tiefer in das Herz seines Volkes hineinmalt. Er hat zur Zeit zwei neue Genrebilder auf der Staffelei, von denen besonders das eine, „Der erste Rauchversuch", von entzückender Naivetät und ursprünglicher Wirkung ist: Der Vater giebt dem drallen Sprößling die Pfeife in den Mund, während die Mutter halb lachend, halb schmollend zusieht. Auch das zweite Werk, „Aus der Wandermappe eines Malers", athmet köstlichen Humor.

Franz Lenbach arbeitet gegenwärtig an den Porträts der Kronprinzessin des deutschen Reichs und ihrer Töchter. Die hohe Frau hielt sich jüngst, mit den Prinzessinnen aus Italien kommend, einige Tage hier auf und gewährte dem genialen Künstler mehrere Sitzungen. Auch vom deutschen Kaiser hat Lenbach im letzten Sommer ein Bild begonnen, wie denn sein Atelier sich immer mehr zu einer geradezu imponirenden Galerie der großen Persönlichkeiten unserer Zeit gestal-

tet. Besondere Aufmerksamkeit erregend sind da die Porträts des großen Schlachtendenkers Moltke, des deutschen Kronprinzen und Bismarcks. Zu den bekannten Bildnissen des letzteren gesellt sich ein neues: Bismarck in einem Buche lesend, die gewaltige Persönlichkeit des deutschen Kanzlers tritt uns auch hier wahrhaft überwältigend entgegen. Von aktuellem Interesse ist eins der neuesten Werke Lenbachs, das uns Gladstone und Döllinger, im Gespräch an einem Tische sitzend, vorführt. Der englische Staatsmann befand sich bekanntlich im verflossenen Sommer an unserm lieblichen Tegernsee bei seinem Freund Döllinger zu Besuch, und Lenbach ließ sich diese Gelegenheit nicht entgehen, die beiden großen Männer auf seine Leinwand zu bannen.

Ferner sind von den bedeutenden Zeitgenossen, die sich im Atelier des Porträtisten Rendez-vous gegeben haben, Papst Leo XIII. in zwei Auffassungen, der italienische Minister Minghetti und verschiedene interessante Dichter und Künstler zu nennen. Auch eine große Ausbeute an herrlichen Frauenköpfen hat Lenbach von seiner letzten Italienfahrt zurück gebracht. Wenn wir diese zuletzt anführen, so möge sich das schöne Geschlecht dadurch nicht verletzt fühlen; es geschieht nur deßhalb, weil das Ewigweibliche auch in der künstlerischen Thätigkeit Lenbachs in zweiter Linie steht, denn er findet — ganz im Gegensatz zu der landesüblichen Ansicht — den Männerkopf durchschnittlich interessanter und malenswerther als den Frauenkopf.

Ein anderer unserer hervorragenden Maler wieder, Eduard Grützner, scheint nur die herausgemästeten Gesichter feister Pfäfflein und Mönche interessant zu finden, denn er porträtirt sie mit einer Beharrlichkeit, die allmählich anfängt, recht monoton zu wirken. Hatte er bisher besonders die „feuchtfröhlichen" Gewohnheiten seiner Helden verbildlicht, so scheint er jetzt — nachdem dieses Terrain vermuthlich keine Ausbeute mehr liefert — das kulinarische Gebiet forciren zu wollen. Mit dem „Klosterhecht" hatte er vor einem Jahr den Anfang gemacht, sein neuestes Gemälde führt uns in die „Klosterküche", wo diesmal die bekannten wohlgemästeten Fraters mit den bekannten schmunzelnden Gesichtern statt mit den bekannten funkelnden Weingläsern einmal mit den feisten Häslein liebäugeln, die ein Jägersmann eben gebracht, während in einer Kufe mit virtuos gemaltem Wasser ein mächtiger Karpfen zappelt. Das Bild ist bis ins kleinste Detail mit Meisterschaft gemalt und erweckt wohl auch wieder im Beschauer jene behaglich heitere Stimmung, die alle Werke dieses Künstlers ausströmen. Dennoch erregen diese mit geringen Abweichungen sich ewig wiederholenden Figuren und Motive immer lebhafter den Wunsch, daß sich der Meister endlich einem andern Stoffkreis zuwenden möchte, ehe er dem Fluch verfällt, schablonenhaft und ungenießbar zu werden.

Ungenießbar! Das ist auch die Kritik, die die neuen Darbietungen unserer Hofbühne in dieser Saison fast ausnahmslos herausfordern. Am beachtenswerthesten erscheint uns noch das Schauspiel „Daniela" von Felix Philippi, das bei der Première einen starken Erfolg erzielte, auf dessen Höhe es sich freilich bei den Wiederholungen nicht zu halten vermochte. Es ist ein nach französischen Mustern gearbeitetes, mit grellen Effekten wirkendes Stück, das, unwahrscheinlich in den Voraus-

setzungen, in der Ausführung stellenweise geradezu unmöglich, dennoch ein starkes theatralisches Talent verräth.

Mit besonderem Interesse sah man der öffentlichen Aufführung einiger der für weiland König Ludwigs Separatvorstellungen reservirten Stücke entgegen. Die hochgespannten Erwartungen wurden aber schwer enttäuscht. Sardous „Theodora" ist ein grasses, blutrünstiges Spektakelstück, das selbst durch die geniale Darstellung der Titelrolle durch Frau Hermine Claar-Delia und die wahrhaft sinnberückende Pracht der Ausstattung nur für wenige Vorstellungen über Wasser gehalten werden konnte. Man kam, um sich die feenhaft schönen „Bilder" anzusehen, Sardous begleitenden Text hörte man mit einem Gemisch von Befremden und Widerwillen an. Von der auf deutschen Bühnen unerhörten „Echtheit" der Ausstattung kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß z. B. die Einbände der Bücher, die im ersten Bilde lediglich zur Dekoration, ohne mit der Handlung irgend etwas zu thun zu haben, auf einem Tische liegen, mit echten Edelsteinen verziert sind! Daß auch sonst in echten Gobelins, Sammet- und Seidenstoffen, Gold und kostbaren Steinen ein verschwenderischer Luxus entfaltet wird, um ein getreues Abbild des üppigen byzantinischen Hoflebens unter Justinian und Theodora zu geben, braucht kaum erwähnt zu werden.

Noch nichtiger als das französische Spektakelstück erwies sich Karl von Heigels eigens für den König geschriebenes Schauspiel „Hohenschwangau". Heigel versah bekanntlich die Stelle eines Hofdichters bei König Ludwig; er bezog ein festes Jahresgehalt und außerdem für jedes Stück ein fixes Honorar, hatte aber dafür die Verpflichtung, diese Stücke lediglich für Seine Majestät allein zu schreiben. Und wie eifersüchtig der König darüber wachte, daß die für ihn bestimmten Kunstgegenstände, Dichterwerke ꝛc. vor profanen Blicken bewahrt wurden, dafür ist jüngst wieder ein sprechender Beleg in die Oeffentlichkeit gedrungen. Der Silberarbeiter Eduard Wollenweber dahier hatte ein überaus herrliches Werk der Goldschmiedekunst, den „Gralbecher", vollendet, das für den König angekauft werden sollte. Da jedoch zu früh über dieses Projekt gesprochen wurde, wurden die Verhandlungen plötzlich abgebrochen. Das Werk war dann im Schaufenster des Künstlers ausgestellt, bis es von dem jüngst auf seiner Hochzeitsreise München passirenden Bürgermeister von Rom, Herzog von Torlonia — einem eifrigen Sammler derartiger Kunstwerke — angekauft wurde.

Um auf Heigel zurück zu kommen, so ist es vielleicht noch wenig bekannt, daß nicht selten der König dem Dichter die Stoffe bezeichnete, die derselbe zu behandeln hatte, ja daß er ihm zuweilen aus den Memoirenwerken — er war ein eifriger Leser von Memoiren aus der Zeit Ludwig XIV. und Ludwig XV., in der seine Separatstücke zumeist spielten — ganze Seiten anstrich, die Heigel wörtlich in die Stücke aufnehmen mußte. Daß bei einer derartigen Bevormundung die Muse nicht recht gedeihen konnte, ist begreiflich und das Amt des Hofdichters, der seine Phantasie auf einen eng umschriebenen Kreis beschränken mußte, mag nicht immer ein genußreiches gewesen sein. Das nunmehr bekannt gewordene Drama „Hohenschwangau" zeigt denn auch recht deutlich, daß es nicht immer gut ist, wenn „der Dichter mit dem

König" geht. Es ist ein sehr schwaches Machwerk, das einen durchschlagenden Mißerfolg erzielte, trotzdem auch hier Dekorateur und Maschinist wahrhaft bewundernswerthes geleistet hatten.

Uebrigens wurde der schon bei der Première hingeschiedenen Novität nicht einmal das übliche anständige Leichenbegängniß einer zweiten Aufführung zutheil, denn unmittelbar vor derselben traf bei der Intendanz eine Ordre des Prinz-Regenten ein, die die weitere Aufführung von „Hohenschwangau" untersagte. Eine kirchenfeindliche Tendenz des Schauspiels soll die Veranlassung zu diesem Befehl gegeben haben, der großes Aufsehen erregte und viel disputirt wurde. Er hat jedenfalls auch das lächerliche, trotzdem in zahlreichen auswärtigen Zeitungen eifrig kolportirte Gerücht hervorgerufen, der Prinz-Regent habe die Aufführungen von — „Nathan der Weise" und „Wallensteins Lager" an unserer Hofbühne verboten. Es hätte wohl kaum des Dementis der General-Intendanz bedurft, um dieses Gerücht zu ersticken; es wäre rasch genug an der eigenen Widersinnigkeit zugrunde gegangen.

Was sonst an Novitäten das Lampenlicht erblickte, ist kaum der Erwähnung werth. Es befindet sich darunter das alte Trauerspiel „Otto von Wittelsbach" von Babo, neu bearbeitet von Wilhelm Buchholz. Herr Buchholz ist Sekretär der hiesigen Intendanz; da es ihm an Talent zu eigener Produktion gebricht, sucht er sich von dem Talent anderer empor zu arbeiten, die vor ihm gelebt haben und sich nicht mehr dagegen wehren können, als Staffeln zu literarischem Ansehen und klingenden Tantièmen benutzt zu werden. Nach seiner Meinung giebt es in der Literatur eine Anzahl Dramen, die mit Unrecht vergessen sind und nur der kundigen Hand eines tüchtigen Bearbeiters bedürfen, um zu neuem Bühnenleben zu erstehen. Wenn man auch im allgemeinen dieser Ansicht beipflichten darf, so regen sich doch um so gewichtigere Zweifel, ob Herr Buchholz diese kundige Hand besitzt. Denn was er uns bisher als Frucht seiner Thätigkeit vorgeführt hat, war nicht geeignet, uns seinen Beruf als Wiedererwecker todter Literaturwerke glaubhaft zu demonstriren: Er begann vor Jahren mit einer verunglückten Bearbeitung von Lederers Lustspiel „Häusliche Wirren", das es dereinst, wie Lederer selbst ironisch davon sagte, wegen des guten Dialogs zu keinem rechten Durchfall hatte bringen können — ein Schicksal, das ihm auch in der Bearbeitung treu blieb. Hierauf folgte eine Bearbeitung des Trauerspiels „Zenobia" von dem kraftgenialen Klein. Trotz der Darstellung der Titelrolle durch die hier vergötterte Klara Ziegler erzielte das Werk nur einen äußerlich lärmenden, keinen warmen inneren Erfolg; es verschwand nach zwei oder drei Aufführungen für immer vom Repertoire. Ebenso erging es der in voriger Saison vorgeführten Bearbeitung von Immermanns Trilogie „Alexis", die Herr Buchholz auf fünf Akte zusammengeschnitten hatte. Sie schläft längst wieder den Schlaf der Gerechten, und die Babosche Tragödie leistet ihr dabei bereits Gesellschaft, denn auch sie ist nach den üblichen drei Achtungsaufführungen auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Aber schon taucht abermals eine Buchholzsche Bearbeitung am Horizont auf, des dänischen Dichters Molbech Drama „Dante". Sie soll im Januar in Scene gehen. Ob es

indeß nach den bisherigen fragwürdigen Erfolgen der Buchholzschen Bearbeitungskunst nicht ersprießlicher für unsere Hofbühne wäre, Mühe, Zeit und Kraft an lohnendere Aufgaben zu wenden, statt sie an diese fruchtlosen Galvanisirungsversuche zu verschwenden: das ist eine Frage, die sich jedem Beobachter unserer Theaterverhältnisse immer lebhafter aufdrängt. Aber man scheint hier maßgebenden Orts eine besondere Vorliebe für derartige Experimente zu haben, denn das Novitäten-Programm der Saison wimmelt von „Bearbeitung", während man die interessanten Novitäten, die draußen im Reich gegeben werden, Wildenbruchs „Neues Gebot" und „Fürst von Verona", Voß' „Alexandra" und „Brigitta", Blumenthals „Schwarzer Schleier" ꝛc., vergeblich sucht. Zunächst folgt eine Bearbeitung der Oedipus-Trilogie des Sophokles, von Adolf Wilbrandt; alsdann eine Bearbeitung des Lustspiels „Die Flibustier" von Clement durch J. Savicz, einem Regisseur unseres Hoftheaters; hierauf eine Bearbeitung des Lope de Vegaschen Lustspiels „König und Bauer" von Dr. Förster, und endlich die schon erwähnte Bearbeitung des Molbechschen „Dante" von Herrn Buchholz.

Ueber alle diese Bearbeitungen sowie über die Flut der Konzerte und so manches andere müssen wir uns Bericht für unsern nächsten Brief versparen, um heute die Geduld der Leser nicht allzu sehr in Anspruch zu nehmen. St.

Wiener Brief.

Vor allem meine schönen Leserinnen und kritisirenden Leser dürfen Sie mir nicht zürnen, wenn ich alles, was ich Ihnen zu sagen habe, nur im Lapidarstil hinwerfe, denn ich habe Ihnen viel zu sagen und eine verehrliche Redaction sieht sich bemüßigt, mir wegen Stoffüberfluß und Raummangel, wenig Platz zuzuweisen, was dem Berichterstatter unter zehn Fällen neunmal die Laune verdirbt. Ich aber bin lammfromm und mache mich guter Dinge rasch ans Werk.

Im „Christkindlmonat" ist es doch wohl erlaubt mit einigen Strichen den Weihnachtsmarkt zu skizziren; jener für die eleganten Leute befindet sich im österreichischen Museum, dem umfangreichen Bau am Stubenring, in welchem zweimal im Jahr, alles was das Kunstgewerbe Sehenswerthes bietet, ausgestellt wird und überdies man alljährlich noch eine Weihnachtsexposition liefert. Schöne Dinge haben auch Sie in Ihrer sächsischen Heimat in Hülle und Fülle; ich begnüge mich also damit Ihnen von einigen Wiener Spezialitäten zu erzählen; an Fächern finden Sie da wahre Prachtexemplare, in Schildkrot, Elfenbein und eingelegter Schnitzarbeit mit prächtigen Pfauenfedern oder echten Spitzen überspannt, wohl auch mit feinster Gazemalerei. Stellmachers Elfenbeinporzellan präsentirt sich uns in neuer Form und Zeichnung, Silberfiligranarbeiten und Goldfiligranschmuck ist in allen Formen und Gestalten zu schauen. Das reizendste an Schmuck sind aber die mit Gold eingelegten Nieloarbeiten, welche in dieser Goldeinlegung eine österreichische Novität sind, die sich bisher hauptsächlich in Paris eingebürgert. Unter den Glaswaaren sind die Wienertypen, Wein-, Wasser- und Biertrinkgläser, auf denen urwüchsige Wienergestalten, wie die „Fratschlerin vom Stand", der „Wagenausrufer" ꝛc.

in Farbe gemalt sind, eine verhältnißmäßig neue Erscheinung; ihnen würdig zur Seite stehen die Charakterköpfe aus Terracotta, welche zu dem Besten gehören, was wir in dieser Art gesehen. Im ganzen genommen, ist die diesjährige Ausstellung reichbeschickt und sehr befriedigend.

Der Nicolo- und Christkindlmarkt am Hof, auf welchem das ärmere Bürgerthum, der ärmere Arbeiterstand seinen Bedarf für die Kinderwelt einkauft, ist bis jetzt ungleich anderer Jahre höchst mesquin. Im Interesse der Kleinen wünschen wir, daß es besser werde.

Im Kunstverein auf der Tuchlauben wirkt die Abendausstellung der König Ludwig-Bilder sensationell; dieselbe spricht stumm und doch beredt dafür, wie umnachtet der Geist jenes Mannes gewesen sein müsse, welcher Phantomen nachjagte, anstatt die erhabene Aufgabe zu erkennen, die darin liegt ein Volk zu regieren und zu beglücken. In dieser Ausstellung findet sich ein Porträt des Königs aus gesunderen Tagen, dann sein Bildniß als Leiche; ferner König Ludwig als Schwanenritter, König Ludwig in der blauen Grotte und die Schlösser Linderhof, Berg und Herrenchiemsee nebst einigen allegorischen Bildern. Weit erquicklicher ist die in der gleichen Exposition zur Ausstellung gebrachte Bilderkollektion von Jozsi Koppay in München. Zum großen Theil Kindergemälde, von denen einige geradezu mustergiltige Pastells sind. Die Weihnachtsausstellung im Künstlerhause ist sehr klein und hat außer einigen hübschen Soldatenbildern von Friedländer und Beres, dann Blumenstücken von Wiesinger Florian und Mimigerodes „Zigeunerin" wenig nennenswerthes zu bieten; prächtig ist dagegen die ebenfalls im Künstlerhause veranstaltete Ausstellung des Aquarellistenklubs, welche reizende Arbeiten von Fröschl, Trentin, Fiedler, Münch, Bellinghausen und anderen enthält. Wir würden gerne länger bei derselben verweilen, aber der Raum, der leidige Raum!

Die Theater haben sammt und sonders Novitäten zu verzeichnen; im Opernhause Karl Goldmarks Oper „Merlin", zu der Siegfried Lipiner das Libretto geschrieben und die glänzenden Erfolg erzielte. Sowohl die Oper an sich, als auch die Inscenirung und Ausführung war musterhaft. Im Burgtheater fand das Lustspiel „Griechisches Feuer" eigentlich nur einen Achtungserfolg, der mehr der künstlerischen Darstellung, als dem Stücke selbst, dessen Autor Oskar Justinus, zu danken ist. Die Wiener Operette hat in dieser Saison große Erfolge zu verzeichnen. Im Karltheater erlebte der „Vagabund" Operette von Zeller, eine ganz respektable Anzahl von Aufführungen und erntete verdienten Erfolg. Auch Valabregues Lustspiel „Eheglück" wurde beifällig aufgenommen. Im Theater an der Wien bezweckt „Der Hofnarr" gefüllte Häuser; und mit vollem Rechte. Die Musik von Müller, das Libretto von Wittmann, die Hauptrollen der Herren Girardi und Streitmann, sowie der Fräulein Zimmermann und Stein, all' dies ist ausgezeichnet.

Am Vorlesetisch macht sich dieses Jahr Hofschauspieler Josef Lewinsky ganz besonders bemerkbar; er ist unermüdlich in dem, was er leistet und das Wie seiner Leistung ist stets mustergiltig; dabei versetzt er uns durch die Kraft und Ausdauer, durch die Stärke und Modulationsfähigkeit seines Organs immer von neuem in Erstaunen.

Drei der längsten Gesänge der Odyssee oder den ganzen „Trompeter von Säkkingen“ mit verhältnißmäßig sehr geringen Kürzungen, an einem Abend zu lesen, das ist eigentlich mehr, als man von einer normal veranlagten Kehle erwarten kann. Lewinsky aber hat es doch zustande gebracht und mit gewohnter Meisterschaft.

Wien ist, seit wir uns zuletzt an dieser Stelle begegnet, um einen Poeten ärmer geworden, Leopold Kampert hat nach langen Leiden für immer die Augen geschlossen und sein Vaterland verliert an ihm ein echtes Talent. Viel zu reden giebt das neue Buch des Kronprinzen „Jagden und Beobachtungen“, welches denselben als wahren Naturfreund charakterisirt; was uns übrigens keine neuartige Entdeckung. Schon wieder haben wir zwei neue Zeitschriften zu verzeichnen; „Die elegante Welt“ ein vornehmes illustrirtes Blatt und „Der Frauenfeind“ eine Monatsschrift, herausgegeben von Ferdinand Groß, welche viel Staub aufwirbeln dürfte, dem gegenüber sich eine Unzahl von Frauen in die Defensive stellen, ohne daß hierzu die Nothwendigkeit vorhanden wäre; denn eigentlich wird in dieser Zeitschrift ganz vernünftig für die vernünftige Emanzipation der Frau plädirt und nur der Stab gebrochen über Schwächen und Mißbräuche, die in der That besser nicht vorhanden wären. Und da ich nun, wenn auch flüchtig, Ihnen alles erzählt, was es von hier zu erzählen giebt, so rufe ich Ihnen ein herzliches Prosit Neujahr zu und will's Gott „Auf Wiedersehen anno 1887“.

Max v. Weißenthurn.

Das Marlboroughlied.

Dieses berühmte Lied wurde im Jahre 1709 nach der Schlacht bei Malplaquet, nicht aber nach dem im Jahr 1722 erfolgten Tode des John Churchill, Herzogs von Marlborough, wie einige kritische Kommentatoren behaupten wollen, gedichtet. In jener Schlacht hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, der Herzog sei im Handgemenge umgekommen und es scheint, daß irgend ein munterer Sänger ihm dieses Trauerspiel sogleich dichtete. Letzteres überlebte indeß den Helden von Malplaquet nicht; es erhielt sich nur durch Ueberlieferung in einigen Provinzen, wohin es wahrscheinlich die Krieger der Villaes und Boufflees gebracht hatten. Aber plötzlich erklang es wieder im Jahre 1781 von einem Ende des Reichs zum andern. Die Königin Marie Antoinette schenkte der Welt einen Dauphin, welchem eine Bäuerin, namens Madame Poitrine, zur Amme bestimmt wurde, weil diese vor andern sich durch Gesundheit und heitere Laune auszeichnete. Wenn Madame Poitrine den königlichen Sprößling wiegte, sang sie dazu, und der Prinz öffnete die Augen bei dem großen Namen Marlboroughs. Dieser Name, die naiven Worte dieses Liedes, die Sonderbarkeit der Wiederholungsverse und die rührende Einfachheit der Gesangsweise überraschten die Königin, und diese behielt sowohl Dichtung als Weise in ihrem Gedächtnisse. Die ganze Welt sang es nun ihr nach, und der König selbst verschmähte es nicht, zuweilen sein „Marlborough c'en va-t-en guerre“, anzustimmen. Marlborough erscholl es jetzt von den Gemächern des Schlosses Versailles bis herab zu den Küchen und Ställen; das Marlboroughlied machte Furore bei Hofe und als es

sich nun auch die Pariser Bürgerwelt angeeignet hatte, zog es von Stadt zu Stadt, von einer Provinz zur andern, bis es endlich nach England wanderte, wo es bald ebenso volksthümlich wurde, wie in Frankreich. Goethe, der damals in Frankreich reiste, fühlte sich von dem allgemeinen Mironton-Konzerte so betäubt, daß er einen förmlichen Haß auf Marlborough warf, weil er die unschuldige Veranlassung zu dieser Gesangsepidemie geworden war. Marlborough gab nun seinen Namen den Moden, den Stoffen, dem Kopfputze, den Wagen, den Ragouts ꝛc. Marlboroughs Name war bei allen Dingen zu finden. Der Inhalt des Liedes wurde auf Balken, Fächer und Schirme gemalt, auf Tapeten und Möbel gestickt, in Metall und Edelsteine gestochen und erschien unter allen Formen und in allen Arten. Diese Marlboroughwuth dauerte mehrere Jahre lang, und es bedurfte nichts geringeres, als den Sturz der Bastille, um den allgemeinen Lärm zu ersticken, welchen ein kleines Lied erregt hatte. Die vor längeren Jahren angestellten Forschungen nach dem Ursprung der eben so kriegerischen als schwermüthigen Melodie, welche Napoleon, ungeachtet seiner Abneigung gegen die Tonkunst, jederzeit laut anstimmte, so oft er sein Roß bestieg, um in das Feld zu ziehen, sind fruchtlos geblieben, und Chateaubriands Meinung, die Melodie möge dieselbe sein, welche Gottfried von Bouillons Kreuzfahrer vor den Mauern Jerusalems gesungen, um ihren Muth zur Befreiung der heiligen Stadt des Grabes Christi anzufeuern, kann kaum einen Glauben verdienen, da sie, aller historischen Beweise ermangelnd, auch nur Meinung geblieben ist. Noch jetzt soll sie von den Arabern gesungen werden, und man behauptet sogar, ihre Vorfahren hätten sie in der Schlacht bei Massoure gelernt, wo die Waffenbrüder des Herrn von Joinville dieselbe zu dem Klirren ihrer Schilder und zu dem volksthümlichen Schlachtenrufe: „Montjoie Saint Denis!“ gesungen haben.

Kippsachen.

Hegel und Görres. Im Jahre 1800 gab Hegel in Jena eine Abhandlung heraus, in der er aus aprioriſchen Gründen zu beweiſen ſuchte, daß es nicht mehr und nicht weniger als 7 Planeten geben könne (der Uranus war damals ſchon entdeckt). Unmittelbar darauf verkündeten die Zeitungen, daß es einem der praktiſchen Naturforſcher, welche die Naturphiloſophen immer mit einer Art von Verachtung angeſehen haben, gelungen wäre, einen Planeten zu entdecken, die Ceres, in der erſten Nacht des neuen Jahrhunderts. Damit war jener Beweis von der Nothwendigkeit von nur 7 Planeten vollſtändig widerlegt. Man weiß, daß ſeit jener Zeit die Zahl der Planeten ſchon weit über anderthalb Hundert geſtiegen iſt und daß immer noch neue entdeckt werden. Nicht viel beſſer wie Hegel ging es einmal dem bekannten Naturphiloſophen und Myſtiker Görres. Er wurde im Jahre 1807 oder 1809 mit einer Kommiſſion von Coblenz nach Paris geſandt. Bei der Vorſtellung der Deputation fiel dem Kaiſer der wunderbar geſtaltete Mann mit den flammenden Haaren auf; er ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein und erfuhr, daß er ſich auf die deutſche Naturphiloſophie gelegt habe. Das reizte die Neugier Napoleons; er forderte ihn daher auf, an einem der folgenden Abende einen kurzen Abriß der neuen Wiſſenſchaft vorzutragen. Görres wußte, daß der Kaiſer, wie die Franzoſen überhaupt, die Anſchauung liebte: er hatte deßhalb eine Tabelle angefertigt, welche die Ueberſchrift trug: „L'Absolu“ Er fing an zu dociren. Anfangs hörte der Kaiſer mit Aufmerkſamkeit zu, aber, nachdem noch nicht 10 Minuten verfloſſen waren, ergriff er eine Bleifeder, trat haſtig

an die Tafel, wo das Tableau aufgehängt war, und machte einen Strich hindurch, indem er sagte: „Tout cela n'est rien", und den deutschen idealistischen Träumer nach Hause schickte. Dr. A. Berghaus.

Consuetudo est altera natura. Wie der Bauer mit ganzer Seele an dem von seinen Voreltern ererbten Grundstück hängt, so hängt auch sein Geist standhaft und beharrlich an den von seinen Ahnen überkommenen Gewohnheiten. Bezeichnender in dieser Hinsicht kann wohl nichts sein, als die von Lloyd Jones (Ludlow and Lloyd Jones, the progress of the working classes, London 1867) erzählte Anekdote. Ein Grundbesitzer, Lawson von Carlisle, machte seinen 11 Arbeitern den Antrag, sich durch Wahl darüber zu entscheiden, ob sie miteinander eine Kooperation schließen, oder ob jeder von ihnen für sich bleiben wolle; er stellte zwei Gefäße auf, eines mit der Ueberschrift: „Jeder für sich" und das andere mit der Ueberschrift: „Kooperation"; die 11 sollten nun mit Kugeln abstimmen. Richtig! 10 Kugeln fielen in das Gefäß mit der Ueberschrift: „Every man for himself", nur ein einziger stimmte für „Cooperation". Dr. A. B.

Liszt-Anekdoten. Im Jahre 1884 waren Liszt und Rubinstein in einer aristokratischen Wiener Gesellschaft anwesend, bei welcher Gelegenheit letzterer von einer Dame um ein Autograph angegangen wurde. Der ohne Zweifel von exaltirten Verehrern mit ähnlichen Bitten zu oft behelligte Tonkünstler zog eine Visitenkarte aus der Tasche und übergab sie stillschweigend der enttäuschten und verwunderten Sammlerin, die sich nun mit demselben Wunsche an Liszt wandte. Der galante Abbé sah ein, daß die Dame sich von einer einfachen Visitenkarte nicht befriedigt fühlen könnte, erbat sich die Karte seines berühmten Kollegen und schrieb unter den lithographirten Namen „Antoine Rubinstein" die Zeile „et son admirateur F. Liszt", seinem Autograph und gleichzeitig auch der Karte Rubinsteins einen erhöhten Werth verleihend. In weniger galanter Laune scheint Liszt gewesen zu sein, als er einer jungen Dame, welche ihm etwas vorsingen sollte, aber sich fort und fort zierte und noch im letzten Momente in die Worte ausbrach: „Ach, theuerer Meister, wie ich mich fürchte!" laut entgegnete: „Und ich erst!" — Dem Pianisten Karl R., der sich ohne besondere Berechtigung auf seine Technik viel einbildete und alle seine Virtuosenstückchen ostentativ weit schwieriger erscheinen ließ, als sie in Wirklichkeit waren, sagte Liszt einmal, ihm auf die Schulter klopfend: „Es ist erstaunlich, Sie überwinden wahrlich die leichtesten Dinge mit den größten Schwierigkeiten!" — Als einst in einer aus Künstlern und Schriftstellern bestehenden Gesellschaft die Rede auf die Eigenthümlichkeiten gewisser Literaten und Komponisten kam und jemand erzählte, daß Johann Strauß alle seine Noten zuerst mit Bleistift schreibe, erwiderte Liszt: „Dafür benützen aber seine Librettisten die Kopir-Tinte!" — Als der verstorbene Karl Tausig einmal in Geldverlegenheit war, verkaufte er die Partitur von Liszts „Faust" und einen Haufen eigener Noten für fünf Thaler. Der Organist Gottschalg, der zufällig davon hörte, kaufte sie sofort zurück und ging zu Liszt, in der Absicht, ihm zu sagen, daß er die Partitur habe. Zufällig hatte am selben Tage der Verleger um dieselbe geschrieben und Liszt suchte überall nach und kehrte schier das ganze Haus um. Er befand sich in einer entsetzlichen Stimmung, weil die Partitur natürlich nirgends zu finden war. „Die Arbeit eines ganzen Jahres verloren," rief er und war in solcher Wuth, daß er, als Gottschalg ihn zum dritten Male fragte, wonach er suchte, sich umwandte, mit den Füßen stampfte und sagte: „Sie verwünschter Kerl, können Sie mich nicht im Frieden lassen, müssen Sie mich mit Ihren dummen Fragen quälen?" Gottschalg wußte wohl, was fehlte, aber wollte seinen kleinen Scherz haben. Endlich hatte er Mitleid mit Liszt und sagte: „Herr Doktor, ich weiß, was Sie verloren haben, die Partitur von ‚Faust'. — „O," sagte Liszt, augenblicklich seinen Ton ändernd, „wissen Sie etwas von ihr? — „Natürlich" erwiderte Gottschalg, und erzählte Tausigs Streich und wie er das Manuskript wieder erlangt habe. — „Wir sind gerettet, Gottschalg hat uns gerettet," rief nun Liszt, außer sich vor Freude, aus. Nun sollte man denken, daß es jetzt zwischen Liszt und Tausig aus gewesen wäre. Das war nun aber nicht der Fall. Wenige Tage später war Tausigs Geburtstag. Madame C. nahm Gottschalg beiseite und bat ihn, die Sache mit den gestohlenen Noten fallen zu lassen, denn Liszt hänge so sehr an seinem besten Schüler Karl (Tausig), daß er die Geschichte zu vergessen wünsche. Kurz, Liszt küßte Tausig, gratulirte ihm zu seinem Geburtstag nnd sagte: „Du

wirst entweder ein großer Lump, oder ein großer Meister, mein kleiner Karl." — Während seines zweiten Aufenthaltes in Petersburg wurde Liszt vom Kaiser Nikolaus zu einem Feste geladen, bei welcher Gelegenheit ihn der Zar ersuchte, etwas vorzutragen. Der Künstler setzte sich an den Flügel und begann. Mitten im Spiel fiel sein Blick auf den Zaren, der sich, statt dem Spiele zu folgen, mit einem seiner Generale unterhielt. Liszt spielte noch einige Minuten weiter, da der Kaiser aber nicht aufhörte zu sprechen, brach er plötzlich mitten im Vortrage ab und stand auf. Natürlich verursachte das nicht geringe Verwunderung. Zar Nikolaus ließ fragen, was den Meister an der Fortsetzung des Spiels gehindert. „O," gab Liszt zur Antwort, „wenn Seine Majestät spricht, hat jeder andere zu schweigen." Darauf verließ er den Saal. Der Kaiser zeigte sich dem Künstler gegenüber gar nicht verletzt, sondern schickte ihm sogar am nächsten Morgen ein kostbares Geschenk.

Salon-Büchertisch.

In freier Luft. Drei Novellen von Gerhard Walter. Verlag der Deichert'schen Verlagsbuchhandlung in Erlangen. Ein liebenswürdiges Erzählertalent, das sich seine Stoffe weit vom Gewühl großer Städte sucht und deren Schlichtheit durch viel Poesie und Innigkeit uns lieb zu machen weiß, tritt uns in diesem Buche entgegen. Eine echte, nirgends aufdringlich und tendenziös auftretende Frömmigkeit durchweht das Ganze. Die hübscheste der Erzählungen ist die zweite, welche in Tagebuchform die Herzenskämpfe und das endliche Glück eines jungen Landpfarrers schildert, der zuvor als Husarenoffizier im engsten Konnex mit der Welt und der feinen Gesellschaft gestanden hat und nun erst durch die glückliche Liebe zu der reizenden Tochter eines Kollegen den Zwiespalt zwischen seinen glänzenden Erinnerungen und der Gegenwart freudig ertragen lernt. In der dritten Novelle „Im Walde" hebt der Verfasser die Liebenswürdigkeit seiner Heldin, einer adeligen Gutsherrin, zu sehr auf Kosten der allzu unliebenswürdig gezeichneten Constanze, die er ersterer gegenüber stellt, hervor. Harmloseren Lesern, namentlich jungen Mädchen, wird das Buch, das sich als Christgeschenk eignet, viel Freude machen.

Das Frauenherz. Was haben die Männer über das arme Frauenherz nicht geredet und geschrieben? was haben sie ihm nicht Böses nachgesagt? was haben sie darüber gespottet? Das zarte Ding muß doch eine sonderbare Macht ausüben, wie würden sonst die Herren der Schöpfung sich unablässig damit abquälen, das Räthsel zu entziffern, das den Namen „Frauenherz" führt! Ja wohl, es giebt ihnen Nüsse aufzuknacken, an denen sich schon mancher die Zähne verdorben hat. Das starke Geschlecht ist eben durchaus nicht so stark, wie es aussieht; muß es doch erst von den Frauen erzogen werden, nicht nur aufgezogen, sondern auch erzogen. Einer von den Herren hat es selbst gesagt, sein Buch heißt: „Das Frauenherz. Lebensbilder und Dichtungen von Herman Semmig. Leipzig, Verlag von E. Kempe." Welche von meinen Mitschwestern es noch nicht gelesen hat, die hole es sich ja, um zu erfahren, wie demüthig die Männer vor uns stehen sollten; eine jede sollte es ihrem Bräutigam oder simplen Verehrer, ihrem Bruder, ihrem Gatten schenken, damit die Herren Achtung vor uns bekommen, denn soviel gutes ist uns noch selten nachgesagt worden, wie in diesem Buche von Herman Semmig.

Ganz originell z. B. ist, was er darin über die erste Liebe sagt. Ich übergehe seine Schilderung von dem, was „das zarte Fräulein" dabei empfindet, obgleich sich die Geschichte recht artig liest; denn das wissen wir ja alle so gut wie er. Aber pikant für uns ist die Schilderung der ersten Liebe, die das Mädchen einflößt, die des Jünglings zum Mädchen, und hier müssen wir doch dem Herrn Verfasser glauben, denn er hat ja die Geschichte selbst erlebt. Der Beruf der Frau ist die Erziehung, sagt der Verfasser, und, fährt er fort, „diesen Beruf erfüllt sie schon als Mädchen durch den ersten Eindruck, den sie auf den Mann — Knaben oder Jüngling — macht; in der ersten Liebe erhält der Jüngling, nach der mütterlichen, seine zweite Erziehung durch das weibliche Geschlecht. Denn das ist das Erhabene, das Geniale an dem Weibe, daß es mit seinem Berufe fertig geboren wird; jeder Mann muß erst erzogen werden, das Weib ist geborene Erzieherin; sie kann die Fähigkeit

für ihren Beruf noch vielfach ausbilden und stärken, aber an und für sich wird sie als das geboren, was sie sein soll . . ."

„Es ist nicht ein Mann, auf den nicht die erste Liebe einen veredelnden Einfluß ausgeübt hätte, in dessen Herzen sie nicht nachklänge wie ein Ruf aus einer höheren idealen Welt, der nachzustreben er nicht wenigstens einmal im Leben beschlossen hätte. Und wie jeder Mann bei der Erinnerung an den beseligenden Eindruck, den die erste Liebe auf ihn gemacht hat, unwillkürlich ein Gefühl des Dankes und der Verehrung für das weibliche Geschlecht empfindet, so floß mir auch, während ich die Entwickelung der erwachenden Gefühle des Mädchens schilderte, unwillkürlich mit der eigenen Erinnerung folgendes Lied in die Feder:

Die erste Liebe.

Du süße, du erste Liebe,
Du erster Morgenstrahl
In meiner Kindesseele,
Ich segne dich tausendmal.
Es hat seitdem die Sonne
Mit voller schimmernder Pracht
Wohl aus den schönsten Augen
Mich wonnig angelacht.
Und dennoch denk' ich dankend,
Wie an ein erstes Glück,
An dich, du erste Liebe,
Du Morgenroth, zurück.

Du zarte erste Liebe,
Du erstes Veilchen im Thal,
Das ich gepflückt im Leben,
Ich segne Dich tausendmal.
Es sind noch schön're Blumen
Auf meinem Pfad erblüht,
Es hat die schönste Rose
Am Herzen mir geglüht.
Du liegst verwelkt schon lange
In meinem Tagebuch
Und hast es doch durchduftet
Mit deinem Wohlgeruch.

Du holde, du erste Liebe,
Du liebliches Lerchenlied,
Darauf im Lenz des Lebens
Die Seele gen Himmel flieht!
Es hat sich in schmelzendern Klängen
Seitdem mein Herz berauscht,
Es hat in seligen Tagen
Der Nachtigall gelauscht.
Und doch vergißt es nimmer,
O, nimmer den ersten Flug,
Der es hinauf zum Himmel
Im Arme der Liebe trug.

Du wonnige erste Liebe,
Nein, dein vergeß' ich nicht:
Im sanften Sternenschimmer,
Im heiteren Sonnenlicht,
Im duftenden Blumengarten,
Im Nachtigallenhain,
Du erstes Glück im Leben,
Umpurpurt vom Frühbrothschein,
Aus kindlichem Mädchenauge
Du erster Morgenstrahl,
Der meine Seele erleuchtet,
Ich segne Dich tausendmal."

So, den Männern sollten wir Frauen dies Buch in die Hände geben, damit sie die Achtung vor den Frauenherzen nicht verlieren. Fehlerlos sind auch wir nicht; aber daß wir dabei noch so viel gute Eigenschaften haben, wie uns Herman Semmig*) nachrühmt, das hätten wir in unserer Bescheidenheit selbst nicht vermuthet, denn bescheiden sind wir: die Demuth ist weiblich, der Hochmuth ist männlich. Eva.

*) An dieser Stelle möge ein Passus aus einem Briefe des Verfassers an den Redacteur dieses Journals Platz finden: Im September des Jahres 1886 wurde J. Kerners 100jähriger Geburtstag gefeiert, Justinus Kerner hat die „Weibertreu" in Weinsberg, nämlich die sogenannte Burg, wieder restauriren lassen; der schwäbischen Weibertreu habe ich die sächsische entgegengestellt. J. Kerner hat aber in seinem freundlichen Briefe meinen Zweifel an der historischen Wahrheit des Weinsberger Ereignisses zerstreut, und um vor den Schwäbinnen Abbitte zu thun, habe ich nicht nur diesen Brief in meinem Buche abgedruckt, sondern auch zur 100jährigen Geburtstagfeier ein Exemplar des Buches mit eingeschriebener Widmung nach Weinsberg geschickt, um es einer Weinsberger Braut überreichen zu lassen. Die Berichterstatter über jene Feier haben aber nichts davon erwähnt.

Unser Bildertisch.

Kommt zu Tische! (Mit Illustration.) Giebt es eine reizendere, vielversprechendere Situation, als die auf unserm Bildchen dargestellte, holde Leserin? Die Tafel ist mit dem wundervollsten, schneeig weißen Linnen gedeckt und das ganze zierlich-vornehme Arrangement derselben läßt auf den feinen Sinn der Hausfrau schließen. Zu einem Menu von mehreren Gängen laden die blau gemusterten Teller ein, während eine Reihe verschieden geformter Gläser vom kleinen Likörkrystall bis zum Champagnerspitzglase eine ganze Perspektive edler Weine vom Xeres bis zum

vor den Blicken des Gastes enthüllt; auch die Fruchtschale [illegible] Ungar- und Malagatrauben sind nicht allein köstlich anzusehen, [illegible] köstlicher Genuß und dann die geistvolle Unterhaltung bei Tische, [illegible] einfachen-vornehmen Räumen! „Und es umzieht Dich bald behaglich [illegible] wird Dir's ganz unsaglich!" sagt ein neuerer Dichter bei einer [illegible] Gelegenheit! Solches denkend, weilt man vor Beginn des Diners im [illegible] der Hausfrau, deren blondes Töchterchen Trudchen geschäftig hin- und hereilt [illegible] den Rapport zwischen Küche und Salon unterhält, in welchem, in leichter Konversation begriffen, die Mama weilt. Da erschallt es laut und jubelnd durch die [illegible]: Zu Tische! Zu Tische!" Und die Portière zu dem Speisezimmer zertheilen [illegible] paar rosig-frische runde Aermchen, ein holdes lebensprühendes bildhübsches Blondköpfchen, geziert mit blauen Seidenschleifen, wird sichtbar und wieder klingt's: „Mama, zu Tische, zu Tische!" Das ist wirklich für das Ohr des Gourmands die reinste Musik, die reizvolle Introduktion zu einer kulinarischen Symphonie, deren einzelne Sätze vom Allegro bis zum Scherzo — natürlich die Gänge des Menus sind. Die Hausfrau giebt das Zeichen zum Aufbruch. Ihren Arm, meine holde Leserin! Und wenn wir beim Dessert in einer Krachmandel zwei Kerne nebeneinander gebettet finden, dann schmausen wir ein Vielliebchen und beginnen dann das holde drollige Geplänkel, wer zuerst sagt: „J'y pense!" Aber vorläufig sind wir noch nicht soweit und zunächst heißt es: „Gesegnete Mahlzeit!" —x

Mutterliebe.

(Mit Illustration.)

Wie die Mutter ihren Liebling
Schaukelnd auf dem Arme hält!
Wie sie freudig und zufrieden
Blickt hinein in Gottes Welt!

Welches Kosen, welches Tändeln,
Lacht das Kindlein, welche Lust!
Fest und innig drückt die Mutter
Ihren Liebling an die Brust.

Mutterherz, du treues, reines,
Ja! Dein Glück ist grenzenlos!
Mutterherz, du hohes, heil'ges,
Deine Lieb' ist riesengroß!

Wilhelm Kunze.

Zur Biographie der Hirsche und Rehe tragen unsere beiden letzten Bilder illustrativ bei. Sie zeigen die schönen Thiere in der Brunft- und in der Fegezeit. Der Rehbock fegt den Bast, der an seinem Geweih sitzt, ab. Die abfallenden Stücke sind das Gefege und der Jäger nennt das die Himmelsspur, wenn der Rehbock Merkmale beim Fegen an Bäumen zurückgelassen hat. Für den Thierfreund ist die Brunftzeit des Hirsches sehr merkwürdig. Schon gegen Ende des Augusts, wenn die Hirsche am feistesten sind, erwachen in den stärksten die Triebe zur Brunft. Sie äußern dies durch ihr Schreien — ein Laut, der dem Jäger angenehm, dem musikalischen Ohr aber nichts weniger als schmeichelnd ist — welches macht, daß ihnen gleich anfangs der Hals anschwillt. Abends und morgens ertönt der Wald vom Geschrei der Brunfthirsche, welche sich jetzt kaum den Genuß des nöthigen Geäses und nur zuweilen Abkühlung in einer benachbarten Suhle oder Quelle, wohin die Thiere sie begleiten müssen, gestatten. Andere, aber weniger glückliche Nebenbuhler beantworten neidisch das Geschrei. Mit dem Vorsatz, alles zu wagen, um durch Tapferkeit oder List sich an die Stelle jener zu setzen, nahen sie sich. Kaum erblickt der beim Wilde stehende Hirsch einen anderen, so stellt er sich, glühend vor Eifersucht, ihm entgegen. Jetzt beginnt ein Kampf, welcher oft einem der Streitenden, nicht selten beiden, das Leben kostet. Wüthend gehen sie mit gesenktem Gehörn auf einander los, und suchen sich mit bewundernswürdiger Gewandtheit wechselweise anzugreifen oder zu vertheidigen. Weit erschallt im Walde das Zusammenschlagen der Geweihe, und wehe dem Theile, welcher aus Altersschwäche oder sonst zufällig eine Blöße giebt! Sicher benutzt diese der Gegner, um ihm mit den scharfen Ecken der Augensprossen eine Wunde beizubringen. Man hat Beispiele, daß die Geweihe beim Kampfe sich so fest ineinander verschlungen hatten, daß der Tod beider Hirsche die Folge dieses Zufalles war, und auch dann vermochte keine menschliche Kraft, sie ohne Verletzung der Enden zu trennen.

Neueſte Moden.

Nr. 1. Filzhut.

Der ſehr hohe Kopf des ſmaragdgrünen Hutes hat eine, an der Seite breite, gleichfarbig eingefaßte und hochaufgeſchlagene Krempe, welche auf der andern Seite nur wenig umgebogen iſt. Der Hut iſt vorn ſehr hochſtehend, von mit kleinen

Nr. 1. Filzhut.

hochfeinen Dombechant vor den Blicken des Gastes enthüllt; auch die Fruchtschale mit den wundervollen Ungar- und Malagatrauben sind nicht allein köstlich anzusehen, sondern auch ein köstlicher Genuß und dann die geistvolle Unterhaltung bei Tische, in den behaglich einfachen-vornehmen Räumen! „Und es umzieht Dich bald behaglich und wohlig wird Dir's ganz unsaglich!" sagt ein neuerer Dichter bei einer ähnlich Gelegenheit! Solches denkend, weilt man vor Beginn des Diners im Salon der Hausfrau, deren blondes Töchterchen Trudchen geschäftig hin- und hereilt und den Rapport zwischen Küche und Salon unterhält, in welchem, in leichter Konversation begriffen, die Mama weilt. Da erschallt es laut und jubelnd durch die Räume: Zu Tische! Zu Tische!" Und die Portière zu dem Speisezimmer zertheilen ein paar rosig-frische runde Aermchen, ein holdes lebensprühendes bildhübsches Blondköpfchen, geziert mit blauen Seidenschleifen, wird sichtbar und wieder klingt's: „Mama, zu Tische, zu Tische!" Das ist wirklich für das Ohr des Gourmands die reinste Musik, die reizvolle Introduktion zu einer kulinarischen Symphonie, deren einzelne Sätze vom Allegro bis zum Scherzo — natürlich die Gänge des Menus sind. Die Hausfrau giebt das Zeichen zum Aufbruch. Ihren Arm, meine holde Leserin! Und wenn wir beim Dessert in einer Krachmandel zwei Kerne nebeneinander gebettet finden, dann schmausen wir ein Vielliebchen und beginnen dann das holde drollige Geplänkel, wer zuerst sagt: „J'y pense!" Aber vorläufig sind wir noch nicht soweit und zunächst heißt es: „Gesegnete Mahlzeit!" —x

Mutterliebe.

(Mit Illustration.)

Wie die Mutter ihren Liebling
Schaukelnd auf dem Arme hält!
Wie sie freudig und zufrieden
Blickt hinein in Gottes Welt!

Welches Kosen, welches Tändeln,
Lacht das Kindlein, welche Lust!
Fest und innig drückt die Mutter
Ihren Liebling an die Brust.

Mutterherz, du treues, reines,
Ja! Dein Glück ist grenzenlos!
Mutterherz, du hohes, heil'ges,
Deine Lieb' ist riesengroß!

Wilhelm Kunze.

Zur Biographie der Hirsche und Rehe tragen unsere beiden letzten Bilder illustrativ bei. Sie zeigen die schönen Thiere in der Brunft- und in der Fegezeit. Der Rehbock fegt den Bast, der an seinem Geweih sitzt, ab. Die abfallenden Stücke sind das Gefege und der Jäger nennt das die Himmelsspur, wenn der Rehbock Merkmale beim Fegen an Bäumen zurückgelassen hat. Für den Thierfreund ist die Brunftzeit des Hirsches sehr merkwürdig. Schon gegen Ende des Augusts, wenn die Hirsche am feistesten sind, erwachen in den stärksten die Triebe zur Brunft. Sie äußern dies durch ihr Schreien — ein Laut, der dem Jäger angenehm, dem musikalischen Ohr aber nichts weniger als schmeichelnd ist — welches macht, daß ihnen gleich anfangs der Hals anschwillt. Abends und morgens ertönt der Wald vom Geschrei der Brunfthirsche, welche sich jetzt kaum den Genuß des nöthigen Geäses und nur zuweilen Abkühlung in einer benachbarten Suhle oder Quelle, wohin die Thiere sie begleiten müssen, gestatten. Andere, aber weniger glückliche Nebenbuhler beantworten neidisch das Geschrei. Mit dem Vorsatz, alles zu wagen, um durch Tapferkeit oder List sich an die Stelle jener zu setzen, nahen sie sich. Kaum erblickt der beim Wilde stehende Hirsch einen anderen, so stellt er sich, glühend vor Eifersucht, ihm entgegen. Jetzt beginnt ein Kampf, welcher oft einem der Streitenden, nicht selten beiden, das Leben kostet. Wüthend gehen sie mit gesenktem Gehörn auf einander los, und suchen sich mit bewundernswürdiger Gewandtheit wechselweise anzugreifen oder zu vertheidigen. Weit erschallt im Walde das Zusammenschlagen der Geweihe, und wehe dem Theile, welcher aus Altersschwäche oder sonst zufällig eine Blöße giebt! Sicher benutzt diese der Gegner, um ihm mit den scharfen Ecken der Augensprossen eine Wunde beizubringen. Man hat Beispiele, daß die Geweihe beim Kampfe sich so fest ineinander verschlungen hatten, daß der Tod beider Hirsche die Folge dieses Zufalles war, und auch dann vermochte keine menschliche Kraft, sie ohne Verletzung der Enden zu trennen.

Neueſte Moden.

Nr. 1. Filzhut.

Der ſehr hohe Kopf des ſmaragdgrünen Hutes hat eine, an der Seite breite, gleichfarbig eingefaßte und hochaufgeſchlagene Krempe, welche auf der andern Seite nur wenig umgebogen iſt. Der Hut iſt vorn ſehr hochſtehend, von mit kleinen

Nr. 1. Filzhut.

Tupfen versehenen Bandschleifen und Puffen nebst Federn und Büscheln von flaschengrüner Farbe verziert.

Nr. 2. Morgenjacke für junge Mädchen.

Diese Blouse aus rothem Flanell ist an den Vordertheilen, sowie auch im Rücken in Falten an einen glatten Coller gesetzt. Der Coller, sowie auch der vordere Schlußstreifen, welcher die Knöpfe aufnimmt, ist mit einer leichten point-russe-Stickerei versehen. Die Aermel sind oben anliegend und am Handgelenk faltig in ein gesticktes Bündchen gefaßt. Der Stehkragen und der Gürtel sind ebenso bestickt. Den untern Rand begrenzt ein einfacher Saum.

Nr. 3. Hausjacke für junge Mädchen.

Die aus bedrucktem Surah angefertigte Jacke ist anliegend mit langer Taille. Der Rücken hat einen kleinen Faltenschooß und die Vordertheile, welche am Hals mit einem Stehkragen von Sammet geschlossen sind, werden auf der linken Seite

Nr. 2. Morgenjacke für junge Mädchen.

durch eine ebensolche Patte, an welcher der gereihte Latz befestigt ist, verziert. Die Patte ist auf der rechten Seite festgeknöpft. In der Taille ist der Latz mehrfach eingereiht, derselben fest aufgesetzt und erweitert sich wieder nach dem Rande zu, der mit einer breiten Spitze ringsum besetzt ist. Die oben glatten, engen Aermel sind am Handgelenk eingereiht und mit einem Sammetbündchen zusammengehalten. Der Kragen, die Patte und die Bündchen sind je durch zwei große Knöpfe geschlossen.

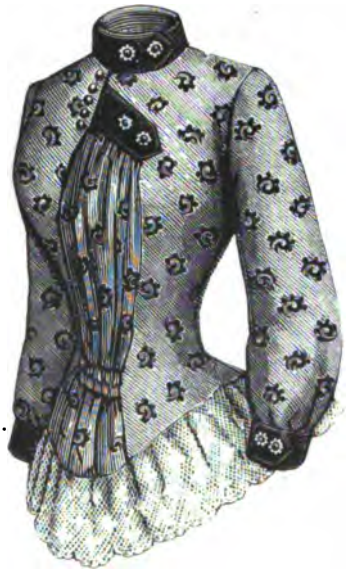
Nr. 4. Besuchs-Anzug aus bronzefarbener Faille.

Der erste falsche Rock ist kurz. Auf diesem befindet sich an der rechten Seite, von der Taille aus bis unten hin, ein Besatz aus karrirtem Plüsch, welcher unten am Rock eine Kante bildet, soweit die Schürze aus bronzefarbener Faille, welche auf der rechten Seite an dem Sammettheil durch zwei große Perlenmotivs gerafft wird, unten erhoben ist. Auf der linken Seite, sowie auch auf der rechten neben dem Sammettheil, sind die Falten tief gelegt und fallen bis an den Rand des Rockes glatt herab. Die hinteren Theile desselben sind weit und stufenweise zu einem Puff erhoben. Die glatte lange Taille aus Faille bildet vorn und hinten eine Schnebbe. Die Vordertheile sind über einem Latz aus karrirtem Plüsch weit offen, welcher bis zur Taille herabreicht. Diese wird von da an schräg nach rechts

vermittels eines Perlenmotivs, gleich denen auf dem Rocke angebrachten, geschlossen. An beiden Vordertheilen begrenzt den Plüschlatz eine Kragenverzierung aus Perlenpassementen, welche oben breit ist und nach der Taille zu spitz ausgeht. Auch der untere Rand der Taille ist mit Perlenpassementen begrenzt, sowie die engen halblangen Aermel dieselbe Verzierung am untern Rande haben. Die bronzefarbene Plüschcapote hat am Schirm eine aufgebogene Spitze, welche von Innen heraus durch Bandwindungen aus rosa Faille mit den oberen Verzierungen des Hutes, die aus hochstehenden Schlupfenwindungen bestehen, verbunden ist.

Nr. 5. Anzug aus pflaumenblauem Wollenbouclé.

Der erste falsche Rock ist kurz. Auf diesem Rock an der rechten Hüfte befindet sich ein glattes Theil aus pflaumenblauem Plüsch, welches bis zum Rande des ersten Rockes herabreicht. Dieses Plüschtheil ist an der Hüfte mit einem reichen, sich lang herabziehenden und in einer Blattspitze endigenden Perlenmotiv bedeckt.



Nr. 3. Hausjacke für junge Mädchen.

Der vordern Mitte des Rockes herab ist diesem Theile der Rock aus Wollenstoff glatt aufgesetzt und mit großen Knöpfen befestigt. Nach der linken Hüfte zu wird der Stoff in dichte Falten gelegt, welche an den Seiten glatt bis nach unten fallen und nach hinten erhoben werden, wo ein Plüschfutter angebracht ist. Ebenso sind die Falten auf der rechten Seite an der Hüfte tief gelegt und gehen bis unten hin; im Rücken werden diese unter den glatt in Prinzeßform herabgehenden Rückentheilen in Bogen erhoben und befestigt. Die glatte Taille mit langem Schooß ist an den Vordertheilen schräg von links nach rechts von der Schulter bis zur Taille geknöpft; unterhalb dieser ist der Schooß, welcher unten offen ist, durch eine überstehende Patte geschlossen, welche den Ansatz des übergeknöpften Rocktheiles deckt. Vom Hals aus sind die Vordertheile herzförmig offen und haben einen spitz zugehenden Latzeinsatz aus Plüsch mit einem Stehkragen von demselben Stoff, welche beide mit Perlen verziert sind. Die kurzen und weiten Aermel sind oben und unten eingereiht; die Aermelbündchen haben ebenfalls Perlenverzierung.

Nr. 6. Unterer Rand eines Kleiderrockes.

Der erste Rock besteht aus einfachem Seidenstoff, welcher in Falten gereiht ist und am untern Rand eine Falbel bildet. Der zweite darüber fallende Rock aus

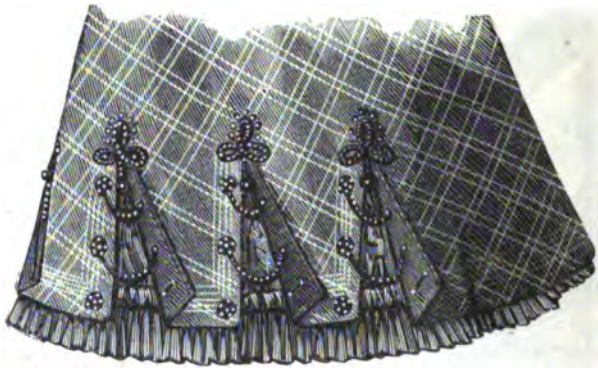
Nr. 4. Besuchs-Anzug aus bronzefarbener Faille.

Nr. 5. Anzug aus pflaumenblauem Wollenboucle.

karrirtem Wollenstoff ist schräg geschnitten, unten geschlitzt und mit Borden besetzt. Die Oeffnungen sind auf der einen Seite aufgeschlagen und durch Perlenschnüre und Passementen zusammengehalten.

Nr. 7. Unterer Rand eines Kleiderrockes.

Der sehr breite Besatz desselben wird aus Passementen und Perlenstickerei



Nr. 6. Unterer Rand eines Kleiderrockes.

hergestellt, welche unten mit einem breiten Sammetstreifen abschließt. Dieser Sammetstreifen ist am untern Rand wieder mit einem Streifen Astrakan verziert.

Nr. 8. Anzug für junge Damen.

Der erste falsche Rock ist kurz. Der zweite Rock aus eisengrauem Caschmir ist durchgehends in tiefe Falten gelegt. Die Polonaise aus demselben Stoff ist an die Vordertheile angeschnitten. Diese werden nach dem gegebenen Schnitte auf einer glatten Untertaille befestigt. Der Oberstoff wird an den Schultern in Falten gelegt

Nr. 7. Unterer Rand eines Kleiderrockes.

und in die Achselnaht gefaßt, nachdem die Brustfalten befestigt sind und nach der Taille zu in eine Spitze verlaufend mit einer Altgold-Agraffe zusammengefaßt. Die Vordertheile sind offen über einem Latz und Stehkragen aus grauem Sammet und werden an der linken Seite unterhalb der Faltenlagen geschlossen. Das angeschnittene Theil, welches sich über die Hüften glatt nach dem Puff zieht, wird dort in Falten erhoben und unter demselben befestigt; das glatt aufliegende Theil wird unter dem Taillenschooß geborgen. Die halblangen anliegenden Aermel haben einen geschlitzten

Sammetaufſchlag, welcher mit einer kleinen Sammetſchleife, gleich derjenigen am Stehkragen, zuſammengefaßt werden. Der runde graue Filzhut, deſſen ringsum auf-

Nr. 8. Anzug für junge Damen.

gebogener Rand mit Sammet belegt ist, hat vornauf einen Puff von weißem Tüll mit einem Vogel zur Verzierung.

Nr. 9. Jacke „Stella".

Diese Jacke ist aus Molletonné angefertigt und ohne Futter. Die lose fallen-

Nr. 9. Jacke „Stella".

den Vordertheile sind mit Knöpfen aus Schildkrot geschlossen. Der Rücken ist anliegend mit kleinem Schooß und einer Patte. An den Seiten sind Taschen angebracht, welche mit Borde umgeben sind. Auf den Vordertheilen herab und am untern Rande bis unter den Arm ist ein Besatz von Borde westenartig aufgenäht. Die glatten langen Aermel haben unten dieselbe Verzierung von Borde und Knöpfen Der kleine Stehkragen ist glatt.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Waldmärchen.

Nach dem Originalgemälde von A. Dieffenbach.

Der Mann aus dem Monde.

Novelle von **Ant. Andrea.**

Auf meiner ersten italienischen Reise hatte ich mich zu Ende des Sommers in einem abgelegenen Dörfchen der Insel Korsika niedergelassen, um mich vor meiner Heimkehr von den Strapazen einer ununterbrochenen Wanderschaft durch die italischen Gauen in der Einsamkeit der Berge und der unmittelbaren Nähe des Meeres gründlich auszuruhen und zu erholen.

In dem damals einzigen — heute leider schon fashionablen — Hôtel des Ortes befanden sich außer mir auch ein Paar Engländer, ein neapolitanischer Advokat und ein emigrirter französischer Marquis mit seiner jungen, sehr schönen Frau, seinem reizenden zehnjährigen Töchterchen Lilly und dessen Erzieherin, die uns unter dem Namen: Mademoiselle Miriam bekannt geworden war.

Selbstverständlich bildete sich unter den wenigen Gästen, deren sich der brave Don Amerigo, unser Wirth, auf längere Zeit erfreute, ein unbefangen vertraulicher Verkehr, welcher durch diejenigen Fremden, die das Dampfboot wöchentlich einmal von Bastia herführte und gewöhnlich den nächsten Tag wieder mit hinweg nahm, weder gestört noch beeinträchtigt wurde.

Es hatte eine Zeit lang anhaltend gestürmt und geregnet; das Dampfboot war mehrere Mal ausgeblieben und in unsern heitern kleinen Kreis drohte sich eine gedrückte, trübe Stimmung einzuschleichen. Abgesehen von den Ernstergesinnten unter uns war sogar die schöne lebenslustige Marquise gedankenvoll und schweigsam geworden — was andeutete, daß sie sich langweilte — und Mademoiselle Miriam, die das intellektuelle Element unter uns vertrat, nahm ein so düsteres, verschlossenes Wesen an, daß man es kaum noch wagte sie anzureden.

Sie war überhaupt eine merkwürdige Erscheinung, diese stille, blasse, in jedem Sinne vornehme Erzieherin der kleinen Lilly! Lange nicht mehr so jung und auch nicht so hübsch wie die Marquise, die den Mittelpunkt der allgemeinen Bewunderung bildete, war doch

Mademoiselle Miriam mit ihren dunklen, geistvollen Augen, der hohen, schlanken Gestalt, dem ätherisch zarten Gesicht und den feinen, ausdrucksvollen Händen der Hauptgegenstand unseres tieferen Interesses, und zwischen ihr und mir war eine Art von geistiger Zuneigung aufgekeimt, die sich später zu inniger Freundschaft entwickelte.

An dem ersten mondhellen Abend, welcher einer Reihe von Regentagen folgte, unternahm die ganze Gesellschaft einen Ausflug nach einem hoch auf dem Berge gelegenen, verfallenen Kloster, in dem ein alter Kapuzinermönch hauste, von dem niemand wußte, wer er war, noch wann er sich angesiedelt hatte.

Der Weg hinauf war ungemein beschwerlich, denn er zwängte sich größtentheils durch dichtes Strauchwerk, hohe Schlingpflanzen und moosbewachsene Felsblöcke hindurch; aber das von Mondschein verklärte Meer zu unseren Füßen, die düstern, himmelanstrebenden Berghäupter zu beiden Seiten und der Duft der Kräuter und wilden Blumen, der uns gleich dem süßen Athem der schlummernden Natur umwehte — vereinigten sich zu einem phantastisch-schönen Nachtstück, das uns reichlich für die Mühen des anstrengenden Marsches entschädigte.

Auf der Hälfte des Weges schlug die Marquise vor, daß man sich ein wenig ausruhe, was umsomehr einstimmig angenommen wurde, da wir eine Lichtung erreicht hatten, von der aus sich uns der herrlichste Anblick des offenen Meeres und der umliegenden Ortschaften darbot.

„Seht doch den Mann aus dem Monde!“ rief Lilly, die ein wenig vorausgelaufen war, plötzlich aus und deutete auf einen Felsvorsprung in gerader Linie mit dem Kloster, auf dessen äußerster Kante und wie umhüllt von den Strahlen des Mondes, eine männliche Gestalt zu erkennen war, die in der weißlichen, nebelhaften Atmosphäre, welche sie umgab, gespensterhaft lang und düster erschien.

Da niemand auf ihre kindische Bemerkung, die vielleicht nur ich allein gehört hatte, einging, lief Lilly zu Miriam hin, die in einer kleinen Entfernung vor den lebhaft durcheinander plaudernden übrigen an einen hohen Granitblock gelehnt stand und wie traumverloren auf denselben Punkt schaute, den die Kleine bezeichnet hatte.

„Nicht wahr?“ fragte diese sie neugierig, „das ist der Mann aus dem Monde?“

Miriams zarte Hände, die eine starke innere Bewegung eher verriethen als ihre meisterhaft beherrschten Züge, zitterten leise und ohne daß sie den Blick von der seltsamen Erscheinung auf der Klippe wandte, sagte sie zerstreut:

„Wer könnte es sonst wohl sein?!“

„Ein Nachtwandler!“ rief ich scherzend dazwischen.

„O!“ machte Lilly erstaunt, und auch mir entfuhr ein Laut der Ueberraschung, denn während ich die Gestalt auf dem Felsvorsprung noch eben deutlich vor Augen hatte, war sie plötzlich wie durch Zauberschlag verschwunden.

Ohne diesen kleinen Vorfall weiter zu beachten setzten wir unsern Weg fort, und hatten in einer halben Stunde das Kloster erreicht. Auf unser Klopfen an der verschlossenen, morschen Eingangsthüre zur

Behausung des Einsiedlers erschien dieser selbst, um uns zu öffnen. Er war ungewöhnlich groß und hager, was umsomehr auffiel, da er sich trotz seines hohen Alters steif und gerade aufrecht hielt; sein Gesicht steckte so tief in der Kapuze seiner braunen Kutte, daß nichts als ein langer, weißer Bart und ein Paar kluge, strenge Augen zum Vorschein kamen, und obgleich er sehr zurückhaltend und wortkarg blieb, verrieth doch seine Sprache den Mann von Bildung und einer gewissen weltmännischen Gewandtheit.

Prüfend glitt bei unserm Eintritt sein Blick über jeden einzelnen von uns hin, sonst aber trug sein ganzes Wesen eine unverkennbare Theilnahmslosigkeit zur Schau. Plötzlich zuckte es blitzartig in seinen Augen auf, betroffen prallte er einen Schritt zurück und fuhr sich, als ob er sich auf etwas besinne, mit der Hand über die kahle Stirn. Zu gleicher Zeit stieß Miriam, die sich mit mir zusammen noch außerhalb der Klosterpforte befand, einen unterdrückten Schrei aus und preßte wie in einem heftigen Anfall physischen Schmerzes die Hände gegen die Brust. Als ich sie jedoch fragte, was ihr fehlte, wandte sie hastig den Kopf zur Seite, damit ich ihr nicht ins Gesicht sähe und erwiderte ebenso:

„Nichts! Ein Schatten hat mich erschreckt . . ."

Wir gesellten uns den übrigen zu; aber im Laufe unseres Rundgangs zwischen den Trümmern hielt Miriam sich merklich abgesondert, und ehe wir dessen noch gewahr wurden, hatten wir sie völlig aus den Augen verloren. Ich schickte mich an, sie wieder aufzusuchen und gerieth dabei an das alte, doch noch wohlbehaltene Klosterkirchlein, aus dessen hohen, schmalen Fenstern mir schon von weitem ein matter Lichtschimmer entgegendrang. Die Thüre war nur angelehnt und unwillkürlich meinen Schritt dämpfend trat ich in die Kirche. Zu meiner Ueberraschung erblickte ich Miriam hier vor dem Altar knieen und ihr zur Seite den Mönch, welcher sich tief zu ihr hinunter geneigt hatte und eifrig in sie hinein zu reden schien. Sobald er meiner ansichtig wurde, machte er wie nach einem andächtigen Gebet das Zeichen des Kreuzes, richtete sich straff auf und verließ die Kirche.

Auch Miriam erhob sich. Sie sah leichenblaß aus und zitterte an allen Gliedern. Ich eilte zu ihr, um sie zu unterstützen, und willenlos ließ sie sich von mir hinausführen. Aber auf keine meiner besorgten Fragen gab sie mir Antwort, sondern sagte nach einer Weile tonlos und mit hörbarer Anstrengung:

„Ich bitte — — — lassen Sie uns zu den andern zurückgehen . . ."

Es war fast Mitternacht, als wir wieder im Hôtel eintrafen, woselbst inzwischen ein neuer Gast eingekehrt war, den man sammt seinem Diener zwei Zimmer neben dem meinigen eingeräumt hatte. Außer dem dienstthuenden Kellner schien niemand mehr im Hause auf zu sein; müde zogen sich auch die letzten, die von unserer Partie gewesen waren, zurück, ich allein ging noch hinaus in den Garten, um mich nach dem heißen Marsche an der endlich eingetretenen Kühle zu erfrischen. Ringsumher herrschte das Schweigen der Nacht, und selbst die Luft war so still, als ob auch sie eingeschlafen wäre; nur der

Mond wachte noch am Himmel und hielt sein helles Auge weit offen über dem Schlummer der Erde.

Ziellos schlenderte ich zwischen den thaufeuchten Beeten und dem blühenden Gesträuch dahin, bis ich an eine lange Hecke gelangte, die den ausgedehnten Blumengarten von dem an der Südseite des Hôtels gelegenen Obstgarten trennte. Von hieraus übersah ich den ganzen linken Hausflügel, welchen der Marquis mit seiner Familie einnahm und bemerkte, daß unter den sämmtlich mit Läden verschlossenen Fenstern des ersten Stocks eines geöffnet war: Es gehörte zu Miriams Zimmer.

Wachte sie noch? War das arme räthselhafte Frauenherz ausschlossen geblieben von dem Frieden, den die ganze ruhende Natur aushauchte? Längst ahnte ich ja, daß hinter ihrem stillen, resignirten Aeußern eine schmerzbewegte Seele kämpfte!

Ein flüchtiges Knacken an trocknen Zweigen an der andern Seite der Hecke, dem ein verlängertes Bätterrauschen folgte, lockte meine Aufmerksamkeit auf den Obstgarten. Es kam mir vor, als ob sich in demselben etwas zwischen den Baumstämmen bewegte. Behutsam lugte ich durch eine kleine Oeffnung der Blätterwand und erblickte in der breiten Krone eines Wallnußbaumes unweit des Hauses ein menschliches Gesicht, das in seiner dunklen Umrahmung, hell vom Monde getroffen, geisterhaft weiß erschien und mit einem leeren, vagen Ausdruck unverwandt zu Miriams Fenster empor starrte.

Unwillkürlich entfuhr mir ein leiser Laut der Ueberraschung, doch aber immerhin laut genug, um meine Gegenwart zu verrathen. Blitzschnell, wie das unheimliche Gesicht vor mir aufgetaucht war, verschwand es zwischen den leichtbewegten Zweigen; ein undeutliches Geräusch — etwa wie wenn ein elastischer Körper zur Erde fällt — ließ sich vernehmen, und dann war alles wieder still und ruhig wie zuvor.

Mit einem Satze durchbrach ich die Hecke und drang in den Obstgarten ein; aber so eifrig ich diesen auch durchsuchte, entdeckte ich dennoch keine Spur eines menschlichen Wesens.

Als ich mich endlich ins Haus und zur Ruhe begeben hatte, quälten mich noch lange die wunderlichsten Zweifel und Vermuthungen: Hatte ein Traumbild mich geneckt? War ich zum Spielball meiner eigenen Phantasie geworden oder — nur zu spät gekommen, ein Schelmenstück aufzudecken?

Am nächsten Tage traf ich beim Gabelfrühstück mit dem neuen Gast zusammen, von dem ich durch den Wirth bereits erfahren hatte, daß er eine sehr angesehene Persönlichkeit, nämlich — ein „russischer Fürst" wäre. Er hatte nicht an der table d'hôte, sondern an einem Seitentischchen Platz genommen, ließ sich während der ganzen Mahlzeit von seinem eigenen Diener aufwarten und saß fast beständig mit dem Kopf auf die Hand gestützt, was ihm ein versunkenes, sorgenvolles Aussehen und mir Gelegenheit gab, ihn aufmerksam zu betrachten. Es war ein großer, hagerer Mann mit einem wahren Adoniskopf, dessen dichtes, schwarzes, kurzgelocktes Haar bereits von Silberfädchen durchzogen wurde, trotzdem sich auf seiner breiten, marmorweißen Stirn noch kein einziges Fältchen zeigte, und sich in seinen Augen — deren lichte, unbestimmte Farbe an einen wolkenlosen, monderhellten Nacht-

himmel erinnerte — das lodernde Feuer der Jugend mit der stillen Glut des reiferen Alters zu vereinen schien. Zu meinem Befremden überraschte ich ihn mehrere Mal, wie er zwischen den Fingern hindurch auf Miriam starrte, die am andern Ende der Tafel saß, wobei seine Züge einen eigenthümlich leeren Ausdruck annahmen, so daß sie mir das nächtliche Gesicht im Wallnußbaum ins Gedächtniß riefen.

Am Abend desselben Tages stellte der Marquis — welcher mit aller Welt Bekanntschaft machte — uns den Fremden unter einem unaussprechlichen, slavischen Namen der Reihe nach vor. Nur Mademoiselle Miriam war nicht dabei zugegen; in dem Augenblick, da der Marquis mit dem Fürsten in den Salon trat, hatte sie denselben verlassen.

Später sah ich sie in einem Heckengange unweit des Hauses auf- und niedergehen und gesellte mich zu ihr.

„Es scheint mir eine Ewigkeit her, Mademoiselle Miriam", sagte ich, „daß wir kein vertrauliches Wort mehr ausgetauscht haben . . ."

Sie nickte zerstreut mit dem Kopfe und erwiderte ebenso:

„Ich habe in diesen Tagen so viel und angestrengt denken müssen, daß ich fast das Sprechen verlernte."

„Aber Ihr Schweigen hat mir verrathen, was Sie mir zu verbergen suchten."

Betroffen schlug sie die großen, wehmüthigen Augen zu mir auf und fragte leise und unsicher:

„Wie meinen Sie das?"

„Sie sind — unglücklich, Miriam!"

Sie schwieg und schaute finster vor sich nieder.

„Warum vertrauen Sie sich nicht dem Freunde an", fuhr ich eindringlich fort, „wie Sie sich gestern im Kloster dem Mönch — —"

Jäh zuckte sie zusammen und fiel mir mit fieberhafter Hast ins Wort:

„O still, still! Und sagen Sie es niemand, daß Sie mich mit jenem Unglücklichen sprechen gesehen haben." Dann schöpfte sie tief Athem und fügte ruhiger hinzu: „Schlimm ist es freilich, daß Sie nachdem, was Sie gestern bemerkt haben, berechtigt sind eine Aufklärung von mir zu verlangen und ich Ihnen diese doch nicht geben darf!"

„Verzeihen Sie alsdann meine unberufene Theilnahme, Miriam! Sie entspringt dem Verlangen, Ihnen zu helfen."

Langsam legte sie ihre kühle, leicht zitternde Rechte in meine ihr entgegengestreckte Hand, und murmelte gedrückt:

„Ich weiß, daß Sie es gut meinen, Robert! Aber ich steh' auf einem Punkte, wo das Mitleid mir mein Leid noch bitterer macht, und aller menschlicher guter Wille, mir zu helfen, mich doch nur lehrt, daß Gott allein mir helfen könnte."

„So hoffen Sie auf Gott!"

Sie schüttelte den Kopf.

„Wer das noch könnte, brauchte nicht zu verzweifeln! Ich bin längst hoffnungslos —"

„Hoffnungslos!" wiederholte hier, ihr ins Wort fallend, eine fremde, leise, ergreifend traurige Stimme, bei deren Klang Miriam alle

Fassung und Selbstbeherrschung verlor. Sie schlug die Hände vors Gesicht und machte eine Bewegung zu entfliehen; aber ein glühendes Augenpaar, das sich flehend und drohend zugleich auf sie richtete, zwang sie wieder ihren Willen Stand zu halten.

Betroffen war auch ich einen Schritt zurückgetreten und stand nun plötzlich dem Fürsten gegenüber. Er war ohne Kopfbedeckung; lang hingen ihm die dunklen Locken um die Schläfen und sein Gesicht erschien so starr und farblos hell, wie die runde Mondscheibe hoch über seinem Haupte: nur in seinen Augen lag Leben und Leidenschaft, deren ganze Fülle sich wie ein Strom elektrischen Lichtes auf Miriam ergoß.

So sehr mich jedoch sein Anblick bezauberte, so empörte mich auch sein unbefugtes Dazwischenkommen, und ich konnte mich nicht enthalten, ihm eine Zurechtweisung zu geben:

„Wie dürfen Sie es wagen, mein Herr — — —?"

Er machte eine beschwichtigende Handbewegung und sagte, mich unterbrechend, mit mehr Würde als Stolz:

„Man braucht nicht immer zu lauschen, um zu hören, junger Mann!" Dann wurde sein Ton merklich kühler und leichter und voll richteten sich seine wunderbaren Augen auf mich. „Und da wir uns in aller Form vorgestellt worden sind, Herr Robert", er hatte meinen Namen behalten, „glaubte ich keine Unschicklichkeit zu begehen, wenn ich im vorübergehen ein hingeworfenes Wort erhaschte."

In diesem Augenblick kam die kleine Lilly mit einer frischgepflückten Rose in der Hand herbeigelaufen.

„Die ist für Dich, meine Miriam!" sagte sie zärtlich, indem sie ihrer Erzieherin die Blume reichte. Als sie jedoch des Fürsten ansichtig wurde, erschrak sie sichtbar, schmiegte sich furchtsam in die Falten von Miriams Kleid und flüsterte dieser zu: „Das — das ist ja der Mann aus dem Monde!"

Der Fürst hatte es dennoch gehört. Er lachte auf und rief mit einer Fröhlichkeit, die wie ein Mißton in die tiefe Wehmuth seines ganzen Wesens schlug:

„Recht, mein Kind! Aber es ist da oben kalt und einsam, darum bin ich herabgestiegen, mir auf Erden ein Herz zu suchen!"

Seine Stimme verlor sich in einem dumpfen Laut, der dem Stöhnen einer schmerzdurchwühlten Brust glich, und er schöpfte lang Athem. Dann näherte er sich Miriam, die mit gesenktem Kopf und schlaff herunterhängenden Armen dastand und sagte in Tönen, die vor Weh und Traurigkeit fast zu brechen drohten: „Verzeihung, mein gnädiges Fräulein! Ich bin kein frecher Aufdringling; aber es giebt Worte, die ich noch am Nordpol hören würde, wenn man sie am Südpol flüsterte und — eine Stimme, die ich selbst noch im Todesschlaf vernehmen müßte. O, wenn Sie wüßten, was es heißt, ohne Hoffnung zu leben!"

Zum ersten Mal schlug Miriam jetzt die Augen zu ihm auf, und mit dem ganzen Pathos ihrer milden, leidvollen Ruhe erwiderte sie:

„Ich weiß es, denn ich habe viel Zeit gehabt, es zu lernen."

Unterdessen hatte Lilly es verbreitet, daß der Fürst sich offen

für den „Mann aus dem Monde“ ausgegeben hatte, und lächelnd kam die Marquise, von dem Rest der kleinen Gesellschaft gefolgt, zu uns heran, um in Person nähere Erkundigungen einzuziehen.

Lächelnd, wenn auch mit einer eigenen nervösen Hast, ging der Fürst auf den Scherz ein, und die allgemeine, ausgelassene Heiterkeit der anderen schien auch ihn allmählich völlig hinzureißen; aber seine Stimme, die alle übrigen übertönte, war von metallener Schärfe und sein Lachen ein peinliches Gemisch von Hohn und Verzweiflung. Miriam nahm Lilly bei der Hand und ging mit ihr in den Salon. Ein heißer, flackernder Blick des Fürsten, welcher mitten im fröhlichen Wortgefecht mit der Marquise stand, folgte ihr nach.

„Und was haben Sie denn auf unserem Planeten gefunden, das Ihrem Wandergestirn dort oben abgeht?“ fragte diese ihn lachend.

„Wasser und Weisheit!“ antwortete der Fürst ebenso.

„Leider bestehen unsere Weltmeere nicht aus Wein!“ rief der junge Neapolitaner dazwischen, „sonst würde es noch mehr geistreiche Leute auf Erden geben. Und was die Quellen der Weisheit anbetrifft, so —“

„Fließen sie im verborgenen!“ fiel ich ein.

Der Fürst drehte sich kurz um und sah mich scharf an; flüchtig schweifte dabei sein Blick an mir zu der weit offenstehenden Thüre des Salons hin.

„Man merkt es, daß Sie ein Germane sind!“ sagte er mit leichter Ironie.

„Aber Ihre gefundene Weisheit, Fürst?!“ rief die Marquise ungeduldig; sie fürchtete, das Gespräch möchte eine ernstere Wendung nehmen.

„Wenn Sie davon zu trinken wünschen, Marquise“, antwortete der Fürst galant, „darf ich sie Ihnen nur im Becher der Poesie reichen. Hier ist sie.“ Lächelnd verbeugte er sich und hob mit einer halb theatralischen, halb pathetischen Bewegung die Arme. „Am Himmel der Menschheit ist die Freude der hellste Stern, die Liebe die große Sonne und das Glück der einsame Mond! Freuen wir uns daher, lieben wir und seien wir glücklich.“ Plötzlich schüttelte er sich, als ob ihm ein Fieberfrösteln durch die Glieder rieselte, und immer lauter und aufgeregter fuhr er fort: „Brrr! Auch auf Erden wird es kalt, wenn Frau Nacht das große Tagesfeuer ausgelöscht hat . . . Wollen wir nicht hineingehen und ein wenig musiziren? Mit der Mandolina im Arme bin ich beredtsamer als Demosthenes und — — — es giebt ja noch so viel im Leben zu sagen.“

Er winkte seinem Diener, der die ganze Zeit wie sein Schatten hinter ihm gestanden hatte, und sagte hastig:

„Die Mandolina, Gigi! Tummle Dich! Man muß die Stimmung beim Schopfe fassen!“

Und von der ganzen, etwas verblüfft dreinschauenden Schaar gefolgt, eilte er in den Salon, wo Miriam sich aufgeschreckt aus einem Fauteuil erhob, und sich mit gespannter, düsterer Miene in den Thürrahmen zurückzog. Der Fürst ließ sich mit seiner Mandolina ihr gerade gegenüber auf einen Sessel nieder, und die Augen in einem magischen Glanze auf ihr bleiches Gesicht heftend, griff er mit geübtem

Finger in die Saiten und intonirte ein bekanntes italienisches Liedchen, von dem mir die Schlußverse der drei Strophen nie aus dem Gedächtniß schwinden werden. So sanft und innig die ersten Laute von seinen Lippen erklangen, so feurig und leidenschaftlich bewegt schwoll seine Stimme nach und nach an, bis die mächtigsten, wundervollsten Töne, die ich je aus einer Menschenkehle vernommen hatte, den Saal anfüllten.

„Doch wie in jenen Tagen,
Schaust Du mich nicht mehr an!"

lauteten die Endverse der ersten Strophe. Ich blickte zu Miriam hinüber. Sie stand hochaufgerichtet und eine tiefe Falte hatte sich zwischen ihre Brauen gegraben; dennoch waren ihre Augen zu dem Sänger aufgeschlagen.

„Doch wie in jenen Tagen,
Drückst Du mir nicht die Hand!"

sang dieser die zweite Strophe zu Ende. Langsam sah ich den Stolz und Trotz aus Miriams edlen Zügen schwinden; eine thränenvolle Wehmuth und ein seliges, selbstvergessenes Lächeln dämmerte in ihren dunklen Augen.

Und mit wogendem Gefühl, grollend, klagend und flehend zugleich, schmetterte der Fürst die letzten Klänge seines Liedes hervor:

„Doch wie in jenen Tagen,
Küßt Du mich niemals mehr!"

Klirrend entfiel alsdann die Mandolina seinen Händen, und wie ein Unsinniger stürmte er zum Saal hinaus.

Mit erlöschendem Blick und bleich wie ein Marmorbild schaute Miriam ihm nach, stieß einen inartikulirten Laut aus und brach ohnmächtig zusammen. Als sie sich wieder so weit erholt hatte, daß sie den Saal verlassen konnte, begleitete ich sie zu ihrem Zimmer hinauf.

An der Thüre derselben angelangt, ergriff ich ihre kalten Hände.

„O Miriam!" sagte ich bewegt. „Hat nicht der Freund ein Recht nach Ihrem Kummer zu fragen?"

Sie sah mich groß an. Eine Thräne zitterte in ihrem Auge; dennoch entzog sie mir sanft die Hände und schied mit einem stummen Gruße von mir.

Tief beunruhigt und erschüttert ging ich hinaus, um unter dem klaren Nachthimmel über das unglückliche Weib und den geheimnißvollen Mann — der mir in der kurzen Zeit, daß ich ihn kannte, abwechselnd ein Abenteurer, ein Gaukler und ein edler, überlegener Mensch erschienen war — nachzudenken. Ich hegte keinen Zweifel mehr, daß ein gemeinsames Geheimniß Miriams Seele bedrückte und des Fürsten Brust durchwühlte, daß sie sich einander fliehen wollten und sich doch unwiderstehlich anzogen; daß ein verhängnißvoller, schwarzer Faden beider Leben durchlief.

Ich hatte einen Fußsteig eingeschlagen, welcher von unserm Hôtel an den benachbarten Gärten vorüber, zu einer felsigen Anhöhe führte, auf der ich schon manches Mal den Untergang der Sonne, oder den

Aufgang des Mondes abgewartet, und eingewiegt von dem sanften, einförmigen Rauschen des Meeres, mich stundenlang müßigen Träumereien hingegeben hatte. Auch jetzt schienen mich die nächtliche Stille, der rastlose, wehmüthige Wellenschlag, der hinter den Bergen sinkende Mond und das geheimnißvolle Flüstern des Nachtwindes in den Bäumen und Sträuchen dazu einladen zu wollen. Als ich jedoch aus dem Gebüsch in die Lichtung treten wollte, sah ich plötzlich zwei Gestalten von der entgegengesetzten Seite in diese vordringen, welche mich bestimmten stehen zu bleiben, und wider meinen Willen auf ihr undeutliches, hastiges Gemurmel achtzugeben.

„Heute noch!" sagte der eine von ihnen mit gemessener, dumpfer Stimme. Und der andere in fieberhafter Erregung:

„Ich kann nicht! Ich werde wahnsinnig, wenn ich so von ihr scheiden soll." Es war die Stimme des Fürsten.

„Die Gefahr ist nahe!" warnte der andere in tiefen, eindringlichen Tönen, die mir den Einsiedler vom Berge verriethen.

„Mag sie mich verschlingen!" rief der Fürst mit kaum noch gebändigter Leidenschaft. „Ich habe nur noch einen Lebenszweck und dieser ist, ihre Zweifel zu zerstreuen und ihr den geraubten Frieden wiederzubringen."

„So opfere mich ihr!" rief der Mönch aus.

„Nein, nein!" rang es sich keuchend aus der Brust des Fürsten, „ich liebe sie, o ich liebe sie!"

„Still, still!" sagte der andere, indem er den Fürsten beim Arm faßte, als ob er ihn gewaltsam zur Ruhe zwingen wollte. Hastig flüsterte er ihm noch etwas zu, das dem Fürsten einen leisen Freudenruf entlockte, obgleich er nach einer kleinen Pause zweifelnd fragte:

„Wird sie kommen? Wird sie es wollen?"

„Sie wird kommen!" erwiderte der Mönch mit Nachdruck.

Dann verloren sich ihre Stimmen in unverständlichem Gemurmel. Mit einem Male schienen beide aufzuhorchen. Ein Geräusch, wie wenn ein aufgescheuchter Nachtvogel durchs Gebüsch flatterte, ließ sich vernehmen.

„Sie ist's!" sagte der Greis gewichtig und legte dem Fürsten die Hand auf die Schulter. „Halte Dich stark! Ehe die nächste Nacht ihre dunklen Schwingen über diesen Bergen erhebt, mußt Du das Eiland verlassen haben."

Damit zog er die dunkle Kutte fest um sich zusammen, und verschwand in dem hohen Gestrüpp am Bergabhang.

In demselben Augenblick stieß der Fürst einen Schrei aus und streckte die Arme einer verhüllten Gestalt entgegen, die lautlos wie ein Schatten an mir vorübergehuscht war, und ihm jetzt gegenüberstand.

„Miriam, o Miriam!" stammelte er außer sich und da sie langsam wie zur Abwehr den Arm hob, sank er vor ihr auf die Kniee nieder und drückte sein Gesicht in ihr Gewand.

„Fasse Dich!" sagte Miriam sanft, und neigte das in seiner dunklen Umhüllung geisterbleiche Antlitz zu ihm herab.

„Mich fassen!? Ich möchte vor Herzeleid vergehen!" schluchzte der Fürst.

„Ich bin gekommen, um Abschied von Dir zu nehmen. Du mußt fort!“

„Ja, ja! Aber — — nach der langen Trennung und dem kurzen, fremden Wiedersehen erscheint der Abschied schlimmer als der Tod!“

„Wir müssen ihn ertragen.“

„O, laß mich nicht ohne die Hoffnung scheiden, daß unsere Liebe wieder auferstehe!“

„Hoffe, Valerius!“ flüsterte Miriam innig. „Was in der Zeitlichkeit dahingewelkt ist, mag in der Ewigkeit von neuem grünen.“

„Aber dem Unglücklichen wird das Leben lang! und — o Miriam, daß ich Dir nichts als mein Leid hinterlasse!“

„Auch Deine Liebe, Freund! Sie soll mich für alles Leid entschädigen!“

Wie ein Verzweifelter sprang der Fürst empor und riß Miriam an sich. Von Schmerz und Mitleid überwältigt lag sie in seinen Armen; dann drängte sie ihn sanft zurück und antwortete leise:

„Fort, fort! Jeder Augenblick, den Du verzögerst, kürzt Deine Freiheit ab.“

„Fahr' wohl, mein Glücksstern!“ stöhnte der Fürst gebrochen.

„Fahr' wohl, Freund! und — — — nimm mein Herz mit auf den Weg.“

„Nein — Dich ganz und gar!“ rief der Fürst in flammender Leidenschaft. „Du liebst mich noch! Was kann uns trennen?“

„Deine Schuld!“ flüsterte Miriam kaum verständlich, machte sich gewaltsam von ihm los und floh wie ein gehetztes Wild davon.

Mit geballter Faust schlug sich der Fürst vor die Brust und stürzte mit einem letzten wilden Schmerzensschrei den Abhang hinab.

Auch ich wandte mich zum Gehen. Ehe ich jedoch aus dem Dickicht getreten, drängte sich mir eine lange Gestalt in den Weg; eine blanke Schneide blitzte vor meinen Augen auf und ein heißer Athem wehte mir drohend ins Ohr:

„Verschwiegenheit! oder — — zwei Menschenleben fallen schwerer in die Wage der Natur als eines!“

Täuschte ich mich oder war das wirklich die Stimme des Einsiedlers vom Bergkloster? Und der mir vor den Augen verschwindende flatternde Mantel eine dunkle Mönchskutte?

Noch herrschte tiefe Morgenruhe im Hause, als ich nach einem kurzen, unruhigen Schlaf mein Zimmer verließ und in der Vorhalle unerwartet mit Miriam zusammenstieß. Sie kam aus dem Garten und sah verstört aus. Betroffen blieben wir beide stehen und starrten uns schweigend an. Jedes schien die Seele des andern bis auf den Grund erforschen zu wollen.

Ich las es ihr im Blicke, daß sie eine Ahnung hatte von meinem Mitwissen der nächtlichen Abschiedsscene, während sich in mir selbst die verschiedenartigsten, für und gegen sie streitenden Empfindungen erhoben und mir meine Unbefangenheit ihr gegenüber raubten.

Sie fand zuerst in dieser langen, peinlichen Pause die Sprache.

„Sind Sie noch mein Freund?“ fragte sie, ohne die traurigen offenen Augen von mir zu wenden.

„Ja!“ enthielt ich mich nicht zu erwidern. „Aber — — ich war in der vergangenen Nacht Zeuge eines Vorgangs, der mich eben so sehr erschütterte wie befremdete.“

Eine jähe Röthe verbreitete sich über ihr bleiches Gesicht, und bebend murmelte sie:

„Haben Sie Vertrauen zu mir und — — Nachsicht mit ihm! Er ist der Unglücklichsten einer.“

„Ja wahrlich, Miriam!“ entgegnete ich bedeutungsvoll. „Wenn sonst die Schuld unglücklich macht.“

Wie von ihrem Schmerz zu Boden gedrückt, senkte sie den sonst so stolzen Kopf und die blassen, zitternden Hände faltend sagte sie leise und mehr für sich selbst als für mich:

„Und trotz allem ist er mir stets so groß und edel erschienen, daß die neun Jahre, welche unaufhörlich gegen ihn gesprochen, mich doch noch nicht überzeugt haben.“

Von einem aufwallenden Mitgefühl hingerissen, ergriff ich ihre Hände und entgegnete:

„Um Ihrer eigenen Frauenwürde willen, Miriam, vertrauen Sie mir Ihr Unglück an!“

Eine große Thräne rollte über ihre Wange, aber entschlossen erwiderte sie:

„Ich habe mich ja selber längst danach gesehnt! Kommen Sie heute Nachmittag auf mein Zimmer und Sie sollen alles erfahren.“

Damit entzog sie mir ihre Hände und wollte davon eilen. Noch einmal hielt ich sie zurück.

„Nur noch ein einziges Wort, Miriam! Was ist das geheimnißvolle Band, das Sie an den Fürsten bindet?“

„Das heiligste“, antwortete sie feierlich. „Ich bin sein Weib.“

* * *

Ungeduldig zählte ich die Minuten bis zu der Stunde, die mir Aufklärung über Miriams Leid und Leben bringen sollte. Die Zeit verging so langsam, als ob sie sich gegen mich verschworen hätte und meiner brennenden Unruhe spottete. Mir war bange, daß Miriam mir mit ihrem halbenthüllten Herzensgeheimniß entflöhe, und wie um dem vorzubeugen hielt ich mich beständig in der Vorhalle auf. Gegen Mittag kam Orlandi, der junge Neapolitaner, von der Marine, wo er das Eintreffen des Dampfbootes abgewartet hatte, und benachrichtigte mich, daß ein Paar neue Gäste gelandet wären.

Diese stellten sich bald darauf in unserm Hôtel ein, und wurden von dem Wirth, der sie an der Marine in Empfang genommen hatte, in den Speisesaal geführt, wo ihnen das vorausbestellte Gabelfrühstück servirt worden war.

Es waren drei Männer von unverkennbarem italienischem Typus. Der älteste von ihnen mochte ein Herr im Anfang der Fünfziger sein, und sein leichtergrautes Haar, sein glattrasirtes Gesicht wie seine steife Haltung und seine gemessenen Bewegungen ließen auf den höheren Beamten schließen. Nichts an ihnen war auffällig oder auch nur

beachtenswerth, als seine kleinen, hellgrauen, unruhigen Inquisitoren-Augen, die mit einem Blick alles zu umfassen und zu prüfen schienen. Die anderen waren bei weitem jünger als er, und trugen eine etwas affektirte Würde zur Schau, die ihnen jedoch ganz abhanden kam, sobald der ältere Herr das Wort an sie richtete. Sie nahmen alsdann eine Haltung an, wie etwa ein militärisch Disziplinirter gegen seinen Vorgesetzten.

„Wenn ich dies obskure Fleckchen Erde und unsern Don Amerigo nebst seinem bescheidenen Etablissement nicht über jeden Verdacht erhaben schätzte", bemerkte Orlandi, mich scharf fixirend, als die drei Fremden die Vorhalle verlassen hatten, „so würde ich die beiden jungen Laffen für Spione und den luchsäugigen Gentleman für einen geheimen Agenten der Staatspolizei halten."

„Warum nicht gar!" rief ich betroffen aus, denn mir selbst war beim Anblick der drei Männer ein ganz ähnlicher Gedanke durch den Kopf gegangen.

„Thun Sie doch nicht so verwundert!" sagte Orlandi ungeduldig. „Ich sehe es Ihnen ja an, daß Sie im stillen mit mir einverstanden sind, und längst auch ein verdächtiges Element in unserm harmlosen Luftkreis verspürt haben."

„Sie spielen auf den Fürsten an?"

„Ganz recht!"

„Bah! Sie sind Advokat und lesen den Leuten am liebsten Kriminalgeschichten vom Gesicht!"

„Wenigstens auf dem des Fürsten etwas, das einem Drama ähnlich sieht, in welchem auch Mademoiselle Miriam eine Rolle spielt."

„Miriam!? — Was wissen Sie von ihr?"

„Nichts!" erwiderte der andere gleichmüthig. „Ich hege nur Vermuthungen!"

Jetzt kamen die drei Fremden aus dem Speisesaal herauf und ließen sich vom Wirth das Fremdenbuch vorlegen, in welchem der Herr mit dem glattrasirten Gesicht aufmerksam zu blättern begann. In demselben Augenblick trat Miriam mit Lilly an der Hand von draußen in die Halle. Sie kamen von einem Spaziergang zurück. Miriam trug ihren breiträndigen Strohhut in der Hand; der Wind hatte ihr die rehbraunen Stirnlöckchen verworren über die Schläfen geweht und die Mittagssonne ihr das bleiche Gesicht sanft geröthet. Sie sah ungemein jung und schön aus. Als sie vorüberging, schaute der Mann mit dem glatten Gesicht von seinem Buche auf und ein unverkennbarer Ausdruck der Ueberraschung spiegelte sich in seinen Zügen.

Höflich verneigte er sich vor Miriam und sah ihr nach bis sie auf der Treppe zur ersten Etage verschwunden war.

„Wer war die Dame?" fragte er den Wirth.

„Die Erzieherin des Töchterleins der Marquise K.!"

„Prachtvolle Erscheinung!" murmelte der Fremde mit affektirter Nachlässigkeit, setzte sich den Hut auf und ging, von seinen beiden Begleitern gefolgt, ins Dorf.

Eine Stunde später klopfte ich an Miriams Thür. Sie öffnete mir, reichte mir ihre eiskalte, zitternde Hand und zog mich aufgeregt

ins Zimmer, wo sie — ein erschütterndes Bild der Angst und Fassungslosigkeit — mir zurief:

„Helfen — — o helfen Sie mir, ihn zu retten!"

„Ich muß erst wissen, was geschehen ist! Reden Sie!"

„Man ist ihm von neuem auf der Spur!" flüsterte sie bebend. „Die Fremden sind — geheime Polizisten. Um Gottes willen, Robert, eilen Sie zum Kloster, denn — wenn er noch nicht geflohen wäre —"

Ein Pochen an der Thür unterbrach sie. Leichenblaß, mit glühenden Augen und fliegendem Athem preßte sie die Hände gegen die Brust, sank auf einen Stuhl und murmelte gebrochen:

„Es — — ist zu spät! — —"

Das Klopfen wiederholte sich. Als käme plötzlich ein neuer Geist über sie, schnellte Miriam wieder empor, strich sich die Haare an der Stirn und sagte mit dem Lächeln der Verzweiflung:

„Bleiben Sie bei mir und seien Sie mein Sekundant in — diesem Zweikampf auf Tod und Leben!"

Energisch warf sie den Kopf in den Nacken, näherte sich der Thüre und rief mit fester Stimme: „Herein!"

Der Kellner, dem der Fremde mit den Spüraugen auf dem Fuße folgte, erschien auf der Schwelle.

„Der Herr wünscht Sie zu sprechen, Mademoiselle!"

Höflich verbeugte sich der Fremde.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich störe!"

Miriam gab dem Kellner ein Zeichen abzutreten, sah dann dem Fremden mit stolzer Ruhe ins Gesicht und fragte kühl:

„Was wünschen Sie, mein Herr?"

„Ich möchte Sie um eine Unterredung unter vier Augen bitten", antwortete dieser mit einer zweiten, verbindlichen Verbeugung, wobei sein Blick jedoch mißtrauisch zu mir hinüber lugte.

„Setzen Sie sich!" sagte Miriam kurz, indem sie sich selbst auf einen Fauteuil niederließ und zu mir gewandt unbefangen freundlich hinzufügte: „Ich habe vor Ihnen keine Geheimnisse, Freund. Entschuldigen Sie dies unerwartete Intermezzo! Es wird hoffentlich nicht lange dauern."

Der Fremde lächelte flüchtig, und ohne den angebotenen Sitz anzunehmen, sagte er, Miriam lauernd fixirend:

„Leider aber doch wohl länger, als Sie mir gestatten möchten — gnädige Frau!"

Miriam ihrerseits zuckte selbst bei dieser unerwarteten Anrede nicht mit der Wimper. Fest und frei, als ob sie auch ihn beherrschen wollte, wie sie sich selbst beherrschte, begegnete sie seinen scharfen, spähenden Augen und versetzte mit vornehmer Gelassenheit:

„So bleibt mir nichts übrig als Sie geduldig anzuhören, mein Herr."

Der Fremde zog ein Portefeuille hervor, entnahm demselben die Photographie eines reizenden jungen Mädchens, die er Miriam hinhielt und fragte lächelnd:

„Ist Ihnen dies Bild vielleicht bekannt?"

„Ja!" antwortete Miriam eisig und es kaum eines Blickes würdigend: „Es ist das meinige."

„Dann sind Sie die — Fürstin Moncalieri?"

„Ja", erwiderte Miriam wie vorhin.

„So werden Sie uns sicherlich auch über den zeitweiligen Aufenthalt Ihres Gatten, des Fürsten Moncalieri, Auskunft geben können?"

„Nein!" entgegnete Miriam fest.

„Ah, gnädigste Frau!" rief der Fremde mit hörbarer Gereiztheit über ihre undurchdringliche Ruhe. „Ich habe versäumt mich Ihnen vorzustellen. Mein Name ist Verni und ich bin —"

„Agent der Staatspolizei!" unterbrach ihn Miriam verächtlich kühl. „Ich wußte es bereits, mein Herr!"

„Desto besser! Sie begreifen alsdann, daß es mir von höchster Wichtigkeit ist, der Gattin des Fürsten Moncalieri, der vor circa neun Jahren des Hochverraths und Mordes überführt, auf seinem Schlosse bei Caserta verhaftet wurde und aus dem Gefängnisse entfloh — hier unter dem bescheidenen Titel einer Erzieherin begegnet zu sein."

„Gewiß, mein Herr, ich begreife! Aber — Sie scheinen nicht zu wissen, daß ich seit circa neun Jahren getrennt von meinem Gatten lebe."

„Ah!" machte der Polizeikommissär ungläubig. „Ich wußte allerdings nur, daß des Fürsten junge, schöne Gemalin in der Nacht seiner Verhaftung spurlos vom Schauplatz verschwand. Alle Beweise sprachen jedoch dafür, daß die jungen Gatten sich sehr liebten, und es wäre wohl vorauszusetzen, daß in diesem langen Zeitraum ein Wiedersehen zwischen ihnen stattgefunden hätte."

Miriam schwieg und blickte finster auf ihre im Schoße gefalteten Hände nieder.

„Sie veranlassen mich durch Ihr Schweigen", fuhr der Beamte nach einer Pause fort, „Sie direkt zu fragen, Fürstin! Haben Sie Ihren Gatten im Laufe der betreffenden neun Jahre wiedergesehen?"

„Ja!" antwortete Miriam leise.

„Wo und wann?" fragte der andere gespannt weiter.

Mit einer unnahbaren Haltung von Hoheit erhob sich Miriam von ihrem Sitz, ließ den Blick mit stolzer Ueberlegenheit über den Beamten hingleiten und sagte mit klingender Stimme:

„Es wäre verlor'ne Mühe, mein Herr, mich noch weiter zu fragen; Sie würden doch keine Antwort mehr erhalten."

„Wollen Sie mich zu den äußersten Maßregeln zwingen?"

„Wenigstens fürchte ich diese nicht", erwiderte Miriam würdevoll. „Thun Sie Ihre Pflicht! Nur" — eine tiefe Bewegung zitterte hier durch ihre Stimme — „schonen Sie die Familie, die mich seit lange gastlich aufgenommen und mir unbedingt vertraut hat. Sie weiß nichts von meiner Vergangenheit und — das Kind ist mir theuer wie mein eigenes gewesen."

Der Kommissär fuhr sich mit der Hand über die glatte Stirn.

„Was als Mensch in meiner Macht steht, Fürstin", sagte er nicht ohne Rührung, „Ihre Lage zu respektiren, soll geschehen; aber als Diener des Gesetzes muß ich Sie — verhaften."

„Unmöglich!" rief ich, meiner Aufregung nicht länger Herr, dazwischen.

Mit einem trüben Lächeln nickte Miriam mir zu und sagte:

„So hat sich ein Theil meiner Geschichte vor Ihren Augen abgespielt. — Das Ende derselben mag Gott wissen."

Ich wollte auf sie zueilen, aber der Kommissär nahm seine kalte Amtsmiene von neuem an, und fuhr zu Miriam gewendet fort:

„Um Aufsehen zu vermeiden, Fürstin, werden wir morgen in aller Frühe den Ort verlassen. Ein Segelboot wird uns nach Bastia führen, wo unser Dampfer nach Civitavecchia bereit steht. Dort muß sich Ihr Schicksal entscheiden. Ich werde die Nacht im Dorfe logiren und Sie inzwischen der Obhut meiner Leute überlassen, die Ihnen nichts in den Weg legen sollen, sofern Sie sich mit dem Marquis und der Marquise auseinander zu setzen wünschen. Indessen habe ich die Ehre! —"

Tief verneigte er sich vor Miriam, warf noch einen nicht mißzuverstehenden Blick auf mich und ging nach der Thüre, woselbst er jedoch noch zögerte, bis auch ich mich von Miriam verabschiedet hatte.

„Leben Sie wohl, Robert!" sagte sie mit warmem Gefühl und dennoch völlig gefaßt. „Dank für Ihre brüderliche Freundschaft und —"

„Auf Wiedersehen, Fürstin — Miriam!" fiel ich ergriffen und doch im Innern hoffnungsvoll ins Wort, küßte ihr die Hände und verließ mit dem Beamten das Gemach.

Im Hôtel hieß es, Mademoiselle Miriam wäre erkrankt. Man wußte, daß der Marquis und seine Frau zu ihr gegangen und lange bei ihr geblieben waren, daß sie sie sichtbar erschüttert verlassen und dann Lilly zu ihr geschickt hatten, die sich bis zum Abend bei ihrer Erzieherin aufhalten durfte.

Inzwischen hatte ich ein längeres Gespräch mit dem Polizeikommissär gehalten, welches damit endete, daß ich ihm die Bitte vortrug, die Fürstin auf ihrer traurigen Reise begleiten zu dürfen, was er mir nach kurzem Bedenken und einigen nicht mehr als billigen Bedingungen auch bewilligte.

Kaum dämmerte der nächste Morgen über dem noch gänzlich schlafbefangenen Oertchen, als sich der Kommissär, den ich schon eine Weile mit seinen Unterbeamten in der Vorhalle erwartet hatte, im Hôtel einstellte und sich mit mir zusammen nach Miriams Zimmer begab. Diese schien schon unsere Schritte gehört zu haben, denn sie öffnete uns ihre Thüre, noch ehe wir anklopften. Sie war reisefertig und ihr weißes, von einem schwarzen Schleier umrahmtes Gesicht drückte Festigkeit und Ergebung aus.

„Ich begleite Sie, Freundin!" sagte ich nach unserm ersten stummen Gruße.

„Dank!" flüsterte sie hastig, als ob sie einem Ausbruch der standhaft zurückgehaltenen Rührung vorzubeugen suchte, ergriff eine kleine Reisetasche und sagte zu dem Kommissär gewendet: „Gehen wir."

Als sie jedoch uns beiden voran über die Schwelle trat, stand sie wieder still und eine verzehrende Angst zuckte durch ihre noch eben so ruhigen Züge. Ein verworrenes Durcheinanderrufen drang von unten zu uns herauf.

„Allmächtiger!" stöhnte Miriam, ließ ihre Reisetasche fallen und

verhüllte das Gesicht mit ihrem Mantel. Da stürmte es die Treppe herauf, und gefolgt von den beiden Agenten, die sich vergebens bemühten, ihn aufzuhalten, erschien der Fürst. Wild hing ihm das Haar um die unbedeckte, bleiche Stirn, und seine Kleider waren feucht, beschmutzt und zerrissen; aber mit einem Freudenschrei fing er die sinkende Miriam in seinen Armen auf, und rief zwischen Lachen und Schluchzen:

„O, Du liebst mich noch, wie in den Tagen unserer Jugend! Du hast Dich selber opfern wollen, um mir die Freiheit und das Leben zu erhalten. Miriam — Miriam, schau' mich an und glaube wieder an mich! Ich —"

„Fürst Moncalieri!" unterbrach ihn hier der Polizeikommissär, der einen schnellen Blick des Einverständnisses mit seinen beiden Agenten ausgetauscht hatte, „des Mordes und des Hochverrathes angeklagt verhafte ich Sie — im Namen des Gesetzes!"

Schweigend trug der Fürst sein halb ohnmächtiges Weib in das Gemach, welches sie vor wenigen Minuten als eine Gefangene verlassen hatte, ließ sie aus seinen Armen auf einen Sessel nieder, küßte sie inbrünstig auf Wangen und Mund, zog noch einmal ihre Hände an seine Brust und murmelte zärtlich:

„Lebe wohl, lebe wohl, Du einzige Liebe meines Herzens!"

Dann wandte er sich um und sagte zu dem Kommissär, der mit seinen Leuten die Thüre deckte: „Ich bin der Ihrige, und — fürchten Sie nichts! Wer beinahe zehn Jahre lang flüchtig gewesen ist, entflieht so leicht nicht wieder."

„Ich sage Euch, gebt Raum!" ertönte plötzlich eine dumpfe, dröhnende Stimme, die dem Grabe zu entsteigen schien, und eine lange mumienhafte Gestalt in einer schwarzen Kapuzinerkutte drängte sich in den Thürrahmen.

„Du!" rief der Fürst bei ihrem Anblick bebend aus, und seine ganze, edle Standhaftigkeit drohte zu schwinden.

„Ich!" erwiderte der Mönch feierlich, streckte die gelbe knöchrige Hand gegen die Kriminalbeamten aus, und fügte mit schneidendem Hohne hinzu: „Glaubt nicht, daß Euch der Deckmantel des Gesetzes allwissend und allsehend mache, Ihr Spürhunde der Polizei! Wie mancher Schuld der Willkür und Ungerechtigkeit wird Gott Euch am jüngsten Tage zeihen. Zurück von diesem Unschuldigen!" herrschte er die beiden Polizisten an, welche den Fürsten in ihre Mitte genommen hatten: „Er wäre Euch längst unerreichbar, wenn er sein Weib nicht liebte, und ich würde weiter schweigen, wenn es mich nicht der Opfer Eurer Blindheit jammerte."

Beschwörend ergriff der Fürst die Hand des greisen Mönches, der ihn jedoch sanft von sich drängte und würdevoll sagte:

„Laß' mich, Knabe! Am Rand des Grabes schwinden alle selbstsüchtigen Triebe, und Menschenfurcht und irdische Interessen hören auf."

Dann näherte er sich Miriam, legte ihr die Hand auf den gebeugten Kopf und sprach langsam und bedeutungsvoll:

„Zuerst Dir Frieden, Miriam, Fürstin Moncalieri! Der Mann, von dem Du Dich vor neun Jahren blutenden Herzens losrissest, weil

Du ihn für einen Verbrecher hieltest, ist rein wie der blaue Aether von jeder Schuld."

„Gott sei Dank!" rief Miriam inbrünstig aus, glitt dann vor dem Fürsten auf die Kniee nieder und schluchzte aufgelöst in Schmerz und Wonne:

„Vergieb, Valerius! Vergieb dem schwachen Weibe, das sich vom Scheine täuschen ließ!"

In sprachloser Seligkeit hob der Fürst sie an seine Brust, und der Mönch begann von neuem:

„Ihr alle wißt, daß das Haus der Moncalieri, den Stürmen der Revolution trotzend, mit Gut und Blut an der Dynastie der Bourbonen festhielt und an der Spitze derer stand, die nach dem Sturze des unglücklichen Ferdinand erfolgreich für die Rechte seines Sohnes Franz II. fochten. Als nach dessen Thronbesteigung die Reaktion zum zweiten Mal siegte, war jedoch nur noch Manuel, der jüngste Sprößling der älteren Linie der Moncalieri, übrig geblieben, sich an dem kurzen Triumph der Legitimisten zu freuen; seine beiden Brüder hatten unter der Fahne Filangieris bei der Wiedereroberung von Messina das Leben gelassen. Bald aber mußte Franz II. flüchten; Garibaldi hielt seinen Einzug in Neapel und mit Schmerz und Groll in der Brust verschwand Fürst Manuel vom Schauplatz, um auf seinem einsamen Schloß unweit Caserta den Untergang des Königreichs Neapel und die Geburt des „einen und untheilbaren Italiens" zu Ende zu verfolgen. Der Fürst hatte einen Sohn — das einzige Herzensvermächtniß seiner früh verstorbenen Gemalin — den er über alles liebte und streng nach seinen Grundsätzen zu erziehen suchte. Zu seinem größten Herzeleid gewahrte er, daß der kaum zum Jüngling herangewachsene Knabe in seiner Denkungsart aus der ihm von seinen Vätern vorgezeichneten Bahn wich, daß die politischen Umwälzungen im Lande seinen Beifall fanden, und er sich von der Begeisterung für Freiheit und Völkerrechte mitten in den Strudel des Aufruhrs und der Rebellion reißen ließ. Allen Vorstellungen und Drohungen seines Vaters unzugänglich gab der entartete Sohn den Bitten und Thränen desselben doch endlich soweit nach, daß er darauf verzichtete, mit dem Schwert in der Hand seine revolutionären Gesinnungen zu verfechten, und seinem Hause die Schmach zu bereiten, bei der denkwürdigen Volksabstimmung vom 21. Oktober auch sein Votum für die Annexion von Neapel zu geben.

„Es war ein großes Opfer für den Jüngling, sich dauernd auf rein neutralem Boden zu halten, umsomehr, da er die Tochter eines höheren Offiziers — welcher bei der Einnahme von Neapel mit so vielen anderen zu Garibaldi überging — liebte und lange schon vergebens in seinen Vater gedrungen hatte, sie ihm zur Gattin zu geben. Unter den obwaltenden Umständen sah Fürst Manuel zuletzt ein, daß er sich der Verbindung seines Sohnes mit dem schwärmerisch geliebten jungen Mädchen nicht länger widersetzen dürfte, wenn er überhaupt einem gänzlichen Bruch zwischen ihm und jenem vorbeugen, und die Gesundheit — ja, das Leben seines Sohnes schonen wollte. Der Jüngling war nämlich von überaus reizbarem Temperament, und hatte von Kindheit an einen gefährlichen Hang zum Somnambulismus, der

zwar im Laufe der Jahre durch mancherlei Kuren und eine allgemeine Kräftigung seiner überaus schwächlichen Konstitution erfolgreich unterdrückt wurde, aber dennoch bei jeder heftigen seelischen Erschütterung, jeder anhaltenden Gemüthsbewegung immer wieder von neuem zum Durchbruch kam —"

„O mein Gott!" unterbrach ihn Miriam weinend, indem sie die Hand des Fürsten ergriff und an die Lippen drückte. „Jetzt verstehe ich, was Deine unheimlichen, nächtlichen Wanderungen zu bedeuten hatten. Vergieb, o vergieb, Geliebter, daß ich sie mir so fürchterlich mißdeutet habe!"

Der greise Mönch nickte ihr beistimmend zu und fuhr nach einer kleinen Pause fort:

„Also von den Verhältnissen wie von der Liebe zu seinem Sohn gezwungen, segnete der Fürst den Bund der jungen Leute ein, die auf seinen ausdrücklichen Wunsch und unmittelbar nach der Trauung, mit ihm sein entlegenes Schloß bezogen, und damit dem Wirrwarr der Ereignisse einigermaßen entrückt wurden. Fürst Manuel selber war jedoch nicht der Mann, dem Sturz seines angebeteten Königshauses müßig zuzusehen, so lange noch ein Funke von Hoffnung für dasselbe glimmte. Er knüpfte in der Verborgenheit seines Landsitzes mit den Getreuen Franz II. — der in Gaeta eingeschlossen gehalten wurde — geheime Verbindungen an, die ebenso gefahrvoll wie kühn waren, von denen jedoch sein Sohn in seinem jungen Eheglück keine Ahnung hatte. Das Verhängniß wollte es aber, daß er von einem Vetter seiner Gemalin, der in Garibaldis Freicorps stand und sich als Landmann verkleidet ins Schloß einzuschleichen wußte, darüber aufgeklärt und vor seinem Vater, den der Held von Caprera selber zu fürchten schien, gewarnt wurde. Jetzt brachen folgenschwere Tage von geheimer Unruhe, gestörtem Frieden und gegenseitigem Mißtrauen im fürstlichen Hause an. Vater und Sohn beobachteten sich unabläßig. Einer verdächtigte den anderen des Wort- und Treubruchs. Das junge Weib, welches sich trotz der innigen Liebe zu ihrem Gatten dem Schwiegervater nie recht angeschlossen hatte, ging diesem fortan mit Angst und Furcht im Herzen aus dem Wege und veranlaßte auch den jungen Mann seinen Umgang mit seinem Vater aufs äußerste einzuschränken. Bald fühlte sich Fürst Manuel ein Fremder in seinem eigenen Hause, und bemerkte mit einer Art bitterer Genugthuung, daß eine ähnliche Entfremdung wie zwischen ihm und seinen Kindern, sich auch zwischen die jungen Gatten drängte. Die unerfahrene junge Frau hatte nämlich zu wiederholten Malen ihren Gemal des Nachts von seinem Lager und aus seinem Zimmer schleichen gehört, und ihn einst sogar bei einem gefährlichen Sprunge aus dem Fenster seines Schlafgemachs überrascht. Vergebens forschte sie nach, was sein geheimnißvolles nächtliches Treiben zu bedeuten hätte; vergebens bat sie auch ihren Gatten sie darüber aufzuklären. Verlegen und ängstlich wich der junge Mann den besorgten Fragen seines Weibes aus, bis dieses aufhörte ihn zu bitten und zu fragen, und den Verdacht schöpfte, daß er sie hinterginge und ein Verräther an seinem Vaterland und seiner eigenen Ueberzeugung sich an dem vermuthmaßten Verschwörungswerk des alten Fürsten betheiligte.

„Inzwischen war diesem hinterbracht worden, daß er von Spionen umringt werde, und er seine Person wie seine Geheimnisse zu wahren hätte, wenn nicht alles verrathen und verloren sein sollte.

„Der Fürst war im Besitz wichtiger Dokumente, die beinahe den ganzen Komplex der feingeplanten Verschwörung — deren unsichtbare Fäden von Neapel direkt nach Gaeta liefen — umfaßten; diese mußten erst in Sicherheit gebracht werden, ehe er daran denken konnte, sich selber aus der Gefahr zu ziehen. In einer Nacht, da der Vollmond sein verrätherisches Gesicht über dem Schloß erhob, begleitete der Fürst seinen treuen Diener, dessen Händen er die inhaltschweren Schriftstücke anvertraut hatte, um sie am bestimmten Ort dem Oberhaupt des Legitimistenbundes abzuliefern, aus seinem geheimen Thurmgemach in den Park, der mit seiner äußersten Grenze an die offene Landstraße stieß. Zum letzten Mal küßte der alte und bewährte Vertraute des Fürsten seinem Herrn den Mantel und begab sich auf den Weg.

„So lange es das nächtliche Halbdunkel zuließ, blieb der Fürst stehen und sah seinem Boten nach. Schon verschwand dieser immer mehr und mehr vor seinem spähenden Blick, bis sich nur noch ein undeutlicher Schatten zwischen den Bäumen unterscheiden ließ, als plötzlich ein lauter Schrei ertönte, der dem Fürsten durch Mark und Bein schnitt. Es war das verabredete Zeichen seines Boten, daß Gefahr im Anzuge sei. Entschlossen zog der Fürst einen Revolver unter seinem Mantel hervor und eilte vorwärts. Doch schon im nächsten Augenblick vertrat ihm ein junger Mensch in der verhaßten rothen Blouse den Weg: Es war der Vetter seiner Schwiegertochter. „Zurück, Bube!" rief der Fürst ihm wüthend zu und hob den Revolver. „Zurück Du selbst, Verräther!" entgegnete kühn der andere und ließ drei kurze, schrille Pfiffe über den Finger ertönen. Außer sich vor Haß und Zorn drückte der Fürst ab, und zum Tode getroffen stürzte der junge Mensch zur Erde. Zu gleicher Zeit sah der Fürst Waffen im Gebüsch aufblitzen und eine Anzahl Gestalten, in deren Mitte sich sein unglücklicher Bote befand, drang auf ihn ein. Im Nu überlegte er, daß es Wahnsinn wäre, sich in einen Kampf mit der ihm zehnfach überlegenen Schaar einzulassen; schlug sich geschickt ins Dickicht und flüchtete sich durch eine geheime Thür ins Schloß, wo er sich zu verbergen gedachte, bis sich ihm ein Weg zur weiteren Flucht aufthäte. Unterdessen leitete im Park der Zufall ein trauriges Drama ein. Während die Soldaten Garibaldis das Gebüsch nach dem Flüchtling durchsuchten, wurde von ihrem Anführer eine menschliche Gestalt bemerkt, die lautlos über den vom Mond beschienenen Rasenplatz vor der Hinterfront des Schlosses huschte, und an dem Weinspalier, das sich an dieser entlang zog, emporzuklettern begann. Mit gehobenem Karabiner, gefolgt von einigen seiner Leute, die den gefangenen Diener des Fürsten mit sich führten, stürzte der Offizier sich auf die verdächtige Erscheinung und rief ihr ein drohendes „Halt!" zu. Mit einem Satze sprang diese vom Spalier herab — mitten unter die Häscher. Es war ein junger, nur mit einem seidenen Schlafrock bekleideter Mann, der regungslos stehen blieb und mit einem leeren, verständnißlosen Blick auf seine Verfolger starrte.

„Allmächtiger!“ rief beim Anblick des seltsamen Jünglings der greise Diener des Fürsten aus. „Der arme, junge Herr!“

„Jetzt schien dieser aus seinem tiefen Traume zu erwachen; heftig fuhr er sich mit den Händen durch die verworrenen Locken, stieß einen dumpfen Schreckenslaut aus und fragte endlich mit kaum verständlicher Stimme, was geschehen sei und was man von ihm wolle.

Stumm deutete der Offizier auf seinen Gefangenen und führte ihn zu der Leiche des jungen Garibaldiners. Auf den ersten Blick hatte der Jüngling diesen erkannt, und erschüttert rief er aus:

„O des Unglücks — des grausamen Zufalls!“

„Auf einen Wink ihres Führers nahmen die Soldaten den jungen Mann gefangen. Geduldig ließ er es über sich ergehen, und auf die Frage, ob er der Fürst Moncalieri sei, gab er nichts als ein kurzes, bestimmtes „Ja“ zur Antwort. Zwar wollte der Bote Manuels Einspruch erheben und die unselige Verwechselung der Personen aufklären, aber der junge Fürst machte ihm ein Zeichen zu schweigen, hörte es mit stolzer Miene an, daß man ihn des Hochverrathes und des Mordes zieh und sprach gelassen die Worte, die ihn dem Henker überliefern sollten:

„Ich leugne nichts, und füge mich dem Schicksal.“

„Welcher Sohn darf seinen Vater verrathen und dem Tode weih'n?!

„An den Händen gefesselt und von Flintenläufen umstarrt wurde der junge Fürst abgeführt. Als die klirrenden Schritte der Soldaten auf dem stillen Schloßhof ertönten, stürzte ein junges Weib in weißem Nachtgewande, mit fliegenden Haaren und entstellten Zügen aus dem Hause und warf sich dem jungen Gefangenen an die Brust. „Valerius, mein Valerius!“ rief sie verzweiflungsvoll.

„Miriam — ich bin verloren!“ gab dieser mit gebrochener Stimme zurück.

„Aber Du bist unschuldig! O sage, daß Du unschuldig bist!“

„Verlockend trat die Versuchung an den jungen Mann heran. Gieb Deinen Vater seinem selbstgeschmiedeten Schicksal Preis; gestehe daß Du ein armer, harmloser Nachtwandler bist, der sich scheute seinem vergötterten Weibe seinen krankhaften Zustand zu offenbaren und rette Dir sein versinkendes Lebensglück! Aber Mannesehre und Kindesliebe trugen den Sieg davon.

„Ich — kann nicht, Miriam! — Vergieb!“ sagte er gefaßt und küßte sein Weib zum schmerzvollen Abschied auf die bleichen Wangen.

„Mit einem Schrei des Entsetzens ließ diese ihn aus den Armen fahren und floh wie gehetzt ins Schloß zurück. Am nächsten Morgen war sie verschwunden und — Fürst Manuel allein geblieben mit seinem Gram und einer Doppelschuld auf der Seele.“

Die Stimme des Mönches war im Laufe der Erzählung immer leiser und unsicherer geworden; zuletzt schien sie ihm völlig zu versagen, und er mußte eine Weile inne halten, um seine sinkenden Kräfte von neuem zu sammeln.

„Dem weitgehenden Einfluß des Fürsten“, nahm er mit hörbarer Anstrengung den Faden seiner Geschichte wieder auf, „gelang es, seinem Sohn die Flucht aus dem Kerker zu ermöglichen, ehe es noch zu der

ersten gerichtlichen Untersuchung kam. Glücklich entwich der junge Mann über die Alpen, und befriedigt — wenn auch lange nicht getröstet — zog sich der letzte Bourbonenfreund vom Stamme der Moncalieri auf immer aus der Welt in die tiefste Einsamkeit zurück. Und Jahre vergingen. Der wilde Strom der Revolution verlief in der endgiltigen Vereinigung des Königreichs Italien. Manch einen Flüchtling rief die Amnestie wieder in das Vaterland, aber unter den zahlreichen Namen der Begnadigten war der des jüngsten Moncalieri nicht zu finden. Der verschollene Hochverräther würde auch nie wieder in der Welt aufgetaucht sein, wenn ihm nicht eine verzehrende Sehnsucht nach seinem Sohne, den die Liebe zu seinem unvergeßlichen Weibe alle Gefahren mißachtend in die Heimat zurückgetrieben hatte, im Herzen erwacht wäre. Unter dem Schutze der Nacht feierten Vater und Sohn in tiefster Verborgenheit ein erschütterndes Wiedersehen, nach der schmerzvollen neunjährigen Trennung, und begannen mit vereinten Kräften die eifrigsten, wenn auch geheimen Nachforschungen über die Fürstin Miriam und ihr unbekanntes Schicksal anzustellen. Leider erwiesen sich dieselben noch nach Jahresfrist erfolglos, und schon schwand dem unglücklichen Valerius die Hoffnung sein Weib je wiederzufinden; schon war die Polizei von neuem auf die Spuren des fast vergessenen Flüchtlings gekommen, als Gott in seiner Vorsehung die treuen Gatten unverhofft zusammenführte. Hier — in der Einsamkeit der Berge."

Jäh verstummte der Mönch und eine schreckhafte Veränderung ging mit ihm vor. Alle seine Muskeln schienen mit einem Schlage zu erschlaffen, seine sämmtlichen Lebensgeister ihn zu verlassen und Blut und Pulsschlag ihm in den Adern zu erstarren und still zu stehen. Im nächsten Augenblick zogen sich jedoch seine Züge wieder schmerzhaft zusammen, und ein heftiges Zittern schüttelte seine Glieder.

„Das — ist das Ende!" murmelte er erschöpft.

Dennoch hielt er sich aufrecht und begegnete stolz und überlegen dem forschenden Blick des Kriminalkommissärs, welcher sich ihm ehrerbietig näherte und sagte:

„Ich werde von Eurem Zeugniß Bericht erstatten, frommer Vater. Sagt mir, wer Ihr seid —"

„Wer ich bin?" unterbrach der Mönch ihn mit einem matten Lächeln, hob die skelettartige Hand und fügte mit einer letzten Anstrengung feierlich hinzu: „Ich bin — der Einsiedler vom Berge — dieses (er deutete auf den Fürsten) edlen Sohnes Vater — der von Euch verfolgte Hochverräther und Mörder Fürst Manuel Moncalieri, den — aber nicht Ihr — sondern Gott richten wird. I —"

In einem hohlen Röcheln erstarben seine letzten Worte; in kurzen Stößen kam und ging sein rasselnder Athem; Todesschauer durchrieselten seinen morschen Körper; mit einem langen letzten Seufzer sank er um und — war der irdischen Gerechtigkeit entflohen.

Still, wenn auch mit thränenden Augen, knieten der Fürst und Miriam neben dem schnell erkaltenden Leichnam nieder, und der Beamte fuhr sich mit der Hand über die glatte Stirn.

„Bis in den Tod reicht der Arm des Gesetzes nicht!" sagte er tief ergriffen und verließ mit seinen Leuten das Gemach.

* * *

Als ich drei Jahre später zum zweiten Mal Italien durchreiste, fand ich in Rom unter meiner Adresse postlagernd folgendes Briefchen vor:

„Lieber Freund!

Wir können kaum noch den Augenblick erwarten, der Sie endlich zu uns führt. Das ganze Schloß hat sich bereits zu Ihrem Empfange gerüstet und unsere Herzen stehen weit offen, Sie in alter treuer Freundschaft aufzunehmen.

O Sie sollen ein Menschenpaar kennen lernen, das den Neid der Götter erregen würde, wenn es nicht glücklicherweise seinen Theil irdischen Leides dahin hätte! Kommen Sie recht bald! und seien Sie versichert, daß Valerius und ich unsern ganzen unermeßlichen Reichthum an Glück, Liebe und Frieden geschwisterlich mit Ihnen theilen werden.

Auf Wiedersehen!

Miriam
Fürstin Moncalieri.

NB. Telegraphiren Sie uns, wann wir Sie an der Station Caserta abholen dürfen."

Die Universität Upsala.

Von K. A. Thordèn.

Die Universität zu Upsala in Schweden hat vor wenigen Jahren ihr 400jähriges Jubiläum gefeiert, da dieselbe am 21. September 1477 gegründet worden war. Unter den skandinavischen Hochschulen die erste dem Alter nach, nimmt sie denselben Rang auch nach der Zahl der Lehrkräfte und Studirenden ein. Nach beiden Seiten kann sie sich recht wohl mit den zwanzig Schwesteranstalten des deutschen Reiches vergleichen, insofern unter diesen nur Berlin und Leipzig ein stärkeres Lehrerkollegium und mehr Zuhörer aufweisen, und die Universitäten von Freiburg, Greifswald, Heidelberg, Leipzig, Rostock und Würzburg sie an Alter übertreffen, während die zu Tübingen eine Zwillingsschwester von ihr ist. Auch unter Hinzunahme der Universitäten von Oesterreich, Rußland und der Schweiz neben denen des deutschen Reiches, wird sie nur von Prag und Wien an Lehrkräften und Studentenzahl, und von diesen beiden, sowie von Basel, an Alter überflügelt. Welche Inferiorität die akademische Erziehung in Schweden aber auch aufweist im Vergleich mit dem bedeutendsten Kulturstaate Europas, so verschwindet diese doch, wenn man das Verhältniß der Studirenden zur ganzen Nation zum Maßstabe nimmt; von diesem Gesichtspunkte gesehen steht Schweden mit Deutschland nicht nur auf gleicher Stufe, sondern sogar noch höher als dieses, da die Zahl der akademischen Lehrer eine verhältnißmäßig etwas höhere ist als in Deutschland, und die der Studirenden zur Einwohnerzahl sich hier wie 1 zu 2125, in Deutschland (1877) wie 1 zu 2580 verhält. Soweit beruht die Stellung der Universität Upsala auf unbestreitbaren historischen und statistischen Thatsachen. Eine Lehranstalt kann jedoch nimmer mit so materiellem Maßstabe gemessen werden. Ohne Zweifel haben noch mehr berühmte Gelehrte als Linné und Berzelius in ihren Mauern zwischen Messenius und Rudbeck, zur Zeit Gustav Adolfs, und Upström, Angström und Theorell, welche erst vor wenigen Jahren heimgingen, gelebt und ver-

dienstlich gewirkt. Doch wäre eine solche Aufzählung auch ein bequemer Beweis für deren Vorzüge, so stände er doch nicht einem ihrer eigenen Zugehörigen an, dessen Pflicht es vielmehr ist, ein Bild von den jetzigen Verhältnissen seiner **alma mater** zu entwerfen und die Abgabe eines unparteiischen Urtheils darüber andern zu überlassen. Nichtsdestoweniger kann Verfasser nicht umhin zu versichern, daß Upsala einen schönen Theil zu den Fortschritten der Wissenschaft, und noch mehr als einen schönen Theil zur Erziehung des Volkes beigetragen hat. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß schon zur Zeit der Regierung Karls XII. (1697—1718) die meisten männlichen und weiblichen Einwohner Schwedens Gedrucktes lesen konnten, und die Statistik weist nach, daß auch gegenwärtig von Verbrechern jedes Alters nur drei Prozent, und eher noch weniger, ohne alle Schulbildung sind. Hierneben verdient hervorgehoben zu werden, daß Schweden keine „herrschende Klasse" aufzuweisen hat, sondern daß das Volk selbst, freilich bei ziemlich beschränktem Wahlsystem, durch frei berufene Versammlungen und gewählte Abgeordnete ebenso seine Kommunalangelegenheiten wie den Staat selbst verwaltet. Geht der schwedische Reichstag auch zum großen Theile aus der ländlichen Bevölkerung hervor, so mißt er sich doch ohne Zagen jeder Zeit mit anderen gesetzgebenden Versammlungen, wenigstens soweit das verständige und patriotische Verhalten desselben bezüglich aller die Begünstigung und Verbreitung von Wissen und Kultur berührender Vorlagen in Frage kommt. Die Rolle, welche die Universität Upsala in der Heranbildung der ganzen Nation unleugbar gespielt hat, wiegt wohl auch ein Dutzend Schüler von weltumfassender Berühmtheit auf.

Bevor wir an die Schilderung der Hochschule gehen, sei für den auswärtigen Leser vorausgeschickt, daß die Hauptzüge derselben darin bestehen, erstens ein Institut für wissenschaftliche Erkenntniß, und zweitens eine Hochburg des Vaterlandsgefühles zu bilden. Hier forscht man nach der Wahrheit in jeder Gestalt, ohne jede Rücksicht auf deren nützliche Anwendung, und begnügt sich, die Technik und Praxis anderen Lehranstalten überlassend, allein mit den Theorien. Auch beziehentlich der Lehrfächer selbst findet deren praktische Uebung im Universitätskursus insoweit eine Stelle, als diese einen Gegenstand empirischer Erfahrung, statt reiner spekulativer Wissenschaft betreffen; die einstigen Praktiker aller Fächer erhalten aber dennoch die letzte diesbezügliche Ausbildung durch andere, speziell hierauf berechnete Anstalten. (z. B. Medizinische Akademie in Stockholm u. s. w.) Andererseits hat die Universität nur wenig mit eigentlicher Disziplin und Erziehung zu schaffen, und bildet ihre Angehörigen nur indirekt zu nützlichen und ehrenwerthen Mitgliedern der „Gesellschaft" aus. In keinem Sinne ist dieselbe ein Sammelplatz, nach dem die bevorzugte Jugend der Nation weniger zusammenströmt, um zu studiren, als etwa Bekanntschaften anzuknüpfen und einige Jahre heiteren, sorgenlosen Lebens zu verbringen. Kommen solche Beispiele auch vor, so bleiben dieselben doch Ausnahmen, während die große Mehrzahl der Studirenden sich ernstlich ihrer Aufgabe widmet. Bezüglich der wissenschaftlichen Forschung herrscht auf der Universität unbegrenzte Lehr- und Lernfreiheit. Hier kennt man keine zwangsweise Benutzung festbestimmter Lehrbücher,

noch verschwenden die Professoren ihre Zeit, über die Zuhörer je nach deren täglich gezeigtem Fortschritt für sich Censur zu üben, oder bekümmern sie sich irgendwie um den Eintritt oder das Ausgehen in die oder aus den Wohnstätten der Studenten oder den Universitätsgebäuden. Die Lehrer haben in ihren betreffenden Fächern völlige Freiheit vorzutragen, was und wie das ihnen beliebt, da sie nur für ihre eigene Thätigkeit, nicht aber für das Thun und Lassen ihrer Zuhörer verantwortlich sind.

Daneben ist die Universität von Upsala eine nationale Institution im weitesten und wahrsten Sinne des Wortes. Keine Gesellschaftsklasse ist von dem Genusse ihrer Wohlthaten ausgeschlossen. Im Gegentheil öffnet sie ihre Thore für jeden und nimmt die Söhne oder Töchter des ärmsten und niedrigsten Landmanns oder Handwerkers mit derselben Unparteilichkeit und Liebe auf, wie die des reichsten Bankiers oder stolzesten Edelmanns, und überdies genießt — außer beziehentlich des Studiums der Theologie und Jurisprudenz — das weibliche Geschlecht ganz die nämlichen Rechte wie das männliche. Da sie sich in die Privatangelegenheiten der Studenten, weder beziehentlich deren Wohnung noch beziehentlich deren Kleidung einmengt, gewährt die Universität diesen die Freiheit, auch so billig wie möglich zu leben. Der öffentliche Unterricht ist dabei völlig unentgeltlich und allen Studirenden zugänglich, welche denselben benutzen und ernstlich ihrer Aufgabe obliegen wollen. Bücher und andere wissenschaftliche Hilfsmittel sind ebenfalls frei und stehen den Zuhörern zu bequemer Verfügung. Keine trägen „Fellows", wie in England, erschöpfen die finanziellen Hilfsquellen der Hochschule; im Gegentheil verwendet sie diese für die ausgezeichnetsten ihrer akademischen Bürger, wobei, gleiches Verdienst vorausgesetzt, noch diejenigen bevorzugt werden, welche am wenigsten bemittelt sind. Alle Studirenden haben demnach das gleiche Anrecht auf die vollkommenste Ausbildung bei verschwindenden Unkosten, und so gingen von hier nicht wenige Männer hervor, die von niedrigster Herkunft aus die höchsten Rangstufen im Staate wie in der Kirche erklommen. Das erklärt auch die Anhänglichkeit aller Gesellschaftsklassen — des Mechanikers, Landmanns und Kaufmanns nicht weniger als des Geistlichen und Edelmanns — für ihre Unterrichtsanstalten, und deren Geneigtheit, denselben jede ihnen mögliche pekuniäre Unterstützung zuzuwenden.

Gegründet wurde die Universität von Upsala im Jahre 1477 durch Sten Sture den Aelteren, den späteren Regenten Schwedens, unter Beihilfe des Erzbischofs von Upsala und mit Genehmigung des Papstes Sixtus IV. Ihre ersten Privilegien waren denen von Bologna und Paris nachgebildet. In der That bildete sie zuerst mehr eine erweiterte Kathedralschule und war fast 150 Jahre hindurch eine Universität mehr dem Namen als der Sache nach. Eine Zeit lang wurde sie sogar gänzlich durch ein Jesuitenkollegium in Stockholm verdrängt. Ihr langsames und unsicheres Wachsthum stand in enger Verbindung mit den schwankenden inneren und äußeren, politischen und religiösen Verhältnissen des ganzen Staates. Die Verleihung akademischer Grade übte die Universität erst seit 1600 und erhielt überhaupt erst eine sichere Grundlage durch Gustav Adolf (1611—1632), der ihr seine

eignen Bücherschätze und Besitzungen überließ und sie mit seines Namens würdigen Lehrern ausstattete. Von der Zeit Gustav Adolfs an, der mit Recht als ihr zweiter Gründer anzusehen ist, erfreute sich die Universität Upsala ununterbrochenen Gedeihens und Wachsthums bis auf unsere Zeit, wo sie die Rangstufe erreichte, die wir oben für sie in Anspruch nahmen.

Die Verwaltung und Einrichtung der Universität ist in der Hauptsache durch akademische Statuten geordnet, für die dem Könige das Bestätigungsrecht zusteht. Die jetzigen Statuten, welche an Stelle der von 1852 getreten sind, wurden am 10. Januar 1877 eingeführt. Der Verwaltungskörper besteht aus einem Kanzler, Pro-Kanzler, Rektor, dem Konsistorium majus, Konsistorium minus — etwa entsprechend dem engeren und weiteren Senat unserer deutschen Hochschulen — und der Schatzkammer (unserem Rentamt und der Quästur). Den Kanzler erwählt das weitere Konsistorium, den der König bestätigt; diesem steht die Oberaufsicht über die akademische Bildung, Disziplin und über das Finanzwesen zu. Der Erzbischof von Schweden ist kraft seines Amts Pro-Kanzler. Das weitere Konsistorium besteht aus allen ordentlichen Professoren, das engere aus dem Pro-Rektor und fünf Mitgliedern, je einem aus den drei ersten Fakultäten und einem aus jeder Abtheilung der Fakultät der freien Künste (Philosophie), welche fünf jedes dritte Jahr von dem weiteren Konsistorium aus den ordentlichen Professoren gewählt werden. Der Schatzmeister und der Universitätsbibliothekar sind außerordentliche Mitglieder. Der Rektor führt in beiden Körperschaften den Vorsitz und der Pro-Kanzler hat in ihnen ebenso Sitz und Stimme. Der Rektor wird durch das weitere Konsistorium für zwei Jahre aus den mindestens schon zwei Jahre lang docirenden Professoren gewählt. Als eigentliches Oberhaupt der Universität unterliegt ihm die Kontrolle aller akademischen Angelegenheiten, vorzüglich auch die Disziplinargewalt über die Studirenden. Alles, was die Finanzen der Universität betrifft, geht zunächst an die Schatzkammer, bestehend aus drei Schatzmeistern und drei ordentlichen Professoren, welche nur aller drei Jahre vom weiteren Konsistorium erwählt werden. Spezielle Universitätsangelegenheiten werden durch eigene Behörden und Beamte verwaltet, wie die Kanzlei oder das Sekretariat, die Universitätsbibliothek u. s. f.

Es bestehen vier Fakultäten — der Theologie, Jurisprudenz, Medizin und der Freien Künste. Jede Fakultät hat natürlich ihre eigenen Professoren unter dem Vorsitz eines Dekans, dessen Amt unter den Mitgliedern der Reihe nach alljährlich wechselt. Das gesammte Lehrerkollegium bilden: ordentliche und außerordentliche Professoren, Adjunkte und Docenten, nebst Uebungsmeistern in Musik, Zeichenkunst, Gymnastik und Reitkunst. Die Professoren werden vom Könige, Adjunkte und Uebungsmeister vom Kanzler ernannt, während Docenten durch den letzteren der Bestätigung bedürfen. Bei allen derartigen Ernennungen giebt nur allein die wissenschaftliche Tüchtigkeit den Ausschlag.

Bewerber um einen Platz als Professor müssen eine Dissertation einreichen und vertheidigen und auch zwei Vorlesungen über für den vakanten Platz passende Themata halten. Die Dissertation kann

Lateinisch, Schwedisch, Deutsch, Französisch, Englisch oder Italienisch abgefaßt sein, für die Vorlesungen ist dagegen die Landessprache vorgeschrieben; das Thema der einen wählt der Kandidat ganz nach Gutdünken, das der zweiten aus verschiedenen Vorlagen, welche die Fakultät, respektive Abtheilung, bestimmte. Nachdem beide Konsistorien, der Pro-Kanzler und der Kanzler ihr Urtheil über die Kandidaten abgegeben, werden alle bezüglichen Schriftstücke dem Könige übersendet. Die Ernennung der Adjunkte erfolgt in ganz gleicher Weise, nur vollzieht sie rechtsgiltig schon der Kanzler selbst.

Jeder Lehrstuhl ist ein- oder mehrfach besetzt; darüber entscheidet nach eigenem Ermessen der Kanzler. Gewöhnlich ist die Erwerbung des Doktorgrades mit der Ertheilung der venia docendi verbunden. Wo das nicht der Fall ist, erlangt der Doktor die Qualifikation durch weitere Abhandlungen und Publikationen und widmet sich zwei aufeinander folgende Jahre hindurch seinen Spezialstudien, um jenen Grad zu erwerben. Das endliche Resultat bleibt stets nur von den Leistungen des Kandidaten abhängig.

Die Form der akademischen Ernennungen in Upsala schließt sich also eng an die in Deutschland übliche an, doch mit dem Unterschiede, daß die „Disputationen" in letzterem Lande mehr oder weniger zu bloßen Ceremonien herabgesunken sind, während sie in Schweden noch die höchste Bedeutung haben, da der Ausgang ebenso viel von der gewandten Vertheidigung wie von dem Inhalte der Dissertation abhängt. Die Bewerbung wird an deutschen Universitäten infolge der großen Anzahl derselben natürlich dringender auftreten als in Upsala, welches, obwohl es auch theilweise Lund mit Professoren versorgt, sich doch den nöthigen Ersatz des Lehrerkollegiums hauptsächlich aus selbstgraduirten früheren Schülern erzieht. Sonst erfolgen Anmeldungen von außen von den Sekundärschulen aus, deren Lehrer nicht selten die Professorswürde zu erlangen suchen. Aus diesem Grunde, und weil es auch selbst viele Jünger heranzieht, wird Upsala kaum jemals an tüchtigen Lehrkräften Mangel haben.

Mit nur wenig Ausnahmen sind alle Lehrstühle staatlich; die durch private Freigebigkeit errichteten werden in Uebereinstimmung mit den Bestimmungen ihrer Gründer verwaltet und besetzt. Bezüglich der Docenten ist der Kanzler ermächtigt, auf Verlangen einer Fakultät, einer Abtheilung oder des großen Konsistoriums die venia docendi zurückzuziehen. Uebungsmeister erhalten ihre Stelle auf Empfehlung des großen Konsistoriums durch den Kanzler.

Die Hauptgegenstände der akademischen Lehrfächer bilden: In der Theologie — theologische Encyklopädie; exegetische, systematische, historische und praktische Theologie. In der Jurisprudenz — juristische Encyklopädie; römisches Recht; internationales und konstitutionelles Recht; politische Oekonomie; Rechtsgeschichte und das System des schwedischen Rechts in allen Zweigen. In der Medizin — Anatomie, Physiologie, medizinische Chemie und Pharmakologie, Pathologie und pathologische Anatomie, praktische Heilkunde, Chirurgie, Augenheilkunde, Entbindungskunde und spezielle Frauenkrankheiten, medizinische Polizei und Staatsarzneikunde, und Geschichte der Medizin. In der humanistischen Abtheilung der Fakultät der Freien Künste — theore-

tische und praktische Philosophie, Geschichte, Staatswissenschaft mit Statistik, klassische, orientalische und moderne europäische Philologie, und Aesthetik; in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abtheilung — Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, Mineralogie, Zoologie, Mechanik, Geologie und Botanik.

Vor der Eröffnung jedes Lehrtermins — von Semestern kann man in Upsala nicht füglich reden — treten alle Lehrer einer jeden Fakultät zusammen, um ein allgemeines Lehrprogramm aufzustellen, welches dem kleineren Konsistorium zur Prüfung unterbreitet und dann als besonderer Universitätskatalog veröffentlicht wird.

Das akademische Jahr zerfällt in zwei Termine, einen Herbsttermin vom 1. September bis 15. Dezember, und einen Frühjahrstermin vom 15. Januar bis 1. Juni. Die ersten und letzten vierzehn Tage jedes Termins werden zur Abhaltung der Examina, unter Ausschluß öffentlicher Vorlesungen verwendet; letztere fallen ebenfalls zu Ostern und zu Pfingsten je eine Woche lang aus. Die eigentliche Lehr- und Lernzeit beschränkt sich in Upsala also während eines Jahres auf den sehr kurzen Zeitraum von sechseinhalb Monat. Die Ferienzeit kann natürlich ebenfalls zu akademischen Studien benutzt werden; und erklärlicherweise bleiben auch diejenigen, welche den Universitätskursus abzukürzen wünschen, das ganze Jahr über da und bemühen sich wohl, Unterstützung seitens jüngerer Lehrer der Hochschule zu erhalten. Der offizielle Unterricht wird nur in der Form von Vorlesungen ertheilt, die in den Zimmern und Sälen der Universität abgehalten werden. Die Vorträge der Professoren finden Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags, die der Adjunkten Mittwochs und Sonnabends statt; die Docenten lesen nach besonderer Vereinbarung. Jeder Vortrag währt eine Stunde lang, unter Anrechnung des zur Versammlung der Zuhörer nothwendigen „akademischen Viertels.“ Alle offiziellen Vorlesungen sind kostenlos; überhaupt giebt es weder für Immatrikulation, Zeugnisse ꝛc. irgendwelche Sporteln; der Student kann in dieser Hinsicht also seine Ausbildung gänzlich umsonst genießen.

Keine gesetzliche Vorschrift bindet ihn, die Vorlesungen auch wirklich zu besuchen und er hält es damit ganz nach eigenem Ermessen. Er schreibt allerdings seinen Namen in eine Art Meldeliste ein, niemand kontrollirt aber, wie etwa in England, den Besuch der Zuhörer. Natürlich fallen damit auch die in Deutschland üblichen „Testirungen“ über den Besuch gewisser Vorträge weg, und die Examinanden, welche sich nur an die erwiesenen Kenntnisse des Kandidaten halten, lassen diesen Punkt ganz außer Betracht.

Der Vortragende liest daher meist vor Studenten, welche es wirklich verlangt, ihn zu hören, und welche kommen, um zu lernen und sich auszubilden. Die Vorträge sind männlichen und weiblichen Zuhörern gleichmäßig zugänglich, und daneben auch solchen, welche nicht akademische Bürger sind. Infolgedessen sind Fremde, sehr oft auch Damen, dabei anwesend, wenn das Thema des Vortrags für sie besonderes Interesse hat. Wo der Gegenstand es verlangt, nimmt der Unterricht auch rein elementaren Charakter an, z. B. zu Anfang der Vorlesungen über Arabisch, Sanskrit, Astronomie, Geologie und an-

dere Gegenstände, welche auch auf den „höheren Schulen“ (entsprechend den deutschen Gymnasien) nicht gelehrt werden.

Die Anzahl der Lehrgegenstände, welche in das Bereich jener Schulen fallen, ist aber eine ziemlich große, und das Wissensmaß, das auf denselben vor der Immatrikulation erlangt wird, ein solches, daß der Student schon vorbereitet ist, unmittelbar in seine akademische Laufbahn einzutreten. In Schweden herrscht Elementarschulzwang für alle ohne Ausnahme. Auf die Primärschulen (lägre Elementarläroverk) folgen die Sekundärschulen (högre Elementarläroverk), welche ich, wenn es der Raum gestattete, gern ausführlicher schildern würde.

Um zur Universität selbst zurückzukehren, so „liest“ der Vortragende entweder nach einem Manuskript oder ex tempore, und wo nöthig, wird der Vortrag durch wissenschaftliche Uebungen erläutert, welche die ordentlichen Professoren unentgeltlich zu leiten und zu unterstützen haben. Außerdem sind alle Lehrer gesetzlich verpflichtet, den Studenten in Form von Vorlesungen, Uebungen ꝛc. eine Art von Privatunterricht zu ertheilen, den diese freilich besonders zu honoriren haben. Das Honorar beträgt für jeden Theilnehmer eines solchen privaten Kursus für die Stunde 2—3 Kronen (9 Kronen = 10 Mark) und ein solcher Kursus währt gewöhnlich ebenso lange, als ein öffentlicher eines Professors und kostet pro Termin durchschnittlich 20 Kronen. Die Zuhörerschaft eines öffentlichen oder privaten Kursus variirt zwischen einem halben Dutzend und mehreren Hunderten Studirender. Weder für den Unterricht noch für die Examina sind bestimmte Lehrbücher vorgeschrieben; der Student wählt sich selbst die Werke, die ihm am geeignetsten erscheinen, betreibt den gerade ihm zusagenden Theil des Studiums mehr oder weniger eingehend und erwirbt sich einen seiner eigenen Wahl überlassenen Kreis von Kenntnissen. Dem Examinator erklärt er vorher, welchem Fache oder welchem Theile eines Faches er mit der Absicht, eine höhere Censur zu gewinnen, besondere Aufmerksamkeit gewidmet habe, und darauf nimmt der Prüfende gern thunliche Rücksicht. In der Praxis holt sich der Student übrigens meist Rath bei den Professoren, über die von ihm zu benutzenden Lehrbücher u. s. w.

Mit wenigen Ausnahmen beschließen die Studenten ihre akademische Laufbahn mit einem Examen, dem sie sich nach selbstgewähltem Zeitraume unterziehen, wo nicht gesetzliche oder durch Gewohnheit festgestellte Vorschriften den Zeitpunkt dafür bestimmen. Das mittlere Lebensalter der Examinanden läßt sich kaum angeben, da das Doktorat oder auch die Docentenwürde wohl schon mit 23 Jahren erlangt werden kann, während sich auch schon reife und selbst bejahrte Männer unter den Studirenden vorfinden. Die Universität verwehrt es überhaupt niemand, wenn er es wünscht, in Upsala sein ganzes Leben lang Student zu bleiben.

Die Examina und die daraufhin zu verleihenden Grade angehend, so ertheilen die Fakultäten der Freien Künste, der Medizin und der Jurisprudenz die Grade eines Kandidaten, Lizentiaten und Doktors; die theologische Fakultät nur den eines Kandidaten und Lizentiaten. Der Titel eines Doktors der Theologie wird, obgleich er auf Grund akademischer Studien erlangt werden kann, in der Regel nur durch

den König verliehen. Außer in der theologischen und der juristischen Fakultät werden auch weibliche Studirende zu allen Prüfungen zugelassen. Um das Doktorat der Philosophie zu erlangen hat der betreffende Kandidat als conditio sine qua non eine Uebersetzung aus dem Schwedischen ins Lateinische zu liefern und sich dem Kandidatenexamen in theoretischer Philosophie, der Geschichte, im Latein und in den skandinavischen oder nordischen Sprachen zu unterziehen. Hieran schließt sich die Prüfung in einer mathematischen oder einer naturwissenschaftlichen Disziplin, und zu diesen obligatorischen Prüfungsgegenständen kann der Student nach Belieben noch andere Themata aus dem ganzen Umfange der betreffenden Fakultät heranziehen.

Die Prüfung ist theils schriftlich, theils mündlich; der Kandidat muß dieselbe mindestens in den obligatorischen Fächern befriedigend bestehen und wenigstens acht „Anerkennungen" (meriter) erzielen.

Die Lizentiatenprüfung in der Philosophie erstreckt sich über sehr mannigfaltige Themata, welche in sieben „Schulen" angeordnet sind, unter welchen der Kandidat eine oder auch nur einen Theil einer solchen auswählen darf. Welche Abtheilung er auch wählt, immer muß er den Examinatoren in zwei obligatorischen und in einem selbstbestimmten weiteren Fache genügen. Um das Zeugniß als Kandidat zu erlangen, hat der Aspirant eine von dem zuständigen Professor gutgeheißene wissenschaftliche Abhandlung über ein selbstgewähltes Thema einzuliefern. Der Examinand ist abgewiesen, wenn er für diese Arbeit kein „Approbatur" erzielt, ebenso wenn er die mündliche Prüfung nicht wenigstens mit fünf „meriter" (Verdiensten) besteht.

Die Studenten haben ferner eine Vorprüfung abzulegen, bevor sie in der gewöhnlichen akademischen Laufbahn weiter schreiten können. So wird ein Student der Medizin Kandidat seines Faches erst nach Erwerbung der nöthigen Kenntniß in der Anatomie, Physiologie, medizinischen Chemie, Pharmakologie, allgemeinen Pathologie und in der Geschichte der Medizin; das nämliche wiederholt sich, ehe er zum Lizentiaten aufrückt. Vor der Zulassung zu dieser Prüfung muß der Student die Zeugnisse darüber vorlegen, daß er an den vorgeschriebenen Uebungen im Laboratorium und in den Kliniken theilgenommen, daß er schon Kranke in Hospitälern oder in der Privatpraxis behandelt oder auch befähigt ist, einer Apotheke selbstständig vorzustehen. In der juristischen und der theologischen Fakultät werden die Grade eines Kandidaten resp. Lizentiaten ebenfalls nur nach vorschriftsmäßig bestandenem Examen ertheilt, wobei die Kandidatenprüfung sich über alle Fächer der betreffenden Fakultät erstreckt, die Lizentiatenprüfung aber eine gründliche Kenntniß dieser aller und eine gewisse Stufe praktischer Erfahrung an den Tag legen muß. Der Doktorgrad endlich wird in allen Fakultäten, mit Ausnahme der theologischen, durch eine Dissertation erworben, die der Autor ganz selbstständig auszuarbeiten, drucken zu lassen und öffentlich zu vertheidigen hat, wobei das Urtheil der Fakultät oder Abtheilung sich ebenso auf den Inhalt, wie auf die Vertheidigung desselben gründet. Für die Disputation bestimmt die Fakultät einen „Opponenten", während zwei andere durch den „Respondenten" selbst gewählt werden, doch kann auch jeder bei derselben Anwesende an der Debatte theilnehmen. Von den Gegnern kommt der

„dritte Opponent" am leichtesten weg, wenn er gewandt genug ist, über die Dissertation zu scherzen und damit den Beifall der Zuhörer zu erringen; die beiden anderen aber, und vorzüglich der „Fakultätsopponent" haben einen ernsten Wortkampf zu führen, um dem Autor nicht allein die Gelegenheit zur Bethätigung seiner Schlagfertigkeit zu liefern, sondern auch sich selbst in günstiges Licht zu stellen. Die Disputation ist hier also von größter Bedeutung. Ihr wohnen der Dekan und die Professoren bei, welche das Urtheil darüber zu fällen haben, und der erstere kann auch das Wortgefecht nach vierstündiger Dauer abbrechen lassen. Die akademischen Grade der juristischen und medizinischen Fakultäten werden gewöhnlich zum Schlusse des Frühjahrstermins ohne besondere Feierlichkeit ertheilt; die in den Freien Künsten dagegen nur jedes dritte Jahr und dann allemal mit großem Schaugepränge. Handelt es sich um den Doktorgrad in den Freien Künsten (also unsern Doctor philosophiae), so beginnen die Festlichkeiten eigentlich schon mit dem Tage, an dem die Mütter, Schwestern und — wohl auch die Liebchen der betreffenden Kandidaten eintreffen, um ihnen den üblichen Kranz aus Lorbeer zu winden. Die nächste Nacht vergeht unter Serenaden der Graduirten und deren Freunde, während die eigentliche Feierlichkeit am folgenden Tage durch einen Kanonenschuß vom königlichen Schlosse eingeleitet wird, und sich auf dem „Parnassus", einer großen Plattform der ehrwürdigen Kathedrale, konzentrirt, die geräumig genug ist, alle unmittelbar interessirte Theilnehmer zu fassen. Hier nehmen die Neugraduirten, die Jubeldoktoren und die vor 50 Jahren Graduirten Platz und werden unter Gewehrfeuer, Glockengeläute, Orgelmusik und anderm bei derartigen Gelegenheiten nothwendigen Gepränge mit Ring und Lorbeerkrone investirt. Darauf folgt Tafel im Gewächshause des botanischen Gartens und zum Schluß ein Ball im großen Saale der „Carolina rediviva".

An Hilfsmitteln zur Erwerbung literarischer und fachwissenschaftlicher Kenntnisse ist die Universität sehr reich, wenn man von eigentlichen Alterthümern und Kunstwerken absieht. Neben einer Bibliothek von 180,000 Bänden und 8000 Handschriften besitzt sie zahlreiche wissenschaftliche Sammlungen, Laboratorien, Kliniken, einen botanischen Garten, eine Sternwarte u. s. w., alle unter Leitung und Verwaltung von Professoren mit ausreichenden Hilfskräften; ebenso ein gymnastisches Institut, Orchester, Zeichen- und Lesesäle u. s. w. Neben der Universitätsbibliothek besitzt auch das „Studentencorps" sowie jede „Nation" ihre eigene Büchersammlung. Die akademische Gerichtsbarkeit erstreckt sich auf einen Umkreis von etwa zehn Kilometer um Upsala, hat aber nur mit Vorkommnissen zu thun, welche das Verhältniß der Studirenden zur Universität betreffen; andere gewöhnliche, civilrechtliche und kriminelle Fälle gehören vor das Forum der ordentlichen Gerichte. Die Bestrafungen bestehen in Verweisen oder Warnungen, in zeitweiliger Relegirung oder in Ausstoßung unter Entziehung des akademischen Bürgerrechts. Zusatzstrafen können noch ausgesprochen werden, wenn ein Student durch das öffentliche Gericht eines Kriminalverbrechens überwiesen wird. Andererseits ist der Rektor berechtigt, selbst einem in Kriminalunterfuchung befindlichen Studenten mit seinem Rathschlage zu unterstützen. Das gehört indeß zu den seltensten Vorkommnissen,

denn gemäß der eigenartigen Konstitution der Universität haben die Studenten selbst das Recht wie die Machtbefugniß, unter sich auf Ordnung zu halten.

Die zuständigen Stellen hierfür sind die Korporationen oder „Nationen", in welche alle Studenten vertheilt sind. Beim Eintritt zur Universität sind nämlich alle Studirenden männlichen und weiblichen Geschlechts verpflichtet, sich einer „Nation" nach eigener Wahl anzuschließen; jede „Nation" aber darf wiederum demjenigen den Zutritt verweigern, den sie dessen für unwürdig hält, und der Abgewiesene hat sich dann einer vom Rektor bestellten besonderen Ueberwachung zu unterwerfen. Des weiteren wird kein akademisches Zeugniß einem Studenten ausgehändigt, bevor nicht eine Art sittenrichterlicher Beurtheilung seiner (resp. ihrer) Nation abgegeben ist. Auf diese Weise üben die Nationen, d. h. die Studenten selbst, einen gesetzlichen und moralischen Einfluß auf ihre Mitglieder, der um so wohlthätiger und wirksamer erscheint, als er aus unabhängiger Handlungsweise und doch bewußter Verantwortlichkeit entspringt.

Außer der Beförderung des Fleißes, der Moralität und guten Ordnung, zielen diese Separatvereinigungen dahin, den Studirenden Mittel zur gegenseitigen Unterstützung an die Hand zu geben durch (Vereins-) Bibliotheken, Disputationen, Vorlesungen, Gewährung von Zeugnissen, Darlehen, Empfehlungen bei Gesuchen um Stipendien oder direkte Verleihung solcher, durch musikalische und theatralische Unterhaltungen und dergleichen mehr. Jede Nation — richtiger deutsch etwa „Landsmannschaft" — besitzt ein eigenes Haus mit Lesezimmer und Bibliothek, mit Zeichen- und Versammlungssälen, Wirthschaftsräumen u. s. w. Diese Korporationen üben ohne Zweifel einen höchst günstigen Einfluß auf das Universitätsleben aus, zumal da auch die Lehrer der Hochschule Mitglieder derselben sind, was erklärlicherweise einen vertrauteren, mehr persönlichen Verkehr zwischen diesen und ihren Hörern zur Folge hat. Eine „Nation" besteht aus Ehren- und aus ordentlichen Mitgliedern; letztere bilden die in der Universitätsstadt anwesenden Studenten und Graduirten; die ersteren werden in der Hauptsache nur aus den Lehrern erwählt. Die Ehrenmitglieder halten sich von der Einmischung in die internen Angelegenheiten der Nation fern, obwohl sie daran statutengemäß nicht verhindert sind; überhaupt betheiligen sie sich meist nur an den Festlichkeiten, zu welchen die betreffende Nation sie stets einladet. Die ordentlichen oder aktiven Mitglieder zerfallen in „Senioren", „Junioren" und „Rezentioren" (Aeltere, Jüngere und Neulinge, dem deutschen terminus technicus „Füchse" entsprechend). Letztere, die Jüngstaufgenommenen, dienen eine Lehrzeit von zwei oder mehr Terminen ab und werden dann zum Range von Junioren erhoben. Aus diesen werden dann im Verhältniß zur Kopfzahl der betreffenden Nation die Senioren erwählt, welche beziehentlich Charakterbildung, Kenntniß, Fleiß und Erfahrung die eigentliche Elite bilden. Die Verwaltung der Angelegenheiten der Nation ist verschiedenen Comités anvertraut; Angelegenheiten von besonderer Bedeutung werden aber von der ganzen Nation unter Vorsitz ihres „Kurators" verhandelt. Jene Comités und sonstige „Beamte" wählt die Nation aus ihrer Mitte, gewöhnlich auf ein Jahr; den Kurator

Das Märchen von den Winterveilchen.

ernennt sie aus dem Kreise der jüngeren Lehrer. Die Oberaufsicht führt ein „Inspektor", der von der Nation aus den ordentlichen Professoren erwählt und vom kleineren Konsistorium bestätigt wird. Eintrittsgeld und Mitgliedsbeitrag belaufen sich bei jeder Nation auf fünfzehn Kronen (fast siebzehn Mark). Endlich sei hinzugefügt, daß die Geschäftsführung dieser Vereine nach selbstentworfenen und vom kleineren Konsistorium gutgeheißenen Statuten geregelt ist. Es giebt im ganzen dreizehn Nationen, deren eine die Hauptstadt Stockholm vertritt, während die anderen sich nach einzelnen Kreisen und Provinzen des Landes benennen und meist die ebendaher stammenden Studenten vereinigen. Die Mitgliederzahl der einzelnen Nationen variirt (1876) zwischen 22 und 203.

Alle Nationen zusammen bilden das „Studentencorps", das wieder seine eigenen Angelegenheiten und Behörden hat. Die Oberleitung des ganzen „Corps" liegt in den Händen eines „Präsidenten" — von allen Studenten gewöhnlich aus den jüngeren Lehrern gewählt — und einem „Direktorium", das die Nationen im Verhältniß zu deren Mitgliederzahl aus der eigenen Mitte berufen. Einzelabtheilungen sind wiederum direkt aus dem Studentencorps gewählte Comités vorangestellt. Wie jede Nation besitzt auch das Studentencorps eine eigene Fahne oder Standarte, die bei öffentlichen Gelegenheiten entfaltet wird.

Im Herbsttermin 1876 zählte Upsala:

	Theologie.	Jurisprudenz.	Medizin.	Philosophie.	Total.
Professoren	4	5	7	17	33
Adjunkte	3	1	5	13	22
Docenten	1	2	3	45	51
Total:	8	8	15	75	106
Studenten	361	142	172	776	1451

außerdem vier Uebungsmeister, während sechs akademische Lehrstühle unbesetzt waren. Die angeführte Studentenanzahl ist etwas niedriger als die Mittelzahl der vorhergehenden Jahre.

Die finanzielle Lage der Universität ist, wenn sie auch mit der der großen festländischen Hochschulen keinen Vergleich aushält, doch für ein verhältnißmäßig so armes Land wie Schweden eine recht günstige zu nennen. Im Jahre 1872 z. B. betrugen ihre Gesammteinkünfte 1,758,286 Kronen (= 1,978,072 Mark), welche zu nicht geringem Theile von Schenkungen — z. B. 200,000 Kronen von den Landschenkungen Gustav Adolfs — herrühren. Von den Ausgaben entfällt der größte Theil auf Honorare; so bezieht ein Professor 6000, ein Adjunkt von 2400—3000 Kronen pro Jahr. Die Lehrer der theologischen Fakultät beziehen ihren Gehalt aus Präbenden und Pastoraten. Mit vollendetem 65. Lebensjahre sind Professoren und Adjunkte zu Pensionen berechtigt, welche sich für erstere auf 4500, für letztere auf 2500 Kronen belaufen. Docenten haben kein eigentliches Honorar, sondern beziehen ihre Einkünfte theils aus Stipendien zu 750—1000 Kronen pro Jahr, theils aus den Gebühren für Privatvorlesungen.

Es existiren gegen 550 Stipendien, welche entweder von der Universität selbst, von anderen Behörden oder von den Studentenvereinen gestiftet wurden, und diese sind theils im Sinne privater Wohlthätig-

keit zur Unterstützung minder bemittelter Studenten oder zur Ermunterung wissenschaftlicher Bestrebungen bestimmt. Die letzteren belaufen sich von Hunderten bis zu Tausenden von Kronen, die ersteren betragen ein oder mehrere Hundert. Ihre Verleihung ist an bestimmte Bedingungen geknüpft, unter denen Fleiß, moralischer Lebenswandel und Bedürftigkeit des Empfängers am meisten ins Gewicht fallen. Während der Genußzeit eines Stipendiums untersteht der Student der Kontrolle eines speziellen Inspektors, gewöhnlich eines Professors, der die Erfüllung etwaiger Vorschriften des Testators überwacht.

Werfen wir einen Blick auf das Universitätsleben selbst, so haben diesem in früheren Zeiten Eigenthümlichkeiten und gewisse Excentricitäten nicht eben gefehlt, wie folgende Schilderung einer „Deposition" oder Einführung von Neulingen im Jahre 1716, den Leser überzeugen wird. „Der Ceremonienmeister oder „Depositor", so lautet die Beschreibung, „ließ die Neulinge Gewänder ꝛc. von verschiedenen Stoffen und Farben anlegen. Ihre Gesichter wurden geschwärzt, die Huträn-der niedergebogen und lange Ohren und Hörner daran befestigt, während sie in die Mundwinkel lange Eberhauzähne gesteckt bekamen, die sie — unter Androhung von Prügelstrafe — darin halten mußten. Ueber die Schultern zog man ihnen lange schwarze Mäntel. In diesem Anputz, der noch abschreckender und lächerlicher aussah als die Tracht der Opfer der Inquisition, wenn sie zum Pranger geführt wurden, trieb der „Depositor" sie mit einem Stecken gleich einer Viehheerde aus dem „Depositionszimmer" nach dem Auditorium. Hier stellte er sie um sich im Kreise auf, schnitt ihnen unter herausfordernden Komplimenten Gesichter, spottete über ihren seltsamen Anzug und hielt an sie schließlich eine höchst ernsthafte Ansprache. Dabei erwähnte er der Thorheiten und Laster der Jugend und betonte die Nothwendigkeit, diese durch fleißiges Studium zu bändigen und abzulegen. Dann richtete er mehrere Fragen an dieselben; die Hauer in den Mundwinkeln verhinderten sie natürlich, deutlich zu sprechen, so daß ihre Antworten mehr dem Grunzen der Schweine glichen. Infolgedessen redete der Depositor sie nun auch als solche an, gab ihnen einen leichten Schlag auf die Schultern und machte ihnen weitere Vorwürfe. „Ihre Zähne", erklärte er, „wiesen schon auf Unmäßigkeit im Essen und Trinken hin, wodurch junge Leute ja so häufig alle frischen Geisteskräfte lahm legten." Darauf brachte er aus einem Kasten eine große hölzerne Zange hervor und würgte und schüttelte sie damit, bis die Zähne ausfielen. Dann setzte er ihnen auseinander, daß sie bei Gelehrigkeit und Fleiß ebenso die Neigung zur Unmäßigkeit und Völlerei wie jetzt diese Zähne verlieren würden. Weiter löste er die langen Ohren von ihren Hüten, um ihnen zu sagen, daß sie fleißig zu studiren hätten, um nicht jedem dummen Hans ähnlich zu erscheinen. Hierauf nahm er ihnen die Hörner, das Wahrzeichen brutaler Rohheit, ab und endlich brachte er aus seinem Kasten eine Art Hobel hervor. Nun mußten sich die Neulinge der Reihe nach niederlegen, erst auf den Leib, dann auf den Rücken und auf jede Seite, und in jeder Lage hobelte er scheinbar ihren Körper ab mit dem Hinweise, daß Literatur und Kunst in der kommenden Zeit ebenso ihren Geist glätten werde. Nach verschiedenen anderen possenhaften Ceremonien

füllte er dann ein großes Gefäß mit Wasser, goß es den Neulingen über den Kopf und trocknete sie mit grobem Tuche wieder ab. Zum Schluß der tollen Farce ermahnte er die von ihm abgehobelte, gewaschene und frottirte Gesellschaft, nun ein neues Leben zu beginnen, schlechten Versuchungen tapfer zu widerstehen und alle üblen Gewohnheiten aufzugeben, welche ihren Geist ebenso entstellen könnten, ganz wie die verschiedenen Bestandtheile des heutigen Anputzes ihre äußere Erscheinung entstellt hätten."

Heutigen Tages ist das Studentenleben, wenn auch nicht ohne Eigenthümlichkeiten, doch mit dem der früheren Zeit gar nicht mehr zu vergleichen, ja, sogar nicht mit dem der jetzigen deutschen, englischen oder amerikanischen Studenten. Mindestens sucht man in Upsala vergebens nach Vertretern der akademischen Jugend, die gleich ihren deutschen Genossen im Gesicht die Zeichen manches harten Zweikampfs zur Schau tragen, oder deren Geist, wie bei den amerikanischen Studenten, mit düsterem phantastischen Ceremoniell vollgepfropft wäre; ebenso wenig begegnet man einem, der auf dem Cricketplane oder beim Wettrudern den z. B. in Oxford und Cambridge so hochgehaltenen Preis eines Athletentriumphs davongetragen hätte.

Bezüglich der Kleidung findet sich nur ein kleiner oder auch fast gar kein Unterschied zwischen einem Studenten von Upsala und einem der Akademie nicht zugehörigen jungen Manne von gleicher sozialer Lage. Seinen Konfrater in Oxford und Cambridge erkennt man ja auf den ersten Blick an dessen mittelalterlicher, mönchischer Kleidung, die ihm das Aussehen verleiht, als gehöre er einem frommen Orden an. Bei einem Besuche in Cambridge war ich zuerst verwundert über die zierlichen Mützen und Mäntel oder Stolen und dachte bei mir: „Wie viele gutaussehende Kandidaten für Kirchenämter giebt es doch hier!" Der deutsche Student, vorzüglich wenn er einer „Burschenschaft", einem „Corps" angehört, ist ja bezüglich seiner Erscheinung sowohl in Alltags- wie in Festtracht (in „großem Wichs") genügend bekannt. Gegenüber diesem und dem Angehörigen der englischen Hochschulen bietet der Student von Upsala nur ein dürftiges, farbenarmes Bild, denn im Winter kleiden sie sich wie alle andern Sterblichen, und nur im Sommer tragen sie eine spezifisch akademische Mütze. Diese sammtene, oben weiße Kopfbedeckung mit schwarzem Unterrande und einer Art blau und gelben Kokarde an der Vorderseite bezeichnet recht passend ihre Träger als auserwählte Söhne Apolls.

Bezüglich der Lehrer besteht der einzige äußerliche Unterschied zwischen ihnen und anderen Personen der gebildeten Klasse nur in einem Staatskleide mit Sammetkragen, mit zwei eingestickten Lyras und einem solchen Lorbeerkranze, das aber nur bei akademischen Feierlichkeiten oder sonstigen festlichen Gelegenheiten getragen wird.

Da die Studenten der äußeren Erscheinung nach gewöhnlich also ganz den „Philistern" gleichen, so verkehren sie auch gesellschaftlich viel mit diesen, wenn sie auch lieber den Umgang mit ihren Kommilitonen und vorzüglich derer aus derselben „Nation" aufsuchen. Das spezielle Thun und Treiben der Studentenschaft beobachtet man am besten in den Versammlungen, zu denen diese vereinigt als „Corps" oder einzeln unter der Form von „Nationen" zusammentritt. Im ersteren

Falle erfolgt die Abwickelung der Geschäfte in einem großen Saale des Universitätsgebäudes unter dem Vorsitz eines „Sprechers", und hat jeder Student das Recht, sich bei den betreffenden Verhandlungen zu betheiligen; oder es tritt auch ein „Studentendirektorium" zusammen zur vorbereitenden Verhandlung von Fragen, welche später der allgemeinen Versammlung unterbreitet werden sollen. Als „Direktorium" besteht die Versammlung aus 40 bis 50 der einflußreichsten, erfahrensten und sozusagen konservativsten Studenten; als „Corps" zählt sie mehrere hundert, oft an tausend Theilnehmer. Die Beschlüsse beruhen hierbei auf rein demokratischer Grundlage. Bei den größeren wie bei den kleineren Versammlungen wird eine höchst zweckmäßige Geschäftsordnung beobachtet und die Debatten können, dem Inhalt und der Form nach, oft wirklich als Muster dienen. Das „Studentencorps" übernimmt unter Vortragung seiner gemeinsamen Fahne und der Banner der einzelnen Nationen die Führung bei der Feier der patriotischen und religiösen Gedenktage der schwedischen Geschichte, z. B. die Vereinigung Schwedens und Norwegens (4. November); die Thronbesteigung Gustav Wasas (6. Juni); den Tod Karls XII. (30. November) und Gustav Adolfs (6. November). Mit Beginn des Frühlingstermins wird auch das „Knutfest" gefeiert als allgemeiner Ehrentag für die „Vorväter" und für jede im Laufe des vergangenen Jahres verstorbene skandinavische Berühmtheit.

Die Versammlungen der „Nationen" sind zweierlei Art und gelten entweder geschäftlichen Angelegenheiten oder nur Vergnügungen. In den ersteren präsidirt der „Kurator" der ganzen Nation, und jedes Mitglied hat bei einer Geldbuße denselben beizuwohnen, außer wenn es sich aus dringenden, der Beurtheilung des Vorsitzenden unterliegenden Gründen entschuldigt. Allgemeine Betheiligung wird auch dann gefordert, wenn die Verhandlungsgegenstände mehr individueller Art sind als die, welche den Corpszusammenkünften unterbreitet werden. Die Gesammtheit der Studentenschaft bildet sozusagen einen „Staatenbund" in kleinem Maßstabe, eine Art Föderativrepublik, in der das Eingreifen der „Corpsbehörden" die Ausnahme, die Selbstregierung der „Nationen" die Regel bildet. Eine „Nation" erledigt also nicht nur Geschäfte und Angelegenheiten, die mit denen des gesammten „Corps" in Verbindung stehen, sondern wählt auch besondere Chargirte, entwirft sich Gesetze und Regeln, entscheidet über das Budget der Vereinigung — wenn es sich z. B. um die Reparatur des Vereinshauses oder um den Neubau eines solchen, um die Anschaffung von Büchern oder Zeitschriften handelt u. s. w. und oft hat sie auch Studien- und Führungszeugnisse auszustellen, Anlehen, Stipendien und dergleichen zu gewähren. Unzeitige und vorschnelle Beschlüsse und Entscheidungen sind dabei um so weniger zu fürchten, als diese fast ohne Ausnahme gleichsam den Instanzenzug der Begutachtung eines Seniors, eines Juniors und eines „Rezentiors" durchzumachen haben. Die Debatten währen zuweilen ganze Sessionen (Termine) hindurch. In jeder Nation finden sich natürlich Freunde der „alten, guten und bewährten" Einrichtungen, also „Konservative", neben „Radikalen", welche jeder Neuerung ohne Scheu und Furcht entgegensehen. So weit meine Erfahrung reicht, zeichnen sich solche Nationsversammlungen

im allgemeinen durch strengparlamentarischen Anstand und reifliche Erwägung aus, bilden also eine praktische Schule zur Heranbildung der Studirenden für regelrechte, geschäftsmäßige Behandlung irgend welcher Vorlagen, ein Nebenvortheil, der gewiß sehr hoch anzuschlagen ist. Die einmal getroffenen Entscheidungen werden ehrlich und gewissenhaft durchgeführt, ohne das beziehentlich derselben an eine „Reaktion" oder einen „coup d'état" zu denken wäre. In derselben Weise verfährt man bei wissenschaftlichen Zusammenkünften sowohl der Nationen als auch akademischer Einzelvereine, indem die Theilnehmer sich ernstlich bemühen, für Fragen, welche die verschiedensten Wissenszweige berühren, allgemeines Interesse zu erwecken, oder jene auch zu lösen suchen. Kaum ist freilich ein halbes Stündchen nach diesen ernsten Arbeiten vergangen, so ändert sich das Bild, und der umsichtige Philosoph, der gewissenhafte Censor, der nachdenkliche Gesetzgeber verwandelt sich in einen lustigen, sorglosen Genossen, der unter frohem Lachen, unter Musik, Gesang, Theaterspiel, Tanz und anderen Vergnügungen sich an einem Glase „Schwedischen Punsches" labt.

Alle verschiedenartigen studentischen Belustigungen konzentriren sich doch immer in der „Studentensexa" nebst Zubehör. Diese selbst wechselt zwar bedeutend beziehentlich der Anzahl der Theilnehmer und der Ausdehnung des Arrangements, doch lassen sich ihre bleibenden charakteristischen Züge ohne Schwierigkeit wiedergeben. Das Schlachtfeld des lustigen Treibens ist gewöhnlich eine Versammlungshalle wie oben, die jetzt aber in einen Tempel des Apollo, des Bacchus und der Musen umgewandelt ist. Zuweilen gewinnt eine solche Festlichkeit auch allgemeineren Charakter, wenn Ehrenmitglieder, Studenten und andere sonst nicht zugehörige Personen von der Nation oder deren einzelnen Mitgliedern eingeladen waren, wo sich dann nur ein Theil der Festfeier im Nationshause abspielt und der andere, gewöhnlich die eigentliche „Sexa", in ein größeres Restaurant verlegt wird.

Die nachfolgenden kurzen Schilderungen des ersten Nationsfestes, dem Verfasser als Neuling auf der Universität im Jahre 1859 beiwohnte, und eines allgemeinen Studentenfestes, dessen Zeuge er 1874 war; werden dem Leser eine Vorstellung von derartigen akademischen Feierlichkeiten und Schmausereien geben.

Gegen Mittag an einem kalten Februartage 1859 verließen meine Kameraden und ich mit ihnen das Nationshaus, um zu Schlitten nach Alt-Upsala zu fahren. Tiefer Schnee bedeckt den hartgefrorenen Boden, eisige Kälte herrscht in der Luft und die matte Sonne sendet einige bleiche Strahlen auf die fröhliche Gesellschaft herab. An solchen Tagen erschien es eine natürliche Vorsicht, vor dem Aufbruche einige Tropfen „akademischen Nektars" gekostet zu haben und auch etwas Vorrath davon für die Fahrt bei sich zu führen. Diese verlief nicht ganz ohne Zwischenfälle.

Ob nur die Lust am Durchgehen, welche die feurigen Rosse zeigten, daran schuld war, oder ob deren Führer mit diesen weniger gut umzugehen wußten wie mit dem Punschglase — genug, die Schlitten waren noch nicht weit gekommen, als schon einer oder der andere umschlug und seine Insassen in den Schnee kollerten. Zuletzt erreichten doch alle — Damen und Herren, Verunglückte und Seßhafte

— das Ziel, und beladen mit altem nordischen Meth in mächtigen Silberhörnern — einem Geschenk früherer schwedischer Fürsten — arbeiten sich alle die weitberühmten Hügel von Alt-Upsala hinauf. Auf deren Gipfel mit der weitgestreckten Aussicht auf die eigentliche Wiege des Schwedenvolkes, mit dem klarblauen Winterhimmel darüber und den „Gräbern" Odins, Thors und der Freia darunter ertönen Gesänge und kreisen die Hörner unter den Brüdern zu Ehren der heimischen Götter, welche noch heute in den „Eddas" sprechen und singen, und der „Vorväter", die vor tausend Jahren in der unwirthlichen Wüstenei des hohen Nordens so reiches Material zu sammeln und geistnährende Ernten einzuheimsen wußten. Nach der Rückkehr erwärmten wir uns durch einige Tänze; ob Terpsichore darüber gelacht oder geweint, kann ich freilich nicht sagen; jedenfalls gewährten sie den Ausführenden das größte Vergnügen. Eine Art zwangloser Vespermahlzeit, die zwar einer Sexa ähnlich, aber doch einfacher ist, wird noch vor Eintritt ins Theater verzehrt, wo andere Mitglieder der Nation ein französisches Vaudeville aufführen. Lebhafter Beifall der Zuhörerschaft zeugt für die Geschicklichkeit der Spieler, und die weibliche Anmuth und Liebenswürdigkeit der „Studentenschauspielerinnen" mag dabei wohl manchem Philister das Herz gerührt haben. Hierzu sei noch bemerkt, daß die meisten Nationen ihr eigenes, hübsch ausgestattetes Theater besitzen und ihren Mitgliedern ein- bis zweimal des Jahres dramatische Unterhaltungen bieten. Die Vorstellung — auch beziehentlich weiblicher Rollen — wird stets von Studenten allein ausgeführt, selbst wenn Damen zu derselben Einlaß gestattet ist. Die hervorragenderen Künstler unter den Studenten veranstalten gelegentlich Aufführungen im Theater zu Upsala und sogar auch außerhalb der Stadt.

Schließen sich die Thore des Thaliatempels, so öffnen sich die des „Sexa-"Saales und wir ziehen beim Klange eines Studentenliedes, das sich mit den Tönen des auf einer Gallerie musizirenden Orchesters mischt, dahin ein. Ein ungeheurer Tisch in der Mitte des Raumes trägt die pièces de résistance, andere, kleinere sind längs den Wänden aufgestellt. Die letzteren sind bedeckt mit Milchkrügen, Bier- und Porterflaschen, Humpen und dergleichen; die große Tafel zeigt sich aber im festlichen, kostbaren Schmucke von Bouquets, Blumenstöcken und Tropenbäumchen aus dem Linnéschen botanischen Garten, vermischt mit Silber- und Porzellangeschirr auf blendend weißem Grunde. Für hungrige Seelen — wie der Verfasser dieses — hatte freilich das, was auf den Tischen stand, weit mehr Interesse als die Tische selbst, und hier fand sich denn genug, um auch den wüthendsten Hunger zu stillen. Sogar ein Polyphem wäre von dieser riesigen Tafel nicht unbefriedigt davongegangen. Rinder-, Kalbs-, Hammel- und Schweinsbraten, Hasen, Hühnchen und Rebhühner, Lachs, Aal, norwegischer Hering, Hecht, Sardinen, Käse, Butter, Brod, Kartoffeln, Spinat, Radieschen, Kompotte, Kuchen, Zuckergebackenes, Aepfel, Nüsse, Weintrauben und Orangen, Chablis, Hochheimer, Sherry, Bordeaux, Muskatweine und schwedisches „Aqua vitæ". Wahrlich, das hatte ein splendider Wirth angerichtet! Und wie aufmerksam er während des Essens für uns sorgt! Niemals fehlt etwas auf der Tafel, denn geschäftige Aufwärter ersetzen sofort, was zu Ende

zu gehen scheint, und schaffen auch noch neue Speisen herzu. Ich fürchte schwerlich die Gastfreundschaft Penelopes herabzusetzen, wenn ich sage, daß Homers Lobpreisung derselben sich mit gleichem Rechte auf unsern Restaurateur anwenden ließe.

Bei allen Erzeugnissen an Speisen und Getränken bei einem solchen Abendessen, wird dem schwedischen Brode und Branntwein stets zuerst die Ehre angethan. Sie bilden einen wesentlichen Bestandtheil, ohne den der erfahrenste Küchenchef trotz aller sonstigen kulinarischen Herrlichkeiten eine richtige Upsalaer „Sexa" nicht auszurichten vermöchte. Vom schwedischen „bränvin", der aus Kartoffeln, Roggen oder Gerste erzeugt wird, giebt es sehr verschiedene Sorten und die gewöhnlich am „Brod- und Buttertische" übliche und „Falu bränvin" genannt ist, wenn sonst gut, sowohl anregend als von vortrefflichem Geschmack. Man schreibt ihr eine appetiterregende Wirkung zu, und das gewiß nicht mit Unrecht. Bei einer „Sexa" wird also zuerst ein bränvin genommen, diesem „Ganzen" folgt dann wohl „ein Halber", letzterem „ein Drittel" u. s. w., womit also bezeichnet ist, daß zuerst das Glas ganz gefüllt und mit einem Zuge geleert wird, während das bei der zweiten Füllung nur bis auf die Hälfte, dann um den dritten Theil u. s. w. geschehen darf. Ich habe auch genau „Achtel" von den (Spitz-) Gläschen trinken sehen; soweit treiben es indeß nur wenige, wie man sich denn im allgemeinen dabei einer vernünftigen Beschränkung befleißigt. Einzelne der Söhne Apolls rühren den „schwedischen Wein" auch gar nicht an, wenn sie sich auch ein Gläschen füllen lassen. Der Gläserklang wird mit Gesängen begleitet, zu denen der Dirigent den Ton angiebt, und in welche dann alle einfallen. Die Pausen werden mit Orchestervorträgen ausgefüllt. Hierzu muß bemerkt werden, daß es während der Tafel jedem freisteht, zu plaudern, zu lachen und sich im Saale aufzuhalten, wo er will, denn die „Sexa" wird stets im Umhergehen eingenommen, gleicht also nicht einem deutschen „Kommers", wo die Theilnehmer immer an ihren Tisch, Stuhl und Schoppen gefesselt sind.

Das schwedische Brod, d. h. das knäckebröd — bei einer Sexa ebenso unentbehrlich wie der Branntwein — unterscheidet sich wesentlich von dem sonst in Europa gebräuchlichen Brode. Letzteres „kosmopolitisches Brod" genannt, erklärt man mehr passend für ganz kleine Kinder und hochbejahrte Leute als für gesunde kräftige Personen, und dem „nationalen" wird es niemals ein ernsthafter Rival werden. Man denke sich den Teig desselben zu runden, etwa einviertel Meter im Durchschnitt haltenden ganz flachen Scheiben geformt vor, welche ein Loch von zweieinhalb bis drei Centimeter in der Mitte und auf der Oberfläche viele rundliche Eindrücke oder sich kreuzende flache Furchen haben — so sieht dann das knäckebröd aus. Da es ganz hart ist, läßt es sich leicht brechen, aber gar nicht biegen, und so trägt man es schon in unregelmäßig zerbrochenen Stücken in eleganten Brodkörben auf.

„Hilf Dir selbst!" ist hier der allgemeine Wahlspruch. Gewiß erweist man den Professoren einige Aufmerksamkeit und überreicht ihnen wohl ein Eßbesteck; sicherlich wird auch der feine Ton gebildeter Kreise von niemand verletzt, im großen und ganzen herrscht aber eine wirk-

lich amerikanische Ungezwungenheit, welche sich so auffallend von der Etikette bei anderen Gastmählern unterscheidet.

Die „Sexa" dauerte zwei volle Stunden, und keiner brauchte hungrig davonzugehen, als wir zum „Zwyck" wieder „nach Hause" aufbrachen. Der schon erwähnte Tanzsaal im Nationshause zeigt sich jetzt in Gestalt etwa eines glänzend ausgestatteten Biersalons. In seiner Mitte steht eine lange Tafel und kleinere Tische in den Ecken; sonst enthält er nichts als noch ein Piano und Bänke längs der Wandseiten. Die übrigen Räume — Zeichensaal, Bibliothek und Lesezimmer — behalten ihr gewöhnliches Aussehen. Auf den Seitentischen stehen Vorräthe von Soda- und Selterswasser, auf der großen Tafel eine Menge kleiner Gläser — die zwischen Likör- und Weingläsern etwa die Mitte halten — nebst zwei oder drei großen Bowlen und gewaltigen Krügen, um jene nach Bedarf wieder zu füllen. Alle diese Gefäße sind bis an den Rand voll von „schwedischem Punsch", dem einzigen geistigen Getränk für den Rest des Tages. Dieses ausschließlich nationale Getränk verdankt seine große Beliebtheit offenbar dem Umstande, daß es vaterländischen Ursprungs ist. Unter Ausländern steht es wohl nicht in so hohem Ansehen, und so mancher dürfte übereinstimmen mit dem Ausspruche eines in Upsala studirenden Amerikaners: „Der schwedische Punsch hat einen göttlichen Geschmack, aber es steckt etwas teuflisches in ihm." Auch ein Deutscher, der ohne Beschwerde vielleicht große Mengen Bier konsumirt, hat meist Respekt vor diesem kalten Punsch, der ihm „schwache Kniee", einen „Kater" oder „graues Elend" zuzieht. Meine Landsleute, welche den „Teufel" im Punsch schon kennen, wissen dessen Verlockungen schon zur rechten Zeit zu widerstehen. Nach Eintritt in den Saal begrüßt uns der „Kurator" mit schwungvoller Anrede und ladet alle ein, sich des Lebens zu freuen; dann aber genießen wir dieselbe Freiheit wie bei der Sexa, und jetzt ist auch das Rauchen gestattet. Nun wechseln Reden, Studentenlieder und Pianovorträge mit einander ab. Später wird die große Mitteltafel entfernt, denn noch einmal läßt sich Terpsichore herab, uns zum Tanz zu rufen. Unmittelbar vor dem Beginn desselben verließ ich die Nation, um mich nach Hause zu begeben und bis in den Vormittag hinein „einen langen Schlaf zu thun."

Viele der Professoren u. s. w. ziehen sich dann auch zurück. Dieses Verschwinden einer Anzahl von Theilnehmern ändert indeß am allgemeinen Charakter einer Festlichkeit, wie der eben skizzirten, gar nichts. Mit gleicher Ungezwungenheit verkehren die Studirenden mit den noch zurückbleibenden Lehrern der Hochschule, welche recht gut wissen, daß alle die heute als lustige Kameraden schwärmenden Studenten sonst doch ein arbeitsameres, ernsteres und auch moralischeres Leben, als viele andere junge Leute ihres Alters führen. Von denen, welche den Musen opferten, begrüßten auch einige noch den Phöbus und letzten sich noch einmal an einer sogenannten „Nachtsexa." Wird ein solches Mahl veranstaltet, so kann es natürlich nur frugalerer Art sein und besteht aus dem, was das Nationshaus aus eigener Speisekammer eben zu liefern vermag. So weit meine Erlebnisse beim Eintritt in den Kreis der Alma mater.

Eines allgemeinen Studentenfestes im Jahre 1874, als ich Upsala

verließ, sei hier nur in wenigen Zeilen Erwähnung gethan. Dasselbe fällt mit der Feier des Frühlingsanfangs zusammen und wird von dem „Studentencorps“ als Ganzem nach althergebrachtem Gebrauche begangen. Am Abend des 30. April ziehen alle Studenten unter Vortragung der Universitätsfahne und der Banner der einzelnen Nationen und unter den Gesängen des akademischen Vereins vom Marktplatze nach dem dicht bei der Stadt gelegenen königlichen Schlosse, um den kommenden Frühling feierlich zu begrüßen. Einzeln herabwirbelnde Schneeflocken protestiren zwar gelegentlich gegen diese Feier, während aufflammende Freudenfeuer und Feuerwerk von dem großen Restaurant vor Upsala einen dürftigen Ersatz für die fehlende Sonne bieten, zu deren Preise die „Weißmützen“ ihr „Wie schön die Maiensonne glänzt“ absingen. Nach Beendigung der gewöhnlichen Gebräuche treten die Theilnehmer wieder zu Nationen zusammen, um das begonnene Werk durch eine Sexa und den unausbleiblichen „Zwyck“ zu vollenden. Auch am 1. Mai werden die Festlichkeiten fortgesetzt, indem sich die Nationen gegenseitig durch Gesänge und Ansprachen begrüßen. Bei derselben Gelegenheit laufen die lustigen Gebräuche zuletzt auf einen extemporirten Maikarneval hinaus, der sich durch höchst abenteuerliche Gestalten und Scenen zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen auszuzeichnen pflegt.

Am Schlusse dieser Skizze der Universität zu Upsala im allgemeinen und des Studentenlebens daselbst im besonderen, mögen noch die Worte Platz finden: Wenn es für den Studenten in Upsala einen besonders charakteristischen Zug giebt, so liegt dieser in seiner Liebe zum Gesange, den er in einer Weise pflegt, daß er nicht unwürdig erscheint, sich den Landsmann einer Jenny Lind und Christine Nilsson zu nennen.

Wanderſkizze.

Der kurze Tag neigt ſich zur Rüſte,
Die Sonne flammt noch einmal auf
Und taucht der Berge weiße Gipfel
Am Horizont in Purpurglut.

Ich wandere den Fluß hinunter,
Die Ufer rings ſind ſtumm und öd,
Nur einer Erle kahl' Geäſte
Ragt einſam aus dem welken Schilf.

Der rothe Streif im Weſten ſchwindet
Und miſcht ſich mit des Aethers Blau,
Allmählich blitzen Stern' um Sterne
Am hohen Firmament empor.

Der Mond zieht ſeine ſtillen Bahnen
In wunderbarer Majeſtät
Und leiht mit ſeiner Silberfackel
Dem breiten Strom ſein mildes Licht.

Wie Geiſterhauch durchweht's die Lüfte,
Ein heil'ger Schauer faßt die Bruſt,
Und wonnetrunken ſchwelgt das Auge
Im Anblick der Unendlichkeit!

Alfred Bock.

Geopfert.

Erzählung nach dem Leben von Frida de Mojean.

(Schluß.)

Als unser Wagen zur festgesetzten Stunde vor dem Kurhause zu Baden hielt, fanden wir die jungen Freunde bereits unsrer harrend. Viktor sah düsterer als sonst aus und theilte mir sofort mit, daß die Fürstin leidend sei, uns aber bestimmt erwarte. So machte ich mich, meine Schützlinge der Obhut ihrer Vettern und Freunde übergebend, bald auf den Weg zur Villa Urugsoff.

Die Fürstin kam mir herzlich entgegen. In ihrem einfachen Morgenkleide hatte sie etwas, mich doppelt anziehendes. Sie sah blaß und überwacht aus, aber keinerlei Unruhe störte die Harmonie der schönen Züge. Als sie freundlich nach den jungen Mädchen fragte, theilte ich ihr mit, daß ich gekommen, um sie allein zu sprechen.

Sie hatte mir Hut und Handschuhe abgenommen, und wir saßen bequem bei einander. Alles Fremdartige war von ihr gewichen, und ich sah in ihr nicht mehr die Fürstin Urugsoff, sondern nur ein schönes, verfolgtes Weib, dessen traurige Geschichte ich ahnte.

„Reden Sie nun, nichts wird uns stören", begann sie dann in ihrer herzgewinnenden Art. „Was haben Sie mir über jenen Menschen mitzutheilen? Was wissen Sie?"

„Wenig, Fürstin! Ich bin fremd in dieser Gegend und sah jenen Menschen nur zweimal."

Wunderlicherweise antwortete ich, wie sie gefragt, ohne zu wissen, von welchem Menschen sie sprach. Darauf zog ich das Billet hervor und reichte es ihr.

Sie erbleichte.

„Daran erkenne ich ihn! — o, er wird Ihnen noch andere Dinge erzählen! Jedem, der ihn anhören mag. Jedem, der ihn nicht hinauswerfen läßt, wie ich es gestern gethan. Ich bin überzeugt, daß sämmtliche Russen hier am Orte derartige Briefe von ihm erhalten haben. O, der Schuft!"

Ihre Hände zerknitterten krampfhaft das Billet.

Ich suchte sie zu beruhigen: meine Absicht sei gewesen sie vor der Frechheit eines Gauners zu schützen.

Zu spät! In fiebernder Aufregung erzählte sie mir den Vorgang des entsetzlichen Tages — und wie der Wahnsinn sie gepackt — wie sie habe fliehen und Viktor mit sich reißen wollen, als ihren Freund, ihren Beschützer und Geliebten!

Als fände sie etwas mißbilligendes in meinem Stillschweigen, fuhr sie dann, meine Hände fassend, fort:

„Verurtheilen Sie mich nicht; ich habe nicht mehr den Muth, mich allein in die Oede der Welt zu stürzen — und dann — seit ich wieder in Deutschland bin, die Luft der Heimat mich umweht, ist auch in meinem Herzen wieder das Heimweh nach dem Glücke wach geworden — möchte doch jeder einmal darin zu Hause sein — und so ward ich zur Thörin! Es ist vorbei! —

„Ist es Ihnen nicht auch einmal passirt, daß die warme Sonne des Herbstes Sie über den Verlust des Frühlings und Sommers zu täuschen vermochte?" fragte sie dann.

„Gewiß", antwortete ich lächelnd, „und es ist nicht ohne eine tröstliche Absicht, daß die Natur uns zu dieser Täuschung befähigt — aber Sie, Fürstin, bedürfen derselben noch nicht — Sie sind noch jung und schön genug, um ein echtes Glück beanspruchen zu dürfen — wenn auch nicht mit Viktor!"

Sie seufzte und nickte bejahend zugleich.

Dann sprachen wir von ihr und jenes Mannes Infamie.

„Die Welt liebt es, das Nichtswürdigste zu glauben — oder besser, mit Vergnügen zu verbreiten. Was kann ich dagegen thun? Nur Sie, Viktor und Wlodja sollen besser von mir denken und urtheilen, darum hören Sie die kurze Geschichte meines Zusammenhanges mit jenem Manne, den ich lange todt geglaubt und der nun als Vampyr wieder vor mir erscheint."

Ich fand mich zum Hören bereit, und die Fürstin begann:

„Mit zwölf Jahren stand ich neben meiner kranken Mutter und zwei kleinen Brüdern am Grabe meines Vaters — und unseres Wohlstandes, wie ich bald erfahren sollte.

„Wir siedelten zu den Großeltern über, die uns widerwillig aufnahmen. Unser Loos war ein trauriges. Meine Mutter weinte und entbehrte. Meine Seele fror und mein Kopf lernte — um Brod zu verdienen! Mußte ich doch täglich hören, daß ich für die Meinen arbeiten sollte, und ich besah lächelnd meine kleinen Hände und dachte daran, wie mein Vater mich liebkosend sein Prinzeßchen genannt.

„Fünfzehn Jahre alt, ward ich von einem reichen Onkel in ein Institut der französischen Schweiz gethan, um mich für meinen künftigen Beruf vorzubereiten. Dort, unter den übermüthigen Töchtern der Reichen und Großen, erfuhr mein stolzes Herz jede Art der Demüthigung. Was half es mir, daß ich hier und da meinen Fleiß, meinen Geist und meine Schönheit rühmen hörte —? War ich doch immer nur die Arme, die Paria! Ich litt, aber ohne Klage, mit Stoicismus. Mein Herz verdorrte, der Stachel der Armuth saß darin.

„Als ich zu meiner Mutter zurückkehrte, sollte ich ihn indeß noch stärker fühlen. Ich war nur eine lästige Zugabe im Hause der Großeltern und man grollte, daß ich nicht sofort eine Stelle fand, um Geld zu verdienen für den Unterhalt der Meinen.

„Eines Tages ward mir eröffnet, daß ein edler Mann mir, meiner Mutter und Brüdern, eine Heimstätte böte. Ich lachte wie ein Kind, ohne zu ahnen, daß dieser edle Mann der wüste Geselle war, der die besten Bissen an dem Tische der Großeltern zu verzehren pflegte, der mich mit Ekel erfüllte. Mein junges Herz empörte sich gegen eine solche Zumuthung. Doch was half's! Selbst meine Mutter hatte sich bestechen lassen, sie bat, sie weinte — und mit achtzehn Jahren war ich das Weib eines — Schurken, den seine erste Frau bereits unter Verwünschungen verlassen. Die raffinirteste Spekulation auf meine Jugend, Schönheit und Bildung hatte ihn zu dem Entschlusse geführt, mich zu heiraten. Er brauchte eine zuverlässige Ladnerin. Ich erbleichte vor Scham, mich täglich als solche den prüfenden Blicken der eleganten Männerwelt eines Kurortes ausgesetzt zu sehen — ich bat, ich weinte. Er lachte die „dumme Gans" aus, die er doch nur geheiratet, damit sie den vornehmen Kunden als Köder diene. Meine Gewandtheit in mehreren Sprachen kam seiner Absicht zu Hilfe. Seinen Zweck hatte er erreicht und behandelte mich nun als sein Geschöpf. Meine Mutter und Brüder jagte er aus dem Hause — ich war allein.

„Lassen Sie mich schweigen über jenen Ekel, der mein Herz täglich mehr erfüllte. Wie mein Gatte Tage und Nächte verbrachte, konnte ich bald ahnen, und wenn ich ihn taumelnd zu früher Stunde heimkehren hörte, barg ich mich schaudernd unter meiner Decke und suchte meinen Gram zu verschlafen.

„An meine erniedrigende Lage hatte ich mich gewöhnt. Thatkräftig, wie ich war, suchte ich den Erwerb zu mehren, da ich bald wahrnahm, daß ich allein für alles verantwortlich war. Ich freute mich sogar auf den Sommer, der eine bunte und elegante Gesellschaft in meinen Shops führte. Man kaufte gerne von mir und behandelte mich mit viel Höflichkeit. Meine Unbekanntschaft mit der Welt ließ mich vieles nicht verstehen, und wie eine Nachtwandlerin schwebte ich über einem Abgrund, ohne die Gefahr zu ahnen und ohne hinab zu stürzen. So blieb es bis in den dritten Sommer.

„Es war hohe Saison, und wieder saß ich in meinem Laden an der Promenade. Eine stürmische Scene mit meinem Gatten hatte mich düster gestimmt und hieß mich die Möglichkeit einer Existenz an seiner Seite erwägen. Da trat ein eleganter, schöner Mann heran und bat in englischer Sprache um einige Gegenstände, die ich ihm stillschweigend überreichte. Er sah mich erstaunt an und fragte:

„Ist es Ihnen lieber, wenn ich deutsch spreche?"

„Es ist mir gleich", war meine trockene Antwort. Mein Herz war zu bedrückt, um mir auch nur ein höfliches Lächeln zu gestatten.

Er ging; doch sah ich ihn seitdem täglich vorübergehen und artig grüßend. War es Zufall? Ein solcher brachte mich bald diesem Manne näher, als es für meinen inneren Frieden gut war.

„Der Weg von meinem Magazin und unserer Wohnung war ziemlich weit, und in meinen dunkeln Umwurf gehüllt, durcheilte ich allabendlich herzklopfend die großen Alleen, welche dorthin führten, ängstlich ausspähend, ob nicht irgend eine unheimliche Gestalt auf mich lauere — und diesmal war meine Furcht begründet, denn aus

dem Dunkel löste sich eine Gestalt und trat auf mich zu. Entsetzt schrie ich auf — doch im Augenblick war der Unverschämte zur Seite geschleudert, und eine Stimme sagte: „Guten Abend, Madame, fürchten Sie nichts mehr.“ Lautlos ging der Sprecher neben mir, grüßte mich an der Ecke eines Hauses und verschwand. Ich hatte ihn wiedererkannt.

„Seitdem erwartete er mich jeden Abend — aber wir sprachen nicht miteinander. Es dauerte lange, bis ich den Muth gewann, ihn zu fragen, warum er mir so viel Theilnahme zuwende? — worauf er entgegnete: daß ihn der Zorn erfaßt, eine so junge Frau ohne Schutz zu sehen.

„Was Wunder, daß dieser Mann mir bald wie meine Vorsehung erschien, und mein Herz ihm eine Art von göttlicher Verehrung weihte. Wie freute ich mich den langen Tag auf diese halbe Abendstunde!

„Doch diese Freude sollte mir bald genommen werden! Meine Abendbegleitung war ausspionirt, und die Mutter meines Mannes stürzte sich wie eine hungrige Hyäne über mich her, während ihr trefflicher Sohn lachend assistirte.

„Nun, was ist dabei“, sagte er in seiner gemeinen cynischen Art, „es wird ein guter Kunde gewesen sein, vielleicht der Fürst Urugsoff, der offen geäußert: Marie sei das schönste Weib, das er kenne. Sie könnte sich selbst als Fürstin gut ausnehmen. Ha, ha, ha!

„Ich habe Dich doch an den rechten Platz gestellt“, fuhr er höhnisch fort, „Du amüsirst Dich, ohne mir dafür zu danken.“

„Diese Frechheit empörte mich unsagbar. Die Dämonen des Hasses und der Verzweiflung erfüllten meine Seele. Ich war wie im Fieber. Ich schrieb meinem Beschützer, er dürfe mich nicht mehr treffen, nicht mehr heimgeleiten, da dieses zu einem vollständigen Bruche mit meinen Verhältnissen führen würde — und ich müsse meiner kranken Mutter, meiner kleinen Brüder gedenken, deren Stütze ich sei.

„Mit zitternder Bewegung erwartete ich seine Antwort — und diese kam mit der sinkenden Sonne. Es war ein Lebewohl.

„Er wollte nicht die Ursache eines Bruches mit meinem Manne werden. Doch wenn ich seiner bedürfen sollte, so könnte ich jederzeit auf ihn rechnen.“ So schrieb er mir. Es folgte seine Adresse und Versicherungen der Verehrung und Liebe.

„Wie ein Blitzstrahl trafen mich diese Zeilen. Waren das nicht nur kalte Sprüche? Vernichtet saß ich da. „Was hast Du Thörin erwartet?“ rief es in mir.

„Der Brief war meinen Händen entfallen. Ich achtete es nicht, daß ihn jemand aufhob und mir bot. Es war ein alter Herr, der dies that — der Fürst Urugsoff! Vorübergehend hatte er mich beobachtet. Ich dankte ihm kaum.

„War das Verhängniß? — Zufall? — Eine jene seltsamen Verkettungen von Ursache und Wirkung?

„Ich dachte damals nicht darüber nach. Ich eilte durch das Dunkel heim; ich fürchtete mich nicht mehr. Mein Herz war so ganz von Verzweiflung erfüllt — es konnte nichts mehr fassen, dem Schwamme gleich, der keinen Tropfen mehr in sich aufzunehmen vermag, sollte auch ein Meer über ihn hinwogen.“

Nach einer Pause nahm die Fürstin ihre Erzählung wieder auf.

„Früh hatte ich gelernt, mich zu beherrschen, und so saß ich am andern Morgen wieder in meinem Magazin, meine Reflexionen machend und mein beleidigtes Herz gewaltsam zur Ruhe zwingend, als der kränklich aussehende Fürst Urugsoff mir sein „Bon jour“ zurief. Der Vorgang des gestrigen Abends hatte eine Art von Beziehung unter uns angeknüpft. Er bezeigte mir Theilnahme, nnd hatte so wenig von einem eroberungslustigen Kavalier an sich, daß ich ihm bald mein Vertrauen zuwandte. Dankbar empfand ich sein Wohlwollen und seinen Schutz.

„Der Sommer ging auf die Neige, als mich Umstände zwangen, gegen meinen Mann in offene Opposition zu treten. Seine Art zu leben, brachte uns dem Bankerott nahe. Es kam zu Vorwürfen, zu Infamien, die ich nicht mehr dulden durfte. Oeffentlich und in meiner Familie verleumdete er mich in der niedrigsten Weise. Ich erfuhr alles wieder und stellte ihn zur Rede. Der Kelch war zum Ueberfließen voll. Wie ein wüthendes Raubthier stürzte er sich auf mich — „Geld! — Geld!“ — sollte ich schaffen — gleichviel wie! Als ich ihm seine Niedertracht vorhielt, mißhandelte er mich.

Von Furien gepackt, wie ein verwundetes Thier sprang ich auf. Meine Vernunft hielt nicht mehr Stich mit meiner Erbitterung. Ein Obdach suchend, eilte ich zu einer Bekannten. Dort ward ich ruhiger und erinnerte mich unter Thränen des angebeteten Freundes, der mir seinen Beistand zugesagt. Immer wieder las ich sein Abschiedsbillet — dann schrieb ich ihm und bat um Rath. Er mußte mich hören, mich erretten! Arme verblendete Närrin! — Sie wartet wohl noch heute auf Antwort.

„Als ich den Brief zur Post getragen, begegnete mir Fürst Urugsoff und hielt mich fest mit Fragen über mein Verschwinden aus dem Magazin. Er forderte mein Vertrauen und wir verabredeten ein Zusammentreffen an einem wenig besuchten Platze. Da erzählte ich ihm alles, was ich gelebt und gelitten, bekannte unter Thränen, daß ich die Brücke hinter mir abgebrochen.

„Wohl“, antwortete er. „Lassen Sie sich scheiden und dann werden Sie meine Gattin. Bin auch kein Adonis und bereits altbacken, aber ich liebe Sie und werde für Sie sorgen, wie es sich für einen Mann von Ehre schickt.

„Er nahm meine Hand, und überwältigt von seiner Großmuth ließ ich sie ihm.

„Und er hat Wort gehalten, der brave Mann“, fügte die Fürstin nach einer Pause hinzu. „Er hat mich nicht getäuscht, wenn mich auch das Glück nicht an seiner Seite heimgesucht — aber das war nicht seine Schuld!

„Was meinen Mann betrifft, so verlangte er beim Gesetze meine Rückkehr in sein Haus. Er brauchte sein Opfer und hatte seine Freude daran, es zu quälen. Nur Flucht konnte mich retten aus Verleumdung, Spott, Schimpf und Noth. Vergebens hatte mein thörichtes Herz auf ein Wort von jenem Manne gewartet, der in meiner Erinnerung als das einzige Hohe, Feste galt.

„Ich wich der Nothwendigkeit und reiste mit dem Fürsten ab,

nachdem derselbe mit einem geschickten Anwalt meine Angelegenheit besprochen und sich verpflichtet, für mich zu sorgen, wie für seine Gemalin, falls er vor unserer offiziellen Vermälung stürbe. Ich hatte nur ihn — was sollte ich sonst noch hoffen?"

* * *

„Schon auf der Reise kehrten Jugendlust und Hoffnung in mein Herz zurück. Ich lernte den Fürsten mit jedem Tage mehr schätzen. Er glaubte mich in Petersburg am sichersten und dahin wandten wir uns. In der Nähe seines Palais erhielt ich eine kleine, anständige Wohnung und Dienerschaft. Außer dem Fürsten empfing ich niemand, doch führte er mich oft in seinem Wagen aus, ich sollte alles sehen, da wir später auf seinen Gütern im Kaukasus leben wollten.

„Wir sahen dem baldigen Ende des Prozesses entgegen und waren in bester Laune, als sich ein Ereigniß unheilverkündend auf unsern Pfad warf.

„Ich war seit lange bemerkt worden. Man wußte, daß der Fürst mein Freund und Beschützer war. Anzügliche Redereien hatte er mit derbem Schlage zu pariren gewußt. Er sprach mir davon und hoffte diesem Nothstande durch die Trauung, welche nach griechischem Ritus stattfinden sollte, ein Ende zu machen.

„Wir erwarteten täglich das Erkenntniß, das mir die gesetzliche Freiheit wiedergeben mußte.

„So stand's, als der Fürst eines Tages eintrat, mich zärtlicher als sonst umarmte und gerührt sagte: „Marie, vielleicht hat das Schicksal es beschlossen, uns zu trennen, bevor Du mir ganz angehörst. Ich bin gezwungen, mich mit einem nächsten Verwandten und Jugendfreunde zu schlagen. Alle Vorbereitungen zu Deiner Sicherheit sind getroffen."

„Er übergab mir eine Schatulle, meine Pässe — Iwan sollte mich begleiten.

„Entsetzt hatte ich alles angehört. Der Gedanke, den edelmüthigen Beschützer zu verlieren, faßte mich mit jähem Schmerze.

„Fliehe mit mir nach dem Kaukasus!" flehte ich immer wieder.

„Nein, Kind! Man hat mich an meiner empfindlichsten Stelle getroffen — und ich weiß warum. Die Gier nach meinem Vermögen hat die Menschen angetrieben, mich in den Schmutz treten zu wollen. Sie sollen sich irren! Wenn ich falle, bist Du meine Erbin — Du allein!"

Am Nachmittage fuhren wir nach einer entlegenen Kirche in Wassili Ostrow, wo wir vor Zeugen, die den Akt unterzeichneten und mehreren Dienern des Fürsten getraut wurden.

„Soweit wie möglich ist alles für Dich geordnet", sagte der Fürst zu mir, die in trostloses Weinen ausgebrochen. Mein junges Herz konnte den Gedanken an den Tod des einzigen Freundes nicht fassen. Ich war voll Dankbarkeit und Bewunderung für ihn und glaubte ihn zu lieben.

„Einen weiten Umweg machend, lenkte der Kutscher nach den entlegenen Vorstädten längs den Ufern der Newa. Ueberall grünende Gärtchen, in denen die Obstbäume volldustig blühten und die Syringen

ihre Dolden färbten. Auch nach Petersburg war endlich der Frühling gekommen! Das Gefühl der Jugend und die Sehnsucht nach den Hainen meiner Heimat erfaßte mich, und ich rief meinen Freund umfassend nochmals: „Laß uns fliehen! — Warum willst Du Dich tödten lassen!

„Ernst schüttelte er den Kopf, doch ich sah eine schwere Thräne in seinen ergrauten Bart fallen.

„Jener Tag ist mir unvergeßlich geblieben. Er hätte für uns der Anfang eines glücklichen Daseins werden können, doch der Dämon des Unheils stand schon mit gezücktem Schwerte hinter uns.

„In Todesangst verbrachte ich den nächsten Tag. Es war Abend, als mein Mann eintrat, mich umarmte und traurig sagte: „Maria, Du hast Deinen Gatten wieder, aber eine andere ist Wittwe — seine Kinder sind Waisen. Ich habe ihn sehr geliebt.

„Er sprach kein Wort weiter über diese Angelegenheit. Sie sollte mir bis heute ein Geheimniß bleiben.

„In der Nacht verließ der Fürst Petersburg. Ich folgte mit Iwan. An der Grenze trafen wir uns und gingen nach Deutschland, wo wir in einem kleinen Badeorte das Ende meines Prozesses erwarteten und allen nöthigen Formalitäten nachkamen. Meine kranke Mutter hatte noch die Genugthuung, meine Ehre rehabilitirt zu sehen und mich in guten Händen zu wissen. Dann traten wir die weite Reise nach dem Kaukasus an.

„Eine Welt legte sich zwischen mich und meine Vergangenheit. Ich war nicht mehr die Marie von einst, und ich dachte nur mit Wehmuth an jene Arme, die einem Schurken zum Opfer geworden — an die schlanke Lacerte, die man einem giftigen Skorpion vermält.

„Was ich auf der weiten Reise sah, war neu für mich. Das Unbekannte erweckte mein Interesse und scheuchte jede Sorge um die Zukunft. Hinter Charkow begrüßte ich die endlose Steppe, sah dann die Wogen des Asowmeeres heranrollen, und bei Rostow den so viel besungenen Don, den Strom der freien Kosaken.

„Die Märchen meiner Institutsjahre wurden wieder wach — und endlich sahen wir die Vorberge des Kaukasus."

Die Fürstin schien ganz in den Rückblick auf jene Zeit verloren. Ich hatte gespannt zugehört — da tanzte ein Sonnenstrahl über ihr Gewand, und mit der Hand danach greifend, fuhr sie auf.

„Ich bin eine Egoistin", sagte sie, „mache Sie müde und die jungen Herrschaften werden bald von ihrer Exkursion zurückkehren und hungrig sein."

Meine Einwendungen wies sie freundlich ab. Sie habe sich ein Stück Leid von der Seele geplaudert, das thäte ihr wohl — jetzt müßten wir uns erst erfrischen, ehe sie weiter zu erzählen, ich zu hören vermöchte.

Bald saßen wir wieder beisammen im Schatten der Veranda, und sie nahm den Faden ihrer Erzählung auf.

„Dreizehn Jahre habe ich den Kaukasus nicht verlassen. Mein Mann wollte Petersburg nicht wiedersehen. Jenes Duell hatte etwas in seiner Seele zerrissen und tiefe Schwermuth erfaßte ihn. Immer stärker ward die ihn umnachtende Wolke nach dem Tode unseres ein-

zigen Kindes, das vier Jahre hindurch als Sonnenstrahl die Schatten aus unserem Dasein gescheucht. In dem Verlust des Knaben glaubte der Fürst die rächende Schicksalshand zu erblicken, dafür daß er seinen Vetter getödtet: „Er zwang mich dazu", sagte er dann. „Mir blieb keine Wahl. Ich mußte leben um Deinetwillen! — und ihn konnte nur mein Tod retten. Er war ruinirt — durch seine zweite Frau. Sie hat ihm sein Ende bereitet. Sie haßte mich — und ich lebte ihr zu lange. Es mußte wohl so kommen — aber wir waren einst Freunde — Brüder!"

„Aber wie war es nur möglich, daß Sie nie den Namen dieses Verwandten erfuhren?" mußte ich erregt fragen.

„Ja, das war wohl eine der Eigenheiten meines Gatten — vielleicht eine Krankheitserscheinung — nur immer bestrebt, ihn zu erheitern, vermied ich es sorgsam, den wunden Punkt zu berühren.

„Wer Rußland kennt, weiß, welche Gewalt der Dämon der Schwermuth auf die Kinder dieses Landes ausübt. Einmal von ihm erfaßt, grübeln sie sich immer tiefer hinein in das, was sie Verhängniß nennen. Sie gehen an ihrer Idee zugrunde. Der Gedanke ihrer nahen Vernichtung verläßt sie keinen Augenblick mehr — ja, sie klammern sich an denselben und betrachten sich selber mit jenem Mitleid, wie sie es einem Verurtheilten zollen würden.

„Reisen in die Gebirge, bis nach Tiflis, in die Bäder, zerstreuten den Fürsten nur momentan. Ich fürchtete das Schlimmste — und oft bat er mich unter heftig hervorbrechenden Thränen um Verzeihung, daß er durch seine traurige Gemüthsstimmung mein junges Leben verkümmere — aber es würde nicht lange dauern. Der arme Mann! Er hörte nie auf mich zu lieben und ich durfte ihn keinen Augenblick verlassen. Was hatte ich auch sonst auf der Welt zu thun? Meine Mutter und meine Brüder waren gestorben. Ich hörte wenig mehr von Deutschland. Es lebte dort niemand mehr für meine Liebe, selbst nicht für meine Verachtung, denn jener Elende hatte, nachdem er eine dritte Frau betrogen, die Welt von seinem Dasein befreit.

„Als der Frühling gekommen, suchte ich den Fürsten zu bestimmen, nach Deutschland zu reisen, doch er weigerte sich entschieden, ließ sich jedoch nach Kislowodsk, einem der beliebtesten Kaukasus-Bäder führen. Doch nicht lange fand er hier Ruhe. Oft hörte ich ihn klagen: „Er winke ihm."

„Der Arzt rieth uns, nach Patihorsk zu gehen, und der Fürst gehorchte mir wie ein leidendes Kind, lächelnd, wenn ich von der Zukunft sprach, an die ich selbst nicht glaubte, denn ich sah ihn müder und müder werden. Oft verlangte er, daß ich ihn hinauf zur Lermontoff-Grotte begleite, und ganze Stunden hindurch saß er dann stumm dort, meine Hand haltend, als wäre sie das letzte Band, das ihn an das Leben knüpfe. Oft war es mir, als hätte er mir etwas anzuvertrauen — und suche nach Worten.

„So war der letzte Tag herangekommen. Stumm saßen wir bei einander — da drückte er krampfhaft meine Hand. Leichenblässe legte sich auf sein Antlitz. Ich wollte nach dem Diener rufen, allein er wehrte mir's:

„Still", sagte er, „siehst Du nicht, wie er winkt? — Wir, zwei

gute Freunde, saßen oft hier — damals. Wir liebten uns — doch einer mußte von uns fallen — das war unser Verhängniß. Dann deutete er nach dem Norden: „Du meine Gemalin, Erbin — die Mutter meines Kindes — auch er hatte Kinder — dort — sein Sohn!

„Er brach zusammen. Mit Mühe trugen wir ihn zum Wagen. Er sprach kein Wort mehr, doch seine Augen verließen mich nicht bis zum letzten Augenblick?

* * *

Die Fürstin war von der Erinnerung so ergriffen, daß sie eine lange Pause machen mußte. Ich betrachtete stillschweigend ihr schönes, erregtes Gesicht, bis sie von selbst fortfuhr.

„Mir bleibt nur noch wenig zu erzählen. Noch zwei Jahre blieb ich im Kaukasus. Mein Erbrecht war anerkannt. Ich hatte es verstanden, die guten Beziehungen des Fürsten zum Gouverneur, wie zu den andern Beamten, aufrecht zu erhalten. Ich hatte viel gelernt. Meine Verwalter wie Untergebene waren mit ihrem Mütterchen zufrieden, und ich wäre vielleicht in meiner kaukasischen Gutsherrlichkeit eingeschlafen, wenn mich nicht eine Mittheilung eines treuen Sachwalters aufgerüttelt: „Man hatte", so sagte er mir, „von Petersburg her Auskunft über die Rechtmäßigkeit meines Besitztitels verlangt. Es hätten sich noch weitere Erben des Fürsten gezeigt." Der wohlmeinende Mann rieth, ich solle mich in der Hauptstadt als Fürstin Urugsoff zeigen, und vor allem einen der berühmten Anwälte konsultiren. Ich that nach seinem Rathe, obschon mir die glänzende Stadt, wo ich unter so drückenden Verhältnissen gelebt, wo mein Gatte so schreckliches erfahren, hassenswerth schien. Was sollte ich auch in diesem Babel? Doch die letzten Worte meines verstorbenen Freundes kamen mir nicht aus dem Sinn. War es nicht meine Pflicht zu forschen nach dem Sohne — jenes Verwandten?

„In Petersburg gestaltete sich für mich alles ganz anders, wie ich gemeint. Imgrunde unerfahren für die große Gesellschaft, fühlte ich bald, daß sie mich mit feindseligen Blicken betrachtete. Um die Gunst der maßgebenden Personen vermochte ich nicht zu buhlen. Ich sah mich den bewundernden Blicken der Männerwelt, wie dem Hohnlächeln der Damen ausgesetzt. Man hieß mich die „asiatische Fürstin" — und die deutsche Frau bäumte sich in mir auf. Ihr verlangte nicht nach der Protektion und Herablassung einer sittlich verkommenen Aristokratie, da wo sie in krassester Unvermitteltheit Armuth und Elend neben Pracht und wahnsinniger Verschwendung sah. Sie konnte nichts ändern, durfte sich aber nicht geringschätzig behandeln lassen — denn was hatte sie verbrochen?

„Ich war mit der großen Gesellschaft fertig und zog mich aus derselben ganz zurück. Die Wohlthätigkeit nahm meine Zeit viel in Anspruch. Auch war mein Salon bald von einer geistig angeregten und nach Verbesserung — ja Umsturz der alten korrumpirten Verhältnisse strebenden Jugend gefüllt — und hierdurch fand ich oft Gelegenheit da zu helfen, wo es doppelt noth that.

„Dies brachte mich in den Ruf, eine Nihilistin zu sein — und ich bekam den Wink, mich von Petersburg zu entfernen. Von wem

zu demselben der erste Anstoß gegeben wurde, ist mir noch heute unklar.

„Ohne Schmerz verließ ich Petersburg, und als die deutsche Luft wieder meine Stirne umfächelte, fühlte ich auch mein Herz wieder deutsch werden. Ich eilte sogar, die mir eigen gewordenen russischen Formen abzustreifen — und übernahm von dort nichts als die Freundschaft für Viktor und Wlodja, die selber ausgewiesen, mir bald nach hier folgten.

„Nun will man mich von hier verjagen", setzte sie hinzu. „Rathen Sie mir, was kann ich dagegen thun?"

„Nichts!" — Der Ortswechsel bleibt Ihnen zuletzt immer. Nur keine Furcht zeigen. Es ist auf Erpressung abgesehen. Eine Klage Ihrerseits würde dem Gauner eine kurze Haft eintragen, Sie aber in eine peinliche Lage bringen, darum Ruhe."

* * *

Iwan meldete die Ankunft der jungen Herrschaften. Ich bat im voraus, für die gewiß nicht salonmäßige Erscheinung meiner Damen, um Entschuldigung — und hatte Ursache dazu!

Die Fürstin lachte:

„Jugend und Lenz sind immer liebenswürdig, und immer gerne gesehen. Sind wir doch zu oft ihre Narren", setzte sie seufzend hinzu.

Die jungen Mädchen kamen uns bereits entgegen mit jener kindlichen Unbefangenheit, welche sich überall zurecht findet. Sie ist das Eigenthum reiner, durch keinen Druck verkümmerter Naturen. Freudestrahlend nahmen sie die Fürstin in Beschlag, die Begebenheiten ihres Tages zu berichten. Diese lachte mit ihnen und ich mußte die Elasticität ihres Wesens bewundern, welche sie so leicht von der düstern Vergangenheit zur sonnigen Gegenwart übergehen hieß.

Viktor erschien zuletzt. Ich glaubte ihm eine leichte Befangenheit anzusehen, allein auch diese verlor sich unter den Neckereien der jungen Tischnachbarinnen, welche ihn zur Gegenwehr reizten. Sogar die drei anderen Herren fielen über ihn her, als den „Sichinteressantmachenden" und die Fürstin scherzte: „sie wären eifersüchtig."

Das Abendkonzert am Kurhause hatte begonnen, als auch wir dorthin gingen. Meine Augen folgten denen der Fürstin, die sich auf jede Gruppe von Männern zu heften schienen — um dann, wie beruhigt, zurückzuweichen. Der Gegenstand ihres Abscheus war wohl nicht am Platze.

Viktor schien unsere Besorgniß zu theilen und blieb neben uns, indeß die andern jungen Herren mit den beiden Damen hin und her flanirten, nach Art der Jugend, die ihre Kraft nicht schnell genug verbrauchen kann.

„Wie schön Wanda ist", sagte die Fürstin, der Vorübergehenden freundlich zunickend, „sie hat jene Art von magnetischem Zauber, der jeden fesseln muß."

„Sie ist noch ein Kind", gab ich zurück. „Ihre Sympathien und Antipathien sind nur noch instinktmäßig — wennschon meistens das Rechte treffend."

„Mag es lange so bleiben", fügte sie hinzu, „denn die Schönheit ist eine verhängnißvolle Gabe der Götter."

Viktor schien unserer Unterhaltung nicht die geringste Aufmerksamkeit zu widmen; doch hatten wir beide die Ueberzeugung, daß sein Herz mit seinem Auge dem schönen Kinde folgte. Auch er gehörte der Gegenwart!

Die Fürstin seufzte — und ich mußte denken, wie verschieden doch das Seufzen eines jungen Mädchens von dem einer Frau sei, die sich des nahen Sonnenuntergangs bewußt ist.

Uns ein baldiges Wiedersehen versprechend, traten wir die Heimfahrt an, und an einer traurigen Lebensgeschichte reicher, fuhr ich durch den dunkeln Forst.

* * *

Wenige Tage später brachte mir Wlodja einige Zeilen von der Fürstin. Sie bat um eine Zusammenkunft, und der Platz auf halbem Wege ward ihr sofort durch Telegramm bestimmt.

Am Nachmittage saßen wir, der Fürstin harrend, vor dem kleinen Wirthshause am Walde. Ich besorgt. Die Jugend heiter, wie die sonnige Matte vor uns. Ich ging der Fürstin in dem dunkeln Tannenwald entgegen, da ich schon von fern das Rollen ihres Wagens vernahm. Sie stieg, mich erblickend, aus, und wir traten tiefer in den Forst, um ungestört zu sein. Sie zog einen Brief hervor und bat mich, ihn zu lesen. Er war in russischer Sprache abgefaßt und lautete:

„Madame, es giebt Beweise, daß Ihre Rechte auf den Besitz und Namen des Fürsten Urugsoff unecht sind. Ich erinnere nur an Ihre Trauung zu Wassili-Ostrow. Ich rathe Ihnen, sich diese Beweise von dem Besitzer aushändigen zu lassen. Die Bedingungen unter K. K. in H."

„Was sagen Sie zu dieser Unverschämtheit?" fragte mich die Fürstin.

„Natürlich eine Erpressung! Keine Furcht zeigen ist die einzige Antwort, die ich empfehlen kann. Auf einer seiner menschenerlösenden Missionen hat Ihr Verfolger vielleicht eine gleichgestimmte Seele gefunden, die sich auf die Spionage gelegt, um Kapital daraus zu schlagen. Kreuzspinnen giebt es überall, doch gehen wir nicht in ihr Netz!

„Jetzt verstehe ich das Herandrängen des Elenden an die russischen Parteigenossen, aber ich glaube kaum, daß er unter ihnen gefügiges Material gefunden.

„Sie haben wohl recht", sagte die bekümmerte Frau nach einigem Sinnen, „allein er wird mich kompromittiren und in den Kaukasus zurückjagen."

„Die Erde ist groß, Fürstin!"

„Ja, aber die Verfolgungssucht noch größer!"

„Haben Sie mit Viktor gesprochen —? Er ist ernst und Ihnen ganz ergeben."

„Nein", antwortete sie. „Es war mir peinlich. Er ist selber tief

verstimmt, durch Briefe von seiner Mutter. Ich glaubte ihn in Ihrer Gesellschaft."

„Vielleicht kommt er noch. Ich habe für den Fall seines Erscheinens Ordre zurückgelassen. Was fordert seine Mutter von ihm?"

Die Fürstin konnte nicht zur Beantwortung dieser Frage kommen, denn unisono klang es jubelnd durch den Wald — und wer wendet sich nicht gerne einem solchen Rufe nach?

Wir sahen Viktor im Kreise der andern. In diesem Augenblicke war er jung und schön. Vielleicht ist diese Bezeichnung ein Pleonasmus — denn Jugend ist ja schon Schönheit.

Wir begrüßten ihn herzlich. Seine edle Erscheinung, und sein schwermüthiges Wesen übte auf uns alle seinen Zauber.

„Fürstin, ich hätte Sie gebeten, mich mitzunehmen", sagte er, sich vor ihr verbeugend, „aber ich fühlte die Nothwendigkeit des einsamen Wanderns. Auf stillen Wegen, so dünkt es mich, überkommt meinem Geist eine größere Klarheit. Vergangenheit und Zukunft, entlegene Räume und ferne Personen treten in möglichster Schnelle an mich heran und machen ihre Forderungen geltend — zeigen mir, was ich thun muß."

„Und hat Ihnen die Gegenwart denn nichts gesagt? — nichts, daß Sie ihr gehören? Heißt doch ein Sprichwort Ihres Volkes: „Wer an vergangenes erinnert, verliere ein Auge!"

„Sie haben wohl recht", entgegnete er traurig. Die Gegenwart ist schön und sonnig, und um mich ihr noch einmal mit vollem Herzen hinzugeben, bin ich hier. Noch einmal möchte ich die Haide da droben begrüßen, ehe ich dem Rufe meiner Mutter folge. Weiß Gott, wann und ob ich hierher wiederkehre."

„Sie wollen fort?" klang es rings im Tone des Entsetzens. „Daß es ewig so bliebe!"

„Ich muß", sagte Viktor ernst, „und auch Du, Wlodja, wirst mir folgen müssen."

„Hast Du nicht auch einen Brief erhalten?"

„Ich — ja — aber —." Er fuhr in seine Brusttasche. „Hier steckt er — wird nichts wichtiges sein — und wenn? — warum den Sonnenschein verderben?"

Es lag eine solche liebenswürdige Komik in seiner Art, daß alles lachte.

Seine blauen Augen sprühten, sein rosiges Gesicht leuchtete von Lebenslust. Er bildete einen auffallenden Kontrast zu Viktor, der in seiner eigenen Art das Interesse aller fesselte — aber Wlodja mußte man lieben. Die Offenheit, mit der er seine Thorheiten und Fehler gestand, gewann ihm alle Herzen.

„Du wirst Dich doch wohl bequemen müssen, den Brief zu lesen", fuhr Viktor fort. „Es handelt sich wohl um ernste Dinge, sonst riefe man uns nicht nach Luzern."

„O du treuloser Seladon!" rief Wlodja dagegen. „Glaubst Du, daß ich die Fürstin allein lassen werde, wenn Du gehst? — Cerberus kann nicht tapferer den Hades bewachen, als ich Ihre Schwelle, meine hohe Gebieterin." Er verneigte sich anmuthig vor der Fürstin.

„Wer — und was droht mir dann?" lachte diese.

Er warf ihr einen drolligen Blick zu:

„Nun, ich bleibe! mag man mich auch jagen und stoßen. Ich werde jeden Abend an Ihrer Schwelle bellen: „Wlodja ist da!“ Am Tage laufe ich schon wo anders hin.“

Nach dieser Aeußerung schien es außer Zweifel, daß Wlodja Kunde von den Angriffen auf die Fürstin hatte — und der Fortgang Viktors mußte so sehr ernste Gründe haben. Sie bekümmerte sich tief darüber:

„Es ist die Macht der Gewohnheit, die ihn mir so unentbehrlich erscheinen läßt. Seit ich ihn kenne, sorge ich für ihn und denke mit ihm. Ich werde nun nichts mehr zu thun haben“, sagte sie traurig. „Ist das nicht recht matronenhaft gedacht?“

Ich mußte über die Frage lachen, indem ich das blendend schöne Weib betrachtete, welches nachlässig an einem Baumstamme lehnte und von den Strahlen der untergehenden Sonne umspielt wurde.

„Leider muß ich schon heim“, sagte sie. „Wlodja hat in mir finstere Gedanken erweckt. Ich habe wichtige Papiere bei mir. Iwan ist arglos und auf wen sollte ich mich sonst verlassen.“ Wir trennten uns. Wlodja ging mit der Fürstin, um seines Amtes als Bullenbeißer zu warten, wie er sagte.

Viktor ging mit uns. Er hatte die Phantasie noch einmal, wie in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft, mit uns auf dem Felsblocke in der Murg zu sitzen, und dann am frühen Morgen nach den versumpften Seen der Schwarzwaldhaide zu wandern. Wie oft haben wir seit jener Zeit dieses Morgens gedacht! Ueber der Herrlichkeit des Sommerhimmels hing ein sanfter Schleier, den die höher steigende Sonne mehr und mehr lüftete, bis tiefes Blau und goldener Glanz herniederlachten und sich in Millionen von Thautropfen wiederspiegelten. Diamantenfeldern gleich, schienen uns die grünen Matten. Dann traten wir unter die stolzen Tannen mit den gewaltigen, übereinander geworfenen Felsblöcken, auf denen die feinen zarten Moose grünen Sammet webten. Ueber dem Abgrund lag eine solche Riesentafel. Wir mußten mit Viktor darauf treten. Er faßte unsere Hände:

Sein ganzes Leben, in jeder Ferne, wollte er dieses Augenblicks gerne gedenken. Ueber uns der Himmel — unter uns der Abgrund — und ringsum nur Einsamkeit!

Es war eine seltsame Idee. Aber man war's an ihm gewöhnt.

Auf der Höhe angelangt überließ er sich gleich uns, dem ganzen Behagen, das Waldluft, Sonnenschein und Himmelsfrieden verleihen können. In den rothen Blumen der Haide summten die Bienen, und Schmetterlinge flogen wie trunken empor — und dann der weite Blick über das endlos scheinende Wipfelmeer!

Doch Viktor trieb weiter, zu den Seen:

„Dort wolle er Abschied nehmen von dem letzten Sommertraum.“

Nach kurzer Rast und Erfrischung nahmen wir dann den Rückweg. Der Himmel hatte sich getrübt, wie die vorher so sonnige Laune. In den Föhren raunte es unheilverkündend. Unsere Schritte wurden immer hastiger — mußte doch Viktor auch zur Nacht in Baden sein, denn er war entschlossen dem Ruf der Mutter zu folgen.

Schwere Tropfen fielen in die Zweige der Bäume, unter denen

wir Schutz suchten. Dann ging das Wetter vorüber. Ich bezeichnete das als ein gutes Omen für Viktor.

„Es muß wohl etwas wichtiges sein, daß meine Mutter nach mir verlangt. Es geschieht nicht oft", sagte er mir traurig.

„Und warum liebt Ihre Mutter Sie nicht?" fragte ich unvorsichtig.

„Ich weiß es nicht. Liebe läßt sich nicht befehlen, noch verdienen. Sie ist ein freies Himmelsgeschenk."

„Sehen Sie", sagte er abspringend, „alle Welt liebt Fräulein Wanda, und sie sucht niemandes Liebe, scheint sie gar nicht zu bemerken."

Ich fühlte, daß er nicht gerne von seiner Mutter sprach und schwieg.

Im Thale angekommen, schieden wir. Das in allen Sprachen so bittere Wort „lebwohl!" klang fern und ferner, und noch lange sahen wir das blasse Gesicht des jungen Russen, der an einem Steine lehnend nach uns schaute.

Als ich ein paar Tage später in meinem Wanderbuche blätterte, fand ich folgende Verse: „An Arina, Wanda."

Ueber die Haide so still und groß,
Ueber die blühende Haide!
In Morgenduft und Sonnenschein
Hinstreifen sie fröhlich beide.
Ueber die Haide, durch wild Gestrüpp,
Ueber die blühende Haide!
Ueber Moos und Moor, sie eilen fort,
Im thaufrisch benetzten Kleide.

Ueber die Haide mit glühender Wang',
Ueber die blühende Haide!
Der Jüngling fort das Mädchen zieht,
Aufjauchzend in sel'ger Freude.
Ueber die Haide — der Wind weht kalt,
Ueber die blühende Haide!
Die Wolken zieh'n, der Regen fällt,
Für immer schieden sie beide!

Von unserm Frühstückstische aus sahen wir einige Tage später das frische Gesicht Wlodjas neugierig in unsern Salon gucken, und „guten Morgen!" rief's ihm entgegen.

„Da bin ich", sagte er. „Das Aufpassen und Bellen fällt mir doch schwer, und ich wollte, ich fände erst ein Objekt zum beißen. Viktor ist fort. — die Fürstin hat Migräne — wenn ich nur klug würde aus der ganzen Geschichte!"

„Was meinen Sie?" fragte ich.

„Da laufen unter den Landsleuten Briefe umher, die der Fürstin jedes Recht auf Namen und Vermögen absprechen. Niemand will den Unsinn glauben und der Verbreiter dieser Gerüchte ist entweder ein Schuft oder ein Tollhäusler — aber wo steckt er?"

Ich hielt es für angemessen, Wlodja über den wirklichen Sachverhalt Andeutungen zu geben, da solches der Fürstin, trotz ihres Vertrauens zu ihm und Viktor peinlich sei.

„Das geht ohne Frage auf eine großartige Erpressung, an welcher sich mit dem genannten Deutschen auch Russen betheiligen mögen. Ich halte manchen derselben schlimmer Handlungen fähig."

„Die Fürstin möge auf ihrer Hut sein — trotz ihres guten Rechtes! In Rußland würde das Unmögliche oft möglich gemacht."

Durch meine Mittheilungen Wlodja näher gerückt, fragte ich auch gelegentlich nach Viktors Mutter.

„Meine gnädige Frau Tante", erwiderte er, „ist eine sehr gestrenge Dame. Sie kann es Viktor nie verzeihen, daß er die großen Erwartungen, die sie in ihn gesetzt, nicht erfüllt hat. Sie hatte gehofft, ihn, allen anderen voraus, schnell steigen zu sehen. Er sollte in den Salons der Großen glänzen. Statt dessen lebt er zurückgezogen, nur mit jungen Studirenden verkehrend, die außer ihrem Streben wenig für sich hatten. Es soll auch ein seltsames Testament da sein, das vielleicht den Groll der, in ihre Töchter verliebten Mutter wach gegen den Sohn hält. Es sind zwei Schwestern da", fügte er hinzu. „Die ältere, Lubanka, ist verheiratet und ähnelt der Mutter, die jüngere ist lieb und träumerisch, wie Viktor."

„Sie heißt Arina?"

„Nein, Natascha! aber wie kommen Sie auf Arina?"

Ich zog mein Wanderbuch hervor und zeigte ihm die Verse Viktors.

„Ach, ich wußte nicht, daß er Verse macht. Er hüllt seine Talente in Nebel!"

„Aber wer ist Arina?" fragte ich unverfroren weiter.

„Meine junge Schwester. Sie ist lieb und schön — fast so schön wie Fräulein Wanda, der sie ungemein ähnlich sieht. Ich glaube alle schönen, jungen Mädchen ähneln einander, eben weil sie jung und schön sind! Viktor mag das auch empfunden haben!" So plauderte er in seiner unbefangenen Art.

„Und wo lebt Arina?" fuhr ich fort zu fragen. Eine Art Sympathie für das junge Wesen erfaßte mich.

„Bei meiner Mutter — oder bei der Großmutter im Kloster. Sie schreibt mir nicht, auch wenn ich sie darum bitte — arme Arina!"

„Man hat ihr einen reichen Freier ausgesucht, den sie haßt", sprach er weiter.

„Aber man wird sie nicht zwingen!"

„O, Sie kennen Rußland nicht! Dort wählen die Mütter den Gemal für ihre Töchter. Die unsere ist Altrussin — doch Arina hat mit hellem Sinn und leidenschaftlichem Herzen die neuen Ideen erfaßt. Ich wollte, ich könnte ihr beistehen — arme Arina!"

Er war ganz erregt und erzählte noch vieles von der strengen Mutter und bösen Großmutter, vor der er sich mit seiner kleinen Arina in die Steppe geflüchtet, zu den großen Erdbeeren, die in üppiger Pracht unter dem Grase verborgen wachsen. Wie ihre Herzen gepocht in Lust und Angst, wenn sie sich durch die hohen Halme einen Weg brachen, weithin den Schmetterlingen nachzujagen, die sich in bunter Menge auf den Blüten wiegten! Seine schönen Augen füllten sich mit Thränen, in Erinnerung an die Steppe und Arina. „O süße

Kindheit! — wer empfindet nicht mit Gram Deinen Verlust — und wer wird Deiner nicht mit Entzücken und Dankbarkeit gedenken!"

* * *

Arina — und eine Mutter, die ihn nicht liebte! Das war der Schlüssel zu Viktors seltsamem Wesen. Vielleicht hatte auch die Natur den Grund dazu gelegt.

Die Fürstin meinte einmal:

„Der junge Freund erinnere sie in seinen dunkeln Stunden oft an ihren Gemal. Dieselbe Verschlossenheit über seine Familie und früher Erlebtes — über das, was doch mit Keilschrift in seiner Seele stand."

In wenigen Tagen war mir vieles klar geworden.

Die Fürstin schien wieder beruhigt und fast gleichgiltig für ihre eigne Lage. Waren doch ihre Dokumente schon Beweismittel genug für ihr Recht. Gewiß war es nur auf eine Erpressung abgesehen gewesen. Sie sorgte mehr für den fernen Viktor, da seine Briefe trauriger und düsterer denn je waren, Wlodja sollte nach Luzern kommen und erhielt auch von seiner Mutter den Befehl, sich wegen wichtiger Familienangelegenheiten zu seiner Tante zu begeben. Er zuckte unmuthig die Achseln:

„Das wird eine gute Brühe geben. Die hassen sich wie Feuer und Wasser — und wehe dem, zu dessen Gunsten sie sich verbinden!"

Der frohmüthige, warmherzige Junge wurde von uns allen schwer vermißt. Auch meine lieben Verwandten mußten uns verlassen. Das Studium rief und sie schieden gleichfalls traurig von den Freuden, wie Freunden des Sommers.

Ich gab der Bitte der Fürstin nach und siedelte mit meinen jungen Pflegebefohlenen nach Baden in ihr Haus über. Unsere Ferienzeit war noch nicht abgelaufen und ich fühlte, daß ich der einsamen Frau eine Freude damit bereitete.

* * *

Die jungen Freunde hatten von Luzern geschrieben und der verehrten Frau ihre Ergebenheit ausgedrückt.

„Unter der aufgebauschten Firma „Familieninteressen", quäle man sich mit ganz hirnverbrannten Zumuthungen", schrieb Wlodja. „Die gnädige Tante wäre sehr aufgeregt, und Viktor wie Natascha litten schwer darunter. Leider sei noch gar keine Aussicht, dem peinlichen Halsgericht zu entrinnen und zu den friedlichen Penaten und Grazien zurückzukehren."

Die Schatten der Nacht sanken täglich früher, und schaudernd dachte die Fürstin an die Zeit unseres Fortganges. Nach dem Vorgefallenen fühlte sie keine Lust, am Orte Beziehungen anzuknüpfen. Ich rieth ihr, das Haus unter Iwans Obhut zu lassen und für den Winter nach dem Süden zu gehen, wo ihre Verfolger sie nicht mehr molestiren würden — Zeit wirke vieles!

„Vielleicht", setzte ich hinzu, „führt Ihnen der große Vermittler,

Zufall, jene Gestalt entgegen, von der Sie in Ihrer Jugend geträumt. Haben Sie nie daran gedacht?"

„Nein", gab sie bestimmt zurück. „Ich habe einen Strich unter seine Existenz gethan, und es blieb mir danach nichts für ihn übrig."

„Die Hälfte meines Lebens habe ich hinter mir", fuhr sie fort, „und wenn ich auch heißer und leidenschaftlicher empfinde, als in meiner Jugend, so spricht doch meine Vernunft: „Deine Sonne neigt sich zum Untergange", drum ziehe die stolzen Segel ein und raffe die Taue, armes Menschenherz!"

Vertrauen und gegenseitige Mittheilungen über Vergangenes und Gegenwärtiges ließen uns den Flug der Tage kaum merken; doch da rüttelte uns ein Brief aus der Gouvernementsstadt der Fürstin aus der Ruhe. Er war von ihrem langjährigen Bevollmächtigten, dessen Interesse sie in splendider Weise an das ihre geknüpft hatte. Er theilte mit, daß von Petersburg her Protest gegen den Rechtstitel der Fürstin Urugsoff erhoben worden. Sie müsse sich darüber ausweisen, andernfalls die Sequestration der Güter, bis zum Austrag des Prozesses, erfolgen könnte.

„Es geht also los!" sagte die Fürstin kalt lächelnd. „Ich möchte wohl wissen, wer jene Kläger sind. Gegen Schattengestalten zu ringen ist langweilig."

„Ohne Frage sind es die Erben jenes Mannes, dessen Ende Ihrem edeln Gatten so schwere Stunden und einen frühen Tod bereitet."

„Aber der Name! — der Name!"

Der in Petersburg befragte Vertrauensmann bestätigte die Thatsache, konnte aber die Namen der Interessenten nicht ermitteln. Er schrieb:

„Man steht auf schwankem Grunde, lärmt und droht — will wohl eine Abfindung erzielen — rekognosciren, denn die Kosten eines solchen Prozesses dürften bei den russischen Gerichten zu Hekatomben anwachsen, und seine Dauer erst eine Generation zu Grabe läuten." Das klang beruhigend.

Wir schieden danach bald. Die Fürstin ging dem Süden, wir dem Norden zu. Die Natur begann ihr falbes Laub zu streuen und Wald und Haide hauchten ihre Sterbeseufzer aus.

„Wie wird es nun droben an den traurigen Seen sein, die Viktor so sehr geliebt?" fragten die jungen Mädchen. „So düster, wie in dem See seines Herzens", dachte ich.

* * *

Wie der Herbstwind die gefallenen Blätter hin- und herweht, bis sie, oft fern von ihrem Ursprung, durch irgend einen Zufall festgehalten werden, so wehte auch mich der Lebenswind noch eine Weile umher, bis mich, fern von meiner nordischen Heimat, ein böser Zufall zwang, in W. Winterstation zu machen.

Das Nothwendige erkennen, und sich so gut wie möglich darein schicken, ist einer der größten Praktiken der menschlichen Vernunft, und so ging ich mit den Meinen muthig ans Werk, uns ein behagliches Winternest zu schaffen. Der russischen Freunde wurde oft gedacht.

Wir glaubten sie sämmtlich „alla bella Italia“. Um so mehr überraschte es uns, als Viktor v. X. eines Tages eintrat.

„Ich habe in der Kurliste gelesen, daß Sie hier sind — und was braucht's da weiter!“

Auf seinem sehr blassen Gesicht lag ein Glanz von Freude, der es — trotz der entstellenden blauen Brille, verschönte.

„Sie glauben nicht, wie glücklich es mich macht, Sie hier zu finden! Das Gefühl der Vereinsamung hatte mich bereits gepackt.“

„Und Sie sind allein hier?“

„O nein! mit Mutter, Schwester und Schwager. Ein Familienrath.“

„Sie wollen sich hier über Winter amüsiren?“ unterbrach ich.

Er lächelte trübselig.

„Ich brauche eine Augenkur — und dann, ich darf ja noch nicht nach Rußland zurück. Was blieb mir zu thun?“

Der Lichtstrahl war von seinem Gesicht verschwunden. Ich bemerkte, daß er viel hagerer und blasser geworden, und meine Theilnahme war ungeheuchelt.

„Erzählen Sie uns, wie Sie und Ihr Vetter seit unserer Trennung gelebt“, sagte ich, als wir gemüthlich beieinander saßen.

„Wir haben uns gesehnt nach den schönen Schwarzwaldtagen — nach Ihnen, nach der Fürstin! Als Wlodja die Universität bezog, war ich ganz vereinsamt.“

Daß Viktor seitdem unser täglicher Gast ward, verstand sich von selbst. Auch an öffentlichen Orten: Theater, Kurhaus, Promenade, trafen wir mit ihm zusammen, sahen ihn in Begleitung seiner Familie.

Seine jüngere Schwester, ein schlankes, zartes Mädchen mit schwärmerischem Ausdruck in den Augen, nahm ihn sofort für sich ein. Sie ähnelte dem Bruder, der ihr mit inniger Liebe zugethan war.

Die ältere, verheiratete Schwester erweckte keine Sympathie. Stolz in ihrer Haltung, hochmüthig und selbstbewußt im Ausdruck, glich sie der Mutter, natürlich ohne jenen harten, versteinerten Zug, der bei dieser wohl das Resultat einer langen und bösen Lebenserfahrung sein mochte. In der Umrahmung von dickem, silberweißem Haar zeigte das dunkle Gesicht der alten Dame, eine rücksichtslose Energie, welche höchst peinlich wirkte.

„Ein wahres Russengesicht!“ hätte ich bei ihrem Anblick rufen mögen, wenn ich mich nicht erinnerte, daß sie eine Deutsche war.

Doch fünfundzwanzig Jahre in einem Lande wie Rußland, in einer Gesellschaft wie die Petersburgs, genügen wohl eine Frauenseele mit Eis zu umhüllen — oder zu versteinern. Nie sah ich ein Lächeln auf den Lippen dieser Mutter, wenn der Sohn sich ihr ehrerbietig nahte, nach ihren Wünschen zu fragen. Nur beim Anblick der ältesten Tochter schien sich ihr Antlitz zu erhellen.

Wieder saß ich eines Abends der russischen Haute-volée so nahe, daß ich dieselbe bequem beobachten konnte. Viktor v. X. setzte sich zu mir und begann lächelnd mir die hervorragenden Persönlichkeiten zu nennen.

„Keine der eleganten Damen ist nur annähernd so schön und distinguirt wie die Fürstin Urugsoff“, bemerkte ich.

Er lachte fast überlaut auf.

„Es ist als wollten Sie Juno, weil sie die „Kuhäugige“ heißt, mit Kühen vergleichen.“

„Schämen Sie sich! Gehen Sie lieber tanzen!“

„Nein, ich komme mir wie ein Narr im Tanze vor — und Ihre jungen Damen sind stets engagirt. Doch sprechen wir von der Fürstin, haben Sie die erwartete Nachricht?“

„Ja, doch sagen Sie mir zuvor, ist Ihrer Familie Ihre Verbindung mit der Fürstin bekannt?“

„Wohl nicht! Ich hörte nie den Namen nennen, und verschwieg sorglich meine Beziehungen zu der Dame, aus Furcht man könne sie mir verleiden. Man ist immer in Gefahr das Gute zu verlieren, sobald man es der Welt und ihrem Neide bloßstellt.“

Dann von diesem Thema abspringend, wies er mit den Blicken auf eine nahe Gruppe von Damen:

„Sehen Sie! Das ist die Fürstin D. mit ihrer Enkelin. Die Alte ist eine echte Type der Petersburger großen Welt — wenn sie alt wird. Sie heißt eigentlich Madame Cheval, denn nach dem Tode ihres Fürsten brachte sie sich aus Paris einen neuen Gatten und mehrere neue Familiensprossen mit. Ihr Sohn, der junge Fürst, wollte es nicht leiden, daß diese gleichfalls den Namen seines Vaters führten, und sie verklagte denselben deßhalb beim Kaiser Nikolaus, dessen Sonne sie einst bestrahlt hatte. Aber diese war für sie untergegangen, denn der Zar entschied kurz: „Wenn ein „cheval“ gut genug als Gemal wäre, könne sie nicht erwarten, daß seine Kinder etwas anderes als „chevaux“ würden.“

So geißelte er die Gesellschaft, welche er theilweise von Petersburg kannte.

„Ich dachte nicht, daß Sie so spotten könnten, Herr v. X.“

„Spotten, ich, gewiß nicht! Ich wollte Ihnen nur zeigen, wie sehr man in diesen Kreisen Anstand nehmen mußte, eine Fürstin Urugsoff zu empfangen, weil sie keine Geborene war, weder von Rang, noch von Geld! denn auch dieses adelt!“

„Stille davon! Sagen Sie mir lieber, wer die junge Dame mit den lichten Haaren und den großen Augen ist?“

„Die? Ach, macht so große Augen, aus Verwunderung darüber, daß sie die Enkelin eines großen Dichters ist.“

„Sie sind boshaft, was haben Sie nur heute?“ fragte ich nun verwundert.

„Ich bin nur so lustig, da ich heute erfahren, daß ich ein Narr bin und ins Irrenhaus gehöre.“

Es klang eine tiefe Bitterkeit aus diesen Worten. Was mochte ihm widerfahren sein?!

* * *

Während der Weihnachtsferien sollten wir Wlodja wiedersehen.

„Wie sich Natascha freut!“ sagte sein Vetter, „auch sie ist schweren Herzens über vieles, was sich nicht ändern läßt. Wlodjas lebensfrohe Art erheitert sie.“

„Ihre Schwester scheint, wie Sie, zur Schwermuth zu neigen.“

„Ja, wir haben viel miteinander gemein, und ich fürchte, auch unsere Schicksale werden gleich schwer sein."

„Das ist eine unmotivirte Voraussetzung! Raffen Sie sich auf! Ich hoffe, daß Wlodjas Gegenwart auch Ihnen gut thun werde."

„Gewiß, ich liebe ihn! aber kann er mir helfen das Verhängniß besiegen? Auch er leidet unter mißlichen Verhältnissen."

Welcher Art diese Verhältnisse waren, sollte ich bald durch den offenherzigen Wlodja erfahren.

Ein Brief von der Fürstin bot mir dazu Gelegenheit. Sie schrieb unter anderem:

„Von der Wasserstadt zurückkehrend, fand ich, die Flüchtige, hier ein Asyl zwischen düsteren, schauerlichen Felsgebilden, von denen die Fabel geht, daß Dante seine „Hölle" da gedacht.

„Nur gut, daß Viktor nicht hier ist: die „schwarze Melancholie" würde ihn vollends fassen! Was ist es nur mit ihm? Je länger er von mir getrennt ist, desto stärker tritt vor mein geistiges Auge jener ihn beherrschende fatalistische Zug, der ihn meinem verstorbenen Gatten so ähnlich macht.

„Ich bin zuweilen sehr traurig, daß ich ihm nicht helfen kann, mit allen meinen Mitteln! Wozu nützen sie denn?

„Doch muthig, Herz! Ich darf die Hoffnung nicht schwinden lassen — und denke mich aus diesem felsstarrenden Zauberorte wieder heil herauszufinden, so wie aus den Fallstricken, die man mir in Rußland gelegt hat.

„Denken Sie! Auf Grund unserer provisorischen Trauung, in der S. Cyrilluskirche zu Wassili-Ostrow, ist man im Begriff mir einen Erbprozeß anzuhängen. Jener Schurke war also gut informirt! Hat vielleicht die auf die Hinterlassenschaft des Fürsten Spekulirenden selbst auf die Fährte gebracht! Leider kenne ich noch immer nicht ihren Namen. Sie mögen einen sehr schlauen Anwalt haben! Er will niemand kompromittiren, bis er seiner Sache sicher ist — vielleicht mich schrecken und akkordiren. Doch nein! Ich halte auf mein Recht, denn dieses war der letzte Wille meines edlen Gatten!"

* * *

Als ich Wlodja, auf seine Frage nach der Fürstin, diese Briefstelle vorlas, sah ich ihn stutzen, dann fragte er:

„Und die Fürstin weiß nicht den Namen derjenigen, die ihre Rechte angreifen?"

„Es scheint so!" Da er betroffen und sinnend dastand, fuhr ich fort: „Ich möchte Ihnen eine seltsame Vermuthung von mir aussprechen, aber erst müssen Sie mir sagen, warum man Sie beide nach Luzern befohlen hat."

Er schüttelte den Kopf und rief unwillig:

„Nun, eine ähnliche verrückte Geschichte wie die der Fürstin! Eine große Erbschaft, die ein Gauner für uns herausgefunden. Sie ist meiner Tante derartig zu Kopfe gestiegen, daß ich für ihren Verstand fürchte. Diese Erbschaft, welche sie bereits verloren gegeben, war der Dorn, der ihr zeitlebens in der Ferse gesessen."

„Eine große Erbschaft ist eine schöne Sache!" warf ich ein.

„Ja, wenn sie nicht im Monde hinge! Aber meine gnädige Tante glaubt ihr Recht sonnenklar und genießt schon im voraus die Wonne des reichen Besitzes, wie der Rache an der falschen Erbin, der Wittwe des Erblassers nämlich!“

„Und was sagt Viktor zu alledem?“

„Wir haben kein Geld, Mutter, einen langathmigen Prozeß zu führen. Sollte das Recht der Erbin nicht klar erwiesen sein, so ließe sich vielleicht ein Abkommen treffen.“

„Das war verständig“, fuhr Wlodja fort, doch da hätten Sie die gnädige Tante sehen sollen! Alle Versuche Viktors, sie zu beruhigen, blieben vergeblich.

„Sie wolle sich durch Knaben, die ihre Vortheile nicht verständen, in keiner Weise beeinflussen lassen und werde ihren Weg gehen. Als Mutter und Vormünderin hätte sie die Macht zu handeln und ihren Sohn zum Gehorsam zu zwingen.“

„Und Sie, Wlodja?“ fragte ich.

„Nächst Viktor sei ich durch meine Mutter erbberechtigt, heißt es! Allein diese ist eine kalte, praktische Frau, der ein Sperling in der Hand lieber ist, als eine wilde Gans in der Luft: solche würde nur die Erbsen aus der ihr gelegten Schlinge herausfressen und sie zerreißend, davonfliegen. Darum wird meine Mutter die Prozeßkosten scheuen.

„Nach dem Plane der Tante sollte Viktor in die Aktion mit seinem Namen und Erbe. Doch, so indolent er sonst ihren Befehlen gegenüber für sein Recht ist, so stößt sie hier zum ersten Mal auf Widerstand. Er ist stolz auf seinen Namen und sein Erbe, das ein Geschenk des Zaren an seinen Vater gewesen für wichtige Dienste, die er dem Staate geleistet.“

„War Ihr Vetter noch jung, als er seinen Vater verlor?“

„Ich war wohl sechs Jahre, als die Kunde von dem Tode des Onkels zu uns drang. Es war eine dunkle Geschichte. Vielleicht Selbstmord. Ich hörte später meine Mutter sagen, ihr Bruder wäre ruinirt gewesen. Er war ein stolzer Mann, und die Familie hatte auf großem Fuße gelebt. Die ihm vom Zaren geschenkte Steppe an der Wolga war für ihn ein Achäergeschenk. Ihre Urbarmachung hätte ein Vermögen erfordert: Ohne Gebäude, ohne zwei- und vierbeinige Seelen brachte sie nichts ein. Die Pächter blieben aus — so mochte es kommen.“

In meinem Hirne schoben sich die Endpunkte der Kette immer mehr zusammen und ich begann wieder:

„Auf Viktor scheint schweres zu lasten. Ich fürchte für seine Gesundheit, mag ihm aber meine Meinung über seine Lage nicht aufdrängen.“

„Viktor ist ein Träumer, man muß ihn aufwecken!“ rief Wlodja.

„Sein Stolz auf den Namen und Ruhm seines Vaters, steht in krassem Widerspruch zu seinen sonstigen Ideen und seiner modernen Bildung, welche ihn doch aus Rußland vertrieben. Ich fürchte er wird an dieser Zwiespaltigkeit zugrunde gehen.“

„Doch, was ist es mit der Fürstin?“ fragte der junge Mann nun dringender.

Ich erzählte ihm kurz den Zusammenhang und hing die Frage daran:

„Haben Sie in Ihrer Familie nie den Namen Urugsoff gehört?"

„Kann sein — ich innere mich dessen nicht", dann fuhr er nachdenklich fort: „Es wäre ein Verhängniß für Viktor, wenn irgend ein Zusammenhang da wäre. Mehr und mehr bildet sich bei ihm die fixe Idee aus, daß alle, denen er sich mit Liebe und Verehrung zuwendet, durch ihn unglücklich würden. Kaum wagt er es noch, einem hübschen Mädchen ins Auge zu schauen!" fügte er lächelnd hinzu.

„Wie seltsam ist es doch!" mußte ich aber rufen, „daß der Zufall Menschen zusammenführt, sie zu Freunden macht, deren Interessen sich wie Süd und Nord auseinander halten! Die sich vielleicht ohne die Verkettungen dieses Zufalls gehaßt hätten!"

„Sie sprechen als wären Sie Ihrer Sache gewiß."

„Das bin ich! Wie ich auch überzeugt bin, daß Viktor das Opfer dieses Prozesses werden wird. Habsucht und Haß lassen nicht ruhen. Hat doch der Fürst Urugsoff betont, daß sein im Duell gefallener Jugendfreund von seiner Gemalin in den Tod getrieben worden sei."

Der sonst immer Frohmüthige war auch sorgenvoll geworden.

„Die Fürstin muß alles erfahren", sagte er. „Sie versteht es die Verhältnisse richtig zu erfassen, der Wirklichkeit ihren Tribut zu entrichten! Aber gegen Viktor schweigen wir vorläufig, denn für ihn fürchte ich."

* * *

Doch ohne unser Zuthun und gegen unser Programm, sollte sich das Schicksal an Viktor bald erfüllen.

Wenige Tage später, nach aufgehobener Familientafel, eröffnete die Frau Generalin v. X. ihren ehrfurchtsvoll lauschenden Kindern folgende Meldung ihres Petersburger Anwalts:

„Die zum Erbprozesse nöthigen Informationen wären genommen, und es fehle nur an den zur Führung desselben nöthigen Mitteln. Ein günstiges Ergebniß wäre kaum zu bezweifeln, wenn er nur die schleunige Beschlagnahme der Urugsoffschen Güter zu erwirken vermöchte für die Dauer des Rechtsstreites. Dazu gehöre jedoch Geld."

„Urugsoff?" fragte Viktor starren Blickes.

„Wohl, mein Sohn!" antwortete die Mutter siegesfroh. „Du wirst jetzt Rache nehmen an dem Weibe, welchem Dein Vater zum Opfer gefallen ist, durch welches er und seine Familie um ein großes Vermögen betrogen worden!"

Der Sohn hatte sich gefaßt.

„Wenn es sich um die Fürstin Urugsoff und ihre Rechte als Gattin und Erbin ihres verstorbenen Mannes handelt, so rechnet nicht auf mich. An diesem läßt sich nichts rühren, sie sind echt und fest. Auf mich dürft Ihr überhaupt bei einem so wahnsinnigen, wie betrügerischen Prozesse in keiner Weise zählen, weder auf mich, noch auf Wlodja!"

„Wie Du willst! Du hältst es mit der Mörderin Deines Vaters! Nun, so werde ich ohne Dich handeln, Du mißrathener Sohn!"

Schmetterlingstod.

„Mutter, sei nicht ungerecht! Laß Dich von Habgier und Rachsucht nicht zu Schritten verleiten, welche Dein großer Verstand, wie Dein Herz verwerfen müssen. Der Fürst hatte das volle Recht über sein Eigenthum zu verfügen — und die Fürstin — — —."

„Wie, Du wagst es, mir von diesem Weibe zu sprechen, dessen Ehe nach unserem Gesetze keine rechtgiltige ist — die nur eine gemeine —."

„Du irrst, Mutter! Irgend ein betrügerischer Wicht, der Dich hinterher verlacht, hat Dich mystifizirt — und dann fehlen uns die Mittel einen solchen Kampf aufzunehmen und durchzuführen."

„Haben wir nicht die Steppe, zwölf Quadratmeilen!"

„Sie ist mir vom Vater vererbt — ich gebe sie nicht her."

„Wie, Du Bube! Du arbeitest mir entgegen, Du wagst es mir zu trotzen, um jenes Weibes willen. So mag Dein mütterliches Erbe mein Fluch sein!"

„Mutter!" rief der Sohn wie abwehrend. Doch die leidenschaftliche Frau wandte sich, mit einem wiederholten Fluch auf den Lippen von ihm.

Nur Natascha nahte sich ihm weinend.

„Gehe, Bruder! Unsere Mutter wird sich beruhigen und wieder gütig gegen Dich sein — nur jetzt gehe! Ich komme zu Dir", flüsterte sie.

Das arme Kind wußte noch nicht, daß der Strafbare dem Unschuldigen nimmer das Unrecht vergiebt, welches er diesem zugefügt, daß es ein unheilvolles Gesetz des menschlichen Hochmuthes ist, die Schuld von sich auf andere zu wälzen.

Viktor suchte vernichtet sein einsames Zimmer auf, das er in einem bescheidenen Hause inne hatte.

„Verflucht!" murmelte er. „Zweimal verflucht von Mutter und Großmutter — und warum? Weil ich nicht zum Schurken werden wollte an zwei Wesen, die das Schicksal mir als einzigen Sonnenschein auf den düstern Lebensweg geworfen!"

* * *

Viktor v. X., heimatlos, seiner Familie und aller Mittel beraubt, verließ nur noch seine Wohnung, um einsam in der Gegend umherzuirren oder bei mir und meinen Angehörigen einige Stunden zu verbringen. Ein Ausgestoßener, vermied er ängstlich jede Berührung mit der russischen Gesellschaft. Lange saß er oft bei mir am Piano, sich in jene traurigen Weisen der Steppe verlierend, die wie Windgeflüster im Rohre klingen. Ich hörte zuvor niemals so klagen und in Verzweiflung aufschreien. Doch kamen ihm auch wieder lichtere Tage, wo Jugend und Hoffnung die Oberhand gewann. Er suchte Zerstreuung, Beschäftigung, studirte eifrig, aber all sein Thun hatte etwas hastendes. Es war kein rüstiges Fortschreiten, kein Streben, als wär ihm das Leben noch etwas werth — es schien mehr Flucht vor dem Tode. Ich stattete der Fürstin Bericht über alles Bekannte ab. Sie bat mich, unseren jungen Freund zu bewegen, von ihr — der Verwalterin des Urugsoffschen Besitzes — reichliche Mittel anzunehmen, um sich dieser vernichtenden Existenz zu entziehen. Aber wie sollte ich das,

Auge in Auge, dem stolzen Viktor v. X. beibringen? Ich schlug ihr vor, ihm selber zu schreiben. Vielleicht brach er dann sein quälendes Schweigen über seine düstern Familienverhältnisse, und ich konnte ihm somit besser beikommen.

Die Fürstin ließ nicht lange auf sich warten. Jede ihrer Zeilen athmete Freundschaft, Sorge und Opferfreudigkeit für den jungen Freund. Sie sagte ihm, daß in dem seltsamen Verhängniß, das seine Familie zu ihren Widersachern gemacht, ihr Recht obsiegen müsse, daß der materielle Werth dieses Rechtes aber nur dann Bedeutung für sie habe, wenn er wie ein Bruder mit ihr theilen wolle. Jedes ihrer Worte zeugte von der Wärme und dem Edelmuthe ihres Herzens.

Ich sah das blasse Gesicht des Lesers freudig leuchten.

„O, ich wußte wohl, daß sie ein Herz von Gold hat! Daß sie wahr und zuverlässig ist! Aber wie kann ich andere davon überzeugen?

„Und diese Frau", fuhr er fort, „beschimpft man aufs niedrigste! Der Fürst hatte recht, sie zu seiner Gattin und Erbin zu machen. Es war sein Recht und seine Pflicht. Es mußte so sein! Das Verhängniß ist stärker wie wir mit all unserer gerühmten Vernunft!" Dann setzte er hinzu:

„Ich möchte die Fürstin noch einmal sehen, ihr auf den Knieen für so viel Güte danken."

„Was hält Sie zurück? Reisen Sie nach A. Der Aufenthalt wird Ihnen wohl thun!" rief ich.

Er schüttelte lächelnd den Kopf, steckte den Brief in sein Portefeuille und trat in das Nebenzimmer, wo ich ihn bald mit den jungen Damen scherzen und lachen hörte. Lange hatte ich ihn nicht so munter gesehen, und fand nun in seiner momentanen Heiterkeit die Wirkung der Zeilen seiner Freundin.

„Darf ich Sie heute Abend besuchen?" fragte er mich beim Fortgehen schon im Korridor. „Die jungen Damen werden im Theater sein, wie ich höre", setzte er leise hinzu.

„Ja, Sie finden mich allein", entgegnete ich.

* * *

Recht unzufrieden mit mir selber über den Verbrauch von innerer Kraft und Zeit, die ich den Verhältnissen Fremder opferte, statt sie meinen eigenen Interessen zuzuwenden, saß ich am Abend allein, den Besuch erwartend.

Der Ofen glühte, die Theemaschine summte und verbreitete im Zimmer jenen behaglichen Ton, der zu traulicher Mittheilung auffordert, und kaum hatte der Zeiger der Uhr die siebente Stunde gewiesen, als Viktor neben mir auf dem Sopha saß und von dem braunen Tranke kostete, der in Rußland bei hoch und niedrig so beliebt ist.

Den Serin so vor die Lampe rückend, daß sein Gesicht durch den Schatten gedeckt ward, begann ich:

„Wenn Sie mir etwas mitzutheilen haben, junger Freund, nur Muth! Ein traulicher Abend hat schnelle Flügel, er kommt vielleicht so gut nicht wieder."

„Sie kommen mir freundlich entgegen. Das thut wohl. Sie ahnen, daß ich schweres auf der Seele habe. Lassen Sie mich von einem Dritten sprechen, von meinem nächsten Freunde. Seine Geschichte. Es wird mir so leichter werden", fügte er, wie mit sich kämpfend, hinzu.

„Ricke, ticke, tack", machte die Uhr. „Zeit enteilt!" drängte ich und er begann.

* * *

„Die Natur war meinem Freunde nur eine Stiefmutter gewesen. Sie hatte seine Seele zu weich gestimmt, und ihn so den ihn umgebenden Verhältnissen schroff gegenüber gestellt. Wo er naturgemäß lieben und verehren mochte, wies man ihn kalt zurück. So ward ihm seine Kindheit schon getrübt.

„Seinen Vater hatte er kaum gekannt, doch hatte man ihn gelehrt, den von ihm ererbten Namen hoch zu halten. So wunderte er sich oft, daß man in der Familie wie in der Welt fast nie von dem Verstorbenen und seinen Thaten, die ihm so sehr imponirten, sprach. Sein kindischer Kopf begriff nicht, daß todt sein auch vergessen sein bedeutet.

Im Institute erzogen und in ein strenges despotisches Regiment gezwängt, gab dem Knaben die Ferienzeit selbst keine besondere Freude. Er fühlte sich im Elternhause nur als Findelkind und fürchtete sich vor den strengen Augen seiner Mutter. Er glaubte zu bemerken, daß seine ältere Schwester jedes Lächeln derselben nur auf ihren Scheitel zog. Sein weiches Gemüth litt darunter.

„Heranwachsend begann er voll Ehrgeiz nach Auszeichnung zu streben. Sie ward ihm zutheil — doch was ihr Werth verliehen hätte, das Lächeln und die Liebe seiner Mutter, ward ihm nicht! Ja, die Schwester durfte ungerügt des eiteln Jungen spotten.

„So verschloß er sich mit seinem Streben in sein Stübchen — ward traurig und krank. Man sandte ihn aus dem Institute heim, und da die Familie gerade nach Deutschland ging, führte man ihn dorthin mit. Er durfte nun die fremde schöne Welt mit eignen Augen betrachten, sich ohne Zwang seinen Lieblingsstudien hingeben.

„Diese Zeit wirkte günstig auf ihn ein, doch seiner Mutter brachte sie ihn nicht näher. Seine Studien, Lehrer, Aerzte genirten sie. Sein stilles Wesen hatte wohl nichts gewinnendes, und er hörte nur immer seine lebhafte Schwester bewundern. Ohne Freude und ohne Wunsch, halb in Qual, halb in Sehnen, gingen ihm so die Jahre vorüber! Dann kam die Universitätszeit, welche ihn mit anderen Jünglingen verband, deren Bestrebungen und Ansichten mit den seinen harmonirten. Es war eine glückliche Zeit, wo man für das Gute und Schöne schwärmen durfte und noch an die Möglichkeit, seine Ideale zu erreichen, glauben konnte!

„Dann folgte der Staatsdienst mit seinen Täuschungen! Was half meinem Freunde der ganze Apparat von Wissen, Fleiß und redlichem Wollen! Im Kampfe gegen Verrottung und Versumpfung wäre er untergegangen, hätte nicht der Zufall — nein, sein Verhängniß! — Hilfe gebracht, und sein Interesse nach anderer Seite gelenkt.

„Zweiundzwanzig Jahre alt stand mein Freund noch unter Vormundschaft seiner Mutter, welche jede Einmischung des „unmündigen Knaben", in die Familienverhältnisse streng zurückgewiesen haben würde. So ließ er es auch, mit stillem Harme zwar, aber ohne jeden Einspruch geschehen, daß — nach einer glänzenden Wintersaison, das Familienpalais verkauft wurde. Dieses stolze Haus war ein Geschenk des Zaren an seinen Vater gewesen! Doch wie sehr auch sein Stolz durch diese Handlung seiner Mutter verwundet worden, er durfte sich nicht dagegen auflehnen, nicht die freudige Stimmung der Familie stören, da seine älteste Schwester die Bewerbung eines begüterten Kavaliers angenommen, und die Mitgift eine standesmäßige sein mußte. Die Hochzeit sollte noch im Palais stattfinden, und die Feierlichkeit mit der, bei solchen Gelegenheiten in Rußland üblichen Pracht in Scene gesetzt werden. Er ward gezwungen sich an den Vorbereitungen zu betheiligen und diese hatten das Gute, daß sie ihn ein wenig den Bitternissen des Staatsdienstes entzogen und zerstreuten."

Hier machte der Erzähler eine Pause. Ich bot ihm eine Tasse frischdampfenden Thees, schaute nach der Uhr und versicherte ihn meiner gespannten Aufmerksamkeit.

„Ich komme nun zu dem bedeutsamsten Theil der kurzen Geschichte meine Freundes", fuhr Viktor nach einer Weile fort:

„Das Hochzeitsfest hatte ferne Verwandte und Freunde der Familie nach der Hauptstadt gezogen. Unter ihnen befand sich die Schwester des verstorbenen Vaters meines Freundes mit ihrer jungen Tochter. Er kannte sie noch nicht, denn sie lebten fern auf ihrem Gute im Gouvernement T.

„Als seine Cousine ihm vorgestellt wurde, erfaßte ihn eine Freudigkeit, wie sie vielleicht nur der unschuldig Verdammte an den Pforten des Paradieses empfinden mag. Der Wind hatte eine frische Steppenrose zum Norden getrieben, Duft und Glanz dem Leben eines Jünglings zu geben, der unangefressen von der Genußsucht der Residenz, nur seinen Idealen gelebt, und sich abgemüht an den Problemen der Weltverbesserung. Doch nun! —

„Ein reiches pulsirendes Leben durchflutete ihn. Er war jung geworden und sah die Welt im Rosenschimmer eines jungen Morgenlichts, wie es im Lenz die blumige Steppe bestrahlt — und in ihr, der schönsten Rose jener Steppe, in Arina Iwanowna liebte er alles, was er sich schön und lieblich auf Erden geträumt. Er empfand in ihr sein einziges Glück, glaubte an sie, wie an den Engel des Lichts, der berufen war ihn mit dem Leben zu versöhnen!

„Arina, die noch auf ihren Flügeln den Schmetterlingsstaub der ersten Jugend trug, fühlte sich unbewußt zu ihm hingezogen und hing sich an sein Herz mit jener Liebe, wie man sie nur einmal im Leben liebt — mit der man stirbt. O, jene Tage und Stunden, von deren Seligkeit niemand eine Ahnung hatte!"

Der Erzählende athmete schwer, strich über die Stirne und fuhr fort:

„Sie sagten nichts von ihrer Liebe, aber die Sonne, die Sterne, die Blumen, die Luft, redeten ihnen davon! Durch Arinas strahlende Augen schaute er in den klaren See ihres Herzens. Dann folgte ein

Augenblick unermeßlichen Lebens für sie. Stunden um Stunden kreisten unbemerkt. Alles außer ihnen war nur Schemen!

„In dem Trouble der Vermälungsfestlichkeiten kümmerte man sich wenig um sie. Arinas Mutter war ganz mit der Sorge für ihren Sohn beschäftigt, der in Petersburg Carrière machen sollte, dem sie ihre ganze Liebe zugewandt. So überließ sie die Tochter gern der Führung anderer — des Neffen!

„Doch die dem Glücke der beiden gemessene Spanne Zeit verging nur zu schnell! Hat doch alles ein Ende — das Schöne, wie das Häßliche!“ fügte Viktor traurig an.

„Auf der Heimreise nach T., so hatte es Arinas Mutter beschlossen, sollte das Adelskloster bei Kiew besucht werden, um der dort lebenden, strenggläubigen Großmutter die junge Enkelin vorzustellen, ihren Segen zu erbitten.

„Mein Freund erhielt die Erlaubniß, gleichfalls die alte Dame zu besuchen, welche ihn seit dem Tode seines Vaters nicht gesehen. Wieviel schönes und gutes hoffte er von dieser Reise! Die segnenden Hände der Ahne sollten auf seinem und Arinas Haupt ruhen.

„Es glich ihre Reise dem Flug zweier Seligen durch die Frühlingsherrlichkeit der Steppe. Der klare nordische Himmel warf seinen leuchtenden Mantel darüber und ließ hier einen Fluß, dort einen Wald auftauchen. Viel zu schnell für ihr Glück jagte der Zug dahin.

„Die Tante schlummerte in der Ecke, ehrgeizigen Träumen für den Sohn hingegeben. Arinas Hand lag in der ihres Vetters, und sie schauten einander in die Augen oder in das süße sommerliche Weben der Natur. Was sie flüsterten — wer sagt's! Doch das Ende nahte! Bei der letzten Station vertauschte man den Train mit der dreispännigen Telega, und immer näher rückten die Thürme und Kuppeln des Klosters, schon konnte man die mächtigen grauen Mauern erkennen, die in weiten Strecken diese Stätte altrussischer Frömmigkeit einhegen.

„An der Schänke vor dem Kloster wurde gehalten. Die Aufregung der jungen Leute wuchs mit jedem Augenblick, und bebend, wie vor einem Unheil, standen sie hinter der Mutter an der Pforte. Endlich wurden sie eingelassen.

„Ein wüstes Durcheinander von Häusern, Hütten und Kapellen lagerte sich wie eine Schafheerde um einen mächtigen byzantinischen Kirchenbau mit einem hohen, seitwärts stehenden Glockenthurme. Es war nicht leicht, das Häuschen aufzufinden, welches der Großmutter und ihrer alten Dienerin angewiesen war. Kahl, dürr und verwittert lag es da, umgeben von einem schattenlosen Gärtchen, in welchem neben Küchenkräutern die Gilke und Lavendel wuchsen.

„Der ganze Ort bot das Bild der Oede — ein Konservatorium für wandelnde Mumien. Wer konnte hier noch hoffen! Ein Grabtuch legte sich auf die Herzen der jungen Leute: „Fliehen wir!“ hämmerte es darin — doch wie? — und wohin?

„Die Großmutter begrüßte sie mit dem starren Ausdruck von Alter und Bigotterie, weihte und bekreuzte alle. Dann auf dem kleinen Altar mit der ewigbrennenden Lampe weisend, lud sie zum Ge-

bete. Doch die bunten Heiligen am Altare schienen grinsend ihrer zu spotten.

„Nicht eine Liebkosung, nicht ein herzlich warmes Wort ward den armen Kindern. Diese verdorrten Hände und Herzen hatten das Liebkosen verlernt. „Gehorche und demüthige Dich!" klang es ihnen aus jedem Worte entgegen.

„Mein Freund athmete erst wieder auf, als er nach dem Abendgebete das Kloster verließ, um in der Schänke ein Nachtquartier zu finden. Er hätte in die Steppe fliehen mögen, fort von dem Orte der hoffnungslosen Qual, wo die Bäume keinen Schatten, die Lüfte keine Frische spenden. O, wäre er geflohen! Aber Arina? Konnte er sie verlassen?

„Unruhig verbrachte er die Nacht, um beim Läuten der Frühmesse der erste in der Kathedrale zu sein. Bald sah er auch die fromme Großmutter, geführt von Tochter und Enkelin, herankommen. Sorgenvoll haftete sein Auge auf dem lieblichen, überwacht aussehenden Antlitz derselben: Was kümmerte ihn der Prachtbau, den die Damen so viel bewunderten, als die Messe vorüber war! Was das Gemurmel des Popen und sein silberweißer, bis zu den Füßen herabwallender Bart! Was die neugierigen, auf ihn gehefteten stumpfen Augen der frommen Frau! Schemen — nichts als Schemen! — Und das Beten und Bewundern wollte kein Ende nehmen!

„Ich muß ins Freie, Mutter", sagte Arina. Das arme Kind zitterte und war blaß. Die Mutter hatte es vorher nicht bemerkt.

„So gehe mit Deinem Vetter. Ihr könnt noch morgen die goldene Kapelle bewundern und zu den Heiligen beten."

„Sie gingen! Immer hastiger zog mein Freund die Geliebte fort, durch die engen Gassen, an den Gärtchen vorüber, zum Thore. Der Pförtner war am Morgen bereits durch ein paar Silbermünzen gewonnen. Er öffnete ohne Zögern, und dann waren sie draußen in der thauduftenden Steppe, wo vielfarbige Blumen ihre Köpfe wiegten, und schlanke Gräser ihnen entgegennickten: „Kommt nur, ihr jugendfrischen Menschenkinder, hier draußen ist Freiheit und Leben!" O goldner Morgen! Wie er ihre Häupter mit Glut bestreute, und ihre Wangen rosig färbte! Als wollte er noch einmal alle Wärme und alles Leuchten des Himmels auf sie herniedersenken, um ihnen Kraft und Klarheit zu geben für ein ganzes Leben voll Kälte und Finsterniß!

„Doch daran dachten sie nicht! Wonneathmend eilten sie dem Walde zu, der ihnen feierlich entgegenrauschte. Ja, jetzt waren sie in einem Heiligthum!

„Hier laß uns weilen, Geliebter", sprach Arina, sich an dem Fuße eines Baumes niedersetzend. „O, dürfte ich nie mehr dorthin zurück!" und sie streckte die Hand nach dem Kloster aus. Sie war ganz ernst geworden, und ihre zarten Finger griffen unruhig nach den lichtumspielten Blättern der herabhängenden Zweige.

„Was hast Du, Arina?" fragte mein Freund und umschlang sie fest. Sie brach in heftiges Weinen aus — aber dann, sich energisch aufrichtend, rief sie leidenschaftlich:

„Man darf mich nicht zwingen! Die Leibeigenschaft ist aufgehoben!“ und sie lachte hell und reichte dem Freunde die Hand.

„Nicht wahr, Geliebter, wir gehören uns für alle Ewigkeit? Sage es mir“, bat sie schmeichelnd und fuhr dann fort:

„Weißt Du, was mich heute krank gemacht? Ich habe gelauscht, wie die Mutter der Ahne ihre Familienanordnungen mitgetheilt. Erst sprach sie von den glänzenden Aussichten, der Schönheit und Liebenswürdigkeit meines Bruders, der auch der Erbe des Gutes werden soll, dann kam ich an die Reihe: Deutlich hörte ich den Namen des widerlichen Alten, zu dessen Gattin man mich bestimmt, dem sie ihr Wort gegeben.“

Als Arina den Freund erbleichen sah, sprach sie fest:

„Sei ruhig! Ich liebe nur Dich — ich mag nicht sein Geld, seinen Titel — ich hasse ihn!“ Heiße Versprechungen folgten: Was konnte die Welt gegen den festen Willen zweier Liebenden ausrichten?!

Dann begannen sie zu überlegen: Flucht war unmöglich! Auch müßte die Mutter sie hören! Mein Freund sollte offen mit Tante und Ahne sprechen! Er geleitete die Geliebte zum Kloster zurück und irrte dann bis zum Abendläuten in der Steppe umher.

Als er wieder beim Häuschen der Großmutter anlangte, sah er wie Arina mit der alten Magd im Gärtchen beschäftigt war Kräuter zu schneiden. Ihr Anblick gab ihm Muth, gegenüber den kalten, harten Gesichtern der Alten. Würden sie ihn hören? — verstehen?

In der That, sie verstanden den „Knaben“ nicht! Sie starrten ihn an, als spräche er im Fieber — und er konnte sein Urtheil bereits in ihren Zügen lesen. Doch das Verlangen, sein Glück wie seine Ueberzeugungskraft auf die Probe zu stellen, ließ ihn immer eindringlicher sprechen.

Da lachte die Tante auf: „Schlage Dir solche Possen aus dem Sinne! Du bist noch im Beginn Deiner Laufbahn und mußt Dir erst eine Existenz schaffen. Und dann ist Arinas Hand bereits einem Manne versprochen, der ihr Stellung und Vermögen zubringt. Du besitzt beides nicht!“

„Aber Tante, Arina haßt diesen Mann!“

Sie zuckte geringschätzig die Achseln.

„Arina wird gehorchen! Auch ich habe auf den Befehl meiner Mutter geheiratet, und ich lebe noch!“

„Wie kannst Du Deine Tochter zu solch einem Loose verurtheilen!“

Sie lachte höhnisch: „Nun, Arina wird sich darein finden, wie ich es gethan!“

Da streckte der Großsohn hilfeflehend seine Hände der Ahne entgegen — doch auch diese gab keinen Trost und sprach nur feierlich:

„Sophie Petrowna hat recht. Es ist Brauch und Sitte in unserm heiligen Rußland, daß die Mütter ihren Töchtern den Gatten wählen. So befiehlt's auch unsere Kirche! Meine Tochter“, fuhr die Ahne fort, „hatte keine Mitgift und ich fand ihr einen vermögenden Mann. Arina Iwanowna hat auch nur geringes Vermögen, und ihre weise Mutter sorgt für sie, indem sie ihr einen reichen Mann giebt.

So will es Gott und die heilige Kirche!" sie bekreuzte sich dreimal, „und wehe denen, die sich dagegen auflehnen, sie trifft dreifacher Fluch!"

„Lästert nicht Gott!" rief der Gefolterte außer sich. „Er kann nicht wollen, daß sein liebstes, schönstes Geschöpf dem Mammon geopfert werde."

Arina mochte den Aufschrei des Geliebten gehört haben. Hereinstürzend warf sie sich an seine Brust.

„Sei ruhig", sagte sie fest", ich lasse mich nicht verkaufen. Meine Mutter wird mich nicht als Sklavin behandeln wollen — und ich werde nie das Weib jenes Mannes. Frei geboren, wie ich bin, werde ich nur Dich lieben, in alle Ewigkeit!"

In wahrer Erstarrung hatten die Frauen dagestanden. Dann sprang die Mutter wie eine Tigerin auf das muthige Mädchen zu, so daß der Freund ihr wehren mußte. Die Ahne aber erhob sich und sprach feierlich:

„Arina Iwanowna, der Wille Deiner Mutter ist Gottes Wille! Kein russisches Mädchen darf demselben trotzen — sonst trifft sie der Fluch!"

„Und Du", fuhr sie zum Enkel fort, „Du bist durch die Schuld Deiner Mutter, einer Fremden, Andersgläubigen, Hoffärtigen, Deines Vermögens beraubt — ein Bettler!"

Dieser Bettler hörte nicht mehr, was weiter folgte. Die Saiten auf der Harfe seines Daseins waren mit einem Ruck zerrissen, nur ihr letzter, schriller Ton summte fort in seinem Herzen und Hirn.

Arinas Stimme weckte ihn aus der Betäubung. Sie faßte seine Hand.

„Sei ruhig, ich verrathe Dich nicht, läge auch Erde und Meer zwischen uns! Kehre heim, hier, wo man Dich haßt, Dir flucht, darfst Du nicht bleiben!"

Und das muthige Mädchen zog ihn hinaus, durch die schweigenden Gassen zur Pforte, durch welche sie am Morgen noch hoffend in die Steppe geeilt waren. Wie anders nun!

In dem Kopfe des Freundes hämmerte es. Er hatte nicht die Kraft über den Augenblick hinauszudenken und dieser hieß ewige Trennung von Arina! Schmerz, Verzweiflung, Wuth stritten um die Herrschaft in seinem Innern und raubten ihm die Ueberlegung. So lange er ihre Hand fühlte, hielt ihn das Bewußtsein ihrer Nähe noch aufrecht. Doch da rief es nicht ferne nach Arina! Sie schraken zusammen. Leidenschaftlich umschlang er sie. „Fliehen wir!"

Sie sah bleich aus, wie eine, die man zum Opfertode bestimmt, aber sie machte sich frei.

„Lebwohl, Geliebter! Ich muß jetzt gehorchen, wenn ich Dich nicht für ewig verlieren soll. Lebwohl! — bis — morgen — morgen — morgen!"

Sie hatte die letzten Worte wie im Traume gesprochen. Ihm klangen sie wie der letzte Gruß einer Sterbenden — einer Seele, die sich nach dem Himmel sehnt. Seine Hand war leer.

„Morgen, morgen, morgen!" Warum verließ ihn dieser Ruf nie mehr? Er trug ihn mit hinaus in die Steppe, wo er die Nacht ver-

brachte und als er sich früh frostbebend zur Schänke zurückfand, erfuhr er, daß lange vor Sonnenaufgang ein Wagen vom Kloster her, vorüber gejagt wäre; die Insassen desselben hatte man aber nicht gesehen.

Er läutete an der Pforte. Der Pförtner hatte strengen Befehl ihn abzuweisen. Er umstreifte tagelang die Mauern des heiligen Grabes für Lebende. — Vergebens! Fiebernd, müde, gebrochen kehrte er nach Petersburg zurück.

Doch diesmal begleitete ihn nicht der Frühlingszauber der Steppe — nicht das sonnige Lächeln Arinas, sondern eine seltsame Vision:

„Morgen — morgen — morgen!" rief es unaufhörlich durch das Gebrause der Lokomotive, und über die weite Steppe, gleichen Schritts mit dem Zuge, sah er eine schwarze Telega hinjagen, und von ihr eine weiße Hand herüber winken: „Morgen, morgen, morgen!"

Dies „Morgen" wurde sein Verhängniß! Auf das Krankenlager geworfen und so für lange an sein einsames Zimmer gefesselt, hatte er Zeit alles zu überdenken. Es überkam ihn plötzlich eine Klarheit und Schärfe der Anschauung über Dinge, die bis jetzt dunkel und unerörtert vor ihm gelegen.

Gab ihm sein überreiztes Nervensystem den hellen Blick oder hatten die grausamen Stimmen im Kloster ihn aufgerüttelt?

War er denn wirklich ein Bettler? Ein Bettler durch die Schuld seiner Mutter? Er wollte Gewißheit! Durfte er auch einer Beschuldigung seiner Mutter keinen Raum geben — mußte er auch alles ertragen, um seinen Familiennamen vor Schimpf zu sichern, so sehnte er sich doch aus ihrem Munde das Wahre zu hören. Er wollte es ohne Vorwurf und hoffte, daß es nur Verleumdung gewesen, was jene Frauen ihm zugerufen.

Doch wie sonst wurde er mit seinen Fragen zurückgewiesen.

„Du bist krank und darfst Dich nicht aufregen. Dein Besitz an der Wolga, der Dir durch Uebergehung Deiner Mutter und Schwestern zugesichert worden, bleibt unangetastet. Wenn Du mündig erklärt bist, kannst Du frei darüber verfügen. Jetzt bin ich Dir keine Rechenschaft schuldig — zumal Du hochgradig nervenkrank bist!"

Die letzten Worte wurden stark betont und er verstummte, wie immer. Doch das Mißtrauen kam sich in sein krankes Herz zu nisten — dicht neben die Liebe zu Arina, welche ihn noch wenig Zeit zuvor über jede Erdensorge erhoben. Die höhnischen Stimmen vom Kloster verfolgten ihn überall, selbst als er sich, erst halb genesen, in sein Amt stürzte und in Arbeit, wie im Streben nach dem Rechten, sein Leid zu vergessen suchte.

* * *

Viktor hatte eine längere Pause gemacht. Wie müde von den traurigen Erinnerungen, lehnte er den Kopf zurück und seine großen, ernsten Augen schienen in die Vergangenheit zu starren. Beinahe unheimlich war mir sein Schweigen geworden, und so fragte ich:

„Was ward aus Arina?"

„Mein Freund bemühte sich umsonst ein Zeichen von ihr zu erhalten. Rußland ist so weit! Seine Briefe blieben unbeantwortet. Wo sollte er sie finden? Selbst ihr Bruder wußte nichts von ihr."

Dann fuhr er fort: „Es schien, als sollte sich schon damals das Schicksal meines Freundes erfüllen und ein schleichendes Fieber seinem Leiden und Leben ein Ende machen, doch er ward noch zu schwererem aufbewahrt!

„Die Bekanntschaft mit einer edlen Frau, die ihm ihr Haus öffnete, ihm Wohlwollen und jene Freundschaft gab — die echt und treu, selbst über die Leidenschaft der Liebe den Sieg trägt, rettete ihn diesmal vom Untergange. Er genas in einer frischen, angeregten Umgebung und seine baldige Uebersiedelung nach Deutschland, ein freies Wanderleben, neue Bekanntschaften, frohe Freunde, warme Herzensinteressen gaben ihm Jugend, Hoffnung und Leben zurück.

„Auch seine Freundin, seine Beschützerin — fand er in Deutschland wieder.

„Es kamen selbst Stunden und Tage, wo die schöne, lichte Gegenwart berauschend auf ihn wirkte, wo er hingerissen von Jugendlust und Begeisterung — oder von Verehrung und Dankbarkeit — in Gefahr gerieth, an Arina treubrüchig zu werden: Glaubte er doch in jeder schönen, edeln Frauengestalt nur sie zu sehen und sie zu lieben — sie, die Ferne, Verlorene! Doch sonderbar! So oft die Liebe ihn mit ihren Phantasmagorien zu umstricken drohte, klang ihm jener Ruf entgegen, mit welchem Arina von ihm geschieden, und vernichtete jede Illusion. Dies „Morgen — morgen — morgen!“ begleitete ihn überallhin als Mahnruf.

„Doch bald sollte den neu Auferstandenen ein anderer Ruf treffen und ihn dem wiedergefundenen Leben entreißen. Es war der seiner Mutter, die Unmögliches von ihm verlangte — mehr als das Leben des bis jetzt „unmündig“ gehaltenen Sohnes! Er sollte sich an die Spitze eines betrügerischen Prozesses stellen mit dem Opfer seiner Ehre und seines letzten Besitzes.

„Vernunft und Gewissen hießen ihn verneinen, noch ehe er ahnte, welches die Person sei, gegen die zu kämpfen man ihn drängte. Es kam zu stürmischen Scenen. Die lang zurückgedrängte Flut von Vorwürfen gegen die Mutter brach aus der Seele meines Freundes. Er zieh' sie der Liebllosigkeit, der Ungerechtigkeit, durch welche sie sein junges Leben verkümmert und verödet.

„Die Wirkungen dieser Opposition wurden unheilvoll für ihn. Man verzieh es ihm nicht, daß er es wagte einen Willen zu zeigen, der dem seiner Mutter entgegenlief, ihre Absichten kreuzte. Man mußte Mittel finden, ohne ihn operiren zu können, ihn aus dem Wege zu räumen. Der „ungerathene Knabe“ war zum Glück noch nicht der Vormundschaft entwachsen! Man rechnete so:

„Der Erbprozeß erfordere Geld. Dieses könne man nur in der Belastung oder in dem Verkauf seines letzten Besitzthums finden. Es wäre Thorheit sich durch seinen Eigensinn um ein großes, ein fürstliches Vermögen bringen zu lassen. Beseitige man das Hinderniß! Ueberweise es mit Anstand — für die Dauer des Prozesses — dem Irrenhause!“

„Die letzten Worte hatten sich nur halberstickt von Viktors Lippen gerungen. Blaß und wie erschöpft saß er da. Ich drückte ihm schweigend die Hand.

Nach einer Pause fragte ich, wie um das Schweigen zu brechen:

„Und was wird Ihr Freund thun?“

„Er wird untergehen wie Arina — man wird ihn dem Mammon opfern!“

Dann fuhr er wieder dumpf fort:

„Der Name seines Vaters darf nicht geschändet werden. Der Sohn darf seine Mutter nicht öffentlich anklagen.“

„Das ist Unsinn!“ rief ich empört. „Man muß Mittel finden, solch grausamen Drohungen entgegen zu wirken!“

„Man wird im Dienste der Habsucht alles wagen, alles opfern, um das verlockende Ziel zu erreichen! Verlassen Sie sich darauf“, gab er zurück.

„Aber dazu braucht's der Aelteste.“

„Es giebt Schurken und Düpirte überall. Auch Aerzte lassen sich täuschen und wie leicht läßt sich ein körperliches Leiden zu einem geistigen stempeln.“

Er stand auf.

„Verzeihen Sie mir, ich habe Sie recht ermüdet, aber mir ist nun leichter ums Herz, mir ist als hätte ich mein Testament gemacht.“

Ich reichte ihm die Hand.

„Ihr Freund wird nicht untergehen! Wer kann ihn zwingen ein Irrsinniger zu sein!“

Mit eigenthümlichem Lächeln drückte er mir die dargebotene Hand und sagte bittend:

„Versprechen Sie mir, mich im Irrenhause zu besuchen.“

„Herr v. X., mit Krankheit und Tod soll man nicht scherzen. Vertrauen Sie auf Ihre Kraft und fassen Sie Muth! Auf Wiedersehen, morgen!“ setzte ich hinzu.

„Morgen — morgen!“ wiederholte er und eilte schnell hinaus.

* * *

Das Morgen war gekommen, allein der kranke Freund blieb fort. Die dunkle Familiengeschichte, derer Fäden ich bereits verfolgt hatte, war vom Erzähler leider nicht gefärbt worden. Alles lag klar vor mir! Ich mochte mit niemand darüber sprechen, doch als auch der Abend und der nächste Tag keine Kunde von dem Verfolgten brachten ging ich zu unserm Arzte, einem jungen Manne, welcher auch Viktor seit einiger Zeit behandelte. Da erfuhr ich von einer Scene, die sich in seinem Sprechzimmer abgespielt. Die Excellenz v. X. war dort persönlich erschienen, um über das Befinden ihres Sohnes Rücksprache zu nehmen. Sie verhehlte nicht ihre Besorgniß, daß sie an dem Patienten sehr bedenkliche Symptome wahrgenommen. Sie schilderte seine übergroße Reizbarkeit, seinen Eigensinn, mit dem er sich all ihren Maßnahmen widersetze, die sie für sein und der Familie Wohl als nothwendig erachte — wie er keinerlei Vernunftgründen nachgebe.

„Gewiß Excellenz“, entgegnete der Arzt höflich, „in dem Zustande Ihres Sohnes läßt sich eine große Empfindlichkeit nicht verkennen, ein hoher Grad von Nervosität, den ich auf frühere seelische Erschütterun-

gen zurückführen möchte, allein eine sorgfältige, liebevolle Pflege könnte dieses Leiden bei seiner Jugend leicht beseitigen."

„Das hoffe ich!" fiel die Dame lebhaft ein, „und ich habe zu diesem Behufe bereits meine Dispositionen getroffen, welchen Sie, Herr Doktor, sicher Ihre Unterstützung gewähren werden."

„Darf ich nach diesen Dispositionen fragen?"

„Gewiß! Es handelt sich um einen für die sorgfältige Pflege meines Sohnes geeigneten Platz und habe ich deßhalb mit dem berühmten Psychatristen Z. in P. unterhandelt. Alles ist in Ordnung! Ich wünschte meinen Sohn in guten Händen, und bedarf zum Zwecke seiner Uebersiedelung dorthin nur des Attestes von einem ihn hier längere Zeit behandelnden Arztes. Ich hoffe, Sie finden keinerlei Grund mir ein solches zu verweigern."

„Ein Attest von mir!" rief der Arzt erstaunt.

„Gewiß, von Ihnen!" entgegnete sie. „Sie werden sich der Sorge einer Mutter für ihren einzigen Sohn nicht verschließen. Der Knabe", fuhr sie dann vertrauensvoll fort, „würde mir in seinem gegenwärtigen Zustande von Unzurechnungsfähigkeit und krankhaftem Eigensinn meine Pläne kreuzen und seine eigne Zukunft zerstören. Mein Herz blutet, allein es muß so sein, es handelt sich um große Interessen", setzte sie energisch hinzu.

„Gnädige Frau", sagte ernst der entrüstete Arzt, „unser Beruf ist Leiden zu heilen, aber nicht zu verursachen und der Schritt, den Sie beabsichtigen, dürfte von den verhängnißvollsten Folgen für Ihren Herrn Sohn werden. Diese Gefahr ist um so größer, da derselbe körperlich leidend — überhaupt eine durchaus fein und reizbar angelegte Natur ist."

„Es handelt sich nur um eine Kur von einigen Wochen", fuhr die Excellenz unentwegt fort. „Ein Aufenthalt in P. wird ihm geistig wie leiblich wohl thun, und mir ist es indeß gelungen, seine Zukunft sicher zu stellen!"

„Sie mögen zwingende Gründe haben, Ihren Sohn ins Irrenhaus zu bringen, allein ich kann mich Ihnen nicht als Handhabe bieten." Dann setzte er hinzu: „Ich kann ein physisches Leiden konstatiren, dessen Vernachlässigung, und etwa dazutretende Aufregungen allerdings dem Kranken verderblich werden können. Er bedarf vor allem einer bessern Körperpflege."

„Ich habe alles überlegt, Herr Doktor, und muß bei meiner Forderung bleiben."

„Es thut mir leid, derselben nicht entsprechen zu können, Frau Generalin!"

Damit hatte die Unterhaltung ihr Ende erreicht — und die Dame verließ voll Groll über den unverschämten Arzt sein Sprechzimmer.

* * *

Die Erbschaft, der zu erringende Preis ihrer Bemühungen, war zu groß, als daß eine so energische Dame, wie die Generalin v. X., durch einen obskuren Arzt in ihren Entschlüssen erschüttert werden konnte. Es gelang ihr auch bald von zwei Aerzten „bewährten

Rufes", welche ihren Sohn schon früher gesehen hatten, die gewünschten Atteste zu erhalten. Was konnte ihm auch ein kurzer Aufenthalt in P. schaden?! Hiermit war Viktors Schicksal besiegelt! Er sollte es bald erfahren.

In sicherem Besitze des Attestes änderte die sorgliche Mutter dem Sohne gegenüber ihre Taktik. Sie wollte jedes Aufsehen in ihren Kreisen vermeiden, und begann nun dem Verurtheilten zärtlich die Nothwendigkeit einer Nervenkur darzuthun. Er lächelte trübe — er wußte, daß sie die Macht hatte — ja, er wußte noch mehr! Ausgewiesen, heimatlos, ohne Existenzmittel, ganz von seiner Mutter abhängig, was sollte er thun?

Er hatte die Wahl gehabt sich mit Aufopferung seiner Person wie seines Besitzes an die Spitze eines unsinnigen, betrügerischen Prozesses zu stellen — oder ins Irrenhaus zu wandern! Doch nein! Ihm blieb noch ein Weg, ein Appell an die Fürstin Urugsoff. Doch hieß dies nicht ewige Feindschaft mit seiner Mutter und Familie?

Er mußte lächeln ob des närrischen Widerspruches, welcher ihm täglich zum Bewußtsein trat, indem er den Namen Urugsoff von denen verfluchen hörte, die gierig ihre Hände nach der Urugsoffschen Erbschaft ausstreckten — selbst nicht vor Verbrechen zurückscheuten, um ihrer habhaft zu werden — und dieses Lächeln nahm man für einen Wahnsinn mehr!

Verurtheilt, verlassen von seinen Nächsten unterlag der arme Verfolgte immer mehr dem Glauben an sein unseliges Verhängniß. Er begann mit jener Selbstqual, die ihm nachts den Schlaf, am Tage den Seelenfrieden raubte. Jeder Morgen fand ihn müder und bleicher. Er entbehrte jeder Pflege, trotz der Bemühungen seines ärztlichen Freundes. Ein schweres Fieber war im Ausbruch und um das Leben des Kranken zu retten, widersetzte sich der Arzt nicht mehr dem Andringen der Mutter, den Sohn der Pflege und Ruhe jener berühmten Nervenheilanstalt zu übergeben. In einem vollkommen gebrochenen Zustande ergab sich Viktor in alles.

Die Mutter hatte ihr Ziel erreicht! Der Sohn konnte als Irrsinniger nicht mehr ihre Handlungen beeinflussen. Sie durfte sein Erbe verpfänden, den Prozeß gewinnen! So mußte alles gut enden!

* * *

Wlodja war von dem Geschehenen unterrichtet worden. Es gab peinliche Scenen mit der „gnädigen" Tante, in welchen sie ihn von der Nothwendigkeit ihres Verfahrens zu überzeugen suchte, und ihm die gehässigsten Dinge betreffs seiner Verbindung mit der Fürstin sagte, die sie nicht als solche anerkannte.

Natascha weinte viel. Sie liebte ihren Bruder und sie liebte Wlodja. Sie fürchtete beide zu verlieren, denn sie waren stets treue Freunde gewesen.

Ich hatte Wlodja alles mitgetheilt. Er reiste zu Viktor, fand diesen müde, aber ruhig.

„Laß gut sein, Bruder", sagte er, „ich brauche Ruhe — man will

sie mir geben! Grüße Arina, die Fürstin, meine Freunde, die auch die Deinen sind. Vielleicht werde ich bald gesund, dann werde ich Dich rufen, auf Wiedersehen!"

* * *

Wochen waren seit Viktors Abreise vergangen, als endlich ein Brief von ihm einging. Derselbe war in einen Postkasten geschmuggelt worden und gab — wenig den Irrenarzt und dessen Familie schonend — eine höchst humoristische Schilderung der Verhältnisse der Anstalt, wie seiner Mitgefangenen. Scharf und klar war alles, was er sagte, wie in den besten Tagen unserer Bekanntschaft.

Dann wieder sprach er von seinen Studien und daß man ihm gestattet, täglich mit einem Wächter auszugehen, um Bücher zu holen und sich rasiren zu lassen. Vielleicht", so schloß er, „besiege ich Gram und Bitterniß, und es gelingt mir, mich wie viele Tausende, erst nach Entsagung und Schmerz zur Entfaltung meiner natürlichen Anlagen zu erheben."

Das war der Irre! Man hatte ihn in die Schaar der Tollen geworfen, und er wollte mit Ruhe ertragen, bis seine Kraft zum Widerstande gewachsen war. Er machte sich keine Illusionen. Er wußte was nun geschah! Die Verpfändung — der Prozeß!

„Warten ist Rache!" mochte er denken.

Mein Versprechen, ihn im Irrenhause zu besuchen, habe ich nicht halten können. Eine tiefe Verstimmung hatte sich meiner bemächtigt und als der Frühling ins Land schaute, suchte ich mit den Meinen einen andern Platz auf, um neue Eindrücke zu gewinnen.

* * *

Ich sah die Fürstin wieder. Die Kunde von dem Vorgange gegen Viktor hatte sie aus ihrer Gleichgiltigkeit gegen den ihr angehängten Prozeß aufgerüttelt. Durch energischen Widerstand wollte sie der niedrigen Habsucht ihrer Verfolger sofort die Spitze abbrechen. Sie hoffte Viktor damit den besten Dienst zu leisten.

In voller Entschlossenheit und Lebensfrische eilte sie nach Baden zurück, wo man sie mit der Nachricht empfing, daß nächtlicher Weile in ihrer Villa ein Besuch durchs Fenster gemacht worden sei, um ihre Kisten und Schubfächer zu revidiren. Ohne Frage hatte man mehr nach Dokumenten als nach Kostbarkeiten gesucht, doch es war der Polizei nicht gelungen, den Einbrechern auf die Spur zu kommen. Die Fürstin vermißte mehrere kostbare Papiere, allein sie durfte sich freuen, die für den Prozeß wichtigen Beweisstücke in dem sichern Verwahrsam ihres Rechtsbestandes zu haben. Sie hütete sich ihren Verdacht auszusprechen und jenen Mann als den Schuldigen zu bezeichnen, dessen Bosheit fortfuhr ihr das Leben zu verbittern. Sie schauderte vor der Möglichkeit eines Begegnens mit ihm und bat mich durch einen meiner Freunde nach ihm zu forschen.

Es geschieht wohl selten, daß der Himmel uns im passenden Augenblicke freundlich entgegenkommt und einen Stein des Anstoßes aus unserm Wege räumt, gerade als wir fürchteten darüber zu fallen — aber es geschieht dennoch einmal!

War's nicht wieder der liebenswürdige Zufall, der mir eines Tages ein sozialistisches Blatt in die Hände spielte, in welchem mit großer Emphase die betrübende Nachricht von dem Hinscheiden eines der hervorragendsten Parteigenossen verkündet wurde. „Der Fabrikant Graber war nicht mehr!"

Um mir Gewißheit zu verschaffen, schrieb ich an meinen Freund nach *** und erfuhr darauf, daß Herr G. infolge von Trunk und Schlemmerei, der er sich in letzter Zeit mit besonderer Lebhaftigkeit überlassen, plötzlich vom Tode ereilt sei.

„Seine Vaterstadt habe Ursache sich zu freuen, daß sie endlich von einem ihrer größten Schufte befreit worden. Man empfände diesen Tod wie die Befreiung von einer Pestbeule, da niemand vor seiner Bosheit und Verfolgungssucht sicher gewesen."

„Seine unglückliche Frau", fügte er hinzu, „überlebte ihn noch vier Tage, nachdem sie viele Jahre hindurch tausend Tode gestorben. Das Schicksal gönnte ihm nicht die Freude, noch an ihrem Grabe ein paar heuchlerische Thränen weinen zu können!"

Ich war froh der Fürstin diese Nachrichten bringen zu dürfen. Sie athmete frei auf, und kehrte muthig die Stirne dem sie bedrohenden Sturme entgegen. Ihre trüben Erfahrungen dienten ihr als Panzer, und sie hoffte so auch diesen Anprall des Schicksals zu besiegen. Die traurige Lage ihres Freundes Viktor war für sie ein Impuls mehr zu schnellem, kräftigem Verfahren.

Ihre Rückkehr nach dem Kaukasus war nicht länger hinauszuschieben. Aber mußte man nicht Viktor zuvor befreien? Würde sein Stolz etwas von ihr annehmen, jetzt, wo seine Familie sie eine Betrügerin schalt? Nur Wlodja konnte da vermittelnd eintreten! Und bald auch machte sich der treue Vetter nach P. auf, um mit dem Gefangenen zu berathen und den entworfenen Plan auszuführen, ehe Viktors Familie sich wieder des Armen bemächtigte, ihm das Opfer seiner Person zur Ehrenpflicht machte, ehe er ganz dem Trübsinn anheimfiel!

Doch wiederum war der tückische Zufall Wlodja einen Schritt vorangeeilt. Er fand das Nest leer! In der Anstalt herrschte große Aufregung. Der Irre hieß es, sei entflohen. In Begleitung seines handfesten Hüters war er wie gewöhnlich zum Friseur gegangen, hatte dann, ein Unwohlsein simulirend, den Wächter mit einem Rezept in die Apotheke gesandt. Als derselbe wiederkam, war der Kranke fort. Nichts böses ahnend, eilte der Hüter der menschlichen Vernunft heim, aber fand sein frommes Lamm nicht im Stalle. Man schlug Alarm. Im Bahnhofe wurden Wachen aufgestellt. Die Telegraphendrähte spielten — umsonst!

Wlodja begab sich zum Friseur. Dieser wollte ausweichen — und nur nach einer genauen Legitimation seitens des jungen Russen gestand er seine Mitwirkung bei der Flucht. In einem Baueranzuge, blauer Bluse und Bündel in rothem Taschentuche, so wie mit einem Regenschirme ausgestattet, war der „Herr Russe" fortgegangen, um sich von einem Fiaker nach einem fernen Stationsorte bringen zu lassen. Der Plan war klar und gut angelegt. Doch wohin sollte der Entflohene sich gewandt haben? Alle Papiere, die den Herrn v. X legitimiren

konnten, waren in den Händen seiner Mutter. Auch machten die fehlenden Mittel eine weitere Flucht unmöglich. Also auf nach W., guter Wlodja!

Viktor hatte sich indeß, unerkannt von den Häschern, seinem Ziele genaht. In dem Bauernkittel trat er in das Haus seiner Mutter, öffnete ungehindert von der Dienerschaft die Thüre des ihm wohlbekannten Salons und stand vor der alten Dame, deren Entsetzen sich kaum beschreiben läßt. Sie wollte schreien, doch er hielt sie zurück.

„Beruhige Dich, Mutter", sprach er fest, „ich bin nicht gekommen, Dich und unsern gemeinsamen Namen an den Pranger zu stellen, auch will ich Dich nicht in Deinen Handlungen beschränken, keinen Anspruch mehr an mein väterliches Erbe erheben, noch den Gewinn Deines Prozesses theilen! Nur lasse mich meinen Weg gehen, wie ich muß."

Die Generalin hatte sich gefaßt. Die feierliche Ruhe des Sohnes hatte sie beinahe eingeschüchtert. Vielleicht, hatte sich auch, da er ihr nicht mehr im Wege stand, ihr Gewissen gerührt!

„Mein Sohn!" begann sie fast flehend. „Du bist krank — und in diesem Aufzuge! Ich habe nur Dein bestes im Auge gehabt, auch mich hat die Sorge um Dich elend gemacht, Du hättest mich benachrichtigen sollen, wenn es Dir nicht gut in dem Sanatorium ging, ich wäre zu Dir —" sie brach in Thränen aus.

„Laß gut sein, Mutter", sagte der Sohn sanft. „Ich bin nur gekommen meine Schriften, welche man mir geraubt, von Dir zu fordern. Ich bedarf derselben. Man wird sie in Deine Hände gelegt haben."

„Aber mein Sohn! Du kannst in Deinem krankhaften Zustande doch nicht allein reisen. Du weißt, daß Dir Rußland noch verschlossen ist. Man muß erst Erlaubniß nachsuchen — und dann, Du bist schwer krank!"

„Ja, Mutter, Du hast recht, ich bin krank! Du hast mir die selbstbewußte Freiheit des Geistes bereits verkümmert, ehe ich zum Manne heranwuchs. Du hast mir die Kraft von Seele und Leib zugleich gebrochen durch Liebloſigkeit und Vereinsamung, da, wo ich stets bereit war zu lieben und zu opfern! Was war ich Dir?"

Sie wollte entgegnen, aber dann verstummte sie wieder vor dem düstern Strahl seiner Augen, die Rechenschaft zu fordern schienen.

„Gieb mir meine Legitimationspapiere, Mutter! und laß uns in Frieden scheiden. Es ist so das Beste für uns. Ich verspreche Dir, daß ich eher sterben werde, als einen Makel auf Dich und den Namen meines Vaters werfen."

Die harte, eigenwillige Frau stand wie vernichtet.

„Bleibe bei mir, Viktor!" bat sie.

„Nein, Mutter! Die vielen Tage und Monde in der Gefangenschaft — unter Irrsinnigen — haben mich gelehrt, daß ich gehen muß, wenn ich überhaupt noch leben will — es wird so auch nicht mehr lange dauern."

Natascha trat ins Zimmer und warf sich weinend an die Brust des Bruders. Sie bat, sie flehte, er möge nicht fortgehen, sie wolle ihn pflegen, er sähe so leidend aus!

„Laß mich gehen, liebe Natascha, was soll ich hier? Und dann ist es nicht gleich, wo und wenn ich mein Ziel erreiche? Weiß doch niemand, wenn die Stunde kommt, wo er ins All ausgeht", setzte er traurig hinzu. Der Anblick der geliebten Schwester hatte ihn weich gemacht. Sie fühlte seine heißen Thränen auf ihrer Wange.

* * *

Viktor und Wlodja waren miteinander abgereist. Die Fürstin hatte letzterem die Sorge für den kranken Freund anvertraut, ihn mit allem nothwendigen versehen. Sie selbst reiste auf ihre Güter. Die Berichte, welche ihr über den Gesundheitszustand Viktors zugingen, lauteten nicht günstig. Dessenungeachtet wollte er nach Petersburg zurückkehren und sich wiederum im Staatsdienste beschäftigen lassen. Durch den Einfluß eines hohen Protektors wurde solches möglich gemacht, allein es erwies sich nicht als heilbringend: Sein Eifer im Amte, die Einförmigkeit desselben, die russische, den Fatalismus fördernde Atmosphäre verstärkten seine Leiden.

Auch an den lebensfrohen Wlodja war das Schicksal drohend herangetreten. Er mußte den Freund verlassen und sich auf das Gut seiner Mutter begeben, wo er seine geliebte Arina schwer erkrankt fand. Die Aerzte gaben wenig Hoffnung. Eine gebrochene Rose welkte sie der Vernichtung entgegen. Der zärtliche Bruder war tief erschüttert, doch vorsichtig genug, Viktor diese Kunde vorzuenthalten, um ihn, wie Arina, vor verderblichen Aufregungen zu schützen. Doch der Fürstin schüttete er sein vom Leid übervolles Herz aus und diese theilnehmend und hilfbereit, rieth ihm, die Kranke in die milde Luft des Kaukasus zu führen. Ja, sie selbst bot sich als Pflegerin an und hoffte das leibliche Kind gerettet zu sehen.

* * *

Hiernach waren die Nachrichten von den Freunden für mich verstummt. Eigene veränderte Lebensumstände und die Zeit, das kräftigste Arkanum, welches wir zur Heilung unserer Wunden haben, hatten mich über diese traurigen Vorgänge getröstet. Der Schleier des Vergessens zog sich dichter und dichter zusammen. Doch wenn wir jener frohen Schwarzwaldtage gedachten, war es stets mit dem Wunsche den lieben Gestalten von damals wieder zu begegnen. Dieser Wunsch sollte mir erfüllt werden!

Die Welt ist so weit, aber es ist, als ob in dem Auf- und Abwogen des Lebensmeeres gewisse Individuen durch unsichtbare Fäden zusammengehalten und immer wieder zur selben Stelle geführt würden. Es dünkt uns wenigstens so! Und doch ist es wohl nur ein Spiel des launischen Zufalls!

Länger als ein Jahr war's, daß ich nichts genaues über das Ergehen unseres Freundes Viktor v. K. gehört; doch da sollte ich ihm begegnen, unvermuthet, unvorbereitet, zufällig!

Aber er sah mich nicht mehr! Seine strahlenden, einst so stolzen Augen, waren geschlossen. Er lag im Sarge.

Eben schickte man sich an, ihn der Stätte zuzuführen, von welcher

niemand wiederkehrt, von der aus man nichts mehr fordert, keinen mehr genirt. Er war fertig.

Langsam und gedankenschwer schritt ich dem düstern Zuge nach, im trauernden Herzen die stumme Frage nach dem „Warum"?

Ihm, dem jungen Freunde, war das Räthsel seines Lebens nun gelöst, und die junge Arina hatte ihm mit ihrer weißen Hand über die schon längst der Blumen beraubte Steppe seines kurzen Erdenwallens gewinkt.

Hart fiel die Erde auf seinen Sarg, das Einzige was er mitnahm von seinem Erbe!

* * *

Während der Begräbnißceremonien nach dem Ritus seines Landes zog an meinem Geiste jene Vision vorüber, von der er mir damals erzählt — und ich mußte mich fragen: „Kannte er Arinas Schicksal?"

Ja wohl! Die Nachricht von ihrem Tode hatte ihm das Sterben erleichtert. Lächelnd schaute er gen Himmel, als wäre nun auch sein Geschick erfüllt. Er mußte nun gehen: morgen — morgen — morgen!

Als er in Petersburg schwer erkrankt war, hatte er doch nur den Bitten seiner geliebten Natascha nachgegeben, sich noch einmal nach Deutschland führen zu lassen, um bei dem berühmten Professor F. in H. Heilung zu suchen. Doch seine Jugendkraft war gebrochen. Die Flamme, die bestimmt schien so hell zu leuchten, war aus Mangel an Lebensluft, aus Mangel an Liebe früh erstickt worden. Man hatte ihn der Habsucht geopfert.

Arina war zu Kislowodz, einem Badeorte im Kaukasus, in den Armen der Fürstin Urugsoff gestorben. Auch in ihr hatte sich die Natur vergriffen und den Stoff zu fein genommen. Sie erlag den grausamen Verhältnissen, welche eine lieblose Mutter und eine stumpfsinnig fanatische Großmutter über sie verhängt. Das stumpfe, dumpfe Gefangensein im Kloster, das Gebetemurmeln auf den kalten Steinen der Kirche, das Zusammenleben mit den seelisch Todten, die das junge leidenschaftliche Herz zur Demuth zwingen wollten, die Entfernung von allem, was Lieb' und Leben hieß, hatten die Blume entblättert. Als ihr Bruder sie befreite, sie wieder den Strahlen der Sonne aussetzte, war es zu spät. Sie konnte nur noch mit ihrer todtweißen Hand winken: „Morgen, morgen, morgen!"

* * *

Der Tod des armen Viktor sollte noch ein trauriges Nachspiel haben, zu dem mich wiederum des Zufalls Laune berief: Als ich am Morgen nach der Bestattung tief traurig und gedankenvoll unter den Bäumen des alten Schloßhofes zu H. saß, fiel mir plötzlich eine junge Dame auf, die in derangirter Trauertoilette ängstlich hin- und herblickte, und dann schnell dem Thore zueilte, welches in die Anlagen führt. Ich erkannte an dem zarten Gesicht mit den großen schwarzen Augen sofort Fräulein v. X. und folgte ihr unwillkürlich. Als ich sie jedoch oberhalb verschwinden sah, schämte ich mich ihr weiter nach-

zuspüren und suchte einen Platz. Doch auch da sollte ich aufgestört werden durch eine ältere Person, die keuchend herankam und nach ihrem Fräulein kundschaftete. Sie gestand mir weinend ihre Angst: „Das liebe Kind thäte sich aus Gram um ihren Bruder ein Leid an!“ Ich wies sie hinauf, wollte selber suchen helfen. Doch da kamen schon andere Boten, Leute aus dem Hôtel und ich erfuhr: „Das Fräulein sei am Todestage des Bruders in Melancholie verfallen.“

Als man die Gesuchte in der verfolgten Richtung nicht fand, kam mir der Gedanke, sie sei durch den Wald dem Friedhofe zugelaufen. So war es! Nach stundenlangem Irren über die Berge hatte sie Ruhe am Grabhügel des Bruders gefunden. Dort traf man sie zusammengebrochen. Armes Kind!

* * *

Ein Jahr später habe ich das liebliche feine Antlitz wiedergesehen. Die schlanke Gestalt stützte sich müde auf den Arm eines Herrn. Ich hätte in diesem Wlodja erkennen mögen! Doch er war es leider nicht! sondern ein älterer, schon ergrauter Mann mit unschönen Zügen. Arme Natascha!

Auch erfuhr ich, daß dies derselbe reiche Kavalier war, um dessentwillen man Arina in den Tod getrieben.

War die Schwester gekommen am Grabe des Bruders zu beten? Ihm ihr Weh zu sagen? Viktors Mutter sah ich gleichfalls: Ihre Züge waren versteinert, ihre Locken so schneeig wie einst, ihre Gewandung aber vom tiefsten Schwarz. Unglückliche Frau!

Wlodja hielt uns in erfreulicherer Weise als sein Vetter das Versprechen des Wiedersehens. Die Zeit hatte seinen blauen Augen nicht den Glanz, seinem Herzen nicht den Freimuth genommen: Der Tod Arinas ihn jedoch noch enger an die Fürstin geknüpft. Die Liebe und Sorgfalt dieser hatte noch einen letzten Sonnenstrahl auf die sterbende Rose geworfen, und dem Bruder zu warmem Danke verpflichtet.

Der Prozeß, welcher Viktors Leben zerstört, ward nach vielen Geldopfern zu Gunsten der Fürstin entschieden. Ihr Recht war sonnenklar! Und da sie sich für viele Jahre nach Deutschland zurückzog — „um neuen Lebensmuth zu sammeln“ — bot sie ihrem Freunde Wlodja die Verwaltung ihrer Besitzungen an. Dieser willfahrte ihr gern und suchte sich dann eine deutsche Frau, die ihn an Arina erinnerte und welche er liebte, wie Arina geliebt hatte.

niemand wiederkehrt, von der aus man nichts mehr fordert, keinen mehr genirt. Er war fertig.

Langsam und gedankenschwer schritt ich dem düstern Zuge nach, im trauernden Herzen die stumme Frage nach dem „Warum“?

Ihm, dem jungen Freunde, war das Räthsel seines Lebens nun gelöst, und die junge Arina hatte ihm mit ihrer weißen Hand über die schon längst der Blumen beraubte Steppe seines kurzen Erdenwallens gewinkt.

Hart fiel die Erde auf seinen Sarg, das Einzige was er mitnahm von seinem Erbe!

* * *

Während der Begräbnißceremonien nach dem Ritus seines Landes zog an meinem Geiste jene Vision vorüber, von der er mir damals erzählt — und ich mußte mich fragen: „Kannte er Arinas Schicksal?“

Ja wohl! Die Nachricht von ihrem Tode hatte ihm das Sterben erleichtert. Lächelnd schaute er gen Himmel, als wäre nun auch sein Geschick erfüllt. Er mußte nun gehen: morgen — morgen — morgen!

Als er in Petersburg schwer erkrankt war, hatte er doch nur den Bitten seiner geliebten Natascha nachgegeben, sich noch einmal nach Deutschland führen zu lassen, um bei dem berühmten Professor F. in H. Heilung zu suchen. Doch seine Jugendkraft war gebrochen. Die Flamme, die bestimmt schien so hell zu leuchten, war aus Mangel an Lebensluft, aus Mangel an Liebe früh erstickt worden. Man hatte ihn der Habsucht geopfert.

Arina war zu Kislowodz, einem Badeorte im Kaukasus, in den Armen der Fürstin Urugsoff gestorben. Auch in ihr hatte sich die Natur vergriffen und den Stoff zu fein genommen. Sie erlag den grausamen Verhältnissen, welche eine liebelose Mutter und eine stumpfsinnig fanatische Großmutter über sie verhängt. Das stumpfe, dumpfe Gefangensein im Kloster, das Gebetemurmeln auf den kalten Steinen der Kirche, das Zusammenleben mit den seelisch Todten, die das junge leidenschaftliche Herz zur Demuth zwingen wollten, die Entfernung von allem, was Lieb' und Leben hieß, hatten die Blume entblättert. Als ihr Bruder sie befreite, sie wieder den Strahlen der Sonne aussetzte, war es zu spät. Sie konnte nur noch mit ihrer todtweißen Hand winken: „Morgen, morgen, morgen!“

* * *

Der Tod des armen Viktor sollte noch ein trauriges Nach[spiel] haben, zu dem mich wiederum des Zufalls Laune berief: Als ich [am] Morgen nach der Bestattung tief traurig und gedankenvoll unter [den] Bäumen des alten Schloßhofes zu H. saß, fiel mir plötzlich eine [junge] Dame auf, die in derangirter Trauertoilette ängstlich hinter [sich] blickte, und dann schnell dem Thore zueilte, welches in [den Park] führt. Ich erkannte an dem zarten Gesicht mit den gro[ßen] Augen sofort Fräulein v. X. und folgte ihr unwillkü[rlich]; sie jedoch oberhalb verschwinden sah, schämte ich mich [meiner]

zuspüren und suchte einen Platz. Doch auch da sollte ich aufgestört werden durch eine ältere Person, die keuchend herankam und nach ihrem Fräulein kundschaftete. Sie gestand mir weinend ihre Angst: „Das liebe Kind thäte sich aus Gram um ihren Bruder ein Leid an!“ Ich wies sie hinauf, wollte selber suchen helfen. Doch da kamen schon andere Boten, Leute aus dem Hôtel und ich erfuhr: „Das Fräulein sei am Todestage des Bruders in Melancholie verfallen.“

Als man die Gesuchte in der verfolgten Richtung nicht fand, kam mir der Gedanke, sie sei durch den Wald dem Friedhofe zugelaufen. So war es! Nach stundenlangem Irren über die Berge hatte sie Ruhe am Grabhügel des Bruders gefunden. Dort traf man sie zusammengebrochen. Armes Kind!

* * *

Ein Jahr später habe ich das liebliche feine Antlitz wiedergesehen. Die schlanke Gestalt stützte sich müde auf den Arm eines Herrn. Ich hätte in diesem Wlodja erkennen mögen! Doch er war es leider nicht! sondern ein älterer, schon ergrauter Mann mit unschönen Zügen. Arme Natascha!

Auch erfuhr ich, daß dies derselbe reiche Kavalier war, um dessentwillen man Arina in den Tod getrieben.

War die Schwester gekommen am Grabe des Bruders zu beten? Ihm ihr Weh zu sagen? Viktors Mutter sah ich gleichfalls: Ihre Züge waren versteinert, ihre Locken so schneeig wie einst, ihre Gewandung aber vom tiefsten Schwarz. Unglückliche Frau!

Wlodja hielt uns in erfreulicherer Weise als sein Vetter das Versprechen des Wiedersehens. Die Zeit hatte seinen blauen Augen nicht den Glanz, seinem Herzen nicht den Freimuth genommen: Der Tod Arinas ihn jedoch noch enger an die Fürstin geknüpft. Die Liebe und Sorgfalt dieser hatte noch einen letzten Sonnenstrahl auf die sterbende Rose geworfen, und dem Bruder zu warmem Danke verpflichtet.

Der Pro[illegible] welcher Viktors Leben zerstört, ward nach vielen [illegible]fern zu[illegible]ften der Fürstin entschieden. Ihr Recht war son[illegible]! Un[illegible]e sich für viele Jahre nach Deutschland zurückzog [illegible] neue[illegible]nsmuth zu sammeln“ — bot sie ihrem Freunde die[illegible]ung ihrer Besitzungen an. Dieser willfahrte ihr [illegible]d s[illegible] dann eine deutsche Frau, die ihn an Arina er[illegible] und[illegible]r liebte, w[illegible]a geliebt hatte.

Goethe und Ernst II. von Gotha-Altenburg.

Von Max Berbig.

Herzog Ernst II. von Gotha-Altenburg war einer der vorzüglichsten Fürsten zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Mit seinem fürstlichen Vetter Karl August von Weimar theilte er die Liebe zu Kunst und Wissenschaft und diese gleichartige Neigung wurde die Brücke zu einem innigen Freundschaftsbunde zwischen beiden Fürsten. Gern hielt Karl August bei seinen öfteren Reisen von Weimar nach Eisenach freundnachbarliche Einkehr auf dem gastlichen Schlosse Friedenstein in Gotha und besonders bot das dortige Hoftheater, an dem damals Eckhof, Iffland, Böck, Beil u. a. thätig waren, einen Hauptanziehungspunkt für ihn. Bei einem solchen Besuche, wahrscheinlich schon im Jahre 1776, befand sich in Karl Augusts Gesellschaft auch Goethe und Wieland. Beide waren dem Herzog Ernst durch ihre Werke schon wohlbekannt und deßhalb gelang es auch dem Dichter des „Götz" bald, sich die Gönner- und sogar Freundschaft des Fürsten zu erwerben; während Wieland ziemlich kühl aufgenommen wurde, da der freie Ton seiner Schriften dem Herzoge nicht zusagte. Goethe wurde zu baldiger Wiederkunft eingeladen und war von nun an öfter, bisweilen mehrere Tage, des Herzogs Gast. Ja, der mündliche Gedankenaustausch genügte bald nicht mehr, sondern es entwickelte sich auch ein reger Briefwechsel zwischen beiden, von dem leider nur wenige Blätter (im ganzen acht Briefe von Goethes Hand) der Nachwelt erhalten geblieben sind, die sich jetzt noch im herzoglichen Haus- und Staatsarchive in Gotha befinden.

Herzog Ernst interessirte sich besonders für die mineralogischen Studien des Dichters, die dieser im Interesse des Ilmenauer Bergbaues anstellte. Beide untersuchten deßhalb auch die Umgebung Gothas, und Herzog Ernst zeigte Goethe die fossilen Mammuthreste, die man wenige Stunden von Gotha gefunden hatte. Auch in der Nähe von Weimar ließ nun Goethe durch den Bergverständigen Voigt geologische Untersuchungen vornehmen und stattete dem Herzog unter dem 27. Dezember 1776 ausführlichen Bericht darüber ab, dem er eine

Skizze zur besseren Veranschaulichung beifügte. Goethe spricht in diesem Berichte die Hoffnung aus, daß es in wenigen Jahren möglich sein werde, den unterirdischen Zusammenhang des Thüringer Waldes mit dem Harze festzustellen. Zuvor schreibt er dem Herzog: „Ew. Durchlaucht werden durch das Ganze finden, daß wir uns über die Entstehung unserer Gebirge kein Wort erlaubt haben. Es ist dies meist die Thorheit derjenigen, die ein paar Berge beschrieben, daß sie zugleich etwas zur Erschaffung der Welt beitragen wollen", doch gewinnt die Phantasie des Dichters die Oberhand über die ruhige Betrachtung des Forschers: „Wie der Hirsch und der Vogel sich an kein Territorium kehrt, sondern sich da äst und dahin fliegt, wo es ihn gelüstet, so halte ich davon, muß der Beobachter auch sein. Kein Berg sei ihm zu hoch, kein Meer zu tief. Da er die ganze Erde umschweben will, so sei er frei gesinnt wie die Luft, die alles umgiebt. Weder Fabel noch Geschichte, weder Lehre noch Meinung halte ihn ab zu schauen. Er sondere sorgfältig das, was er gesehen hat, von dem, was er vermuthet oder schließt. Jede richtig aufgezeichnete Bemerkung ist unschätzbar für den Nachfolger, indem sie ihm von entfernten Dingen anschauende Begriffe giebt, die Summe seiner eigenen Erfahrungen vermehrt und aus mehreren Menschen endlich gleichsam ein Ganzes macht!"

Mit welcher Liebe der Dichter diesen Studien oblag, zeigt uns eine andere Stelle jenes Berichts, an der es heißt: „Bei dieser Sache, wie bei tausend ähnlichen, ist der anschauende Begriff dem wissenschaftlichen unendlich vorzuziehen. Wenn ich auf, vor oder in einem Berge stehe, die Gestalt, die Art, die Mächtigkeit seiner Schichten und Gänge betrachte und mir Bestandtheile und Form in ihrer natürlichen Gestalt und Lage gleichsam noch lebendig entgegenrufe, und man mit dem lebhaften Schauen einen dunkeln Wink in der Seele fühlt, so ist's entstanden! Wie wenig kann ich freilich davon mit den abgebrochenen Musterstückchen und den wieder auf der anderen Seite zu generalisirten Durchschnitten überschicken!"

Doch nicht allein die Mineralogie beschäftigte die beiden erhabenen Geister gemeinsam, auch in allen anderen Zweigen der Naturwissenschaft tauschten dieselben ihre Meinungen aus. Mit dem lebendigsten Interesse folgte dann der Fürst den großartigen und kühnen Ideen des Dichters. Goethes eigenthümliche Ansichten in der Botanik prüfte und billigte Herzog Ernst ebenso, wie ihm seine Ideen über die Farben interessant erschienen. Der Herzog arbeitete selbst gern in Physik und Chemie und hatte sich zu diesem Zwecke ein sehr großes, reich ausgestattetes physikalisches Kabinett angelegt. Dasselbe stellte er Goethe zur Verfügung, wodurch dieser in den Stand gesetzt wurde, seine Versuche zu vermannigfachen und in großartigem Maßstabe auszuführen. Häufig nahm der Herzog persönlich an den Versuchen Theil, meist wurden jedoch die physikalischen Apparate nach Weimar geborgt. Bei einer Rücksendung solcher Instrumente hatte einst Goethe mehrere Exemplare des „Reineke Fuchs" beigepackt, ohne dies in seinem Briefe zu erwähnen, sei es aus Uebereilung, sei es um eine Ueberraschung zu beabsichtigen. Goethe berichtet darüber selbst Band 31, pag. 36: „Genug, der mit solchen Geschäften Beauftragte des Fürsten war abwesend und die Kiste blieb lange Zeit unausgepackt; ich aber,

eine theilnehmende Erwiderung so werther und sonst so pünktlicher Freunde mehrere Wochen entbehrend, machte mir tausend Grillen, bis endlich nach Eröffnung der Kiste nur Entschuldigungen, Anklagen, Bedauernisse, wiederholt ausgedrückt, mir statt einer heiteren Aufnahme unglücklicherweise zutheil wurde. Doch setzte sich alles bald wieder ins Gleiche: Herzog Ernst gewährte mir unausgesetzt ein wohlbegründetes Vertrauen, indem ich besonders seiner Kunstliebhaberei gar manche angenehme Besitzung zuführte." Besonders erfreut war Goethe, als er dem Herzog seine Entdeckung des Zwischenkiefers mittheilen konnte. Er schrieb darüber am 20. Dezember 1784: „Endlich bin ich imstande, Ew. Durchlaucht die kleine Abhandlung zu überschicken, deren ich neulich erwähnte. Ich würde es kaum wagen, wenn ich nicht so sehr überzeugt wäre, daß Ew. Durchlaucht auch einen geringen Versuch schätzen, der dazu dienen kann, eine nützliche Kenntniß mehr aufzuklären.

„Ich werde nur erst abwarten, wie es die Herren vom Handwerke aufnehmen, daß ein Laie in einem so bekannten Lande eine neue Entdeckung gemacht haben will. Ich habe deßhalb von allen weiteren Aussichten, zu denen man auf diesem Wege gelangen könnte, still geschwiegen, um nicht allzu früh durch hypothetische Behauptungen verdächtig zu werden. „Sollte diese kleine Probe Ew. Durchlaucht auf einen Augenblick unterhalten, so würde ich nicht verfehlen, was ich etwa weiter in diesem Fache wagen sollte, gleichfalls vorzulegen. Es kommt mir zwar selbst wunderbar vor, wie ich nach und nach, ohne es gleichsam selbst zu bemerken, in dem Stein- und Gebeinreiche ansässig geworden bin. Es hängt in natürlichen Dingen alles so nahe zusammen, daß, wenn man sich einmal eingelassen hat, man vom Strome immer weiter und weiter geführt wird. Wollen Ew. Durchlaucht die Gnade haben, mir auf einige Zeit den Wolfsschädel von dem Skelett, das in Ihro Kunstkammer steht, zukommen zu lassen, so würde ich es mit unterthänigstem Danke erkennen und die Zeichnung desselben sobald als möglich für meine Sammlung besorgen und das Original zurücksenden."

Auch im Jahre 1788 finden wir beide noch mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt und Goethe schreibt an den Herzog: „Wenn die Muskellehre in Jena durchgearbeitet ist, wünsche ich nichts so sehr, als auf dem Friedensteine unter Ew. Durchlaucht Auspiciis und der Anleitung des Herrn Döll die Natur und die Antike einmal wieder recht ernstlich anzusehen."

An Goethes literarischen Bestrebungen nahm Herzog Ernst auch den regsten Antheil. Als sich Goethe im Winter 1779 zu 80 mit der Geschichte des dreißigjährigen Krieges beschäftigte, um einen der Hauptheiden jener gewaltigen Zeitepoche, wie es später Schiller that, zum Mittelpunkt eines Dramas zu machen, übermittelte ihm der Herzog die Papiere aus dem Nachlasse des Herzogs Bernhard von Weimar aus dem Staatsarchive zu Gotha. Goethe dankte nach Empfang derselben und schrieb: „Der Antheil, den Ew. Durchlaucht an meiner Arbeit gnädigst nehmen wollen, macht mir sie doppelt werth, und ich wünschte auf die würdigste Weise dem Hause Sachsen, dem ich mich gewidmet habe, in einem seiner größten Männer meine Verehrung bezeugen zu können, ob ich gleich mir nicht mehr zutraue, als daß vielleicht meine Bemühungen einen andern, der diesem Geschäfte mehr

gewachsen ist, aufweckt und reizt. Erstatten mir Ew. Durchlaucht fernerhin guten Muth durch das unschätzbare Wohlwollen, dessen gnädige Zeichen und Ausdrücke ich auf das Dankbarste empfinde."

Auf das Urtheil des Herzogs hörte Goethe gern und las ihm deßhalb einige seiner ersten berühmt gewordenen Geistesprodukte vor und manche überließ er dem Herzog ganz. Von der „Iphigenie auf Tauris" in ihrer ersten prosaischen Gestalt verehrte er dem Herzog eine Abschrift, die noch in der herzoglichen Bibliothek zu Gotha aufbewahrt wird, und ebenda befindet sich auch der erste Entwurf von „Jery und Bätely".

Ein letztes Band endlich, welches den Fürsten mit dem Dichter verband, war die beiden inne wohnende Liebe zur Malerei, wie zur bildenden Kunst im allgemeinen. Goethe übersandte dem Herzog wiederholt Zeichnungen und Radirungen von seiner eigenen Hand, die ebenfalls die herzogliche Bibliothek noch bewahrt; eine davon trägt in des Altmeisters kräftigen Schriftzügen die Worte: „Das Werk tadelt den Meister!" Da Goethe des Herzogs gleiche Neigungen kannte und von ihm bei seiner Reise nach Italien verschiedene Empfehlungen an hochstehende Persönlichkeiten in Rom erhalten hatte, so konnte er wohl, des Verständnisses gewiß, von dort aus an den Herzog schreiben: „Da mir so manches Gute, wenn ich es recht betrachte, durch Ew. Durchlaucht Gnade zutheil wird, so wünschte ich nichts lebhafter als Höchstdieselben auch hier zu verehren. Ich zähle eine Wiedergeburt von dem Tage an, da ich Rom betrat; ich lebe eine neue Jugend, der ich mich immer mit den größten Freuden erinnern werde. Der Wunsch, dieses Glück mit denen zu theilen, an die mein Gemüth so sehr geheftet ist, wird fast täglich in mir lebhaft." Ja, auch mit Geldmitteln unterstützte der Herzog den Dichter. Einen Brief beginnt Goethe mit den Worten: „Den aufrichtigsten Dank für die gnädigen Merkmale Ihrer Gesinnungen! Es ruht ein großer Theil meines Glückes auf der Gnade, die mir Ew. Durchlaucht schenken. Ich habe mich nie auf den kleinen Handel verstanden, wodurch in der Welt soviel ausgerichtet wird, desto erfreuter und beschämter bin ich, wenn ich mich eines so großen Kapitals unverdienterweise versichert sehe. Für den ansehnlichen Beitrag zu Abbüßung meiner palermitanischen Sünden danke unterthänigst." Diesen Dank suchte Goethe aber nicht allein durch Worte, sondern auch durch Thaten zum Ausdruck zu bringen. Bald bot er dem Herzog schönen Marmor zum Bau eines Kamins brieflich an, bald hatte er ein schönes Gemälde oder eine seltene Gemme entdeckt, die er dem Herzog zum Ankauf vorschlug. Ueber einen solchen Vorschlag berichtet Goethe selbst: „Ich suchte eine Uebereinkunft zu vermitteln mit Herzog Ernst von Gotha. Dieser Kenner und Liebhaber alles Schönen und Merkwürdigen, reich genug, seine edle Neigung ungehindert zu befriedigen, war aufs höchste versucht, sich unsere Sammlung anzueignen; doch da ich zuletzt seine schwankenden Entschließungen zu Gunsten des Ankaufs entschieden glaubte, überraschte er mich mit einer Erklärung folgenden Inhalts: So lebhaft er auch den Besitz der vorliegenden, von ihm als köstlich anerkannten Gemmen wünsche, so hindere ihn doch daran, nicht etwa ein innerer Zweifel, sondern vielmehr ein äußerer Umstand; ihm sei

keine Freude, etwas für sich allein zu besitzen, er theile gern den Genuß mit anderen, der ihm aber sehr oft verkümmert werde. Es gebe Menschen, die ihre tiefblickende Kennerschaft dadurch zu beweisen suchen, daß sie an der Echtheit eines vorgelegten Kunstwerkes zu zweifeln scheinen und solche verdächtig machen. Um sich nun dergleichen nicht wiederholt auszusetzen, entsage er lieber dem wünschenswerthen Vergnügen."

Goethes Freunde wurden auch vom Herzog als solche betrachtet, und wer von Goethe dem Herzog empfohlen wurde, konnte der freundlichsten Aufnahme und der thatkräftigsten Unterstützung gewiß sein. So war der Herzog durch Goethe auch mit Merk bekannt geworden und stand mit ihm seit 1783 in lebhaftem Verkehr. Im Jahre 1785 machten beide gemeinschaftlich eine Reise nach Holland, welche einen fortdauernden Briefwechsel zur Folge hatte. Durch Goethe wurde dem Herzog auch der junge, talentvolle Maler Tischbein empfohlen, den dieser nun mehrere Jahre mit bedeutenden Geldmitteln unterstützte, so daß er sich in Rom zum tüchtigen Künstler ausbilden konnte.

Die Freundschaft zwischen Goethe und dem Herzog bestand bis zum Tode des letzteren im Jahre 1804, die Briefe Goethes aber und mit ihnen eine Fülle werthvollen Materials aus der letzten Zeit sind wohl verloren gegangen, denn der letzte der vorhandenen Briefe datirt aus dem Jahre 1788. Seinen letzten Besuch bei Herzog Ernst machte Goethe 1801, als er von einer Reise nach Göttingen nach Weimar zurückkehrte. Der Dichter berichtet darüber selbst: „Die Erinnerung früherer Zeiten, wo man in den achtziger Jahren in Gotha gleichfalls zusammen gewesen, sich mit poetischen Vorträgen, mit ästhetisch-literarischen Mittheilungen unterhalten, stach freilich sehr ab gegen den Augenblick, wo eine Hoffnung nach der anderen verschwand und man sich, wie bei einer Sündflut kaum auf den höchsten Gipfeln, so hier kaum in der Nähe erhabener Gönner und Freunde gesichert glaubte. Indessen fehlte es nicht an unterhaltender Heiterkeit. Meinen eintretenden Geburtstag wollte man mit gnädiger Aufmerksamkeit bei einem geschlossenen Mahle feiern. Schon an den gewöhnlichen Gängen sah man einigen Unterschied: beim Nachtisch aber trat nun die sämmtliche Livrée des Prinzen (das Mahl fand bei dem Prinzen August, des Herzogs Bruder, statt, aber der Herzog und sein Minister Frankenberg und Gattin waren zugegen) in stattlich gekleidetem Zuge herein, voran der Haushofmeister; dieser trug eine große, von bunten Wachsstöcken flammende Torte, deren ins Halbhundert sich belaufende Anzahl einander zu schmelzen und zu verzehren drohte, anstatt daß bei Kinderfeierlichkeiten der Art noch Raum genug für nächstfolgende Lebenskerzen übrig bleibt. Auch mag dies ein Beispiel sein, mit welcher anständigen Naivetät man schon seit so vielen Jahren einer wechselseitigen Neigung sich zu erfreuen gewußt, wo Scherz und Aufmerksamkeit, guter Humor und Gefälligkeit, geistreich und wohlwollend, das Leben durchaus zierlich durchzuführen sich gemeinsam beeiferten."

Der Tod Herzog Ernsts im Jahre 1804 wurde von Goethe tief betrauert; mit ihm schied ein Fürst, welcher das Wort zur That gemacht hatte:

„Es soll der Dichter mit dem König gehen,
Sie wohnen beide auf der Menschheit Höhen!"

Die Berliner Theater.

Irgend jemand hat einmal sehr treffend gesagt: Berlin besitzt die Modenzeitungen, Wien die Moden. Mit Bezug auf unser Thema möchten wir dieses Wort modifiziren, dahin: Berlin besitzt die Theater, Wien das Theaterpublikum.

Trotzdem die deutsche Reichshauptstadt zur Zeit ein Dutzend Theater, Wien dagegen nur fünf besitzt, welche ein ernsteres kritisches Interesse beanspruchen, so kann sie doch nicht in dem Sinne auf den Titel „Theaterstadt" Anspruch machen, wie er der schönen Vindabona lange Zeit hindurch, mit Recht und in eingeschränkterem Maße immerhin auch jetzt noch, beigelegt worden ist. Die Ursachen dieser Erscheinung liegen nicht allzu tief und sind nicht schwer zu begreifen; sie sind nicht zum kleinsten Theil auch in der Verschiedenheit der beiderseitigen Volkscharaktere zu suchen.

Der Wiener geht in das Theater mit der ausgesprochenen Absicht sich zu amüsiren, respektive zu genießen, der Berliner um zu kritisiren. Ist der Wiener bemüht, selbst einem ihm nicht zusagendem Stück respektive Aufführung einige gute Seiten abzugewinnen, und über die schlechten den Mantel der christlichen Nächstenliebe zu breiten, so liebt es der Berliner durch die scharfgeschliffene (meist nicht objektive) Brille der Kritik zu sehen und die etwaigen Schattenseiten unbarmherzig an das Tageslicht zu ziehen, während er die Vorzüge als etwas selbstverständliches hinnimmt. Am krassesten tritt diese Erscheinung bei irgend einer Première in einem der großen Theater zutage. Man kann an einem solchen Abend ohne Uebertreibung von einem Parterre von Rezensenten sprechen. Von den bekannten, tonangebenden Matadoren der Berufskritik, bis hinunter zur „höheren" Tochter, die auf die Leihbibliothek abonnirt ist, und durch ihre mit apodiktischer Gewißheit abgegebenen Urtheile ihre Umgebung in staunende Bewunderung versetzt, fühlt jeder und jede den Beruf in sich, zu Gericht zu sitzen über dem Geisteskinde des erbarmungswürdigen Autors. Und dieser Premièren-Gerichtshof ist stets aus denselben Elementen zusammen-

gesetzt, da es in gewissen Kreisen für einen Verstoß gegen den guten Ton gilt, an einem derartigen Theaterabend nicht „mit dabei" gewesen zu sein. Daß das Votum dieses Forums nicht immer maßgebend ist, beweist die Thatsache, daß so manches in der Première ganz oder theilweise abgelehnte Stück sich später als lebensfähig erwies.

Lassen wir nun die Berliner Theater kurz Revue passiren. Es kann nicht unsere Absicht sein, im engen Rahmen einer Skizze eine umfassende kritische Abhandlung der Thätigkeit und Bedeutung der einzelnen Bühnen zu geben; wir werden uns vielmehr nur darauf beschränken, ihre Stellung im Kunstleben der Stadt, wie ihr Repertoire zu charakterisiren. Obenan stehen, nicht nur dem Range, sondern auch ihrer thatsächlichen Bedeutung nach, die Königlichen Theater: die Oper und das Schauspiel. Es gehört seit Jahren zum guten Ton, über diese Bühnen, speziell über das Schauspiel abfällig zu urtheilen. Wir wollen die Berechtigung dieses Faktums nicht näher untersuchen. Thatsache ist, daß das Schauspielhaus nicht auf derjenigen künstlerischen Höhe steht, die es als erste deutsche Bühne einnehmen müßte. Viel ist über die maßgebenden Ursachen gesprochen und geschrieben worden; die einen suchten sie in der allzu engherzigen Begrenzung des Repertoirs, die anderen in der Unzulänglichkeit der darstellenden Kräfte, noch andere in der bureaukratischen Verwaltung. Wir glauben nicht fehl zu greifen, wenn wir diese Faktoren (wenn auch nicht in ihrer vollen Bedeutung) zusammengenommen für den Grund des Uebels ansehen. Derjenige, dem in allererster Reihe der Rückgang der Bühne aufgebürdet wurde, der Generalintendant Botho von Hülsen, ist todt; es muß abgewartet werden, ob sein Nachfolger, Graf Hochberg, mit mehr Glück und Geschick operiren wird. Man vergesse jedoch nicht, daß hier die Person, und wäre sie noch so befähigt, von noch so redlichem Streben beseelt, allein nichts, oder nur wenig thun kann; die Axt muß an die Wurzel des Uebels gelegt, es muß mit dem System gebrochen werden, das sich aus den Verhältnissen heraus entwickelt hat, das Herr von Hülsen nicht geschaffen, für das er aber den Namen hergeben mußte.

Trotz alledem stellt sich das Berliner Schauspielhaus noch immer als eine wahrhaft vornehme, hervorragende Bühne dar, die speziell im feineren Lustspiel mustergiltiges zu leisten imstande ist. Das Ensemble ist ein vortreffliches, wenn auch der Ruf nach größerer Regsamkeit, nach frischem Blut ein sehr berechtigter ist. Der Tod hat sich dem Institut bis in die neueste Zeit hinein sehr feindlich erwiesen, indem er es seiner Hauptstützen beraubte. Döring, Berndal, die unvergleichliche Frieb-Blumauer sanken ins Grab. Gelingt es jedoch für sie einen, wenn auch nicht vollgiltigen, so doch wenigstens würdigen Ersatz zu beschaffen, wird eine größere Liberalität in den Repertoirangelegenheiten eingeführt, wird man bei den Rollenbesetzungen nicht nur vorherrschend die Anciennetät im Auge behalten, sondern auch dem jungen Nachwuchs Gelegenheit zur Entfaltung seiner Kräfte geben, so wird sich, wir zweifeln nicht daran, das Schauspielhaus wieder jene dominirende Stellung im Theaterleben erringen, die ihm seinem Range, seinen glanzvollen Traditionen nach, gebührt.

Auch die Oper ist zur Zeit von ihrer einstigen, besser gesagt:

sonstigen Höhe um einen Schritt herabgestiegen. Jene hellleuchtenden Gesangssterne, die einst dieses Institut zu einer der ersten Opernbühnen Europas, zur unbestrittenen ersten Deutschlands machten, sind erloschen oder lassen ihr Licht wo anders leuchten. Die Lucca ist in Wien, die Mallinger pensionirt, die Brandt, die geniale Lea in Rubinsteins gewaltiger Oper „Die Makkabäer" in Amerika, nur noch zeitweilig die Berliner in Konzerten entzückend, die Lehmann, die sich erst in neuerer Zeit hervorragende künstlerische Geltung verschaffte, kontraktbrüchig geworden und ebenfalls meist im Lande der Yankees und der Dollars — so entbehrt der weibliche Personalbestand der Oper momentan einer hervorstechenden Kraft ersten Ranges. Gute, ja vorzügliche Gesangskünstlerinnen sind mehrere vorhanden, aber — kein „Star". Besser sieht es mit der männlichen Hälfte, die hier in Wahrheit die „stärkere" ist, aus. Da ist vor allem: Niemann, der vortrefflichste Wagnersänger, den die deutsche Bühne bisher gekannt. Es ist wahr, sein machtvolles Organ hat unter den Jahren etwas gelitten, aber das war es auch in seiner Vollkraft nicht, was ihn vor anderen auszeichnete. Es war und ist der Zauber seiner Persönlichkeit im Verein mit der gewaltigen, dramatischen Gestaltungskraft, die ihn vor allen anderen befähigt, statt der schablonenmäßigen Theaterhelden Gestalten von Fleisch und Blut zu schaffen. Noch heute findet er in seinem Rollenfach keinen Rivalen. Da ist ferner Betz, ein echter Sänger von Gottes Gnaden; Krolop, der ausgezeichnete Baß-Buffo; Ernst, der erst neuerdings als „Siegfried" die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Diese Künstler, im Verein mit den Primadonnen Frau von Voggenhuber, Sachse-Hofmeister und einer ganzen Reihe jüngerer, mehr oder weniger bedeutender Kräfte, bilden noch immer eine Truppe von hervorragender Bedeutung, können aber trotzdem den oben erwähnten Mangel nicht vergessen machen.

Das Ballet, welches zu Lebzeiten Taglionis Weltberühmtheit genoß, befindet sich seitdem in einem Zustande bedauernswerther Stagnation. Die wenigen Novitäten auf dem Gebiete der Choreographie konnten, mit Ausnahme der „Wiener Walzer", deren Einstudirung zudem noch der Balletmeister der Wiener Hofoper übernahm, nicht das Interesse des Publikums erwecken. Das Ballet bedarf dringend einer Regeneration, wenn es dem Range der königlichen Oper auch fernerhin entsprechen soll.

Jenes Theater, welches lange vor seiner definitiven Eröffnung bereits von sich sprechen machte, welches sowohl in organisatorischer, wie in künstlerischer Beziehung das deutsche Seitenstück zum Théâtre français werden, und eine neue Aera des Theaters inauguriren sollte: das „Deutsche Theater" ist jetzt in seine vierte Saison eingetreten. Es dürfte also wohl nicht verfrüht sein, zu konstatiren, in wie weit die Thatsachen jenen weitgehenden Versprechungen genügt haben. Leider haben sich diese letzteren nur als hochtrabende Reklamen erwiesen. Gewiß, es war ein schöner Gedanke: die ersten deutschen Schauspieler der Gegenwart societarisch verbunden, als Akteure nur im ganzen aufgehend, auf das Gewicht ihrer Größe verzichtend, nur das Bestreben im Auge habend sich dem gleichmäßig abgetönten Ensemble einzuordnen, im Repertoire an erster Stelle die großen Schöpfungen der Klassiker in würdiger Form, die hervorragendsten, zeitgenössischen Erschei-

nungen der Dichtkunst — wer hätte damals nicht dem Plan und seinen Vollstreckern bestes Gelingen gewünscht? Doch leider! Die „Unkenrufe" der hartgesottenen Pessimisten, denn auch solche gab es in dem Freudenchorus, behielten sehr bald recht. Schon in der ersten Saison trat Friedrich Haase, in der zweiten Ludwig Barnay aus der Societät; ihnen folgte später die ausgezeichnete Heroine Anna Haverland, deren Fach seitdem nicht wieder ausreichend besetzt worden ist. So besteht denn nur noch das Triumvirat: L'Arronge, Förster, Friedmann. Der Personalbestand der Bühne ist freilich von achtunggebietender Stärke, und weist einige hervorragende Künstler auf, unter denen Hedwig Niemann-Rabe am bekanntesten und bedeutendsten ist; aber neben dem Licht fehlt auch der starke Schatten nicht, so daß die erhofften Mustervorstellungen nur ein frommer Wunsch geblieben sind.

Auch betreffs des Repertoirs hat das „Deutsche Theater" nicht den gehegten Erwartungen entsprochen. Die Klassiker erfahren hier wie anderwärts eine unverdiente Zurücksetzung. „Romeo und Julia" und „Don Carlos" erfreuen sich der meisten Beachtung, weil in ihnen Joseph Kainz, der „Stern" des Deutschen Theaters, volle Häuser „macht". Was die Bühne sonst noch an klassischen Werken gebracht hat und bringt, ist kaum der Rede werth und ließe sich bequem auf einen Daumennagel verzeichnen. Blumenthal, Hugo Lubliner, L'Arronge, Paul Lindau, sind desto aufgeführter. Natürlich, die Herren sind zeitgenössische Dichter, wenn auch vielleicht ersteres mehr als letzteres, und man verstößt mit ihrer Berücksichtigung durchaus nicht gegen das ursprüngliche Programm. Aber noch andere haben vollberechtigten Anspruch auf diesen Titel. Da ist Ernst von Wildenbruch. Er hat, wie unpraktisch! ein neues Drama „Das neue Gebot" geschrieben. Die Hoftheater lehnten es ab, weil „Friede mit Rom!" auf der ganzen Linie angesagt, das „Neue Gebot" aber etwas sehr kulturkämpferisch angehaucht ist. Der Autor reichte es dem „Deutschen Theater" ein, es wurde — ebenfalls refüsirt. Weßhalb wohl? Auch aus Rücksicht auf Rom? Wohl kaum! Eher aus Rücksicht auf die Theaterkasse, deren Füllung den Herren Societären mehr am Herzen liegt, als die Hebung der deutschen Bühne. Sie haben sich bisher als eminent praktische Geschäftsleute erwiesen, denen aber wahrhaft ideale Bestrebungen fern liegen. Das „Deutsche Theater" ist gewiß eine über Mittelgut hinausragende Bühne; aber ebenso gewiß ist es nicht das, was es sein wollte und sollte, kein — deutsches Theater.

Das einst so hochrenommirte „Wallner Theater" hat unter der Direktion W. Hasemann einen neuen, wenn auch langsamen Aufschwung genommen, nachdem es in den letzten Jahren der Aegide Lebrun stark in Rückgang begriffen war. Allerdings, jene einstige vollkommen eigenartige Stellung unter den Berliner Musentempeln dürfte es wohl kaum wieder zurückerobern. Die Zeiten und die Menschen sind andere geworden. Jener gemüthvolle, unter Thränen lächelnde Humor der alten Berliner Possen findet in dem Berliner von heute kaum noch ein Echo. Die Spötteleien über die eigene Stadt, den „Majistrat" und seine Maßnahmen, die verblümten Anspielungen auf die politische Lage, welche Momente namentlich in den Couplets zum Ausdruck gelangten, sind heute ein überwundener Standpunkt. Berlin ist Welt-

stadt geworden; und man hat wohl für seine Verherrlichung ein Ohr, nicht aber für eine, wenn auch humoristische Herabsetzung. Das Wort „von den Vögeln, die ihr eigenes Nest beschmutzen", welches einst der verstorbene Abgeordnete Ludwig Löwe mit Bezug auf die Berliner gebrauchte, ist gegenstandslos geworden. Noch weniger ist man dem politischen Humor geneigt. Der wirthschaftliche Kampf ums Dasein, die soziale Frage, das dräuende Sozialistengesetz sind zu ernste Dinge um darüber lachen zu können. Andererseits wissen sich eigentlich nur noch die Extreme in Kunst und Literatur Geltung zu verschaffen. Dem Weltstädter, der sich aus dem kannegießernden Weißbierphilister der letztverflossenen Dezennien entwickelt hat, behagt nur noch scharfgepfefferte Kost.

Aber — wo sind auch jene einzigen Darsteller geblieben, welche früher das „Wallner Theater" zur Lieblingsbühne jedes Berliners machten? Wo jenes unvergleichliche Trio: Helmerding, Reusche, Neumann? Wo Anna Schramm und Ernestine Wegener? Die einen gestorben, die anderen verdorben. Nur Helmerding hat das beste Theil erwählt: er ist im Zenith seiner Beliebtheit von den Brettern, welche die Welt bedeuten, abgetreten und ehrsamer Hausbesitzer geworden.

Wie schon oben gesagt, macht der neue Leiter der Bühne die ehrlichsten Anstrengungen, derselben eine neue Blüte zu sichern. Er hat den Wienern ihren Felix Schweighofer für diese Saison absprenstig gemacht und die alten Possen zeitgemäß aufgefrischt. Leider fehlt dem Theater eine diesem ausgezeichneten Komiker ebenbürtige Soubrette. Es besitzt zwar mehrere jugendliche Aspirantinnen auf dieses Fach, aber keine von ihnen leistet ihm ausreichend Genüge. Alle haben sie etwas von dem Rüstzeug einer guten Soubrette, aber nicht eine alles.

Den Ruf, das relativ beste Ensemble unter den reichshauptstädtischen Bühnen zu besitzen, genießt, nicht mit Unrecht, das „Residenz Theater". Es vermittelt hauptsächlich die Bekanntschaft mit den Erzeugnissen der modernen dramatischen Literatur unserer westlichen Nachbaren. Dumas, Sardou, Augier, Goudinet und andere sind die Stützen des Repertoirs. Man hat es Herrn von Hülsen als ein Hauptverdienst angerechnet, daß er die seiner Obhut unterstellten Institute von diesen Arbeiten freizuhalten wußte. Man kann das immerhin mit Genugthuung registriren und es doch sympathisch begrüßen, wenn eine andere Bühne dieses Genre kultivirt. Der Widerspruch, der in dem Gesagten liegt, ist nur ein scheinbarer. Die Rücksichten, welche die erste deutsche Hofbühne nach innen und außen hin zu nehmen gezwungen ist, existiren für ein Privatunternehmen nicht. Es sind den französischen dramatischen Arbeiten, neben manchen, dem deutschen Nationalcharakter geradezu widerstrebenden Eigenheiten, unleugbare Vorzüge nachzurühmen. Sehen wir von der meist sehr lazen Moral, der häufigen Nichtachtung der feststehenden, dramatischen Gesetze, der oft auf ein Minimum beschränkten Handlung ab, so müssen wir andererseits die treffende Charakterzeichnung, die glänzende, von unseren heimischen Autoren trotz aller Nacheiferung noch nicht erreichte Dialogbildung, die starke Bühnenwirksamkeit anerkennen. Speziell im Lustspiel sind uns die Franzosen unleugbar „über". Man hat zum öfteren, in tugendhafter Aufwallung, von einer demoralisirenden Wir-

kung dieser Bühnenwerke gesprochen. Ihnen einen entscheidenden Einfluß auf die Sittenrichtung weiterer Kreise einräumen zu wollen, hieße ihre Bedeutung doch weit überschätzen. Die Gesellschaft wird durch unwandelbare, oft wohl, und zwar lange vorher, ehe die Franzosen den dramatisirten Ehebruch auf die Bühne brachten, übertretene, aber deßhalb nicht minder wirksame Sittengesetze regiert, und keinem Theaterdichter wird es jemals gelingen, sie ins Wanken zu bringen. Wir, und mit uns jeder Unbefangene betrachten jene Arbeiten lediglich vom literarischen Standpunkt, der uns hierbei der allein richtige dünkt.

Die Aufführungen sind meist vorzügliche. Die Darsteller wissen den leichten, eleganten Ton, der einzig zulässig ist, soll eine nachhaltige Wirkung erzielt werden, überaus glücklich zu treffen; das Ganze rollt sich in leichtflüssigem Tempo ab; die mise en scène zeugt stets, bis in die minutiösesten Einzelheiten hinein, von vollendetem, feinsinnigem Geschmack, so daß selbst minderwerthe Stücke ihres Erfolges sicher sind. Es weht von der Bühne stets jener undefinirbare, prickelnde Hautgoût, der sofort eine behagliche, genußfrohe Stimmung im Auditorium erzeugt, und es für das Gebotene doppelt empfänglich macht. Es ist das ureigene Verdienst des Direktor Anno, dieses Theater wieder beim Publikum rehabilitirt zu haben, nachdem es unter seinem Vorgänger, dem Nachfolger Emil Claars, stark in Mißkredit gekommen war. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß die französischen Autoren in Deutschland nirgend bessere Interpretation erfahren als am Berliner „Residenz-Theater".

Der rein sinnlichen Schauluft leistet das „Viktoria-Theater" im weitesten Maße Genüge. Schon vor zwei Jahrzehnten, unter Cerf, herrschte hier die Feerie, das prunkende Ausstattungsstück mit meist sinnloser Textunterlage. Sein Nachfolger: Emil Hahn, schritt auf diesem Wege fort. „Die sieben Raben", „Die schöne Melusine" und vor allem: „Die Reise um die Welt in achtzig Tagen" nach Jules Vernes gleichnamigem Roman, erzielten glänzende Erfolge. Aber den Gipfel in dieser Richtung erklomm der jetzige Direktor Scherenberg (Bruder des bekannten Dichters). Von Italien, dem klassischen Lande der Choreographie, kam ihm das Heil. Getanzte Philosophie! hieß das Schlagwort. In „Excelsior" versuchte Manzotti den Kampf des Lichtes mit der Finsterniß durch eine Armee trikotirter Balleteusenbeine zu exemplificiren. Da aber mit Recht angenommen wurde, daß dem „beschränkten Unterthanenverstande" der Berliner die Sache ziemlich „dunkel" bleiben würde, beschloß man, sie durch Verse Oskar Blumenthals in etwas aufzuhellen. Der Erfolg blieb nicht aus. Man war auf ein Jahr aller Repertoiresorgen ledig. Nach einigen minderwerthigen Werken, die alle mehr oder weniger in die Fußtapfen „Excelsiors" eintraten, ohne dieses jedoch zu erreichen, gelang es dem genialen Italiener es mit „Amor" zu übertrumpfen, dessen Première im vorigen Frühjahre in diesem Theater stattfand. Hier herrscht nur das Ballet mit jeglichem Ausschluß des gesungenen und gesprochenen Wortes. Eine fast sardanapalische Prachtentfaltung, das Aufgebot eines wahrhaften Heeres von Mitwirkenden, konnte das stark gesunkene Interesse für diese Art Schaustellungen noch einmal beleben. Damit dürfte es aber auch sein Bewenden haben und die Reaktion auf diesem Gebiet nicht mehr fern sein.

Auch die jüngste der Camönen, die leichtgeschürzte Operettenmuse, besitzt in der Reichshauptstadt zwei Tempel, in denen ihr eifrig geopfert wird. Da ist zuerst das „Neue Friedrich-Wilhelmstädtische Theater" in der Chausseestraße, welches lange Jahre hindurch im Hause des „Deutschen Theater" sein Heim hatte. Diese Bühne nimmt schon seit langer Zeit einen ersten Platz unter den Operettentheatern Deutschlands und Oesterreichs ein. Offenbach, Lecocq, Strauß, Suppé, Millöcker und andere haben sich von hier aus die Herzen und — Leierkasten der Berliner im Sturm erobert. Alle die weltbekannten „Treffer" dieser Meister haben hier unzählige, mustergiltige Aufführungen erlebt.

Ein „Ableger" dieser Bühne ist in der Wintersaison das „Belle-Alliance-Theater" vor dem Halleschen Thor, in welchem mit einem Theil des überaus zahlreichen Personals Aufführungen älterer Operetten, sowie Gastspielcyklen hervorragender Künstler stattfinden. Bis vor kurzem enthusiasmirte hier die Ninon de l'Enclos der Bretter: die ewig junge Geistinger, die heutige Generation ebenso wie einst die Väter.

Das zweite, respektive dritte Operettenheim ist das „Walhalla-Operetten-Theater", welches aus dem ehemaligen „Walhalla-Volkstheater" entstanden ist. Wo einst fesche Chansonetten mit wenig Stimme und viel Behagen die Ohren der Besucher auf deutsch, englisch, französisch und einigen anderen Idiomen maltraitirten, wo die Koriphäen der Gymnastik ihre haarsträubenden „Trics" mit und ohne Apparate ausführten, da erklingen heut die melodiösen, pikanten Rhythmen der Operette. Kommissionsrath Großkopf verpachtete, nachdem er die „höhere Richtung" eingeleitet, das Theater an den ehemaligen Direktor des „Karl Theater" in Wien, Steiner. Auch das „Walhalla-Operetten-Theater" hat bereits für die Bereicherung des Repertoirs der „Hofmusikanten" gesorgt. Der Annenwalzer aus „Nanon" von Genée, und das Ständchen: „Komm herab, o Madonna Theresa", aus „Don Cesar" von Dellinger haben eine Popularität erreicht, die jener des Millöckerschen: „Ach, ich hab sie ja nur auf die Schulter geküßt!" und des Suppéschen Fatinitzamarsches nur wenig nachgab.

Der Polykrates unter den Berliner Theaterdirektoren ist derjenige des „Central-Theaters": Adolf Ernst. Ein Opus mit weniger als hundert Aufführungen ist an dieser Stätte ein Unikum, das als ein Mißerfolg angesehen würde. Er ist sein eigener Regisseur, sein bester Darsteller und besitzt außerdem einen Kassirer, bei dem die Gefahr des Durchbrennens gleich Null ist: seine Gattin. Direktor Ernst läßt nichts außer dem Hause „arbeiten". Er hat seinen Hauspoeten, seinen Hauskomponisten; die Couplets und die Prologe zu den Jubiläumsaufführungen verfertigen ebenfalls Mitglieder seines Personals. Daß die sämmtlichen auf diese Weise zustande kommenden Bühnenerzeugnisse eine weitgehende Familienähnlichkeit an sich tragen, ist klar. Nach wirklich zündenden Witzen, wie sie in den alten Berliner Possen Schlag auf Schlag folgten, nach einer eigentlichen Handlung wird man vergebens suchen. Aber das thut nichts. Wo das gesprochene Wort nicht ausreicht, da stellt sich stets, als deus ex machina, das gesungene ein. Das Ensemble, an der Spitze der Direktor mit seiner kautschukartigen

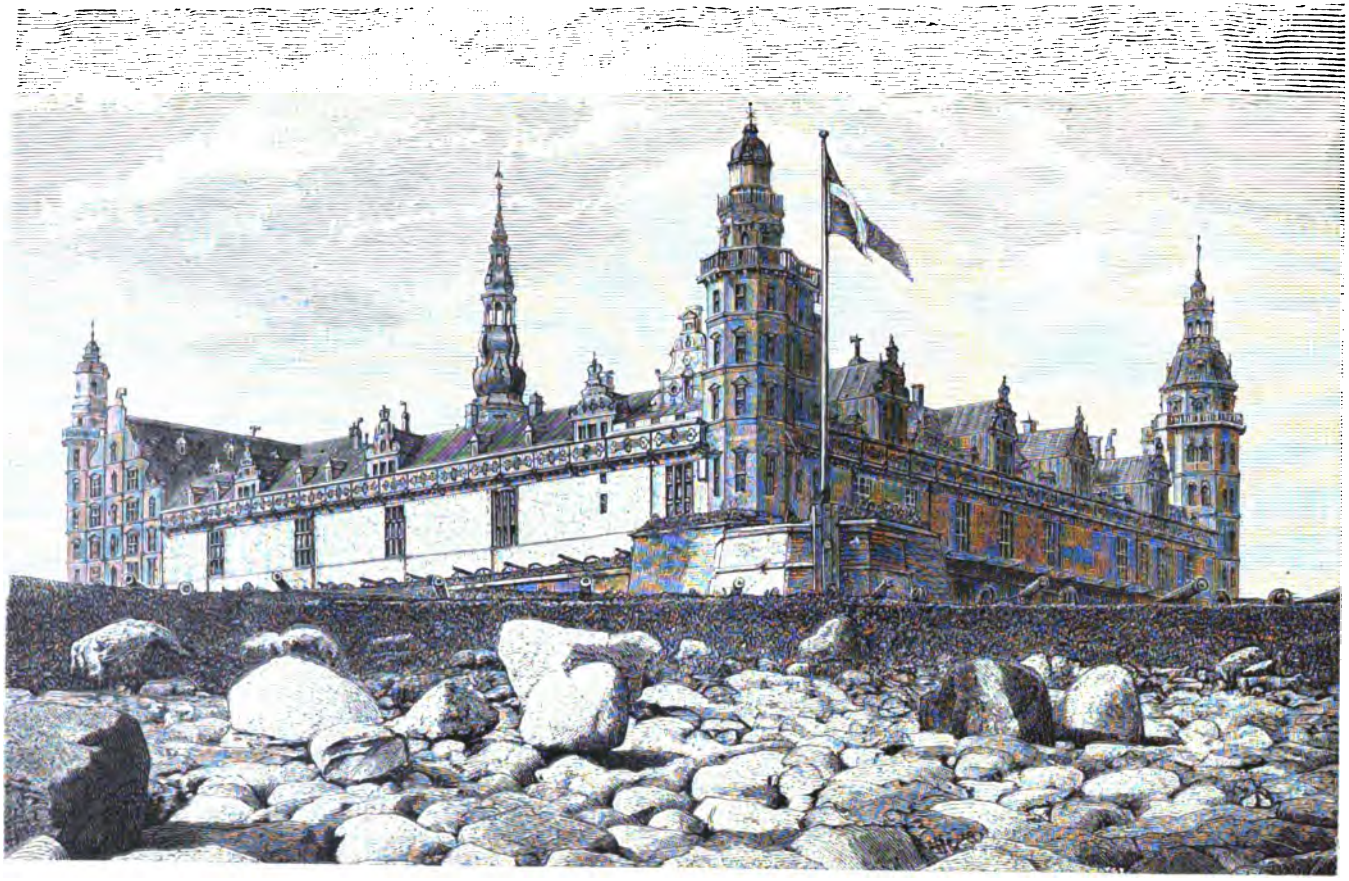
Beweglichkeit, zwei temperamentvolle, stimmgewaltige Soubretten, und ein treffliches Komikertrio ist ein brillantes, und läßt durch die Präzision der Darstellung die Mängel der Stücke übersehen. Nicht was hier gespielt, sondern wie es gespielt wird, ist die Hauptsache und hat die Volksthümlichkeit der Bühne begründet.

Das vielgeprüfte „Ostend-Theater", welches erst in jüngster Zeit der ehemalige Regisseur Kurz vom „Wallner-Theater" übernommen hat, fordert unter dieser energischen und verständigen Leitung das Interesse jedes Theaterfreundes heraus. Es entwickelt sich zu einer wahrhaft guten Volksbühne, wie sie in der Reichshauptstadt, in der es wohl stets genug Theater, selten aber, und dann nur periodisch, ein wirkliches Volkstheater gab, ein unleugbares Bedürfniß ist. Von dem Ernst seines Strebens möge die Thatsache Zeugniß ablegen, daß Wildenbruchs oben angeführtes Drama: „Das neue Gebot" hier über die Bretter gegangen ist, wie wir hinzufügen wollen, mit ausgezeichnetem ideellem und pekuniärem Erfolge.

Bei weitem der größte Bruchtheil dieser Theater indeß ist nur einem geringen Prozentsatz der Bevölkerung zugängig: Den „oberen Zehntausend", und dem sogenannten „gebildeten Mittelstand". Der breiten, großen Masse der „kleinen" Leute (nicht zu verwechseln mit dem Proletariat) sind sie ein verschlossenes Paradies, in welchem der Erzengel Michael am Kassenschalter sitzt und das feurige Schwert die Form eines prosaischen Preisverzeichnisses der verschiedenen Plätze angenommen hat.

Und doch ist gerade in diesen Volksschichten viel Empfänglichkeit zu finden für die darstellende Kunst. Die großen Theater wollen oder können ihnen nicht Genüge leisten. Da treten denn die Spezialitätentheater in die Bresche, von welchen Berlin circa ein halbes Dutzend aufweist. Hier wird das Dulce mit dem Utile verbunden, „Kunstgenüsse" mit solchen substantiellerer Art: Tabakrauchen, Bierkonsum ꝛc. Die Pflege und Entwickelung der körperlichen Kraft und Gewandtheit stand zu allen Zeiten in hohem Ansehen, wir erinnern nur an die olympischen Spiele der Griechen. Die moderne Gymnastik leistet geradezu vollendetes und niemand wird selbst in ihrer gewerbsmäßigen Ausübung etwas geschmackverletzendes finden. Aber geradezu verrohend wirken die halbverschleierten Zoten der Chansonetten, oder der Anblick eines weiblichen Herkules, der auf seinen Schultern nicht den Atlas, sondern einen eisernen Geldschrank(!) über die Bühne schleppt, oder die plumpen Exerzitien eines Rudels dressirter Borstenthiere. Hier könnte das Theater seinen idealen Beruf als Bildungsinstitut noch erfüllen. Es wäre eine Aufgabe des Schweißes der Edlen werth, den empfänglichen Sinn der breiten Massen für das Theater in die richtige Bahn zu lenken. Aber alle schönen Worte helfen hier nichts, nur die That allein. Man rede nicht immer von der Sittenverderbniß, der zunehmenden Verrohung des Volkes, wenn man derselben, von oben herab, indirekt Vorschub leistet. Der Sehende braucht keinen Führer, der Wissende keinen Lehrer; aber der Blinde und der Unwissende benöthigen sie.

Hermann Dupont.



Schloß Kronborg.

Kollegen.

Von Bernhard Hoff. Deutsch von Emil Jonas.

Ihre Gnaden die Frau Gräfin ließ ihr Buch liegen: das Werk des Monseigneur, des Erzbischofs, über den Benediktinerorden, und sie ging zum Fenster. Sie hielt die langen Spitzengardinen beiseite und sah in den Schloßhof hinab . . .

Dort gewahrte sie einen sonderlichen Kumpan, der die Harmonika spielte. Er streckte die Arme von sich und zog das Instrument weit aus, so daß jeder Ton einem langen Geheul glich. Und plötzlich machte er eine Grimasse, als er zu ihr emporschauend die Harmonika über den Kopf hielt und spielte.

Es wurde eine Münze in den Hof hinabgeworfen und er hinkte dorthin, um sie aufzunehmen.

Die Gräfin entfernte sich vom Fenster und schellte.

„Lassen Sie den Mann, der dort unten spielt, heraufkommen", sagte sie zu dem Diener, der steif in seiner dunklen Livrée an der Thür des Befehls harrte.

Der Diener blickte einen Augenblick Ihre Gnaden die Frau Gräfin erstaunt an.

„Führen Sie den Mann, der dort unten spielt, herauf", sagte sie wieder in demselben Ton.

Der Diener verbeugte sich. Man hörte gar nicht seine Schritte in dem hohen, stillen Zimmer.

Die Gräfin öffnet und schließt gedankenlos das Buch des Monseigneur über den Benediktinerorden, während sie wartet.

Der Diener kehrt zurück und bleibt an der Thür stehen.

„Hier herein, Eure Gnaden?" sagt er mit einem kleinen Nachdruck auf die Worte.

„Ja — Henri."

Der Kammerdiener erhebt wieder die Portière und schiebt halbwegs die Person durch die Thür herein. Und er entfernt sich, nachdem er einen Moment von Ihrer Gnaden auf den Landstreicher geblickt hat, und läßt die Portière fallen. Die Gräfin hat sich erhoben. Sie sieht den Spielmann an, der sich verlegen krümmt und durch seine Hände in einen durchlöcherten Hut schaut. Das rothe und aufgedunsene Gesicht hat er gegen das Licht gewendet.

„Kennen Sie mich nicht, Fillis?"

Der Spielmann starrte sie an.

„Sie spielen doch noch immer meinen Walzer."

Ueber das Gesicht des Clowns fährt eine Grimasse und er tritt einige Schritte vor: „Nein", sagt er; „ist das nicht — ist das nicht Miß Wanda?"

„Ja — ich bin es."

Sie standen einen Augenblick schweigend in dem hohen, stillen

Salon. Fillis überlief alles in demselben mit einem langen und schnellen Blick. In dem Halbdunkel, das hier herrschte, sah man die strahlende Pracht der eingelegten Möbel und die kostbaren Rahmen der Gemälde an den großen Wänden.

„Ja, ich bin es", wiederholt Ihre Gnaden noch einmal. Es klang, als ob sie die Worte aus der Tiefe hervorgeholt hätte.

Fillis beginnt in klagenden und endlosen Worten vertrunkener Menschen eine lange Erzählung. Ein Pferd hatte ihn während der „Arbeit" geschlagen, in die Hüfte — ein Springpferd . . . Und was bleibt einem einsamen Manne, der ohne Kinder dasteht übrig, besonders wenn er nicht länger im Troß seiner Truppe bleiben kann — was thut ein hinkender Mann — ach, das ist gar schlimm . . .

Sie hört nur halb die Erzählung über dieses Elend. Wie er Clown wurde — dummer Peter — aber man acceptirt keinen hinkenden Mann in den großen Orten — und er mußte hinter der „Linie" arbeiten; anfangs ging es von Stadt zu Stadt und dann von Dorf zu Dorf . . . Aber der Cirkus nahm ein Ende. Denn der Direktor hatte lange Finger gemacht . . . er hatte ja seine harte Noth, der Arme und sah die Thiere leiden sowohl an Hunger wie an Kälte . . . Und da hatte er eines Nachts — das trockene Brod — für die Thiere gestohlen — und da ergriffen sie ihn, und wie behandeln sie — der Bürgermeister und die Polizei — eine solche Truppe — solche Reisenden? Sie hört es kaum, diese Erzählung von Elend und Noth, die der Clown klagend vorbringt, oder sie hört sie, während sie vor sich in den großen Salon hineinstarrt, wie ein fernes und wunderbares Accompagnement zu ihrem eigenen Leben, dessen Bild er, der Clown, hervorgerufen hat.

Ihres Lebens — so glücklich.

Damals, als alles Freiheit und Anstrengung und verwegenes Spiel mit den Gliedern und Leben und Jubel war . . . wenn Miß Wanda in der Manege durch die brennenden Reifen sprang — lang flatterte das schöne Haar durch die Reifen — sie band es nicht in ein Stahlnetz auf — und wie ein einziger Sturm ertönte der fanatische Jubel in ihr Ohr — und sie schrieen, Männer und Frauen — und sie sah nur unter sich den schaukelnden Rücken ihres Pferdes — und sie schrie, wie sie . . . Die Gräfin seufzt und hört aufs neue Fillis' Erzählung, die mit langen Umschreibungen jammernd hervorgebracht wird.

„Und dann bildeten wir „Arena" — und was man außerhalb der „Schnur"*) giebt — — o, es gehen viele Groschen auf einen Thaler."

Aber die Gräfin hört nicht; sie verfolgt ihre eigenen Gedanken. Er, ihr Mann, war ihr von Stadt zu Stadt gefolgt . . . Er bat und beschwor und flehte nicht, wie die anderen . . . aber er bot ihr seine Hand an . . . Und als sie bei Ciniselli in Petersburg arbeitete und der kleine französische Attaché, sein Landsmann, eines Abends sich unter den Sitz ihres Wagens verborgen hatte — und emporsprang — und

*) „Außerhalb der Schnur": Auf den Märkten ist eine Schnur um die Kunstarena gezogen und hier sammelt man mit dem Teller ein.

sie beleidigen wollte — tödtete er den kleinen Attaché — tödtete ihn in einem Duell draußen auf der Insel eines Morgens, dessen sie sich so gut erinnerte . . .

Und dann — wurde sie seine Gattin . . .

War es wirklich schon zehn Jahre her? Wenn die Zeit so schnell vergeht, weiß man nicht, ob es ein Jahr oder eine Ewigkeit ist. Sie waren fast heimlich in einer kleinen Kapelle — in Gegenwart zweier Zeugen getraut worden. Der Geistliche las den langen Namen ihres Gatten . . . und sie flüsterte ihr „Ja" und fror in ihrer mit Spitzen bedeckten Robe . . . Und sie speisten zusammen einsam mit den zwei alten Zeugen, sie nannten sie: „Frau Gräfin" und dann tranken sie auf ihr Glück — während sie kämpfte, um nicht weinen zu müssen . . .

Und sie reisten heim nach seinem Schloß — im Thal zwischen den Jurabergen — dem alten Schloß aus den Kreuzzügen, das sein Stolz war . . . die Zimmer waren feierlich wie Kirchen, und der geringste Laut gab Echo in den unendlich langen Gängen mit ihren gewölbten Decken. Die alten Ahnen waren in Panzer und Platten und starrten mit ihren todten Augen auf sie herab. Des Nachts schlief sie nicht und die Tage entschwanden beschäftigungslos und schleichend in dem fremden Haus.

Sie reisten nach der Schweiz — nach einer lichten Villa an einem blauen See . . .

Ja — ihr Mann hatte sie wirklich geliebt: Stunde auf Stunde saß er dort als ihr Lehrer und unterrichtete sie geduldig in allen den fremden Dingen, die sie wissen mußte . . . Und sie lernte willig und still . . . alles leicht auffassend, aber ohne Interesse — ein Echo von ihm. Dann war er ermüdet und räumte seinen Platz Lehrern ein, die die Gräfin während langer Stunden unterrichteten . . . Sie lernte Geschichte — mit den klingenden Namen der Könige — und Geographie — die Höhen der Berge und die Läufe der Flüsse — und zu schreiben mit großen, regelrechten Buchstaben, kalte und richtige Worte. Mitunter fiel sie zusammen, sie vergaß ihren Lehrer und blickte hinaus über den blauen See auf die schönen Berge. Der Lehrer wartete ehrfurchtsvoll und störte sie nicht.

Aber plötzlich seufzte sie und wandte wieder ihren schönen Kopf dem Gesicht des alten Professors zu und sagte mit müder Stimme: „Es war Philipp II., Monsieur, der Frieden mit Frankreich schloß." Ihr Mann war gut gegen sie — liebevoll — fast wie ein Vater . . . und wenn er sich enttäuscht fühlte, so verbarg er seine Enttäuschung.

Sie reisten nach Paris. Ihr Mann hatte gekämpft, um sich eine Stellung zu erwerben — um sie zwischen diese Menschen „einzuschmuggeln", die ihr so gleichgiltig waren . . . Und stets tadellos, immer auf sich selbst achtend, verbrachte sie ihr Leben . . . Sie war bereits in den Comités der Wohlthätigkeitsgesellschaften acceptirt, und in langen Sitzungen hörte sie alte Damen von der bußfertigen Errettung „gefallener Frauen" sprechen . . .

Und Monseigneur der Erzbischof hatte zweimal an ihrem Tisch gegessen. Die Gräfin seufzte noch einmal und drückte die Hand gegen die Brust. — — —

Fillis hat längst zu sprechen aufgehört und es herrscht Schweigen im Salon.

„Nein", sagt er und spricht nun zum ersten Mal mit seiner Stimme aus alter Zeit, „das waren andere Tage, als man „Entree" zu Miß Wandas „brennenden Reifen" machte."

„Ja", sagte die Gräfin, indem sie beim Hören dieser Stimme leicht zusammenfährt, „ja — es waren andere Tage." Sie wendet sich ab und nimmt einige Banknoten aus einem Schrein auf dem Tisch: „Da!" sagt sie und Fillis ergreift die Noten und küßt ihre Hand.

— — Der Clown hat sich entfernt.

Der Diener meldet mit gedämpfter und respektvoller Stimme:

„Frau Vicomtesse de Martel."

Die Gräfin beugte den Kopf: „Die Vicomtesse ist willkommen."

Und sie geht schnell zum Tisch und öffnet Monseigneurs Buch über den Benediktinerorden, bevor sie sich umwendet, um die Vicomtesse de Martel, die mit einer Wohlthätigkeitskollekte erscheint, zu empfangen . . .

Der Graf, ihr Gatte, tritt ein. Er soll zu einer Sitzung. Er verabschiedet sich von seiner Frau und küßt sie auf die Stirn.

„Ja, Madame", sagt die Gräfin, indem sie ihre Hand über die aufgeschlagenen Seiten des Werkes über die Benediktiner gleiten läßt, „Monseigneurs Entwickelungen haben mich sehr interessirt . . ."

Poetische Winkel in Rom vor dreißig Jahren.

Von **Anna Löhn-Siegel.**

Rom hat seine poetischen Winkel verloren, die vor einem Menschenalter, wie die Unterweltsblume Asphodelos, an zahlreichen versteckten und verödeten Orten zu finden waren. Die Künstler und Archäologen liebten sie, die päpstliche Regierung ignorirte sie, obgleich das bleiche Gespenst der Malariakrankheit oft aus ihnen emporstieg. Ein wackrer deutscher Maler, ein Kenner Roms, Weinhold mit Namen, in dessen köstlichem Skizzenbuch eine ganze Galerie solcher Winkel, mit scharfen Strichen hingeworfen, prangte, erzählte mir stets von neuentdeckten, an den entlegensten Stätten von ihm gefundenen. Er führte mich hin und sagte: „Diese versteckten, verkümmerten Plätzchen, von den Poesielosen verachtet, von dem Empfindungsarmen übersehen oder als unsauber geflohen, sind Perlen für den Maler."

Da stand zum Beispiel eine Pinie, von einem Stück verwilderten Garten umgeben. Einsam ragte ihre gewölbte Kuppel in die tiefblauen Lüfte, erhaben über Verwüstung und Verfall, denn zu ihren Füßen zerbröckelte ein crenelirtes Gemäuer, vielleicht aus der Zeit der wilden Barone, die den Rienzi stürzten. Ein scharfer Geruch drang aus dem hohen Pflanzengemenge hervor, das den wüsten Garten erfüllte. Ein wasserloser Brunnen, ehemals ein Sarkophag, lehnte sich an die Mauer und aus einer Spalte des Marmors quoll ein wilder Resedastrauch und ein Bouquet von rothem Löwenmaul hervor. Als ich zu der Stätte später einmal zurückkehrte, rieselte Wasser aus einem halb-

geborstenen Löwenrachen in den Sarkophag und machte das Haus des Todes zu einem Lebenspender in tödtlicher Hitze.

An einer andern winkligen Stelle, es war wohl hinter der Strozzistraße, erhob sich eine träumerische Palme, eine der wenigen Töchter des Orients, die hier Heimatrecht gewannen und kräftig gediehen. Eine Schlingpflanze wand sich gleich wie huldigend an der Königin hinauf, es war breitblätteriger Wein, der vorher einige unregelmäßig gefügte Stäbe überklettern mußte, um an einem halbverfallenen Häuschen eine Laube zu bilden. Er leistete alles mit Bereitwilligkeit und strebte sogar mit einer weitausgestreckten Ranke nach einer hohen Cypresse hinüber, deren dunkle Spitze nach der Sonne selbst zu zielen schien. Die Cypresse gestattete einer feuerfarbigen Kriechblume, ihren Stamm mit starken Tauen zu umwinden und oben angelangt ihr schwarzes Cypressenhaar mit brennendrothen Sträußen zu zieren. Das Weindach schmiegte sich an das halbeingesunkene Häuslein. Es stand schräg, der Einsturz drohte, aber es hatte ein herrliches Portal von Porphyr aus der Kaiserzeit, zwar im Bogen geborsten, aber mit schönen Reliefs kunstreich geschmückt. Unter dem Bogen kaiserlicher Zeitabkunft spielten Kinder, echte Putti, denn sie waren hemdlos. Ihre in der Sonne des Südens schön heranreifenden Körper könnten in jeder Himmelsglorie auf Madonnenbildern als Engel fliegen.

Ein anderer Winkel! Aus marmornem Tempelschutt ragte eine Säule halb hervor, man sagte: das Ueberbleibsel eines einst der Venus geweihten Götterhauses, andere Wissende behaupteten: nur eines Atriums von vornehmer römischer Wohnstätte. Hohe Halme der üppig wuchernden Canna spielten um den weißen Marmor und unter ihren Stengeln ruhte halb versteckt eine zerschlagene Amphora, eines jener riesengroßen, röthlichen Weingefäße, die noch heute im Gebrauch sind. Dieser Winkel lag in der Nähe der Porta Aurelia, jetzt S. Pancrazio. Frauen vom Lande, die aus der Stadt zurückkehrten, wo sie Einkäufe gemacht hatten, gingen oft vorüber, und wenn sie ermüdet waren, traten sie unter die hohen Cannastämme zur Seite des Wegs und die eine oder die andere stützte sich auf den Säulenstumpf. Das gab ein unvergleichliches Bild. Eine stolze Frauengestalt in malerischer Pose auf der gestürzten Säule ruhend. Schwarzes Ringelhaar flatterte um das bräunliche, edelgeschnittene Gesicht. Eine ihrer Begleiterinnen mit einer kupfernen Urne auf dem Kopf ließ sich langsam nieder, um auf dem ganz gebliebenen Theile der rothen, thönernen Amphora zu rasten. Ueber beiden Frauen spielten die breiten Schilfblätter der Canna leise im Windhauch.

Der ganze Schutthaufen sammt Säule und Amphora ist längst verschwunden und zierlich geglättet worden. Eine elegante Promenade ladet zum Lustwandeln ein, und seidene Schleppen rauschen und Fächer winken.

Noch ein Winkel aus vergangener Zeit! Ein Marienbild tief in alter heidnischer Mauer eingepfercht; man sagte, es sei eine Madonna der Bettler. Es dunkelt, der Abend bricht herein und ein Lämpchen ist angezündet worden zu Ehren der Gottesmutter, der Schützerin der Armen und Elenden. Matte Strahlen zucken hernieder aus der an-

tiken bronzenen Lampe und lassen den verödeten Winkel, überragt von der dunklen Mauer, noch schauerlicher erscheinen. Große Bruchstücke des Cyklopenwerkes sind herabgestürzt und dienen oft einer ganzen Gruppe von Bettlern zu Ruheplätzen, denn damals, d. h. vor dreißig Jahren, störte kein Polizist das Kommen und Gehen dieser Ausgestoßenen aus der Gesellschaft. Im Abenddunkel kniet einer von ihnen vor dem beleuchteten Madonnenbilde. Ein Spitzhut deckt sein Grauhaar, der zerfetzte Mantel ist malerisch um seine Schultern drapirt, auf der Brust trägt er das unvermeidliche Amulett. Der besitzlose Beter fürchtet nicht die einsame, unheimliche Winkelgegend. Er fleht ja zur Madonna um irdische Güter, weil er eben nichts hat, was raubenswerth ist, und wenn ein Schimmer aus der Lampe in sein Angesicht fällt, hält er's für ein gutes Zeichen und glaubt, die Gottesmutter werde seine Bitte erhören.

Wahrlich, in diesen Winkeln des alten Rom, im Gegensatze zu dem gegenwärtigen modernisirten, Paris und Berlin nachstrebenden, erschlossen sich unermeßliche Schätze für das künstlerische Auge und das poetisch gestimmte Gemüth. Aber sie mußten dem aufräumenden Zeitgeiste, den Rücksichten auf Ordnung, Luftverbesserung und Gesundheit, so wie auf das Emporblühen einer königlichen Residenz im neuen Stil unseres Jahrhunderts zum Opfer gebracht werden.

Schon nach fünfzehn Jahren erkannte ich die ewige Stadt kaum wieder und neuerdings stürzen selbst die alten Brücken unter dem Mauerbrecher der Neuzeit, und das Kapitol verliert seine Kirche vom „Himmelsaltar", auf welcher Stätte einst der Jupitertempel stand. Die Thermen des Diocletian sind verschwunden, auf der rasirten Stelle erheben sich Miethpaläste, während in unmittelbarster Nähe der Eisenbahnhof mit seinen großartigen, glasüberdachten Hallen sich ausbreitet, auf dessen fremde Architektur eine beim Bau aus tiefem Schutt ausgegrabene sitzende Minervenstatue von der Höhe ihres Postaments verwundert herabblickt. Man hatte ihr noch kein museisches Unterkommen verschaffen können und sie auf einen Erdwall gesetzt, der den Bahnhof an der Nordseite überragte. Aber für den Seher, d. h. für denjenigen, der künstlerisch sehen und historisch empfinden kann, versetzt die Anhäufung der ausgegrabenen Kunstwerke in prachtvollen Museumspalästen, systematisch und chronologisch geordnet, doch nicht die natürliche Gewalt eines Anblicks, den die Zeit selbst mit ihren geschichtlichen Konsequenzen schuf und in welchem sich dem sinnvollen Betrachter alle Kunst- und Kulturepochen, alle die mächtigen Wandlungen in der ewigen Stadt gleichsam verschwistert darstellten. Ringsum Zierlichkeit und Ordnung wirkt wie ein Anachronismus, und man sehnt sich nach den geschichtlichen Bruchstücken des alten Rom, die in jenen träumerischen Winkeln ein wenig beachtetes, aber zu dem Kolossalgemälde der alten Weltstadt gehörendes Dasein führten.

Ich war glücklich gewesen, denn in der Nähe des Kolosseums hatte ich wieder einen solchen gefunden, schattig, dumpfig, nicht anlockend auf den ersten Anblick. Moderduft stieg aus feuchtem Grunde empor, bemooste Treppenstufen führten hinab und ein Landhaus im Renaissancestil mit geschlossenen Läden und Thüren, von breiten Rissen durchfurcht, ließ die Phantasie auf Romane sinnen, die hier gespielt

haben konnten. Der dazu gehörige Porticus war eingestürzt, mehrere pflanzenüberwucherte Säulenkapitäle korinthischer Ordnung deckten den Boden. Sie sahen aus wie schmerzlich gebeugte Menschenhäupter, oder in der Arena gefallene Fechter, und nur ein üppig blühender Rosenstrauch lächelte freundlich in die Wildniß hinein und streute sammetne Blätter auf die gestürzte Säulenpracht.

Diesen „Winkel", der fern von Menschenpfaden lag, aber um so leichter räuberischem Gesindel als Schlupf dienen konnte, wollte ich zum zweiten Male am hellen Mittag aufsuchen, wo es mir am ungefährlichsten erschien. In deutscher Vertrauensseligkeit, die römische Aprilsonne werde mir ebenso wenig nachtheilig sein, als die heimatliche, machte ich mich gegen zwölf Uhr auf den Weg. Aber ich war unter den vielen staubigen Wegen, die vor dreißig Jahren jene noch wenig aufgedeckten und unausgeräumten Ruinengegenden durchzogen, auf einen falschen gerathen und mußte, nachdem ich vergeblich gesucht und geforscht, auch um der glühenden Sonnenhitze willen, in der Nähe des Konstantinbogens umkehren. Helios fernhintreffendes Geschoß drohte mir das Gehirn auszubrennen und ich eilte, einen Abhang, mit Akazienbäumen bestanden, zu erreichen, um mich in ihrem Schatten zu bergen. Angst vor dem colpo del sole (Hitzschlag) hatte mich erfaßt, ich legte mein leinenes Taschentuch auf die Stirn nnd setzte den Hut darüber, aber ich empfand keine Linderung. Destomehr beflügelte ich meine Schritte, um die Akazien zu gewinnen.

Aber als ich mich dem ersehnten Ziele näherte, erblickte ich mit Schrecken „den Schatten breit besessen", wie Antonio im Tasso sagt. Die kleinen Gallier, die damaligen Protektoren Roms, lagerten dort, die in der Nähe einen Exerzierplatz hatten. Sie sprangen nach abgehaltener Ruhepause gerade wieder auf und gehorchten dem Rufe der Offiziere, indem sie sich marschirend auf- und abschwenkten, hin und wieder liefen und die ganze Umgebung, auch den Abhang mit Akazien, in einen wirbelnden Staub versenkten. Unter den Käppis trugen sie weiße Tücher, die bei ihren Bewegungen flatterten und einen kühlenden Luftzug ums Haupt zu verbreiten hatten. Schrill tönte das gallische Kommandowort in die alte römische Ruinenwelt hinein, aber es gab kein unüberwindliches Kapitol mehr und kein der Juno geweihter Vogel weckte die politischen Schläfer des 19. Jahrhunderts.

Eine furchtbare Hitze lag brütend über der eingesunkenen Roma, selbst die zum Theil an afrikanische Sonne gewöhnten Krieger Napoleons III. wurden bald abkommandirt und marschirten heimwärts. Träge schleppten sich einige belastete Esel durch den Marmorbogen des edlen Kaisers Titus. Die Treiber vergaßen ihr krächzendes: „Aah! Aah!" den unlieblichen Ruf des Anspornens, die Zunge klebte ihnen wohl am Gaumen und statt den unvermeidlichen Stachelstock über das arme Thier zu schwingen, stützten sich die in der Grausamkeit selbst Ermatteten darauf und schlichen einer schattenspendenden Ruine zu, wo auch der gute Langohr ohne weitere Ermahnung stehen blieb. Blendendweiß wie Gips lag die Straße im grellen Sonnenscheine vor mir da und zwang mich die Augen von Zeit zu Zeit zu schließen, aber selbst dann sah ich ein grellweißes Band, das sich durch ein rothes Meer, mein erhitztes Blut, hinschlängelte. Wahrlich, es ging

niemand um diese Zeit spazieren, ich begegnete keinem einzigen Fremden oder Standesgenossen überhaupt. Die zählbaren Leute aus dem Volke, die in Berufsgeschäften genöthigt waren auszugehen, sahen mich verwundert an und eine abgehärtete alte Bettlerin, die ihren Posten auf dem Campo Vaccino in der Nähe des Tempels der Roma dennoch nicht verlassen wollte, rief mir Warnungsworte zu, denn der Colpo del sole treffe die Engländer weit empfindlicher, als die Einheimischen. Ich wurde nämlich durch ganz Italien für eine Engländerin angesehen, die Deutschinnen reisten damals noch nicht allein durch die klassische Halbinsel.

Gänzlich erschöpft, mit zitternden Knieen und von einem dumpfen Kopfschmerz geplagt, der mich an das traurige Vorspiel zu einem Nervenfieber erinnerte, das mich vor einigen Jahren befallen hatte, langte ich in der Casa Tarpea auf dem Kapitol bei dort wohnenden Freunden an, wo ich mich durch kühle Temperatur, Limonade und Ruhe zur Weiterwanderung in später Nachmittagsstunde stärkte.

Den letzten poetischen Winkel, der sich mir in der alten päpstlichen Roma erschloß, besuchte ich mit Maler Weinhold, der ihn zeichnen wollte. Er lag in einem Wein- und Artischockengarten, unter welchem ein Theil der später ausgegrabenen Ruinen der Kaiserpaläste sich barg. Ein altes halbeingesunkenes Nymphäum oder Badezelle, aus dessen geborstener Wölbung sich ein Feigenbaum herausschwang, wie ein Haarbusch auf hochbestirntem Haupte. Erhaben gearbeitete, durch Pflanzen-Ornamente verbundene Muscheln an Wänden und Pfosten bezeichneten die Bestimmungen des kleinen Gebäudes. Von wucherndem Kirschlorbeer umbuscht, lag seitwärts ein Stück cannelirte Säule und einige ionische Schnecken von einem zersplitterten Kapitäl. Reste einer Marmorstatue ragten hier und da aus Myrthengesträuch hervor, man fühlte Neigung, die zusammensetzende Hand daran zu legen. Als wir uns der tiefeinsamen Stätte näherten, gewahrten wir zwei auf dem Säulenstrunk sitzende Franziskanermönche, die sich durch unsere Ankunft nicht stören ließen. Sie hatten Pflanzen gesammelt und sortirten sie. Wir waren ihnen dankbar, daß sie sich nicht von der Stelle bewegten, denn ihre Gegenwart erhöhte den plastischen Reiz des poetischen Winkels, der im Skizzenbuch des Malers nicht minder festgebannt wurde, als in meinen Erinnerungstafeln an Rom vor dreißig Jahren.

Wiener Brief.

Wien, 5. Januar.

Voß, glaube ich, ist es gewesen, von dem das hübsche Sylvesterlied stammt, dessen Eingangsstrophe, wenn ich mich recht erinnere, lautet: „Das Jahr ist hingeschwunden wie Schaum im wilden Bach, denkt seiner heiteren Stunden, denkt seiner trüben nach.“ Der Mann würde allerdings jetzt nicht mehr à la hauteur der Situation stehen; für die realistische Strömung der Gegenwart giebt es keine Vergangenheit, über die man nachdenkt, sondern höchstens die aktuelle Zeit und allenfalls noch die Zukunft. Auch wir wollen der Strömung des Tages so weit Rechnung tragen, daß wir vom alten Jahre gar nicht mehr reden

und Ihnen nur von dem erzählen, was sich, seit wir 1887 schreiben, in unserer Residenz zuträgt oder in derselben zu sehen ist. Da Ausstellungen genau so wie im Vorjahre zu den Modesachen gehören, so erwähnen wir vor allem zweier Expositionen, welche schon deßhalb genannt zu werden verdienen, weil sie anders sind, wie die Mehrzahl jener mehr oder minder geschmackvoll gearbeiteten und ausgestellten Dinge, die uns in den Expositionen gewöhnlich geboten werden. Wir meinen die unter dem Protektorate des Grafen Eugen Zichy stehende Haus-Webe-Industrieausstellung von Békés-Csaba und die serbische Haus-Industrieausstellung. In ersterer finden wir auf Tischläufern, Teppichen, Servietten, Bettdecken und Schürzen in geschmackvollster Ausstattung eine Menge altungarischer Muster, welche Dank der Mühe und Sorgfalt Frau Helene v. Bartóky's der Vertreterin der Békés-Csabaer Hausindustrie auf solche Weise erhalten und erneut werden. Abgesehen davon, daß all diese Dinge, welche uns hier in Wien zum ersten Male in einer wohlgeordneten Massenausstellung geboten sind, durchaus originell und preiswürdig, erfreuen sie das Auge noch mehr, wenn man erfährt, daß durch deren Erzeugung der Armuth in den untersten Volksschichten wesentlich abgeholfen wird. Während noch vor wenigen Jahren durch den Mangel an richtigen Webstühlen die praktische Verwerthung dieser Arbeiten wesentlich zu leiden hatte, sind speziell in Békés-Csaba durch die Munifizenz der Kaiserin, welche den Arbeiterinnen eine entsprechende Anzahl von neuartigen großen Webstühlen schenkte, die Frauen und Mädchen in die Lage versetzt, nach Angabe der Inspektorin, der Frau von Bartóky alle möglichen kunstvollen Arbeiten in Wolle, Seide und Goldstoff zu machen, wie sich dieselben nicht eigenartiger und geschmackvoller denken lassen. Stammverwandt und doch ganz verschieden von dieser ungarischen Ausstellung ist die serbische, welche wir im anstoßenden Saale finden. In dieser sind es die Pirot-Teppiche, deren Grundfarbe zumeist türkisch roth ist, welche unsere Aufmerksamkeit fesseln; nächst diesen zwei serbische Frauenkostüme, das einer Bäuerin und jenes einer Städterin, letzteres Eigenthum der Gemalin des hiesigen serbischen Gesandten Frau von Bogisevics. Geschmackvoll sind auch die Jambismöbel, welche man mit serbischem, rothem golddurchwirktem Gobelinstoff überzogen. Eine der originellsten Nummern der Ausstellung ist ein Tischteppich aus serbisch-rumänisch-albanesischer Stickerei; Eigenthum der Frau Konsul von Stefani. Die Bauernhemden, Strümpfe und Handschuhe, welche hier das lebhafte Entzücken einer zufällig durchreisenden amerikanischen Familie wachriefen, sind jedenfalls höchst eigenartig und leisten an bunter Farbe das Unmögliche; wir bedauern übrigens jede Haut, welche mit diesen urwüchsigen Kleidungsstücken in Kontakt zu kommen Gelegenheit hat. Weniger merkwürdig fanden wir den Schmuck aus Gold- und Silberfiligran, der in Bosnien in ähnlicher Weise, aber sorgsamer gearbeitet wird, wie wir uns auf der letzten Triester Ausstellung zu überzeugen Gelegenheit hatten. Doch so gerne wir Ihnen noch mehr von der serbischen und ungarischen Hausindustrie erzählen würden, das Mahnwort des Redacteurs „nur kurz, nur kurz" drängt uns zur Eile und so thuen wir einen kühnen Sprung von den Ausstellungen zur dramatischen Kunst.

Freilich kann ich Ihnen diesmal von den Theatern nicht viel berichten, in der Oper hält sich Goldmarks „Merlin“ noch immer auf dem Repertoir, ebenso die Balletnovität „Ein Märchen in der Campagne“, im übrigen begnügt man sich mit Reprisen; nächstens werde ich hoffentlich in der Lage sein, Ihnen einige interessante Details über das idyllische Heim geben zu können, welches unsere allverehrte Diva Frau Pauline Lucca sich am Donaustrande gegründet hat. Direktor Wilbrandt hat mit seiner Bearbeitung des „Oedipus“ von Sophokles einen durchschlagenden Erfolg errungen und das Publikum that durch rauschenden Applaus dar, daß es trotz aller Vorliebe für das französische Ehebruchsdrama den Sinn für das Klassische doch noch nicht so ganz verloren hat, wie man dies oft genug behauptet. In den Vorstadttheatern regieren immer noch an der Wien und in der Josefstadt „Der Hofnarr“ und „Der Stabstrompeter“ und beide verdienen es im vollsten Maße das Scepter so lange schwingen zu dürfen. Im Karltheater fand die Operette „Josefine und ihre Schwestern“, eine Burleske nach Ferrier und Carré, recht freundliche Aufnahme, dürfte sich aber nicht allzulange als zugkräftig erweisen. Im Künstlerhause ist außer den gegenwärtig kleinen permanenten Ausstellungen und jener des Aquarellistenklubs, die internationale Ausstellung graphischer Künste, in der wir manches prächtige Blatt finden, so z. B. Arbeiten von Fischer, Onken, Sonnenleiter, Siegel und anderen. Der Kunstverein erzielt mit der König-Ludwig-Ausstellung noch immer einen vollen Saal. In der Tagesexposition verdient Erwähnung Bergers „Traum vom Jungbrunnen“, dann das ziemlich schauerliche Gemälde „Orpheus' Ermordung durch die Bacchantinnen“ von M. Lafon. Prinz Karneval verhält sich bis jetzt noch merkwürdig ruhig; fast hat es den Anschein als habe er nicht die rechte Freudigkeit, weil er weiß, daß seine Herrschaft nicht von langer Dauer sein wird. Blutige Mordthaten scheinen dieses Jahr nicht nur im Sensationsromane an der Tagesordnung, sondern auch im realen Leben; wenigstens haben wir in den paar Tagen des neuen Jahres bereits zwei zu verzeichnen, welche an haarsträubender Grausigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Natürlich war es der Liebeswahnsinn, welcher in beiden Fällen den handelnden Personen die mörderische Waffe in die Hand drückte; das eine Mal war es ein Revolver, mit dem der Mann sich und die Dame seines Herzens in ein besseres Jenseit beförderte, das andere Mal war es ein Küchenmesser; in diesen zweiten Falle jedoch hat der handelnde Othello es vorgezogen selbst unter den Lebenden zu verweilen. Liebeswahnsinn! Pleonasmus! Ist denn Liebe nicht schon Wahnsinn? Eine solche Liebe kann gewiß nur als eine Persiflage auf wahres Empfinden angesehen werden, leider aber in diesem Falle als eine Persiflage mit blutigem Ausgange.

Max v. Weißenthurn.

Nippsachen.

Die Gräfin von Meran. Die weitverbreitete und erst kürzlich in dem Buche „La Société de Vienne“ wiederholte Erzählung, daß die ehemalige Postmeisterstochter Anna Plochl, spätere Gräfin von Meran, ihren nachherigen Gemal, den Erzherzog Johann von Oesterreich, auf einer seiner Reisen als verkleideter Postillon gefahren habe, da gerade auf der Station ihres Vaters kein Postknecht anwesend ge-

wesen und der Erzherzog nicht habe warten wollen: diese vielseitig erzählte und geglaubte Geschichte ist jetzt endlich als in das Reich der Fabel gehörend nachgewiesen in der vor kurzem in Meran erschienenen kleinen Schrift „Das Schloß Schenna" von Dr. David R. v. Schönherr, in welcher über das erste Zusammentreffen der beiden nachher Vermälten Ausführliches berichtet wird, dem um so zuversichtlicher Glauben geschenkt werden kann, als dem Verfasser in seiner amtlichen Stellung in Innsbruck bisher nicht zugänglich gewesene Quellen zu Gebote standen. Nach dem dort Mitgetheilten verlief das erste Begegnen in der Hauptsache folgendermaßen: Bei einer Anwesenheit des Erzherzogs im August 1819 wurde ihm von Beamten und Bürgern aus dem gleichnamigen Marktflecken eine einfache ländliche Festlichkeit bereitet, indem ihm, als er von einem Ausfluge über den Topplitzsee zurückkehrte, von einer Anzahl junger Mädchen am Ufer des Sees Sträuße von Alpenblumen überreicht wurden. Unter diesen Beamten- und Bürgerstöchtern befand sich auch die 16jährige Tochter des Postmeisters in Aussee, Anna Plochl, welche durch ihre Schönheit und Anmuth die Aufmerksamkeit des damals im 37. Lebensjahre stehenden Prinzen erregte, welcher Eindruck wohl noch verstärkt wurde während des unmittelbar auf die Begegnung am See-Ufer in einem benachbarten Gasthause veranstalteten ländlichen Festes, auf welchem die Jugend sich mit Gesang und Tanz unterhielt und bei dem der Erzherzog zugegen war. Derselbe wiederholte im folgenden Jahre seinen Besuch in Aussee und verweilte dort mehrere Tage, während welcher er Gelegenheit hatte, die junge Postmeisterstochter, deren Mutter bereits verstorben war, als Verwalterin des Hauswesens ihres Vaters und als Pflegerin ihrer zahlreichen jüngeren Geschwister kennen zu lernen. Im Jahre 1822 bei einer abermaligen Anwesenheit in Aussee scheint der Erzherzog den Heiratsantrag gemacht zu haben, doch erst nach Jahren und nach Beseitigung mancher Hindernisse konnte im Jahre 1827 der Ehebund durch die priesterliche Einsegnung in der vom Erzherzog erbauten Hauskapelle des Brandhofes in Steiermark in aller Stille und in Gegenwart zweier Freunde als Zeugen geschlossen werden.

Der Löwe und das Einhorn im englischen Wappen. Die Schildhalter oder Supporters im königlichen Wappen von England sind bekanntlich ein Löwe und ein Einhorn. Der kleine Vers in den „Nursery Rimes" (Ammenreimen) muß Einen neugierig machen, wie diese beiden Thiere zusammengekommen sind, denn er deutet allem Anscheine nach in seiner Einfalt darauf hin, daß sie nicht immer so friedlich einander gegenüber standen, wie jetzt. Es heißt in diesem Verse:

„The lion and the unicorn were fighting for the crown,
The lion beat the unicorn up and down the town,
Some gave them white bread, some gave them brown,
Some gave them plumcake and sent them out of town."

(Der Löwe und das Einhorn fochten um die Krone, der Löwe trieb das Einhorn die Stadt auf und nieder. Einige gaben ihnen Weißbrod, andere Schwarzbrod, noch andere Pflaumenkuchen und schickten sie aus der Stadt.)

Zwei Einhörner waren nämlich die Supporters im alten Wappen von Schottland; das eine trug das königliche Banner, das andere das des St. Andreas. Unter Jacob I. erschien, nach der Vereinigung Schottlands mit England, das Einhorn zuerst im englischen Wappen und dem englischen Löwen gegenüber, und es hat seitdem seinen Standpunkt dort festgehalten trotz des obigen Zankes. Vor Jacob I. und zwar von Eduard III. an führten die Könige von England in ihrem Wappenschilde folgende Supporters: Eduard III. einen Löwen und einen Adler; Heinrich IV. eine weiße Antilope und einen weißen Schwan; Heinrich V. und Heinrich VI. einen Löwen und eine Antilope; Eduard IV. einen Löwen und einen schwarzen Ochsen; Eduard V. einen gelben und einen weißen Löwen; Richard III. einen gelben Löwen und einen weißen Eber; Heinrich VII. einen Löwen und ein rothen Drachen; Heinrich VIII. einen Löwen und ein silberfarbenes Windspiel, und Jacob I. endlich, wie gesagt, einen Löwen und ein Einhorn. Dr. A. B.

Welche Dichter sind es, die am meisten zum Komponiren anregen, welche Gedichte haben am öftesten den Vorzug gehabt, in Musik gesetzt zu werden? Auf diese Frage, wie auf manche andere, giebt Ernst Challiers mit großem Fleiße zusammengetragener „Großer Liederkatalog" Antwort. Hunderte von Liedern sind mehr als zehn Mal komponirt, 49 über zwanzig Mal, 41 über dreißig Mal 20 über

vierzig Mal. Das Gedicht „Der Du von dem Himmel bist" hat 50 Melodien erweckt, „Auf dem Teich, dem regungslosen" 54, „Ueber allen Gipfeln ist Ruh" 56, „Die linden Lüfte sind erwacht" 58, „Kennst Du das Land" 65, „O komm zu mir, wenn durch die Nacht" 67, „Ein Fichtenbaum steht einsam" 74, „Leise zieht durch mein Gemüth" 85, „Weil' auf mir, Du dunkles Auge" 109, aber sie alle läßt weit hinter sich das Heine'sche „Du bist wie eine Blume", denn dieses ist von 167 Komponisten in Musik gesetzt worden.

Die Negerrepublik Liberia. Oskar Lenz, der die österreichische Expedition nach dem Congo mitgemacht hat, veröffentlicht in der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient" Reisebriefe, deren erster aus Ango-Ango vom Oktober 1885 datirt ist. Er schildert darin zunächst die Reise nach dem Congo, auf welcher die Expedition nach Funchal (Madeira) nach neuntägiger Fahrt nach Monrovia, der Hauptstadt der Negerrepublik Liberia, gelangte. Er schreibt über dieses merkwürdige Gemeinwesen folgendes:

.... Bei meiner früheren Reise an dieser Küste, vor zehn Jahren, hatte ich Gelegenheit, in Freetown zu bleiben, und konnte nur die Ordnung und Strenge bewundern, die in englischen Kolonien herrscht; freilich werden die Schwarzen von den Engländern sehr protegirt und sind infolge dessen selbstbewußter, um einen sehr milden Ausdruck zu gebrauchen, als anderwärts.

Es ist dies in erster Linie dem Einfluß der philantropisch-pietistischen Richtung der englischen Missionäre zuzuschreiben, deren Prinzip „we are all brethren" in zu wörtlicher Bedeutung des Wortes in Anwendung kommt. Das Aergste in dieser Richtung findet man aber in Monrovia. Bekanntlich ist dieser Staat begründet worden aus befreiten nordamerikanischen Sklaven; die Leute in Liberia sind mit allen Einrichtungen der modernen Kultur versehen, sie haben Schulen, Universitäten, Parlament, vor allem auch Freimaurer-Orden, welch letztere ihnen besonders Spaß zu machen scheinen.

Dafür übertreffen diese „colored gentlemen" aber auch an Unverschämtheit gegenüber den Europäern alles bisher dagewesene. Wie dieser überschuldete Staat überhaupt noch länger in seiner Pseudo-Unabhängigkeit existiren soll, ist mir unbegreiflich. So viel ich weiß, läuft dieses Jahr die Frist ab, innerhalb welcher eine große, in England kontrahirte Anleihe zurückgezogen werden soll. Ich glaube nicht, daß man überhaupt in der Lage ist, die Zinsen zu zahlen. Früher haben sich die Vereinigten Staaten des Landes mehr angenommen, allerhand schlimme Erfahrungen, besonders finanzieller Natur, haben die Yankees vorsichtiger und kälter gegenüber dieser Muster-Republik gemacht.

Ob England den Willen und die Macht hat, sich Liberias anzunehmen, d. h. unter Protektorat zu stellen, und zu annektiren, weiß ich nicht; jedenfalls wird man es mit einer eben so arroganten als undankbaren Bevölkerung zu thun haben. Bei diesen ehemaligen Sklaven herrscht die Sklaverei natürlich noch, nur in anderer Form. Sie haben freie Arbeiter in ihren Kaffee-Plantagen, denen es aber schlechter geht, als wirklichen Sklaven.

Monrovia hat eine ganze Anzahl gar nicht häßlicher Häuser, die auch regelmäßig in sogenannte Straßen vertheilt sind. Eine solche Straße aber besteht aus unebenem, mit Gras und Busch bewachsenem Terrain, mit wasserhaltigen Löchern, in denen sich die Schweine wälzen, ohne einen ordentlichen Gehweg an den Seiten der Häuser. Die Ladies in Seidenkleidern und die Gentlemen, nach neuester Mode gekleidet, empfinden diesen Uebelstand nicht und halten ihre Bälle und Reunions ab, wie in Europa.

Dazu wird in Monrovia auch noch viel und verhältnißmäßig hoch gespielt. Kurz, der Liberianer hat dem Europäer nur abgeguckt, wie er sich räuspert und wie er spuckt; aber wie letzterer arbeiten muß, das ignorirt man vornehm. Und doch ist das Land eines von den besseren in Afrika, in dem durch Bodenkultur mehr zu gewinnen wäre, als irgend wo anders.

Der reichliche Regen, welcher in Liberia fällt, macht das Gebiet geeignet zur Erzeugung allerhand tropischer Produkte, die auf den europäischen Märkten Absatz finden, und zahlreiche eingeborene Arbeitskräfte sind hier zu finden. Denn hier wie überall in Afrika zwischen den Wendekreisen sind Europäer unter gar keinen Umständen als Arbeiter zu gebrauchen, und jeder Versuch, mittellose Arbeiter durch Ver-

sprechungen von Land in das tropische und subtropische Afrika zu locken, muß als gewissenlos bezeichnet werden.

Gegenwärtig produzirt und exportirt Liberia vorherrschend Kaffee, der zwar nicht zu den besseren Qualitäten gehört, immerhin aber in Europa gekauft wird, jedenfalls aber in viel größerer Menge angebaut werden und dem Volke eine bessere Einnahmequelle liefern könnte, als es gegenwärtig der Fall ist. Das Bestreben der Regierung, sich von allem Einfluß der Europäer möglichst zu emanzipiren, wie es sich beispielsweise in dem Gesetz zeigt, daß Nicht-Liberianer keinen Grundbesitz erwerben können, zeugt nur von Kurzsichtigkeit und Aufgeblasenheit.

Die Korruption in Liberia ist derart, daß sich das Land auf die Dauer finanziell doch nicht halten kann und irgend eine europäische Macht mit der Zeit hier doch bedeutenden Einfluß gewinnen wird.

Unser Bildertisch.

Waldmärchen.

(Mit Illustration.)

Wie ist es so still und lauschig hier
An dieser gründämmernden Halde;
Fern liegt die Welt vom schatt'gen Revier,
Weit draußen hinter dem Walde.

Es lauschen die Bäume, es lauscht das Reh,
Das sich naht dem einsamen Grunde,
Die Amsel schweigt, der Falk in der Höh'
Horcht erstaunt der lieblichen Kunde.

Da sitzt ein Kind an des Baches Rand,
So selig in trautester Stille,
Es singt ein Lied und flicht sich ein Band
Um der Blumen schimmernde Fülle.

Der Jägersmann auch, der heimwärts eilt,
Hält an und er lauscht dem Gesange,
Erschrocken steht er und horcht und weilt
Und er spähet vom felsigen Hange.

Das Lied gefällt dem murmelnden Bach,
Begleitet's mit hellem Gerieſel,
Die Wellen plaudern es lustig nach
Und umtanzen fröhlich die Kiesel.

„Das ist die Fee!" so flüstert er dann,
„Die Waldfrau, die zauberisch holde;
Wie Nebel wallt sie durch Busch und Tann'
Und sie trägt ein Krönlein von Golde.

Und wer sie hört, der hat auf der Stell'
Das Glück in der Liebe gefunden!"
Da schallt Gekicher, so menschlich hell:
Der Zauber ist jählings verschwunden!

Ludwig Soyaux.

Das Märchen von den Winterveilchen.

(Mit Illustration.)

Winter ist's und Schnee deckt die Gefilde,
Reif hängt silbern an den nackten Aesten,
Und die Menschen drängen sich zusammen
Um den Ofen, der die Wärme spendet.
Auch im Hause, wo schön Gretchen wohnte,
Sitzt man warm und spottet grimm'ger Kälte.
Und die Mutter — Gretchens zweite Mutter —
Spricht zur Tochter, der hochmüth'gen Hulda:
„Sieh, mein liebes Kind, wie drauß' es stürmet,
Das ist ein recht garstiger Dezember."
Doch die stolze Hulda spricht: „Mit Nichten!
Wenn ich heute mich im Tanze drehe,
Ist's wie Frühling mir, nur fehlen leider
Mir die Veilchen zu dem schönen Ballstrauß."
Höhnisch grinst die Mutter, während Gretchen
Abseits sitzt und Huldas Ballkleid rüstet,
Denn als Magd wird sie im Haus gehalten
Und gepeinigt als ein lästig Stiefkind.
Drauf die Mutter: „Ei, das trifft sich herrlich,

Gretchen schwärmt ja immer für die Waldluft,
Nun, so geh und hole Deiner Schwester
Aus dem Walde frische Veilchen. Eil Dich!"
Und mit rohem Lachen treibt die Böse
Das erschrock'ne Mädchen aus dem Hause,
Schließt die Thür und ruft: „Komm mir nicht wieder,
Wenn Dir nicht die Hand voll Veilchen strotzet."
Aber zu der Tochter spricht sie lachend:
„Nun, für heut soll sie dem jungen Martin,
Der zum Tanze Dich kommt abzuholen,
Nicht in die verliebten Augen stechen,
Das unleidlich weinerliche Zierding!"

Weinend geht das arme Ding zum Walde,
Der ihr Trost gewährt in seinem Schatten,
Wenn sie unterm Eichbaum träumend ruhte.
Funkelnd liegt der Schnee schwer auf den Aesten,
Auf die Erde wirft sie sich und schluchzet:
„Weh' mir Armen, die so ganz verlassen,
Mutter, nimm mich zu Dir in den Himmel."
Doch es rüttelt eine starke Hand sie:
Als sie aufblickt, sieht mit weißen Haaren,
Weißem Barte einen alten Mann sie,
Freundlich glänzen seine hellen Augen,
Und er spricht: „Wein' nicht, mein liebes Gretchen,
Kenn' Dich lang' und weiß auch, daß Du brav bist.
Sieh', ich bin der Winter, drum vertrau' mir,
Denn ich herrsch' allmächtig jetzt auf Erden;
Was bedrängt Dein Herz, sag' mir Dein Leid an!"
„Ach, Unmögliches, Herr, heischt die Mutter,
Veilchen soll ich jetzt im Winter holen." —
Doch der Alte lächelt: „Wart' ein Weilchen,
Gleich erblüh'n Dir die gewünschten Veilchen."
Und er hebt die Hand, ruft: „Vetter März, hör',
Sei mir für dies arme Kind gefällig,
Will Dir gerne diese That vergelten,
So zum Beispiel, wenn im März Du Schnee brauchst."
Da kommt's wieder wie ein frischer Lenzhauch:
„Vetter, gerne bin ich Dir gefällig!"
Drauf beginnt ringsum der Schnee zu thauen,
Bäume knospen, Gras grünt, Blumen blühen,
Unterm Strauche duften junge Veilchen.
„Schnell gepflückt und dann nach Hause, Gretchen!"
Sprachlos, Seligkeit in hellen Augen,
Einen Veilchenstrauß schnell pflückt das Mädchen,
Küßt dem Winter froh die kalten Hände,
Dankt ihm innig und eilt froh nach Hause.

Hochverwundert war die böse Mutter,
War die stolze Hulda, doch sie schalten:
„Wo nur pflücktest Du im Winter Veilchen?"
Und schön Gretchen mußte treu berichten.
„Ei, Du dummes Ding", rief keifend Hulda,
„Warum brachtest Du nicht mehr der Veilchen,
Die im Winter wahrlich sind ein Wunder?
Mutter, laß mich geh'n, ich hole mehr noch;
Nicht nur Veilchen, andre schöne Dinge
Wird der Winter mir gewiß verehren.
Her den Pelz, ich eile schnell zum Walde!"
Und sie geht voll gierigen Verlangens,
Kommt zum Walde auf verschneiten Wegen.

Ruft: „Herr Winter, heda, komm doch näher.“
Sieh, da steht der Alte: „Was denn giebt es,
Warum schreist Du so? Man ruft mich höflich.“
„Nun, seid nur nicht grob, Ihr alter Weißbart,
Habe keine Luft, hier lang' zu frieren,
Schenkt Ihr meiner dummen Schwester Veilchen,
Könnt Ihr mir —“ — „Schon gut! Ich will Dich wärmen.“
Und der Winter haucht sie markdurchschütternd
Eisig an, der Himmel wird ganz finster,
Schnee umringt das Mädchen, scharfe Winde
Blasen Frost ihr in die starren Glieder.
Gleich als ob der Winter sie verschlinge,
Hüllt sein Bart sie ein wie rief'ger Schneefall
Und begräbt sie in beschneiter Höhlung.

Aengstlich spürt die Mutter nach der Tochter,
Eilt zum Wald und heulend ruft sie: „Hulda!“
Heulend höhnend giebt der Sturm ihr Antwort.
Frosterstarrt flucht Gretchen sie und Winter,
Doch bald stirbt die Stimme in dem Schneesturm.

Also endeten die bösen Quäler,
Doch die Gute freute sich des Lebens,
Ward die Gattin ihres braven Martin,
Und der Winter galt ihr mehr als Lenzluft.

* * *

Also lautet unser altes Märchen.
Aber tief'rer Sinn giebt tief're Deutung:
Reinem Herzen, edlerem Gemüthe
Ist die Welt nie kalt! Im Winter blühen
Veilchen jedem, dessen Herz stets frisch bleibt.
Für die Poesie und die Empfindung
Giebt es kein Erstarren, keinen Winter,
Und sie pflückt die Blumen unterm Eise! F. H.

Schmetterlingstod.

(Mit Illustration.)

Im Lenz erwachen, sterben mit den Rosen;
Sich wiegen in der milden, reinen Frühlingsluft;
Auf kaum erschloss'nen Blüten schaukelnd kosen,
Berauschen selig sich an Licht und Blumenduft;
Im Glanz der Jugend scheiden aus dem Leben,
Und wie ein Hauch in ew'ge Räume schweben:
Das ist des Schmetterlings entzückend Lebensloos! —
Es gleicht der Sehnsucht, welche niemals endet,
Sich unbefriedigt von der Erde wendet,
Das Glück zu suchen in des Himmels Schoß.

Der Schmetterling ist wie ein Mädchenleben,
Das, seiner Jugend froh, an Freuden sich berauscht.
Was nur die Welt an Wonnen ihr kann geben,
Das hat die Schönheit für das Alter eingetauscht.
Auf Blumen bunter Lust wiegt sie die Glieder,
Die Flügel tragen leicht sie auf und nieder,
Sie ahnet nicht, wie schnell der Jugendtraum vergeht.
Da nahet ihr der Tod. Mit eis'gem Finger
Rührt er sie an, der grause Weltbezwinger,
Das Ende ist ein Grab und ein Gebet.

Frei nach A. de Lamartine.

Schloß Kronborg am Sund. (Mit Illustration). Am Sund, am schönen luftfrischen Oeresund, wo die kristallklaren Wogen der Ostsee sich mit denen des Kattegats mischen, erhebt sich an der engsten, gegen vier Kilometer breiten Stelle desselben, der freundlichen, im Geschwindschritt vorwärts schreitenden schwedischen Stapelstadt Helsingborg gegenüber, die Dänenveste Kronborg, ihrem Kleide nach ein Kämpe aus früherer Zeit, dem zwar das Alter die Spannkraft der Sehnen geraubt, der aber noch immer das Haupt hoch hält und wenigstens seine Invalidendienste treu verrichtet. Es war in der Zeit, als Schweden zuerst die jungen Kräfte probte und mit dem dänischen Nachbar in erbitterten Kampf gerieth, der damals noch zu Ungunsten Schwedens ausfiel. König Friedrich II. (1534—1588) mochte aber doch ahnen, daß mit jenem Kampfe um die Nordmarken seines Reiches ein Steinchen ins Rollen gerathen sei, der, wenn ihm nicht bei Zeiten Hindernisse entgegen gedämmt würden, allmählich zum Bergsturz werden könne. Da legte er der schmalsten Seefahrstraße an der Nordostküste Seelands, der grünen Gefionsinsel, eine für jene Zeit ganz respektable Fessel an. In holländischem Renaissancestil erwuchs 1574—85 das imposante, romantische „Schloß am Meer", Kronborg genannt, welches gegenüber den kriegerischen Zerstörungsmitteln jener Jahrhunderte wohl geeignet war, den Sund für eine feindliche Flotte zu sperren. Wie der Panzer erst zum Angriff reizt, so sollte auch die jungfräuliche Veste im nächsten Jahrhundert ihre Feuerprobe bestehen, indem die Schweden unter Karl X., Gustav, zwar auf der See von einer holländischen Flotte überwältigt, sie 1658 nebst der in ihrem Rücken liegenden Stadt Helsingör in Besitz nahmen. Doch kamen beide 1660 an Dänemark zurück. Eine weitere mehr romantische Episode erlebte das Schloß, als die unglückliche Königin Karoline Mathilde, die Gattin Christians VII. von Dänemark, sträflichen Umgangs mit dem königlichen Leibarzt und Konferenzrath Struensee angeklagt, am 17. Januar 1772 hier mit ihrer sechs Monate alten Tochter Luise Auguste internirt wurde und in strenger Haft blieb, bis sie nach der am 6. April 1772 erfolgten Scheidung von ihrem Gemal das Städtchen Celle in Hannover als Verbannungsort zugewiesen erhielt. Sonst knüpfen sich unseres Wissens keine Begebenheiten von besonderer geschichtlicher Bedeutung an das barocke Gemäuer von Kronborg; nur die Sage hat einzelne Kränze um dasselbe gewebt. Daß sein Name in der ganzen gebildeten Welt bekannt ist, verdankt es Shakespeare, der in seiner berühmten Tragödie den Geist von Hamlets Vater auf der Terrasse vor demselben erscheinen läßt. Ferner haust in den untersten Gewölben des Schlosses dänischer Sage nach der Schutzgeist des Landes. „Holger Danske", der zur Rettung desselben erscheinen soll, wenn das Vaterland in Gefahr ist. Kronborg dient jetzt als Kaserne, bewahrt daneben jedoch einen hübschen Schatz in seiner, in mehrere Säle und Zimmer vertheilten Gemäldegalerie und einer reichgeschmückten kleinen Kirche mit vielen altdeutschen Inschriften. Den größten Werth besitzt es jedoch für den Touristen als Aussichtspunkt — theils von der sogenannten Flaggenbatterie (auf unserem Bilde rechts), theils von dem südwestlichen Thurme mit seinem flachen Dache. Von wessen Auge da noch ein Weg zum Herzen geht und wer noch einige Empfindung hat für die Vermälung von Land und Wasser, der muß hier entzückt sein, wenn er hinausblickt auf die üppig grüne Strandlinie Dänemarks, nach der glitzernden Fläche des Meeres, auf dem hier schwankende Boote, dort schmucke Segler aller Nationen dahinschweben, und da wieder stolze Dampfer die anderen Wanderer der Meere überholen, während sie einen langen Streifen helleren Kielwassers hinter sich lassen.

Neueste Moden.

Nr. 1. Schürze für Kinder.

Man fertigt die Schürze aus écrufarbener Leinwand oder auch aus farbigem Stoff, Nansouk, feinem Percale ꝛc., an. Man benäht sie mit Soutasche oder bestickt dieselbe mit Kreuzstich, englischer oder französischer Stickerei. Am Rande bringt man eine Guipürespitze oder Häkelarbeit an.

Nr. 1. Schürze für Kinder.

Nr. 2. Visite.

Diese Visite ist aus geripptem (ungerissenem) Sammet angefertigt. Der Rücken derselben ist anliegend. Die an der Schulter etwas eingereihten Aermel sind in den Seitennähten des Rückens befestigt und haben einen Pelzbesatz. Das untere Vordertheil ist anliegend und reicht unten bis zum Rückentheil, vorn eine Spitze bildend. Ein zweites Vordertheil, welches mit Pelz besetzt und mit Perlenmotivs verziert ist, ist in der Schulter und Armnaht befestigt, und in Falten genommen an der Spitze des untern Theiles durch ein Perlenmotiv zusammengefaßt. Auf den unteren Vordertheilen ist ein Faltenlatz aus Perltüll angebracht, welcher ebenfalls bis zur Spitze reicht. Den unteren Rand der Mantille umgiebt eine Bällchenfranse. Der Stehkragen ist mit Pelz besetzt.

Nr. 3. Toque für Mädchen und junge Frauen.

Der aufgeschlagene Rand desselben ist mit einem Schrägstreifen aus Atlas-péliné bedeckt, welcher vorn in Bäusche gezogen ist. Der lose Kopf, aus demselben Stoff angefertigt, ist vorn hoch und bauschig und mit großen Schleifen und hochstehenden Enden aus Atlasband verziert.

Nr. 4. Mantelet aus Phantasiestoff.

Der Rock des Kleides ist vorn glatt und hat an den Seiten Falten. Die

Nr. 2. Visite.

darauffallende Schürze ist nach den Hüften in Falten genommen. Die Rückentheile haben einen Faltenpuff und sind an den Seiten zurückgeschlagen. Das Mantelet hat einen glatten Rücken und anliegende Vordertheile. Die den Rückennähten angefügten Aermel sind nach innen geschlagen, vorn ziemlich weit, und mit Pelz besetzt. Der Kragen ist von Pelz. Ein ebensolcher Besatz befindet sich am untern Rande des Mantelets. Toque von Filz mit Federn verziert.

Nr. 5. Jacket aus Plüsch.

Der erste Rock, worauf die Schürze aus gestreiftem Stoff fällt, ist aus glattem Wollenstoff hergestellt. Die Schürze ist auf der linken Seite in Falten genommen und hat auf der rechten Seite an der Hüfte einige Falten; unten bildet die

Schürze eine glatte Ecke. Die Rückentheile, ſowie die Schürze aus geſtreiftem Stoff fallen lang herab und bilden einen kleinen Puff. Das Jacket aus Plüſch iſt knapp anliegend und bedeckt die Hüften. Ein ſpitzzulaufender Pelzkragen iſt oben am Vordertheile angebracht, deſſen andere Spitze ſich darüber legt. In der Taille befinden ſich drei Metallknöpfe, welche den Schluß bewirken. Die langen Aermel ſind unten ziemlich weit und breit mit Pelz beſetzt. Der Toque iſt ebenfalls von Pelz angefertigt und mit Bandſchleifen und einer langen Feder geſchmückt. Kleiner Pelzmuff mit Quaſten und Schnuren.

Nr. 3. Toque für Mädchen und junge Frauen.

Nr. 6. Anzug für Knaben.

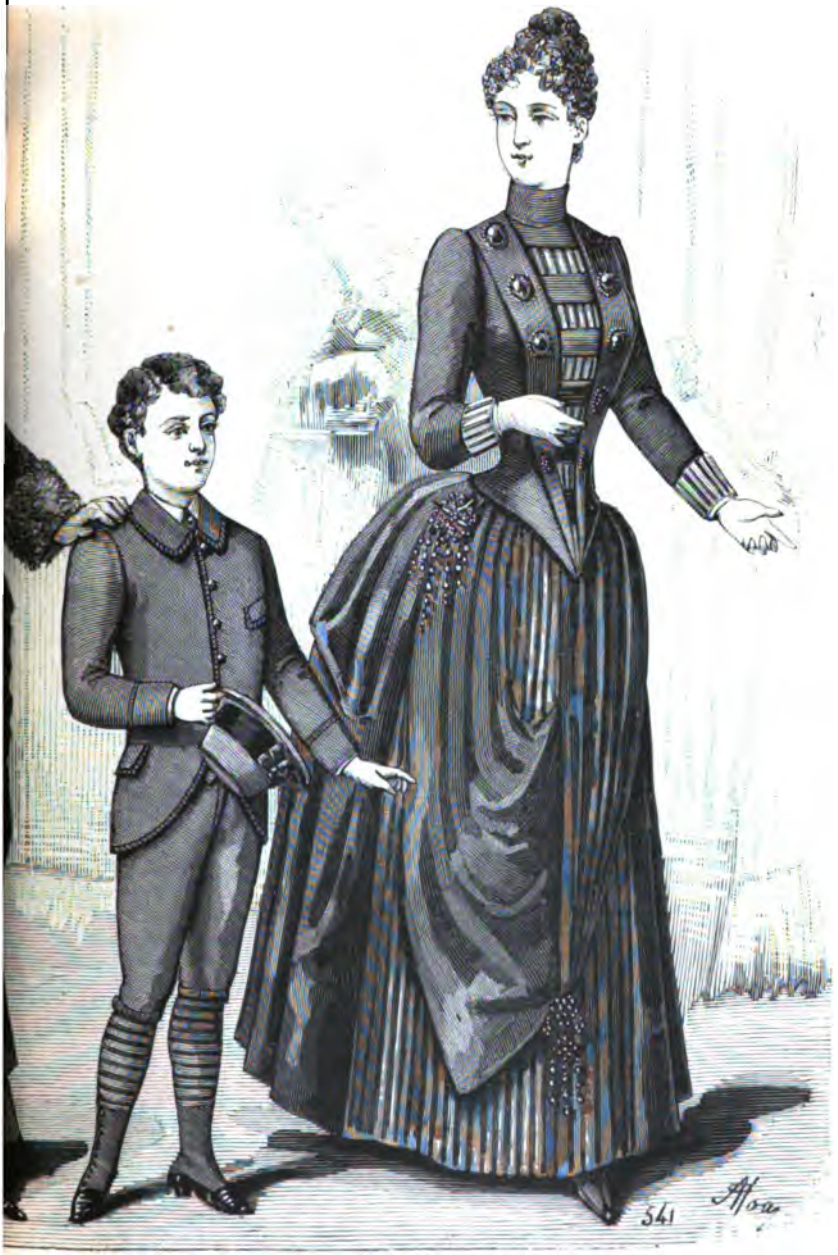
Das Jacket und die Beinkleider ſind aus Trikotſtoff hergeſtellt. Das Jacket iſt vorn durch Knöpfe geſchloſſen und unten abgerundet. An den Seiten befinden ſich Taſchen, welche, wie auch der Ueberſchlagkragen, mit ſchrägen Sammetſtreifen eingefaßt ſind. Die Aermel haben einen imitirten Aufſchlag. Die Weſte iſt lang und von gleichem Stoff wie die Beinkleider; dieſe ſchließen am Knie feſt an und haben dort gleichfalls eine Sammeteinfaſſung. Die Strümpfe ſind quer geſtreift und die Gamaſchen aus Trikot. Der Filzhut hat ein breites Band und eine Schnalle an der Seite.

Nr. 7. Anzug für Damen.

Derſelbe iſt aus Sammet und Bengaline angefertigt. Die Vordertheile des

Nr. 4. Mantelet aus Phantasiestoff.

Nr. 5. Jacket aus Plüsch



Nr. 6. Anzug für Knaben.

Nr. 7. Anzug für Damen.

Rockes von Bengaline sind glatt. Ein Schürzentheil aus Sammet ist in der Taille in Falten angesetzt, fällt bis ziemlich zum Rande des Rockes herab, bildet dort eine Spitze und wird von einer Perlenagraffe festgehalten. Von hier ab ist der Stoff in Falten genommen und wieder nach der Taille gehend daselbst befestigt, so daß oben

Nr. 8. Beinkleider für Mädchen.

ein Theil des untern Rockes sichtbar bleibt. Die Rückentheile von Sammet fallen bis zum Rande des Rockes glatt herab und bilden oben einen Puff. Die anliegende Schnebbentaille hat am Vordertheile einen Latzeinsatz von Bengaline und an beiden Seiten desselben glatt aufliegende, sich nach unten zuspitzende Streifen, welche

Nr. 9. Ueberkragen.

die über den Latz quer laufenden Patten decken. Auf diesem Streifen befinden sich große Metallknöpfe. Der Stehkragen ist wie die Taille und die Aermel von Sammet, letztere haben unten eine Verzierung von Bengaline. Unterhalb der Taille ist eine Perlenagraffe angebracht, welche die Schürzenfalten mit dem Puff verbindet.

Nr. 8. Beinkleider für Mädchen.

Die aus geblümtem Percal angefertigten Beinkleider sind sehr weit und bequem. Die Vordertheile sind zusammengenäht und oben eingereiht einem Bündchen angesetzt, welches an jeder Seite zwei und in der Mitte eine Oese hat, zum Befestigen an der Untertaille. Die ebenfalls zusammengenähten Rückentheile sind oben mit einem Zugstreifen versehen, wohindurch ein Band geleitet ist. Nur an beiden Seiten bleiben die Beinkleider offen und werden da mit einem Stoffstreifen eingefaßt. Unten sind dieselben eingereiht und mit einem gestickten Zwischensatz nebst einer gesäumten Falbel besetzt. An jeder Seite sind rothe Bandschleifen angebracht

Nr. 9. Ueberkragen.

Der Kragen ist aus Sammet angefertigt. Die Vordertheile und die Rückentheile sind anliegend. Die Aermel werden durch eine lange Chenillenfranse mit

Nr. 10 u. 11. Mantel für Mädchen von 3 bis 4 Jahren. (Vorder- und Rückansicht.)

Schmelzperlen gebildet. Vorn am Vordertheile und auf der Schulter befindet sich eine Passementerieverzierung mit Perlen und Schnuren. Die Ränder des Kragens und der Stehkragen sind mit Pelz besetzt. Ein abgesteppptes Seidenfutter vervollständigt denselben.

Nr. 10 u. 11. Mantel für Mädchen von 3 bis 4 Jahren. (Vorder- u. Rückansicht.)

Die Vordertheile des aus gräulich-blauem Wollenstoff angefertigten Mantels sind übereinandergehend und stehen unten offen. Der lang herabgehende Rücken ist glatt anliegend. Das in tiefen Falten angesetzte Rocktheil wird durch eine große Schleife mit Enden aus weißer und blauer Borde bedeckt, welche als Gürtel an der Seitennaht über der Tasche ihren Anfang nimmt. Die Enden der Schleife sind mit Passementbüscheln verziert Der Ueberschlagkragen, sowie die Vordertheile sind mit Borden besetzt.

Nr. 12. Wandtasche.

Diese Tasche ist aus festem Stoff angefertigt und mit eingereihter farbiger Seide bedeckt. Am Fuße der Tasche sind die Falten zusammengenommen und durch

große Perlen befestigt. Der obere Theil derselben wird aus gemustertem Stoff, Brocat ꝛc., hergestellt. Die eine Seite des Stoffes wird in Falten gefaßt und die andere oben über dem auf dem Stoff befestigten kleinen Spiegel ebenfalls in Falten

Nr. 12. Wandtasche.

gezogen und mit einem Schleifenbüschel bedeckt, welcher nach der andern Seite des Spiegels herabfällt. Die drei in Falten gehaltenen Bogen, welche den Rand der Tasche umgeben, sind von demselben Stoff und haben ebenfalls Fransenbesatz, wie das obere Theil. Der Rand der Tasche ist mit Goldschnure eingefaßt.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Lektüre.

۱۴۰۵

Fenella.

Eine italieniſche Idylle in Proſa von **Luigi**.

I.

Eine Straße in Florenz am Sommerabend — Florenz, das heitere, ſchöne, das moderne Athen; die Stadt der Freiheit; die Mutter des Genies; die Königin der Kunſt, der Poeſie und Liebe! Wer kann bei ihrer Ueberfülle an klaſſiſchen Erinnerungen wohl durch die gewundenen Straßen gehen oder an des Arno altehrwürdigen Ufern luſtwandeln, ohne der großen Vergangenheit der Stadt zu gedenken? Auf jedem Schritte mahnt irgend etwas an den Ruhm der alten Tage, an die Geſchichte der Großen, an die Heldenthaten der Todten. Welche Menge edler Namen leuchtet da vor dem geiſtigen Auge! Dante, Petrarca, Boccaccio, Villani, Galilei, Angelo, Brunelleschi, Giotto und Machiavelli ſind nur ein kleiner Theil derſelben. Wer erinnert ſich nicht jener glänzenden Epoche der berühmten Medici, der Welfen und Ghibellinen, der Bianchi und der Neri; der Geſchichte eines Giovanni Buondelmonte, oder der der Borgo Allegri, wie der alten Toscavelli; der Schickſale der ſchönen Eleonora, der Bianca Capella oder der ſtolzen Gualdrada? —

Die Sonne iſt ſchweigend verſunken.

Am Himmel leuchtet die roſenfarbene Glut einer italieniſchen Abendröthe — der Zeitraum zwiſchen Licht und Finſterniß — während deſſen die Natur ein Weilchen auszuruhen ſcheint, ehe ſie ſich in Schlaf lullt. Im Weſten, hinter dem Monte Oliveto, zittert die Pracht des Sonnenunterganges. Darunter liegt Florenz im Thale voller Lilien, gebadet in goldenem Dunſt, mit ſeinen Domen und Spitzen, ſeinen Minaretts und Thürmen, während der klaſſiſche Arno ſich hindurchwindet und dahinſchlängelt, wo die majeſtätiſchen Apenninen, übergoſſen von dem wechſelnden Lichte des Abendrothes, die vornehme Stadt umſchließen und ſich kühn zum klaren Himmel erheben.

In der Via di Guicciardini, nahe dem Hauſe, in welchem Machiavelli meiſtens lebte, hat ſich eine kleine Menſchenmenge angeſammelt; eine Florentiner Menge von älteren Männern und jungen Frauen, von jungen Leuten und Kindern voller Lebensluſt und Freude, die von

hellem etruskischem Lächeln strahlen. In ihrer Mitte, halb oben auf einer Freitreppe, steht eine jugendliche Sängerin. Sie hat eine weiche, mächtige Stimme, die kraftvollen frischen Töne eines italienischen Soprans in seiner ersten Blüte. Ihr schönes Gesicht scheint angehaucht von wärmeren Farben, während sie sich bemüht, den beifallspendenden Zuhörern unter ihr zu gefallen. Ihr aus Spitzen und Sammt bestehendes, freilich schon etwas altes und gebrauchtes Häubchen ist über die Schultern herabgefallen und hat eine goldene feine Masse krausen Haares enthüllt, das ihr liebliches, fast kindliches Gesicht mit blaugrauen Augen in breitem Strom umrahmt. Neben ihr steht ein Jüngling, an seinen Schultern hängt eine Guitarre, der er dann und wann einen begleitenden Akkord entlockt.

Voller Entzücken lauscht die Menge und giebt willig den rauschendsten Beifall zu erkennen. Die Sängerin scheint nimmer zu ermüden; ein Lied nach dem anderen schmettert sie mit gleicher Energie und Klangfülle hervor. Endlich verstummt sie, beugt sich mit graziösem Abschiedsgruße an die Menge zu dem jungen Mann an ihrer Seite und wandelt ruhig die Straße hinab, gefolgt von den Hurrahs und den Hochrufen der Menge.

„Elvino", begann da die kleine Sängerin zu ihrem Begleiter, „sahst Du nicht den großen Herrn mit der Brille unter den Leuten, der mich immer beobachtete? Es mußte wohl ein Fremder sein; ich hab' ihn vorher nie gesehen. Und wie aufmerksam er zuhörte!"

„Ja, gewiß, Fenella, ich hörte auch, wie er den alten Marco Straphi fragte, wer Du seiest und wo Du wohntest."

„Wer kann er sein?" murmelte sie in Gedanken versinkend.

Bald hatten beide den Ponte Vecchio mit seinen Ladenreihen überschritten und waren in ein enges Seitengäßchen eingebogen. Hier standen sie vor der Schwelle eines kleinen niedrigen Gebäudes, das halb Haus halb Werkstatt zu sein schien und ziemlich allein unfern des Flusses stand. Es war fast dunkel, als sie eintraten, und die Gestalt einer bejahrten Frau, welche in einer Ecke des Zimmers darin schlummerte, war kaum zu erkennen. Vom weiter nach innen gelegenen Zimmer aber bemühte sich ein schwaches Binsenlicht die vorherrschende Dunkelheit zu bekämpfen, und Fenella trat, nachdem sie Häubchen und Schleiertuch abgelegt, gefolgt von dem jungen Manne in das letztere ein.

An einem langen, mit verschiedenen Werkzeugen und vielerlei Kleinigkeiten bedeckten flachen Tische saß ein grauköpfiger alter Mann, der mit bewundernswerther Geduld und Emsigkeit seiner stillen Beschäftigung oblag. Er war von Profession Mosaikarbeiter — verfertigte also jene phantastischen Kleinigkeiten und schönen Spielereien, deren Herstellung einen ungeahnten Aufwand von Mühe und Geschicklichkeit kostet. Vor ihm lag in wohlgeordneten Reihen eine Menge ganz kleiner Stückchen verschiedenfarbigen Glases und diese befestigte er mit größter Sorgfalt auf einer mörtelartigen Unterlage.

Beim Erscheinen Fenellas blickte er von seiner Arbeit auf und sagte freundlich lächelnd im reinsten toskanischen Dialekt:

„Ach, bambina mia, kommst Du endlich? Du bist heute lange

ausgeblieben. Hat sie wieder in den Straßen gesungen?" fügte er an den eben nachkommenden Elvino gewendet hinzu.

Der alte Mann, namens Matteo Bianchi und seine Gattin Gianetta, welche ruhig im Vorzimmer schlummerte, waren der Vater und die Mutter Elvinos. Fenella hatten sie als Waise zu sich genommen und dieselbe von frühester Kindheit an aufgezogen.

Noch bevor der junge Mann seinem Vater Antwort geben konnte, hatte lautes Klopfen an der Hausthür Gianetta aus dem zeitigen Schlafe geweckt, und diese beeilte sich schon, die Ursache der außergewöhnlichen Störung kennen zu lernen. Fenella blickte neugierig durch die Thür, welche die beiden Zimmer trennte, fuhr aber wie erschreckt mit dem Kopfe zurück und sagte, sich an Elvino wendend, mit verwundertem Flüstern:

„Es ist der fremde Herr, der heute Abend unter der Menge meinem Gesange lauschte."

„Ach, Nella, sagt' ich Dir nicht im voraus, Du würdest Dich noch durch dieses Singen in Verlegenheit bringen?" rief Matteo in komisch ernstem Tone.

Sichtlich erschreckt begann Fenella zu zittern und ihre nervöse Erregung nahm nur noch mehr zu, als die alte Gianetta den Kopf durch die Thür steckte und mit scharfer Stimme hereinrief:

„Ein großer Signor wünscht unsere junge Signorina zu sehen. Nella mia, das kann nur Dich betreffen."

Allgemeines Erstaunen; Fenella wurde weiß wie ein Stück Leinen und dachte, es drohe ihr für ein unbewußtes Verbrechen nichts weniger als Gefängniß im tiefsten Kerker des furchtbaren Barcellathurmes. Endlich entschloß sie sich, auf jeder Seite beschützt von Matteo und Elvino, ihrem unabwendbaren Schicksale entgegenzutreten. So begaben sich alle, Gianetta vornweg, nach dem Nebenzimmer, wo der geheimnißvolle Fremdling sie erwartete. Was ihn hierhergeführt, war bald erklärt, und Fenellas entsetzliche Bilder verwandelten sich dabei bald in einen siebenten Himmel des Entzückens über die Aussichten in ihrer Zukunft, die der Fremde gewandt vor ihr entrollte.

Er bezeichnete sich selbst als großen Musiker, dessen ganzes Leben dem Studium der göttlichen Kunst gewidmet sei, sagte, er habe Fenella in den Straßen singen hören und sei überzeugt, daß sie bei ordentlicher Ausbildung bald allen großen Sängerinnen ihres Heimatlandes ebenbürtig werden müsse; daß er aus Interesse für die Kunst bereit sei, die Kosten ihrer musikalischen Ausbildung am Konservatorium in Mailand zu bestreiten, und daß es bei den ihr von gütiger Natur verliehenen Gaben geradezu eine Thorheit wäre, wenn sie die Talente, welche sie besaß, nicht verwerthen wolle, um Rang und Reichthum, Bewunderung und Achtung, Ruf, Ehre und Ruhm zu erringen.

Staunend vor Verwunderung lauschte die kleine Gruppe athemlos seinen Worten. War es möglich, daß Fenella solches Glück beschieden sei? Daß solch ein himmlischer Sonnenstrahl die alte Hütte noch erreichen sollte; daß Ruhm und Ehre einer armen Waise zutheil würden, die bis jetzt ihr Brod von fremden Händen aß? Dem alten Graukopf Matteo schien es zuerst einzuleuchten, daß diese Zukunft eine recht anlockende, willkommene sei; auch er kannte ja den Reich-

thum und die Schönheit der frischen jugendlichen Stimme; er war ja Italiener, und welcher Italiener vermöchte nicht den wahren Genius des Gesanges zu erkennen und zu schätzen?

Zum Beweise seiner durchweg ehrenhaften Absichten erbot sich Signor Farino — das war der Name des Fremden — auch für Matteo die Reisekosten nach Mailand und zurück zu decken, damit dieser sich selbst davon überzeugen könne, daß sein Kind in der großen musikalischen Akademie sorglich aufgehoben sei.

Fenella war so überwältigt von den wundervollen Aussichten, die sich ihr so plötzlich erschlossen, daß sie sich ganz außerstande fühlte, über diese Angelegenheit heut Abend nur ein Wort zu sprechen. Man kam also dahin überein, der Musiker solle am folgenden Morgen noch einmal vorsprechen, um entscheidende Antwort zu erhalten.

Gewiß umgaukelten sehr wirre Traumbilder den Schlummer aller Insassen des kleinen Häuschens. Lichtbilder einer sonnigen, rosengestickten Zukunft durchflatterten Fenellas Gedanken im Wachen wie im Schlafe. Elvinos Träume freilich waren etwas weniger heiterer Art. Er liebte Fenella mit aufrichtiger Ergebenheit. So wie beide von der Kindheit her miteinander aufgewachsen waren, hatten die beiden Alten von jeher den Lieblingswunsch gehegt, sie durch heiligere engere Bande zu verbinden, sobald sie genug herangereift wären, in die Ehe zu treten. Das junge Mädchen erwiderte vollkommen die Liebe ihres Pflegebruders; außer dem alten Paare, das stets so gut gegen sie gewesen war, gab es niemand in der Welt, den sie inniger geliebt hätte. Elvino hatte also alle Ursache, bei der Aussicht ihres Verlustes betrübt zu sein.

Der Morgen kam und mit ihm Signor Farino. Der Familienrath trat zu längerer Verhandlung zusammen, deren Endergebniß die Annahme des edelmüthigen Angebots des fremden Musikers war, und es wurde auch gleich verabredet, daß Fenella und der alte Matteo bereit sein sollten, binnen einer Woche nach Mailand abzureisen.

Schnell flogen die Tage dahin und große Vorbereitungen wurden für die unerwartete Fahrt getroffen.

Am letzten Abend gingen die jungen Leute noch einmal aus, um den letzten Spaziergang miteinander zu unternehmen.

Es war eine schöne helle Mondnacht; voller Sterne dehnte sich der tiefblaue italienische Himmel über ihnen aus und die Luft war geschwängert mit süß betäubendem Dufte, als sie durch die Pratostraße nach den jenseits liegenden Hügeln schritten. Beide waren ungewöhnlich schweigsam; ihre Herzen waren zu voll zum sprechen. Endlich brach Elvino die lange Stille.

„Ach, Nella", sagte er, „ich bin so traurig, daß Du uns verlassen willst; wer könnte vorher wissen, wenn ich Dich einmal wiedersehe! Du gehst nun fort, um zu lernen, um eine große Sängerin, ein Liebling des Publikums, eine reiche Dame zu werden. Ist es nicht wahrscheinlich, daß Du bei Deinen lauten Triumphen und Erfolgen uns vergessen wirst, Nella mia? Vergessen Florenz — vergessen auch . . ."

„Elvino", unterbrach sie ihn vorwurfsvoll, „wie kannst Du solche Reden führen? Euch vergessen, Florenz vergessen! Ja, wenn ich einst im kühlen Grabe liege! Nein, nein, ich gehe nur kurze Zeit fort: ich

will lernen, um nach meinem Theil in der Welt nützlich zu sein, um den Lieben zu Hause in ihren alten Tagen beizustehen. Bedenke doch, was sie für mich während so langer Jahre alles gethan haben! Ist es nicht, wenn ich es imstande bin, meine Pflicht, nun auch etwas für sie zu thun?"

Elvino fühlte sich beschämt durch ihre Erklärung, beschämt, einen Augenblick an ihrer Beständigkeit gezweifelt zu haben.

Wieder fielen beide in Stillschweigen und wandelten nebeneinander heim durch den Cascinewald und die blumengeschmückte Ebene, in der Florenz liegt.

Durch das Thor gekommen, standen sie noch einmal unter den Linden des piazzone still, um zum letzten Male das freundliche Licht des Mondes zu genießen, das breit und silbern auf dem Flusse lag und die Reize der entfernten Landschaft noch erkennen ließ, wo sich die zerfallenen grauen Wälle von Fiesola klar vom nächtlichen Himmel abhoben.

Und als sie so zusammenstanden, allein in der Stadt ihrer Geburt — gab eines dem anderen das feierliche Versprechen, treu zu der Liebe zu halten, die sie verbinden sollte bis ans Ende.

II.

Ein ungeheurer Zuhörerkreis hatte sich an einem Juniabend in den Prachträumen des Scalatheaters zu Mailand versammelt. Heute noch vor Schluß der Frühjahrssaison sollte das Debut einer neuen Primadonna statthaben. Ein Debut bildet eigentlich kein sehr ungewöhnliches Ereigniß in Mailand, da die meisten Zöglinge des conservatorio mit ihren ersten Versuchen auf die Bühne von La Scala heraustreten; heute war das Interesse jedoch außerordentlich gesteigert und hatte heute einen weit größeren Zulauf veranlaßt als sonst — einen Zuhörerkreis, der vielleicht zu den musikalischsten, anspruchvollsten und am schärfsten kritisirenden der Welt gehört.

Der Name der Signora, welche sich heute zum ersten Male der Oeffentlichkeit zeigen sollte, war Fenella Bianchi. Nach einjährigem Unterricht in der berühmten Musikschule hatten ihre Lehrer sie für vollkommen fähig erklärt, auf der Opernbühne die glänzendsten Erfolge zu erzielen. Ausnehmend begabt mit den natürlichen Anlagen für ihre Kunst und bei leichter Auffassung, ihre herrlichen Mittel vortheilhaft zu verwenden, hatte sie überraschend schnell die nöthige Lehrzeit überstanden, die sie für den von ihr gewählten Beruf vervollkommenen sollte; jetzt war sie bereit, die erste Probe vor dem großen Publikum abzulegen, deren unzweifelhaftes Gelingen ihr alle Lehrer der Anstalt, nicht weniger als ihre Mitschülerinnen im voraus versichert hatten. In einem Briefe nach Florenz hatte sie ihr bevorstehendes Debut gemeldet und durchblicken lassen, wie man von ihr sehr Großes erwarte. Wie herzlich wünschte sie, die Pflegeeltern könnten mit dabei sein, sich ihres Erfolges zu erfreuen, wenn sie einen solchen wirklich erringen sollte! Sie wußte aber, daß daran nicht zu denken war. Die Fahrt nach Mailand war zu weit und zu kostspielig für den alten Mosaikarbeiter und seine Gattin, um von diesen unternommen werden zu können. Elvino hatte heimlich, ohne es Fenella vorher wissen zu

lassen, beschlossen, ihrem Debut beizuwohnen. Er arbeitete emsiger als je, um das nöthige Reisegeld zu erübrigen; als der denkwürdige Abend herankam, hätte man ihn unter einem Meer von Menschenköpfen in dem großen pianterreno von La Scala erblicken können.

Die für diese Gelegenheit erwählte Oper war das immer lebensfrische herrliche L'Elisir d'Amore, ein Lieblingsstück der Mailänder, schon da dasselbe eigens für ihre Stadt von dem geistvollen Gaëtano Donizetti komponirt war, als er auf der Höhe seines Ruhmes und auf dem Zenith seiner Schaffenskraft stand.

Jeder Platz in dem weiten Halbkreise schien zur Stunde der Vorstellung besetzt, und als das Orchester die Ouverture vortrefflich gespielt, waren alle Augen nach der Bühne gerichtet, um beim Aufgehen des Vorhanges ja Adina (die Heldin der Oper) gleich zu sehen.

Unbeachtet und selbst auf niemand achtend fühlte der arme Elvino, verschwindend in der zahlreichen Menschenmenge, fast sein Herz bei der ungeheuren Erregung des Augenblicks zerspringen; bei der Angst, die er für das geliebte unschuldige Mädchen empfand, die jetzt zum ersten Male der ungeheuren Zuhörermenge gegenübertreten sollte — dieser großen Welt voller Leben, Licht und Glanz, die ihr bisher so neu war. Auch ihm erschien alles neu und fremdartig, denn nur sehr selten hatte er sich den Luxus eines Besuchs des Florentiner Theaters La Pergola oder anderer minderer bedeutender Schaubühnen der Vaterstadt gegönnt. Doch trotz des Erstaunens über die ungeheure Größe des Raumes weilten seine Gedanken unablässig bei der Pflegeschwester, die er so zärtlich liebte, und bei der furchtbaren Prüfung, die sie eben ablegen sollte.

Endlich schwebte die Gardine empor, lustig erklang der Eröffnungschor der Oper und aller Augen suchten die neue cantatrice.

Ja, da saß Adina, ein Buch in der Hand, während ihre Freundin und Vertraute Gianetta hinter ihr stehend dieser über die Schulter blickte. Und ist die schöne jugendliche Gestalt, gekleidet in die Tracht einer ländlichen contadina, wirklich jene Fenella Bianchi, die noch vor einem Jahre toskanische Volksweisen auf den Straßen zum Ergötzen der popolani ihrer Vaterstadt sang? Ja, Elvino konnte nicht daran zweifeln, daß sie es war.

Jedermann kennt ja den reizenden Inhalt von L'Elisir d'Amore — dem „Liebestrank", wo eine ländliche Schöne einen treuen Liebhaber verschmäht, der sich nun eines wunderbaren Elixirs bedient, das von einem reisenden Quacksalber destillirt ist, mit allen seinen heiteren Verwechselungen und Zufälligkeiten, die daraus entstehen, und dem endlichen Triumph des liebeskranken Burschen über das Herz seiner Angebeteten.

Das Buch, welches Adina zu Anfang der Oper in der Hand hat, enthält eine Mittheilung über den „Liebestrank", dem die Eigenschaft zugeschrieben wird, allen wankelmüthigen Herzen dauernde Beständigkeit zu verleihen, das hat sie den versammelten Dorfbewohnern laut vorzulesen und damit begann denn Fenellas erste Prüfung. Anfänglich zeigte sie einige Schüchternheit und nervöse Erregung, doch gingen diese bald vorüber und sicher und deutlich rezitirte sie die Erzählung bis zum Ende. Hierauf kam das herrliche Duett zwischen Adina und

ihrem Liebhaber Stemorino und hier erklang die jugendliche Stimme mit aller Klarheit und Kraft, wie in der Vollendung natürlicher und künstlerischer Vollkommenheit. Donnernder Applaus belohnte sie am Schlusse des Gesanges, unter dem Elvinos unwillkürlich hervorbrechender Jubel so wenig hörbar war, wie die Hilferufe eines Ertrinkenden im tobenden Sturm auf dem Meere. Nachher folgten die kleinen Koketterien und Scherze mit dem Sergeant Belcose, ihrem militärischen Anbeter; das gefiel natürlich Elvino weit weniger als der Gesang, wenn auch das übrige Auditorium seinen lebhaften Beifall zu erkennen gab.

Der treuergebene Elvino voll Liebe und Bewunderung für den Gegenstand seiner Zuneigung, konnte die Realität und Nichtrealität dessen, was vor seinen Augen vorging, nicht genügend unterscheiden und wurde wirklich ernstlich eifersüchtig auf den galanten Sergeanten, der Adina auf der Bühne so dringliche Aufmerksamkeiten erwies.

Endlich schloß sich ein zweites Duett zwischen der Heldin und deren Liebhaber an und bald darauf ging der erste Akt zu Ende. Alle riefen laut nach der Signora, und als sie vor die Gardine trat, fiel ein Regen von Bouquets und Kränzen zu ihren Füßen nieder.

Im zweiten Akt gestaltete sich ihr Erfolg womöglich noch großartiger als im ersten, so daß ihr Vortrag des „Jo son ricco" das stürmischste Dacapo hervorrief. Später in dem entzückenden Duett zwischen Adina und dem Quacksalber hätte niemand bezaubernder den pikanten Refrain:

„La recita è il mio vicino,
Tu quest' occhi è l'elisir"

singen können.

Am Schlusse der Oper erhob sich das ganze Auditorium wie ein Mann — ein seltenes Vorkommniß im Mailänder Theater — und brachte der Primadonna eine Ovation dar, daß die alten Mauern von La Scala von den Beifallsrufen erzitterten. Ihr Debut war ein ausgesprochener, großer, ja ein Erfolg fast ohne gleichen. Mit diesem Freipasse ihres Triumphes in Mailand in der Hand, mußte sie sich das ganze musikalische Europa zu Füßen legen können.

Nach Schluß der Oper begann die Zuschauermenge nach der Straße hinauszuströmen. Zwar folgte jener noch ein balletto, doch blieben nur wenige zurück, um es zu sehen. In Verwunderung über alles, was er gesehen, und erfüllt von sehr verschiedenen Empfindungen betreffend Fenellas Triumph, ließ sich Elvino ohne darauf zu achten auch mit hinausdrängen. Erst als er sich auf der Straße befand — auf dem Corso di Porta Nuova, von wo aus die sich über die Häuser erhebenden weißen Marmor-Pinakeln des großen Domes glänzend im hellen Mondlicht zu sehen waren, begann er darüber nachzudenken, was er nun wohl thun sollte. Natürlich mußte er Fenella sehen, aber wie? Sollte er nach dem Schauspielereingang gehen und sich dort Einlaß zu verschaffen suchen? Sie konnte ja das Theater noch nicht verlassen haben. Er suchte nach der betreffenden Thür und fand sie auch leicht genug, denn eine Menge Volk — darunter auch Mailänder Pöbel — hatte sich daselbst aufgestellt, um die Primadonna wenigstens einen Augenblick zu sehen, wenn sie herauskäme.

An jeder Seite der Thür stand übrigens ein sergente der polizia, um den Eingang zu überwachen. Elvino bat, ihn einzulassen, wurde aber kurz und bestimmt abgewiesen. Ob seine dürftige Erscheinung, denn als armer Mann erschien er nicht in besonders feinem Anzuge, oder sein breiter toskanischer Volksdialekt, den die Mailänder sergenti vielleicht kaum verstanden, daran Schuld war, konnte er nicht entscheiden; jedenfalls lachten diese nur, als er seine Verwandtschaft mit der großen Primadonna erwähnte, und drängten ihn spottend von der Thür zurück.

Elvino war keine rebellische Natur und ertrug ruhig diese Abweisung, entschlossen zu warten, bis Fenella das Haus verlassen würde, wo er sich ohne Furcht vor weiteren Belästigungen ihr selbst zu erkennen geben wollte.

Inzwischen hatte eine großartige, mit Wappenschildern geschmückte vettura, mit zwei stolzen Pferden bespannt, vor dem Eingang zur Bühne Halt gemacht. Bald danach entstand eine lebhaftere Bewegung, die sergenti sprangen eiligst zur Seite, die Wagenthür wurde von einem Lakei aufgerissen und eine verschleierte, weibliche Gestalt, mit Zobel und anderem leichten Pelzwerk bekleidet und in Gesellschaft eines vornehmen Herren, erschien in der Thür des Theaters und begab sich schnell nach dem wartenden Wagen. Laute Rufe und evvivas dröhnten durch die Luft; das enthusiasmirte Volk umdrängte den Wagen, um nur einen Blick auf das junge schöne Gesicht darin werfen zu können.

Starr vor Erstaunen beobachtete Elvino den ganzen Auftritt. Er konnte zunächst nicht glauben, daß diese verschleierte Gestalt wirklich Fenella sei, bis sie die leichte Hülle vom Kopfe zog und das Antlitz, das er kannte und so innig liebte, der jubelnden Menge draußen einmal freundlich zulächelte und nickte. Im nächsten Augenblick war sie in die Kissen neben ihren Begleiter zurückgesunken, der sich immer zurückgehalten hatte. Der Lakei sprang auf den Bock, die Peitsche knallte und der Wagen rollte durch die Dunkelheit hinweg.

Elvino stand wie versteinert da. Er wandte sich zu seinem nächsten Nachbar, einem großen aufgedunsenen Schmied und fragte diesen fast ängstlich:

„Wessen Wagen war das?“

„Wessen Wagen? Natürlich der des Duca di Montegno.“

„Des Duca di Montegno? Und was macht Fe . . . die Signora bei ihm?“ forschte der junge Mann zitternd, da ihn ein unsägliches Grauen packte.

„Was soll sie bei ihm machen“, erwiderte der Schmied noch lachend, „was denken Sie denn? Ist sie nicht eine Schauspielerin, eine Bühnenschönheit, eine Courtisane? Na, und was sind *solche* für dergleichen Herren? Ich dächte . . .“

Er hielt plötzlich mitten in seiner verdächtigenden Rede, von der er gar nicht ahnte, wie tief sie das Herz seines Zuhörers verletzte, inne, denn mit entsetzlichem Aufschrei war der junge Florentiner wie vom Blitze getroffen neben ihm zu Boden gesunken.

III.

Vier Monate sind vergangen und wir befinden uns wieder in Florenz. Es ist mitten im Herbst und die Weinlese schon vorüber. Der lange wolkenlose Sommer ist endlich zu Ende gegangen. Das absterbende Weinlaub erscheint bronzirt oder geröthet; die Steineichen und die Olivenbäume haben schon das späte gelbe Laub angelegt. Die Cypressen mit den tiefen immergrünen Blättern und Zweigen seufzen im Winde und verkünden die Stürme des herannahenden Winters. Die Baumstämme sind dicht bedeckt mit Cyclamen und wilden Anemonen; die Hügelabhänge erscheinen golden und roth in den Farben des herbstlichen Laubes; zeitiger versinkt nun die Sonne hinter dem entfernten Waldrand; alles deutet darauf, daß das Ende des Jahres allmählich herankommt.

In Matteo Bianchis altem Häuschen spinnt sich das Leben freilich wie immer ab. In der Werkstatt fehlt es jetzt aber an Sonnenschein; kein jugendliches Mädchenantlitz, keine heitere Stimme belebmehr den kleinen Haushalt und erleichtert dem fleißigen Mosaikarbeiter das tägliche Mühen und Schaffen.

Elvino war nach jenem ereignißvollen Abend des Debuts in Mailand gleich nach Florenz heimgekehrt, ohne Fenella gesprochen zu haben oder von dieser bemerkt worden zu sein. Seinen Eltern hatte er von der schrecklichen Entdeckung, die er gemacht, kein Wort gesprochen. Er wußte zu gut, daß seine Erzählung von der Schande des jungen Mädchens und von ihrem Leben, das sie in der nördlichen Stadt führte, den alten Leuten schmerzlicher als eine tödtliche Wunde gewesen wäre. Er theilte ihnen nur mit, daß er es im Interesse beider Theile für besser gehalten habe, mit Fenella nicht eher wieder zusammen zu treffen, als bis sie aus Mailand zurückkehrte. Er verhielt sich immerfort sehr schweigsam, strengte sich bei der Arbeit fast übermäßig an und schien allen Vergnügungen völlig entsagt zu haben. Aber auch das erweckte bei seinen Eltern keinerlei besonderen Verdacht, denn sie empfingen immer regelmäßig von Fenella gleich liebevolle Briefe wie vorher. Unter anderem meldete sie darin, daß sie während der geschlossenen Opernsaison das Studium am conservatorio wieder fortgesetzt habe, im Herbst aber gegen eine schon festgesetzte Gage wieder auftreten müsse. Mußten ihre Pflegeeltern mit solchen Nachrichten nicht höchst zufrieden sein? Auch an Elvino schrieb sie wiederholt einen Brief mit dem Ausdruck ihrer Treue, ihrer Liebe; der junge Mann ließ diese jedoch unbeantwortet liegen.

Eines Tages hatte er für seinen Vater einen Gang nach der Porzellanfabrik von La Doccia, etwa zwei Stunden von Florenz, unternommen. Bei der Rückkehr am Spätnachmittag kam er zufällig über die Piazza del Popolo oder Piazza del Gran' Duca, wie der Platz jener Zeit hieß, der am Tage als der verkehrsreichste von ganz Florenz gelten darf. Zu später Abendstunde, nach Schluß der reichen Läden desselben, ist er dagegen meist ziemlich verlassen. Elvino war deßhalb einigermaßen erstaunt, neben dem Reiterstandbilde Cosmos I. eine Menge Männer, Weiber und Kinder zu erblicken, welche laut jubelten und Hurrah riefen, dann aber plötzlich still wurden. Der

junge Mann ging arglos auf die Menschenmenge zu, um die Veranlassung der Versammlung zu erfahren.

Es war schon ziemlich dunkel auf dem Platze. Der Abend sank schnell herab und ein graues Zwielicht lagerte über der reichverzierten Façade des Palazzo Vecchio.

Gleich nachdem die Rufe der Menge geschwiegen, erhob sich eine Stimme, die durch ihre Reinheit und Fülle über die ganze Piazza her tönte; als es in schönem fremdartigen, pathetischen Moll erklang:

„Il che lo nuovo peregrin d'amore
Punge, se ode squilla di lontano
Che paia 'l giorno pianger che si muore."

Die Stimme durchbebte Elvino, der am Rande der Menge stand; es war ihm unmöglich, das Gesicht der Sängerin zu sehen, um zu erkennen, wer sie war, in ganz Italien aber gab es nicht zwei Stimmen gleich der einen, die er eben vernommen, und er konnte der Versuchung nicht widerstehen, sobald es sich thun ließ, nach den Stufen des Standbildes hinaufzublicken, von wo die Stimme herabklang.

Wahrhaftig, da oben mit dem alten lose über die goldenen Locken geworfenen Sammethäubchen, das Gesicht, während sie sang, voll lebhaftem Ausdruck, stand Fenella — ganz wie ehemals, höchstens eine Spur größer und etwas frauenhafter. In dem Augenblick, da Elvino das Gesicht ihr zuwandte, erkannte sie ihn auch schon, trotz des herrschenden Halbdunkels. Mit einem Freudenschrei hielt sie mitten im Gesang ein, hüpfte leicht die Stufen hinab und eilte zu ihm hin.

Die Leute drehten die Köpfe um nach dem neuen Ankömmling, der ihnen die so geliebte cantatrice geraubt; doch als sie Elvino sahen, lächelten die meisten gutmüthig, denn sie kannten ihn ja längst und wußten auch von seiner warmen Neigung zu der Pflegeschwester. Sie wußten ferner, daß diese erst diesen Tag in Florenz angekommen war, und die beiden sich wahrscheinlich zum ersten Male begrüßten. Mit dem jenem Volk eigenen Feingefühl zerstreuten sich bald die Männer und die Frauen, so daß der Platz ziemlich leer war, bis auf die zwei, welche sich nach achtzehn Monaten zum ersten Male wieder gegenüberstanden.

Mit aller Ueberschwenglichkeit der Liebe einer offenen, jugendlichen Natur hatte sie die Arme um seinen Nacken geschlungen; ihre Umarmung fand keine Erwiderung; nicht ein Kuß bot der Heimgekehrten ein Willkommen.

„Elvino!"

Sie rief das Wort in einem aus Liebe, Enttäuschung und Verwunderung gemischten Tone und stand dann fragenden Blickes vor ihm, während der Schimmer von Thränen an ihren Wimpern erglänzte.

„Elvino!" wiederholte sie, bemüht ihre Erregung zu bekämpfen. „Was soll das heißen? Warum sprichst Du nicht mit mir und hast mir keinen Gruß zu bieten? Wär's nur deßhalb, weil Du mich wieder auf der Straße singend antrafst?" fragte sie mit wiedererwachender Hoffnung. „Ich konnte es nicht über mich bringen, den Leuten eine Freude zu bereiten; sie waren in früheren Tagen immer so gut gegen mich. Heute frühzeitig kam ich in Florenz an, fand Dich aber

schon nicht mehr zu Hause. Den ganzen Tag über bin ich bei den Eltern gewesen und erst gegen Abend ausgegangen, um Dir entgegen zu gehen. Die Leute in den Straßen erkannten mich alle wieder und baten, ich möchte ihnen doch auch ein Lied singen. Bist Du wirklich deßhalb böse, Ino?"

„Nein, Fenella, deßhalb nicht."

„Weßhalb denn sonst?" fragte sie weiter, da die Angst sie aufs neue übermannte.

„Wie kannst Du mich so fragen?" erwiderte er mürrisch. „Ist der Herzog von Montegno Deiner überdrüssig, daß Du sobald nach Florenz zurückgekommen bist?"

„Der Herzog von Montegno? Was weißt Du von ihm?" fragte sie schnell und offenbar erregt.

„Freilich nicht gar viel; aber genug, um zu wissen, welch' unehrenhaftes Leben er führt; genug, um zu wissen, daß Du durch ihn mir für immer verloren bist."

„Elvino, was hast Du von ihm — von mir gehört? Doch nein, das muß ein Irrthum sein; Du kennst den wahren Sachverhalt nicht; es ist unmöglich, daß Du alles wüßtest."

Sie sprach jetzt so seltsam, so verwundert, als wäre ihr völlig unbegreiflich, was er vorher gesagt hatte.

Während des kurzen Zwiegespräches hatten sie unbewußt den Weg nach der alten Wohnung eingeschlagen; der Weg war nicht lang, denn die Hütte des Mosaikarbeiters stand unfern der Piazza, und Fenella hatte kaum die letzten Worte geendet, als sie schon an der Schwelle standen.

Sie traten zusammen ein und ein anheimelndes Bild lag da vor ihren Augen; auf dem Herd knisterte ein munteres Feuer, vom Tische in der Mitte leuchtete eine helle Lampe, an den Wänden ringsum stand das Geschirr in schöner Ordnung und die viereckigen rothen Steine der Hausflur waren sauber gekehrt und mit Herbstblüten bestreut. Das Ganze machte den Eindruck zufriedenen Stilllebens.

Nahe der einen Seite des Feuers saß, seine Pfeife rauchend, der alte Matteo, an der anderen ein fremder vornehmer Herr, während die alte Gianetta beschäftigt war, ein reichliches Gericht von Eiern und Macaroni für die Abendmahlzeit zu bereiten.

Verwundert betrachtete Elvino die kleine Gruppe; dann, als er den Fremden wieder erkannte, rief er mit unwillkürlichem Groll in der Stimme:

„Signor Farino!"

Es war in der That Fenellas Wohlthäter, obgleich Elvino im innersten Herzen den Musiker mehr für einen elenden Betrüger ansah; denn hatte er nicht das junge Mädchen ihrem Untergange zugeführt?

„Ja, das ist wohl der Signor Farino", rief das junge Mädchen jetzt in ganz anderem glücklichen Tone mit einem Blick auf Elvino, „aber es ist auch der Duca di Montegno, von dem Du aus mir unbekannten Gründen so wenig Gutes sprachst; und", fuhr sie fort, zu dem Fremden eilend und die Arme um seinen Nacken legend, „es ist auch mein eigner geliebter Vater!"

„Dein Vater!“

Elvino sank auf einen Stuhl zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Dann erhob er sich, trat auf Fenella zu, bat sie herzlich, ihm zu verzeihen, und erzählte nun ihr und seinen Eltern, welche davon ja auch noch nichts wußten, was in Mailand vorgegangen war und wie die Umstände es gefügt hätten, daß er dem schlimmsten Verdacht habe Raum geben müssen.

Ein Blick von ihr sicherte ihm Vergebung und sie erzählte nun, sich neben ihn setzend, die merkwürdige Geschichte der Entdeckung ihres Vaters.

Es ging daraus hervor, daß der Herzog, als er unter angenommenen Namen sich zuerst erboten hatte, für Fenellas Ausbildung zu sorgen, schon geahnt habe, sie könne wohl seine eigne Tochter sein. Erst später aber hatte er unwiderlegliche Beweise dafür erhalten, die es ihm ermöglichten, diese Verwandtschaft öffentlich anzuerkennen.

Fenellas Mutter war vor ihrer Verehelichung mit dem Herzog eine berühmte Sängerin gewesen, woraus sich die vortrefflichen Anlagen der Tochter schon etwas erklärten. Nach einjähriger Ehe erkannte sie wohl, daß sie die Kunst mehr liebte, als den Gatten, seinen Titel oder Schätze, und verließ ihn unter Mitnahme ihres damals noch ganz kleinen Kindes. In Florenz traf sie zufällig mit Matteo und Gianetta zusammen, und diese hatten bei ihrer Armuth leicht zugestimmt, die Pflege des Kindes gegen ein gutes Kostgeld zu übernehmen. Sie übergab ihnen also dasselbe und erhielt bald ein vortheilhaftes Engagement bei einer Oper.

Schon kurz nachher aber erkrankte sie schwer und starb in Florenz ohne einen Freund oder Verwandten, der in den letzten Minuten an ihrem Lager geweilt hätte. Nach dem Ableben der Mutter erhob niemand Anspruch auf die kleine Waise, denn jene hatte ihren wahren Namen auch vor den Pflegeeltern des Kindes sorgsam zu verheimlichen gewußt, und das alte Paar hatte das Kind so lieb gewonnen, als wäre es ihr eigenes, so daß sie gar nicht zauderten, auch dessen weitere Erziehung zu übernehmen.

Elvinos Erstaunen kannte keine Grenzen. Seine Eltern hatten die Geschichte von Fenellas vornehmer Geburt, die ihnen bisher ebenso unbekannt geblieben war, schon im Laufe des Tages vernommen.

Mit glückstrahlendem Gesicht lächelte der Graf über die kleine Gruppe. Das liebliche, fast ländliche Bild erschien ihm schöner als irgend ein anderes, das er jemals in den Hallen und Salons des herzoglichen Palastes erblickt hatte.

Er erhob sich und trat auf Elvino zu.

„Sie sind ein edler, warmherziger Mann“, begann er freundlich. „Ich weiß schon, daß Nella so gut wie Ihre Verlobte ist, und wenn Sie auch von niederem Herkommen sind, soll doch, wenn es Ihr Wille ist, kein anderer mein Schwiegersohn werden.“

Ein Freudenstrahl zuckte über Elvinos Züge; er hatte sie, die Herzogstochter, jetzt erst unbedingt für ihn verloren angesehen.

Dann warf er einen langen, liebenden, doch halb zweifelnden Blick hinüber, wo Fenella stand — im nächsten Augenblick lag sie in seinen Armen.

Grabbe und Immermann.

Von Rich. Jul. George.

Die deutsche Literaturgeschichte hat wohl kaum zwei Männer aufzuweisen, welche in Bezug auf Charakter und dichterische Eigenart in einem schärferen Gegensatz stehen als Grabbe und Immermann. Grabbe, wild und wüst, allem herkömmlichen hohnsprechend, von frühester Jugend der Trunksucht ergeben, ist ein Feuergeist, eine durch und durch exzentrische Natur; er hat sich in seinem Herzog von Gothland selbst gezeichnet. Immermann zeigt dagegen nicht eine Spur von der forcirten Genialität, an der Grabbe zugrunde ging. Immermann ist Aristokrat im besten Sinne des Wortes, er ist von edler Begeisterung für das Schöne, das Ideale erfüllt; seine heitere Ruhe und Daseinsfreude spiegeln sich im besten seiner Werke, im „Münchhausen", wieder, während Grabbe, der Gott und die Menschen verachtete, Zeit seines Lebens mit sich und der Welt im Zwiespalt lag.

Wir müssen daher Grabbe und Immermann als Repräsentanten zweier polar entgegengesetzten Lebensanschauungen betrachten. Um so interessanter gestalteten sich die Beziehungen, in welche beide Männer im November 1834 traten. Um diese Zeit war das Lebensschiff des erst dreiunddreißigjährigen Grabbe bereits gescheitert. Er hatte seiner Vaterstadt Detmold den Rücken gewandt, weil ihm die kleinstädtischen Verhältnisse desselben unerträglich geworden, und er es nicht länger in der Nähe seines harten, herrschsüchtigen und egoistischen Weibes aushalten konnte. In Frankfurt a. M., wohin er sich zunächst gewandt, konnte er jedoch seinen Plan, sich durch schriftstellerische Arbeiten zu ernähren, nicht verwirklichen und so schrieb er denn am 18. November 1834 folgenden Brief an Immermann, welcher damals Oberlandesgerichtsrath in Düsseldorf war:

„Verzeihen Sie, wenn ich mich im Titel irre, Sie sind bekannt genug, und die Adresse wird jedenfalls an ihren Mann kommen.

Ich habe Zutrauen zu Ihnen und hoffe auf Sie. Ich glaube nämlich, ich und eine alte Mutter sind verloren, wenn Sie mir nicht zu helfen suchen."

Nach Darlegung widriger persönlicher Verhältnisse, fährt der Brief fort:

„An Buchhändler wende ich mich nicht, denn ich verstehe den Schacher zu schlecht. Helfen Sie mir also und könnten Sie mir auch nur ein Stübchen schaffen und etwa (was Ihnen nicht schwer fallen kann) juristische oder nicht juristische Abschreibereien gegen ein Billiges. Auch hätte ich etwas für einen Buchhändler, wovon so recht noch niemand weiß: mein „Hannibal" ist fast vollendet. Wenn Sie mir zu so einem auch hülfen, hätte ich wohl etwas Winterkost für mich und meine unglückliche Mutter dazu; daß mich die Zeit drängt und ich umgehends Antwort wünsche, bitte und erwarte, brauch' ich wohl nicht zu sagen. Wer weiß, wo Ihr Brief mich sonst träfe, denn hier in Frankfurt kann ich nicht lange mehr existiren. Meine Adresse ist: An den Auditeur Grabbe, im 5. Quartier Lit. E., Nr. 108 auf der großen Bockenheimer Gasse, 3 Stiegen hoch.

Da ich jedoch spüre, wie's oft mit der Briefbestellung geht, so bitt' ich in ein besonderes Couvert ein paar Worte zu schreiben und dieses sub titulo „An den Auditeur Grabbe" an die Hermannsche Buchhandlung abzugeben.

Wenn in dem Couvert anfangs steht: „Herr Grabbe", so soll mir das Zeichen sein, den rechten Brief auf der Post zu finden.

Ich

Ihr Grabbe."

Immermann las diesen Brief mit gemischten Empfindungen. Grabbe war ihm persönlich völlig fremd; er hatte ihn im Jahre 1831 einmal flüchtig gesehen, auf einer Reise nach Westfalen, ohne jedoch ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Auch im Briefwechsel hatten beide Männer nicht miteinander gestanden. Immermann war überrascht, daß Grabbe sein auskömmliches Amt als Auditeur beim lippischen Militär aufgegeben und sich eine unsichere Zukunft geschaffen hatte. Auch mochte der aristokratische Oberlandesgerichtsrath wenig Verlangen empfinden, mit der excentrischen Natur Grabbes in nähere Berührung zu treten. Dennoch siegte das gute Herz Immermanns über alle Bedenken. Er theilte Grabbe mit, daß er in dem Buchhändler Schreiner einen Verleger für den „Hannibal" gefunden und lud ihn gleichzeitig freundlich ein, nach Düsseldorf zu kommen, wo er ihm eine bescheidene Existenz zusichern könne. Diese überaus herzliche Einladung Immermanns beantwortete Grabbe mit folgendem Brief:

„Hochgeehrter Freund!

Ich komme. Binnen wenigen Tagen bin ich da. Meine Menschenkenntniß betrog mich nicht. Ich hielt Sie für ernst, fest und treu, nach Ihren Werken, nach Ihrem Gesicht. Hinter solchen Mauern wohnt gerade der Edelsinn. Mit dem Stübchen und 6—7 Thalern monatlich bin ich zufrieden. Nein, ich bin mehr als das, ich bin erfreut, und da entstehen jedesmal neue Ideen bei mir, fast Blumen unterm Maischauer. Nämlich: Sie, Uechtritz und ich, sollten wir nicht nach Art der alten Engländer und der neuen Franzosen (Shakespeare und Johnson, Fletcher und Beaumont, Scribe und Konsorten) gemeinsam eine Tragödie oder eine Komödie bilden können, worin jeder seine Parthien und Charaktere ausmalte, jedoch unter der Bedingung, uns

wechselseitig zu kritisiren und auszubessern? Dieses Triumvirat würde gefallen, auch von Verlegern und vom Theater belohnt werden. Dem Ernsten, was jeder für sich behalten will, oder ebenso dem Komischen (was auch eine Maske ist, wohinter ein trauriges Gesicht steckt) schadet's nichts. Es wird in der Stille desto besser ausgearbeitet, um zum Wetteifer mit dem Gemeinschaftlichen verglichen zu werden.

Der Buchhändler Schreiner wird wohl mit meinem Hannibal zufrieden sein. Ich kann ihm denselben aber nicht schicken, weil ich keine Zeit habe, ihn abschreiben zu lassen. Ich bringe ihn mit. Schlecht muß er nicht sein, quia mir zwei Scenen daraus gestohlen sind, und man stiehlt doch keine Kröten, sondern eher Gold.

Frankfurt a. M., 28. November 1834.

Ihr Grabbe."

Wenige Tage später erhielt Immermann, der damals das Düsseldorfer Theater leitete und gerade einer Vorstellung hinter den Coulissen beiwohnte, von Grabbe folgenden Zettel zugeschickt:

„Ich bin hier im * abgestiegen, aber nicht so hilflos, als daß wir uns nicht ruhig sprechen könnten, ohne des Pekuniären zu gedenken.

Achten Sie mich! Wann und wo sprech' ich Sie? Und zwar sobald wie möglich!

Ich habe mancherlei mitzutheilen und halte Sie beim Wort, nach welchem Sie sich für mich interessiren.

Ihr ergebenster u. s. w. und doch guter Grabbe.

N. S. Dieser Klecks kommt von ungewohnter Tinte."

Gleich am nächsten Morgen begab sich Immermann nach dem Hôtel, wo Grabbe abgestiegen. Als er sich beim Oberkellner nach der betreffenden Zimmernummer erkundigte, lächelte dieser, als er Grabbes Namen hörte, da der letztere bereits die Aufmerksamkeit des ganzen Hôtels durch sein exzentrisches Wesen auf sich gezogen hatte. Obschon es bereits 11 Uhr vormittags war, lag Grabbe beim Eintreten Immermanns noch im Bette, und zwar befand sich seine kümmerliche, hagere Gestalt trotz der Dezember-Kälte im ungeheizten Zimmer auf der Bettdecke. Grabbe forderte Immermann auf, ihn zu achten und zu lieben, war aber nur schwer zu bewegen, seine ebenso komische wie gefährliche Lage aufzugeben. Endlich sprang er auf und rief heftig:

„Die Hunde! Denken sie, sie dürfen mir ein ungeheiztes Zimmer bieten? Ich bin Auditeur gewesen und habe meinen ehrenvollen Abschied bekommen, und man muß mich in jeder Gesellschaft „Herr Auditeur" nennen. So muß man. Da hängt meine Uniform, und da steht mein Degen! Sie lachen? Da hängt sie, und da steht er!"

Nunmehr fing Grabbe an, in seiner eignen grotesken Weise über alles mögliche zu plaudern, indem er blitzschnell von einem Gegenstand zum andern sprang. Mit einem Male kam er auf den Einfall, zur Feier seiner Ankunft in Düsseldorf ein Punschfest zu veranstalten, was Immermann ihm nur mit Mühe ausreden konnte. Schließlich lud er diesen zu einem gemeinsamen Frühstück ein und bestellte sofort beim Kellner etwas Brod und Aufschnitt. Dieser führte den Auftrag wörtlich aus und brachte keine Butter. „Was?" rief Grabbe wüthend, „soll ich, wenn ich ein Pferd miethe, auch noch ausdrücklich den

Schwanz dazu miethen? Butter gehört zum Brod und Brod zur Butter, wie der Schwanz zum Pferde und das Pferd zum Schwanz."

Diese Auseinandersetzung unterbrach Immermann, indem er den Kellner beauftragte, die fahrende Habe Grabbes zusammenzupacken und dem letzteren selbst beim Anziehen von Rock und Weste behilflich war.

Kopfschüttelnd sahen Wirth und Kellner des Hôtels dem Herrn Oberlandesgerichtsrath nach, als sich derselbe mit seinem Schützling entfernte, der neben dem ersteren mit hohen, wankenden Schritten einherging. Das Komische der Situation wurde noch erhöht durch den seltsam bepackten Karren, welchen man beiden Männern voranschob. Es lag auf demselben Grabbes Koffer, sein Mantelsack, seine Uniform und sein Auditeur-Degen, den man festgebunden hatte. Sehr interessant ist die Schilderung, welche uns Immermann von der äußeren Erscheinung Grabbes giebt. Der ganze Körper des letzteren hatte etwas unproportionirtes an sich. Die zarten Hände und Füße führten ungeschlachte und plumpe Bewegungen aus. Besonders charakteristisch für das Gesicht war der scheu zurücktretende untere Theil, der schlaffe, verdrossen über dem Kinn hängende Mund. Seine hohe, ovale, gewölbte Stirn wurde von zwei großen, geisterhaften Augenhöhlen begrenzt, aus denen Augen von tiefer, seelenvoller Bläue aufblitzten, die vortrefflich mit der zierlichen Nase harmonirten. Berücksichtigen wir ferner den dünnen, spärlichen, fahlen Haarwuchs Grabbes, so bietet uns die äußere Erscheinung desselben die nämlichen Eigenschaften dar, welche wir bei seinem exzentrischen Charakter, bei seiner titanenhaften Schöpferkraft finden: Schönheit und Häßlichkeit, Erhabenheit und Niedrigkeit. Grabbe war eins jener tief-unglücklichen Wesen, in welchen das Gute stets mit dem Bösen ringt und doch nie zum Siege gelangt. Wie man seinen Körper weder schön noch häßlich nennen kann, so ist auch sein Charakter weder erhaben noch niedrig, so zeigen auch seine Dramen neben hinreißender Schönheit völlig Werthloses.

Immermann brachte Grabbe, welcher in allen praktischen Angelegenheiten des Lebens hilflos wie ein kleines Kind war, bei einer verständigen Wittwe unter und sorgte für seine häusliche Einrichtung mit fast väterlicher Liebe. Grabbe schien in der ersten Zeit seines Aufenthaltes auch wirklich von dem wüsten Wirthshausleben, von seinen berüchtigten Thee-Abenden, bei denen der Rum die Hauptrolle spielte, ablassen zu wollen. Er entwickelte eine fieberhafte Arbeitslust. Fast täglich besuchte ihn Immermann, an den er sich sehr eng anschloß. Der sonderbare Mann lag gewöhnlich auf dem Bette oder war, halbangekleidet, so unter Büchern, Papieren und Papierschnitzeln begraben, daß man ihn kaum sehen konnte. Das Mittheilungsbedürfniß Grabbes, das sich auch in zahlreichen Briefen und Zetteln an Immermann äußerte, deren Beantwortung er nie beanspruchte, war bei den Besuchen des letzteren grenzenlos. Ein toller Witz jagte den andern, barocke Einfälle wechselten mit cynischen, frivolen Bemerkungen.

Wie eng sich Grabbe um jene Zeit an den nur fünf Jahre älteren Immermann angeschlossen, davon legen mehrere seiner Briefe das beste Zeugniß ab. Am 10. Dezember 1834 schreibt er an Immermann: „Ich achtete Sie immer, wo Sie so gut sind, lieb' ich Sie; werfen Sie diese Achtung und Liebe nicht weg. Man bekommt sie selten aus

reiner Münze." Großen Einfluß übte Immermann auf die Gestaltung des „Hannibal". Grabbe hatte denselben fast vollendet nach Düsseldorf gebracht, arbeitete ihn hier jedoch unter Berücksichtigung der Rathschläge Immermanns mehrere Male um. So verzichtete Grabbe auf den Rath des letzteren auf die Versform, für die er nur wenig Begabung zeigte. Auch zur Ausmerzung zahlreicher Cynismen, von denen der „Hannibal" nach dem Zeugnisse Zieglers in seiner ursprünglichen Form gewimmelt haben soll, ließ sich Grabbe bewegen. Die Eintheilung des „Hannibal" und die Ueberschriften der verschiedenen Abtheilungen (wie Hannibal ante portas) rühren ebenfalls von Immermann her. Grabbe, welcher sonst eifersüchtig und eigensinnig jede fremde Einmischung bei seinen literarischen Produktionen zurückstieß, schreibt über den Einfluß, welchen er Immermann in Bezug auf diesen Punkt gestattete, an seinen Freund Petri in Detmold: „Er (Immermann) benimmt sich brav, auch lasse ich ihn in meiner Privatwirthschaft gern den Vormund spielen, denn ich sehe, es ist nütz, er meint es gut und die Poesie (wo mein Verleger den Vormund machen wollte) ist weit genug für meine Laune. Beherrschen laß ich mich nicht, aber so lange ich guten Weg sehe, folge ich dem Führer."

Neben dem „Hannibal", welchen Grabbe am 4. Februar 1835 vollendete, arbeitete er auch das Märchen „Aschenbrödel um; er erhielt für beide Dramen ein Honorar von 230 Thalern. Da Immermann ihm auch sonst noch Erwerb verschaffte, sich überhaupt bemühte, ihm das Leben so angenehm wie möglich zu machen, so hätte man glauben sollen, daß Grabbe, der sich in Düsseldorf in völlig unabhängiger Lage befand, in welcher er ganz und gar seinen Neigungen leben konnte, mit seinem Lohn hätte zufrieden sein können. Und doch war er tief unglücklich. Selbst seine Arbeitslust hatte etwas krankhaftes, etwas unnatürliches an sich. Schon Anfang 1835 warf er sich mit seinem ganzen Feuereifer auf seine „Hermannsschlacht", zu der er, wie bei allen seinen Geschichtsdramen, die umfassendsten Vorstudien trieb. Daneben schrieb er eine umfangreiche Abhandlung über das Düsseldorfer Theater, trug sich mit Plänen zu einem Lustspiel „Eulenspiegel" und fand dabei noch Zeit, zahlreiche Briefe von größerem Umfang an Immermann zu richten und unzählige Papierschnitzel mit allerlei barocken und geistreichen Einfällen zu beschreiben. Diese Thätigkeit, welche Immermann vergeblich einzudämmen suchte, genügte Grabbe jedoch nicht. So bat er Immermann, ihm etwas zum Abschreiben zu geben, welcher dringend ausgesprochenen Bitte, der erstere willfahren mußte; und so lieferte Grabbe denn auch in kurzer Zeit eine sorgfältige Abschrift von Töpfers „Hermann und Dorothea". Ist eine solche von Grabbes Hand an sich schon ein Kuriosum, so muß sie namentlich auch deßhalb erwähnt werden, weil sie Anlaß gegeben hat zu der von sensationslustigen Journalisten erfundenen Fabel, Grabbe habe für Immermann Rollen abschreiben müssen.

Dieser Vorwurf mußte für letzteren um so schmerzlicher sein, als er Grabbe in der That mit einem Entgegenkommen behandelt hat, wie man es sich freundlicher kaum denken kann. Er suchte ihm auf jede Weise geistige Anregung zu verschaffen. Nicht allein zum Düsseldorfer Theater, der Lieblingsschöpfung Immermanns, hatte Grabbe

stets freien Zutritt; jener führte ihn vielmehr auch in die feinsten Kreise Düsseldorfs ein, in denen sich die forcirte Genialität Grabbes jedoch nie heimisch fühlte, obwohl er naturgemäß stets den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete. Besonders wirkte seine Gegenwart auf die Damen, wie denn auch namentlich die Gräfin Elisa von Ahlefeldt, zu der Immermann bekanntlich in vertrauten Beziehungen stand, an Grabbe Gefallen fand.

Fragen wir uns nach den Ursachen der inneren Zerrissenheit Grabbes, so müssen wir dieselben zunächst in dessen exzentrischer, problematischer Natur suchen. Die einzige Macht, die ihn in dieser Beziehung hätte heilen können, wäre vielleicht die Liebe einer zärtlichen Gattin gewesen. Von seinem geldsüchtigen Weibe wurde er jedoch um Liebe grenzenlos betrogen. Noch in Düsseldorf verfolgte sie den unglücklichen Mann, dem sie in Detmold die Hölle heißgemacht, mit Briefen, in denen sich ihre ganze Herzlosigkeit wiederspiegelt. So schreibt sie am 19. Januar 1835 an ihn: „Wenn Du, lieber Grabbe, noch eheliche Liebe für mich im Herzen trägst, so bitte ich Dich mit heißen Thränen, diese nicht länger zu unterdrücken. Sende mir baldigst entweder eine Urkunde, in welcher Du mir die Verwaltung des gemeinsamen Vermögens überläßt, weil Du vom Vaterlande entfernt lebst, oder eine solche über die Ausschließung der ehelichen Gemeinschaft, so daß ich das Eingebrachte zurückerhalte."

Grabbe, der den kirchlichen Autoritätsglauben längst überwunden hatte, der höchstens ein Pantheist war, besaß ein furchtbares Mittel, die innere Oede, die er in seiner Gott-, Menschen- und Weltverachtung in sich fühlte, wenigstens für einige Stunden zu betäuben. Einst besuchte ihn Immermann zu ungewohnter Zeit und fand auf seinem Tisch eine Auswahl der stärksten geistigen Getränke. Auf Befragen erklärte Grabbe, dessen Wahrhaftigkeit auch bei dieser Gelegenheit hervortrat, er müsse sich dieses entsetzlichen Reizmittels bedienen, um sich überhaupt noch geistig und körperlich aufrecht erhalten zu können. Vergebens versuchte Immermann den Unglücklichen zu retten; Grabbe war bereits auf jenem Standpunkt angelangt, wo es dem Magen unmöglich ist, feste Speisen zu sich zu nehmen. Mit seinem Herzog von Gothland konnte er jetzt die verzweifelten Worte ausrufen:

„O, wie weit, wie weit ist es mit mir gekommen! Von dem unedelsten Getränk, vom Branntwein, muß ich Tapferkeit mir erbetteln!"

Wenn wir uns den Lebensgang Grabbes in seiner gewaltigen Tragik vergegenwärtigen, wenn wir einen Dichter von der titanenhaften Schöpferkraft Grabbes elend an der Trunksucht zugrunde gehen sehen, so müssen wir unwillkürlich erschüttert mit Shakespeares Ophelia sagen: „Ach! Welcher große Geist ist hier untergegangen!" Aber noch in seinem Untergang verleugnete Grabbe den Titanen nicht. Immermann nennt ihn eine Natur in Trümmern, fügt jedoch die bezeichnenden Worte hinzu: „diese Trümmer waren aber von Granit und Porphyr."

Die intimen Beziehungen zwischen Grabbe und Immermann erhielten sich nur bis zum Sommer des Jahres 1835. Wir müssen dies auf verschiedene Ursachen zurückführen. Die hauptsächlichste war die Grundverschiedenheit ihrer Charaktere. Liegt es doch auf der

Hand, daß eine so aristokratische Natur wie Immermann sich bald von der Exzentrizität Grabbes abgestoßen fühlen mußte. Auch beschritt der letztere jetzt Bahnen, auf welche ihm der Oberlandesgerichtsrath nicht mehr folgen konnte, ohne seinen Ruf ernstlich zu gefährden. Sank Grabbe doch jetzt von Tag zu Tag mehr und mehr in moralischer Beziehung. Immermann war im Spätsommer und im Herbst 1835 von Düsseldorf abwesend; als er im November von seiner Reise zurückkehrte, besuchte er Grabbe; der unglückliche Mann trug die Spuren des wüsten Wirthshauslebens, dem er sich in den letzten Monaten hingegeben, deutlich an sich. Sein erdfahles, verfallendes Gesicht, seine schwankenden Schritte machten einen geradezu entsetzlichen Eindruck. Nur der Wunsch, die „Hermannsschlacht" zu vollenden, schien ihn noch aufrecht zu erhalten. Um in Stimmung zu kommen, sprach er dem Branntwein tapfer zu. Er wurde heftig erregt, wenn Immermann von etwas anderem als der „Hermannsschlacht" sprechen wollte. An der letzteren arbeitete er mit der fieberhaften Hast eines Mannes, der den Tod im Herzen fühlt. Auf einen Zettel an Immermann schrieb er:

„Die Hermannsschlacht", welche Sie erwähnen, ist gegen „Hannibal" ein Koloß. Sie ist fertig. Ich feile nur noch und sinke, wenn sie vollendet ist — auf ewig."

Im Anfang des Jahres 1836 kam es zwischen Grabbe und Immermann gänzlich zum Bruch. Der erstere schrieb nämlich seit Dezember 1835 für das „Düsseldorfer Tageblatt" Theaterkritiken, in welchen die Immermannsche Reformbühne in sachlicher und maßvoller Weise kritisirt wurde. Immermann konnte jedoch gegen diese seine Lieblingsschöpfung überhaupt keine Kritik vertragen. Er war um so empörter, als sein Schützling die Auswahl des Repertoires u. s. w. zu tadeln wagte. Wie übertrieben diese völlig unberechtigte Empfindlichkeit war, geht aus einem Brief hervor, den Immermann am 25. Februar 1836 an Grabbe schrieb: „Die Auswahl des Repertoires", heißt es in demselben, „ist, wie Sie wissen, mir untergeben und Angriffe auf dasselbe sind daher Anschuldigungen gegen mein Urtheil und meine Verwaltungsgrundsätze. Sie haben nun seit drei Monaten nicht aufgehört, die Stücke, welche ich geben lasse, zu schmähen, und Ihre Feder hat auch die gediegensten, tüchtigsten Werke nicht verschont. Sollte man nach Ihren Kritiken seine Ansicht bilden, so würde man annehmen müssen, daß die hiesige Bühne völlig kopflos geleitet werde. Hatten Sie Zweifel gegen meine Wahlen, so hätte die Pflicht der Dankbarkeit, deren Sie gegen mich eingedenk sein sollten, Sie veranlassen müssen, sich zuvor mit mir über den Gegenstand zu besprechen; oder Sie hätten sich wenigstens in Ihren öffentlichen Urtheilen mit Anstand, Mäßigung und Bescheidenheit ausdrücken sollen."

Wir wissen nicht, was Grabbe auf diesen geharnischten Brief geantwortet hat. Thatsache ist jedoch, daß der Verkehr zwischen ihm und Immermann aufhörte, und daß er in seinen Theaterkritiken unbeirrt fortfuhr.

In den letzten Monaten seines Düsseldorfer Aufenthaltes schloß Grabbe mit einer verwandten Natur, dem genial-wüsten Norbert Burgmüller, einem jungen Tonkünstler, eine fast schwärmerische Freund-

schaft. Mit diesem Feuergeist fand sich Grabbe fleißig hinter der Flasche zusammen. Im „Drachenfels“ bei Düsseldorf saßen diese beiden wüsten Genies manchen Nachmittag und manche Nacht. Ziegler vergleicht sie treffend mit zwei ausgebrannten Vulkanen. Sie müssen in der That diesen Eindruck gemacht haben, wenn sie nach minutenlangem Brüten plötzlich aus ihrer Lethargie auffuhren, um sich in Cynismen, in Frivolitäten zu überbieten, um auf die Erbärmlichkeit, das Elend des Menschendaseins um die Wette zu schimpfen. Wie sehr der wüste Grabbe selbst noch in diesem letzten Stadium, wo die Trunksucht ihn ganz und gar beherrschte, noch edler, weicher Empfindungen fähig war, das können wir an dem tiefen Schmerze sehen, der ihn beim Tode Burgmüllers ergriff, welcher am 7. Mai 1836 in Aachen an den Folgen seiner Ausschweifungen starb. Grabbe widmete dem so früh verschiedenen Freunde, der als Komponist schon hervorragende Leistungen aufzuweisen hatte, einen Nachruf in einem öffentlichen Blatte: „Noch sind es kaum acht Tage her“, sagt er in demselben, „wo er mich Podagristen gutmüthig abends aus dem Theater nach Hause führte und sagte, er reise morgen zu einem Musikfeste oder Konzerte nach Aachen und werde in 14 Tagen zurückkommen. Norbert, Du hast Dein Wort schlecht gehalten, bist weiter gereist und kommst nicht wieder, starbst am siebenten Mai, welcher diesmal für jeden, der Dich kannte, kein Wonnemonat ist.“

Nun hielt es auch Grabbe nicht länger in Düsseldorf aus. Unbemerkt verließ er das letztere; seine Kleidung war abgetragen und nachlässig. Der Ellenbogen seines braunen Frackes war hinten schon weiß geworden; wehmüthig schlotterten seine langen, dünnen Beine in den weiten schwarzen Hosen; die weiße Wäsche wurde durch ein Halstuch ersetzt; sein Gang war der wankende aller Rückenmarksschwindsüchtigen; das Haar war bis auf spärliche Reste, die von einer grünen Mütze verdeckt wurden, ausgegangen. Tiefe Blässe bedeckte das Gesicht, aus dem die matten Augen nur für Sekunden in dem früheren Glanze aufleuchteten. So kam Grabbe (nach der Beschreibung seines Freundes Ziegler) in seiner Vaterstadt Detmold an. Der Hohn seiner Mitbürger, die Herzlosigkeit seines Weibes empfing ihn daselbst. Nach unendlichen Qualen verschied er endlich in den Armen seiner alten Mutter am 12. September 1836 nachmittags gegen 3 Uhr.

Von Immermann war Grabbe ohne Abschied geschieden, ohne jedoch eigentlichen Groll gegen ihn zu empfinden. Auch Immermann schied innerlich versöhnt mit ihm; in seinen „Memorabilien“ gedenkt er Grabbes mit den herzlichen Worten: „Wir sind nie eigentlich Freunde gewesen. Unser Wesen war zu verschieden. Aber über die Kluft, die uns trennte, reichte mir das Gefühl hinaus, welches uns bei dem Anblicke einer gewaltigen Menschennatur erschüttert, die lakoontisch mit ihren Schmerzen ringt.“

Aehnliche Empfindungen ergreifen auch uns, wenn wir die letzten Schicksale eines genialen Dichters erfahren, der geradezu an dem Uebermaß seiner Schöpferkraft gescheitert ist. Jene Empfindungen wachzurufen, dürfte insofern der geeignete Zeitpunkt sein, als am 12. September 1886 die Erde den ruhe- und friedlosen Grabbe gerade ein halbes Jahrhundert deckte.

Neuer Dramenspiegel.

VIII.

Gnädige Frau!

Der Winter ist mächtig ins Land eingebrochen und streut aus gewaltigen Händen wirbelnde Schneeflocken über die starrende Erde. Es ist die Zeit des Plauderns am Kamin, der gemüthlichen Geselligkeit und der behaglichen Träumerei im dämmernden Zwielicht. Sie haben auch dieses Mal Ihr Schloß am Meere nicht verlassen und dem Drängen Ihrer Freunde, welche Sie in die Hauptstadt riefen, sich abwehrend erwiesen und ziehen den lärmenden Vergnügungen des großstädtischen Lebens die gute Gesellschaft mit sich selbst, den Verkehr mit einem kleinen Kreise wohlgesinnter Nachbarn und die Beschäftigung mit den neuen Erzeugnissen der deutschen Dichtkunst vor. Und auch die Natur, deren schwärmerische Verehrerin Sie sind, entbehrt zur gegenwärtigen Zeit der Reize nicht; auch der Wintersturm ist schön über den Wassern und die schneeigen Dünen mit der brausenden See zu ihren Füßen verleihen der melancholischen Winterlandschaft eine eigenartige Stimmung. Freilich, die schönsten Seiten im Buche der Natur schlägt der Frühlingswind auf, aber schon träumt die schlummernde Erde von den holden Tagen des Maies und ihr Leib erzittert leise im ahnungsvollen Vorgefühl künftigen Lenzesglückes.

Sie haben mich gebeten, Ihnen im Geiste Gesellschaft zu leisten, und ich komme mit Freuden Ihrem Wunsche nach, Sie von einigen neueren Dramen zu unterhalten. Ich kenne niemand, mit dem ich lieber plauderte als mit Ihnen, Sie wissen so reizend gelehrig zu sein und haben ein großes Talent zuzuhören.

Die Geschichte hat wie regelmäßig so auch diesmal einen großen Theil der dramatischen Stoffe hergeben müssen; sie ist, dichterisch erfaßt, die beste Freundin Melpomenes, unfein behandelt aber ihre erbittertste Feindin und eigene Rächerin. In freundschaftlichem Bunde steht sie mit Wilhelm Wendlandt, der in seinem Trauerspiel „Magnus“ einen Stoff aus dem dänischen Mittelalter sich zum Vorwurf genommen hat. Dieser Magnus ist ein Gemisch von Hamlet und Richard

dem Dritten, gewaltig im Haß, furchtbar im Trotz und groß in der Verachtung der Welt. „Magnus naht wie eine Wetterwolke; vorgebeugt beschattet er seine eigene lange Gestalt", heißt es bezeichnend von ihm im Stücke. Als Erbe des dänischen Thrones ist er von allen und von sich selbst gehaßt, während sich lichtvoll von diesem dunklen Hintergrunde die glänzende Gestalt des Herzogs von Schleswig Knut Lawards abhebt. Ihn vergötterte das Volk und wünscht sich ihn als Nachfolger des alternden Königs Nikolaus. Den Vetter zu stürzen, fordert ihn Magnus vor das Königsgericht und bezichtigt ihn des Hochverraths am Reiche und des Treubruchs am eigenen Geschlecht. Im Thing zu Roskilde wird des Herzogs Unschuld offenbar und Magnus zur Strafe für die grundlose Anklage zur Wallfahrt nach dem heiligen Grabe verurtheilt, Knut Lawards aber zum Herzog über alle Dänen erhoben. Im Walde zu Harrested, wohin Magnus den arglosen Herzog hinterhaltig zur Abbitte entbietet, erschlägt er den ungerüsteten Mann. Magnus besetzt Schleswig, verpfändet dem deutschen Kaiser Lothar das Dänenreich und Scepter als Lehn und stürmt das alte dänische Königsschloß, den eigenen Vater gefangen nehmend. Auf der Ebene bei Fotwig erliegt er aber dem Schwertstreich Erichs, des Bruders des ermordeten Knut Lawards, der die Blutschuld rächt und dem vom Grame hingerafften König in der Herrschaft folgt. „Verachtung und Vernichtung ist der ganze Baargewinn des Leids", so lautet der Sterbetrost des fallenden Magnus mit einem starken Anklang an die letzten Worte des verscheidenden Talbot. Das Stück ist reich an dramatischer Handlung, die Charaktere sind mit starken Kontrasten einander gegenübergestellt und eine Fülle mit dem Ganzen im engen Zusammenhang stehender Episoden giebt der Dichtung eine reichliche Belebung. Mit breiten Schultern treten die Recken aus dem Stücke heraus, urwüchsig und naturgewaltig sind ihre Gedanken und Empfindungen, schnell und furchtbar ihre Thaten. Mit besonderer Liebe sind die Frauengestalten des Dramas ausgearbeitet, die hoheitsvolle Herzogin Ingeborg und die Normannentochter Alexia. Kraftvoll und markig, wie aus Eichenholz geschnitten, ist die Sprache der Dichtung, sie trifft oft wie ein Schwerthieb. Auch ist die Farbe der geschilderten Zeit wohl abgetönt, besonders die Thingversammlung des dritten Aktes, sicherlich der Höhepunkt des Stückes, legt Zeugniß ab von einem sorgfältigen Studium der behandelten nordischen Geschichte seitens des Verfassers.

Auch das Schauspiel „Heinrich der Vierte" von Friedrich von Hintersin ist eine erfreuliche Ausnahme von der gewöhnlichen Art der Dramatisirung historischer Stoffe. Geschickt und mit dramatischer Bewegung ist die Exposition des Schauspiels angelegt, welche die Versammlung der deutschen Fürsten auf der Kaiserpfalz zu Goslar vorführt. Den Gipfel der Handlung bildet selbstredend die Buße Heinrichs im Burghof zu Kanossa und die Begegnung des Königs mit dem Papst. Der innere Kampf der ihm aufgezwungenen Bußübung mit dem königlichen Stolze in der Seele Heinrichs, der Widerspruch zwischen der Büßerkleidung des Fürsten und dem verhaltenen Ingrimm in seiner Brust gelangt zum energischen Ausdruck. Freilich ist der Geschichte im weiteren Verlaufe der Handlung Gewalt angethan worden

und es muthet den Leser sonderbar an, wenn Gregor der Siebente beim siegreichen Nahen Heinrichs an der Spitze der italienischen Großen vor gebrochenem Ehrgeiz todt in die Arme der Mönche sinkt. Wir Kinder des neunzehnten Jahrhunderts werden durch derartige Geschichtsfälschungen stark verletzt und der moderne Dramatiker, welcher seine Helden dem deutschen Mittelalter entlehnt, hat dem heutigen skeptischen Publikum gegenüber einen schweren Stand. Wenn es nach ihm ginge, würde den Knaben in den Schulen jedenfalls der Geschichtsunterricht entzogen werden. Das ist wieder ein Punkt, den Kirche und Poesie der Schule gegenüber gemeinsam haben.

Wie ein Riese ragt unter den neueren Dramatikern Ernst von Wildenbruch hervor. Meines Erachtens ist er der größte der jetzt lebenden dramatischen Dichter Deutschlands. Das ist Poesie, das ist Dramatik! Das sind Charaktere, erfunden und gebildet in echt dichterischem Geiste! Ich weiß, gnädige Frau, er ist auch einer Ihrer Lieblingsdichter, wenn schon er eigentlich zu männlich und zu spröde für Frauen schreibt. Sie drohen mir mit dem erhobenen Finger, Sie kennen mich, ich will nicht galante Phrasen drehen. Aber Sie suchen in dem Dichtungswerke nicht bloß eine fesselnde und müheloſe Unterhaltung, Sie verlangen einen inneren Kern und Gehalt, der eine genauere Prüfung aushält und die Wahrheit in der Schönheit birgt. Im allgemeinen ist Wildenbruch für das weibliche Publikum zu thatsächlich und zu gegenständlich, nicht genug lyrisch und formell poetisch, zu wenig schwungvoll im rhetorischen Sinne. Da geht nicht gleich der Mond auf, wenn zwei Liebende beisammen sind, da blicken die lieben Sternlein nicht, wenn die Geliebte den Freund sehnsuchtsvoll erwartet, und auch die Blumen, insonderheit die Röselein und die Gelbveigelein, bleiben unbeachtet, wenn der Bräutigam von der Braut scheiden muß. Aber das macht ihn gerade zum bedeutenden Dramatiker. Der tiefste Schmerz, statt von dem schluchzenden Liede der Nachtigall zu reden, wirft sich an die Brust der Geliebten, weint und schweigt. Der Held des Wildenbruchschen Schauspiels „Das neue Gebot“ ist Wimar Knecht, Pfarrer von Volkerode im Eichsfeld. Er dient dem Könige treu und waltet gewissenhaft seines Amtes. Er und sein still schaffendes Weib haben Glück und Segen in die arme Gemeinde von Volkerode gebracht und werden von ihr wie Vater und Mutter geliebt. Wimars Evangelium ist die Nächstenliebe und seine Frömmigkeit ist werkthätige Pflichterfüllung. Bald aber bricht der Sturm in den stillen Frieden des Volkes zu Volkerode. Die Empörung der Sachsen gegen Heinrich den Vierten wirft ihre Fackeln bis in das friedliche Kirchdorf. Während der König die Harzburg aufgiebt, um sich dem Feinde in offener Feldschlacht entgegenzuwerfen, rettet sich die Königin, welche gesegneten Leibes ist, auf einsamen Wegen, nur von wenigen Frauen begleitet, auf die Burg zu Volkerode. Inzwischen hat Wimar dem Einflusse der sächsischen Großen, welche die Bevölkerung des Eichsfeldes gegen den König aufzuwiegeln gekommen sind, widerstanden; statt die Männer von Volkerode des Eides und der Königspflicht zu entbinden, wie ihm angesonnen wird, mahnt er zur Treue gegen den Fürsten. Als aber der Magdeburger Mönch Bruno die vom Papst gegen den König geschleuderte Bannbulle verkündet

und das Anathema Roms gegen Heinrich ausruft, da löst der Priester nach hartem Seelenkampf die Männer des Eides. „Der Papst ist Gott! Sein Wort ist Gottes Wort!“ An diesem Glaubenssatze klammert er sich an, im innersten von dem päpstlichen Machtspruch getroffen. Denn ihn quält der Widerspruch, daß er an den Eid nur so lange gehalten sein soll, als der Papst es will. Die Menschlichkeit siegt jedoch über den starren Priesterglauben Wimars, der aus der umlagerten Burg Volkerode geflüchteten Königin gewährt er trotz des Fluches, der auf ihrem Haupte als der Gemalin Heinrichs lastet, in seiner Kirche eine Freistätte und schützt sie und das ebengeborene Königskind vor den andringenden Empörern, indem er die Bahre auf den Altar niedersetzt und das Kruzifix den Angreifern entgegenhält, bis die zur Rettung herbeigeeilten Wormser Bürger die ersehnte Hilfe bringen. Dafür trifft ihn der Kirche Bann, die Gemeinde wendet sich von ihm ab, da er durch seine rettende That die Rache der Empörer auf Volkerode beschworen hat, und fluchbeladen lenkt er mit Martha, welche das neue Gebot, die päpstliche Cölibatsatzung, als Weib eines Priesters der Verachtung preisgegeben hat, die Schritte aus der geliebten Heimat in die Fremde. Im Waldesdunkel an der Unstrut findet er mit seinem Weibe vor den Menschen und seinen Gedanken Zuflucht, dort löst der Tod die Qualen des tiefgekränkten Weibes; während das Waffengeklirr der wogenden Königsschlacht von den Ufern der Unstrut in die Waldesstille wie Siegesposaunen erklingt. Dem zu Tode verwundeten Bruno von Magdeburg legt Wimar in brüderlicher Versöhnung segnend die Hände auf das Haupt und eilt, von den jubelnden Männern von Volkerode umringt, dem siegreichen König entgegen. Die Worte, mit denen er dem sterbenden Bruno den letzten Segen spendet:

„Ein neu Gebot hast Du uns bringen wollen:
Seid Gott getreu und treulos Eurem Land;
Du hast Gott nicht gekannt: er spricht zum Menschen
Nur in der Heimatsprache heil'gem Laut;
Liebe zum Vaterland ist Gottes Dienst.“

bezeichnen den Grundgedanken der Dichtung. Mit der Haupthandlung ist aufs innigste die Liebesgeschichte des Vogts der königlichen Burg zu Volkerode, Berthold von der Meersburg, und der Tochter Wimars Gertrud verpflochten, welche an Kraft der Empfindung und Schönheit des Ausdrucks die Liebesscenen der meisten unserer modernen Dramen bei weitem überragt und mehr wahre Poesie als Dutzende von Goldschnittbände unserer empfindsamen Lyriker enthält. Namentlich die jungfräuliche Gertrud ist mit einer hinreißenden Anmuth geschildert, der ganze Zauber des unberührten Mädchenthums umfließt wie Blumenduft ihre liebreizende Gestalt und von ihrer Stirne glänzt es rein und hell wie Sonnenschein. Das Schauspiel ist schon vielfach zur Aufführung gelangt und hat überall lauten Beifall gefunden. Daß eine jede größere deutsche Bühne das Wildenbruchsche Drama auf ihr Repertoir stellt, ist eine Ehrenpflicht des deutschen Theaters gegen den Dichter. Da das Stück bühnengerecht geschrieben ist, wird es den Bühnen leicht fallen, dieser ihrer Pflicht gerecht zu werden.

In die Parteiwirren der italienischen Geschichte des sechzehnten

Jahrhunderts führt das Trauerspiel „Vittoria Accorombona“ von E. John ein. Das Stück ist von Hermann Riotte, dem Ihnen dem Namen nach vielleicht nicht unbekannten Provisionsreisenden der dramatischen Abfallliteratur eingeleitet. Riotte ist der Begründer der sogenannten „Deutschen Novitätenbühne“ in Leipzig, deren Aufgabe darin besteht, den Dramen jüngerer Autoren, deren dramatische Leistungen von den größeren Bühnen mit Dank abgelehnt werden, Liebesdienste zu leisten. Sie ist gewissermaßen eine Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit, für den anonymen Ruhm gepachtet und die Gesellschafter sind in der Hauptsache verkannte Genies. Novitätenbühne heißt diese Anstalt mit Recht, da jedes aufgeführte Stück den deutschen Bühnen neu ist und der Darstellung auf einem andern Theater unzugänglich erscheint. Ich kann den Gedanken des Gründers dieser Unternehmung für einen glücklichen nicht erachten und die Unterscheidung zwischen solchen Dramen, welche auf den deutschen Normalbühnen zur Aufführung gelangen und solche, welche auf diesen nicht aufgeführt und daher auf der Novitätenbühne inscenirt werden, will mir nicht einleuchten, zumal die letztere mit den möglichst geringen Mitteln arbeitet und daher schon virtuell kaum in der Lage ist, durch ihre Vorstellungen die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise auf sich zu lenken. Das Trauerspiel von E. John ist allerdings ein solches, welches nur für eine Novitätenbühne geschaffen ist; es ist nicht zu befürchten, daß es einem größeren Publikum die Hoffnung auf einen genußreichen Theaterabend verkümmern wird. Das ist die altgewohnte Art, die Geschichte zu benutzen, um dem Liebesroman eine gewisse Grandezza zu verleihen. Es sind die alten, abgegriffenen Theatereffekte, Mord und Todschlag, die entdeckte Verschwörung und im fünften Akte die obligate Vergiftung. Und das alles ist ohne jeden inneren Zusammenhang, es zeigt sich in diesem fortgesetzten Tödten nicht die geringste dramatische Logik. Aus den angedeuteten Theaterrequisiten können Sie sich, gnädige Frau, auch ohne Zuhilfenahme der italienischen Geschichte die Handlung des Trauerspiels zusammensetzen und ich würde nur Ihre Geduld auf die Probe stellen, wollte ich Ihnen den Verlauf derselben ausführlicher angeben. Die Charaktere des Stückes können kein Interesse erwecken, es sind die alten Schablonfiguren mit den hübschen Phrasen auf den Lippen, aber ohne Kraft und Inhalt, Marionetten. Etwas wird Sie vielleicht doch interessiren, nämlich die reiche Erfindungsgabe, mit welcher der Verfasser den Gifttod der Heldin herbeizuführen weiß. Der Sekretär des Herzogs von Orsini hat von seinem Herrn den Auftrag erhalten, der Vittoria Gift beizubringen. Das geschieht nun auf folgende Weise. Der Sekretär betritt das Gemach des Herzogs, von welchem aus man in das Zimmer Vittorias gelangt. Er kommt mit dem Gifte in der Westentasche und setzt sein Vorhaben natürlich in einem Monologe dem erstaunten Publikum auseinander. Just zur gelegenen Zeit erscheint die Zofe Vittorias „mit einem Gefäß auf einer Platte“. „Sieh, sieh, mein schönes Kind, was bringst Du da?“ wendet sich der galante Geheimsekretär an das hübsche Kammermädchen. „Was soll es sein? Die Chokolade für die gnädige Frau?“ „Die Chokolade?“ rufen Sie erstaunt mit dem Sekretär aus. Ja, die Chokolade. Während nun der verkappte

Giftmörder die Aufmerksamkeit der Zofe von dem Gefäß auf der Platte ablenkt, schüttet er ein Pulver in die Chokolade und rührt sie, damit es auch schnell wirke, um. Kaum ist es geschehen, so hört man klingeln. Natürlich ist es Vittoria. Die vergeßliche Zofe stürzt mit dem Gefäß auf der Platte in das Gemach ihrer Herrin ab und nach kurzer Zeit erscheint Vittoria, um ihren Tod auf der Bühne abzuwarten. Sie hat nämlich inzwischen die Chokolade aus dem Gefäß auf der Platte getrunken. Hätten Sie sich das träumen lassen, gnädige Frau? Nicht ohne Schwung ist die Diktion des Dramas, wenn auch ohne jede dramatische Energie. Auch leidet der Ausdruck an starken Uebertreibungen und der Vers an trivialen Wendungen. Wenn der Herzog Orsini zu einem Vortrag seines Sekretärs bemerkt: „Das Gewäsch versteh' ein anderer", wenn der Sekretär erklärt: „Die Donna wird elegisch und ich drück' mich" und die Rettung für zu spät hält, wenn der Verurtheilte schon „am Pfahle baumelt", wenn die Schwiegermutter der Heldin dieser entgegenruft: „Laßt Euch nicht stören, Ihr seid schön im Zuge", so ist das einfach banal und findet nur ein würdiges Seitenstück an der eigenartigen Etikette, mit welcher sich der Herzog ungebetener Gäste erwehrte. Dem einen macht er sein Mißfallen über den unerwünschten Besuch mit folgenden Worten begreiflich: „Im übrigen, mein Herr Marchese, ist die Thür dort hinten", während er seinem Vetter gegenüber schon deutlicher wird: „Nun aber packt Euch", so endet er das bedeutsame Gespräch und der gehorsame Vetter entfernt sich, oder, um im hohen Stile des Dramas zu bleiben, drückt sich mit der Entgegnung: „Zu Befehl, Herr Herzog" und einer respektvollen Verbeugung. Das ist ja beinahe der Hausknecht in der historischen Tragödie! Auffallend ist mir gewesen, daß die meisten Verse des Verfassers mit weiblichen Endungen auslauten. Sollte das etwa eine Galanterie gegen Ihr Geschlecht sein, gnädige Frau? Um mich aber nicht bloß bei Einzelheiten aufzuhalten und Ihnen den tragischen Grundgedanken des Trauerspiels zu enthüllen, bediene ich mich der eigenen Worte des Ausrufers dieses Dramas, des Direktors der „Deutschen Novitätenbühne": „Daß in diesem (politischen) Gewitter die Heldin durch ihre Neigung zu dem von despotischer oder besser erotischer Liebesglut (sollte das wirklich besser sein?)! getragenen Helden mit fortgerissen wird und endlich, nachdem ihr dasselbe den zweiten Gatten raubt, zugrunde geht, ist der tragische Grundgedanke des Stücks, der von unzweifelhafter Wirkung ist." Wissen Sie nun, was der tragische Grundgedanke und was überhaupt tragisch ist, gnädige Frau? Ich hätte es nicht gewußt, wenn es der Aesthetiker der „Novitätenbühne" nicht so klar und deutlich ausgesprochen hätte.

Einen großartigen Stoff hat sich Gustav Felix in seinem Schauspiel „Moskau 1812" zum Vorwurf genommen, die Besiegung Napoleons durch den russischen Winter. Aber die Gestaltungskraft des Verfassers reicht nicht annähernd aus, die Riesenaufgabe nur einigermaßen zu bewältigen; sein schwacher Meißel zerbricht an diesem Granitblock der Geschichte. Die Gestalt Napoleons entbehrt gänzlich jenes dämonischen Zuges, welcher den Titanen des Geistes eigen ist und in der Grabbeschen Dichtung „Napoleon oder die hundert Tage" zum gewaltigen Ausdruck gelangt. Das ganze Stück ist eine bunte Reihe

nicht unbewegter Bilder aus dem Staats- und Kriegsleben, in deren Mittelpunkt das brennende Moskau steht. Merkwürdigerweise hat sich der Verfasser einen Haupteffekt und vielleicht für Napoleon die interessanteste Situation aus dem russischen Feldzug entgehen lassen. Ich meine den französischen Kaiser angesichts der in Flammen aufgehenden alten russischen Hauptstadt. Klio selbst zündete die Fackeln an zur Beleuchtung des trotzigen Untergangs ihres sie selbst meisternden Helden. Um so seltsamer ist die Auslassung dieser Scene, als sich hier Gelegenheit zu einem wirksamen Monolog im großen Stile bot und der Verfasser im übrigen ein Freund von Monologen ist. Es erscheint dies eigentlich bei einem solchen Stoffe von selbst geboten, denn der gewaltige Genius steht in seiner düsteren Einsamkeit seiner Mitwelt fremd gegenüber und spricht am liebsten mit sich selbst. Sollte dem Verfasser etwa das Zutrauen gefehlt haben, zu dieser Scene die erforderliche Darstellungskraft zu besitzen? Es wäre eine gerechtfertigte Selbsterkenntniß gewesen. Der Verfasser ist übrigens in der Stimmungsmalerei oft recht glücklich und das Stück weist in dieser Hinsicht treffende Züge auf. Insbesondere gilt dies von der episodischen Scene, in welcher der feurige Patriot Werischalin auf Bitten einiger Freunde einen französischen Aufruf übersetzt und dafür aus Mißverständniß von der fanatischen Menge wie von einem wilden Thiere zerrissen wird. Es ist dies ein charakteristischer Zug für den wüthenden Haufen und unter den ermüdenden Staatsaktionen und Schlachtscenen des Dramas wahrhaft erfrischend, wenn schon es stark nach dem berühmten Muster des Dichters Cinna in Shakespeares „Julius Cäsar" gearbeitet ist. Uebrigens finden sich unter dem Volkstypen auch bereits die modernen Nihilisten vor. „Wir beten an das Nichts als unsere einz'ge Gottheit! Nur das Nichts ist ewig, alles übrige vergänglich! Im Nichts allein ist ewiges Vergessen", so philosophiren zwei Brandstifter und Mordbrenner auf den Gassen der angezündeten Stadt, um nach dieser theoretischen Betrachtung ihrem edlen Handwerk nachzugehen. Das klingt etwas absichtlich und erscheint zu jungrussisch. Zweierlei ist es aber, was mich in dem Drama hauptsächlich verletzt. Wie weit das Element des Wunderbaren und Ueber- oder Unterirdischen in der dramatischen Kunst Verwerthung finden dürfe, ist noch ein Zweifelspunkt der wissenschaftlichen Aesthetik. Sicherlich aber kann es nicht gebilligt werden, wenn in dem Stücke nach einer durchaus modern geführten Schlacht mit Gewehrsalven und Kanonendonner ein Chor unsichtbarer Geister dem träumenden Feldherrn warnend die Zukunft enthüllt. Derartige Kunstmittel bedürfen des Halbdunkels der mittelalterlichen Zeit, vor dem grellen Lichte unseres Jahrhunderts zerfließen sie in wesenlose Schemen. Es verträgt sich nicht mehr mit unserer Auffassung und Empfindungsweise, wenn dem modernen Helden die Träume als geisterhafte Erscheinungen ans Bett treten; Zeit und Handlung sträuben sich gegen das Gespenst, man müßte denn gerade Spiritist sein. Zum anderen meine ich die Prophetin am Schlusse des Dramas. Die Kaiserin Elisabeth schaut verklärten Auges in die Zukunft; ihrem Geiste enthüllt sich die zeitliche Ferne. Sie weiß, daß der gallische Cäsar bei Leipzig und Waterloo niedergeworfen werden und auf ödem Felseneiland im Meere sein

ruhmsüchtiges Herz verzehren wird. Aber noch weiter in die Zukunft reicht ihr Blick. Sie verkündet die Geschichte unserer Tage, in denen wir des Reiches alte Herrlichkeit wieder erstehen sehen in neuer Pracht und uns einig und glücklich fühlen unter dem starken Scepter eines geliebten Kaisers. Solche Prophezeiungen von heute auf gestern sind billig und wirkungslos und wir erblicken in der Wahrsagenden nicht mehr Kassandra, sondern nur zu leicht die Zigeunerin. Die Schlußworte des Stückes im Munde der russischen Kaiserin:

„In neuem Glanz erhebet Deutschland sich;
Der deutschen Stämme alter Bruderzwist,
Er ist geendet, einig wird das Reich.
Aus langem Schlaf erwachet Barbarossa;
Ein Kaiser wieder ist dem Reich entstanden
Aus Hohenzollerns großem Heldenstamm;
Mit fester Hand hält er das Reichspanier,
Den Frieden treu und sicher zu bewahren.
In seiner Hut ruht nun Europas Friede.
O, mög' er dauern bis in fernste Zeiten
Zum Glück, zum Wohl der Fürsten und der Völker."

sind zwar gut gemeint und voll patriotischen Schwunges, aber nichtsdestoweniger völlig unkünstlerisch.

Mit seiner dramatischen Dichtung „Faust. Zweiter Theil" hat sich Joseph Ernstlieb in die Reihe derjenigen begeben, welche eine Fortsetzung des Goetheschen Gedichts im Anschluß an dessen ersten Theil unternommen haben. Daß ein solches Beginnen von vornherein aussichtslos ist, bedarf keiner weiteren Ausführung, denn dazu bedürfte es eben eines Goethe. Es ist die Frage daher bloß dahin zu stellen, ob der Versuch überhaupt leidlich ausgefallen ist oder nicht, im übrigen wird es, um juristisch zu reden, immer ein Versuch mit absolut untauglichen Mitteln bleiben. Die gegenwärtige Dichtung ist Fragment und läßt mithin nicht absehen, wie sich der Verfasser einen Abschluß der großen Fausttragödie nach seinem Sinne gedacht hat. Faust kehrt in die Stadt zurück, auf welcher noch der Blutbann liegt, ist Zeuge der Hinführung Gretchens zur Richtstätte und wird als Mörder Valentins erkannt und gefangen genommen. Der Gnade des neuen Kaisers theilhaftig, verläßt Faust Deutschland und wendet sich nach England, um dort der Wissenschaft freies Wort zu führen. Mephisto, welcher wie ein Hamburger Polizeispion an der holländischen Küste lauert, läßt ihn ziehen und giebt ihm zum Abschied noch seinen teuflischen Segen mit. Was aus Faust wird, erfahren wir nicht, denn hier bricht das Stück ab. Die Dichtung ist offenbar die Frucht eines sorgfältigen Studiums der Goetheschen Werke, aus allen Ecken und Enden schauen Reminiscenzen an das Gedicht hervor, welches nach Heine die neue Bibel des deutschen Volkes ist. Der Verfasser tritt übrigens mit aller Bescheidenheit vor das Publikum, denn er selber giebt seinem Werke das Motto: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt."

In seinem einaktigen Schauspiel „Die Brüder" behandelt Georg Irrgang den bekannten Konflikt der beiden Brüder von Messina. Siegesmund und Alexander lieben dasselbe Weib, Prinzessin Emilia.

Aber während der erstere das Reich und den Königstitel, hat der letztere das Herz Emilias erobert. Alexander hat sich der gegen seinen Bruder ausgebrochenen Empörung in die Arme geworfen, ist jedoch entwaffnet worden und sieht seinem Richterspruch entgegen. Er lautet auf Tod und bedarf nur noch der Unterschrift des Königs. Aber noch einmal will Siegesmund versuchen, den Besitz der schönen Emilia zu erringen. Alexander soll Verzicht auf seine Liebe leisten und das geliebte Mädchen dem König als Gattin zugestehen; um diesen Preis soll er frei sein und leben. König Siegesmund ist, man merkt es, ein rechter Tyrann, er will der Liebe befehlen, wie er einem Regimente Soldaten kommandirt. Diese seine Entschließung giebt er den Hohen seines Reiches bekannt, auch hier tritt er als ein wahrer Despot auf und seine cäsarische Gesinnung und Denkart giebt sich aufs schärfste in seiner Thronrede an die Reichsbarone kund. Denn das leuchtet doch jedem ein, meint der Fürst:

„Daß keine kleine Ursach' mich bewogen,
Mir heute Eure Gegenwart zu schenken."

Wahrlich, die Mitglieder des Fürstenraths sind sehr im Irrthum, wenn sie etwa glauben, daß ihr erhabener Monarch ohne besonderen Anlaß sich ihre Gegenwart schenkt. Emilia soll selber entscheiden, aber nach einer leidenschaftsvollen Unterredung mit dem Prinzen Alexander weisen beide den Gnadenvorschlag des Königs zurück. Alexander wird vor seinen Bruder geführt, er soll den Todesspruch vernehmen. Mit warmen Worten schildert der Gefangene die Segnungen einer freien Herrschaft dem ergrimmten Alleinherrscher, als ein neuer Marquis Posa verlangt er vom Bruder Gedankenfreiheit und sogar die Verleihung einer Verfassung an das Volk. Die pathetische Rede bewirkt, daß Siegesmund die Feder ergreift, um das Todesurtheil seines Bruders zu unterzeichnen. Da erscheint Emilia in der Mitte einer Schaar von Nonnen, sie ist auf dem Wege ins Kloster, wo sie ihre Jugend vertrauern will, und winkt dem Geliebten die letzten Grüße zu. Aber der Anblick dieser unendlichen, entsagungsvollen Liebe übermannt den König, in tiefster Rührung zerreißt er das Urtheil; er legt den Purpurmantel ab und überläßt die Königskrone und Emilia versöhnt dem Bruder. Die Handlung ist schön erfunden und namentlich der versöhnende Schluß ist nicht ohne erhebende Wirkung. Nur kann nicht unerwähnt bleiben, daß die Umwandelung des Königs zu plötzlich kommt und, gerade als Wendepunkt der ganzen Handlung eine breitere und tiefere Motivirung verlangt hätte. Mit vielem Schwung ist die Liebesscene zwischen Alexander und Emilia geschrieben, freilich entbehrt auch sie wie das ganze Stück der packenden dramatischen Bewegung, des hochgehenden Wellenschlages.

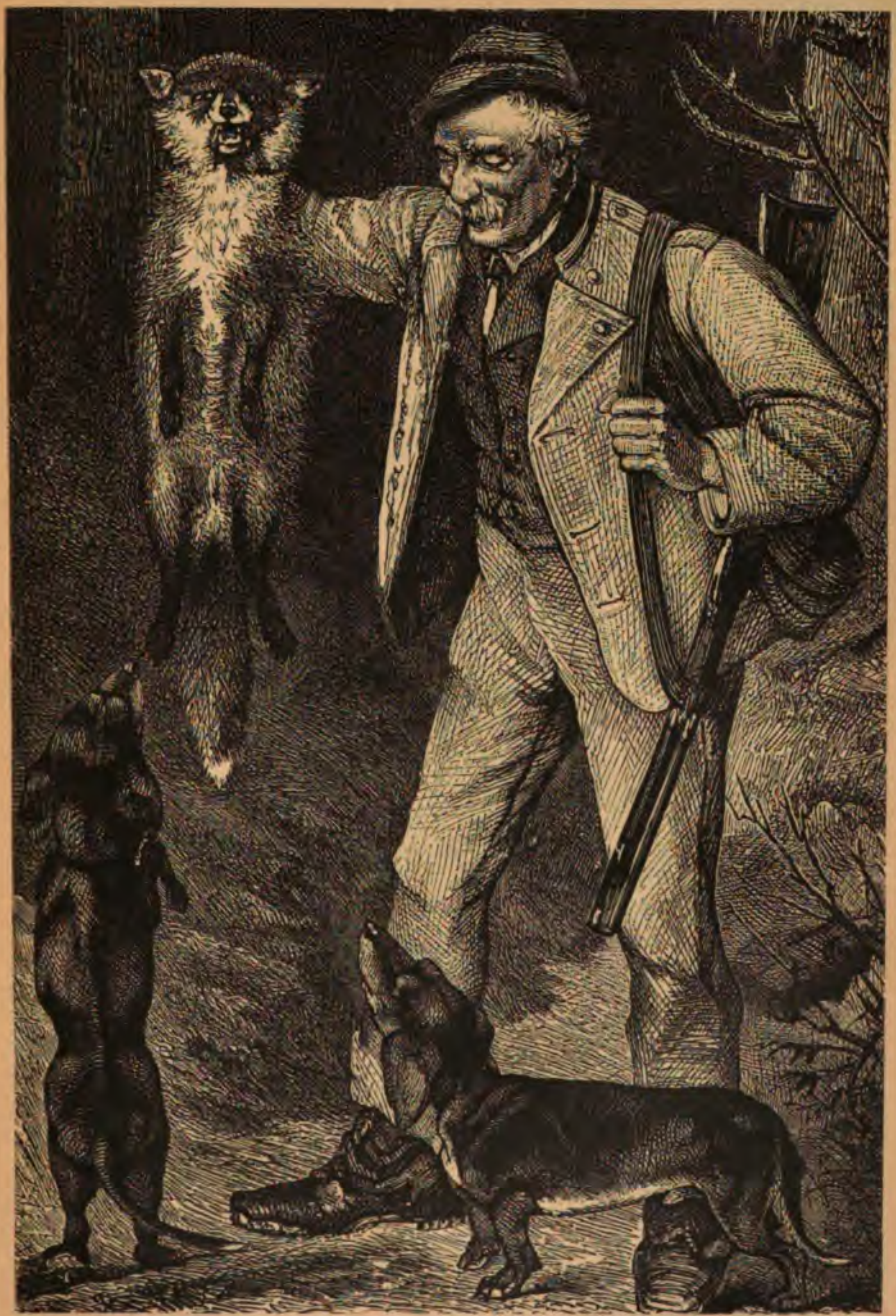
Nicht viel günstiges läßt sich von dem Schauspiel „Leonore" desselben Verfassers sagen. Es gehört zu den Intriguenstücken, ohne daß aber die Intrigue von besonderer Feinheit oder Neuheit wäre. Eine kurze Inhaltsangabe wird zur Beurtheilung des Dramas Ihnen die nöthige Handhabe geben. Der finanziell ruinirte Graf Falkenberg braucht, was nach Montecuculi besonders zum Kriege nöthig ist, Geld, Geld, Geld. Mit seiner ihm würdigen Gemalin sinnt er den Plan

aus, seinen von den Frauen gefeierten Sohn Manfred reich zu verheiraten. Sein Blick fällt auf eine junge, reizende und vor allem sehr reiche Wittwe, die Gräfin Valeska von der Werthen. Valeska, bei welcher die Gräfinmutter für den Sohn anhält, nimmt die Werbung an, sie ist schon längst von dem schönen Jüngling entzückt und erklärt sich ohne langes Zögern der zukünftigen Schwiegermutter: „Nun wohlan, es sei! Ohne Umschweife, verehrte Freundin, ich bin von dieser Stunde an ihre Tochter. Sprechen Sie mit Manfred, daß er um mich werbe." Nun kommt aber die Hauptsache in den Augen des edlen Grafenpaares. Angeblich um den stolzen Manfred zu täuschen, daß er nicht als armer Edelmann die ausgestreckte Hand der reichen Wittwe zurückweise, entlockt die Gräfin der gewünschten Schwiegertochter ein Dokument, Inhalts dessen sich Valeska verpflichtet, ihr die Hälfte ihres Vermögens bei der Ehe mit Manfred zu übergeben. Dasselbe soll, wie die Gräfin versichert, dem Sohne nach und nach in die Hände gespielt werden, damit er glaube, es seien seine Einkünfte aus dem väterlichen Vermögen und so nicht aus bescheidenem Stolze oder stolzer Bescheidenheit die Braut zurückstoße. In Wahrheit ist es natürlich auf das Geld abgesehen und, um offen zu sein, so liegt auf Seiten der Gräfinmutter ein Betrug der gewöhnlichsten Art vor, an dem sich der Graf als Gehilfe betheiligt. Sie sind also beide reif für den Staatsanwalt. Valeska sucht nun auch den designirten Bräutigam durch ihre Reize zu umstricken, sie läßt alle Minen springen und freilich, man muß es ihr lassen, sie weiß sich in geistvoller und origineller Weise in der Familie der zukünftigen Schwiegereltern beliebt zu machen. „Ich gestatte mir, Graf Egon", sagt sie zu dem Bruder Manfreds bei einem Besuche im Grafenschloß, „auf Ihr Wohl zu trinken", und kommt ihm hierauf etwas von ihrer Limonade, während Egon mit einem geistreichen „Ich danke, Frau Gräfin" sich auf den Zutrunk der jungen Wittwe revanchirt. Allerdings, sie ist etwas emanzipirt und kann sich schon solche „Züge" leisten, ja sie hat es sogar verlernt zu erröthen. Denn sie selber sagt auf ein Kompliment des alten Grafen: „O bitte, beschämen Sie mich nicht. Ich müßte ja erröthen, wenn ich ein Mädchen wäre. So freilich bin ich Frau, wenn auch Wittwe." Der ganze Plan der Gräfinmutter ist aber, wie eine Rechnung ohne den Wirth, ohne ihren Sohn Manfred gemacht. Dieser liebt bereits ein einfaches, braves Bürgerkind und kann von ihr nicht lassen. Valeska erfährt von diesem Verhältniß und von der Intrigue der Gräfin, ihr ganzer Frauenstolz bäumt sich hoch auf und fordert Rache. Jetzt erfahren wir, daß diese häßliche Empfindung übrigens schon längst ihren schönen Busen beseelt. Sie hat in jungen Jahren, als sie der Eltern und ihres Gutes beraubt an die Thür und das Herz der Gräfin gepocht, beides verschlossen gefunden; kalt und lieblos in die Fremde gestoßen, hat sie ihr Herz genährt mit den wildesten Rachegefühlen. Nun kommt sie, ihre Mission, das Haus Falkenberg zu stürzen, in Erfüllung zu bringen und sinnt schreckliches. Sie weiß es, die Gräfin mit ihrer eigenen List zu schlagen. Manfred wird, dessen ist sie sicher, seiner Liebe treu bleiben und ihre Hand ausschlagen. „Da reiche ich eilig Egon von Falkenberg meine Hand, mit dem ich hinreichend kokettirt habe, um den

Eltern (sic!) glauben zu machen, daß er mir nicht uninteressant ist; das Dokument über meine Vermögensabtretung, welches die Leichtgläubigen ohne weiteres auf Egon übertragen werden, verliert seine Giltigkeit. Die Falkenbergs werden auf dieselbe weiterbauen, sorglos dahinleben und mir Zeit und Gelegenheit lassen, die betreffenden Pfänder einzulösen; sie werden, auf dasselbe sich stützend, das Vermögen von mir fordern, ich verweigere; denn Egon ist nicht Manfred, das Dokument ist ungiltig. Die Falkenbergs sind ruinirt", so kalkulirt Valeska. Was sagen Sie zu dem Einfall der Salonschlange? „Genial! In der That, eine meisterhaft gesponnene Intrigue", applaudirt ihr Rechtsanwalt, dem ich allerdings zufolge dessen einen Prozeß nicht anvertrauen möchte. Wie Valeska es gewollt hat, so kommt es; Manfred erklärt offen seine Neigung zu Leonore und wird von den Eltern verstoßen, während die kokette Valeska den unerfahrenen Egon in ihr Netz zieht, „einestheils durch Worte, anderntheils durch Benehmen", wie der schon erwähnte Rechtsanwalt in seiner frostigen Trockenheit bemerkt. Dafür verdiente er eigentlich den Justizrath. Das alte Grafenpaar läßt sich täuschen und, als sich die Hinfälligkeit des Schuldokuments erweist, stehen Falkenbergs vor dem Ruin des alten Grafenhauses. Da erscheint aber Leonore, jetzt das Weib Manfreds, als rettender Engel; mit der ansehnlichen Erbschaft des Vaters und der Beihilfe eines Freundes ersteht sie das zu Pfand verfallene Schloß Falkenberg und überläßt es den gerührten Schwiegereltern, welche versöhnt das edle Weib ihres Sohnes segnend ans Herz ziehen. Valeska aber, um ihre Rache betrogen und wegen ihres Intriguenspiels vom König des Hofes und des Landes verwiesen, eilt wuthschnaubend von dannen. Aus dieser Darstellung ersehen Sie, gnädige Frau, die innere Unwahrscheinlichkeit der ganzen Handlung; die Intriguen sind auf beiden feindlichen Seiten so plump ersonnen, daß man an deren Ernstlichkeit kaum glauben möchte. Daß eine derartige Schuldurkunde von der Gräfin Valeska und zwar auch noch durch einen Rechtsanwalt ausgestellt und ausgehändigt wird, ist kaum denkbar und kann eben nur von dem Rechtsanwalt durchgelassen werden, dessen Bekanntschaft Sie schon oben gemacht haben. Derselbe scheint allerdings seinen Beruf völlig verfehlt zu haben, denn er besitzt im Stücke auch noch die Eigenschaft, wichtige, ihm anvertraute Briefschaften zu verlieren. Die Charaktere des Dramas sind die altbekannten Bühnenfiguren ohne jede neue Zuthat. Auch entwickelt sich die Handlung zu wenig aus ihnen heraus und der Dialog verräth nur zu oft die Absicht des Verfassers, dem Publikum eine Voraussetzung des Stückes oder einen Theil der Handlung bekannt zu geben. Es wird von den Personen zu wenig gehandelt und zu viel erzählt. Der plötzliche Umschwung des gräflichen Paares in seiner Gesinnung gegen Leonore und insbesondere in seinem stark ausgeprägten Standesgefühl erinnert lebhaft an die Klappfiguren, mit denen sich die Kinder die Zeit vertreiben. Eine Eigenart haben allerdings die Personen des Stückes doch; wenn sie auftreten, übersehen sie mit Vorliebe die Anwesenden und dann beginnt ein Entschuldigen und Bekomplimentiren, daß man sich nicht eher gesehen habe. Es geschieht dies dreimal im Stücke und die Wiederholung dieses originellen Zuges ermüdet schließlich. Einmal er-

scheint sogar der alte Graf von Falkenberg mit seinem Rechtsanwalt und bespricht sich mit ihm über den bevorstehenden Bankerott seines Hauses, während im Salon die Gräfin und Valeska gegenwärtig sind. Das ist einfach unmöglich und der Verfasser, welcher die Kenntnißerlangung der Vermögenslage Falkenbergs seitens Valeskas zum Fortgang seiner Handlung benöthigt, muß, um dies zu bewirken, auf ein anderes Mittel sinnen. Im zweiten Akte sind die Auftritte und Abgänge der handelnden Personen im wesentlichen durch den Kaffee motivirt, den die gräfliche Familie trinkt. Ist das eine Aufregung um die Kaffeestunde im Grafenschloß! Man bekommt selber Appetit nach dem köstlichen Getränk und muß nur bedauern, daß es so lange dauert, ehe man bei Falkenbergs sein Täßchen trinkt. Freilich, der Mokka ist sehr beliebt bei ihnen und mit schmunzelndem Behagen offenbart der Graf diese seine noble Passion: „eine Schale Kaffee in einer fröhlich plaudernden Gesellschaft verachte ich nie." Darum läßt auch nicht nur die gnädige Frau vom Hause durch den Diener zum Kaffee bitten, nein, der junge Graf Egon bittet selbst Valeska, sie zum Kaffee führen zu dürfen, und entfernt sich alsbald offenbar in Befolgung seines Engagements, um den Vater zum Kaffee zu rufen, bis schließlich der alte Graf die dürstende junge Wittwe dem heißersehnten Getränk entgegenführt. So hat denn der Kaffee nicht nur in der epischen Dichtung durch Voß' Luise, sondern auch im Drama das Bürgerrecht erworben und braucht nicht mehr neidisch auf „eine Tasse Thee" oder gar auf „ein Glas Wasser" zu schauen. Die Diktion des Schauspiels ist oft eine gezwungene und geschraubte, daß man sich wundert, warum die Laute das Einfachste so pombastisch und schwülstig ausdrücken. Eine Wendung wie der Ausruf Manfreds bei der Beschimpfung seiner Geliebten: „Diese Beleidigung könnte mich zum Mörder avanciren lassen" im Augenblick der tiefsten Erregung ist nicht nur unschön und trivial, sondern auch im höchsten Grade unnatürlich. Da lobe ich mir Valeska von Werthen, die spricht klar und deutlich aus, was sie will. „Wie der Jüngling", sagt sie in sehnsüchtiger Erinnerung an vergangene Zeiten, „die zarte, unschuldvolle Mädchenknospe nach und nach mit Zärtlichkeiten öffnet, bis sie die Stufenleiter der Empfindung durchlaufen hat und heißbegehrt, sehnsüchtig fordert, um das pochende Herz ihres wogenden Busens zu beschwichtigen, so möcht' auch ich noch einmal jung sein." Wissen Sie nun, gnädige Frau, was sich die Werthen eigentlich wünscht?

Die jüngstdeutsche Dichterschule, deren laute Kriegsrufe sicherlich auch an Ihr hohes Schloß am Meere gedrungen sind, hat sich auch bereits auf dem Gebiete des Dramas bethätigt, aber bisher ohne nennenswerthen Erfolg. Vor mir liegen zwei neue Dramen von Karl Bleibtreu „Lord Byrons letzte Liebe" und „Seine Tochter". Karl Bleibtreu ist einer der begeistertsten und begabtesten Anhänger der neuen Richtung, welche sich an den französischen Romancier Emile Zola mit breitem Rücken anlehnt. Die neue Bewegung in der deutschen Literatur hat eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der großen französischen Revolution des vorigen Jahrhunderts und man könnte Bleibtreu den literarischen Robespierre derselben nennen. Schon sind viele gekrönte Dichterhäupter unter dem kritischen Richtschwert dieser literari-



Reineke's Ende.

schen Jakobiner gefallen; wer nicht auf den neuen ästhetischen Kanon schwört, ist ein Abtrün·iger und Verräther. Sie glauben an eine Wiedergeburt der Poesie durch den Realismus, wie er in den Zolaschen Werken eine Heimstätte gefunden hat. Aber das ist nicht der Realismus Goethes, welcher das Leben und die Welt alliebend durchdringt und die Wesenheit der Dinge erforschend dem Sein einen wahren und künstlerischen Ausdruck verleiht. Es ist die minutiöse Darstellung des Lebens auf der Glasplatte des Photographen. Aber der Photograph, und weiß er noch so gut zu gruppiren und zu retouchiren, ist kein Künstler im prägnanten Sinne. Und leider bauten die neuen Realisten meist nur eine Seite des Lebens aus und zwar die Kehrseite. Gerade das Dunkelste und Häßlichste des Lebens ist ihnen das Liebste; in den krampfhaften Zuckungen des Leibes der menschlichen Gesellschaft finden sie die höchsten poetischen Offenbarungen und statt mit versöhntem Antlitz schaut uns der Schmerz aus ihren Werken mit verzerrtem Gesichte und stierem Blicke an. Das Leben steht aber auf breiterem Grunde als auf Schmerz und Elend, und wer die Hefe nimmt, schöpft den Inhalt des Lebens nicht aus. Wenn wir schon an sich nur ungern und mit Widerwillen das Zimmer eines Kranken betreten und leise zusammenschauern bei dem Stöhnen und Aechzen des Sterbenden und unsere Brust erst wieder freier athmet beim Austritt aus dem Sterbezimmer an die frische Luft, um wie viel beängstigender und drückender muß uns werden, wenn uns selbst die Poesie in das Krankenzimmer der Menschheit führt und statt den Schleier über die Wunden zu legen die Beulen und Geschwüre mit einer heimlichen Freude aufdeckt. Ich habe bei der Lektüre dieser Werke immer die Empfindung, als stände ich in einem Krankensaale und unwillkürlich macht die Hand eine Bewegung wie zum Fensteröffnen, um die frische Luft und den Sonnenschein da draußen in die dunkle Stube hereinzulassen. Nein, die neue Parole ist nicht das wahre Evangelium der Kunst, die neuen Naturalisten sind nicht geweihte Priester der echten Muse, sie beten einen falschen Gott an und ihr Ideal wird vergehen wie das Götzenbild der Kinder Israels am Berge Sinai. Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. Der allein empfängt die wahre Weihe der Kunst, der mit stiller Seele nimmt.

„Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit."

Es soll und darf aber nicht verkannt werden, daß in dieser neuen Dichterschule, wenn man sie so nennen darf, viel, sehr viel Talent steckt. Und nicht der geringsten einer ist Karl Bleibtreu. Seine beiden genannten Dramen sind ein schöner Beweis für seine reiche dichterische Begabung. In dem ersten hat er seinen Lieblingspoeten Lord Byron zum Helden seiner Dichtung gemacht. Das Drama schildert die Liebe des englischen Dichters zur schönen Gräfin Therese Guiccioli, seine Theilnahme an den carbonarischen Umtrieben in Ravenna und seine letzte Pilgerfahrt nach Griechenland. Der Verfasser führt uns zunächst in den Palast des Grafen Gamba, wo eben die Hochzeit der Tochter des Hauses Therese mit dem alten Grafen Guiccioli gefeiert wird. Ein trauriges Hochzeitsfest, an dem der liebeswarme Sommer

mit dem Winter vermält wird. Es ist eine Konvenienzheirat im hoch aristokratischen Stile und die junge Frau, deren sehnsuchtsvolles Herz noch nicht der Sonnenstrahl einer mächtigen Leidenschaft getroffen hat, fühlt sich in ihrer neuen Würde zwar nicht glücklich, aber doch auch nicht unzufrieden. Da kreuzt Lord Byron ihren Weg, er, den sie als den zügellosen Müßiggänger und den Freiheitssänger in Frauenarmen um so bitterer haßt, als ihr Herz von der Knechtschaft ihres Volkes unter österreichischem Joche schwer bedrückt wird. Während die Seufzer ihres Volkes mächtig an ihr Herz schlagen, schlendert er als ein geistvoller Flaneur durch die Städte Italiens, dichtet und liebt, „dieser Karnevalsklown, der uns unter Bajazzosprüngen seine Leiden vorpredigt, indeß so viel wahres menschliches Elend ihn umgiebt.“ Byron befreit die schöne Frau von der frechen Liebeswerbung des österreichischen Gouverneurs und leistet für den durch einen in Scene gesetzten Putsch politisch kompromittirten Grafen Gamba Bürgschaft. Der Haß Theresas löst sich in eine glutvolle Leidenschaft zu dem Lorddichter auf, sie entdeckt ihr Herz und in demselben das Bildniß des gefeierten Britten. Dieser Uebergang der Leidenschaften nach einem tiefseelischen Kampfe ist mit einer bewunderungswürdigen Feinheit geschildert, prachtvoll ist die Offenbarung ihres Liebesgeheimnisses und ihr Sträuben gegen die Erkenntniß ihrer Neigung gezeichnet. Sie steht im Garten, umgeben von der blühenden, duftenden Natur, da bricht auch ihr die Rose der Liebe im Herzen auf. „Das Brautfest des Frühlings! Sieh dort die Rose, die von der Hornisse umschwärmt wird. Dort die Aloe hat über Nacht ihre Hülle gesprengt und ihre prangende Krone geöffnet. Ach, ob das Herz so plötzlich sich erschließt und sein Gefühl entfaltet? Was will all' diese Natur? Was will sie von mir? (Aufschreiend.) Ah! Ich liebe Dich — fliehe mich!“ Auch Lord Byron ist der heiße Strahl aus den langbewimperten Frauenaugen tief ins Herz gedrungen, in seine Orgien tönt der Ruf der Liebe wie Glockenläuten aus weiter Ferne hinein. Sie beide finden sich im feurigen Liebesband zusammen und Byron entdeckt sich als einen stillen Anhänger der italienischen Patriotenpartei. Er verhilft dem verfolgten Gamba zur Flucht und muß Ravenna meiden. Nach einem kurzen Liebesleben verläßt er den italienischen Boden und steuert der griechischen Küste zu, im Kampfe um die Freiheit sein schuldvolles Leben zu entsühnen. Der Charakter Lord Byrons ist mit kundiger Hand gezeichnet, mit großem Geschick sind eine Menge bekannter Lebenszüge in das Gesammtbild verarbeitet. Nur sein Entschluß, sein Leben dem Freiheitskampfe Hellas zu weihen, diese tragische Sühne des großen Dichters, ist zu plötzlich und launenhaft; Byron will nach England zurückkehren, schon ist das Schiff gelichtet, um den Verbannten der Heimat zurückzuführen, da erscheinen die Führer der griechischen Insurgenten, bitten den Dichter um seine thätige Unterstützung und Byron besteigt das Schiff nach Griechenland. Die Thatsache seines Kampfes für die griechische Sache ist zu zufällig, man hat den Eindruck, daß, wären die griechischen Abgesandten einen Tag später gekommen, die ganze Entsühnung ungeschehen geblieben wäre. Dieser Freiheitsgedanke des Dichters, der mit seinem ganzen Leben aussöhnt und in Wirklichkeit durch den Tod des Helden in Missolunghi wie

der Schluß einer großen Tragödie erhebend wirkt, muß mit einer inneren Nothwendigkeit als reifste Frucht aus dem Geiste des Dichters herauswachsen.

In dem zweiten, den Manen Lord Byrons gewidmeten Drama „Seine Tochter" wird das tragische Schicksal der Tochter des Dichters Adah dargestellt, welche an der Poesie ihres Vaters zugrunde geht. In Unkenntniß des Ruhmes und der Vergangenheit ihres großen Vaters aufgewachsen und von der Mutter Lady Byron geflissentlich erzogen, hat sie gegen den Vater einen leidenschaftlichen Haß und Groll genährt, da verschiedene Vorgänge sie glauben machen müssen, daß er der verworfenste Mensch seiner Zeit gewesen sei. Ein anderes Bild kann sie wenigstens von den dunklen Andeutungen ihrer Mutter und dem Gespräch der englischen Hocharistokratie, welche den Dichter bekanntlich in den Bann gethan hatte, sich nicht entnehmen. Die Werke ihres Vaters sind ihr unbekannt, ebenso wie die anderen Thaten desselben, ja, als sie als junge Frau von ihrer Hochzeitsreise vom Festland heimkehrt und am Arme ihres Gatten das Schloß Newstead Abbey, der Einladung seines Besitzers Folge leistend betritt, sind vorher die Dichtungen ihres Vaters aus der Bibliothek interimistisch entfernt worden. Der Name und der Geist ihres Vaters erscheinen ihr stets im Gefolge bitterer Vorwürfe und Anklagen der Gesellschaft und ihr Gatte, welcher aus Mißverständniß ihre Treue bezweifelt, hält ihr selber die Blutverwandtschaft mit dem Geächteten vor. Der Schloßbesitzer Oberst Wildmann, ein Freund und Verehrer des unglücklichen Todten, ehrt aber sein Andenken, indem er der Tochter die wahre Größe und den edeln Geist des Dichters enthüllt. Am Grabmal des Vaters in der Ahnengruft des alten Stammschlosses erkennt sie die wahren Züge des Verkannten und in den Schlußstanzen des dritten Gesanges seines „Childe Harold" seine unendliche väterliche Liebe und bricht verzweiflungsvoll über den Irrthum ihres Herzens und den Genius des Verklärten anbetend todt zusammen, als letztes Opfer seiner Poesie. Wenn schon dieser Ausgang des Dramas der inneren Begründung ermangelt und anstatt der Befriedigung eine gewisse Verstimmung hinterläßt, so ist dasselbe doch reich an dichterischen Schönheiten und hat den Vorzug einer lebensvollen Charakteristik. Namentlich ist das Leben der englischen Gesellschaft in großen und kleinen Zügen treffend gezeichnet und die Engherzigkeit, Neidsucht und Scheinheiligkeit der geschilderten Kreise rechtfertigen die herzliche Verachtung, die ihnen der Dichter fern von der Heimat im Elend entgegenbrachte; nicht er erscheint in Wahrheit als der Geächtete, sondern die vaterländische Gesellschaft als von ihrem großen Dichter verbannt und ins Exil geschickt. Besonders scharf ist das Porträt der Lady Byron entworfen; ob nach dem Leben und naturgetreu, ist freilich eine andere Frage. Denn die furchtbare Ehetragödie des Dichters ist noch immer nicht völlig aufgeklärt, noch steht der Richterspruch der Geschichte über den Schuldantheil der Ehegatten an dem grenzenlosen Familienunglück aus und wie auf den Dichtungen des großen brittischen Romantikers, so ruht auch auf seinem ganzen Leben nur halbgelüftet der dunkle Schleier des Räthselhaften und Geheimnißvollen.

Eine einfache Handlung in einer anspruchslosen Form bietet John Henry Mackay in seinem Trauerspiel „Anna Hermsdorff.“ Hermann Winter, Buchhalter im Geschäft des Großhändlers Edler, läßt sich verführen, einen eingegangenen Geldposten mit dem Kassirer Gerner zu theilen, um die Summe am übernächsten Tag zurückzuzahlen und für diesen Tag zu buchen. Ihn treibt die bittere Noth zu diesem Schritte; die geliebte Schwester ist ihm gestorben und seine geringen Geldmittel reichen nicht aus, die Kosten des Begräbnisses zu decken. Gerner aber hofft mit dem entliehenen Gelde im Spiele verlorene Einsätze wiederzugewinnen. Statt dessen verliert er aber auch noch dies letzte Geld und muß sich der Mutter offenbaren, damit ihm diese die Deckungsmittel zur Rückzahlung der Kassasumme verschaffe. Der Mutter theilt er seine und Winters Handlungsweise mit und die arme Wittwe giebt ihre letzten Ersparnisse hin, den verlorenen Sohn zu retten. Als ihr aber Anna Hermsdorff, das Kind ihrer verstorbenen Schwester, ihre Liebe zu Winter enthüllt und erklärt, sein Weib werden zu wollen und von ihm nimmer lassen zu können, stößt die unglückliche Frau die Pflegetochter von sich, da diese in ihren Augen einen Nichtswürdigen liebt. Die Entnahme des Geldes aus der Geschäftskasse wird entdeckt; denn Gerner legt nicht nur das von der Mutter erhaltene Geld nicht in die Kasse zurück, er unterschlägt auch noch das zur Deckung des Defizits ihm von Winter übergebene. Anna erfährt durch einen alten Freund, der sie warnen will, von dem Geschehenen und nimmt in ihrer Verzweiflung Gift, während Winter, der nach Aufklärung des Sachverhaltes und nach ihm gewordener Verzeihung seines Prinzipals kommt, um jubelnd die Geliebte zu umarmen und die Schrecknisse der letztvergangenen Tage an ihrer Brust zu vergessen, im tiefsten Schmerze sich über den entseelten Körper des geliebten Mädchens wirft. Die Handlung ist, wie Sie sehen, gnädige Frau, nicht genügend dramatisch gegliedert und in ihren Voraussetzungen zu wenig innerlich begründet. Die leichtsinnige That des Helden, welche schließlich den Tod der Geliebten herbeiführt, setzt ihn nicht nur sittlich herab und erschwert eine liebevolle Theilnahme an seinem Schicksal, sondern erscheint auch nicht gehörig motivirt. Denn man fragt sich und schüttelt den Kopf, warum er das Geld der Kasse entnimmt. Das Einfachste und Natürlichste wäre doch sicherlich gewesen, daß er vor seinen Prinzipal hingetreten wäre und ihn um das benöthigte Darlehn à conto seines am übernächsten Tage fällig werdenden Gehaltes gebeten hätte. Daß er es erhalten hätte, unterliegt nach dem Inhalt des Stückes keinem Zweifel, denn er ist der beste und unentbehrlichste Beamte im Geschäfte seines Prinzipals. Einen sträflichen Leichtsinn begeht er auch noch weiterhin durch sein völlig ungerechtfertigtes Vertrauen zu dem Spieler Gerner. Im übrigen ist an dem Drama vor allem die Einfachheit und Natürlichkeit des Dialogs und die ungekünstelte Darstellung der Leidenschaften zu rühmen.

Zwei harmlose, ins Schwankartige übergreifende Dramen sind die beiden lustigen, zu tollen Streichen immer aufgeräumten „Vetter“, „Der gefährliche Vetter“ von dem oben schon genannten Georg Irrgang und „Der falsche Vetter“ von Dr. E. Heinrichs. Im ersteren düpirt der Vetter das reizende Bäschen und ihren Bräutigam, weil sie ihm ihre

Verlobung nicht angezeigt hat, erscheint einmal in Gestalt eines französischen Offiziers, um sich an der Eifersucht der schönen Cousine zu weiden, das andere Mal als ungarischer Edelmann, um sich über den Liebesgram ihres Verlobten zu belustigen, wirft die Masken von sich, versöhnt die Liebenden wieder und verliert unterdessen sein Herz an das schalkhafte Käthchen, welches den Finderlohn freudig einstreicht. Ihr ist der Vetter doch am gefährlichsten geworden. „Der falsche Vetter" ist ein schneidiger Studentenstreich mit allen burschikosen Allüren des studentischen Humors. Der akademische Witz schlägt in dem Stück die burleskesten Purzelbäume, um sich schließlich wieder auf das gerade Bein zu stellen. Es gilt, den reichen Onkel, welcher von dem lustigen Treiben seines Neffen durch eine Denunziation des erbschleichenden Neidhard unterrichtet worden ist, wieder auszusöhnen, ihm die Harmlosigkeit der ihm übertrieben geschilderten Streiche seines Neffen zu erweisen und zum Bunde zweier Liebenden den schwiegerväterlichen Segen zu erlangen. Da Bruder Studio die Intrigue in die Hand nimmt, ist der Erfolg gesichert; die Mystifikation des Onkels durch einen vorgeschobenen Neffen gelingt und die Vergebung des Onkels und die Einwilligung des Schwiegervaters sind die Triumphe eines launigen Studentenschwanks.

H. Bohrmann, auch unter dem Autornamen Bohrmann-Riegen bekannt, tritt mit einem neuen Schauspiel „Fürstin Nariskin" auf, das voraussichtlich das Repertoir des deutschen Theaters ebenso bereichern wird, wie das vor Jahren von demselben Verfasser erschienene Drama „Verlorene Ehre". Wie jenes so ist auch das neue Bohrmannsche Schauspiel ein dramatisches Sittenbild der Gesellschaft, mit den feinsten Strichen gezeichnet und von einem lebendigen, fast Makartschen Kolorit. Die Handlung spielt in den russischen Hof- und aristokratischen Gesellschaftskreisen der mittleren Jahre des vorigen Jahrhunderts. Durch das Stück wogt der Patschuliduft der Salonpassionen, aber tönt auch mit mächtiger durchdringender Stimme der starke Aufschrei einer gewaltigen, sich selbst verzehrenden Leidenschaft. Die Heldin ist die gefeiertste Schönheit von Petersburg, die Muse der Hofpoeten, die Göttin der Kavaliere; nur eins fehlt ihr, die wahre tiefe Neigung eines geliebten Mannes. Die junge Wittwe des Fürsten Nariskin fühlt sich bei all ihrem Reichthum, bei dem Prunk ihrer Salons und den unbegrenzten Galanterien der ihr zu Füßen liegenden Männerwelt einsam und arm; sie entbehrt der echten Mannesliebe. Da tritt ihr Graf Aroldo entgegen, ein wahrhaftiger Aristokrat und ein edler männlicher Charakter. Ihn unterhält das anmuthige, geistvolle Weib; vor einer tiefen Neigung aber scheut anfänglich sein Stolz und seine hoheitsvolle Gesinnung. Denn er erblickt in der schönen Frau nur die üppige Kokette, die mit Männerherzen ihr frivoles Spiel treibt. „Fürstin", sagt er zu ihr, „ich habe zuweilen Kinder gesehen, die nichts besseres zu thun wußten, als Schmetterlinge zu fangen, um sie zu tödten und Blumen niederzutreten, die sie auf ihrem Wege fanden. Da habe ich einen anderen Weg eingeschlagen, um nicht den Kindern sagen zu müssen: Die That, die Ihr begeht, ist unwürdig und verächtlich." Seine Beurtheilung der Fürstin ist zwar dem Scheine nach eine gerechtfertigte, imgrunde aber eine durch-

aus falsche. Denn Gabriele ist besser als ihr Ruf, der allerdings der denkbar schlechteste ist. Sie faßt zu dem Grafen, der ihr so männlich entgegentritt, eine tiefe Neigung; gewaltige Leidenschaft schlägt wie Feuer aus ihrem Herzen und sie verzehrt sich an der qualvollen Gewißheit, daß der Geliebte sie verachtet. Nach einer ihrem Herzen so würdigen That, durch welche sie den Ruf ihrer mit dem Großfürst-Thronfolger zusammenkommenden Schwester rettet und dadurch sich selber aufs ärgste kompromittirt, verfällt sie in ein hitziges Fieber, von welchem sie nur langsam genest. Ihre Gedanken weilen bei dem fernen Geliebten, der sie für die Favoritin des Prinzen hält und selber von Leidenschaft zu dem schönen Weibe ergriffen Petersburg verlassen hat. In dem ungeheuren seelischen Schmerze, den sie zu durchkämpfen hat, ist Gabriele zum Bewußtsein ihrer eigentlichen Bestimmung durchgedrungen; der Genius der Kunst hat mit milder Stimme zu ihrem Herzen gesprochen und in heilender Berührung die weiche Hand auf ihre zuckenden Qualen gelegt. Gabriele wird eine Priesterin Thalias und am Théâtre français in Paris bald die gefeiertste Schauspielerin. Um jedoch die Vorurtheile ihres Standes nicht zu verletzen, hat sie durch ihren Freund Diderot das Gerücht ihres Todes verbreiten lassen; sie hat völlig mit der Vergangenheit abgeschlossen und all' ihre Pracht und fürstliche Herrlichkeit in die Gruft der Vergessenheit versenkt; nur ihrer Kunst lebt sie und der stillen Liebe im bebenden Herzen. Wahr und schön sind die Worte Diderots, die wie ein Echo der Gedanken Gabrielens klingen: „Der Künstler wird erst groß, wenn er nicht mehr leidet, erhaben, wenn er nicht mehr weinen kann. Die Kunst ist eben der Ausdruck tieferen Schmerzes, größerer Freude, als die Welt im allgemeinen sie zu empfinden vermag. Der Künstler aber muß jeden Schmerz, jede Freude in diesem Sinne überwunden haben." Fräulein Fides, wie die Fürstin jetzt im Théâtre français heißt, hat diesen Kampf siegreich bestanden. In Paris wird sie von Hof und Volk vergöttert, niemand weiß ihre wahre Herkunft und die Geschichte ihres Leides, und selbst ihr Schwager Fürst Galizyn, am französischen Hofe als russischer Gesandter accreditirt, geht ahnungslos an ihr vorüber. Nur zweien sind die Augen nicht verhüllt, der Schwester, welche aber in der Komödiantin nicht ihr eigenes Geschlecht erkennen will, und dem Grafen Aroldo, den in der Ferne die Leidenschaft zu Gabriele ganz bezwungen hat. Er liebt in der Schauspielerin Fides seine angebetete Gabriele, muß aber zu seinem Schmerze Paris verlassen, da er den Fürsten Galizyn in Abwehr grober Insulte gegen die Geliebte beleidigt hat. Fides enthüllt ihm das Geheimniß ihrer Herkunft und auf den Ruf des geliebten Weibes eilt er in die französische Hauptstadt zurück. Gabriele bereitet sich, ihn zu empfangen, als Sappho will sie ihm entgegentreten, ihre eigene Tragödie ihm vorspielen. Aber die Aufregung, die Freude auf das baldige Wiedersehen und die Anstrengung der Rolle erschüttern ihren fiebernden Körper, sterbend sinkt sie in die Arme des Geliebten und haucht ihren Geist auf seinen Lippen aus. Das Stück erinnert lebhaft an Scribes „Adrienne Lecouvreur", namentlich in den Schlußscenen, und der brave Michonnet des französischen Dramas findet sein Pendant in dem Diderot der Bohrmannschen Dichtung. Wenn in der letzteren auch einige Stellen dem

künstlerischen Anfechtungsgesetze unterliegen und namentlich das Entstehen der Liebesleidenschaft des Grafen Aroldo zu Gabriele der hinreichenden Motivirung entbehrt, auch das Unerkanntbleiben der fürstlichen Schauspielerin nicht ganz glaubwürdig erscheint, so verschwinden diese Bedenken doch vor den großen Schönheiten des Dramas. Geistvoll und sprühend ist der Dialog geschrieben, der oft mit einer epigrammatischen Kürze eine ganze Situation hell erleuchtet. Die Schilderung, welche Diderot der Herzogin Chevreuse von der armen Fides giebt: „Wenn Sie sehen könnten, Frau Herzogin, wie diese arme Frau, während von ihren Lippen die reichste Poesie fließt, mit zitternden Händen unter dem griechischen oder römischen Mantel sich die Brust zerwühlt", enthält einen ganzen, inhaltsvollen Künstlerroman. Und wenn die Herzogin zu diesem schönen Wort Diderots hell auflacht, so liegt in diesem Lachen die ganze Verständnißlosigkeit der früheren Zeit von dem Wesen und der Aufgabe der Schauspielkunst. Da sieht man, wie ein Lachen kompromittiren und die öde Leere des gelangweilten Herzens aufdecken kann, wenn es auch die weißen Perlenzähne zeigt. Arme Fides, ärmere Herzogin! so denkt mit Gruß und Verbeugung

Ihr Sie verehrender

Dr. E. Tr.

Briefe aus Portugal.

Liſſabon, 27. September 1886.

Es war am Vorabend der Beendigung unſerer mehrtägigen Seereiſe. Wir waren alle an Deck und ſahen nach den Berlengas hinüber, jenen ſteilen und rauhen Felſeninſeln an der Küſte Portugals, welche ſchon ſo manchem Schiffe Verderben gebracht haben. Das Licht des Leuchtthurmes grüßte uns durch die Abenddämmerung, und wir erwiderten den Gruß ſo froh, wie man das erſte Zeichen menſchlichen Lebens nach langen Tagen begrüßt. Da breiteten ſich langſam dunkle Schatten zwiſchen uns und das Licht, und nach Verlauf einer halben Stunde hatte ſich ein Nebel um das Schiff gelagert, ſo undurchdringlich und dicht, daß man kaum die Hand vor Augen ſehen konnte. Wer überhaupt ſchlafen konnte, ſchlief unter den langgezogenen, unabläſſig und regelmäßig in kurzen Zwiſchenräumen erſchallenden Tönen der Dampfpfeife ein.

Als ich am nächſten Morgen erwachte, ſah ich durch das Fenſter der Kajüte Land. Es war früh, noch nicht ſechs Uhr, der Nebel verſchwunden. Ich war der erſte, welcher von den Paſſagieren an Deck war. Ein kühler, klarer Morgen. Noch war die Sonne nicht aufgegangen. Aber alles lag da in dem hellen, klaren Licht des erwachenden Tages. So ſah ich zum erſten Mal den Tajo und Liſſabon . . . Es war eine köſtliche Stimmung, die während dieſer Stunde der Einfahrt über den ſtillen Ufern und dem Fluſſe lag. Mit einem Schlage vom Norden in den Süden verſetzt — ohne den geringſten Uebergang! Als ſei ich über Nacht an die Stätte eines orientaliſchen Märchens getragen, ſo war mir, als ich dieſe dunklen, ſanftgeſchwungenen Hügel, an denen ſich die weißen, blendenden Häuſerreihen, eine immer über der andern emporſteigend, hinzogen, erblickte. Noch keine Spur von Leben an den Küſten. Die Natur noch unberührt von jedem Lärm des Tages. Da — die erſten Geſtalten früh badender Menſchen am Strande; die hellen Badeanzüge ſchimmern herüber . . . Ein kleiner, leichter Dampfer kommt vom Lande auf uns zu. Er bringt die Zollbeamten an Bord. Ich höre zum erſten Mal die Laute der portugie-

fischen Sprache an mein Ohr schlagen. Dann wende ich mich wieder den Ufern zu: ein neuer größerer Ort am rechten Ufer und ein alter, in den Fluß hineinragender ganz seltsam gebauter Thurm — der Thurm von Belem, der Vorstadt — und dann lang hingebreitet auf den Hügeln die leuchtenden Häusermassen der Stadt selbst, von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne beschienen. Zauberisch, fremdartig, blendend, aber nicht großartig-überwältigend war der erste Eindruck, den die Hauptstadt Portugals auf mich, den Fremden, machte.

Die Ufer werden breiter. Dann schneidet der Fluß gerade gegenüber der Stadt mit mächtigen Buchten in das Land ein. Lissabon liegt nun ausgebreitet vor uns. Das Schiff wirft Anker. Wir sind der Stadt nähergerückt: einzelne größere Gebäude, vor allem das Schloß, heben sich hervor. Aber in den hellen Farben verwischen sich die scharfen Linien. Doch nun ist es vorbei mit dem stillen Betrachten — lautes Leben umgiebt uns, die Gepäcksachen wollen besorgt sein. Alles nimmt Abschied von dem Kapitän und unter sich. Zahlreiche Kähne werden eilig herangerudert, welche uns ans Land bringen sollen, und schaaren sich um die Schiffstreppe. Mit echt südlicher Lebendigkeit werden wir von den Kahnführern angerufen, jeder will uns ans Land bringen und einer überschreit immer den anderen. Wir sehen in die erregten Gesichter und lachen über den Eifer, indem wir bei dieser gar nicht uninteressanten Scene an das Pflegma unserer nordischen Schiffer denken. Erst als der letzte Passagier glücklich das Deck verlassen hat, schweigt dies Schreien, Lärmen und Schelten und Lachen, um sich beim Landen zu wiederholen. Der Bootführer will natürlich das doppelte des gewohnten Preises haben. Wir geben ihm die Hälfte des verlangten, und er giebt sich auch, aber nicht ohne längere, sehr erregte Auseinandersetzungen, ganz fröhlich zufrieden. Nun müssen unsere Sachen zur Alfandega, zum Zollhaus. Für das Aufladen, Hinbringen und Wiederabladen wollen drei schmutzigbraune Hände jede einzeln bezahlt sein. Wir haben hier zuerst die erfreuliche Gelegenheit mit den großen portugiesischen Kupferstücken freigebig zu verfahren. Die Zollbeamten sind gerade in guter Stimmung und verfahren gnädig . . . Aber nun endlich durch die Schaar bettelnder Kinder hindurch und zu unserm Hôtel Central!

Der Weg dahin über den Praça do Commercio, an dem wir eben gelandet haben, einen mächtigen an drei Seiten von kahlen Ministerialgebäuden eingeschlossenen Platz, der an der der Stadt zu gelegenen Seite von dem Arco di Triumpho durchbrochen wird. In der Mitte eine Bronzestatue Don Joses, irgend eines portugiesischen Königs. Das Piedestal wird von zwei Gruppen der Fama und des Triumphes geschmückt. Einen entschieden bedeutenden Eindruck macht der zum Andenken an die Berühmtheit Portugals errichtete Triumphbogen. Die allegorischen Statuen des Tajo und des Douro schließen ihn an den Seiten ein. Hinter ihm öffnet sich der untere Theil der Stadt, in welchem sich das geschäftliche Leben Lissabons konzentrirt. Aber unser Weg führt uns zunächst zu der Flußseite.

Prachtvoll ist der Blick von den Fenstern des Hôtels, welche nach dem Quai do Sodré hinaus liegen. Lachend lag die Morgensonne auf den Fluten des Tajo, durch die Masten hindurch flogen die

Blicke über den breiten, stolzen Strom, hinüber zu dem jenseitigen Hügelufer, wo sich weißleuchtend die Häuser von Almada und Cacilhas, dem Hafen des Ortes, hinstrecken. Und weiter — über die weiten Buchten und zu den dunklen Höhenzügen. Und über all dem der herrliche, durchsichtige blaue Himmel, in dessen leuchtenden Farben auch das letzte weiße Wölkchen zerging. Nicht lange kann das Auge auf diesem sonnigen Bilde südlicher Schönheit weilen, die blendenden Farben thun ihm weh. Solch ein Schauen aber ist wie die Erfüllung einer langen Sehnsucht.

Uns lockt das Innere der Stadt. Den Eindruck, welchen sie aus der Ferne auf uns gemacht hat, wollen wir vervollständigen, indem wir uns in das Gewühl dieses fremdartigen Lebens stürzen. Wir wollen sehen, was zu sehen ist. Auf drei Bergen hauptsächlich zieht sich Lissabon hin: da Estrella, Sant Anna und e Graça. Lange, parallel laufende Straßen durchziehen die untere Stadt bis hinunter zum Hafen, der — einer der größten und schönsten Europas — die Quelle des Reichthums der Stadt ist. Auf da Estrella haben sich die wohlhabenden Einwohner und die meisten Fremden angesiedelt. Die Luft ist dort am reinsten und gesündesten. Ein paar Schritte vom Hôtel schon gelangen wir auf einen kleinen Platz, in dessen Mitte uns eine seltsam gewundene Säule, deren Ende von einer flammenden Granate gebildet wird, auffällt. Pelourinho nennen die Portugiesen sie. Gegen den Hafen wird der Platz von einem riesigen Gebäude abgeschlossen. Es ist das Arsenal, eine wohlgeordnete Sammlung von Geschützen — gegen alle portugiesische Sitte blankgeputzt. Der Führer zeigt uns die neuen Gewehre — sie sind sehr schwer und sollen für längere Dauer eines Gefechtes unbrauchbar sein. Interessant dagegen ist eine Sammlung der verschiedenartigsten Waffen aus allen portugiesischen Besitzungen. Ein Saal von riesigen Dimensionen, der größte Portugals, enthält ein Museum nautischer Gegenstände. Eine andere Seite des Platzes wird von dem Palacio da cidade, dem Rathhaus, begrenzt. Es ist ein wirklich schönes Gebäude mit einer imponirenden Frontseite.

Was wir nun, ziellos durch die Straßen schreitend, sehen und mit neugierigem Auge betrachten, macht bei allem Interesse an dem Fremdartigen doch einen wenig erfreulichen Eindruck. Vor allem: viel, sehr viel Schmutz, der überall durch den hellen Anstrich der Häuser noch mehr hervorgehoben wird. Die Dächer sind flach; die Fenster, in der Mitte der Höhe getheilt, werden hinaufgeschoben beim Oeffnen und ziehen sich in tödtlicher Regelmäßigkeit der Aufeinanderfolge die ganze Straße hinauf. Aber in jedem Stockwerk, oft an jedem Fenster ein kleiner, schmaler Balkon, der Lieblingsaufenthalt der Portugiesin, welche dort halb hinter dem über die Außenseite des Geländers lang herabhängenden grünen Rouleau verborgen, die meiste Zeit des Tages verbringt, höchstens mit einer Handarbeit beschäftigt. Originell sind die kleinen, niedrigen Läden, deren Thür vom Morgen bis zum Abend offen steht. Da sitzen die Handwerker dicht neben der Thür bei ihrer Arbeit, fast auf der Straße. Es macht dies Straßenleben einen eigenthümlichen, recht anheimelnden Eindruck. Wir bemerken keinen, nach deutschen Begriffen auch nur halbwegs großen Laden, eng drängt sich

jeder an den andern. An Trachten fällt uns eigentlich nur der Landmann auf in seinem breiten schwarzen Hut und der schwarzen Leibbinde unter der kurzen Jacke. Der Städter kleidet sich ganz nach französischem Geschmack. Auffallend ist seine Vorliebe für Schuhwerk mit langen, schnabelförmigen Spitzen von einer schrecklichen Façon, welche uns an die Karrikaturen französischer Witzblätter erinnert. Aber es soll sehr bequem sein.

Wir haben unter diesen Beobachtungen, den ersten und allgemeinsten, den unteren Theil der Stadt durchschritten und wenden uns nach links, wo eine steile und belebte Straße sich vor uns aufthut — es ist die Rua da Lecrin. Sie ist breiter und reinlicher wie die eben durchschrittenen, die Läden größer und anziehender. Mit unheimlicher Schnelligkeit und unter fortwährendem Pfeifen rasen die Pferdebahnwagen hinauf und hinunter. Dazwischen eine Menge von eleganten Wagen, von Droschken, von Fuhrwerken aller Art, unter denen der zweirädrige Ochsenkarren nicht fehlt. Hinter uns taucht beim Emporsteigen der Fluß auf. Aber der Menschenstrom reißt uns weiter, immer weiter hinauf in der Sonnenglut, bis wir in die nächste Querstraße einbiegen, den Chiado, die Hauptverkehrsader Lissabons. Er mündet in einen von Kirchen und hohen Gebäuden eingeschlossenen kleinen Platz, wo — hinter grünen Bäumen versteckt — eine Statue emporragt. Es ist die des größten Dichtergenius des Landes: Luiz de Camoes lautet die einfache Inschrift und das Werk ist des Sängers der Lusiaden wahrlich nicht unwürdig. Die Statue selbst ist aus Bronze, und erhebt sich auf einem Sockel von Marmor, der mit den Gestalten seiner acht Mitfahrer geschmückt ist. Das Denkmal ist wohl das schönste und würdigste der Hauptstadt. Es wurde 1867 eingeweiht. Hinter ihm eröffnet sich nun der Theil der Stadt, wohin sich vor dem allzu lauten Treiben die reicheren Einwohner zurückgezogen haben. Bis weit über die Mündung der Stadt schweift der Blick von der Höhe des Berges. Wir schreiten über die Praça do Principe Real und zu den öffentlichen Gärten von San Pedro da Alcantara, wo sich von zwei Terrassen aus einer der zauberischsten Blicke auf die zu Füßen liegende Stadt aufthut. Wir sahen auf die Avenida da Liberdade über die Dächer weg hinunter, ihre lieblichen Anlagen, hinauf an der jenseitigen Höhe von de Graça und wieder hinunter, wo in der Ferne hinter dem Siegesbogen ein lachendes Stück des Tajo hervorlugt — ja, es ist noch dasselbe Lissabon, auf dem einst Byrons bewundernde Augen geruht haben:

What beauties doth Lisboa first unfold!

und wir sagen mit ihm:

— it is a goodly sight to see
What heaven hath done for this delicious land!

„für dies herrliche Land", denn in der That — wenige Städte nur können sich eines solchen Blickes rühmen, wie wir ihn jetzt schweigend genießen. Wer kann imstande sein, dies Bild reinster, südlicher Lebensfreude zu stören? Und wir denken fast unwillkürlich 130 Jahre zurück, als diese heiteren Berge erbebten in alles vernichtender Macht und dieser sonnige Fluß seine Ufer überschäumte, Verderben überall hin

verbreitend — und vermögen es nicht zu glauben. Vergessen wir doch auch in der Fülle des Glücks so gern des gewesenen Leides. Doch wir müssen uns losreißen. Die Sonne steht hoch im Mittag, ihre Strahlen sind fast unerträglich stechend geworden. Ermüdet benutzen wir den Elevador, eine vorzüglich konstruirte Drahtseilbahn, um hinunter ins Thal zu gelangen. Fast streift der Wagen die Wände der Häuser, so eng ist die steile Straße. Die Avenida da Liberdade ist eine Schöpfung neuerer Zeit. Es sind reizende Anlagen, welche die Straße, die wohl die Breite der Berliner Linden haben mag, zur schönsten der Stadt machen. Sie sind an die Stelle des früheren Passeio publico getreten, aber jetzt dem öffentlichen Verkehr ganz freigegeben, während dieser gegen Abend geschlossen oder doch nur gegen Entrée geöffnet war. Hier versammelt sich nach Schluß der Comptoirs die Gesellschaft Lissabons, hier findet aber auch der einfache Handwerker am Abend seine Erholung. Die Straße ist jetzt wenig belebt, die zahlreichen Ruhebänke stehen fast leer. Wir treten aus der Sonnenglut in den Schatten der Häuser und schlendern langsam in der Richtung des Hafens weiter. Wieder ein großer freier Platz: der Praça de Don Pedro, aber allgemein der Rocio genannt. Er bildet das Centrum der unteren Stadt. An seiner Nordseite, da, wo wir eingetreten sind, liegt das Theatro de D. Maria secunda. Es ist das beste des Landes; das Zusammenspiel der Schauspieler soll ein vorzügliches sein. Augenblicklich ist die Truppe nach Brasilien gegangen, um dort Gastspiele zu geben. Die Aufführungen während des Winters setzen sich aus den klassischen Werken portugiesischer und spanischer Dichter, mehr aber noch aus den Uebersetzungen der modernen französischen Dramen zusammen. Statuen schmücken die Façade des Gebäudes: in zweien glauben wir Melpomene und Thalia zu erkennen. Auf der Mitte des Platzes erhebt sich eine hohe Säule, welche die Statue Don Pedro IV. trägt. Er hält die Verfassungsurkunde in der Hand. Die Pflasterung des Platzes ist eine bemerkenswerthe Nachahmung römischer Mosaik.

Aber wir sind nun von dem Geschauten ermüdet. Ist denn nirgend ein öffentliches Lokal, wie wir sie so zahlreich von Deutschland her gewohnt sind? Man weist uns freundlich nach dem Café Montanha — in der „rua do arco do Bandeira“ — ein Beispiel für die gebräuchliche Länge und Umständlichkeit der Straßenbezeichnung. Das Café ist ein kühler, wenn auch niedriger Raum und an Größe nicht zu vergleichen mit einem der großen Berliner Cafés, aber die Einfachheit und Sauberkeit thut uns wohl. Man bringt uns Zeitungen in verschiedenen Sprachen, von den Nachbartischen klingen diese wieder zu uns herüber, es ist ein Kommen und Gehen — dabei fällt uns auf, daß die meisten der Gäste nichts bestellen. Das ist portugiesische Sitte. Man kann ungenirt jederzeit in ein Café oder Restaurant treten, wo man nur halbwegs bekannt ist, kann sich zu Bekannten setzen, seine Zeitungen lesen und kann wieder fortgehen, ohne etwas genossen zu haben, wenn man keine Lust dazu hat.

Aber die noch übrigen Stunden des Tages sind zu kostbar, als daß wir mehr als eine der Ruhe widmen möchten. Wir wollen auch die Abendstunden im Freien verbringen. Wohin man da geht? Zum

Jardin Zoologico, Senhor. Dann vorwärts in eine Droschke. Aber wir wollen nicht allzu schnell gefahren sein. Sim, Senhor, versichert der Kutscher und schlägt dabei auf seine Maulthiere los, daß wir dahinrasen, am Theater vorbei die Avenida hinauf. Je höher wir kommen, desto entzückender erschließt sich der Blick auf den Tajo und seine Ufer, auf die sich bereits die ersten Schatten des Abends senken. Dann biegen wir ab und sind plötzlich in einem Stadttheile, wohin sich die Armuth geflüchtet hat. Die Häuser schließen sich immer enger zusammen. Der Weg wird immer steiler und schlechter. Dann beginnen Gärten und hinter den Mauern steigen schon wieder reizende Villen empor.

Der zoologische Garten ist ziemlich groß. Wir bestellen uns im Restaurant ein Diner und machen dann den Thieren einen Besuch. Anlagen exotischer Gewächse, welche wir bisher nur aus Treibhäusern kennen, überall unter dem freien Himmel. Der Garten ist auffallend leer. Er soll fast immer so sein — der Portugiese hat kein Geld für solche Vergnügungen, er sitzt lieber in seinen vier Wänden, anstatt den allerdings ziemlich weiten Weg bis hierher zu machen. Wegen der schlechten Einnahmen ist der Garten denn auch unvollendet geblieben; der Löwenkäfig steht fast auf freiem Felde und macht in dem unfertigen Zustande einen trübseligen Eindruck; zwischen den Steinplatten des Mittelkäfigs wächst lustig Gras. Wie oft haben wir schon im Laufe des heutigen Tages diesen Eindruck des Halbfertigen, des Primitiven erhalten! Auch das ist eine portugiesische Eigenthümlichkeit, angefangenes liegen zu lassen. Das vorzügliche Diner verwischt indessen gar bald diese leichte Unzufriedenheit — mehr noch der Wein, portugiesischer Rothwein, Collares genannt, von sehr angenehmem Geschmack.

Der Abend ist nun ganz hereingebrochen. Wir gehen einen Theil des Weges über die Höhen zurück, meist eingeschlossen zwischen hohen Mauern. Oft aber thut sich ein Blick auf und ein mondbeglänzter Theil der Stadt ersteht vor unsern Augen noch tief im Thal und in der Ferne. Wir kommen an der Penitenciaria, dem Zellengefängnisse, vorbei. Nun sind wir bald in der Stadt. Da erheben sich mächtige Bogen vor uns — wir haben es am Tage schon gesehen, das großartigste Bauwerk der Stadt, den Aquadukt. Ueber 127 Bogen trägt es drei Meilen weit das Wasser aus den Bergen in die Stadt. Zwanzig Jahre lang ist zu Anfang des vorigen Jahrhunderts an diesem Werke gearbeitet worden, das nur mit ähnlichen römischen Bauwerken verglichen werden kann, deren Trümmer wir heute noch bestaunen. In einer Höhe von 77 Metern erhebt sich der höchste Bogen. Gigantisch ragen die Massen vor uns empor — zwischen ihnen durch sehen wir abermals von einer andern Seite die helle Stadt zu unsern Füßen.

Es ist spät geworden. Ein offener Wagen der Pferdebahn trägt uns durch die warme Nacht zum Hôtel. Vom Tajo her weht eine erquickende Kühle. Er rauscht sie, wie allabendlich, so auch heute in Schlaf — die herrliche Stadt „des Marmors und des Granits!“

Cintra, 30. September 1886.

Die Glut des Mittags lag auf dem Tajo, als wir in einem offenen Wagen den Chiado hinauf und durch das Thor von San Sebastino da Pedreira aus Lissabon heraus und dem Gebirge von Cintra zufuhren. Jeder Fremde macht diesen Weg: Cintra ist für Portugal, was die Schweiz für das mittlere Europa ist. Seine Lage, seine reine Luft, seine kostbaren Wasser und seine zahlreichen Spaziergänge machen den Ort zu einem der beliebtesten Sommeraufenthaltsorte Portugals. Ich hatte so viel von Cintra sprechen hören, daß ich beschloß einem Ausflug dorthin zwei Tage zu opfern. Der Reisende muß sich zu demselben einen Wagen auf diese Zeit nehmen, da keine Eisenbahn dorthin führt; eine fast unglaubliche Thatsache, wenn man bedenkt, wie gern gerade dieser Ort von jedem besucht wird. Ich machte den Ausflug in der Begleitung eines deutschen Kaufmanns, der lange in Portugal gelebt hatte. Wir fuhren zunächst eine Strecke zwischen hohen Mauern hin, die jeden freien Ausblick hemmten. Mein Begleiter machte mich auf die portugiesische Sitte oder vielmehr Unsitte aufmerksam. Das Erste, woran der Portugiese dächte, wenn er im Besitz eines Stück Landes sei, wäre, dasselbe mit einer hohen und dicken Mauer zu umziehen. Das gewöhnlichste Stück Feld, von dem nicht einmal etwas zu stehlen sei, werde auf diese Weise umbaut. In der Umgebung Lissabons ist das um so bedauernswerther, als dadurch alle Augenblicke die zahllosen und so überaus reizenden Ausblicke auf die Stadt und den Strom versperrt werden.

Das erste Dorf, welches wir auf unserem Wege erreichten, war Bemfica. Erste Haltestelle zugleich vor einer kleinen Schänke. Alle Wagen halten dort. Wir steigen aus, sind natürlich sofort von einer Schaar bettelnder Menschen in den „malerischsten" Kostümen umringt und lassen uns von dem freundlichen, behäbigen Wirth in hohe, sehr schmale Gläser von dem hellen, aber eigentlich nicht leichten portugiesischen Landwein einschenken, dessen Geschmack in der That erfrischend, wenn auch etwas herb ist. Bemfica ist der Landaufenthalt vieler Lisbonenser während des Sommers, ich kann jedoch nicht begreifen, warum der Aufenthalt am Meere, z. B. in Cascaes während der heißesten Zeit nicht allgemein vorgezogen wird, denn auch die Lage des Dorfes ist bei weitem nicht so schön wie Lissabon. Der Weg geht weiter, über die Höhen hinweg, immer hinauf und hinunter, aber in nicht sehr steiler Hebung und Senkung. Die Fahrstraße ist vortrefflich. Die Fahrt wird um so angenehmer, je mehr sich die Kühle des hereinbrechenden Abends bemerkbar macht. Wir sind beständig von dem Aquädukt begleitet — bald fahren wir unter den hohen Bogen durch, bald sehen wir sie in der Ferne sich von Hügel zu Hügel spannen. Es ist ein gewaltiges Bauwerk! Die Gegend ist recht einsam. Hier und da ein Dorf. Auf den kahlen Höhen kleine Windmühlen zerstreut. Der Kutscher treibt seine Maulthiere unter fortwährendem Schlagen und Rufen an, trotzdem die armen Thiere laufen was sie können und jeden Berliner Droschkengaul beschämen würden. Aber der Portugiese ist grausam gegen seine Thiere, wie jeder Südländer. — Porcalhota, ein langhin gestrecktes Dorf. Zweite Haltestelle. Die oben geschilderte Scene wiederholt sich. Wieder geht es

weiter, nachdem wir die Bettler glücklich los geworden sind. Da steigen über die Höhen vor uns die Berge von Cintra empor. Scharf heben sich von dem klaren Himmel die Umrisse des Schlosses auf der Pena ab. Es ist ein prachtvoller Anblick — diese bewaldeten Hügelmassen langsam und geheimnißvoll aus der dämmernden Ferne auftauchen zu sehen. Auch der Weg wird interessanter. Immer neue reizvolle Blicke bieten sich zu seinen Seiten dem Auge: dort schimmern aus einem Thalgrund die weißen Häuser eines halb versteckten Dorfes hervor, hier bei einer Biegung eilt der Wagen an einer prächtigen Villa vorüber, und als die Dämmerung schon völlig hereingebrochen war, kamen wir nach San Pedro da Cintra, um kurz darauf vor dem Thor des Hôtel Victor in Cintra selbst zu halten. Wir sind im ganzen etwa drei Stunden gefahren. Wir verbringen nach dem Diner eine Stunde auf der schönen freien Terrasse des Hôtels. Hinter uns steigen steil die bewaldeten Höhen des Cintragebirges, welches sich von Westen nach Osten in einer Länge von 17 Kilometern hinzieht, empor. Vor uns senkt sich die Stadt zum Thal hinunter. Und dann reiht sich ein Hügel an den andern, bis der Blick sich in der Dämmerung verliert. Der Abendwind rauscht leise durch die Bäume des Thales, der Mondschein flimmert so geheimnißvoll über die weißen Häuser, um uns eine durch keinen Laut gestörte Stille — es ist eine Stunde, welche zu den unvergessenen gehören wird.

Wir verbringen den Rest des warmen Abends unten in der Stadt in einer kleinen Schänke und trinken „cereveja allemanha“ — deutsches Bier — welches in — Lissabon gebraut wird!

Am andern Morgen frühauf. Vor der Thür erwarten uns zwei geduldige Esel und ein Treiber, der Weg steigt steil am Hôtel empor. Wir reiten an hohen Felsenwänden vorbei, durch prächtige Waldung, vorbei an einer kolossalen, aus Granitblöcken gebildeten Grotte, welche **la Fada** genannt wird, und sind nach einer halben Stunde am Eingang zum Park, welcher das Schloß umgiebt. Zu Fuß steigen wir zu demselben, der Pena, empor. Es liegt auf der höchsten Höhe, 529 Meter hoch. Das Besitzthum Don Fernandos ist wohl der schönste Fürstensitz Portugals. Er ist in dem reinsten gothisch-arabischen Stil gehalten. Wir treten über eine Zugbrücke in das Innere des Schlosses und haben zunächst von einer der Arkaden des Haupthofes einen wunderbaren Blick auf Cintra zu unseren Füßen und weiter auf die Höhen, bis zu dem uralten Mafra. Prachtvoller aber noch und umfassender ist das Panorama von der Höhe des Thurmes, zu dem wir nun hinaufsteigen: ein unübersehbares Stück Erde liegt vor uns her ausgegossen, das ganze Cintragebirge bis zum Vorgebirge da Roca, dem früheren Vorgebirge da Lua, an mehreren Stellen grüßt zu uns der weiße Strand des Ozeans herauf und wir sehen die weiße Brandung — hinter jenem Hügel liegt Lissabon — dort rauscht der Tajo ins Meer, wo sich der Leuchtthurm mitten in seinem Ausflusse erhebt — das Dorf dort ist das bekannte Collares mit seinen Weinbergen und tief in das Land hinein sehen wir über zahllose Hügelhöhen und helle Dörfer. Dicht vor uns, aber tiefer, liegen auf einer Höhenspitze die moosüberwachsenen Trümmer eines alten maurischen Kastelles — um uns herum der Park und ganz unten im Thal der

helle Spiegel eines kleinen Sees, wir sehen kaum erkennbar einen Nachen auf seiner stillen Fläche schaukeln. Und über all der Herrlichkeit der blaue Himmel des Südens mit seiner klaren Tiefe, keine Wolke auf dem blendenden Grunde! Die Weite und Freiheit des Ausblicks nimmt unsere Seele gefangen und wir müssen uns mit Gewalt dazu zwingen, an den Rückweg zu denken. Wir steigen durch die Parkanlagen, welche von überraschender Schönheit und aufs sorgfältigste instand gehalten sind, hinunter und sind nach einer halben Stunde an dem kleinen See, welchen wir kurz vorher von der Höhe des Thurmes aus wie ein lächelndes Auge aus der dunklen Tannenumrahmung zu uns heraufblicken sahen. Am Thor halten unsere Esel, und im Galopp geht es den steilen und steinigen Weg hinunter bis an das Thor unseres Hôtels zurück.

Nach einer Stunde der Ruhe steigen wir in die Stadt hinunter. Uns lockt das Schloß, dessen seltsam geformte, auffallend hohe und auffallend häßliche Schornsteine, welche die Stelle eines Thurmes zu vertreten scheinen, uns schon am vorigen Abend aufgefallen sind. Wir kommen auf einen kleinen Marktplatz und am Gefängniß vorbei. Aus den Fenstern rufen uns Gefangene zu und lassen an einer Art Angel einen kleinen Korb durch das Gitter hinunter, in den wir lachend einige Kupferstücke werfen. Auf solche Weise müssen sie sich ihren Unterhalt zusammenbetteln. In der That, eine etwas seltsame Einrichtung! Nicht uninteressant ist die Geschichte des Ortes. Seine Entwickelung hat mit einem arabischen Dorfe begonnen, was sich noch heute aus dem vielbewunderten Olcozar ersehen läßt. Dann kam eine lange Zeit des Stillstandes, bis Don José I. hier einen Palast erbaute, derselbe, zu dem wir jetzt gelangt sind. Er wurde später das Arrestlokal des unglücklichen Prinzen Alfons IV., der hier von seinem ehrsüchtigen und gewaltthätigen Bruder mit Hilfe des Papstes Chigi, Alexander III. siebzehn Jahre lang gefangen gehalten wurde und elend und von allen verlassen hier starb. Heute dient das Schloß der königlichen Familie ab und zu als Sommeraufenthalt, meist wenn sie nicht in dem am Meer gelegenen Cascaes weilt. Der Zutritt ist augenblicklich nicht gestattet und nur in den öden, stillen Garten dürfen wir einen Blick werfen.

Am Hôtel stehen wartend wieder unsere Esel und tragen uns durch die Mittagssonne in einer halben Stunde nach Monserrate, der Besitzung Lord Cookes, der sich hier aus einem wilden Stück Land ein kleines Paradies geschaffen hat. Der Weg dahin ist unendlich reizvoll, immer neue Blicke in das rechts gelegene Thal, und über die stillen Höhen, während links dunkle Felswände aufsteigen und die Bäume ihre Zweige schattend über uns neigen. Der Park von Monserrate ist von seinem Eigenthümer in liebenswürdiger Weise den Fremden geöffnet, und wohl jeder der Besucher Cintras macht es möglich, sich diese Erlaubniß zunutze zu machen, denn es ist eine Schöpfung fast einzig dastehender Art. Wir gehen beim Eintritt direkt auf das Schloß zu. Wie ein Feenpalast liegt das im orientalischen Stil erbaute, hellleuchtende Gebäude vor uns. Wir werfen einen Blick durch die lange Reihe schimmernder Säle, welche sich vor unserm entzückten Auge geheimnißvoll aufthun und gehen dann auf einem

schmalen Wege um das Schloß herum und in den Park. Ein Blütengarten nimmt uns auf. Ueber uns neigen sich seltsame Blumen in südlicher Farbenpracht, purpurne Kelche erfüllen die mittagheiße Luft mit einem betäubenden Dufte, zwischen ihnen durch schimmert ein klarer Wasserspiegel — da thut sich plötzlich ein tiefes Thal vor unsern Füßen auf, dessen Abhänge mit dunklen Nadelhölzern und breitblätterigen, fremdartigen Stauden bedeckt sind, während uns zur Seite sich hoch in die Höhe künstliche Felsblöcke übereinander gethürmt erheben, über die das glitzernde Wasser niederrieselt. Wir betreten eine zerfallene Kapelle, deren Mauern von Epheu und Farren dicht übergrünt sind. Eine köstliche Ruhe und Kühle umfängt uns. Bequeme Sitze laden zum Niedersitzen ein. In einer Nische liegt das uralte Bild einer liegenden Frau aus Bronze. Dann steigen wir auf schöngebahnten Wegen zu der Felsenhöhe empor, und sehen von dort oben, auf einem der mächtigen Blöcke stehend, nun zu unseren Füßen das Schloß und den ganzen Park in all seiner eigenartigen, oft wilden Schönheit liegen und zugleich darf der Blick fesselos weit über die Hügelreihen in das Land hineinschauen.

Aber wir müssen weiter, und kommen in einer halben Stunde in das Centrum des Cintragebirges. Da liegt ein altes, unterirdisches Kloster, mit Namen Convento dos Capuchos, von außen nicht sichtbar. Unter unsern Füßen liegt dieser todte Aufenthaltsort einer allem entsagenden Ergebenheit, den selbst die Natur zu bedauern scheint, und ahnungslos schreiten wir über ihn hin, bis uns der Führer zum Eingang hinweist. Mitten in einer traurigen Einsamkeit und rings umschlossen von Felsen ist das Kloster in diese eingehauen. Zwölf enge Zellen, so eng, daß wir daran zweifeln, wie ein Mensch überhaupt in ihnen zu liegen vermochte, bildeten die Schlafstätten der armen Mönche. Die Gründung des Klosters weist bis in das Jahr 1560 zurück. Aber schon 50 Jahre vorher war diese Gegend durch den Eremiten Honorius bewohnt, welcher sich eine durch zwei Felsen natürlich gebildete Grotte als Zufluchtsort ausgesucht hatte. Das Kloster besitzt eine Quelle eiskalten Wassers, an deren Seite ein steinerner Tisch steht. Alles ist öde und trostlos; nur den Eingang zieren an beiden Seiten zwei kleine Reliefgemälde in hübscher Ausführung. Die Zellen selbst sind mit Korkholz ausgelegt, zum Schutze gegen die Feuchtigkeit. So bildet dieses Kloster in seiner nackten Armuth einen gar seltsamen Gegensatz zu der überwältigenden Schönheit und Fülle der sie umgebenden Natur. Wir scheiden gern von dem Orte eines unfruchtbaren asketischen Fanatismus.

Auf der Fortsetzung des Weges liegt Collares, dessen Wein uns in diesen Tagen so oft erquickt hat. Aber die Zeit erlaubt uns nicht, seinen Weinbergen noch einen Besuch abzustatten, wir müssen an die Rückfahrt denken. Gern vertauschen wir am Hôtel Victor in Cintra die harten Eselrücken mit den Polstern unseres Wagens, der schon auf uns gewartet hat und nach einem letzten, langen Blick auf das Thal und seinen Zauber trägt uns der Wagen auf demselben Wege nach Lissabon durch die Abendkühle zurück.

Aber am Ende des Dorfes hält er noch einmal vor einem durch kein Schild und keine Thürüberschrift gekennzeichneten Hause, das

nichts desto weniger eine gewisse Berühmtheit hat. Wir nehmen uns nach alter Sitte ein Körbchen sogenannter Cintrakuchen, der cojades do sapa, mit, ein Gebäck, welches nur hier fabrizirt wird, und einen stark süßen, aber recht angenehmen Honiggeschmack hat. Dann geht es weiter.

Als der Abend seinen Schatten um uns hüllte, waren wir auf der Höhe vor Lissabon. Vor uns lag die wunderbare Stadt. Die Höhen von Cintra waren hinter uns versunken. Ueber dem Tajo stand die weißsilberne Scheibe des Mondes.

John Henry Mackay.

Wunsch.

Wie der Funke zerstiebt und das Flämmchen vergeht
Und die Brände in Asche zerfallen,
Wie der Blumenflor welkt und der Sommer verweht
Und die Lieder — die Lieder verhallen —
So das Sternlein erlischt und die Wolke verfliegt
Und die Blitze erblassend zerzucken
Und so rasch auch der Thau und der Regen versiegt,
Den die Staubkorne gierig verschlucken;
Nur der Mensch siecht dahin und Du schufst ihn so schön,
O Du Himmel, so wahr' ihm dies Sterben
Und zerschmett're Dein bestes mit Donnergedröhn'
Und laß es nicht langsam verderben!

Hermance Potier.

Der Herzbändel.

Von Karl Georges.

Oder aber wenn Sie mich uzen wollen, so verlassen Sie das Lokal!“

Jede Silbe dieses Ausspruchs, der bei uns Burschenschaftern seitdem zu klassischer Berühmtheit gelangte und sich im frischesten Andenken bis heute erhalten hat, athmete die Größe des schwermüthigen Pathos, welches unseren Kneipwirth vor allem und am meisten auszeichnete. Das klassische Wort, es war die Entgegnung auf eine etwas übereilte Aeußerung meines Leibfuchses, eine Wortbildung, mit welcher bekanntlich im akademischen Leben die besonders vertraute Beziehung eines jüngeren zu einem älteren Verbindungsstudenten bezeichnet wird.

Mein Leibfuchs war erst vor wenigen Tagen zur Universität gekommen und befand sich demnach noch mit allem Rechte in jener erhöhten, an Uebermuth grenzenden Seelenstimmung, welche gar manchen der von der alma mater genährten Musensöhne erst kurz vor der entscheidenden Prüfung wieder zu verlassen pflegt. Der junge Student aber hatte mit einem vielsagenden Blick auf Gesicht und Gestalt des Kneipwirths der Meinung Ausdruck gegeben, die hübsche Veronika, des Wirthes einziges Töchterlein, müsse wohl eine sehr hübsche Mutter gehabt haben.

Vater Methfessel war nämlich Wittwer, und zwar schon seit der Geburt der kleinen Broni, und wenn man ihn nur so nach seiner äußeren Erscheinung beurtheilte, mochte man in ein billiges Erstaunen gerathen, wie es bei der bekannten Schwäche des weiblichen Geschlechtes für kraftvolle männliche Schönheit überhaupt möglich gewesen, daß sich der kleine verkrüppelte Mann, als welcher sich unser Kneipwirth darstellte, durch eine bessere Hälfte ergänzt hatte. Auf einer schmalbrüstigen Figur, die durch einen einseitig hohen Rücken und zweiseitig plattgebildete, das gewöhnliche Größenverhältniß weitüberschreitende Füße eine besonders häßliche Auszeichnung erhielt, saß ein starker plumper Kopf, dessen breite Stirn sich bis in den eingebogenen

Nacken fortzusetzen schien. Da, wo das Haupthaar noch an die gleißende Weiße des Schädels herantrat, stand es in struppigen Sträh-nen von dem Kopfe ab und die Farbe, ein ins gelbliche schimmerndes Fuchsroth, stach um so wirkungsvoller gegen die bloßgelegte Haut ab, als die letztere ihrerseits eine starke Neigung zum bläulichweißen ver-rieth. Stark hervortretende Backenknochen, eine breitrückige, scharfge-bogene, spitzauslaufende Nase, ein weitgeschlitzter, von schmalen Lippen umgebener Mund, hagere Wangen, die ein dichter, nach amerikanischer Art gepflegter Backenbart einrahmte, und ein spitzvorstehendes Kinn vervollständigten den Charakterkopf, an welchem nichts einen angeneh-men Eindruck gemacht hätte, wenn nicht zwei klarblickende wasserblaue Augen der Spiegel einer treuherzigen Seele gewesen wären.

Wie er so dastand, der kleine Mann, in der ganzen Größe seiner Häßlichkeit, bildete er zu Veronikas blühender Mädchenschönheit einen so auffallenden Gegensatz, daß die Aeußerung, die mein Leibfuchs in der Form der zur Gewißheit gesteigerten Vermuthung ausgesprochen hatte, allerdings begründet zu sein schien. Auf einer hoch und schlank gewachsenen Gestalt, deren zarte Rundung die knospenden Reize des Weibes verrieth, wiegte sich ein zierliches, von kastanienbraunen Flech-ten bekröntes Köpfchen. Kohlschwarze Augen mit Wimpern und Brauen von der gleichen Farbe belebten ein Gesichtchen, das nicht regelmäßig schön zu nennen, aber darum nicht weniger anziehend und anmutig war. Der kleine Mund, der gleich einer frischrothen Kirsche von dem wie Apfelblüte leuchtenden Antlitz sich abhob, er allein schon würde seine Besitzerin vor anderen Evastöchtern vortheilhaft ausgezeich-net haben. Dazu alle die übrigen kleinen Reize und Reizchen, welche zusammen die Summe der begehrenswerthen Schönheit Bronis aus-machten, die aber der Erzähler, um sich des besonderen Wohlwollens der älteren Leser versichert zu halten, nicht aufzählen will, genug, den Augenzeugen konnte es wahrlich angesichts solcher eine unbedingt sieg-hafte Gesammtheit bedeutender Einzelheiten nicht Wunder nehmen, wenn mein Leibfuchs seiner jugendlich-offenen Bewunderung die Zügel schießen ließ und ein Urtheil fällte, das den Groll des Vaters der gepriesenen Schönheit in der angedeuteten Weise zum Ausbruch brachte.

Aber das Parisurtheil meines Leibfuchses, in welchem er die körperliche Beschaffenheit von Vater und Tochter zu derjenigen der Mutter in einem durchaus zutreffenden Vergleich gebracht hatte, es regte auch nur den häßlichen Vater zu Unmuth und widerstreitender Rede auf. Die schöne Tochter, von der Wissende behaupteten, daß sie sogar noch schöner als die frühverstorbene Wirthin erblüht sei, die schöne Veronika nahm die freimüthige Schmeichelei — denn etwas an-deres zu sagen hatte mein Leibfuchs nicht beabsichtigt als — als un-bedingt gerechtfertigt auf. Sie hatte uns soeben in der allgemeinen Gaststube, die zufälligerweise in diesem Augenblick aller sonstigen Be-sucher entbehrte, einen verspäteten Frühschoppen kredenzt und durch die Anmuth ihrer Erscheinung und Bewegungen selbst meine mit der Zahl der bereits glücklich zurückgelegten Semester schon recht an-spruchsvoll gewordenen Augen in unwillkürlicher Bewunderung auf sich gelenkt. Bei den Worten meines jungen Kameraden ging ein glück-liches Lächeln über ihre anziehenden Züge; als aber der Vater in die

herbe Gegenrede ausbrach, da trat sie beschwichtigend zu ihm und führte ihn, Schmeichelworte auf den blühenden Lippen, aus der Ausschänke hinüber in die angrenzende Familienstube.

Ich meinerseits hatte mit dem unbedachtsamen Schönheitsrichter einen schweren Stand, da ich ihm begreiflich machen wollte, daß unser langjähriger Kneipwirth, der sich durch das eigenthümliche Lob, welches mein Leibfuchs der Schönheit Bronis gespendet, von wegen seiner eigenen kläglichen Mißgestalt bespöttelt glaubte, daß also Vater Methfessel in seinem allgemeinen Gastzimmer allerdings das Recht habe, unter der von ihm geargwöhnten Voraussetzung von seinem Hausrecht Gebrauch zu machen. Poncho — so hieß mein moderner Paris mit seinem Kneipnamen — war nun einmal nicht von der Ansicht abzubringen, daß Vater Methfessel sich nicht von ihm beleidigt halten könne. Wenn er es aber auch könne, so dürfe er sich doch keinesfalls ein derartiges Wort, wie es ihm aus dem Munde gegangen, gegen ein Mitglied unserer Burschenschaft erlauben, ohne die gesammte Körperschaft in einen lodernden Krieg gegen sich aufzureizen. Daß die verbürgten Kneipverträge von selbst hinfällig würden, darüber wollte er auch nicht den geringsten Zweifel dulden.

Da ihm mit Gründen nicht beizukommen war, so wollte ich schon eben die Würde des Leibburschen mit allem Nachdruck ihm gegenüber zur Geltung bringen, als Veronika der Anwendung dieser Art von Ueberredungskunst zuvorkam und mit ein paar Worten erreichte, was meinen eindringlichsten Auseinandersetzungen nicht hatte gelingen wollen.

„Herr Student", bat sie mit herziger Einfachheit, „ich komme vom Vater, den sein rasches Wort schon gereut hat; lassen Sie nun auch den Streit beendet sein!"

„Um Ihrer schönen Augen willen!" rief Poncho feurig und erfaßte des Mädchens Hand, das schnell hinter den Ausschänketisch zurücktrat. Gleich darauf erschien Vater Methfessels Gesicht neben dem lieblichen Antlitz der Tochter, und daß ihre Sendung wirklich erfolgreich gewesen, bewies Ponchos Zuruf, den er mit einem fröhlichen Becherschwenken begleitete: „Auf das Wohl der schönen Friedensstifterin!"

Der arme Gekränkte that ein übriges, indem er sich ein Glas zur Hälfte füllte und mit ihm auf seinen vorherigen Gegner zutrat.

„Odder abber Sie dürfen durch das, was ich da sagte, nicht glauben, daß ich Sie bei der Ehre gegriffen habe!"

Der übermüthige Mensch war schon nahe daran, über diese eigenartige Form der Abbitte in ein homerisches Gelächter auszubrechen, als ich die Gefahr eines abermaligen Streites kurzweg damit abwehrte, daß ich statt seiner sagte: „Jetzt nicht mehr!" und mit dem Kneipwirth und dem etwas gemaßregelt dreinschauenden Poncho kräftig anstieß. Dann nahm ich den Leibfuchs unterm Arme und ermuthigte ihn mit einem selbstüberwindenden „Auf zur Lamba!" zum Gang an den uns beide speisenden Stipendiatentisch, durch dessen jahrelangen Nießbrauch ich nur zu gut wußte, daß er jegliche Anzeichen von Lebensübermuth auch heute wieder im Keime ersticken werde. Doch noch auf der Schwelle zu unserer zahnlosen Hebe, deren abgängige Lockenfülle zu

unserem Entsetzen tagtäglich in unseren Suppentellern paradirte, sprach Poncho das Wort aus, ohne dessen fortwirkende Kraft weder ein uns schon bekanntes liebendes Mädchen in den Glückshafen der Ehe eingelaufen, noch diese Humoreske wäre geschrieben worden.

Das Wort aber, von dem rücksichtslosesten Uebermuth eingegeben, erinnerte, wenn auch nur nachäffend, an eines gewissen Kneipwirths Sprechweise:

„Odder abber, Vater Methfessel, werde ich Ihnen und mir das Vergnügen machen, mit dem Herzchen anzubändeln!"

Ich verabsäumte nicht, wie mich das meine Pflicht deuchte, den jungen Menschen darauf hinzuweisen, daß ein derartiges leichtfertiges Unternehmen geeignet sei, dem ohnedies schon schwermüthigen Alten den letzten Rest von Lebensfreude zu rauben. Dem jungen leichtgläubigen Mädchen würde er den besten Glauben an die Menschheit nehmen und sich selbst vielleicht um seine ehrliche Gesinnung bringen. Er lachte, der unverbesserliche Mensch und fragte ganz respektwidrig, ob ich auch in meinem ersten Semester solch ernste Ueberlegung gepflogen habe, wenn ich der Thatsache gegenüber gestanden, daß ein auffallend hübsches Mädchen mich nicht mit ungünstigen Augen angesehen. Wollte ich aufrichtig sein, so mußte ich dies verneinen, und da mir solches meinen guten Absichten keineswegs förderlich schien, so antwortete ich gar nicht auf die lose Frage, sondern wand mich mit dem Gemeinplatz durch, daß man im verständigen Alter oft bitter bereue, was man im Uebermuth der Jugend gegen eine sittliche Auffassung der Liebe gefehlt habe.

„Alter Leibbursch", klang seine Gegenrede, „Du sprichst ja gleichwie mit der Erfahrung eines neunzigjährigen Greises! Sieh da, in der Kunst Aeskulaps" — (ich muß hier einschalten, daß sich mein Leibfuchs gleich mir dem Studium der Medizin gewidmet hatte) — „und im Bacchischen Dienste erschienst Du mir gleich anfangs als das beste Vorbild; daß auch Frau Venus Dich zu ihren . . ."

„Halt Deinen Rand, krasser Fuchs!" bedräuete ich ihn so ernsthaft, daß ob der lauten Rede mehrere behäbige Bürger der guten Universitätsstadt im Schritte einhielten und sich erst zum Weitergehen anschickten, als sie zur Dämpfung ihrer Neugierde sehen mußten, daß wir die gleichen Farben trugen. „Und", fuhr ich leiser, aber nicht weniger eindringlich fort, „das eine merke Dir: wenn Du den Vater Methfessel und sein Kind unglücklich machst, Meherele! ich kündige Dir den Schmollis!"

Wir waren während dieser Unterredung auf dem Wege von dem Speisehaus zur Aula begriffen und eben jetzt an dem letzteren Gebäude angelangt, trennten wir uns, um uns in verschiedene Hörsäle zu begeben. Ich ging jetzt mit erhöhter Rührigkeit wieder meinem Studium nach, welches ich aus Verbindungsrücksichten in den ersten Tagen des neuen Wintersemesters, da der Fuchsfang mit allem Eifer betrieben werden mußte, eben wegen dieser den ungeschwächten Fortbestand der Burschenschaft sichern Burschenthätigkeit etwas vernachlässigt hatte; mit erhöhter Rührigkeit, sagte ich, damit ich nicht länger an den Brüsten der Alma mater ziehen müßte, als einem ernststrebenden Aeskulapsjünger zukam. Und so geschah es denn auch, daß ich

Poncho, der als neuer Ankömmling von dem akademischen Rechte des Kollegienschwänzens einen ziemlich ausgiebigen Gebrauch machte, etwas aus den Augen verlor. Denn zum Frühschoppen bei Vater Methfessel ging ich jetzt gar nicht mehr; zum Stipendiatentisch der gefürchteten Lamba aber ging Poncho sehr unregelmäßig. Kam er überhaupt, so traf er meistens erst dann ein, wenn ich die Schrecken dieser Mahlzeiten schon überstanden hatte und allbereits im Begriffe war, den Staub des gastfeindlichen Hauses von den Füßen zu schütteln. An der Mehrzahl der Tage aber kam Poncho gar nicht. Auf Befragen, wozu ich abends auf der gemeinsamen Kneipe wohl Gelegenheit fand, gab er denn an, die reizende Veronika setze ihm so reichliche und schmackhafte Frühstücksportionen vor, daß er der Schaugerichte unserer unappetitlichen Speisewirthin gar wohl entbehren könne.

Was Poncho da vorbrachte, um sein Fernbleiben von dem gemeinschaftlichen Mittagstisch zu erklären, hatte ja die Wahrscheinlichkeit in hohem Grade für sich. Er war der einzige Sohn einer Wittwe von mäßigem Vermögen und hatte bis zum Bezug der Universität stets nur in der mütterlichen Verpflegung seines Leibes Nothdurft gefunden. Begreiflich, daß er zwischen den heimatlichen Fleischtöpfen und den Pseudogenüssen, die unser Stipendiatentisch alltäglich bot, einen herben Unterschied konstatiren mußte, begreiflich auch, daß er sich gleich den Kindern des alttestamentlichen Volkes nach den verlorenen Herrlichkeiten vergangener Tage zurücksehnte. Aber wenn ich auch kraft meiner eigenen schlimmen Erfahrungen, die ich mit den kochkünstlerischen Leistungen der Frau Lamba gemacht, Ponchos Abneigung gegen unsern staatlichen Freitisch gar wohl begreifen konnte, so unterließ ich es trotzdem nicht, ihn darauf hinzuweisen, daß es seine Pflicht sei, von dieser Erleichterung, welche seiner Mutter zum Zwecke seiner wissenschaftlichen Ausbildung gewährt worden, auch wirklich Gebrauch zu machen.

Bei Erwähnung der Mutter, welche, wie wir beide nur zu wohl wußten, das Leben frühe schon in eine harte Schule genommen, zuckte es wie Rührung über Ponchos frisches Gesicht, und ich war überzeugt, daß meine Mahnung, mit den von der Mutter so bereitwillig gewährten Geldmitteln etwas sparsamer umzugehen, auf einen fruchtbaren Boden gefallen sei. Um Poncho gewissermaßen für dieses vernünftige Entgegenkommen zu belohnen, schloß ich meine ernsten Worte mit einer freundlicheren Aussicht ab, welche ich ihm dadurch zu eröffnen hoffte, daß ich ein Verzichtleisten auf das Abendessen im Sommersemester auch der Mutter gegenüber mit ihm zu verantworten gerne bereit sei. Dieses von allen Stipendiaten gleich gefürchtete Abendessen bestand nämlich, so lange es in dieser Jahreszeit noch alteingelegte Kartoffeln gab, aus einem Salat dieses von mir sonst keineswegs unterschätzten Knollengewächses, an welchem aber in der Lambaschen Ausgabe leider nur der Vorzug zu rühmen war, daß das stets ranzige Oel in ganz kleiner Quantität beigeschüttet war. Dazu wurde sogenannte frische Wurst aufgetragen, die indessen wegen ihres hohen Alters regelmäßig an eine Eigenschaft erinnerte, welche man von dem Eigenlobe unzertrennlich hält. Zur Erklärung dessen hatte sich in studentischen Kreisen der Mythus gebildet, die geschäftstüchtige Frau

Lamba forsche in sämmtlichen hiesigen Wurstläden den nicht verkaufbaren Resten nach, bei welchem sie stets von dem größten Erfolge gekrönt sei. Infolge davon verdiene sie durch Preisermäßigung beim Ankaufe nicht unbedeutendes Extrageld. Ich nenne diese Art der Erklärung in wohlwollender Erinnerung eine Sage, obwohl mehrere angehende Rechtsgelehrte sich erboten hatten, für ihre Behauptung den Beweis der Wahrheit antreten zu wollen, wozu sie alles nothwendige Material bereits gesammelt hätten.

Die Ermahnung, welche ich meinem von der besorgten Mutter mir ausdrücklich anempfohlenen Leibfuchs hatte angedeihen lassen, hatte in der That die gehoffte Wirkung. Er unterließ nicht nur die verlängerten Frühschoppen, um wieder regelmäßig beim Mittagessen zu erscheinen, sondern er gewöhnte sich auch allgemach an einen fleißigeren Besuch der Vorlesungen. Aber leider war der gute Anlauf, den er genommen, nur von vorübergehender Dauer. Nur allzubald fiel er wieder in die gerügten Fehler zurück, ja, es wurde sogar noch schlimmer mit ihm, so daß ich ihn kaum mehr zu Gesichte bekam. Meine Fragen nach der erneuten Ursache seines tadelnswerthen Wandels beantwortete er zunächst ausweichend, dann setzte er mir ein trotziges Schweigen entgegen, und da ich nun doch einmal so eine Art Wächteramt ihm gegenüber übernommen hatte, so beschloß ich, der Sache ehestens auf den Grund zu gehen.

Als daher mein Professor an einem der nächsten Tage wegen Unwohlseins seine Vorlesungen um die Mittagsstunde ausfallen ließ, begab ich mich zum Frühschoppen in Vater Methfessels Lokal, da ich hier den ungetreuen Leibfuchs sicher zu treffen vermeinte.

Meine Vermuthung hatte mich denn auch nicht getäuscht. Da saß er mit des Wirthes schmuckem Töchterlein im traulichsten Geplauder, während Vater Methfessel das an sich ungemein liebliche Bild, welches die beiden darboten, mit düsteren Blicken betrachtete.

Mein Eintreten wurde von den dreien mit den offenbar verschiedensten Empfindungen wahrgenommen. Ponchos Züge drückten Unbehagen und Mißmuth über die unliebsame Störung aus; Veronikas liebliches Gesichtchen erglühte vor Verlegenheit und scheuer Scham; Vater Methfessel allein sprach mit den Augen seine Befriedigung über mein Kommen aus. Während Veronika hinter die Einschänke trat, um mir den üblichen Trank zu bringen, den Vater Methfessel selbst ganz vorzüglich aus Hopfen und Malz braute und auch unverfälscht zum Ausschank brachte, setzte ich mich zu Poncho und begann ein möglichst harmloses Gespräch. Da er aber einsilbig blieb und schließlich unwirsch wurde, so theilte ich ihm den Grund meines Kommens ganz offen mit, indem ich noch hinzusetzte, daß ich bereits genug gesehen habe, um sein bisheriges Thun zu verurtheilen. Das könne so nicht weitergehen. Er vernachlässige sein Studium, vergeude seine Zeit und sein Geld und untergrabe den Frieden einer achtbaren Bürgersfamilie.

„Und bist Du nur zu dem Zweck hierhergekommen, um mir gleich einem Schuljungen die Leviten zu lesen?“ fuhr er auf.

„Von Leviten lesen ist keine Rede. Ich halte es nur für meine Pflicht, Dich allen Ernstes auf das Unrecht aufmerksam zu machen, das Du tagtäglich gegen Deine Mutter, gegen Dich und gegen diese

guten Menschen hier begehst." Bei den letzteren Worten wies ich nach der Ausschänke hin, aus welcher Vater und Tochter verschwunden waren, sobald unsere Unterhaltung lebhafter und auf sie bezüglich geworden. Sonst war niemand in dem Zimmer zugegen.

„Und ich erkenne diese Pflicht, aus welcher Du die Berechtigung einer solchen Sprache gegen mich abzuleiten beliebst, in keinem Falle an!" lautete die schroffe Gegenrede.

„Gleichwohl fühle ich mich im Rechte dazu", antwortete ich mit größter Ruhe. „Denn erstens bist Du mein Leibfuchs und zweitens hat Deine Mutter, wie Du wohl weißt, mein Versprechen, daß ich auf Deine Jugend ein wachsames Auge haben wolle."

„Tod und Teufel!" schrie mein Gegenüber außer sich, „hätte ich ahnen können, daß ich als Fuchs in ein solches Abhängigkeitsverhältniß sollte gepreßt werden, ich würde mich gehütet haben, in diese Verbindung einzutreten!"

„Für diese unbedachte Aeußerung, Fuchs, wirst Du Dich vor dem inneren Konvent zu verantworten haben, wenn Du das Gesagte nicht eben jetzt in aller Form widerrufst", entgegnete ich fest.

„Ich widerrufe nichts, gar nichts!" polterte er los, ergriff seine Mütze und war im nächsten Augenblick aus der Thür verschwunden.

Ich sah ihm mit einem Gemisch von Zorn und Wehmuth nach und beklagte ebenso sehr das Vergebliche meiner Bemühung, ihn von dem verderblichen Wege abzubringen, wie ich im voraus die Schritte bedauerte, welche ich nun im Konvent der Burschenschaft gegen ihn einleiten mußte. Als ich so noch sinnend vor meinem Glase saß, trat Vater Methfessel zu mir und bat um die Erlaubniß, mir ein wenig Gesellschaft leisten zu dürfen. Zwar befand ich mich durch das Erlebte keineswegs in die Stimmung versetzt, sein schwermüthiges Pathos mit der Geduld zu ertragen, welche ich, obwohl erst ein angehender Arzt, als die vornehmste Eigenschaft eines Heilkünstlers mir anzueignen bestrebt war. Aber seine treuherzigen Augen blickten so bittend, daß ich ihm, der offenbar sein Herz vor mir ausschütten wollte, sein Anliegen nicht wehren konnte.

„Odder abber Sie haben durch das, was Sie da Ihrem Kollegen gesagt haben, mir aus der Seele gesprochen", begann er sein Bekenntniß und fuhr auf meinen fragenden Blick fort: „Ja ja, ich habe, nehmen Sie's nur nicht für ungut, nebenan alles gehört. Odder abber bin ich neugierig zu sehen, wie die Sache enden wird. Auch ich habe beiden Theilen schon ins Gewissen geredet, der Broni und Ihrem Kollegen. „Broni", sagt ich zu ihr, „willst Du Dich mit dem vornehmen Herrn ins Gerede bringen und Deinen Vater unglücklich machen? Was willst Du hoffen, daß er Dir sein wird? Was kann's sein, wenn nicht Schimpf und Schande?" „Vater", hat sie geantwortet, „hat Dir mein Betragen jemals Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben" (sie setzt Ihnen nämlich ihre Worte gar zu schön, gleich der feinsten Dame), „oder kannst Du fürchten, daß ich meine Ehre nicht zu wahren verstände, drohte ihr nur die leiseste Gefahr?" „Nein, gewißlich nein", mußte ich versichern, „odder abber . . ." „Nun also", unterbrach sie mich, „so kränke mich auch fürder nicht durch Dein un-

gerechtfertigtes Mißtrauen!“ So sah ich dem Verkehr der beiden, an dem ich ja gewiß nichts unrechtes entdecken konnte, wieder ein paar Tage stillschweigend zu. Odder aber ihr Vertrautsein ängstigte mich doch immer wieder und allbereits plagten mich schon schlimme Träume. Vor einigen Tagen nun hatte ich Broni in die Stadt geschickt, um so mancherlei für die Wirthschaft zu besorgen. Da kam Ihr Kollege auch wieder zum Frühschoppen her, den ich ihm selber brachte. Wir waren allein im Zimmer, wie wir beide jetzt, und ich faßte mir ein Herz und sagte: „Odder abber, mein Herr, wollen Sie vielleicht meine Tochter heiraten? so sagen Sie es gleich; wenn nicht, so meiden Sie mein Lokal!“ Da sah er mich verwundert an und sagte ganz ruhig: „Odder abber, Vater Methfessel, verpflichtet denn der Besuch Ihres vielgepriesenen Lokals Ihre Gäste zur Heirat mit Ihrer Tochter?“ Das konnte ich natürlich nicht behaupten, und so bat er mich dann, ihm in Ruhe sein Glas Bier zu gönnen und ihm lieber statt meiner trockenen Worte ein saftiges Rippchen aus dem Solper zu bringen. Das verzehrte er denn auch mit bestem Appetit und entfernte sich endlich, ohne daß er meine Tochter gesehen hatte. Am anderen Tage kam er nicht und so eine ganze Reihe von Tagen, so daß ich schon Hoffnung schöpfte, meine deutlichen Worte hätten ihn endgiltig von hier verscheucht. Ich ward von Tag zu Tag wieder ruhiger, und wenn ich Bronis zunehmende Besorgniß sah, so war mir das ein Beweis, daß sie sich auch sonst nicht gesehen hatten. Da erschien er vor etwa acht Tagen wieder zur gewohnten Stunde und seitdem ist er wieder mehr hier, wie je. Und nun sagen Sie, ob das für einen besorgten Vater nicht ganz dazu angethan ist, ihm um die ehrliche Zukunft seiner Tochter bange zu machen?“

Meine Antwort bestand in der Versicherung, daß ich das Mögliche versuchen werde, ihm die verlorene Ruhe wieder zu geben.

Ich verabschiedete mich von Vater Methfessel, um bei Frau Lamba meiner täglichen Essenspflicht zu genügen; Poncho kam nicht zu Tische und da heute Donnerstag war, so durfte ich nicht hoffen, ihn vor Samstag Abend, wo offizielle Kneipe stattfand, zu sehen. Sie bedeutete die zwangsweise Vereinigung aller Burschenschafter bei einem auf gemeinsame Kosten zu vertilgenden Fasse Bier, aus welchem, wenn Gambrinus besonders in uns mächtig war, auch wohl zwei werden konnten. Die obligaten vielstimmigen Chorlieder, welche diese Trankopfer begleiteten, waren nur zu geeignet, dem feuchten Reich des durstigen Gottes immer weiteren Gebietszuwachs zu sichern, während sich Apollo und die Musen ob dieser Sangeskünste oft insgeheim die göttlichen Häupter verhüllen mochten. Gerade an diesem Tage sollte, bevor Apollo und Gambrinus die gebührenden Ehren erwiesen würden, auch die gestrenge Justitia angerufen werden, das heißt, es sollte den kleinen und großen Fällen Rechtspflege werden, welche innerhalb der Verbindung vorkamen. Zu diesem Zwecke versammelten sich die auserlesenen älteren Burschenschafter, die bemooften Häupter, um nach Statut und Herkommen Recht zu sprechen. Vor diesem Gerichtshof gedachte ich auch den Fall Poncho gegen Kneipwirth Methfessel und sein damit zusammenhängendes hochverräthisches Verhalten gegen seinen Leibburschen und die Burschenschaft vorzutragen und ich durfte

mich versichert halten, daß die blinde Göttin diesmal dank meinen klaren Beweisen deutlich sehen und ebenso urtheilen werde.

Aber noch ehe dieser Tag des Gerichts herankam, sollte in unserm traulichen Kneiplokal ein ganz anderer Herrscher, als Apollo Justitia und Gambrinus, sein Reich aufrichten.

Es war in der Nacht von Freitag auf Samstag. Ich hatte lange bei dem Studirlämpchen gesessen, von dessen Schein ich mich nicht eher zurückgezogen, bis ich den letzten Rest des Oels verbrannt sah. Ich warf mich noch ohne Schlaf zu finden auf dem Lager herum, als ich in meinem Dachlogis, das wegen seiner ganz außergewöhnlich treppenreichen Lage von den Kommilitonen „Der Olymp" benamset wurde, eilige polternde Schritte sich nahen hörte. Nach meiner Gewohnheit schlief ich bei unverriegelter Thüre, und so ging es denn auch ganz natürlich zu, daß sich plötzlich die Pforte meiner „Bude" aufthat und in dem Rahmen der Thüre die dunklen Umrisse einer hohen Gestalt erkennbar wurden. Sie näherte sich mit offenbar lokalkundigen Schritten dem Alkoven, der mein Bett von dem Wohnraum schied, und redete mich an.

Mein Leibfuchs war es, der in hochgradigster Erregung für sein schroffes Benehmen, das er in den letzten Tagen gegen mich angenommen, um Entschuldigung bat und mich dann beschwor, alle Empfindlichkeit beiseite zu lassen und ihm beizustehen, ein theures Menschenleben, das in Todesgefahr sei, zu retten. Der hohe Damm, welcher den in den letzten Tagen durch thauende Schneemassen und starke Regengüsse reißend gewordenen Fluß auf eine große Strecke hin eindämmte, sei an mehreren Stellen gebrochen und Vater Methfessels Wohnhaus müsse nach den Berichten, die er von seinem Hauswirth über die entstandene Ueberschwemmung gehört habe, jedenfalls bis an das Dach unter Wasser gesetzt sein.

Ich sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette und beeilte mich in fiebernder Hast in die Kleider zu kommen, was bei der Dunkelheit nicht nach Wunsch gelingen wollte. Denn da die Lampe vollständig ausgebrannt war, so konnte ich bei dem Mangel jegliches andern Beleuchtungsmittels nicht einmal Licht anzünden; Ponchos Wachshölzchen aber, die er in großer Anzahl in Brand setzte, erwiesen sich doch auch als ein sehr dürftiger Nothbehelf. Unsere beiderseitige Aufregung wuchs unter dem widerwärtigen Zeitverlust, und als wir schließlich das Haus verlassen konnten und nach dem Orte der Gefahr eilten, glaubten wir allen Grund zu der Befürchtung zu haben, daß das Schrecklichste bereits eingetreten sei.

Wir eilten an die breite Steinbrücke, die über den Fluß führte. Eine große Menschenmenge belagerte bereits das diesseitige Ufer, das unversehrt geblieben. Das jenseitige Ufer schien unter der Wassermasse verschwunden; dort wogte ein wildes Meer, wie man sich überzeugen konnte, wenn man auf der Brücke vorwärts schritt. Einzelne Pechkränze und Fackeln beleuchteten spärlich die schauerliche Scene, wie eine ähnliche nicht von den ältesten Leuten hier erlebt worden. Deßhalb dachte hier auch niemand an Vater Methfessel und die Rettung der Bewohner seines Hauses, das dort drüben in der Niederung jedenfalls bis unters Dach in dem tosenden Wasser stand.

Wir machten auf die Gefahr aufmerksam, in welcher die durch das entfesselte Element von uns geschiedenen Mitbürger sich befänden, und forderten zu ihrer Rettung auf. Als sich niemand von der Stelle rührte, riefen wir nach einem Schiffer oder auch, wenn er nicht selbst fahren wolle, nur nach einem Kahn. Aber es wollte niemand einen fahrtüchtigen Nachen besitzen. Da wir sahen, daß wir auf diese Weise nicht zu unserm Ziele gelangen würden, so besprachen wir uns kurz miteinander und eilten nach der Stadt zurück. In dem ersten besten Bäckerhaus erstanden wir für schweres Geld den größten Backtrog der zu haben war; in der Nachbarschaft fahndeten wir dann noch nach Stangen und verschafften uns schließlich sogar noch eine Art Ruder, als welche uns ein paar Getreidewurfschaufeln dienlich schienen und die um deßwillen so leicht zu beschaffen waren, weil die guten Bürger unserer Universitätsstadt damals noch fleißig der Aufzucht von „Koih, Soi und Hämil" ergeben waren und darum auch noch weidlich Ackerbau trieben. So ausgerüstet kehrten wir im Eilschritt zur Brücke zurück, wo sich die Lage inzwischen nur insofern gebessert hatte, als im Osten ein grauer Tag zu dämmern begann. So sollte uns doch wenigstens das Tageslicht zu unserm Wagniß leuchten.

Denn ein solches war unser Beginnen gewiß, welches — der Leser hat es schon errathen — darin bestand, in unserem Troge zu Vater Methfessels Wohnung hinüber zu steuern und in dem gebrechlichen Fahrzeug, das, wie wir nur zu bald inne werden mußten, kaum unser beider Gewicht trug, die bedrohten Insassen zu retten. Nicht ohne Mühe drängten wir uns durch die gaffende Menge, überschritten die Brücke und trugen das improvisirte Fahrzeug noch eine kleine Strecke in das Wasser hinein, wobei uns die hohen Kanonenstiefel die besten Dienste leisteten. Dann bestiegen wir den Trog und mit Stangen und Schaufeln arbeiteten wir uns unter unsäglicher Mühe durch die trübe Flut hindurch, bald hier bald dort an einem Hinderniß Gefahr laufend, umzuwerfen und in dem bezemberkalten Element ein unfreiwilliges Bad zu nehmen. Dazu ächzte der Trog in allen Fugen und oft auch trat das Wasser unheimlich hoch an den Rand heran.

Indessen das alte Sprichwort: fortes fortuna adjuvat bewährte sich auch in unserm Falle wieder und da die zurückzulegende Strecke nicht sehr groß war, so landeten wir nach einer halbstündigen Fahrt glücklich an dem Methfesselschen Hause, das sehr tief lag und daher in der That schon im zweiten Stockwerk mit Wasser gefüllt war. Die Insassen, Vater Methfessel, Veronika und das weibliche und männliche Dienstpersonal, hatten sich sämmtlich auf den Speicher unter das Dach geflüchtet und sahen von hier aus Hilfe heischend auf die trübe Flut hinab, in welcher wir nun bei dem stärker werdenden Tageslicht alle möglichen Gegenstände herumtreiben sahen. Auch die Ausrüstung unseres Kneiplokals, das in einer Stockwerkshöhe neben dem Wohnhaus angebaut war, aber gegenwärtig nur noch mit der Spitze des Daches über dem Wasser hervorlugte, hatte zu dem, was da alles herumschwamm, ein tüchtig Theil beigetragen. Denn große Trinkhörner, Kneipbilder, Kommersbücher, Flaggen und Embleme und wie die Dinge alle heißen, welche zur regelrechten Ausschmückung einer Studentenkneipe unerläßlich sind, trieben im buntesten Durcheinander um uns

her, ein Beweis, daß der Zapfjunge, welcher uns wie immer so auch am Mittwoch auf der Kneipe bedient hatte, nach Beendigung derselben die Thüre und Fenster nur sehr oberflächlich mußte verschlossen haben.

Wir befestigten unsern Trog-Nachen an der großen Flaggenstange, an welcher bei festlichen Gelegenheiten unsere Burschenschaftsfarben weithin sichtbar prangten, und die neben dem Kneiplokal fest in den Boden eingerammt, im Augenblick wohl das einzige war, was von unsern Kneipherrlichkeiten noch am bestimmten Platze sich befand. An ihr auch kletterten wir empor, um durch eine Dachlucke in den Speicherraum des Methfesselschen Wohnhauses zu gelangen.

Hier spielte sich zwischen Veronika und Poncho eine Scene ab, die über die wahren Gefühle der beiden zueinander kaum noch einen Zweifel aufkommen ließ. Denn unbekümmert um die im Hintergrunde die Köpfe zusammensteckenden und zischelnden Dienstboten, unbekümmert um die mißbilligenden Blicke des Vaters, unbekümmert endlich um die Anwesenheit meiner eigenen Respektsperson, stürzte sich Veronika an Ponchos Brust und verharrte hier unter krampfhaftem Schluchzen, während Poncho das Mädchen fest umschlungen hielt und ihr Augen, Wangen und Mund mit heißen Küssen bedeckte.

Ich unterbrach endlich den Ausbruch ihrer rückhaltlosen Leidenschaft, indem ich ernstlich darauf hinwies, wie es nun an der Zeit sei, das Rettungswerk zu einem guten Ende zu führen, eine Mahnung, in welcher ich mich von Vater Methfessel und den dienstbaren Geistern aufrichtig und lebhaft unterstützt sah. So suchten wir denn in dem allerlei Geräth enthaltenden Speicherraum nach Gegenständen umher, die geeignet sein könnten, die Tragfähigkeit unseres Fahrzeuges zu verstärken. Wir ließen mehrere Balken und anderes schwimmbares an Seilen hinab, was alles ich an dem Troge in kunstgerechter Weise befestigte. Auch Poncho ließ es sich jetzt, nachdem er sich wieder darüber klar geworden, weßhalb er sich eigentlich hier befand, angelegen sein, die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln zu einer glücklichen Heimkehr mit Umsicht zu treffen. Dabei kam uns die Erfahrung, die wir als des Rudersports erfahrene Rheinländer in der Heimat gesammelt, trefflich zustatten. Und so war denn auch bald „das Schiff" zur Heimfahrt aufs beste gerüstet.

Wir beförderten nun Vater Methfessel und Veronika an Seilen in den Trog hinunter, während wir selbst an der Flaggenstange hinabglitten; den Zurückbleibenden empfahlen wir ruhige Ergebung an. Sie sollten nur alles zur Fahrt bereit halten; denn wir würden in kürzester Frist zurückkehren. Ohne nennenswerthen Zwischenfall landeten wir unter dem begeisterten Jubelrufen der Menge an der Brücke und hatten die Genugthuung, daß mittlerweile, durch unser Beispiel angeeifert, ein zweites Expeditionscorps sich segelfertig gemacht hatte, welches fast in dem gleichen Augenblick abschwamm, als wir wieder festen Boden unter den Füßen hatten. Es waren die ortseingesessenen Fischer und Kahnleute, welche inzwischen ihre Fahrzeuge zur Stelle geschafft hatten und uns der Mühe überhoben, ein zweites Mal auf unserm zerbrechlichen Troge den Weg nach der unter Wasser gesetzten Methfesselei zu unternehmen. Sie führten die übrigen Insassen

des Hauses glücklich nach der Stadt über und retteten auch noch etliche Werthgegenstände, die Vater Methfessel auf seinen Bodenraum geflüchtet hatte. So blieb uns zunächst nur die Sorge, für Vater Methfessel und Tochter ein geeignetes Unterkommen zu finden.

Auch darin waren sie und wir jetzt vom Glück begünstigt. Denn es fand sich unvermuthet eine entfernte Verwandte des sonst so einsamen Alten, die es sich um keinen Preis wollte nehmen lassen, ihr sicheres Dach den lieben Anverwandten zur Verfügung zu stellen. Unter Thränen der Freude und lautem Schluchzen umarmte die alte Wittwe die geretteten Lieben, während ein erwachsener Sohn sich gleichfalls um Vater Methfessel und Tochter liebreich bemühte. Da Poncho und ich so allen Wünschen Rechnung getragen sahen, verließen wir den Schauplatz, um unserer persönlichen Wohlfahrt einige Pflege angedeihen zu lassen; wir verabredeten noch, unfehlbar am Mittag bei Frau Lamba zusammenzutreffen und suchten dann ein jeder seine Wohnung auf.

Als wir zur gebräuchlichen Stunde — den Besuch des Kollegs hatte sich Poncho aus Gewohnheit, ich wider solche heute geschenkt — bei unserer der Jugend, wie der Anmuth in gleich hohem Grade entbehrenden Hebe eintrafen, waren bereits die meisten der Tischgenossen versammelt und es konnte nicht fehlen, daß wir beide als Helden des Tages gefeiert wurden, wenn es sich auch die übermüthigen Kommilitonen nicht nehmen ließen, unser Rettungswerk nach ihrer Weise auszulegen. Da war besonders ein angehender Theologe, der nicht umhin konnte, die lehrreiche Geschichte von Saul und der Eselin auf uns anzuwenden. Denn während jener Bibelheld ausgezogen sei, um ein langgeohrtes Grauthier zu suchen und ein Königreich zu finden, seien wir ausgefahren, um unsere Trinkhörner und die übrigen Herrlichkeiten unserer Kneipe zu retten; statt dessen hätten wir den Kneipwirth sammt seinem uns so sehr beschwerenden Kerbholz in Sicherheit gebracht.

Poncho wollte antworten und an seiner Aufregung merkte ich wohl, daß er vor einer Unklugheit nicht allzuweit entfernt war. Ich gab ihm daher ein Zeichen, sich jeder Entgegnung zu enthalten, ging selbst möglichst zurückhaltend auf die ungeschickten Scherze ein, die in dieser Sache noch beliebt wurden, und brachte es so dahin, daß die Tischgesellschaft bei weitem ruhiger auseinander ging, als die lebhafteste Behandlung der alle aufregenden Angelegenheit von Anfang an vermuthen ließ, ein Umstand, von dem ich mit gutem Grunde hoffen durfte, daß er auf weitere studentische Kreise nicht ohne beschwichtigenden Einfluß bleiben werde. Um Ponchos willen aber mußte es mir darum zu thun sein, daß alles größere Aufsehen vermieden würde. Wußte ich doch noch nicht, wie ernst er es seit dieser grauenvollen Nacht mit seinem Verhältniß zu dem schönen Wirthstöchterlein nahm. Freilich ließ er mich darüber jetzt nicht lange im Zweifel. Denn schon während wir die Schwelle des Stipendiatenhauses verließen und, von den anerkennenden Zurufen der biederen Bürgersleute überall auf unserm Wege begrüßt, unseren Wohnungen zueilten, gestand er mir, daß ihn die Gefahren des jüngsten Geschehnisses über seine innersten Gefühle aufgeklärt und ihn belehrt hätten, daß er Veronika für Zeit

und Ewigkeit liebe; er werde nicht ruhen noch rasten, sie zu seinem Weibe zu machen, möge sich nun der Verwirklichung dieser Absicht entgegenstellen, was immer wolle.

Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er mit diesem Ziel im Auge vielleicht sein eigentliches Lebensziel verfehlen werde. Veronika, zweifellos ein liebes, schönes und ein aufrichtig liebendes Mädchen, sei nach ihrer sozialen Stellung doch wohl nicht geeignet, ihm das zu sein, was ihm eine Frau einst sein müsse, eine gleichberechtigte Genossin des Lebens und verständnißinnige Theilnehmerin an all den Freuden und Leiden, die sein Beruf und die Ausübung desselben ihm dereinst bringen werde. Was würde seine Mutter . . .

„Gerade sie", eiferte Poncho in schwärmerischem Gefühl, „gerade sie wird Veronika das geben, was Du ihr jetzt noch absprechen zu müssen meinst: die äußeren Formen, gesellschaftliche Bildung, die hunderterlei Kleinigkeiten, mit welchen die Frauen von heutzutage nun einmal ausgerüstet sein müssen, wenn sie ihren Platz in der Gesellschaft ausfüllen sollen. Aber meine Mutter, diese herrliche, vorurtheilslose Frau, sie wird sich die Mühe nicht verdrießen lassen, meinen Liebling mit diesen äußeren Tugenden auszustatten, wenn sie erst erkannt hat, welch reichen Schatz von Herzensbildung, welche Reinheit des Gefühls und Größe der Empfindung, welch' ungeahnte Seelenharmonie dies einfache Kind des Volkes in sich birgt. Sie wird dem Wollen, das Veronika für mein Glück hat, die Fähigkeit des Vollbringens zugesellen und mir sagt das Herz: wir werden unaussprechlich glücklich sein!"

Ich gab ihm zu bedenken, daß er, der noch nicht zwei volle Jahrzehnte das Licht dieser veränderlichen Welt gesehen, wohl kaum imstande sei, zu beurtheilen, ob das schöne Feuer, das jetzt seinen Busen durchlohe, auch dann noch in unverminderter Kraft leuchte und wärme, wenn das, was er sich jetzt als das Erstrebenswertheste seines Lebens ausmale, der greifbaren Wirklichkeit nahe gerückt sei. Denn wenn ich auch mit ihm hoffen wolle, daß seine gute nachsichtige Mutter, die ihm von jeher alles zuliebe gethan, auch auf diese seine Wünsche eingehe, so sähe ich doch die Hauptgefahr für sein künftiges Glück in der Wandelbarkeit seines Empfindens, für dessen Beständigkeit bis jetzt nur der Verlauf eines einzigen, nicht sehr ernsthaft zugebrachten Vierteljahres zeuge.

„Schmähe mir diese Zeit nicht", erwiderte er im Vollgefühl der Ueberzeugung, „sie gerade hat mir den Weg zu meinem Streben und Schaffen gezeigt, von dem ich nun um keinen Fingerbreit abweichen werde. Die Vorlesungen, die ich versäumt habe, sie werden mir von hundertfachem Nutzen sein."

Ich versuchte noch einzuwenden, daß mir die Logik dieser Worte etwas dunkel zu sein dünke.

„Lasse in Zukunft nur die Logik der Thatsachen für mich und mein Wollen sprechen", gab er zurück.

Damit trennten wir uns für heute.

Und in der That, was ich von Poncho und seinem Thun in der nächsten Zeit beobachten sollte, das alles lieferte den Beweis, daß er seinem Leben einen neuen Inhalt gegeben hatte und daß keine Probe und keine Schwierigkeit ihn abschreckte, das Ziel, welches er sich

gesetzt, mit regem Eifer und nimmer wankender Ausdauer zu erreichen. Fleißiger und erfolgreicher konnte kein Jünger seiner Wissenschaft obliegen, mit mehr Begeisterung und Entsagung kein Mann an der Grundlage seines künftigen Wirkens arbeiten. Dabei leuchtete ihm die Schaffensfreudigkeit aus jedem Blick, sprach aus jedem seiner Worte; ich pries im stillen das Wunder, das Liebe und — Wasser bewirkt hatten.

So waren mehrere Monate verstrichen und bereits näherte sich das akademische Semester seinem Ende. Da suchte mich Poncho eines Tages zu einer Stunde, welche er sonst studirend auf seinem Zimmer zuzubringen pflegte, in meiner Klause auf und die ungewöhnliche Zeit, wie der Ausdruck seines Gesichtes ließen mit Bestimmtheit darauf schließen, daß es wiederum eine ernste Angelegenheit sei, die meinen Leibfuchs an die mitfühlende Brust seines Bruders führte.

Und ich hatte richtig geschlossen. Er kam, um mir zu klagen, daß er durch die feindselige Haltung der Verwandten Veronikas seit mehreren Wochen von jeglichem Verkehr mit der Erwählten seines Herzens ausgeschlossen sei. Die Wittwe, welche offenbar eine Verbindung Veronikas mit ihrem Sohne erstrebe, habe ihm das Haus verboten, mit der Erklärung, daß sie eine Liebelei zwischen zwei so ungleich gestellten Personen in ihrem Hause nicht dulde. Vater Methfessel aber, der anfangs in dankbarer Erinnerung seiner Rettung aus Lebensgefahr die Beziehungen der jungen Leute zueinander mit etwas günstigeren Augen betrachtet hatte, müsse von der Verwandtensippschaft sehr erfolgreich bearbeitet worden sein; denn er habe, als ihn die Liebesleutchen um seine Vermittelung angegangen, sich nicht nur ablehnend und schroff gezeigt, sondern sogar sich zu der eine unvermuthete Herzensrohheit bekundenden Aeußerung hinreißen lassen, eher solle seiner Broni der Herzbändel platzen, ehe er zugebe, daß der Studentenbube sie unglücklich mache. Diese Aeußerung aber hatte Poncho um deßwillen doppelt schmerzlich berührt, weil er dem Vater die feierliche Erklärung abgegeben hatte, daß ihn nur die ehrlichsten Absichten von der Welt zu Veronika geführt hätten und immer wieder führen würden.

Das „Zerreißen des Herzbändels“ ist in der Gegend, welche unserer Erzählung zum Schauplatze diente, gleichbedeutend mit der in der Romanliteratur gang und gäbe gewordenen Redensart „Am gebrochenen Herzen sterben“, und beide, der volksthümliche Ausdruck und die romanhafte Phrase, haben außer der sinnesgleichen metaphysischen Beziehung auch das gemein, daß sie physiologisch betrachtet einen Unsinn ausdrücken.

Von diesen beiden Erwägungen sprach ich nun zwar zu dem Verliebten nicht, wohl aber davon, daß das Hausverbot der sittsamen Wittib um deßwillen doch nur noch von untergeordneter Bedeutung sein könne, weil die Trockenarbeiten jetzt bereits soweit vorgeschritten seien, daß, wie Vater Methfessel und Tochter ins Wohnhaus, so auch wir bald in unser neuhergestelltes Kneiplokal einziehen könnten. Er möge nur seiner Herzallerliebsten brieflich mittheilen, daß er sie unter sothanen Umständen erst wieder in ihrem väterlichen Heim aufsuchen

Beim Frühstück.

werde; dem Vater Methfessel aber für seine Gemüthshärte eine heilsame Lehre zu ertheilen, das möge er vertrauensvoll mir überlassen.

Das letztere Vorhaben erfolgreich auszuführen, kam mir der Zufall in der glücklichsten Gestalt entgegen.

Wir hatten die dem feuchten Elemente wieder abgerungene Kneipe in der würdigsten Weise wiedereröffnet, dabei aber das edlere, und auch von uns höher geschätzte Naß so freigebig zu Gambrinus' Ehren geopfert, daß wir das eine der gereiftesten Raummaße nicht ganz mehr inhaltlich erschöpfen konnten. Auch die gepichtesten Ritter von der Gemüthlichkeit, die um die mitternächtliche Stunde, da der große Schwarm sich bereits verlaufen hatte, eine engere Tafelrunde bildeten, fühlten sich, wenn auch noch über die Zeit, so doch nicht über diesen Raum mehr erhaben. Es blieb ein erkleckliches Rest in dem Fasse zurück, und um ihn vor einem unverdienten Geschick zu erretten, schlug der Kneipwart vor, das Faß zuzuspunden und den Rest am folgenden Vormittag als Frühschoppen hinter die Binde zu gießen.

In dieser Absicht fanden wir uns denn auch pünktlich und vollzählig in dem Lokale ein; da aber der Zapfjunge, der sonst unsere durstigen Bedürfnisse zu befriedigen pflegte, für diesen außergewöhnlichen Vorgang nicht bestellt war, wurde Vater Methfessel selber angegangen, uns seinen technischen Beistand zu leihen. Und er that es mit großer Bereitwilligkeit; war er doch nicht wenig von unserer Treue und Anhänglichkeit an sein durchfeuchtetes Haus erfreut und gerührt. Als dann „der Nachtwächter" dank unseren frischen Kräften in kürzester Frist aus dem Fasse entfernt war, machte einer der älteren Mediziner den Vorschlag, die Zeit bis zum Mittagessen damit auszufüllen, daß wir in der nahe gelegenen Anatomie die neuen Präparate betrachteten, welche der Professor seit gestern erst dort aufgestellt habe, und die ein besonderes Interesse in Anspruch zu nehmen in hohem Grade geeignet seien.

Vater Methfessel war, seitdem er unsere Burschenschaft bei sich aufgenommen hatte, immer schon für die Wissenschaft begeistert gewesen, und Wißbegierde und Neugierde mischten sich bei ihm in der wunderlichsten Art. So wunderte es uns denn auch gar nicht, daß er mit der schüchternen Anfrage herausrückte, ob er uns nicht vielleicht auf diesem interessanten Gange begleiten dürfe. Seine Bitte wurde gerne gewährt und bald wanderten wir denn auch durch die Ausstellung der zur Aufbewahrung geeignet gemachten menschlichen Körpertheile; unser Bundesbruder, von welchem der Vorschlag zur Besichtigung ausgegangen war, diente als der Sache schon kundiger Führer.

Plötzlich hörte ich Vater Methfessel fragen: „Odder abber, meine Herren, was ist denn das da in diesem Glase?" Er deutete mit dem Zeigefinger auf einen cylinderförmigen gläsernen Behälter, in welchem nur eine anscheinend recht brüchige Hanfkortel enthalten war; das früher daran befestigte Präparat war aus irgend welchen Gründen entfernt worden.

Ich stand unserm Führer ganz nahe und der Gedanke hatte mich kaum blitzähnlich durchzuckt, so flüsterte ich auch schon dem Kommilitonen ins Ohr: „Sage, es sei ein Herzbändel!"

Ohne jedes Zaudern erklärte denn auch der kundige Führer:

„Vater Methfessel, das ist ein Herzbändel!"

„Favete linguis!" gebot ich sofort mit horazischer Feierlichkeit und hatte die Genugthuung, daß eine lautlose Stille in der kleinen Versammlung herrschte.

Was alles in diesem Augenblick in Vater Methfessels Herzen vorging, ist in Worten nie über seine Lippen gekommen; nur aus seinem Thun konnte man es in späteren Stunden schließen. Wie grelle Todesfurcht flog es über sein Gesicht, wie überwindende Hoffnung und gewährende Liebe leuchtete es aus seinen Zügen, als er die in diesem Augenblick von allen Zuhörern nur mir ganz verständlichen Worte murmelte: „Odder abber hätte ich nie gedacht, daß ein Herzbändel ein so ganz gewöhnlicher schwacher Bändel wäre!"

Mit stummem Gruße verließ er unsere Gesellschaft, die sich vor Lachen ausschüttete über die gelungene Täuschung des Alten und nicht klug daraus wurde, daß ich, der die Mystifikation veranlaßt, mich meines Witzes nicht freuen wollte.

Aber ich bedachte mit vorschauendem Ernste die möglichen Folgen des Mittels, von dessen Tragweite sie alle keine Ahnung haben konnten. Selbst Poncho schrieb dem Zwischenfall nicht die Bedeutung zu, welche sich daraus für ihn und Veronika ergeben sollte.

Als Vater Methfessel an jenem denkwürdigen Tage in seine Behausung heimkehrte, fand er seine Tochter aufgelöst vor Scham und Entrüstung über die Zudringlichkeiten des Vetters, der sie vor allen Gästen mit seinem plumpen Werben gekränkt und dabei geschworen habe, daß er noch allen Studenten die Hälse brechen werde, die je wieder über diese Schwelle kommen würden. Das mit dem Hälsebrechen sei ja freilich nur Großrednerei; denn dazu gehörten in jedem Falle zwei. Ihr aber werde gewiß noch das Herz brechen, wenn es mit ihrem Jammer so fort gehe und der Vater kein Einsehen habe.

Das empörte Mädchen war wohl selber von der Wirkung seiner Rede höchlich erstaunt, als sie der Vater ohne alle Weiterungen in seine Arme nahm und zu ihr sprach: „Odder abber Du sollst Deinen Studenten lieb haben dürfen; mache ihn so glücklich, wie Deine arme Mutter, ach, leider nur so kurze Zeit — mich beglückt hat. Ihr Herzbändel war schon gar schwach geworden aus Gram um den treulosen Mann, der sie verlassen mußte, ehe sie bei mir die sichere Stätte fand. Odder abber Du sollst mir kein solches Schicksal erleben, odder abber Du sollst lange leben und glücklich sein!"

Sogleich in den Osterferien sprach Poncho mit seiner Mutter von den Ereignissen des vergangenen Winters und von deren Einwirkungen auf die künftige Gestaltung seines Lebens. Als sie den Ernst und die Lauterkeit seiner Gefühle geprüft und auch ich gleich Poncho die sichere Erwartung ausgesprochen hatte, daß Veronika unter ihrer mütterlichen Obhut zu dem Ideal einer feinen, geist- und gemüthvollen Frau werde herangebildet werden, da nahm sie ihren Einzigen mit Freudenthränen an ihr Herz und versprach das ihre zu thun, um ihrem Liebling eine Gefährtin fürs Leben zu bilden, in welcher er einst sein eins und alles finden werde.

Und sie hat Wort gehalten, die hochherzige Frau. Unter ihrer Leitung entfaltete Veronika alle die herrlichen Eigenschaften des Charak-

ters, in deren Besitz ich die junge Frau Doktorin erst jüngst bewunderte, die jetzt bereits über eine kleine Schaar blonder und brauner Lockenköpfe mit mütterlicher Milde, aber unanfechtbarer Autorität waltet. Ihr Wissen ist tief, ohne je aufdringlich zu werden und die Feinheit ihrer Sitten unantastbar, wieder ein Beweis mehr, daß der Mensch durch die Geburt wohl viel, durch die Erziehung aber alles sein kann.

Ich sagte, daß ich die junge Frau Doktorin erst jüngst als Mutter und Hausfrau bewunderte. Das geschah, als ich die Gelegenheit beim Schopfe nahm, meinen früheren Leibfuchs in seinem selbstgeschaffenen Heim aufzusuchen. Ja, ich nahm die Gelegenheit beim Schopfe, etwas gewaltsam sogar; war es doch das erste Mal, daß ich seit dem Weggange von der Universität Poncho und seine Frau wiedersehen sollte, um deren Glück mich bemüht zu haben, seitdem zu meinen schönsten Erinnerungen zählt. Ja, sie sind glücklich, die beiden lieben Menschen, und wenn etwas ihre helle Freude trübte, so war es der frühe Tod, welcher ihre beiderseitigen Eltern dahinraffte. Weder die edelsinnige Matrone, noch der gutmüthige Vater Methfessel sollten die Freude erleben, des erstgeborene Enkelpärchen auf ihren Knieen zu wiegen.

Als ich nach einem dreitägigen Besuche, während dessen ich Poncho fleißig auf seinen Ausfahrten begleitete und mich von seinem ausgedehnten und erfolgreichen Wirken überzeugte, von den lieben Menschen Abschied nahm, führte mich Poncho erst einmal in sein Arbeitszimmer, weil er mir eine besondere Freude mit auf den Weg geben wolle, und zeigte stumm auf ein großes cylinderförmiges Glas, in welchem ein unscheinbares Fädchen nur mühsam zu erkennen war.

„Was ist das?“ fragte ich verwundert.

Poncho drückte mir warm die Hand.

„Ich habe mir das Glas damals von dem Professor ausgebeten. Sieh doch nur hin! Es ist der Stifter unseres Glücks: der Herzbändel!“

Nachtgebet.

Senke, süße Nacht, Dich nieder
Auf die müden Augenlider,
Nach des Tages Müh und Last,
Hingebracht in eitler Hast;
Auf die müden Augenlider
Senke, süße Nacht, Dich nieder!

Von dem Leben nach dem Leben
Bist Du, Schlaf, ein Bild. Wir schweben
Selig in den Tod vom Traum,
Ausgelöscht ist Zeit und Raum!
Von dem Leben nach dem Leben
Hat uns Schlaf ein Bild gegeben.

Selig ist der Zeit Vergessen,
Die uns Thränen wollt' erpressen;
Selig selbst, wenn Abschied nimmt
Freude und in nichts verschwimmt;
Wenn verloren, was besessen,
Unbewußt, im Allvergessen!

Denn ein kurzes Auf und Nieder,
Nur ein Schlag der Augenlider,
Tag nur zwischen Nacht und Nacht,
Ist das Dasein schnell vollbracht!
Hingesunken, kehrt's nicht wieder,
Gleicht dem Schall verhallter Lieder!

Ist nun für des Lebens Erben
Schlaf nach Traum ein täglich Sterben,
Kann auch Tod nicht schmerzvoll sein,
Wiegt uns leis in Träumen ein.
Muß mit ihm ein Glück auch sterben,
Löscht Erinnern er des Herben!

Aber wird aus Schlafes Grabe
Täglich neu uns Lebensgabe,
Kann's auch sein, daß einst ein Tag
Neu zu schaffen uns vermag,
Daß den Träumern aus dem Grabe
Reicht ein Gott des Lebens Gabe!

Alfred Friedmann.

Die Dresdener Oper.

Von Dr. Adolph Kohut.

Das Dresdener Hoftheater darf mit vollem Fug und Recht von sich sagen, daß es zu allen Zeiten einen sehr bedeutenden Rang unter den Bühnen Deutschlands eingenommen hat. Die Kunst- und Prachtliebe der sächsischen Fürsten hat der Bühne von jeher große Aufmerksamkeit zugewendet und für sie oft außerordentliche Opfer gebracht. Namentlich war es August der Starke, dem Dresden überhaupt so viel zu verdanken hat, der mit fürstlicher Liberalität der Kunst, besonders aber das Hoftheater, pflegte. Behauptet doch Dresden sogar den Ruhm, die Geburtsstätte der ersten in Deutschland komponirten Oper, der „Daphne" von Heinrich Schütz, aufgeführt im Jahre 1628 zu sein! Während es aber italienische Opern in Dresden seit Jahrhunderten gab, existirt eine eigentliche deutsche Oper in Elbflorenz seit 1814. Der erste Direktor derselben war Franz Seconda und der erste Kapellmeister — Karl Maria von Weber! Die erste von diesem ebenso energischen Reorganisator der Kapelle und des Chors wie genialen Komponisten am 30. Januar 1817 aufgeführte Oper war Mehuls: „Joseph in Aegypten". Webers rastlosem Bemühen ist es zuzuschreiben, daß die deutsche Oper sich bald einen Weltruf erwarb. Die Kapelle bestand damals aus fünfundachtzig ausgezeichneten Musikern, die eine Gesammtgage von 38,000 Thalern bezogen. Als Weber in London 1826 plötzlich starb, gewann die Oper in C. G. Reissiger eine frische und bedeutende Kraft. Fünfundzwanzig Jahre hindurch leitete er dieses Kunstinstitut mit großem Geschick und bestem Erfolg. Besaß er auch nicht die genialen Eigenschaften seines Vorgängers, so hatte er doch ein ideales Streben und große Thatkraft. Von den berühmten Primadonnen jener Zeit nenne ich Schröder-Devrient, die freilich gelegentlich eines im April 1830 angetretenen Urlaubes kontraktbrüchig wurde, Agnese Schebest — die spätere Gattin von D. Fr. Strauß — Fräulein Heinefetter und andere mehr. Das Repertoir beherrschten damals am meisten Weber, Spohr und Marschner. Die Dresdener Oper besaß damals einen

Weltruf und zu den Darstellungen der Euryanthe, der Hugenotten, der Norma und der Capuletti wanderten die Opernliebhaber von Nah und Fern. Die ersten Sänger und Sängerinnen Deutschlands strebten nach dem Ruhme, in Dresden gastiren zu können. Noch hatte aber die Residenzstadt kein eigenes, der Kunst geweihtes Haus; bisher hatte man in dem sogenannten Morettischen Hause gespielt; es war dies ein kleines, enges und schmuckloses Ding, für welches Karoline Bauer in ihren Memoiren zwar schwärmt, das aber niemand befriedigte. Der Munifizenz des Königs Friedrich August war der Bau eines prächtigen, von Gottfried Semper entworfenen und ausgeführten Theaters zu danken, welches am 12. April 1841 eröffnet wurde.

Einen sehr bedeutsamen Wendepunkt im Leben der Dresdener Oper bildete die Anstellung Richard Wagners als Musikdirektor neben Reissiger. Unter des Komponisten eigener Leitung wurde seine Oper: „Rienzi" am 20. Oktober 1842 zum ersten Male in Dresden aufgeführt und erzielte trotz ihrer abspannenden Dauer — bis $^1/_2$12 Uhr — einen außerordentlichen Erfolg. Richard Wagner hat es Dresden zu verdanken, daß ihm die Möglichkeit geboten wurde, seine Schwingen frei entfalten zu können. In Paris hatten die Wagnerschen Opern, trotz aller Bemühungen Meyerbeers, dieselben dort zur Aufführung zu bringen, keinen Erfolg, und nicht besser ging es ihm in Berlin, Leipzig und München, ja er war sogar gezwungen, musikalische Lohnarbeiten zu verrichten. In Dresden erhielt er Brod — er bezog 1200 Thaler Gehalt — und erntete Ruhm in Hülle und Fülle. Nach „Rienzi" kam der „Fliegende Holländer" an die Reihe. Das phantasiereiche, auf hohe Ziele gerichtete Streben Richard Wagners übte eine sehr wohlthätige Wirkung auf das Kunstinstitut aus. Von den Gesangskoryphäen jener Zeit nenne ich Johanna Wagner, eine Nichte Richard Wagners, die besonders in Rollen wie „Elisabeth" im Tannhäuser hinreißend war, und Aloyse Michalesi, eine Sängerin mit wahrhaft dramatischem Ausdruck. Die Beziehungen Wagners zur Dresdener Oper lösten sich jedoch im Jahre 1849, da er durch seine Angriffe auf das Königshaus sich arg kompromittirte und gezwungen war, seine Entlassung zu nehmen.

Durch die Brandlegung des alten Opernhauses im genannten Jahre, wodurch auch die ganze Theatergarderobe vernichtet wurde, mußten die Vorstellungen der Dresdener Bühne unterbrochen werden; aber schon am 2. Juni wurden die Vorstellungen fortgesetzt. An Stelle Richard Wagners wurde Julius Rietz berufen, ein Mann von ausgezeichneter musikalischer, wie auch umfassender Bildung. Die Dresdener Oper nahm unter der Leitung dieses Musikers einen großen Aufschwung. Künstler ersten Ranges waren engagirt, die zu den größten Gesangsheroen aller Zeiten gehören; ich nenne hier nur: Ludwig Schnorr von Carolsfeld, den in der Blüte seiner Jahre gestorbenen großen Wagner-Sänger, den vor kurzem dahingegangenen Joseph Tichatschek mit seinem herrlichen Heldentenor, Bürde-Ney, Jauner-Krall und andere. Der namhafte Musiker und Dirigent wurde im Jahre 1877 durch den Tod entrissen und an seine Stelle wurde Professor Dr. Franz Wüllner berufen. Die Stellung dieses Mannes in der

Musikerwelt zu charakterisiren, ist wohl nicht nöthig, und alle Kunstfreunde können es nur bedauern, daß infolge einiger Zwistigkeiten mit dem jetzigen Kapellmeister Herrn Hofrath Franz Schuch Wüllner vor zwei Jahren seine Entlassung nahm, um in Berlin die berühmt gewordenen Philharmonischen Konzerte zu dirigiren und schließlich in Köln die durch Ferdinand von Hillers Tod freigewordene Stelle am Kölner Konservatorium zu übernehmen.

Ich bin nun, nach diesem nothwendigen geschichtlichen Rückblick, zu der Dresdener Oper in der Gegenwart angelangt. Was zunächst die Organisation derselben betrifft, so hat die Kapelle, welche über dreihundert Jahre besteht — am 22. September 1848 fand die musikalische Feier ihres dreihundertjährigen Bestandes statt — sechsundachtzig Mitglieder. Unter diesen befinden sich Künstler ersten Ranges, die sich eines bedeutenden Rufes in ganz Deutschland erfreuen; so z. B. Johann Lauterbach — erster Konzertmeister — und Professor Rappoldi (Violine), Kammervirtuos Fr. Grützmacher (Violoncello), Albin Bauer und Professor Fürstenau (Flöte), Fr. Queißer (Trompete) ꝛc.. Erster Kapellmeister und zugleich erster Leiter des ganzen Opernhauses ist Hofrath Ernst Schuch, ein Mann von großer Begabung und rastlosem Fleiße. Seine eleganten Umgangsformen stempeln ihn zum Hofmann. Die Leistungen der Kapelle sowohl, wie des Hoftheatersängerchors haben sich auf der seit lange anerkannten Höhe bis auf unsere Zeit glänzend behauptet, sie sind das werthvollste Fundament der Gesangesleistungen und von wahrhaft künstlerischer Vollendung. Herrn Schuch muß es nachgesagt werden, daß er — gleich seinen berühmten Vorgängern — das Geheimniß der Traditionen des schönen, edlen und vollen Orchesterklanges zu wahren gewußt hat. Nicht so unbestritten sind die Qualitäten der Sololeistungen der Sänger und Sängerinnen, obwohl man auch hier behaupten kann, daß die Besetzung der ersten Fächer zum größeren Theil mit denen der berühmten Opernbühnen in die Schranken treten kann.

Die Primadonna, respektive erste dramatische Sängerin, ist Fräulein Malten. Eine poetische Erscheinung, schöne gesangliche Mittel und dramatische Illusionskraft prädestiniren sie in erster Linie für leidenschaftliche Partien der romantischen großen Oper und speziell des Wagnerschen Musikdramas. Am besten ist sie in Rollen, wie Elisabeth, Elsa, Isolde, Genoveva. Das Soubrettenfach ist durch Frau Schuch-Proska, die Gattin des Kapellmeisters, vertreten. Ein reizendes Spiel und treffliche Schule sind nicht zu verkennen. An einer Koloraturſängerin, die zugleich den dramatischen Stil in künstlerischer Weise beherrscht, mangelt es aber, so daß Rollen wie „Donna Anna“ (Don Juan), „Norma“, „Constanze“ (Entführung aus dem Serail) vorläufig gar nicht oder doch sehr mittelmäßig besetzt sind. Die schönen Zeiten der Schröder-Devrient, der Agnese Schebest, der Bürde-Ney und wie jene glanzvollen Sterne am Himmel der Dresdener Kunst geheißen haben, sind längst erloschen. Viel besser sind die Herrenrollen vertreten. Für den bel canto der italienischen und französischen Oper ist Lorenzo Riese — ein Stimm-Riese — wie geschaffen; sein Tenor ist von entzückendem lyrischen Schmelz und in allen Lagen schön. Schade, daß Mutter Natur ihm zu der großen Stimme eine

kleine Figur gespendet! Ein sehr geschmackvoller, fein gebildeter Tenorist ist auch Anton Erl. Für Wagnerpartien und das heroisch-dramatische Fach bringt Herr Heinrich Gudehus schöne jugendfrische Mittel und eine glänzende Entfaltung derselben mit. In Baritonpartien excellirt Paul Bulß; temperamentvolles, chevalereskes Spiel, vortrefflich geschultes Organ — sind seine glänzendsten Eigenschaften, wenn sich auch manchmal eine Neigung zum Forciren und Dehnen des Tones geltend macht. Der Baritonist Eugen Degele ist in den letzten Jahren mehr und mehr zurückgetreten; früher war er einer der ersten Marschner- und Wagnersänger.

Obschon auch jetzt die ersten Kräfte der Dresdener Oper splendide Honorare beziehen, so können sie den Vergleich mit der Besoldung der Größen vor mehreren Jahrzehnten doch nicht aushalten. Die Schröder-Devrient bezog ein Gehalt von 4000 Thalern, hatte 1000 Thaler Benefiz und drei Monate Urlaub. Trotz alledem wurde sie kontraktbrüchig, denn der Direktor der großen Oper in Paris bot ihr 40,000 Francs Gehalt, 15,000 Francs Benefiz und drei Monate Urlaub. Die Bürde-Ney bezog ein Jahresgehalt von 6000 Thalern und hatte einen zweimonatlichen Urlaub, sowie 20 Thaler Spielhonorar pro Abend.

Zum Schluß seien mir noch einige Bemerkungen über die Oper vom architektonischen Standpunkte gestattet. Ich habe bereits oben erwähnt, daß dieselbe eine gewaltige Jugendschöpfung Gottfried Sempers war, die durch einen Brand vernichtet wurde. Im Frühjahr 1870 wurde er mit dem Neubau betraut und er beendete ihn 1878. Nun erhebt sich in der Nähe der Bildergallerie, unweit der katholischen Hofkirche ein Prachtbau, der seinesgleichen in Deutschland sucht. Hermann Hettner, ein Freund Sempers, sagt treffend, daß sich nur einige Theaterbauten in imponirender monumentaler Massenwirkung, in Klarheit und Durchsichtigkeit, in unerschöpflicher Formenfülle diesem Theater an die Seite stellen können. Namentlich die Macht und Pracht der Vorderfaçade mit dem Vorbau, der das Innere erschließenden, die beiden Stockwerke überragenden Exedra, die von der mächtigen Bildgruppe der Pantherquadriga des Dyonysos und der Ariadne gekrönt wird, gehört zum phantasiereichsten und ausdruckvollsten, was die Baugeschichte kennt. Und nicht minder gewaltig ist der Innenbau, die Festlichkeit des an malerischen Durchblicken reichen Treppenhauses, die Poesie des Zuschauerraumes, deren stimmungsvolle Gewalt jedes empfängliche Gemüth unwiderstehlich zu jener idealen Erhebung weiht und feit, mit welcher die idealen Meisterwerke, die sich droben auf der Bühne entfalten, aufgenommen und empfunden werden sollen. Es ist die malerische Raumdisposition der alten genuesischen Meister. Und wie im Außenbau, so ist auch besonders im Innenbau in allen wichtigen Räumen die Mithilfe der Schwester-Künste, der Malerei und Plastik, sinnig benutzt worden, die Pracht und Feierlichkeit des architektonischen Eindruckes zu steigern.

Es wäre Unrecht, wollte ich nicht des vorzüglichen und das Beste in der Kunst anstrebenden Generaldirektors Grafen Platen-Hallermund, eines Verwandten des Dichters mit gleichem Namen, gedenken. Durch seine Umsicht, seine Unparteilichkeit und die vor-

nehme Leitung dieses Kunstinstituts hat er sich wesentliche Verdienste um die Oper erworben. Er hat die Gunst Seiner Majestät des Königs Albert von Sachsen dem Theater zu erhalten gewußt, welcher durch wahrhaft königliche Munificenz für die Blüte und das Gedeihen der geweihten Stätte der Musen fortwährend Sorge trägt!

Thränen.

Von Otto von Leitgeb.

Was sind die schwersten Thränen nicht,
Die trüb die Wimper Dir umfloren;
Es hat ein Glückessonnenstrahl
Schon manche Zähre auch geboren.

Wenn Du der Welt begegnen mußt,
Gefaßt und still an jedem Tage,
Und ob Dein Mund auch schmerzlich zuckt,
Du nimmer äußern darfst die Klage,

Wenn Deine Lippe lächelnd scheint,
Dem fremden Auge zu verdecken
Das Leid, das Deine Seele füllt,
Die Pfeile, die im Busen stecken,

Die Tropfen, die da still und heiß,
Unsichtbar Dir im Herzen fallen:
Wie viel Du Thränen schon geweint,
Das sind die bittersten von allen.

Aus der guten alten Zeit.

Von J. Reimann.

Daß man sich vor Jahrhunderten auf das Essen und Trinken besser verstand, als heutigen Tages, wenigstens quantitativ weit mehr zu bewältigen vermochte, als in unserer Zeit der schwachen Magen, ist bekannt; gewisse culinarische Schlachtenberichte, die sich in alten Chroniken aufgezeichnet finden, grenzen nichtsdestoweniger ans Unglaubliche.

Als ein böhmischer Edelmann, Wilhelm von Rosenberg, im Jahre 1576 seine Vermälung mit der Prinzessin Anna Maria von Baden feierte, dauerten die Festlichkeiten vom 26. Januar bis zum ersten Februar, und Küche und Keller lieferten während dieser wenigen Tage: 40 Hirsche, 30 Gemsen, 50 Fässer eingesalzenes Wildpret, 20 wilde Schweine, 2130 Hasen, 250 Fasanen, 4 Drofen (eine Art großer Vögel), 30 Auerhähne, 2050 Rebhühner, 20,688 Drosseln, Schnepfen und Tauben, 150 gemästete Ochsen, 561 Kälber, 150 gemästete Schweine, 2308 Würste, 450 gemästete Hammel, 504 ungemästete Schweine, 395 Lämmer, 20 geräucherte Ochsen, 40 geräucherte Hammel; 330 Pfauen, 5735 gemästete Gänse, 3106 Hähne und Hühner, 18,120 Karpfen, 13,209 Hechte, 6380 Forellen, 1972 geräucherte Karpfen, 450 geräucherte Hechte, 350 Stockfische, 675 Neunaugen, 4 Tonnen eingesalzene Heringe, 3196 andere Fische; 30,947 Hühnereier; 42 Centner Butter, 29 Centner Schmalz, 15 Centner Honig, 2 Centner Käse, 490 Scheffel verbackener Weizen; dazu an Getränken: 1160 Eimer Ungar-, Tiroler-, Oesterreicher- und Rheinwein, 40 Pipen spanischer Weine und 903 Fässer Weizen- und Gerstenbier. Zu Lichtern verbrauchte man 13 Centner Wachs und 50 Centner Unschlitt. Daß die Zahl der Gäste eine ansehnlich gewesen sein müsse, erhellt allerdings daraus, daß für die Pferde 37,000 Scheffel Hafer erforderlich waren.

Wenn so ein einfacher Edelmann seine Hochzeit feierte, so war es natürlich, daß es an fürstlichen Höfen bei festlichen Gelegenheiten noch höher herging. Ein Jahrhundert früher circa, als Wilhelm von

Rosenberg, zeichnete sich der Herzog Georg zu Landshut durch eine glänzende Feier seines „Beilagers“ aus und zwar anläßlich seiner Verehelichung mit der Prinzessin Hedwig von Polen, zu welcher außer Kaiser Friedrich III. und seinem Sohne Maximilian 16 Fürsten mit ihren Gemalinnen erschienen waren, 40 Reichsgrafen, 5 Erzbischöfe und viele Gesandte und andere Herren, jeder mit zahlreicher Dienerschaft, 9360 Pferde waren beisammen, und die Festlichkeiten dauerten acht Tage. Verzehrt wurden während dieser Zeit unter anderem: 500 Ochsen, 162 Hirsche, 75 Wildschweine, 62,000 Hühner, 6000 Gänse, 75,000 Krebse, dazu von den Pferden 1772 Scheffel Hafer. Getrunken wurden — das Bier ungerechnet — 170 Fässer Landshuter und 270 Fässer ausländischer Wein. Die Kosten der Gastereien betrugen 70,766 Dukaten — zu jener Zeit ein beträchtliches Vermögen.

Selbst Bürger ließen es sich nicht nehmen, ihren Söhnen und Töchtern große Hochzeiten auszurichten. Veit Gundlinger, ein reicher Bäcker in Augsburg, vermälte 1493 seine einzige Tochter an einen Zinkenbläser. 270 Gäste waren dazu geladen, und acht Tage lang wurde gegessen und getrunken, getanzt und „gebuhlt“. Schon am siebenten fielen manche „wie todt“ hin, und erst das Lärmen der übrigen brachte sie wieder zum Bewußtsein. 20 Ochsen, 49 Zicklein, 30 Hirsche, 15 Auerhähne, 45 gemästete Kälber und 500 Stück Federvieh mußten ihr Leben Meister Gundlingers Töchterlein zum Opfer bringen, deßgleichen 95 gemästete Schweine, 25 Pfauen, 1006 Gänse (außer dem übrigen „Federvieh“), 15,000 Fische ꝛc. Ueberdies wurden 900 Würste vertilgt und daß Wein und Bier in Strömen geflossen sein werden, ist nicht zu bezweifeln, wenn der alte Chronist dessen auch nicht ausdrücklich erwähnt.

Doch nicht nur im Essen und Trinken wurde bei festlichen Anlässen ein kostspieliger Prunk entfaltet, sondern nicht minder auch hinsichtlich der Kleidung. Des Gundlingers Töchterlein trug an ihrem Ehrentage ein kostbares Brautkleid von blauer Seide, das aus vielen einzelnen kunstvoll zusammengesetzten Stoffstücken bestand. Die Nähte waren mit goldenen Spangen besetzt und der Saum des Oberkleides von einer breiten Goldspange eingefaßt. Eine solche umschlang auch die Taille, und die Armbänder waren mit „edlem Gestein“ besetzt, die Strümpfe „mit güldenen Fädlein gebunden“, die Schuhe mit Blech und Silber geziert und die Braut überhaupt so herausgeputzt, daß „die Leutlein uff der Gassen an dem köstlichen Bräutlein sich nicht ersättigen konnten.“

Einfacher war die Kleidung des Bräutigams, indessen auch seinen Hut zierte eine breite Goldspange.

Zahlreiche „Kleiderordnungen“ suchten bekanntlich den übertriebenen Kleiderluxus Einhalt zu thun, jedoch in den reichen Handelsstädten nur mit geringem Erfolge. In einer Frankfurter Kleiderordnung vom Jahre 1350 heißt es: „Man soll weder Gold noch Silber, auch keinerlei Gestein, noch feine Perlen auf den Kleidern tragen, nicht mehr als zwei Ringe an den Fingern, und an der Weiber Aermeln keine Lappen, die mehr als eine Elle lang sein. Einer Frauen Gürtel soll nicht mehr werth sein, als eine Mark Silber.“ Im Braun-

schweig-Lüneburgischen wurde es durch eine Klosterordnung von 1619 den Jungfrauen verboten, „der neuen Art nach kurze, gestrippte, mit Eisen oder sonst weit ausgesperrte Röcke zu tragen.“ Hier haben wir es also mit den Urahnen der Krinoline zu thun — der „allerneuesten“ Mode!

Doch mehr davon bei einer anderen Gelegenheit. Hier kehren wir zurück zu dem Festgepränge, das in der „guten alten Zeit“ entfaltet ward. Festspiele, Ballete, Opernaufführungen, Feuerwerke und ähnliche Lustbarkeiten würzten Speise und Trank, und man war in solchen Dingen sehr erfinderisch und prachtliebend, nichts weniger aber, als prüde, keineswegs in Deutschland allein, ebenso in allen westeuropäischen Ländern und Italien.

Schon 1313 fanden in Paris glänzende Feste statt und zwar aus Anlaß eines Besuches des englischen Königs bei Philipp IV. Die Hofleute wechselten dreimal täglich die Kleider; die Straßen waren dekorirt und abends festlich beleuchtet. Schaubühnen waren errichtet, und „Feereyen“ wurden auf denselben dargestellt: Himmel und Hölle, die Auferstehung der Todten, die Seligen im Paradiese, die Verdammten im Fegefeuer, Adam und Eva, Herodes und Johannes der Täufer, Kaiphas und Pilatus. Reineke Fuchs verspeiste dann seine Hühner, zuerst als Pfaff eine Epistel singend, dann nacheinander als Bischof, Erzbischof und Papst, unausgesetzt Hühner fressend. Danach traten wilde Männer auf, um miteinander zu kämpfen; schöne Mädchen ergötzten und reizten die Zuschauer; Prozessionen von Menschen und Thieren zogen vorüber, und Wein, der aus Fontänen sprudelte, erlustigte jung und alt.

Beim Einzuge Karls VII. zu Paris (1437) kamen dem Könige die „sieben Tugenden“ und die „sieben Todsünden“, schön gekleidet und auf verschiedenen Thieren reitend, entgegen. Neben einer Fontäne, die Milch, Wasser, rothen und weißen Wein lieferte, stieg ein Engel scheinbar vom Himmel hernieder, und auf einer schönen Schaubühne wurde die Verkündigung der Jungfrau Maria, die Geburt des Heilandes, seine Auferstehung und das jüngste Gericht dargestellt. Bei dem letzteren wog der Erzengel Michael die Seelen auf einer Wage.

Ludwig XI. wurde 1461 bei seinem Einzug in Paris mit Versen bewillkommnet, welche drei ganz nackte schöne Mädchen ihm unbefangen(!) vortrugen. Wilde Männer und Weiber kämpften dann gegen einander. Als derselbe König zwei Jahre später zu Tournai einzog, schwebte eine schöne Jungfrau vor ihm vom Stadtthore hernieder, verneigte sich, öffnete ihr Gewand und ließ ein künstliches Herz sehen. Dieses theilte sich auseinander und zeigte eine Lilie. Die Jungfrau überreichte dieselbe dem Könige mit den Worten: „Sire, wie ich, so ist auch diese Stadt noch Jungfrau, noch unerobert, und gehorsam ihrem Könige. Jeder Bewohner dieser Stadt trägt eine Lilie im Herzen.“

Herzog Philipp der Gute von Burgund, der Stifter des Goldenen Vließes, veranstaltete 1453 zu Lille ein Fest, das durch seine Schauspiele Aufsehen erregte. Auf einer Tafel sah man eine mit Sängern angefüllte Kirche, aus der Gesang, begleitet von einem Glockenspiele, hervortönte. Auf einer anderen Tafel schüttete ein nacktes

Kind Rosenwasser von einem Felsen herab; auf der dritten stand ein Schiff, wohl ausgerüstet mit Masten, Waaren und Matrosen; die vierte zeigte einen prachtvollen Springbrunnen, aus dem eine Quelle hervorsprudelte, die sich in einer Wiese verlor; auf der fünften saßen in einer Pastete achtundzwanzig spielende Musikanten. Etwas entfernt davon stand ein Schloß mit Thürmen; auf einem derselben erblickte man die Fee Melusine in einen Schlangenleib endigend. Unterhalb der Thürme füllten zwei Fontänen den Schloßgraben mit Orangenwasser. Nicht weit davon stand eine Mühle, auf der eine Elster saß, nach welcher geschossen wurde. In einer abseits gelegenen Wüste kämpfte ein Tiger mit einer Schlange; ein Wilder ritt auf einem Kameele, und ein Bauer jagte auf Vögel, die in einem Gebüsch saßen. In einer Rosenlaube speisten ein Ritter und eine Dame von einem reichbedeckten Tische. Ein Mann ritt auf einem Bären über schneebedeckte Berge auf einen See zu, an welchem Schlösser und Städte lagen. Hinter denselben befand sich ein exotischer Wald mit wilden Thieren und umherirrenden Reisenden. An der Stelle eines Schänktisches stand eine nackte Schöne, aus deren Busen Wein quoll. Nicht weit davon war ein lebendiger Löwe an eine Säule gefesselt, welche die Aufschrift trug: „Ne touchez à ma Dame!“ (Berühre meine Dame nicht!)

Als man sich zu Tische gesetzt hatte, wurden in der Kirche Arien gesungen, und ein der Pastete entstiegener Schäfer begleitete sie auf der Flöte. Trompetenstöße riefen ein Ungeheuer in den Saal; die Orgel ertönte, und ein Herold kündigte das Erscheinen des Helden Jason an. Dieser kämpfte mit feurigen Stieren, bezwang sie durch Medeens Zaubermittel und zäumte sie dann zum Pflügen auf.

Auftritt wechselte nun mit Auftritt, und zwischen je zweien ertönte Gesang oder Musik aus der Kirche, beziehungsweise der Pastete. Ein weißer Hirsch mit goldenem Geweih trug einen singenden Knaben und begleitete selbst den Gesang.

Wieder erschien dann Jason, verfolgt diesmal von einer Schlange, die er vergebens bekämpfte, bis er ihr Medeens Zauberring vorhielt. Jetzt sank sie kraftlos zusammen, und Jason hieb ihr den Kopf ab und brach ihr die Zähne aus.

Nun fuhr ein feuerschnaubender Drache ungestüm in den Saal, dann kam ein Reiher geflogen und hinter ihm drein ein Falke, der den Reiher fing.

Abermals erschien Jason, jetzt auf einem mit Ochsen bespannten Wagen. Er ließ ackern und säete die Schlangenzähne, worauf Bewaffnete dem Boden entstiegen, miteinander kämpften und sich gegenseitig erschlugen.

Damit endeten die Vorstellungen, welche uns Staunen abnöthigen über die hohe Stufe der Ausbildung, auf welcher das Theater-Maschinenwesen damals schon gestanden sein muß, um solche Schaustellungen zu ermöglichen. Die Unsummen, welche die Entfaltung derartiger Pracht verschlang, fielen bei Philipp dem Gütigen weniger ins Gewicht, als bei anderen Fürsten, denn Burgund und die damit vereinigten Niederlande repräsentirten zu jener Zeit das blühendste Staatswesen Europas.

Philipps Prachtliebe ging auf seinen Sohn und Nachfolger Karl den Kühnen über. Kein Fürst seiner Zeit that es diesem in der Entfaltung von Luxus gleich. Als dieser kurz nach seinem Regierungsantritte in Lille einzog (1468), wurde er mit außerordentlichem Pomp empfangen. Viele „Mysterien" kamen zur Aufführung, worunter „Das Urtheil des Paris" am besten gefiel. Die drei schönen Göttinnen, welche darin vor dem Schäferprinzen erschienen, waren vollständig in Adams Kostüm gekleidet. Als Herzog Karl 1473 den Reichstag zu Trier bezog, gefolgt von fünftausend schöngerüsteten Reitern, trug er ein goldenes, mit Perlen besetztes Gewand, das auf 200,000 Goldgülden geschätzt wurde. Bei einem Gastmahle, das er dem Kaiser gab, waren die Wände und Fußböden der Zimmer mit prächtigen Decken behangen und belegt, alle Tischgefäße von Silber und die Trinkbecher mit Perlen und Edelsteinen besetzt. Der erste Gang bestand aus vierzehn kostbaren Gerichten, der zweite aus zwölf, der dritte aus zehn, der vierte aus dreißig goldenen Schüsseln mit Gewürzen und Konfekt. Jedem Gange schritten sechzehn, in vergoldete Gewänder gekleidete Ritter voraus, zwanzig Trompeter, vier Pfeifer und zwei Pauker. An Dienern — alle prächtig gekleidet — waren über hundert anwesend, außerdem noch zweihundert Trabanten als Tafelwache.

Auch bei seiner Vermälung mit Margarethe von England, die 1468 zu Brügge stattfand, dokumentirte sich Karls des Kühnen Prachtliebe auf das glänzendste. Der Speisesaal war ganz mit goldenen Tüchern austapeziert; auf den Tafeln standen dreißig stattliche Schiffe, beladen mit allerlei Braten; zu jedem Schiffe gehörten vier Boote mit Gemüse und Salaten; zwischen je zwei Schiffen stand ein Tabernakel und unter denselben befanden sich die Pasteten. Als nun die Gäste an den Tischen Platz genommen hatten, erschien ein Pferd, ausstaffirt wie ein Einhorn, darauf ein als Leopard verkleideter Knabe — Einhorn und Leopard sind Bestandtheile des englischen Wappens. Der Leopard trug das englische Panier und eine Perle. Unter Musikbegleitung umschritt das Einhorn die Tafel und blieb dann vor dem Bräutigam stehen, worauf der Leopard letzterem die Perle reichte. Dann kam ein Löwe, in welchem vier Sänger saßen, die ein Quartett vortrugen. Auf dem Rücken des Löwen ruhte eine Schäferin.

Am zweiten Abende wurden die Abenteuer des Herkules vorgeführt. Danach erschien ein Greif, aus dem die Stimmen verschiedener Vögel erklangen.

Der dritte Abend zeigte einen großen Thurm, aus dessen Fenstern sechs Bären brummend hervorschauten. Darauf erschienen zwölf Geisböcke und Wölfe, die in friedlicher Eintracht pfiffen und flöteten. Ihnen folgten singende Esel und diesen ein Affe, der zum Tanze aufspielte, worauf sogleich mehrere Affen erschienen und einen Maskentanz um den Thurm aufführten.

Endlich produzirte sich ein Walfisch, achtzehn Schuh lang und sechzehn Schuh hoch. Vor der Braut spie er aus seinem Rachen vierzehn wilde Männer hervor, die nun miteinander kämpften.

Auf den Tafeln standen 48 seidene Zelte mit des Herzogs Banner; darunter befanden sich Pasteten und „mancherley Possen".

Ja, auf „Possen", besonders mythologische, mußten sich auch die

Pasteten- und Zuckerbäcker verstehen. Ovids „Metamorphosen" kamen in Zucker auf die Tafeln, und der Ueberguß eines Rosinenkuchens stellte die Stadt Troja dar!

Auch England hatte seine Festspiele. Als König Heinrich VI., mit dessen Ermordung später der unselige Bürgerkrieg zwischen der weißen und der rothen Rose endete, seine Vermälung mit Margarethe von Anjou beging, hatte man zwei Schlösser erbaut, von denen eines das Paradies, das andere die Hölle darstellte, jedes von Rittern besetzt, das Paradies unter dem Herzoge von Anjou, die Hölle unter dem Herzoge von Navarra. Nach heißem Kampfe trieben die Höllengeister ihre Gegner aus dem Paradiese; ein Feuerwerk aber verzehrte schließlich die Hölle.

Eine besondere Freundin von mythologischen Vorstellungen war die „jungfräuliche" Königin Elisabeth. In jedem Garten, den sie mit ihrem Besuche beehrte, ließ sie sich von Nymphen, Nereiden, Tritonen, Floren, Waldgöttern ꝛc. feierlich empfangen. Wenn sie durch die Stadt Norwich fuhr, bildeten die Götter des Olymps ihr Gefolge und auf Befehl der Aldermen trat Cupido aus ihrer Mitte hervor, um der Königin einen goldenen Pfeil zu überreichen, der unter dem Einflusse ihrer unwiderstehlichen Reize auch das härteste Herz verwunden werde — „ein Geschenk, welches", wie der Chronist Holingohed erzählt, „die Königin sehr dankbar annahm."

Wenn so die alten Gottheiten des sonnigen Südens selbst im kalten, nebeligen Norden zur Verherrlichung höfischer Feste und Befriedigung fürstlicher Schaulust bemüssigt wurden, vom Olymp herabzusteigen, auf die Gefahr hin, sich einen Schnupfen zu holen, so ist es leicht erklärlich, daß Spanien und Italien sie bei ihren Festen nur wenig zu Ruhe kommen ließen. In der That übertrafen die dortigen Festivitäten an Reichthum und Glanz der Ausstattung wie an Originalität und Fülle der Erfindung die nordischen Feste noch bei weitem. Die Prachtentfaltung war im sechzehnten und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts besonders in Spanien groß, denn Amerikas Gold floß dorthin. Wer nicht an achthundert Dutzend Teller und zweihundert Schüsseln von Gold besaß, durfte es sich nicht einfallen lassen, für reich gelten zu wollen. Heute „thut man's billiger" — nicht in Spanien bloß, sondern auch anderswo, und Luxus und Verschwendung können schon deßhalb nicht mehr die alten Orgien feiern. Aber mit den Zeiten haben sich auch die Menschen geändert, die Sitten verfeinert, die Neigungen veredelt — allerdings nicht durchwegs: Spaniens Stiergefechte sind noch ein Stück barbarischen Mittelalters und unter der Hülle der Prüderie schlummert auch bei uns zu Lande vielfach eine Sinnlichkeit, die, weil weniger naiv, vor der unverhüllten des Mittelalters an sittlichem Werthe nichts voraus hat.

Attila.

Von den Deutschen Etzel genannt, Nachfolger des Chan Rua oder Rugilas, seines Oheims, in der Anführung der Hunnischen Horden, die seit dem Jahre 376 in die Länder im Norden des Schwarzen Meeres und der unteren Donau eingefallen waren, Alleinherrscher, nachdem sein Bruder Bleda, der Theilhaber seiner Herrschaft, wie Jornandes berichtet, durch ihn gefallen war, von letzterem Chronisten „der Herr der germanischen und scythischen Völker“ genannt, herrschte Attila, der berühmteste und bekannteste König der Hunnen, demnach in der Blüte seiner Macht von der Wolga bis zum Rhein, und die Universalmonarchie, die auch heute noch die Zukunftspolitiker beschäftigt in Hinblick auf die Expansionskraft des russischen Reiches, schien unter ihm eine frühe Ausführung erhalten zu haben. Noch fehlten ihm aber, damit er sich den Alleinherrscher der Welt nennen konnte, außer dem südwestlichen römischen Reiche diejenigen deutschen Stämme, die sich in Gallien die Provinzialen unterworfen oder sich als Bundesgenossen der Römer an den Ufern des Rheins unabhängig erhalten hatten. Mit anderen Worten, es fehlten dem Hunnenkönig noch die germanischen Völker, die seitdem in ihrer Vermischung mit der römischen Civilisation die romanische Rasse bildeten und sich die Oberherrschaft des Westens aneigneten. Die Hauptaufgabe Attilas war daher, diese dritte Region des europäischen Völkergebiets sich zu unterwerfen. Allein es gelang ihm nicht; er scheiterte in dem großartigen Versuche und, auf dem romanischen Schlachtfelde besiegt, mußte er die Ueberlegenheit der westeuropäischen Kultur eingestehen.

Man hat keine gleichzeitigen Zeugnisse dafür, daß er sich selbst den Namen: „Geißel Gottes“, den er später in der Geschichte führt, beigelegt habe. Als gewiß aber erscheint es aus seiner ganzen Haltung, daß er die Kaiserreiche des Ostens und Westens wegen der moralischen Verderbniß, die sich aus ihrer Civilisation entwickelt hatte, verachtete und daß ihm die vereinzelten Angriffe, welche die germanischen

Stämme gegen Ost- und Weström richteten, zu gering schienen. Er schrieb sich die hohe Bestimmung zu, die Kräfte Asiens und Europas in seiner Hand zu vereinigen und Römer und Griechen für ihre Verderbniß zu züchtigen. Er machte deßhalb auch keinen Versuch, die römisch-griechische Kultur in sein Heerlager zu verpflanzen. Wie er beim Antritt seiner Alleinherrschaft seinen Völkern verkündigen ließ, daß er das Schwert des Kriegsgottes, dies von den Hunnen verehrte Symbol der Herrschaft und ihres Rechtes, wiedergefunden habe, so wollte er das südeuropäische Alterthum nur vernichten, vom Erdboden fegen — aber, um was dafür zu gründen?

Man sagt, er habe nur zerstören können, aber nicht verstanden, etwas neues aufzubauen. Hören wir aber, wie z. B. der Grieche Priscus, der mit einer byzantinischen Gesandschaft ins Heerlager des Hunnenfürsten kam, dort von einem zum Scythen umgewandelten Griechen das Lob der Freiheit, Ruhe und Sicherheit vernahm, welche man bei den nordischen Barbaren genieße, so leuchtet aus der Ordnung, die der Hunnenfürst in seinem weiten Heerlager schuf, doch auch ein positiver Kern hindurch. Jener Grieche des Priscus hebt besonders den Gegensatz hervor, wie die Bewohner des römischen Reiches ohne Sicherheit vor den auswärtigen Feinden leben und bei sich zu Hause unter der Last der Steuern und Quälereien aller Art erliegen und nicht einmal vor den Gerichten Gerechtigkeit finden, wenn sie dieselbe nicht zu erkaufen vermögen. Erinnern wir uns, wie die Fiscalität im römischen Reiche so hoch gestiegen war, daß die Eigenthümer schaarenweise aus ihrem Besitzthum flohen und lieber in den Klöstern das Gelübde freiwilliger Armuth ablegten, ehe sie unter den Staatslasten ihres Eigenthums untergingen, so haben wir eine Vorstellung davon, wie die römische Kultur unter unerträglichen Lasten seufzte und in dieser Form in der That nicht mehr haltbar war. Die wahre Barbarei fand sich nicht in den Heerlagern der auswärtigen Barbaren vor, sondern am Sitz der vermeintlichen Kultur. Hier verödeten durch den Mangel an auswärtiger und innerer Sicherheit die Städte und das offene Land; jene verarmten und wurden von ihren Bewohnern verlassen, das letztere wurde nicht bebaut und ward zur Wüstenei.

Die Barbaren, welche wieder Städte gründeten und sich dem Landbau widmeten, brachten erst wieder Kultur in den verödeten Süden. Die Germanen waren in diesem Sinne Kulturboten; aber auch Attila wollte etwas neues, eine Verwaltung, die den Kulturlasten ein Ende machte und dem Besitz und der Arbeit wieder Sicherheit gab. Nur war er darin im Vergleich mit den germanischen Kolonisten einseitig, daß er in seiner Verachtung der erbärmlichen und unsicheren Civilisation die gesammte Bildung des Alterthums über den Haufen werfen wollte.

Die eigentliche Frage, um die es sich in seinen Kriegszügen handelte, schwebte daher nicht zwischen ihm und den beiden römischen Kaiserreichen, sondern zwischen ihm und den Germanen.

Seine ganze Verachtung ließ er die Gesandten der beiden Rome fühlen, als sie nach der ersten Ausbreitung seiner Herrschaft von der unteren Donau bis nach dem westlichen Illyrien demüthig in seinem Hoflager in Oberungarn erschienen und seinen Zorn durch Geschenke

zu beschwichtigen suchten. Dabei war er aber auch großmüthig, wie er z. B. ein Mal den Gesandten des oströmischen Kaisers Theodosius nur seine verachtende Verzeihung ankündigte, als die kaiserlichen Minister sich zu einem Mordanschlag gegen ihn herabgelassen hatten. Seine innere Geistesfreiheit und Ueberlegenheit sprach sich ferner zuweilen in jovialem Humor und neckischer Laune aus. Was endlich die militärische Organisation seines Reiches betrifft, so muß dieselbe bedeutend, selbst großartig gewesen sein, da Raub und Plünderung allein, die seinem Heere zum Vorwurfe gemacht worden, dasselbe auf seinen weiten Kriegszügen nicht ernähren konnten.

Der erste Flügel seiner Heeresaufstellung gegen das südliche Europa wurde von den germanischen Stämmen der Longobarden, Thüringer und Burgunder gebildet, die, gleichsam sein Rheinbund, von seinen Unterfeldherren unterworfen waren; außerdem gehorchten ihm die Ostgothen, Rugier und Heruler, und es umgab ihn auf seinen Zügen ein Kreis germanischer Könige, die ihn als ihren Herrn anerkannten.

Aber auch auf der Seite der römisch-antiken Civilisation stand ein germanischer Rheinbund, ein Theil der Burgunder, die ripuarischen und zum Theil die salischen, vor allem aber der Kern dieser germanischen Föderation, die Westgothen. Aëtius stellte sich mit diesem Rheinbunde, den gallischen Völkerschaften und der vereinigten römischen Macht Attila entgegen, als dieser mit mehr als einer halben Million Krieger über den Rhein zog, um das Abendland zu unterwerfen. In beiden kolossalen Heeren lag die Entscheidung bei den Germanen und wurde von diesen auch auf beiden Seiten am hartnäckigsten gekämpft. Auf den weiten Ebenen von Chalons wurde die Weltschlacht (451) geliefert, die über die Zukunft der antiken Civilisation und über ihre Erhaltung für den Fortbau von Kirche, Staat und Privatrecht entscheiden sollte. Auf beiden Seiten war man von der Größe des Augenblicks durchdrungen und machte man die verzweifeltsten Anstrengungen. Schon hatten die germanischen Hilfsvölker Attilas das Centrum des Aëtius, in welchem die Alanen standen, durchbrochen, schon hatte Attila auch die Westgothen auf dem linken Flügel geschlagen und ihren König Theodorich getödtet, da stellte der Sohn des letzteren, Torismund, von einer das Schlachtfeld beherrschenden Hügelreihe, die er schon früher besetzt hatte, die wankende Schlachtlinie wieder her, und im Bunde mit römischer Taktik gewann er über die Hunnen den glorreichsten Sieg. Die Vollendung des Sieges in der Verfolgung Attilas wurde nur durch Aëtius verhindert, der die Uebermacht der Germanen fürchtete, wenn der Hunne vollständig vernichtet würde. Attila durfte sich wider die eigene Erwartung ungestört zurückziehen, nur die Franken unter Merovaeus folgten ihm und beunruhigten seine Nachhut, als er seine Schaaren über den Rhein zurückführte. Doch stand die Entscheidung der Weltschlacht fest. Der Zusammenhang mit der ganzen bisherigen Geschichte war gerettet, und was die antike Civilisation brauchbares und unentbehrliches enthielt, blieb den reinen und den romanisirten Germanen für Mittelalter und neuere Zeit erhalten.

Gleich erfolglos war der Feldzug Attilas, den er im nächsten

Jahre nach Italien unternahm. Diesmal wich er, nachdem er schon Aquileja erstürmt hatte, vor dem moralischen Eindruck der Kirche zurück. Papst Leo der Große, der ihm in der Gegend des heutigen Peschiera, am Einfluß des Mincio in den Gardasee entgegentrat, gewann ihm durch die Kraft seiner Worte und durch den Eindruck seiner Persönlichkeit den Frieden ab.

Im folgenden Jahre (453) starb Attila in seinem ungarischen Hoflager, während er die Vermälung mit einer Germanin, der Ildiko, feierte. Man fand ihn in seinem Bette an einer gesprungenen Ader erstickt. Sein Reich fiel mit ihm dahin; die Germanen und Hunnen gingen auseinander und die ersteren betraten wieder die Wege ihrer eigenen Entwickelung; die Erschütterung, die Attila ins römische Reich gebracht hatte, erleichterte ihnen die Bewältigung desselben und die römische Civilisation, die sie selbst hatten vertheidigen helfen, konnte von ihnen, ohne die Verderbniß, die sie aus sich erzeugt hatte, angeeignet werden. Attila hatte demnach doch nicht umsonst gelebt. Er hatte den schweren und stickicht gewordenen Dunstkreis der alten Welt gereinigt.

Wenn die edlen und edel gestalteten germanischen Fürsten ihn, den Mongolen, mit seiner gedrungenen Gestalt, seinem großen Kopfe, seinen kleinen, tiefliegenden Augen, seiner Stumpfnase, seinem spärlichen Haarwuchs und dünnem Barte verehrten, so müssen sie in ihm doch eine hohe, bedeutende Kraft erkannt haben, die auch ihren Absichten gegen das römische Reich und Alterthum zum Theil entsprach.

Dr. A. Berghaus.

Ueber prähistorische Funde.

Von Carl Gander.

Wohl zu keiner Zeit ist das Interesse für vorgeschichtliche Alterthümer so groß und so allgemein gewesen, wie in unseren Jahren. In allen Ländern unseres Kontinents giebt es berühmte Männer, meist Koryphäen der Wissenschaft, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, Licht in das Dunkel der Vorzeit zu bringen. Deutschland steht wahrlich nicht zurück. Da aber die Bausteine zu dem aufzuführenden Gebäude aus tausend Orten, auch aus dem kleinsten Dörfchen herbeigeholt werden müssen, so sind gar viele Handlanger nöthig. In den verschiedensten Gegenden unseres Vaterlandes sind darum begeisterte und gelehrte Männer zu Gesellschaften zusammengetreten, die, weil ihre Mitglieder in den verschiedensten Orten ansässig sind, wie ein Netz die weitesten Gebiete umspannen. In den periodischen Fachzeitschriften werden dunkle Fragen früherer Jahrhunderte aus den verschiedensten Gebieten erörtert und die einschlägigen Funde wissenschaftlicher Besprechung unterzogen.

Man hat das erhöhte Interesse mit den großartigen Erfolgen der Schliemann'schen Ausgrabungen in Verbindung zu bringen versucht, vielleicht nicht mit Unrecht. Einiges mag auch die politische Einigung Deutschlands dazu beigetragen haben, indem die überraschenden Erfolge der vereinigten deutschen Stämme den ersten Beweis germanischer Kraft unter Herman in frische Erinnerung brachten und damit das Verlangen, den Schleier, der sich um unsere Vorfahren legt, mehr und mehr zu lichten. Wenigstens datirt die Regsamkeit auf diesem Gebiete aus den siebziger Jahren. Wie Pilze schossen die alten Gräberfelder aus der Erde. Ueberall wurde gegraben und untersucht und zwar mit einer Hast, daß die Museen mit Fundgegenständen fast überschüttet wurden, daß die Gelehrten mit dem Ordnen und Beschreiben der Geräthe vollauf zu thun hatten und an ein Zusammenfassen der gewonnenen Resultate vorläufig nicht ernstlich gedacht werden konnte. Alles, was in dieser Beziehung geschehen ist, beschränkt sich auf vereinzelte Monographien und die regelmäßigen Fachzeitschriften.

Freilich hat in Deutschland der Spaten, der alte Gräber öffnete und ihren Inhalt ans Licht brachte, niemals gänzlich geruht; es ist auch natürlich, daß die alten Töpfe und Geräthe bei der ersten Urbarmachung wüsten Landes viel reichlicher zutage kommen mußten als jetzt, wo der Pflug schon längst über die meisten Begräbnißplätze hinweggeht und der Anthropologe nur noch aus Scherben und ihren Ornamenten einige Anhaltepunkte gewinnen kann. Eine ziemlich reichhaltige Literatur ist uns aufbewahrt über alte Gräberfunde, und die frühesten Aufzeichnungen reichen bis an die Zeit der Reformation. Die wunderlichsten Vorstellungen finden sich darin. Nicht bloß, daß man, vielleicht durch die kleinen Henkel und Oefen an den Gefäßen verleitet, auf ein Zwerggeschlecht schloß und die Töpfe für Erzeugnisse und Besitzthum der in der Erde wohnenden Elfen hielt, sondern es gab sogar eine Zeit, in der gelehrte Männer es glaubten und auch niederschrieben, daß die Urnen in der Erde von selbst gewachsen seien. Es fanden sich auch Geistliche, welche die Möglichkeit der Entstehung auf diese Weise zu erhärten suchten aus Ps. 115, 19. Doch hat es auch früher an Männern, welche richtigere Anschauungen vertraten, nicht gefehlt. Auch gesammelt wurde in früherer Zeit schon; nur war man hauptsächlich auf die Gewinnung von Kuriositäten bedacht, und diese Art des Sammelns hat sich leider bis auf die neueste Zeit erhalten. Es ist noch nicht lange her, wo es Modesache war, daß jedes Schloß seine Antiquitätensammlung haben mußte. Wo diese Mode bestand und noch besteht, ist zwar manches erhalten worden, doch haben diese Sammlungen für die Wissenschaft nur geringen Werth, da in den meisten Fällen nicht einmal der Fundort eines Objektes festzustellen ist.

Heute ist in der Methode des Sammelns ein vollständiger Umschwung eingetreten. Mit peinlicher Genauigkeit wird auf alles geachtet; auch das unscheinbarste Stück Kohle oder gebrannter Thon wird sorgfältig gesammelt, da es in wichtigem Zusammenhange mit dem Ganzen stehen kann, selbst Steine und schwarze Brandstellen des Erdbodens bleiben nicht unbeachtet. Zeichnungen werden aufgenommen, sogar Karten angelegt, in die jeder Fund möglichst genau nach seiner Lage eingetragen wird, um ein Bild über die Art der Besiedelung zu gewinnen; das Material wird sorgfältig untersucht, selbst die chemische Analyse muß zuweilen Hilfe leisten. Wer heute den Spaten nimmt und gräbt, steht nicht minder in Ehren als der Gelehrte; denn jener hat die Fundamente beizubringen, auf welche dieser seine Folgerungen stützen kann. An Funden fehlt es heute nicht mehr, wohl aber noch recht sehr an genau festgestellten, bis ins einzelne beschriebenen. Gräber werden genug geöffnet. Wäre nur der zehnte Theil von Fachgelehrten untersucht worden, die junge Wissenschaft stände ein gutes Stück ihrem Ziele näher.

Und was ist nun der Zweck all dieses Suchens und Sammelns nach Alterthümern? — Man will aus den stummen Zeugen vergangener Jahrhunderte und Jahrtausende sich ein lebensvolles und lebenswahres Bild machen von unsern Vorfahren, von ihren Wohnsitzen, ihrem Familienleben, ihren Sitten und Gebräuchen, soweit sich dasselbe aus ihrer Kleidung, ihren Gebrauchsgegenständen, ihrer Begräbnißweise

rekonstruiren läßt. Denn alles, was wir von den ältesten Bewohnern unseres Vaterlandes wissen, verdanken wir römischen Schriftstellern, also Ausländern, dazu noch aus einer Zeit, in der unser Vaterland vielleicht schon ein Jahrtausend bewohnt war. Die Nachrichten aus der Zeit vor Christi Geburt, sowohl aus der Reisebeschreibung des Pythias (320 v. Chr.), aus den Aufzeichnungen des Cäsar bei seinem Zusammentreffen mit den Deutschen unter Arioviſt (58—50 v. Chr.), als auch die solcher Schriftsteller, die uns den Zug der Cimbern und Teutonen beschreiben, sind höchst unvollständig und lückenhaft. Die ausführlichsten Nachrichten verdanken wir Tacitus (54—117 n. Chr.). Dann folgen wieder Jahrhunderte, in denen Deutschland in tiefes Dunkel gehüllt ist. Erst zu Karls des Großen Zeit setzen Schriftsteller wieder ein; aber es dauert verhältnißmäßig sehr lange, bis ins elfte Jahrhundert, ehe sich das Bild namentlich für den Osten mehr und mehr abzurunden beginnt. Welcher lange Zeitraum liegt dazwischen dunkel, unausgefüllt! Und was für ein Bild geben die Schriftsteller? — Weder ein vollständiges, noch zuverlässiges. Abgesehen davon, daß Cäsar und Tacitus ein und denselben Volksstamm, die Sueben, ganz verschieden beschreiben, was durch den Zeitunterschied erklärlich werden könnte, stammen die Nachrichten immerhin von Fremden, man kann sagen von Feinden. Obwohl sie die hervorstechenden Tugenden unserer Vorfahren, ihre Tapferkeit, Keuschheit, Gastfreiheit und Wahrhaftigkeit ihrem Volke als Muster hinstellten, sind sie doch geneigt, sie als Barbaren zu schildern. Auch die späteren Quellen aus der Zeit Karls des Großen, meist von christlichen Priestern herrührend, werfen nicht das vortheilhafteste Licht auf die germanischen Völkerschaften, da gewiß von manchen sinnigen Sitten und Gebräuchen nur die schlechtesten Seiten ans Licht gezogen wurden, um sie für Teufelswerk zu erklären.

Die Alterthumsforschung betrachtet als ihre Aufgabe, die Zeugnisse alter Schriftsteller zu prüfen und kritisch zu beleuchten, sie auf Grund der Funde entweder zu berichtigen oder zu bestätigen und zu vervollständigen, eine Aufgabe, die freilich in ihrer ganzen Tragweite erst die Zukunft zu lösen haben wird. Alle Funde sind entweder Gräber- oder Erd- und Moorfunde. Man findet außer Thongefäßen Geräthe und Waffen aus Stein, Bronze oder Eisen, und darauf gründet sich die Eintheilung der prähistorischen Zeit in drei Kulturepochen, die Stein-, Bronze- und Eisenzeit; eine Scheidung, die man auch noch beibehalten hat, nachdem die Funde ergeben hatten, daß diese Perioden durchaus nicht mehr schroff auseinander zu halten sind, sondern der Uebergang von der einen zur andern sehr allmählich erfolgte. Diese Eintheilung, welche namentlich von skandinavischen Forschern hartnäckig vertheidigt wird, ist aber nicht ohne Anfechtung geblieben. Man glaubt nicht, daß die Stein-, Bronze- und Eisenzeit bei allen Völkern in dieser Reihenfolge sich ablöse, auch nicht, daß sie dem entsprechend drei verschiedenen Völkern zuzuweisen sei, selbst nicht im Norden. Es sind namentlich deutsche Forscher, die glaubwürdig nachgewiesen haben, nicht der Stoff, sondern die Form, die mehr oder weniger künstlerische Behandlung könnten für die Zeitstellung maßgebend sein. Sie wollen darum unterscheiden eine metallose, in welcher Stein, Knochen, Geweih,

Gehörn, Fischgräten und Holz verwendet wurden, und eine Metallzeit, in welcher man Eisen, Bronze und anderes Metall verarbeitete. Zu dieser Ansicht neigt auch Felix Dahn, welcher in seiner Geschichte der deutschen Urzeit sagt, daß er nie daran habe glauben können, daß die Metallmischung Bronze vor dem von der Natur dargebotenen Eisen in Gebrauch gewesen sei; eine Ansicht, die nicht ganz ohne Berechtigung sein dürfte, namentlich seitdem man weiß, daß die Gewinnung des Eisens aus Raseneisenstein den Menschen der Vorzeit nicht unbekannt gewesen ist.

Wenn hier die Steinkultur als die älteste bezeichnet werden muß, so ist wohl kaum nöthig zu bemerken, daß der Mensch unserer jetzigen Erdbildung in Frage kommt, und daß das älteste Menschengeschlecht, welches zur Diluvialzeit, als das Mammuth noch lebte, auch in Deutschland in Höhlen sein Leben verbrachte, außer Betracht bleibt.

Es ist festgestellt, daß es in grauer Vorzeit eine Periode gegeben hat, in welcher man die Kenntniß irgend welchen Metalls noch nicht besaß und in welcher der Feuerstein für die Menschheit dieselbe Wichtigkeit hatte, wie heutzutage der Stahl. Aexte, Keile, Hämmer, Meißel, Messer, Pfeil- und Lanzenspitzen bestanden damals aus diesem Material. Der Sitz dieser Kultur befindet sich im Norden. Hier, in der Nähe der Kreidefelsen auf dänischen Inseln und auf Rügen, liegen die großen Bezugsquellen des Feuersteins; hier sind auch die großen Fabrikationsstätten der Steingeräthe entdeckt worden. Obwohl dieselben schon seit Jahrhunderten ausgebeutet wurden, liefern sie noch heute viele Fundstücke in die Museen. Von diesen Hauptcentren verbreitete sich die Steinkultur über die nächstliegenden Länder: Dänemark, Schweden, Jütland, Schleswig, Holstein, Hannover, Pommern, Mecklenburg. Es hat sich im Norden ein besonderer Typus der Geräthe ausgebildet, der sich in südlicher und südöstlicher Richtung verfolgen läßt, jedoch weiter südlich immer mehr abnimmt. Im Westen und Süden treten auch bald andere Gesteinarten auf, während im Norden gewissermaßen der Feuerstein die Alleinherrschaft hat. Die eigenthümlichen Formen der Rügenschen Beile sind in Deutschland zu Tausenden gefunden worden, doch nirgends in so großen Exemplaren wie auf Rügen und Seeland. In den oben erwähnten Ländern, in welchen sich die Steinkultur zuerst ausbreitete, finden sich auch die sogenannten Steinkistengräber und die Ganggräber am häufigsten. In langen Grabkammern aus rohen Steinen liegt der unverbrannte Todte, nur mit Steingeräthen für jenes Leben ausgestattet. Obwohl man auch während der Steinzeit Abstufungen in der Technik erkannt und einen Fortschritt in der Bearbeitung des Steins von anfänglich nur roh behauenen Gebrauchsgegenständen bis zu äußerst geschmackvoll gearbeiteten und fein polirten Sachen wahrgenommen hat, so ist man doch über die zeitliche Ausdehnung und Begrenzung dieser Periode nicht einmal annähernd im klaren, und das kann auch kaum anders sein. Ebenso ungewiß und unentschieden ist es, welchem Volke die Steinkultur zuzuweisen sei, ob den Kelten oder den Germanen. Die Ansicht, welche die Steinkultur den Finnen, die Bronzekultur den Kelten und erst die Eisenkultur den Germanen zuweisen möchte, ist nicht zu besonderer Geltung gekommen. Sei dem, wie ihm wolle: wer

jemals ein fein polirtes Steinbeil in der Hand gehabt, hat gewiß sein Erstaunen nicht unterdrücken können, wie es möglich gewesen, den harten Feuerstein so kunstvoll zu bearbeiten; sein Erstaunen wird aber noch zunehmen, wenn er erfährt und es den Gelehrten glaubt, daß diese feine Politur nur durch Reiben mit Sandstein hervorgebracht sein soll; denn welche Spanne Zeit muß man gebraucht haben, um nur ein einziges Beil fertig zu stellen?

Es folgt die Bronzekultur, das heißt die Zeit, in welcher man außer dem Golde, das nur spärlich auftritt, kein anderes Metall kannte als die Bronze, ein Erz aus Kupfer und Zinn. Diese Kulturperiode ist bei uns höchst wahrscheinlich germanisch. Von einer reinen Bronzezeit läßt sich nun kaum mehr reden, da der Uebergang aus der Stein- zur Bronzekultur nicht plötzlich erfolgen konnte; es blieben vielmehr die Steingeräthe, obwohl das Erz namentlich für Schwerter und Ringe sehr bald in Aufnahme kam, noch im Gebrauch und zwar, wie die Funde ergeben, sehr lange Zeit; denn man findet Stein- und Bronzesachen äußerst häufig beisammen in Gräbern. Da das Metall anfangs jedenfalls sehr kostbar war, so behielt man die Steingeräthe namentlich bei den schweren Aexten und Hämmern, die viel Metall erforderten, und bei Pfeilspitzen und Wurfspeeren, welche leicht verloren gingen, noch bei. Da man sogar Gegenstände aus Stein mit Eisen zusammen gefunden hat, so ist das ein Beweis, wie lange sich dieselben erhalten haben, namentlich wenn man bedenkt, daß für die Bronzekultur ein Zeitraum von etwa 1000 Jahren angenommen wird. Die Bronzekultur ist aus dem Süden bei uns eingedrungen, und man kann deutlich eine östliche und westliche Strömung unterscheiden, die auch durch einen besonderen Typus der Geräthe sich deutlich unterscheiden. Der östliche Einfluß ist über Böhmen und Ungarn nach Deutschland gekommen, während der westliche aus dem Süden Deutschlands weiter nördlich und nordöstlich vorgedrungen ist. Das schließt nicht aus, sondern es ist sogar mit ziemlicher Sicherheit festgestellt, daß diese Kultur sich in unserem Vaterlande zu einer selbstständigen, inländischen Fabrikation und in verschiedenen Gegenden eigenthümlich entwickelt hat. Sie fand etwa mit dem Beginn unserer Zeitrechnung ihren Abschluß. Die Geräthe werden in dieser Periode mannigfaltiger. Man findet Schwerter, Dolche, Messer, Schaft- und Hohlcelte, Lanzenspitzen, Fibeln und Nadeln, Pincetten, Perlen, Hals-, Arm-, Haar- und Fingerringe, Schildbuckel, Knöpfe. Sogar Vorräthe von Bronzegießern mit unfertigen, noch nicht abgeschliffenen Geräthen, mit zerbrochenen, zum Einschmelzen bestimmten Sachen werden gefunden, zum Theil mit Ueberresten des Gußapparates. Obwohl die Bronzekultur fremden, südlichen Ursprunges ist, hat sie sich doch in Deutschland, wie schon erwähnt, zu einer nationalen Kultur erhoben, ja die Ausbildung in Technik und Ornamentik verräth nicht bloß in den Bronzegegenständen, sondern auch in den gleichzeitigen Thongefäßen eine so staunenswerthe künstlerische Geschicklichkeit und Formvollendung, daß man für diese Periode eine kulturelle Blütezeit annehmen muß. Einige Forscher wollen die nordische Bronzekultur mittelbar von der etruskischen Kultur ableiten; dem wird aber von anderer Seite auf das entschiedenste widersprochen, indem man einen etruriſchen Einfluß

allenfalls für einige Zeit gelten lassen will. — Während in Deutschland die Bronzezeit in reicher Blüte stand, drang aus dem Süden die Kenntniß des Eisens über die Alpen und rief im Herzen Europas eine eigenartige vorrömische Kultur hervor. Die Funde aus dem Gräberfelde bei Hallstatt im Salzkammergute finden sich als besonderer Typus in einem breiten Gürtel durch ganz Mitteleuropa. Am dichtesten treten sie im Donauthale auf. Sie vertreten die ältere Metallzeit. Diese ganze Kulturströmung wird als Hallstattgruppe bezeichnet. Eine etwas jüngere, ebenfalls vorrömische Kulturepoche der Eisenzeit heißt die La Tène-Gruppe, so benannt nach den Funden bei La Tène am Nordende des Neufchateller Sees; sie ist keltischen Ursprunges, hat sich ebenfalls unter italischem Einflusse selbstständig entwickelt und ist wahrscheinlich vom Rhein her west- und ostwärts vorgedrungen. Später wurde dann der römische Einfluß allgemein.

Gehört bei uns die Bronzezeit ganz, vielleicht die Steinzeit noch zum Theil den germanischen Völkerschaften an, so erstreckt sich die spätere prähistorische Eisenzeit noch auf die heidnische Wendenzeit. Die Eisenzeit, soweit sie als vorhistorische aufzufassen ist, findet in der Zeit der Regermanisation der von den Wenden eingenommenen Wohnsitze ihren Abschluß. Uebrigens tritt in derselben auch schon das Silber auf, wie zahlreiche Münzen, sogenannte Hacksilberfunde, beweisen.

Man theilt, wie bereits bemerkt, die Funde ein in solche aus Gräbern und in Erd- und Moorfunde. Die ersteren sind bisher für die wichtigsten gehalten worden und werden es auch noch lange bleiben. Die letzteren hat man erst in jüngster Zeit in ihrer Bedeutung gewürdigt. Es fragt sich, wie sind diese Gegenstände in die Erde gekommen? In Bezug auf die Gräberfunde wäre die kürzeste Antwort die, man hat sie den Todten mitgegeben. Auf die Frage, warum that man das? erhält man nur Auskunft, wenn man in Betracht zieht, wie sich die Germanen das Leben nach dem Tode mögen gedacht haben. Sie dachten sich in Wallhalla die Zeit ausgefüllt mit Krieg und Jagd, Spiel und Trank, kurz mit allen Freuden des Erdenlebens; vor allen Dingen brauchte man dazu Waffen, daher finden auch sie sich in den Gräbern. Ueberhaupt muß man der Ansicht gewesen sein, daß alles, was man dem Todten in die Erde mitgab, von demselben in jenem Leben benutzt werden könne. Auf diese Weise finden auch die Erd- und Moorfunde ihre Erklärung; denn daß alle diese Sachen durch Zufall in die Erde gekommen seien, daran glaubt man nicht mehr. Sollten dieselben beispielsweise durch einen Unglücksfall in das Moor gekommen sein, so müßte neben den Geräthen auch eine Spur von Knochen zu finden sein. Die Schwerter würden dann auch nicht, wie es meist der Fall ist, aufrecht, mit der Spitze nach unten gewendet, stehen. Der Umstand, daß man in der Erde ganze Gruppen von Waffen und Schmuckgegenständen, Stücke von zerbrochenen Bronzesachen, von denen man annimmt, daß sie als Zahlungsmittel gedient haben, schön geordnet neben einander findet ohne jede Spur von Knochen, schließt auch die Annahme aus, daß hier vielleicht ein Mensch in vollem Waffenschmuck begraben worden sei und läßt die Erklärung als berechtigt erscheinen, daß diese Gegenstände schon bei Lebzeiten

von den Menschen für den Gebrauch nach dem Tode versteckt worden sind; wo gab es auch einen sicherern Ort, als im unzugänglichen Sumpfe? Auf dieselbe Weise wäre dann auch die Beobachtung zu erklären, daß man Schwerter und Dolche von Bronze häufig unter großen Steinen findet. In den westlichen Gegenden scheint man diese Aussteuer für das Jenseit mehr in Gräbern niedergelegt zu haben; dort sind die Beigaben in diesen häufig; im Osten dagegen sind die Gräberfunde äußerst spärlich, die Erdfunde häufiger; hier scheint man also die Ausstattung für jene Welt nicht den Angehörigen überlassen, sondern sich schon bei Lebzeiten selbst versorgt zu haben.

Die Begräbnißgebräuche sind in den verschiedenen Kulturperioden und auch in verschiedenen Gegenden nicht dieselben gewesen. Zur Steinzeit war die Bestattung des Leichnams der herrschende Brauch. In den großen Steinkistengräbern der nordischen Länder und auch im nordöstlichen Deutschland ist zur Steinzeit die Beerdigung der Leichen allgemein. Auch in Thüringen findet man unverbrannte Gerippe neben Steingeräthen. Diese Begräbnißweise zieht sich noch durch die ganze Bronzezeit. Während in der ältesten Eisenzeit der Leichenbrand allgemein durchgedrungen und herrschend geworden ist, muß die Bronzezeit als die Uebergangsperiode angesehen werden und zwar mit der Maßgabe, daß bei Beginn derselben die Leichenbestattung vorherrschte, am Schlusse derselben dagegen die Verbrennung. Dabei sei hervorgehoben, daß im östlichen Deutschland der Leichenbrand am frühesten herrschend gewesen ist. Er ist erst durch das vordringende Christenthum verdrängt worden. Daß derselbe sich bis spät in die Eisenzeit erhalten hat, wird daraus ersichtlich, daß Karl der Große den heidnischen Sachsen bei Todesstrafe verbot, die Leichen zu verbrennen.

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß die Art der Beisetzung in den Gräbern keine sichern Schlüsse auf deren Alter ziehen läßt. Anders ist es mit den Beigaben. Läßt schon das Vorhandensein eines bestimmten Materials, aus denen die Geräthe gefertigt sind, also Stein, Bronze, Eisen, das Zuweisen des Fundes in einen engeren Zeitabschnitt zu, so noch mehr die Art der Beigaben, ihre Formen und Ornamente. Die Hauptrolle spielt dabei die Vergleichung, sowohl mit altgriechischen und etruriſchen Geräthen, als auch mit heimischen, durch irgend ein Zusammentreffen weit bestimmter fixirten Funden. Namentlich sind es auch die Thongefäße, die in ihrer Vergleichung und mit ihren charakteristischen Typen einigen Anhalt geben, besonders seit man in Urnen auch römische Münzen gefunden hat.

Sechs Stunden in Paris.

Ein Frühlingsbild von W. Emden.

Unter allen Vorzügen, deren Paris sich rühmen darf, ist keiner so sehr ins Auge springend, als seine erstaunliche Vielseitigkeit. Durch seine Vielseitigkeit ist es so ewig jung und lebensfähig, das schöne Paris, ist es so beharrlich imstande, allen Wechselfällen des Schicksals zu trotzen. Es ist eine Stadt von Städten, und zwar von den verschiedenartigsten Städten, und somit gewissermaßen unfähig, jemals ganz unterzugehen, denn die Lebensbedingungen des einen Theils müssen sich immer erhöhen, durch das, was den anderen gefährdet und bedroht. Aber wer denkt daran, die schöne Welt hier zu gefährden und zu bedrohen? Nicht einmal wir bösen Deutschen haben es im Kriegsjahre 1870 vollbracht und gewollt. Und hätten wir es gewollt, sie hier, die Leute, hätten es längst vergessen, trotz aller Revanchepredigten und schwarzen Flore um die Statue Straßburgs auf dem Concordienplatze. Sorglos wandelt die lachende, schwatzende Menge über den Tuileriengarten hin, der im Frühlingsgrün, mit all seinen weißen Statuen im Rosen- und Narzissenschmucke prangt, wie ein Lusthain in Arkadien, und sieht sich wohlweislich nicht um nach dem Trümmerhaufen der Tuilerien hinter ihr, der noch immer von den Heldenthaten der Kommune erzählte, und bekanntermaßen für 35,000 Frcs. Minimalpreis „mit allen Erinnerungen, die an jedem Steine kleben, an die meistbietenden Herren Lapeyre-Picaud, entrepreneurs de la démolition des Tuileries“ verkauft worden ist.

Und sie fragt auch nicht, die schwatzende Menge, was der weiße Springbrunnen da vor ihr zu erzählen hat und ob er jemals das Blut wegwaschen wird und kann, das die Guillotine dort vor nun beinahe hundert Jahren vergossen. Die Kommune hier, und die Revolution dort, das ist alles schon viel zu lange her! Wie viel Wasser ist seitdem nicht die grüne Seine geflossen und wie lange hat nicht schon der Präsident Grévy das Staatsruder gelenkt. Es wird Zeit für seinen Nachfolger einen Spitznamen zu erfinden . . . Aber auch dazu ist heute keine Muße, denn es ist Sonntag und viel zu sehen. Ein wenig langsam freilich geht es erst über die Place de la Concorde hin, denn sie ist zu unvergleichlich schön in der Nachmittagsbeleuchtung, oben von der Seine umströmt, über die das Haus der Deputirten herüberwinkt mit seinen griechischen Säulen, unten in die breite Rue Royal einmündend, an deren Endpunkte sich die Madeleine wie ein alter dorischer Tempel erhebt; nördlich von dem Tuileriengarten umhegt, südlich von der Prachtallee der Champs Elysées mit ihren blühenden Kastanienbäumen, gleichsam eröffnet! Doch es giebt nicht Zeit, hier sich „staunend zu ergötzen“ — denn schon naht der würdigste Gegenstand der Blicke aller Pariser Augen: Wagen über

Wagen kommen die élégantes herangerollt, und große Streitfragen erheben sich über die reizenden „Weiblichkeiten“ — und reizend sind sie, die da an der Seite ihrer Kavaliere, ein Kätzchen oder Aeffchen im Schoß (welches letztere zumal grand chic ist), an uns vorüberrauschen. Ist die Blonde in Staubgrau schöner, die dort im steinfarbigen Atlascoupé lehnt, gelbe Federn am grauen Strohhut, und ebensolche Schuhe über eben solchen Strümpfchen, oder ist es die Brünette im „ochsenblutig“ gefärbten Sammetkleide, das ein Kranz von bunten Straußfedern umsäumt — ja, wer vermag's zu entscheiden? So viel steht fest, daß jede ein „genre“ genannt werden kann, und das ist das Höchste, was ein Pariser Weib zu träumen wagt. Wie viel sind nicht schon zufrieden, wenn man ihnen nach alle den „Mühen und Sorgen“ die zweite Censur, très-chic verleiht!

Gelegentlich gelangen wir auch ein Stück vorwärts, durch die sich stauende Volksmenge hindurch, in die endlosen Reihen der Stühle à 10 Centimes hinein, von kritisirenden Zuschauern besetzt und Bonnen in den langen Bänderhauben, denen ihre Pfleglinge nicht eben Gegenstand brennender Aufmerksamkeit sind. Wir nehmen unterwegs, nolens volens ein Paar echt französische Naivetäten, moralischer, d. h. unmoralischer Art, aus den verschiedenen Kasperletheatern am Wege in unser Gedächtniß auf; wehren die schreienden Italienerinnen aus der Batignollesvorstadt ab, die ihre gebrannten Mandeln und sucres d'orge durchaus an uns gerade loswerden wollen — und sind zuletzt vor dem Triumphbogen, dem Arc de l'Étoile angelangt. Das ist er, nun ja — ein imposanter, aber doch recht schwerfälliger Koloß. Ich liebe ihn nicht. Man merkt ihm zu sehr die Absicht an, kein Thor zu sein, wie es sich gehört, sondern nur ein Vorwand, um auf seinen Mauerflächen die französische gloire in tausend Schlachtennamen zu verherrlichen. Aber der Blick ist herrlich von ihm hinunter auf die große, weite Stadt, gerade aus auf die Champs Élysées, die von Häuserbergen überragt werden, rechts und links in die blühenden Kastanienalleen hinein. Nur giebt es leider wieder nicht Zeit, aus einem Erstaunen etwas gemächlich in das andere überzugehen, denn die Wagen der élégantes verdoppeln sich hier und „sie reiten schnelle“.

Es gilt den Moment zu erhaschen, wo man den Blick auf dieses oder jenes Prachtgespann werfen kann, ohne Leib und Leben dabei einzubüßen. Achthundert Wagen und Kutscher vielleicht ziehen so die Avenue du Bois de Boulogne hinauf und hinunter, Wagen, welche besitzen zu können man schon seine 50,000 Frcs. Jahresrente verzehren muß. Und aus den kleinen, kostbaren Villen am Wege schließen sich dann noch einige Karossen an, die graziös von Damenhänden gelenkt werden, während die verschiedenfarbigen Grooms auf dem Rücksitze sich von ihren zukünftigen Anstrengungen erholen. Fräulein Croisette, die frühere Zierde der Comédie française und gegenwärtige des Bois de Boulogne, ist leider heute nicht zu erblicken, und Madame Goutron, die schönste Frau von Paris, hat die Fenster ihres Schlößchens verhüllt, weil sie sich auf einer kleinen Erholungsreise nach Konstantinopel befindet; auch die beiden reizenden Schauspielerinnen Reichemberg und Magnier sind leider nicht da.

Wollen wir nun weiterziehen, die reizenden Waldwege des Bois

de Boulogne entlang, am See und dem Air aux pigeons vorüber nach dem Wettrennen von Longchamps und ein paar Tausend auf das Prachtpferd Fromentin verwetten, oder lassen wir uns, was billiger ist, im Grase nieder neben dem petit bourgeois von Paris, der mit Weib und Kind hier vereinigt ist, um die Toiletten und Schönheiten abzuschätzen, die vom Wettrennen heimkehren? Die Frage ist schwierig — aber es ist heiß; so heiß, daß wir wohl begreifen, warum die Schönen in der Karrosse alle in Weiß gekleidet sind, aber nicht, warum sie diese lächerlichen Sonnenschirme tragen, aus lauter Spitzengewebe, ohne irgend welches feste Unterfutter und Zweckbewußtsein. Und wir legen uns auch in das Gras, und bleiben so lange da, bis wir der lockend aufgestellten Speisekarte am Wege nicht länger widerstehen können und im Pavillon Arménonville zur Seite, ein kleines Mittagsmahl — da wir bescheidene Leute sind — à 50 Frcs. einnehmen. Die Sache hat das Gute, daß wir dann mit nur wenigen Schritten durch die Allée des Acacias nach dem hocheleganten Café de la Cascade gelangen. Dort finden wir bis nachts 2 Uhr, wenn es uns sonst beliebt, genug zu thun, indem wir flüssiges Champagnereis, aus langen Strohhalmen schlürfend, noch einmal le grand monde, um uns versammeln, welche dem Plätschern des reizend angelegten Wasserfalls lauscht und die Abendluft athmet, die kühl über die weiten, grünen Wiesen zu uns herüberweht.

Ja, so vergnügt man sich und lebt man in dem einen Quartier von Paris. Und nur wenige Schritte weiter ist ein ganz anderer Stadttheil — das Viertel der Arbeiter — Clichy-Belleville — Ménilmontant.

Ein ganz anderer Stadttheil sagen wir hier nicht etwa im pessimistischen Sinne. Es ist ein Arbeiterviertel wie andere auch, das ist wahr, mit rauchgeschwärzten Häusern und hohen Essen.

Hier und da guckt ein zahnloser Altweiberkopf aus den papierbeklebten Fenstern heraus, und die schreienden Kinder, die sich auf dem Straßenpflaster tummeln, sind nicht so sauber gewaschen, als wir es ihnen gegönnt hätten; aber imgrunde ist es so elend nicht, ein Pariser Arbeiter zu sein, als es Luise Michel, die großherzige, aber verirrte Schwärmerin, es uns mochte glauben machen. Abgesehen von der öffentlichen Wohlthätigkeit, abgesehen davon, daß es sich für 10 bis 15 Frcs. Tagelohn auch in dem theuren Paris leben und arbeiten läßt (und einen Franc erhält der bessere Arbeiter als Steinmetz, Tischler pro Stunde), so giebt es nicht eine Stadt Europas, in der alle Bildungsmittel, Gewerbehallen, Kunstsammlungen, Vorträge der arbeitenden Klasse so für nichts erschlossen sind, in der sich eine luxuriöse Gartenanlage an die andere drängt, um dem heranwachsenden Geschlechte eine Quelle des Genusses und der Stärkung zu werden. Außerdem ist der größte Theil der genannten Quartiere — dank dem Seinepräfekten Haußmann — ein Komplex heller, freundlicher, breiter Straßen, die mit ihren hohen Häusern, voll rother, gelber und blauer Affichen nicht so vornehm vielleicht, aber keineswegs so sehr viel weniger wohllebig aussehen, als die großen Hôtels in den Champs Elysées, und sich ganz behaglich zwischen den Park Monceau und die interessanten Gartenanlagen der Buttes Chaumont hineinlegen. Unser

Blusenmann schlürft seinen petit Café, seinen Cognac und den beliebten Apfelwein so gemüthlich wie irgend einer, und debattirt dabei mit gewaltigen Gesten, aber unverkennbarer Seelenruhe über die sozialistischen Probleme des heute angekündigten meeting „pour les malheureux ouvriers de Paris", während er ab und zu aufspringt, um dem jüdischen Hausirer zuzusehen, der drüben allerliebste grüne und gelbe Messingfrösche über das Trottoir hüpfen läßt. Weiter oben aber, auf dem Montmartrehügel, steht ein glücklicher junger Arbeiter mit seiner kleinen couturière und sieht die Sonne über dem unvergleichlichen Städtebild untergehen, und an den Hausthüren und Gemüseläden sitzen die Frauen in weißen, gestickten Kamisolen und unterhalten sich, Madame hin, Madame her, mit der Nachbarin Waschfrau drüben, oder sehen den Tänzen der kleinen Mädchen zu, die, sich kokett auf dem Straßenpflaster drehend, singen:

„Ma commère, quand je danse
Mon cottillon va-t-il bien?"
„Il va de ci, il va de là,
Il va très-bien comme il va."

Daß der Montmartre, weil strategisch vorzüglich gelegen, von jeher und bis in unsere Zeit noch das Theater blutiger Kriegsschauspiele war, das ist auch hier schon lange vergessen. Nur die armen Todten könnten vielleicht noch davon reden, die unten am Fuße des Berges im Kirchhofe schlummern.

Zahllose Treppen führen uns hinunter in die Todtenstadt. So sind wir wieder in einem andern Theile von Paris angelangt. Aber dieser Stadttheil enttäuschte mich. Ich weiß nicht, warum die Friedhöfe des Montmartre und Père-Lachaise eine so weithingehende Berühmtheit genießen. Ich habe selten sozusagen „traurigere" Begräbnißplätze gesehen. Da ist nichts von unserer deutschen Kirchhofspoesie zu finden, nichts von unsern grünen Grabhügeln, die Epheu und weiße Rosen umranken, und denen zur Seite der Vogel singt im Weidenbaum. Sie schließen ihre armen Todten in graue Häuser ein, denen nichts fehlt, als in Stockwerke zergliedert zu sein. Am Eingange hält, bei den „reichen" Todten heißt das — aber andere schlummern ja nicht im Père-Lachaise — ein pomphafter Marmorgenius mit der herkömmlichen Friedenspalme und umgestürzten Fackel, die gefühllose Todtenwacht und auf den kalten Marmorstufen liegen anstatt frischer Blumen häßliche schwarze Perlenkränze umher. Hat man die Höhe des Père-Lachaise erklommen, so sieht man ein vollständiges Häusermeer und Straßengewühl zu seinen Füßen, gerade so — nur in etwas verkleinertem Maßstabe — wie das jenseit der Mauer, wo die Stadt der Lebendigen — sich strahlendschön in der Abendbeleuchtung ausdehnt. Wo bleibt hier der vielgerühmte Schönheitssinn der Franzosen? Er bleibt eben da zurück, wo die Poesie des Gemüthes beginnt. Hier sind sie so arm, wie sie es selbst nicht ahnen. Kopfschüttelnd hören sie unserer elegischen Klage zu und zeigen uns mit Stolz die Prachtmonumente, die sich da und dort unter Cypressen — dem einzigen Baumschmuck des Kirchhofes — verbergen; so Michelets Grab, den Tempel der Prinzessin Demidoff, das Standbild von Kasimir

Perrier, und die goldumsponnene Pyramide des reichen Kaufmanns — wie heißt er doch? Wir gehen gleichgiltig daran vorüber und bleiben nur noch einmal an dem Denkstein Heines auf dem Montmartrefriedhof stehen. So lieblos unschön sieht das Grabmal des poesievollsten aller Sänger aus, daß das Gras sich wie mitleidig durch eine Spalte des Steines drängt, um ihn mit weichem Grün zu umranken.

Draußen tobt noch lauter als zuvor das Gewühl der Stadt zu uns herauf, und ehe wir es uns versehen, befinden wir uns mitten darin.

Auf eine Omnibus-Impériale gestiegen, fahren wir die Boulevards entlang und schauen gemächlich vom hohen Olymp hernieder in die neue Welt hinein, in die wir gelangt sind. Aus dem Viertel der Aristokraten in das der Arbeiter, aus der Stadt der Todten in das lebendigste Gewimmel des Handels- und Geschäftsverkehrs hinein.

Wie nur die Plätze geschaffen werden für alle die Leute, die hier ihren Kaffee oder Absynth schlürfend, die Zeitungen des Tages lesen oder plaudernd dem Auf- und Abwogen der Vorüberziehenden zuschauen — und wieder — wo nur die Menschen herkommen, um die Schätze von Gold und Juwelen aufzukaufen, die in der Passage des Palais Royal in glänzender Beleuchtung zahllos an den Schaufenstern aufgespeichert sind? — 40,000 Frcs. Pacht, sagt man, bezahlt der Besitzer des Zinshauses für sein alleiniges Recht, Stühle zu vermiethen und Erfrischungen herumzureichen — 5 bis 6000 Frcs. beträgt die Jahresmiethe eines jener durchaus nicht geräumigen Juweliermagazine. Wir wissen leider nicht anders als in diesen trockenen Ziffern den Glanz und Reichthum anzudeuten, der hier vorausgesetzt werden muß.

Wollen wir nun bei dem Delikatessenhändler Chevet einkehren, der ganz Europa mit seinen Austern, Krebsen und Südfrüchten versorgt und die Badegäste am Meeresstrande nöthigt an ihn zu schreiben, wenn sie frischen Seefisch haben wollen? Obgleich ich „fürwahr" nicht niedrig von Eurem Kassenbestande denke, rathe ich Euch kaum dazu, liebe Freunde!

Betrachten wir dann, weiterfahrend, das überraschende Schauspiel der Beleuchtung jener schnurgeraden, stundenlangen Boulevards Magenta, Sebastopol, St. Michel, „deren breite, leuchtende Flammenlinien, vom Endpunkte aus gesehen, zuletzt wie in einen nadelspitzen Schluß auslaufen", und blicken wir noch länger in das „vorüberrasselnde und brausende, erwerbssüchtig drängende, vorbeikokettirende und flanirende Boulevardsleben" hinein, wie es Berlepsch treffend bezeichnet, dann können wir in ein Theater gehen, dafern wir ein Plätzchen finden, ohne es acht Tage vorher bestellt zu haben; und in der großen Oper die erste europäische oder Weltbühne kennen zu lernen, „das Theater der großartigsten Initiative für alle Kompositionen, welche in der allverständlichen Sprache der Musik die Runde über den Erdkreis machen, von welcher aus Rossini, Auber, Meyerbeer ihren Siegesgang über alle Bühnen antreten" — oder wir sehen uns eines der kleinen Vorstadttheater an, in denen zum Theil mit köstlichem Esprit gespielt wird. Doch da habt Ihr die Boulevards noch nicht am Nachmittage kennen gelernt, wo die Pracht der Toiletten und das ganze geschäftige

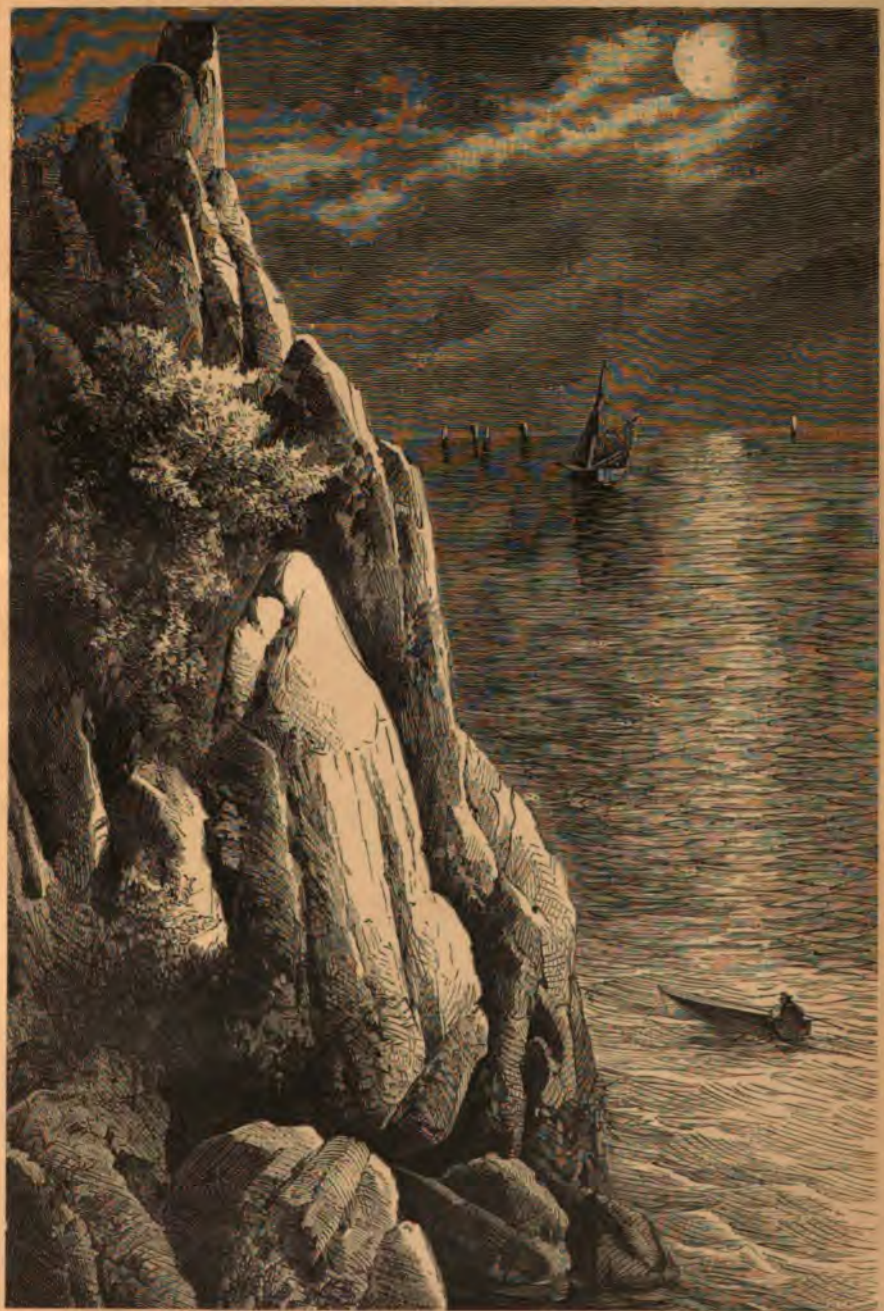
Gewimmel sich im Sonnenglanz zeigt, und man im stockenden Gewirr, als Fußgänger, schier verzweifeln möchte, wo die Summe der vorbeiziehenden Wagen auf täglich 30,000 geschätzt wird und die sergeants de ville zu zweien und mehr an jeder Straßenecke stehen. Ich verlangte eben zu viel von sechs kurzen Stunden, liebe Freunde! Kommt morgen wieder, und laßt uns aufs neue wandern. Ich führe Euch dann nicht bloß in ein paar andere Stadttheile, sondern gleich in ein paar andere Jahrhunderte hinein. Ihr werdet nicht bloß in der Renaissancezeit einherwandeln, und vor den Rustikapalästen und französisch-italienischen Giebeldächern stehen, in den Sälen des Louvre nach den Spuren der Bartholomäusnacht suchen und Rubens, Rafael und Michelangelo sehen „von Angesicht zu Angesicht", Ihr erblickt auch das ganze Mittelalter vor Euch, in der Stufenentwickelung seiner köstlichen Kirchenbaukunst von St. Germain des Prés an, bis zur St. Chapelle, dem Schatzkästlein der Architektur. Ihr werdet das römische Pantheon sehen und an der Madelaine, und dem Hause der Deputirten griechischen Säulenbau studiren, und zuletzt an die Universität gehen, die alte Sorbonne, um inmitten schwarzröckiger Jesuiten, Stutzer aus neuester Zeit und reizender Damen sogar einen jener Vorträge hören, deren Ruf weit über Paris hinausgedrungen ist.

Aber wenn Ihr das alles gesehen habt, so glaubt nur nicht, daß Ihr es kennt, dieses Paris! Da fehlt Euch der Invalidendom noch, mit Napoleons Grab, und das Marsfeld und das adelsstolze Faubourg St. Germain und eine Fahrt auf der Seine bis zum Trocaderopalast und Versailles und St. Cloud und Sèvres — — — genug, genug! Auch das Schöne ermüdet, wenn es in Ueberfülle geboten wird. Aber so viel steht fest: Paris ist die denkbar vielseitigste Stadt und keine andere wird so wie diese der üppigsten Genußsucht der ernstesten Arbeitsliebe, ja, der weltmüden Ruhebedürftigkeit sogar ein passendes Asyl bieten; wird dem Künstler, dem Gelehrten, dem Geschäftsmann wie dem Rentenverzehrer — ein so unabsehbarer Boden der Lebensentfaltung sein. Und somit wollen wir es dem Franzosen gönnen, wenn er hier einmal recht behält, in seiner unverwüstlichen, aber immer liebenswürdigen Eitelkeit.

Wiener Brief.

Wien, 5. Februar.

Da ich von der Gewohnheit nicht lassen kann, mir das Schönste und Süßeste vornweg zu nehmen, beginne ich auch diesen Brief mit dem Besten was ich heute zu sagen habe, mit einigen Plaudereien über unsere Lucca, eine der populärsten Frauen Wiens. Natürlich kann es auch heute wieder nur in aller Kürze geschehen, da ich Ihnen auch sonst viel zu sagen habe und der Raum, wie immer mir knapp bemessen wurde. Sie haben in den nächsten Tagen Gelegenheit Pauline Lucca bei Ihnen in Leipzig zu hören und zu sehen; es ist das eine ein fast ebenso großer Genuß wie das andere; denn sie gehört zu jenen Bühnenerscheinungen, die durch die natürliche Anmuth und den



Die Nonne am Fuße des Schlosses von Duino im Golf von Triest.

Zauber ihrer Persönlichkeit außerhalb der Bühne nicht um ein Haar weniger fesseln und berücken als auf derselben.

Beati possidentes! das ist die erste Empfindung, welche uns beschleicht, wenn wir das kleine Palais in der Rasumofskygasse betreten, welches die Diva dem Grafen Hoyos abgekauft hat, um es sich zu dem wohnlichsten Neste zu gestalten, von dem die verwegenste Phantasie nur träumen kann. Da ist nichts von dem steifen, Jahrhunderte lang unveränderten Luxus alter Feudalsitze, nichts von dem aufdringlich zutage tretenden Prunk baronisirter Semiten, welche das Gold in ihren Taschen klappern lassen, hier begegnen wir nur feinem Geschmack, gediegenem Kunstsinn und jenem wohlthuenden Zur-Geltung-Bringen der vorhandenen Schätze, welches man allein dort findet, wo Herz und Verstand Hand in Hand gehen und sich mit angeborenem Geschmacke paaren. Das Haus der Lucca ist vornehm in des Wortes bester Deutung und trotz des bedeutenden Werthes, welchen es in sich birgt, ist es nichts weniger als überladen. Zu sehen giebt es freilich eine Menge in dem an sich nicht sehr großen Gebäude, welches nur aus den ebenerdigen Räumlichkeiten, dem Mezzanine und den Empfangsräumen im ersten Stockwerke besteht. Stunde um Stunde könnte man in diesem Tuskulum verbringen, wollte man alles sehen, was des Sehens werth; doch die liebenswürdige Hausfrau Baronin Wallhofen-Lucca dürfte nicht als Cicerone dienen, wollte sie die Pracht ihres Heims zu voller Geltung bringen. Denn genießt man den Vorzug sie plaudern zu hören, so wird man unwillkürlich versucht, nur ihrem tiefen klangvollen Organ zu lauschen, nur in ihre mitunter halbgeschlossenen Augen zu blicken, welche im Eifer des Gespräches dann so wunderbar aufleuchten und Licht und Leben um sich zu verbreiten scheinen. Pauline Lucca spricht ein reines Deutsch, man merkt demselben an, daß sie nicht an der Scholle haften geblieben ist; aber frei von österreichischen Anklängen ist dieses Deutsch nicht und wir Oesterreicher bilden uns nun einmal ein, daß darin eben die Gemüthlichkeit stecke. Alles geht still und vornehm her im Hause der Lucca; lautlos gelangen wir über die mittelbreite, teppichbelegte Treppe mit dem vergoldeten Geländer in die Gemächer des Mezzanines, welche die eigentlichen Wohnräume der Sängerin sind, während sie im Hochparterre die Fremdenzimmer hat, in denen ihr Lieblingspartner Mierzwinzky oft monatelang ein gern gesehener Gast ist. Im Mezzanine befindet sich das Boudoir mit seinen unzähligen Nippes, Bildern und bric à bracs, welche als Pretium affectionis der Künstlerin unschätzbar theuer sind und nebenbei mehr oder minder bedeutenden Werth repräsentiren. Anstoßend an diesem Raum befindet sich das Schlafgemach, in dem wir den Spiegel sehen, welchen das Comité der Wiener Künstlerabende der Diva verehrte. Dann ein prachtvolles vergoldetes Bett, das Pauline Lucca vor zwei Jahren in London gesehen und welches ihr ein bisher unbekannt gebliebener Verehrer ihrer künstlerischen Leistungen anonym nach Ischl sandte. Daß es auf ihrem Schreibtische, welcher sich ebenfalls in ihrem Boudoir befindet, von Photographien hoher und höchster Herrschaften förmlich wimmelt va sans dire; viele derselben sind mit Autographen versehen, so jene der deutschen Herrscherfamilie. Im ersten Stockwerke befindet sich der große Empfangs-

salon, in dessen rechter Ecke wir ein orientalisches Zelt mit Roßschweif und Halbmond sehen; unter demselben stilvolle Divans und das moderne five o' clock tea-Tischchen; hier empfängt die Lucca, wenn sie ihren Jour hat, was alle Sonntage der Fall ist; aber die ganze Zeltherrlichkeit wird demnächst auswandern müssen, weil die Ueberfüllung des Raumes die Sängerin bei ihren musikalischen Uebungen stört. Gegenüber von diesem Etablissement sehen wir einen kostbaren Flügel mit grün und goldig schimmernder Plüschüberdecke, das Ganze ein Geschenk von jenseit des Ozeans. Selbstverständlich fehlt es nicht an Teppichen, Blattpflanzen und Gemälden, die dem großen Raume zur Zierde gereichen. Unter letzterem befindet sich ein lebensgroßes Porträt der Dame des Hauses als „Carmen", welches jedoch, obwohl künstlerisch ausgeführt, weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Links von dem Salon sehen wir ein japanesisches mittelgroßes Zimmer, dessen Einrichtung die Künstlerin in der Havana an sich gebracht. Rechts ein zweiter Salon, in dem wir ebenfalls mehreren Porträts der Baronin Wallhofen begegnen, von denen keines die Natur erreicht. Pauline Luccas Züge sind zu lebhaft, der Ausdruck in denselben ist zu abwechselungsvoll, als daß es für den Künstler ein leichtes sein mag ihr Bild auf die Leinwand zu zaubern. Der Speisesaal, ebenfalls ein Meisterstück des guten Geschmackes in dem kostbare Arbeiten in Gold, Silber und Emaille sich unseren Blicken präsentiren, befindet sich im rückwärtigen Theile des Hauses und ist durch ein kleines Entréezimmer mit dem Salon verbunden. Im Stiegenhause sehen wir in rothen Nischen die von Victor Tilgner modellirten Figuren Thalias und Melpomenens und beim Namen Tilgner fällt uns denn auch ein, daß es die höchste Zeit ist das Palais Lucca zu verlassen und Sie auf dem kürzesten Wege nach dem Künstlerhause zu führen, in welchem Tilgners Entwurf zu der Neugestaltung des Vorgartens beim Palais Schwarzenberg gerade mit dem Brunnenmonumente jetzt zu schauen ist. Noch ein letzter Blick in die schönen Augen der Hausfrau, welche die stumme Bitte zu enthalten scheinen, das Lob ihres homes nicht zu beredt in die Welt hinaus zu posaunen, damit es nicht aussehe, als rühre sie die Reklametrommel für die Pracht, welche sie selbst geschaffen, dann eilen wir hinweg, von dem festen Entschlusse beseelt, nichts zu erzählen als die lautere Wahrheit und nicht einmal zu verrathen, daß die Lucca ihre herrliche Stimme „eine alte Pfeifen" nennt. Auweh, die Indiskretion ist doch geschehen! Aber es ist ja nur eine ganz kleine und wo wäre die journalistische Feder, die stets diskret geblieben? Nun also vorwärts zum Künstlerhause. Professor Paul Weyer und Carl Kayser, dann unser berühmter Bildhauer Victor Tilgner haben zwei Entwürfe zu einer Neugestaltung des Platzes und Hochquellenbrunnens ausgestellt, welcher sich vor dem Palais Schwarzenberg befindet. Das erste dieser beiden Projekte ist vielleicht mühevoller, gewiß großartiger, würde aber unzweifelhaft drückend auf das Palais selbst rückwirken, während Tilgners Projekt den alten Bau erst recht zur Geltung bringt und den ganzen bis jetzt noch recht provisorisch hergerichteten Platz wunderbar verschönt. Tilgners Entwurf ist gerade in seiner Einfachheit durchaus vornehm und würde in der Durchführung der Stadt jedenfalls zur Zierde gereichen. Die

permanente Ausstellung des Künstlerhauses hat diesesmal mit wenig Ausnahmen nur gutes aufzuweisen. Eine neue Erscheinung ist Henriette Ronner in Brüssel, die nebst einer bedeutenden Anzahl gelungener Thierstudien, meist Hunde und Katzen, auch mehrere mit Humor und Talent ausgeführte größere Bilder einsandte, wie z. B. „Anfang der Feindseligkeiten", „Die Malerschule", „Gutes Einvernehmen" 2c. Die königliche Nationalgalerie in Berlin stellt zwei prächtige Bilder von Andreas und Oswald Achenbach aus: „Holländischer Hafen" und den „Konstantinbogen von Rom". Julius Blaas' Sportbild: „Im Nebel" ist ein kleines Meisterwerk. Josef von Beres stellt Motive aus Ungarn aus und zwar unter Glas, was hier für Oelbilder eine neuartige Erscheinung ist, die aber in England und Amerika großen Anklang findet. Mathias Schmids, großes Bild „Der Ruhestörer" ist nicht nur an Flächenraum groß, sondern nicht minder als Leistung. Ludwig Fischer hat ein paar anerkennenswerthe Seebilder aufzuweisen; flott gearbeitet ist des in Paris lebenden Oesterreichers H. Temple „Duellscene" und Merwarts Porträt der Dichterin Luise Ackermann. Unter den Studien verdienen jene von Franz Adam in München lobenswertheste Anerkennung. Frau Olga Wisinger-Florians Blumenstücke sind in diesem Genre das beste, was die Ausstellung aufweist. Auch der Kunstverein auf der Tuchlauben hat kürzlich eine ziemlich bedeutsame Ausstellung eröffnet. Wieder ist es der Franzose Rochegroße in Paris, der in erster Linie von sich reden macht und wieder hat er sich ein möglichst unerquickliches Thema erkoren: „Der Wahnsinn des Königs Nabuckodonosor", und, läßt sich auch die geschickte Mache nicht in Abrede stellen, so kann man doch nicht umhin zu bedauern, daß der Künstler sein Talent nicht bei irgend einem dem Auge gefälligeren Gegenstand verwerthet, denn diese verwildert im Schmutz und Unrath sich herumwälzende Männergestalt ist nicht erfreulich anzusehen und gerade sie tritt vielmehr in den Vordergrund als die durchsichtige Figur des Racheengels. Interessanter, wenn auch weniger bedeutend in seiner Mache, ist Tornais „Sterbende Kameliendame", imposant Possarts „Eskorial", welcher bereits in Berlin große Erfolge errungen. Karl Nys in Antwerpen stellt ein großes Wandgemälde aus: „Salammbo, die Tochter Hamilkars, wird von dem greisen Karthager Giscon als Vaterlandsverrätherin verflucht". Eine Scene aus Flauberts berühmtem Roman „Salammbo" ist es, welche uns hier veranschaulicht wird, doch bleiben wir dem Gemälde gegenüber ziemlich kalt. Nennen lassen sich auch noch einige Marinen von Littrow, Landschaften von Haanen van Remi und Auguste Ludwig. In der Abendausstellung bieten sich uns die beiden berühmten Kolossalbilder des Direktor Jan Ritter von Matejko in Krakau „Triumpheinzug der Jungfrau von Orleans in Rheims" und „Prophezeiung des Kosacken Wernyhora über die Zukunft Polens". Ersteres ist ein pompös gehaltenes Prunkbild, welches der Künstler im vorigen Jahre zur Jubiläumsausstellung nach Berlin sandte, wofür er von seinen Landsleuten aus politischen Gründen vielfach angefeindet wurde. Es weist alle Vorzüge Matejkos auf, kommt aber in der Farbe trotz der glänzenden Beleuchtung doch nicht so ganz zur Geltung. Weitaus weniger bedeutend ist das zweite Gemälde, dessen Held eine polnische Legenden-

figur ist. Für die Kunst und die Künstler ein bedeutender Verlust ist der Tod des liebenswürdigen greisen alten Amerling, der sich bis in sein spätes Lebensalter nicht nur das Interesse für die Kunst, sondern auch die Kraft des Schaffens zu erhalten verstand; er war einer der berühmtesten Porträtmaler Wiens und es gehörte zu den besonderen Begünstigungen seine Züge durch Amerling verewigt zu sehen. Die reichen Schätze, welche sein Atelier enthält, hat er der Stadt Wien vermacht, die aber erst nach dem Ableben seiner Frau sich als unbeschränkte Besitzerin betrachten darf.

In der Oper beging man, seit ich an dieser Stelle zuletzt Ihnen von unserer alten Donaustadt erzählte, die Abschiedsfeier unseres berühmten Tenors Gustav Walter, welcher nach dreißigjähriger Wirksamkeit an der Wiener Hofoper in den Ruhestand getreten ist und bei seinem Abschiede von der Intendanz und dem Publikum auf alle mögliche Weise ausgezeichnet wurde. Im Burgtheater sind mehrere Novitäten zu verzeichnen. „Das kritische Alter" ein Schauspiel in vier Akten von H. Wittmann und M. Löbl, in welchem eine Dame, die an der Scheide der Jugend steht und einen eleganten lebenslustigen Gemal hat, unklug genug ist, ein frisches junges Mädchen als Tochter zu sich ins Haus zu nehmen, woraus ihr eine ganze Kette von Leid und Unannehmlichkeit erwächst. Trotz des meisterhaften Spieles und dem an sich interessanten Thema, war der Erfolg doch kein durchschlagender. „Alte Mädchen" von Friedrich Schütz und „Der zündende Funke" von Eduard Pallieron, beides Lustspiele de pur sang, wurden beifälliger aufgenommen; besonders letztgenannte Arbeit, die nur in Liebesintrigue sich bewegt, ist eine äußerst geschickte Bühnenmache. Das Karltheater erzielte mit der französischen Burleske „Unsere Nachbarinnen" lange Zeit ein volles Haus, jetzt hat es erneute Zugkraft durch Frau Marie Geistingers Gastspiel; es gilt in der Regel ungezogen, wenn man einer Dame ihre Jahre nachzählt; hier sollte es eigentlich als Kompliment betrachtet werden, denn wenn man nach langer Bühnenthätigkeit in der äußeren Erscheinung noch so dasteht wie die Geistinger, dann zwingt man wohl dem rigorosesten Richterkollegium volle Anerkennung ab. Als Boulotte in „Blaubart" entzückte sie ihr Auditorium; so daß die erste Novität ihres Gastspieles „Unter Kuratel" um eine Woche verschoben werden mußte. Im Theater an der Wien hält sich noch immer die Operette „Der liebe Augustin" von Hugo Klein und Johann Brandl, obzwar man ihr anfangs keine rechte Lebensdauer prophezeite. Die nächste Novität ist Franz v. Suppés „Bellmann". Der Wiener Lokalton findet im Theater an der Josefstadt nach der hundert und so und so vielsten Vorstellung des „Stabstrompeters" durch das allegorische Gemälde „Tausender und Guldenzettel" neuartige Vertretung, für welche aber eigentlich nur der Urwiener Verständniß und Geschmack haben kann. Stettenheim-Wippchen als Lyriker fand in dieser und der Vorwoche in und um Wien begeisterte Aufnahme und frenetischen Beifall bei seinen verschiedenen in Wien und zu Gunsten mannigfacher Vereine gehaltenen Vorträgen; auch sonst wird fleißig vorgetragen, Vincenti über den Orient, Granichstätten über das Unwahrscheinliche im Drama; Scherer aus München und Oncken aus Gießen stehen auf dem Programm,

beide als Redner hier ebenso gut bekannt als beliebt. Konzertirt und getanzt wird in unserer musik- und tanzlustigen Stadt jetzt an allen Ecken und Enden. Beethoven-Konzert, Bülow-Konzert, Strauß-Konzert, Industrieball, Juristenball, Gesellschaftsabend dieses und jenes Vereines, Opernreboute, Fest der Künstlergenossenschaft, eine Weltausstellung in hundert Jahren vorstellend, das löst sich nur so ab. Von letztgenanntem Fest verspricht man sich übrigens sehr viel und wir werden seiner Zeit darauf zurückkommen. Der hiesige vor beiläufig zwei Jahren neugegründete Verein der Schriftstellerinnen und Künstlerinnen, dessen humanitäres Wirken sich in erster Linie darauf richtet Kapitalien zu sammeln um kranke Mitglieder unterstützen zu können, hat einen gelungenen musikalisch-deklamatorischen Abend veranstaltet, dem mehrere Akademien folgen sollen. Es fehlt den Damen nicht an Energie und will man dem alten Spruche glauben ce que femme veut dieu le veut, so werden sich der Erreichung des Zieles nicht allzu viel Hindernisse in den Weg thürmen. Auch die Chronik skandaleuse treibt ihre Blüten, wie dies im Winter, wo viele müßige Zungen sich in den Salons zu einen pflegen, wohl meist der Fall. Da wir aber dieser Dame aus Grundsatz abhold sind, so wollen wir auch nicht Nachbeter ihrer mehr oder minder an das Gebiet des Märchenhaften streifenden Erzählung werden und begnügen uns Ihnen ein fröhliches „Auf Wiedersehen" zuzurufen, auf Wiedersehen, wenn Prinz Karneval seine Herrschaft eingestellt und die zahlreichen Freunde der Halifaxkunst, welche sich jetzt täglich bei Sonnenschein und elektrischer Beleuchtung auf dem Eisplatze Rendez-vous geben, über Thauwetter und Frühlingsahnen ihr Klagelied anstimmen.

Max von Weißenthurn.

Das Geschenk aus dem Paradiesgarten.

Märchen von A. Danne.

Wir sind im Paradiesgarten, der Heimat der Glückseligkeit. Das Firmament — vom letzten Sonnenstrahl geküßt — leuchtet wie ein goldglühendes Farbenmeer. Blumen, Gräser, Blätter funkeln im Thaugeschmeide. Die Nacht stieg hernieder, die laue, stille.

Wie Geisterhauch schwebt ein Seufzer durch die Lüfte.

„Du seufzest, schöne Rose? Du bist also nicht vollkommen glücklich?" fragte die Sternschnuppe.

„Nein, o nein", rief die Rosenkönigin, „das bin ich nicht — wir alle sind es nicht — trotz des Paradiesgartens Herrlichkeit — verstehst Du es? — hier, in des Glückes Ueberfülle."

„Ja, Königin, in der Ueberfülle liegt der Mangel. Theilt mit von Eures Glückes Ueberfülle! im Geben erst lernt Ihr echtes Glücksgefühl kennen."

„Was soll uns gegenseitiges Beschenken, Sternschnuppe? Sind wir hier doch, eins wie das andere, gleich reich bedacht."

„Meine Gedanken gingen tiefer", entgegnete jene launig; „ich gedachte der Welt unten. Dort sieht es oft ernst und dunkel aus. Schenkt da, so ist Euch und ihr geholfen."

„O, hättest Du früher gesprochen, Sternschnuppe! Ich fühl' es: Du hast recht, erleuchtetes Wesen, Du hast recht! Ja! ja! alles, was in unserer Macht steht, wollen wir der Welt geben: Glück — Freude — Wonne! Schnell, Zephir, trage es den Blumenschwestern nah und ferne zu, daß ich sie morgen mit Sonnenuntergang hier erwarte; ich habe ihnen Frohes mitzutheilen. Eile! eile!" so sprach bewegt die Rosenkönigin.

Als sich am nächsten Abend die Dämmerung leis' herniedersenkte, der Vollmond heraufstieg — und tausend und abertausend Sternlein flimmerten, begann sich's im Paradiesgarten traumhaft zu regen; die Blumengeister nahten auf das Geheiß der holden Fürstin.

„Seid Ihr versammelt, Ihr lieblichen Schwestern von nah und fern?" fragte die Rosenkönigin.

„Rede! Wir warten Deines Befehls, schöne Königin", haucht's rings umher aus zartem Blumenmund. Und die herrliche Rose begann also: „Reizende Schwestern! Wir seufzen gar oft in des Paradiesgartens unendlicher Pracht — und wußten nicht, woran es uns gebrach. Die Sternschnuppe, hellen Blicks, klärte mich auf: „In der Ueberfülle liegt der Mangel." Schwestern, wir müssen mittheilen von unserer Glückesfülle. Der Welt unten wollen wir geben, schenken von unserm Besten, unserm Herzblut. Es wird eine holdanmuthende Gabe werden — aus des Paradiesgartens Glückesüberfülle, geschenkt. In dem Füllhorn des Lenzes dort bergen wir unsere Gaben bis zum Sonnenaufgang — denn Frau Sonne hat auch dabei zu thun. Nicht wahr, Ihr freut Euch, wie ich, des hellen Gedankens der Sternschnuppe?"

Jubelnd jauchzten die Blumengeister ihrer Königin zu — und rastlos begann das Werk. Die wonnesame Schwester der Königin, die weiße Rose, gab ihren frommen Sinn — Schneeglöckchen brachte sein sonniges Hoffen — Maiblümchen seine hellen Frühlingsgedanken — Jelängerjelieber seine süße Innigkeit; — schüchtern gab Veilchen von seinem stillen Werth — Epheu von seinem treuanschmiegenden Gemüth — Immergrün von seiner Standhaftigkeit — die hehre blaue Glockenblume von ihrer ernsten Poesie — die Quelle von ihrer köstlichen Frische — Vergißmeinnicht von seiner herzlichen Liebesbitte — die Silberpappel von ihrem sanften Klang — zaghaft brachte auch Wermuth von seiner bittern Art.

Die Rosenkönigin beseelte alles mit warmem Liebeskuß — so ward es von holdseliger Weiblichkeit geweiht. Und als sich der Himmel tiefer und tiefer röthete, wandte sie das Füllhorn der erwachenden Tageskönigin zu und rief: „Jetzt, Lebenspendende, thue Dein Werk!"

Kaum glühte der erste Strahlenblick auf das Füllhorn nieder — begann sich's leise drin zu regen. Wie Blütenkelche hob und senkte sich's — liliengleich wuchs es empor und gestaltete sich zum herzigsten Mädchenbild.

Entzückt begrüßten die Blumengeister das holde Wunder. Die Rosenkönigin küßte die liebliche Schwesterblume und sandte Zephir eiligst mit ihr in die Welt hinunter.

„Ich bringe Euch ein Geschenk aus des Paradiesgartens Glückes-

Ueberfülle", rief Zephir in die Welt hinein. „Hegt sie sorglich, die anmuthende Gabe; faßt sie nicht rauh an! Wollt Ihr wahre Freude daran haben, dürft Ihr ihr zarten Sinnes nur nahen!"

„Willkommen! tausendmal Willkommen! Aber sprich, Zephir, wie heißt das Anmuthigste des Anmuthigen?"

„Sie ist die verkörperte Idee: „Junges Mädchen". Sie bleibt bei Euch für immer!"

Und wo sich das liebreizende Geschenk der Rosenkönigin zeigt, ist Frohsinn, Freudigkeit und Sonnenschein in der Welt.

Nippsachen.

Ende vorigen Jahres starb nach langem Leiden in seinem Landschlosse bei Frascati Fürst Marcantonio Borghese, das Haupt der Familie Borghese, welche nebst jener der Colonna zu den edelsten und mächtigsten Geschlechtern Roms gehört. Der Verstorbene war ein sehr wohlthätiger Herr, und die Armen Roms verlieren an ihm einen mitfühlenden Freund. Bestrebt, den Glanz seiner Familie zu erhalten, hat er nicht nur durch Ausführung großer Unternehmungen die Reichthümer vermehrt, die von Papst Paul V. herrührten, dessen Gebote er stets sorgfältig beobachtete, er hat auch die Kunst und die Künstler durch reiche Spenden und Ankäufe unterstützt. Viele werthvolle Stücke der berühmten Sammlungen im Familienhause zu Rom und in der Villa vor dem Flaminischen Thore wurden von ihm erworben. In den letzten Jahren hatte ihn gleichwohl die Sorge um die Zukunft seiner Familie, die nach Abschaffung des päpstlichen Fideikommißgesetzes nicht mehr in der alten vermögensrechtlichen Einheit erhalten werden kann, beschlichen. Er versuchte manches seiner Landgüter zu veräußern, um das Baargeld besser zu verwerthen, und als ihm eine Baugenossenschaft vorschlug, an Stelle der genannten Villa einen neuen Stadttheil anzulegen, willigte er ein, ohne zu bedenken, ob ihm auch das Recht hierzu zustehe. Ganz Rom lehnte sich aber gegen die Zerstörung dieses schönen, allem Volke zugänglichen Gartens der Stadt auf. Die Gemeinde reichte eine Klage ein, und die Gerichte erklärten, daß der Fürst den Familien-Konstitutionen gemäß und unbeschadet seines Eigenthumsrechtes die Villa dem römischen Volke offenhalten müsse. In politischen Fragen huldigte der Fürst sehr milden Ansichten. Als Katholik ehrte er den Papst, als Staatsbürger ließ er an feierlichen Tagen die italienische Fahne vom Balkon seines Palastes herabwehen. Seine Reichthümer sind mit dem wirthschaftlichen Leben des Reiches unzertrennlich verbunden, denn er war nicht allein an vielen größeren Banken mit großen Summen betheiligt, sondern er stand auch an der Spitze der Gesellschaft, welche den Betrieb der mittelländischen Bahnen vom Staate übernommen hatte. Seine Güter, welche ungefähr ein Drittel der Provinz Rom bilden und die herrlichsten Villen der Welt einschließen, fallen zumeist seinem erstgeborenen Sohne Paul, Fürsten von Sulmona, zu. Die anderen Söhne sind mit den Pflichttheilen abgefunden. Infolge des Todesfalles werden die meisten Familien des römischen Hochadels und in Oesterreich die Familie Apponyi in Trauer versetzt, indem die Gemalin des Fürsten Paul eine geborene Gräfin Apponyi ist. Fürst Borghese stand im 73. Lebensjahre.

Die Londoner Polizei. Es ist fast unerklärlich, wie es so wenigen Polizisten — ein Sicherheitswächter kommt auf 2000 Britten — gelingen kann, London vor Gewaltskrisen zu schützen. Dies fällt um so mehr ins Gewicht, als der Freiheitssinn John Bulls die Einführung einer polizeilichen Wohnungsmeldung als einen unerträglichen Eingriff in seine geheiligten Rechte der persönlichen Freiheit betrachten würde. Da überdies der Polizist in kein Haus eindringen darf, es sei denn, er höre den Ruf: „Hilfe, Mörder!" so sind es in der That wenige Handhaben, die ihm die Ausführung seines Berufes erleichtern. Nur die Nachtherbergen niedrigster bedenklichster Art sind der Aufsicht unterstellt. Die Verbrecherwelt hat ihre „Zuschlepper" überall. Man kann sich einem sehr biedermännisch aussehenden Fiaker anvertrauen, aber ahnungslos über das gaserleuchtete London hinausgefahren werden, nachdem sich schon unterwegs

urplötzlich ein blinder Mitpassagier auf den Kutschbock gesetzt hat. Der Wagen hält dann erst irgendwo fern draußen auf öder Baustelle, und der Räuber macht sich an sein Geschäft. Die Reinigung sämmtlicher Taschen ist auch wohl das Werk einer einzigen Umarmung, die dich liebevoll vor jähem Sturz schützen will, nachdem ein anderer zuvor aus purem Versehen dich mitten auf dem Trottoir über den Haufen gerannt hatte.

Ferner zahlen die Behörden für jeden todt oder lebendig aufgefischten Menschen sieben Schilling Bergelohn. Es war erstaunlich, wie rasch seitdem sich die Zahl jener Plakate vermehrte, welche, an der Außenwand der Polizeistation befestigt, die fettgedruckte Ueberschrift trugen: „dead body found", d. h. „eine Leiche aufgefunden." Verwegene „Bierreisen" in der Nähe der Themse können ja leicht mit einer Zickzackbewegung enden, wo dem verehrten Zecher plötzlich ein Menschenfreund unter die Arme greift, nahe der Stelle, wo das Wasser am tiefsten ist. Und sieben Schillinge Bergelohn für einen Ertrunkenen sind ein Gegenstand für mehr Leute, als man sich träumen lassen möchte. Indessen mit Ausnahme dieser Kleinigkeiten ist London bei Tag und Nacht sicher, und dazu trägt „Bobby", der Polizeimann, das seinige bei. Der boshafte Spitzname „Bobby" ist von „bob" hergeleitet, womit der Plebejer den Schilling bezeichnet, und soll bedeuten, daß Bobby eben für einen Schilling zu haben sei. In der That, nicht mit Goldstücken, sondern nur mit Schillingen wird Bobbys Mühsal bezahlt. Keine Ruhe bei Tag und Nacht und in der Woche achtzehn Schilling, welche sich nach jahrelangem Dienste auf fünfundzwanzig steigern können, gerade genug, um den Wolf „Hunger" von der Thür fernzuhalten. So treten ihm tausend Versuchungen nahe, denn wenn er bei Gelegenheit nicht sehen will, kann er es zu einem wohlhabenden Manne bringen.

Der Londoner Policeman hat auch seine Heroen. Furchtlos wagt sich Bobby oft in einen wüthenden dichten Menschenknäuel, sich darauf verlassend, daß nicht jeder Messerstich ins Herz treffen muß, und „pflückt" sich „seinen Mann" heraus, auch wohl zwei oder drei. „Den ertappten Verbrecher", so sagt dir der Policeman, „braucht auch der einzelne von uns nicht zu fürchten; der ist meist feige und duckt sich sofort unter sein Schicksal, so wir ihm nur die Hand auf die Schultern legen, und er läßt sich ruhig die Schellen um die Knöchel drücken." Aber der Vagabond, der Raufer aus Passion, ist unberechenbar. Wenn er bei Nacht, oft in schaurig öden Gassen, seine Ronde macht, hat der Polizist auf lange Strecken keinen Bruder in der Noth und besaß noch vor zwei Jahrzehnten keinen anderen Schutz, als einen blauen Frack, waschlederne Handschuhe und lederbesäumten Cylinder, keine andere Waffe, als anderthalb Fuß „ungebraunter Asche" (Holzknüttel). Er trug sich wie ein Gentleman und fand bereitwilligeren Beistand aus den Reihen des Publikums als heute, wo er seit den Feniererexcessen militärisch gedrillt worden, eine Art Tunika angezogen und einen grauen Filzhut aufgestülpt hat. Sein Dienst ist derselbe geblieben, hart, sehr hart, auch bei Tage. Der kärglichen Löhnung wegen rekrutirt sich die Polizei nur sehr langsam, oft aus jungen Burschen, die frisch vom Pfluge gekommen, und viele, denen sich andere Nothbrücken des Lebens öffnen, legen den sauren und undankbaren Posten nieder. Der Richter, falls ihm ein Inkulpat vorgeführt wird, tritt überdies oft mit Behemenz gegen den Policeman auf, wenn dieser sich etwa an einem Unschuldigen vergriffen.

Die amerikanische Kolonie in Paris. Ehre den amerikanischen Ansiedlern! Wie im fernen Westen, so gewinnen sie auch im fernen Osten, in dem alten Welttheil, Fuß für Fuß breit Boden, eine unerschrockene Schaar, die mit gleichem Muth, wenn auch mit verschiedenen Waffen den Kampfe mit den Rothhäuten der Prairie, wie mit der blaublütigen Rasse des Faubourg Saint Germain aufnimmt! Lassen wir heute das Wort dem „Figaro", der gelegentlich des Todes eines der ältesten amerikanischen Pariser, Mr. Ridgway, die Entwickelung einer Kolonie schildert, die kaum seit einem Menschenalter besteht und dennoch schon den bedeutendsten Einfluß in der französischen Hauptstadt gewonnen hat:

„Die Mitglieder der amerikanischen Kolonie in Paris werden, alles in allem, auf höchstens 3000 geschätzt; doch da sie durchweg reich sind, nehmen sie mehr Platz ein als die 30,000 Deutschen oder 20,000 Italiener, die gleichfalls die Stadt bewohnen. Mit sicherem Instinkt für das praktische und elegante Leben haben sich die Kinder der Vereinigten Staaten sofort bei ihrer Einwanderung in den geräumigen, luftigen, von

Bäumen durchwachsenen Vierteln festgesetzt. Kaum zählt man zehn amerikanische Familien, die nicht jenseit der Madeleine nach dem Boulogner Gehölz zu wohnen. Der Pariser Westen ist ihr far west, das Faubourg Saint Honoré ihre neue Heimat, die Avenue des Champs Elysees ihre fünfte Avenue. Um ihre Illusionen vollständig zu machen, hat die Pariser Munizipalität ihnen in jener Gegend die Washington- und Lincolnstraße gewidmet, — eine Huldigung, die der um das ganze Viertel hochverdienten Nation vollauf gebührt.

Doch Bruder Jonathan möge sich darauf nicht allzuviel einbilden. Nicht durch die Kraft seiner Söhne, sondern durch die Grazie seiner Töchter hat er in der Hauptstadt Fuß gefaßt. Ein berauschendes Wesen, so eine junge Amerikanerin! Kaum war sie in den Pariser Salons erschienen, als sie auch schon Furore machte. Die Freiheit ihres Auftretens, vereint mit der Familiarität des shakehand, eroberte die Menge jener jungen Leute, die aus einer Art von Schüchternheit sich aus der monde in die demimonde zu flüchten pflegen. Für einen verlegenen Jüngling giebt es ja in einem Salon nichts angenehmeres, als eine Jungfrau, die auf die natürlichste Weise, ohne falsche Scham — und manchmal auch ohne Heiratshintergedanken — die ersten Auslagen der Unterhaltung trägt. Und doppelt süß ist es, wenn dies von hübschen Mädchen geschieht, die von ihrer angelsächsischen Abkunft weder die Steifheit der Haltung, noch die Vorliebe für grellfarbige Stoffe, noch die Größe der Hände und Füße bewahrt haben.

Die Amerikanerin hat den flirt zwar nicht erfunden, aber doch in reizender Weise vervollkommnet. Vergessen wir nicht, daß sie es war, die in den Pariser Salons den schönsten aller Tänze, den Boston, eingeführt hat. Walzer tanzen ist gewiß wunderschön, hinreißend, bezaubernd, — aber plaudern kann man dabei nicht. Bei Boston dagegen kann man Plaudern. Dieser wonnig langsame Tanz, der übrigens ebensogut nach dem Polka-, wie nach dem Mazurka oder Quadrilletakt geht, ist das liebenswürdigste Mittel des Flirt. Der Tänzer führt seine Tänzerin wie und wohin er will, vorwärts, rückwärts, auf den Seiten hin, zwischen den Paaren durch, und kann ihr in der sanften Schwingung des Reigens alles zuflüstern, was ihm durch den Kopf geht. Bringt der Walzer die langweiligen Schweiger zur Geltung, so ist der Boston der Triumph der berückenden causeurs.

Die Pariser Republikaner sind auf den Erfolg, den die Amerikanerinnen in der vornehmen Welt haben, nicht wenig stolz und spotten gerne über die Aristokratie, welche die Sprößlinge der Demokratie zu Königinnen der Salons erhebt. Ganz recht; doch nehmen die republikanischen Königinnen ihre Würde völlig ernst und betrachten die Verbindung mit einem Republikaner als eine Mesalliance. Ob reich oder arm, mit einer Millionenmitgift oder nur mit ihren Reizen ausgestattet, finden sie in der aristokratischen Gesellschaft jederzeit die besten Partien. Wer zählt all die Töchter der neuen Welt, die sich mit dem alten Adel Frankreichs verbunden haben! Die Fürstin Murat, Mutter der Herzogin von Mouchy, ist eine Amerikanerin. Amerikanerinnen sind auch die Marquise von Chasseloup-Laubat, Wittwe des früheren Marineministers, die Gräfin von St. Roman, die Generalin de Charette, die Gräfin Olivier de Chevigne und so viele andere noch, die den ersten Rang in der wappengeschmückten Welt einnehmen. Alle diese Damen sind rasch und von Herzen Französinnen geworden, während zugleich ihre natürliche Vornehmheit sie sofort mit den Enkelkindern der Kreuzzugritter auf gleiche Stufe stellte.

„Figaro" hat recht; nur verschweigt er, — der doch wissen müßte, daß keine Königswürde in Frankreich ohne Kampf erlangt wird, — daß auch die reizenden Amerikanerinnen über die Pariser Aristokratie nicht ohne Widerstand triumphirt haben und daß noch jetzt von Zeit zu Zeit die Eingeborenen sich gegen die Pioniere des Westens empören. Doch wie dem auch sei: die neu-französische Aristokratie der Hauptstadt ist halb schon eine amerikanisch-französische; dies neue Adelsviertel, das den Glanz des alten, sanft entschlummernden Faubourg Saint-Germain erbt, ist vorwiegend eine amerikanische Ansiedelung und von der Madeleine bis zum Bois de Boulogne erstreckt sich ein Stadttheil, der zwar noch zu Paris gerechnet wird, in Wirklichkeit aber nichts anderes ist, als eine Vorstadt von New-York.

Salon-Büchertisch.

Neues Leben.

Gedichte und Sprüche von Friedrich Bodenstedt.
Breslau. S. Schottländer. 1886.

In der deutschen Metropole treiben gegenwärtig eine Schaar Stürmer und Dränger ihr Spiel. Die Revolution in der Literatur ist ihr Schlachtruf. Gegen eine Erneuerung unseres etwas matronenhaft gewordenen Schriftthums wäre nun durchaus nichts einzuwenden. Der ältere Singsang vom Blauäugelein und dem sanfterröthenden Magebin ist nachgerade bis zum Ueberdruß abgeleiert und auch dem Roman und der deutschen Novelle wäre ein Trunk aus irgend einem Jungbrunnen zu wünschen.

Der jungen Schule fehlt aber Klarheit, Formsinn und vor allem Originalität. Sie will es nicht Wort haben, aber sie schreitet doch nicht als Pfadfinderin einher, sondern in Zolaschen, schon breitgetretenen Strophen. Eine Ausnahme ist da! —

Endlich aber, und das ist ein empfindlicher Mangel, entbehrt sie des guten Geschmacks. Sie glaubt, wenn man bisher nicht salonfähige Worte in die Schriftsprache einführt, sei man ein Realist und ein Neuerer, und vergißt, daß auch das schon da war, und vor längerer Zeit Boileau gesagt hat:

Je ne puis rien nommer, si ce n'est pas son nom:
J'appelle un chat un chat, et Rollet un fripon.

Auch das Schimpfen auf bisher anerkannte Größen und die sogenannten Idealisten ist ein Vorrecht der deutschen Literatur-Revolutionäre. Der echte Neuerer, wie wir ihn brauchen, ist aber meiner Ansicht nach der, welcher ideale Stoffe und nicht Geschichten „für junge Hunde", in realistischer Weise vorträgt.

Bis das Meisterwerk des jüngsten „jungen Deutschlands" ans Tageslicht tritt, wollen wir uns noch an den Großthaten unserer älteren Lieblinge freuen. Es war mir vergönnt, kürzlich an dieser Stelle auf Paul Heyses „Spruchbüchlein" hinzuweisen. Heute möchte ich einem deutschen Dichter, der viel weiter hinaus bekannt und geliebt ist, als die deutsche Zunge reicht, das Wort reden. Friedrich Bodenstedt, der Sänger der Lieder Mirza Schaffys, legte uns „Neues Leben" auf den Weihnachtstisch. In den meisten noch unveröffentlichten Gedichten müssen wir wieder die alten Vorzüge des Meisters bewundern: unendlichen Wohllaut der Sprache, echtes Formgefühl und weltweise Gedanken.

Von den Reben am Rhein singt der Dichter:

Sie stehen wie Soldaten in Reih' und Glied
Im schlichtgrünen Rock, ohne Unterschied
Als des inneren Adels, der erst sich erschließt
Wenn ihr Blut zum Heile der Menschheit fließt.

Von großartiger Wirkung sind die beiden im Stile freier Goethischer Rhythmik entworfenen Oden: „Das Leben" und „Der Tod", Hohelieder eines mit modernem Wissen getränkten Spinozismus!

An neuen guten Sprüchen ist kein Mangel:

Freundlich ertrag' ich menschliche Schwächen,
Oft, wo sie fehlen, wohnt das Verbrechen!

Jedes Menschen Fuß im Lebenslauf
Wirbelt den Staub von Jahrtausenden auf,
Der eine schüttelt ihn ab mit Verachtung,
Dem anderen wird er zum Stoff der Betrachtung.

Von den Liedern sei nur eins nachgesungen; wie ein Vöglein auf dem Ast, rufts als Gespielin die Melodie herbei:

Lied.

Wenn Deine Stimme mir
Klagend und klangvoll tönt,
Hüpft mir das Herz
Wie ein Vöglein im Käfig.

Wenn Deiner Augen Glut
Mir in die Seele strahlt,
Wird sie so helle
Wie der sonnige Himmel.

Von dieser Wunderwelt
Hebt sich der Schleier ganz;
Du bist darin
Mir das holdeste Wunder!

Es folgen dann Sonette, Balladen, Erzählendes, Bilder aus Italien, Gedächtnißblätter und Verschiedenes. Auf jeder Seite können die Jungen Rhythmus und Harmonie lernen. Die alten Freunde Bodenstedts brauchen ja nur auf sein neues Buch aufmerksam gemacht zu werden, um es sich anzusehen. Sie werden dann auch ihre Lust an der prächtigen Ausstattung, dem Autogramm haben, welche die Verlagshandlung dem prächtigen Juwel als Erinnerungsblatt beigegeben. Dr. A. F.

Ein ganz eigenartiges Buch ist der bei A. G. Liebeskind in Leipzig erschienene **Führer durch den Konzertsaal** von Hermann Kretschmar. Der Verfasser bespricht in diesem ersten Bande mehrere hundert Symphonien, Suiten und Serenaden von 140 Komponisten und zwar in so scharfsinniger und eingehender Weise, daß die Lektüre dieses Buches für jeden, den Musiker nicht ausgenommen, ein wahres Vergnügen genannt werden kann. Das Buch ist das Resultat eines umfassenden musikalischen Wissens und Könnens, und manchem, der die Symphonien von Haydn, Mozart, Beethoven ꝛc. wirklich genau zu kennen glaubt, werden viele neue Gesichtspunkte, Feinheiten, die ihm entgangen waren, durch die geistvollen Ausführungen Kretschmars klar werden. Jeder Musikliebhaber wird gut thun die Besprechung einer Symphonie, sowohl ehe er sie hört, als nachdem er sie gehört hat, durchzulesen. Der Genuß und namentlich das Verständniß derselben wird dadurch sicherlich ganz wesentlich erhöht werden. Mit wahrem Vergnügen sehen wir dem Erscheinen der weiteren Bände dieses trefflichen Führers entgegen.

Unser Bildertisch.

Lektüre.

(Mit Illustration.)

Durch der Thränen blanken Thau
Lächeln ihre Blicke nieder.
Sag was rührt Dich, schöne Frau?
Sind's „Geschichten aus dem Ried",
Oder „Singuf's" Schelmenlieder,
Oder die „Franzosentid?"

Was es sei — dem Dichter Preis,
Der mit seelenvollem Scherzen
Und mit zartem Ernste leis
Dir den frischen Sinn beschwor,
Denn so mächtig spricht zum Herzen
Poesie nur und Humor!

Frida Schanz.

Reinekes Ende. (Mit Illustration.) Die Monate Januar und Februar sind für unsern Meister Reineke, den schlauen Freibeuter, die schöne böse Zeit, welche keiner Kreatur vorenthalten bleibt, die Zeit der Wonne, die Zeit der Schmerzen, die Zeit der Liebe. Freund Grünrock kennt die Gewohnheiten des Fuchses in dieser Jahreszeit genau, er weiß, wo er ihn zu finden hat. Erdmann und Waldine, das schwarze Teckelpaar, sind gekoppelt, die Doppelflinte hängt auf der Schulter, in der Jagdtasche steckt eine Herzstärkung, ein alter Nordhäuser, der bei der kalten Jahreszeit das Blut wärmen hilft, wenn es die Jagdleidenschaft allein nicht vermag, und

vorwärts geht's in den Fichtenforst auf den bekannten Bau. Abseits stellt sich der Jäger an einem Baume an, von wo aus alle „Röhren" (Mündungen) der Raubritterburg zu übersehen sind, dann werden die Teckel gelöst und schnell, wie ein geschmierter Blitz, „fahren" die muthigen Hunde ohne aufmunternden Hetzruf in die unterirdische Behausung geraden Weges los auf das Brautgemach des verliebten Besitzers.

Das giebt ein Bellen und Keifen da drunten, ein Jagen und Poltern im Bau, daß es eine Lust ist zuzuhören. Hin und her geht der Lärm unter der Erde, zuweilen so dicht vor einem Ausgang, daß unser Freund schon erwartungsvoll den Kolben der Flinte an die Schulter zieht, aber vergebens, der Schall der wilden Jagd tönt wieder dumpf und tief aus der Erde. Jetzt verbellen die Hunde schon eine Viertelstunde lang auf einer Stelle. Da schiebt sich ein rother Kopf aus einer Röhre, dem langsam Hals und halber Körper folgen. Herr Reineke ist es, der feig seine junge Gemalin im Stich zu lassen gedenkt, in einem Augenblick, wo zwei Feinde ihre Wuth in so wenig mißzuverstehender Weise ihr zu erkennen geben. Vorsichtig blickt sich der Feigling um, ob die Luft oben auch rein ist, oder ob er hier aus dem Regen in die Traufe kommt, aber er wittert keine Gefahr und behutsam tritt er ins Freie. Aber weßhalb steht er auf drei Läufen und horcht mit schief gehaltenem Kopfe aufmerksam in den Bau? Sollte er eifersüchtig sein, der rothe Spitzbube, eifersüchtig auf die Eindringlinge, die so unzart mit seiner Schönen unten verhandeln? — da knallts und ohne Zucken sinkt der Räuber todt zusammen.

Freund Grünrock holt den Fuchs und legt ihn sich auf die Füße. Es ist ein naßkalter Tag und da kann er einen solchen Fußwärmer gut gebrauchen. Stunde auf Stunde verrinnt, die Fuchsin oder „Fehe", wie sie der Jäger nennt, springt aber nicht. Sie will nicht heraus. Ritsch! da ist sie doch, die rothe schlaue Hexe — aus einer Fluchtröhre, die weit ab versteckt unter einem Dornbusch mündet, ist sie gesprungen und flüchtig, dicht über die Erde sich drückend, rennt sie davon, jeden Baum, jeden Strauch, jede Erdfalte geschickt als Deckung benutzend. Aber unser alter Waidmann hat aufgepaßt. Seine Flinte knallt und Erdmann und Waldine zausen die schwer verwundete hin und her und verbeißen sich an der Kehle ihrer Feindin. Der glückliche Jäger aber ergreift sie am Genick, „bricht die Hunde ab" und hebt dann seine Beute hoch in die Luft, seinen Lieblingen zurufend: „So brav, meine wackeren Hunde, das war eine lustige Fuchshatz!"

Beim Frühstück. (Mit Illustration.) Auf unserm dritten Bilde tändelt eine Schöne in der Morgentoilette mit einer Katze, die ihre Einsamkeit theilend, auf einen Lockruf mit graziösem Schwunge auf den Tisch gesprungen ist und nun mit den weichen Sammetpfötchen auf dem weißen Tischtuche tänzelnd, äußerst geschickt zwischen Tellern und Gläsern umhergeht. Selbstredend bekommt das Kätzchen auch sein Theil von der leckeren Mahlzeit, und nimmt denselben wie einen schuldigen Tribut, ja sogar oft recht zögernd und wählerisch entgegen.

Die Nonne am Fuße des Schlosses Duino im Golf von Triest. (Mit Illustration.) Duino ist ein Marktflecken in Görz mit einem Schlosse auf hohem Felsen am Adriatischen Meere. Unten am Schlosse liegt eine Gruppe von Felsblöcken, vom Volke mit seiner lebhaften Phantasie die steinerne Nonne genannt. Steil erhebt sich der mächtige Felsen aus den schäumenden Meereswellen, besonders, wenn der Mond sein Silberlicht auf das oft von vorbeiziehenden Wolken verhüllte Schloß wirft, ein romantischer Anblick. Fischerbarken im Hintergrunde beleben die schöne Nachtlandschaft.

Neueſte Moden.

Nr. 1. Masken-Anzug „Schweizerin“.

Der runde Rock beſteht aus roth und blau geſtreiftem Stoff. Die gleichfarbige Schürze iſt als Tuch eingerichtet, bildet unten eine ſcharfe Spitze und hat

Nr. 1. Masken-Anzug „Schweizerin“.

Nr. 2. Masken-Anzug „Türkin“.

an den Hüften Falten. Die Spitze der Schürze iſt bis an die Hüften mit Sammetarabesken verziert. Auch das aus glatter rother Leinwand hergeſtellte, glatt anliegende Mieder mit viereckigem Ausſchnitt iſt vorn mit Sammetarabesken benäht. Der Halsausſchnitt iſt mit gleichfarbigem Sammet beſetzt. Der glatte, oben und unten eine Spitze bildende Gürtel hat ein beſticktes Sammettheil. Die halblangen

Aermel von gestreiftem Stoff sind unten weit und in ein Bündchen gefaßt. Das Kopftuch von gleichem Stoff hat einen an der Seite geschlungenen Knoten Rothe Strümpfe und rothbraune Schuhe mit Schleifen.

Nr. 2. Masken-Anzug „Türkin".

Die weiten, bis über die Kniee reichenden Beinkleider aus Bagadèrengaze sind unten durch ein Bündchen zusammengenommen und fallen über letzteres hinweg. Ein langes Hemd aus weißem Crêpe de Chine, welches am Hals eingereiht ist, bedeckt die Beinkleider bis zum Knie. Die oben engen und unten sehr weiten

Nr. 3. Frisur für Abendgesellschaft.

Aermel sind nach innen emporgenommen und die Falten durch Metallsterne befestigt. Die breite Schärpe und die Schulterverzierung sind von Bagadèrengaze. Der am Hemd befestigte Kragen ist aus bestickter weißer Seide angefertigt. Das kleine Mützchen, ebenfalls aus Seidengaze, ist mit nach der Stirn fallenden Zechinenreihen geschmückt. Den Schluß des Kragens und der Schulterverzierung bildet ein Metallstern mit Seidenbällchen. Weißseidener, bestickter, viereckiger Fächer. Weißseidene Strümpfe und rothe Babuschen.

Nr. 3. Frisur für Abendgesellschaft.

Das Haar wird am Hinterkopf nach oben zusammengenommen und dort an einer vorher zusammengerollten und festgesteckten Strähne so befestigt, daß das Haar nicht straff, sondern leicht gewellt und lose fällt. Die Enden schlingt man in

Schleifen oder läßt diese in herabfallende Lockensträhne auslaufen. Ist das eigene Haar dazu nicht ausreichend, so ergänzt man dasselbe durch untergeschobene künstliche Haarsträhne. Die vorderen kleinen, auf die Stirn fallenden Löckchen werden ebenfalls bei Mangel an eigenem Haar durch andere ersetzt. Eine schöne Straußfeder, nach vorn gebogen, ist oberhalb der Haarpuffen angebracht.

Nr. 4. Frisur für junge Damen.

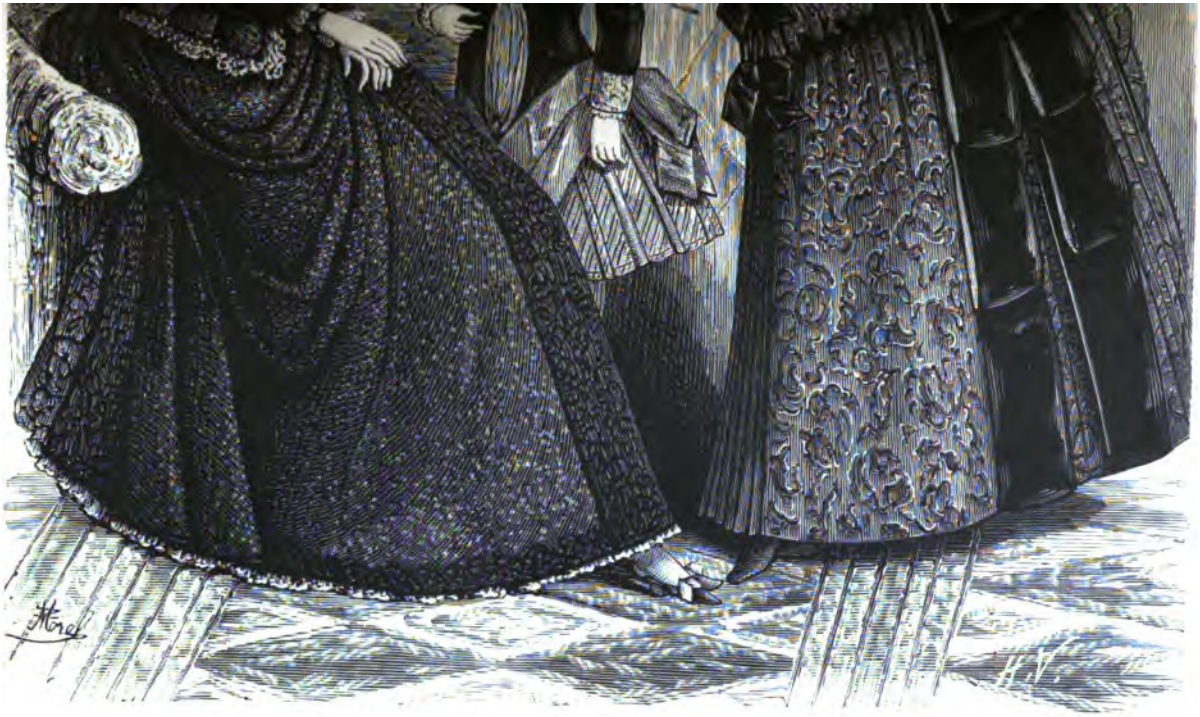
Von dem vorn glatt nach hinten gestrichenen Haar bildet man einen kleinen Knoten und befestigt auf diesem das von hinten nach oben in zwei Theilen nach

Nr. 4. Frisur für junge Damen.

innen leicht gedrehte Haar ebenfalls lose. Die Enden desselben schlingt man zur Schleife und läßt das kleinste Ende nach der Stirn fallen, wo es sich mit dem untergeschobenen kleinen Lockentuff vermischt. In den vorderen Haarpuffen befestigt man einen kleinen Blumenzweig und Spitzen.

Nr. 5. Anzug fürs Haus.

Dieser Anzug ist aus braunrothem Wollenbouclé angefertigt. Der runde Rock hat vorn herab einen breiten Astrakanstreifen, welcher etwas schmäler auch den untern Rand des Rockes bis zu den Rückenfalten umgiebt. Der unten glatt fallende Rock ist oben vorn und an den Hüften leicht gerafft. Die ziemlich anliegende Taille hat an den Vordertheilen Astrakanbesatz, welcher durch einen gestickten Spitzenstreifen getrennt ist. Dieser Streifen umgiebt auch die dreispaltigen kleinen

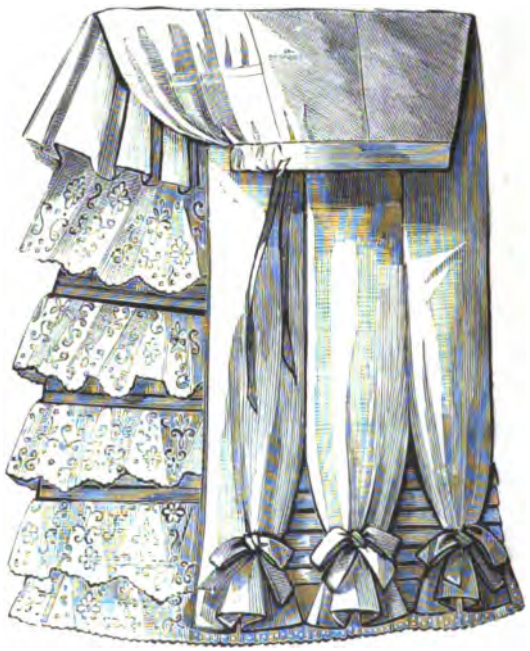


Nr. 5. Anzug fürs Haus. Nr. 6. Anzug für Mädchen von 6 Jahren. Nr. 7. Empfangs-Anzug.

Schößchen an den Hüften. Der Rücken hat eine breite Watteaufalte. Die langen glatten Aermel sind unten breit mit Astrakan besetzt. Der Ueberschlagkragen ist von rubinrothem Sammet, sowie auch die Einfassungen an der Taille und den Schößen.

Nr. 6. Anzug für Mädchen von 6 Jahren.

Der Rock dieses Kleides ist aus taubengrauem indischem Cashmir und in flache Doppelfalten gelegt. Die lange, glatte, englische Taille aus schwarzem Sammet verbindet eine faltige Schärpe vom Stoff des Rockes mit diesem und bildet, an der linken Hüfte erhoben, nach hinten fallend eine große Schleife. Das in Falten gezogene, in der Mitte und an den Enden zusammengezogene Latztheil ist aus taubengrauem Surah gefertigt. Der große Kragen und die Aufschläge der glatten Sammetärmel sind von guten alten Spitzen.



Nr. 8. Kleiderrock.

Nr. 7. Empfangs-Anzug.

Derselbe ist von grün und graubroschirter Seide. Der Falteneinsatz, welcher in der Mitte auf den Vordertheilen des Rockes von oben herabgeht, besteht aus glattem grüngrauschillerndem Seidenstoff. Die beiden Theile, welche sich nebeneinander befinden, haben oben zwei Puffen, welche sich an den Seiten verlieren. Diese Seitenbahn wird durch von oben herabfallende, breite, auf der obern Seite dunkelgrüne und innen rosafarbene Plüschschlupfen bedeckt. Der Kragen, die Aufschläge der Aermel, sowie die vorderen kleinen Schleifen an der Taille sind von grünem Plüsch. Die Taille ist glatt, ohne Schooß und vorn über einem Faltenhemd aus rosa Surah offen. Die hinteren Rockbahnen sind auf der rechten Seite etwas erhaben.

Nr. 8. Kleiderrock.

Dieser Kleiderrock ist aus altgoldenem Atlas angefertigt und mit Spitzenfalbeln besetzt. Die glatten Vordertheile sind am untern Rand in kleine flache Falten gelegt. Der darüber fallende Spitzenrock ist in große Falten geordnet, welche unten offen sind und durch Atlasschleifen zusammengenommen werden, so daß der untere Falten-

rock ſichtbar iſt. Die Rückentheile ſind mit fünf Spitzenfalbeln beſetzt, zwiſchen welchen die flach gelegten Falten des erſten Rockes hervorſehen. Oben am Bund des Rockes, welcher durch einen Zug mit hindurchgehenden Bändern der Taille angepaßt wird, befindet ſich ein in Tollfalten gelegtes Atlastheil, welches auf die Spitzenfalbeln trifft.

Nr. 9. Taghemd für Damen.

Das Hemd iſt aus feinem weißem, mit kleinen farbigen Blüten beſtreutem Batiſt angefertigt. Daſſelbe iſt in der Taille ziemlich anliegend und hat vorn an jeder Seite zwei Bruſtfalten. Oben ohne Aermel mit ſehr tiefem Ausſchnitt, wird letzterer durch einen Einſatztheil aus feiner Guipüre begrenzt. Dieſes Theil iſt vorn

Nr. 9. Taghemd für Damen.

zackig eingeſetzt und hat, wie auch die Aermel, einen durchbrochenen Rand mit durchgezogenem Seidenband, welches vorn eine Schleife bildet. Der untere Rand des Hemdes hat einen ebenſolchen breiten, jedoch glatt angeſetzten Guipüreſtreifen mit durchbrochenem Rand und Banddurchzug. Auf der linken Seite auf der Bruſt iſt ein Monogramm in farbiger Stickerei angebracht.

Nr. 10. Unterrock für Damen.

Der aus Molton angefertigte Rock hat am untern Rand einen breiten geſtickten Streifen mit languettirten Zacken und reicher Stickerei. Ueber dieſem Rand iſt ein ebenfalls beſtickter Einſatzſtreifen angebracht. Der Bund des Rockes iſt vorn breit und glatt, während die Rückentheile deſſelben zum Zuſammenziehen mit einem hindurchgeleiteten Band eingerichtet ſind.